

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Q von Ra



52. Jahrgang.

Q. 12
Leipzig 12



K

onservative Monatschrift

für das christliche Deutschland

Januar

1895.

Begründet 1843 als Volksblatt für Stadt und Land.

Leipzig.

Verlag von E. Hugelsh.



Inhalt.

	Seite
Der „Schleierfall“. Eine Gasteiner Geschichte	1
Erlebnisse eines medlenburg-strelitzischen Husaren-Wachtmeisters in dem Feldzuge von 1814	15
Ein Lebensbild. Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt. Von Heinrich von Strube	23
Zur Geschichte und Entwicklung Japans. Von Spanuth-Pöhlde	45
Meine Erinnerungen an den Krieg 1866. Von Oeomar Ernst von Nahmer	59
Das Begräbnis. Ballade von Rudolf Vode	68
Monatsschan. Politil. Wirtschaftspolitil. Kolonialpolitil. Von der Kunst. Kirche	70
Neue Schriften. 1. Politil. 2. Kirche. 3. Geschichte. 4. Biographie. 5. Poesie.	
6. Unterhaltungslitteratur. 7. Verschiedenes	97

Herausgeber:

Dietrich von Czerken, Schwerin i. M., Klosterstr. 10, und Professor D. **Martin von Nathusius** in Greifswald.

Alle Briefe und Schriften sind nur an die „Redaktion der Allg. Konservativen Monatschrift, Schwerin i. M.“ zu richten.

Nachdruck

der in diesem Hefte enthaltenen Aufsätze verboten.

Die „Allgemeine Konservative Monatschrift für das christliche Deutschland“ (Fortsetzung des Volksblattes für Stadt und Land) dient zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur. Monatlich erscheint ein Hefte in Lex.-8° von 7 Bogen.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungspreisliste Seite 3 Nr. 61), wie bei der Verlagshandlung; Preis p. Quartal 3 Ml.

Einbanddecken zu den Halbjahrsbänden kosten je Ml. 1.—.

Infolge ihrer relativ weiten Verbreitung, ganz besonders aber der vornehmen und gutsituierten Kreise wegen, in denen die Allgem. Konserv. Monatschrift gelesen wird, eignet sie sich zu erfolgreicher Insertion mit nachhaltiger Wirkung.

Insertionspreis für die gespaltene Petit-Zeile 0,20 Ml. Beilagengebühr 20 Ml.

Bei Wiederholungen komme ich durch Gewährung möglichen Rabatts thunlichst entgegen.

Die in diesem Hefte enthaltene Beilage von Jos. Roth'sche Verlagshandlung in Stuttgart wird hiermit besonderer Beachtung empfohlen.

E. Ungleich in Leipzig.



AP30

K65

V. 52:1-6

Der „Schleierfall“.

Eine Gasteiner Geschichte.

„Was für eine interessante Geschichte erzählte dir denn der Feltreiber, Esther?“ — „Mir?“ — „Ja, du lachtest und wurdest ganz rot —.“ — „Ach, beim Schleierfall?“ — „Ja, beim Schleierfall oder beim Bärenfall, es giebt hier so viel Fälle, jeden Tag könnte man einen neuen taufen,“ sagte ein ällicher Herr mit seinem Gesicht. Das kleine Gefährt, neben dem er herging (einem Lehnstuhl nicht unähnlich), wurde, wie so häufig in Gebirgsthälern, von einem Maultier gezogen und ermöglichte Leuten, welche steile Wege nicht erklimmen konnten, auf diese Art auch recht ansehnliche Höhen zu erreichen. In diesem seltsamen kleinen Fuhrwerk, in dem man, rückwärts sitzend, das Thal, welchem man entstieg, und die erklommene Strecke überblickt, sah eine ältliche Dame und schaute mit frohem Blick in die schöne Gebirgswelt hinein. Jede Viertelstunde entstand ein liebevoller kleiner Streit zwischen dem Ehepaar, denn dann sollte getauscht werden, und jedes gönnte dem anderen zu fahren und erklärte, noch nicht müde zu sein. Ein frisches junges Mädchen stieg leichtfüßig nebenher und pflückte bald Blumen am Wege, bald unterhielt es sich mit Vater, Mutter oder dem Burschen, der sorgsam das Maultier am Zügel führte. An dieses war die vorerwähnte Frage gerichtet gewesen über das interessante Gespräch am „Schleierfall“.

Von Bockstein aus zieht sich schon die fessige, enge Thalschlucht hinauf, welche auf den moosigen grünen Alpenrücken des viel besuchten Raxfeldes mündet. Raufchend und sprudelnd begleitet die Ache den Wanderer, sie bildet größere und kleinere Kaskaden, um schließlich dem großen Fall in Gastein selbst den Hauptbestandteil an Wasserreichtum zuzuführen. Noch von höheren Felsen hinabstürzend erblickt man, kurz ehe man das Raxfeld erreicht, den Schleierfall, der, dem langen Brautschleier einer vornehmen Dame gleich, in zarten, weichen Falten das Gestein zu umhüllen scheint.

„Die Sage geht: Wer hier am Schleierfall am Peter- und Paulstage morgens in der Früh mit Speit und Raute in der Hand vorübergeht, trägt übers Jahr den Schleier! — so sagte mir der Bursche. Ich meinte nun, zu so fröhlichem Anlaß da zienten sich wohl noch besser Alpenrosen und Edelweiß, denn zu einer Hochzeit kommt mir die Raute doch recht traurig vor. — ‚Hochzeit?‘ sagte der Bursche, — bei uns trägt man dazu keinen Schleier, die vornehmen Herrschaften vielleicht — bei uns tragen nur die den Schleier, die ins Kloster gehen.“ — „Ja, was tragen denn aber die Bräute hier zu Lande im Paar?“ — „Früher trugen alle eine Krone mit goldenen Flittern dran, die im Widdum*) verwahrt wird — jetzt auch oft einen grünen Kranz von

*) Das katholische Pfarrhaus.

gemachten Blumen aus Myrten und dergleichen, aber einen Schleier tragen sie nicht. Vielleicht, Früulein, tragen Sie aber über's Jahr einen Schleier zur Hochzeit, weil Sie bei uns den Schleierfall besucht haben — denn heute ist Peter- und Paulstag.“ —

Das war ungefähr der Inhalt des Gespräches, den das junge Mädchen ihren Eltern referierte, als sie endlich, im Baleriehaus angelangt, unter der Veranda saßen und sich ausruhten.

Nach überaus heißen schwülen Tagen war, endlich durch Gewitter abgekühlt, ein so herrlich frischer Morgen angebrochen, daß immer mehr Gäste den steilen Gebirgsweg hinaufkamen oder die schon beschriebenen ein- und zweiflügeligen Gebirgswägelchen benutzten und das kleine Alpenhaus füllten. Der Wirt und seine wenig geschulten Leute hasteten sich ab, die ungewohnte Menge zu befriedigen, aber es dauerte lange, und die Bergewanderten, durch den primitiven Zuschnitt und das mühsam errungene Ziel in heitere Stimmung versetzt, kürzten die Zeit durch harmlose und ungezwungene Unterhaltung, als seien sie nicht fremd untereinander. So schieben auch zwei, die zusammen eine Bergbesteigung gemacht hatten, mit herzlichem Händedruck und guten Wünschen von einander, denn der eine mußte früher hinab nach Gastein, der andere streckte gern noch am Tisch seine müden Glieder.

„Ist das nicht unser Nachbar, den wir im Hirschen so oft gesehen?“ sagte der Herr zu seiner Frau und Tochter, als sie von einer Untersuchungsreise im Raxfeld unter die Veranda zurückkehrten.

„Ja,“ erwiderte im Flüsterton die Frau, „ist es nicht derselbe, Esther, über den du die Bemerkung von der Liebeserklärung machtest?“

„Was sagte sie doch noch für eine Bosheit?“ fragte der Vater.

Esther, die Tochter, erklarte ebenso leise mit einem Blick nach der entfernten Ecke im Gastzimmer, wo der Fremde saß. „Ich sagte, ich könne mir nicht denken, wie der finstere, ungelente Mann mit den heruntergezogenen Mundwinkeln, den zusammengezogenen düsteren Augenbrauen eine Liebeserklärung machen könne. Hier oben sieht er übrigens ganz anders aus. Im Hotel fiel er uns auf durch seine vierströtige Gestalt, den breiten, gebogenen Nacken, die Kleider schlotterten ihm am Körper, und er hatte solch ein mürrisches, finsternes Gesicht. Man erkennt ihn kaum wieder!“

In der That war von alledem nicht viel zu bemerken. In einem bequemen Bergkostüm, Toppe und Kniehosen, in derben Bergschuhen und mit lose gebundenem Halsstück saß er da, wie ein rechter Sohn der Berge. Seine dunklen Locken hasteten, noch feucht von dem anstrengenden Niedergang, an der Stirn, neben ihm lag der grüne Tirolerhut mit dem Gemüßtag und einem Zweig Alpenrosen verziert, und der berbe Bergstod lehnte neben ihm. In braunem Krug stand ein riesiger Strauß Alpenrosen, den er mit träumerisch liebevollen Blicken immer wieder ansah. Dazwischen vertiefte er sich in sein Notizbuch.

Jetzt trug die freundliche Kellnerin, in die dortige Landestracht gekleidet, die Suppe auf und bedeutete der Familie auf der Veranda, hineinzukommen an den gedeckten Tisch. So saßen sie nun neben dem vielbesprochenen Hünen. Sie grüßten freundlich und bewunderten seinen Strauß, der ihren Platz ebenso schmückte wie den feinen.

„Ja, so findet man keine im Raxfeld,“ antwortete er zuvorkommend, — „es sind alles Knospen, die ich von meiner Bergpartie mit herabgebracht habe. Darf ich Ihnen einige davon anbieten?“ — Und als sie sich bescheiden weigerten: „Es sind so viel, es macht mir die größte Freude, auch anderen mitteilen zu können,“ und sein Gesicht verschönte sich bei den freundlichen Worten. Er reichte einen Teil des Straußes der älteren Dame, die dankbar und errötend, wie es einem feinen Matronengesicht so hübsch steht, endlich annahm und den anderen unterwegs gepflückten Blumen zufügte.

„Wir waren nämlich auf der Sonnenspitze,“ erzählte der junge Mann, mit dem offenbaren Bedürfnis, sich mitzuteilen. „Heute morgen um 3 Uhr sind wir aufgebrochen. Wir hatten einen Führer mit, und als es eine halbe Stunde über das Schneefeld ging,

gab er mir den Arm, denn ich leide an Schwindel. Aber sonst ist es gar nicht schwierig, man hat nur immer langsam zu steigen. Aber lohnend war es, eine Rundsicht, herrlich! Dicht vor einem der Aufsege mit seinem Gletscher und ein weiter Blick über die Tauern und klar bis zum Groß-Glockner!“

„Schade, daß wir solche Touren nicht auch machen können,“ sagte der ältere Herr zu seiner Frau. „Und du, Esther, wenn du auch kletterst wie eine Gemse, mußt eben auch hübsch unten bleiben bei deinen alten Eltern. Sonst gönnte ich dir auch einmal solchen Aufstieg.“

„Ja,“ sagte die Mutter, „besonders, wenn es nicht gefährlich ist.“

„Ich möchte es wohl,“ entgegnete die Tochter bescheiden, „ich bin noch nie auf einem Schneefeld gewesen. „Nenlich im Ankaufthal schien es so nahe zu sein bis zum Gletscher — und da sagte der Geißhub, es sei noch drei bis vier Stunden bis hin, und böß zu klettern.“

„Auf die Zeitangaben der Eingeborenen ist absolut kein Verlaß,“ sprach der Bergsteiger. „Sie geben einem manchmal das doppelte Maß von Stunden an, als sie einem zu Anfang gesagt, wenn man schon lange gegangen. Uebrigens,“ wandte er sich an den Wirt, der eben ins Zimmer trat, „Sie haben da einen Steg, den Sie wirklich etwas aufbessern könnten, — ich ging trotz Bergstock nur mit Fagen hinüber. Und das Wasser ist reißend und kalt, ein Bad darin wäre nicht angenehm!“

Der Wirt murmelte einige Worte von Bewohnensein u. f. w. und verschwand, die Hände voll Gläser und Geschirr.

Das Gespräch blieb lebhaft und machte allen Teilen Freude, besonders da der jüngere Mann sich als kundiger Botaniker auswies und alle Blumen, die die Damen gesammelt, deutsch und lateinisch benennen konnte und noch allerlei hübsche Erläuterungen dazu gab.

„Da Sie sich für die Alpenflora interessieren, so möchte ich Ihnen einige seltene Exemplare überreichen, die ich heute selbst gefunden. Etwas Speik, Rante und eine Tauernrose. Sie sind an sich unansehnlich, aber weil sie nur hoch oben zu finden sind, hält man sie wert. Bitte, Fräulein —“ als sich Esther erröthend sträubte, ihn zu gebrauchen: „Ich habe noch einige übrig, und das größte Vergnügen nach dem Pflücken ist, anderen auch damit Freude zu machen. Sie sammeln ja für ihr Herbarium, wie ich sehe.“

Bei längerem Gespräch ergab sich dann noch, daß er aus Appenzell sei und immer gewohnt gewesen, in den Alpen herumzusteigen; nach einer schweren Krankheit aber sei ihm eine heiße Quelle verordnet worden. „Ich hatte die Auswahl zwischen Pfeffers und Gastein. Und da wählte ich denn Gastein, wo ich doch Höhenlust haben und etwas Neues zu sehen bekommen konnte. Endlich bin ich nun soweit hergestellt, daß ich diese Bergtour zur Sonnenpiz machen dürfte. Da unten auf den heißen Promenaden gefällt es einem zu wenig. Was ein Schweizer ist, den treibt's höher hinauf, und mit dem Alpstock in der Hand kommt erst ein Freiheitsgefühl über einen!“ —

Wie sah der Mensch doch anders aus, als er das alles so natürlich und doch begeistert sagte! Fort war alles Ungeleute, frei und freundlich schauten die braunen Augen um sich, und jede Bewegung war voll einfachen Pathos und Kraftbezeugung.

„Ich will nun noch hinauf zum Bockhardsee,“ sagte er, Abschied nehmend. „Viel Aussicht werde ich wohl nicht haben — aber ist man mal hier droben, so nimmt man den Absteher doch gerne mit.“

Er nahm Hut und Bergstange und empfahl sich. —

Nach und nach leerte sich die Erzherzogin Valerio-Hütte, wie der stolze Name des kleinen Hauses lautete. Einzelne Gruppen lagerten sich in einiger Entfernung im Alpenrosengestrüpp, andere erstiegen den Zickzackausgang zum Bockhardsee, wo noch mehr Biehweiden und Sennhütten waren, und man sah den buntpfarbigen Zug der Damen

und Kinder, die, einen Führer an der Spitze und einen am Ende, wie eine Schlange den Berg hinaufklettern und bei der Biegung des Weges verschwinden.

Esthers Mutter sah nicht weit vom Haus und aquarellierte eifrig und fleißig. Ihr Vater unterhielt sich damit, die weidenden Stuten und Fohlen zu beobachten. Letztere waren so zahm und zutraulich, daß sie sich streicheln und klopfen ließen und in der Hoffnung auf Futter dann einem von neuem die lieblosenden Hände beleckten. Bekamen sie einen energischen Schlag, so machten sie einige übermüthige Sprünge, die manchmal anstehend wirkten und die ganze Herde in Bewegung setzten. Doch lehrten sie immer zum ersten Standort zurück.

Esther hatte sich die Erlaubnis erbeten, noch etwas weiter im Thal herumzuschlendern. „Nur nicht zu weit!“ rief die besorgte Mutter ihr nach. — „Nein, nein! Nur auf jenen Hügel, wo die kleine Alphütte steht. Ich muß noch mehr Blumen suchen, weißt du, Mama, für meine Presse.“ Und fort war sie, den Strohhut mit weißem Mull garniert auf dem Kopf, und noch weitbin erkennbar an der hellblauen Bluse, die wie eine Blume noch in der Ferne leuchtete. Esther war so fröhlich in der reinen leichten Bergluft. Freilich stach die Sonne in den ersten Nachmittagsstunden, aber ab und zu wehte vom Gletscher herab ein kühlendes Lüftchen, und die seltenen Stunden oben in der Freiheit der Berge mußten ausgenutzt werden.

Esther suchte einen Uebergang über die reizende Ache, die durch das Naxfeld sich windet und nachher die schönen Wasserfälle bildet. Von allen Seiten nahm sie kleine und größere Bäche auf, und man mußte aufpassen, daß man nicht hier und da in einen trügerisch moosbedeckten Sumpf geriet und den Rückweg antreten mußte. Endlich fand Esther eine Brücke, die an das andere Ufer führte. Primitiv genug war dieselbe, doch hätte sie reichlich genügt, wäre der Strom nur breit und flach gewesen. Aber gerade dort stieß das Wasser gurgelnd und sprudelnd über Felsstücke und war wild und tief. In der Mitte des Fuhbettes erhob sich ein locker aufeinander gelegter Pfeiler aus Steinen, darauf ruhte das eine schmale, lange Brett. Kam der Berg ins Rutschen, so ging die Brücke mit. Von diesem Mittelpfeiler aus führte ein zweites Brett zum andern Ufer, das aber, zu kurz, durch ein untergestemtes Holz halt bekommen sollte, selbst aber so wacklig stand, als müsse jede Welle es umwerfen. Esther, tapfer und fest, setzte ihren Fuß auf die schmale Brücke, die zu schwanke begann. „Aha!“ sagte sieh das junge Mädchen, „eigentlich fürchte ich mich nicht leicht, aber das ist gewiß der Uebergang, über den unser Appenzeller sich beklagte. Er ist eigentlich wohl ängstliche Passagen genug gewöhnt und wenn er es gefährlich fand, sollte ich es eigentlich nicht riskiren. Aber — er litt ja an Schwindel und dem Mutigen gehört die Welt!“ Esther schwankte. Sie wäre am Ende doch vernünftig umgekehrt, da ein nasses Rad jedenfalls ihr und ihren Eltern den Nachmittag verdorben hätte, aber man hatte vielleicht von weitem gesehen, daß sie diesen Uebergang aufsuchte, und hielt sie nun für feige. Das entschied. Sie hob den Fuß und wollte eben mit schnellem Anlauf hinüber, als ein energisches „Halt!“ hinter ihr ertönte. Erstaut sah sie sich um. Da trat mit schnellen Schritten der schweizer Herr um die Ecke — die Böschung zum Flusse machte eine scharfe Biegung und so hatte sie ihn nicht herankommen sehen. Fragend und etwas trozig blieb sie stehen.

„Müssen Sie über den Steg?“ fragte er höflich, „er ist durchaus unsicher und Sie sollten dort den abgesteckten Pfad nehmen, wo man immer Brücken oder eine kleine Furt findet, mit Steinen zum Ueberspringen.“ — „Ich muß nicht,“ sagte das junge Mädchen kühl, „ich wollte bloß gern auf jene Seite. Den abgesteckten Weg bin ich heute Morgen schon gegangen.“ — „Und zweimal denselben Weg lieben Sie nicht?“ fragte er lächelnd.

„Wenn Sie gestatten, so möchte ich Ihnen wenigstens meinen Alpstock reichen. Sie fassen an, ich halte das andere Ende und kann im Notfall auch Sie halten.“ Esther süßte wohl, daß es richtiger sein würde, davon abzustehen, aber es reizte sie

auch gerade, sich dem geschickten Bergsteiger als ein unerschrockenes Mädchen zu zeigen, das, wenn nicht durch große Routine, doch durch innere Kraft sich schon tapfer halten werde, und so nahm sie den Alpstock an. Der Fremde faßte an das eine Ende, und leichtfüßig begann sie ihren Uebergang. Aber die Brücke war länger als der Alpstock; sollte er ihr als Halt dienen, so mußte der Herr selbst mit hinübergehen, und ihm fehlte die sonst stützende Balancierstange. Eßther, sich durch seine Leitung sicher fühlend, kam glücklich drüben an, aber als sie sich umwandte, um ihrem Ritter zu danken, sah sie ihn auf dem letzten Brettlein schwanken. Sie faßte ihn an die Hand und mit kräftigem Ruck zog sie ihn den letzten Schritt ans Ufer.

„Verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit,“ sagte er langsam, und sein bleiches Gesicht rötete sich. Er nahm seinen Hut ab und fuhr sich einige Male über die Stirn. „Aber ich leide an Schwindel seit meiner letzten Krankheit und meine sonst ziemlich energische Willenskraft kann mir dergleichen Anfälle nicht überwinden helfen. C'est plus fort que moi! — Es ist hart, so groß und stark auszuweichen,“ sagte er, „und nicht einmal solche miserable Brücke mehr passieren zu können. Aber bitte, mein Fräulein, ich will Sie nicht aufhalten — etwas erholen muß ich mich, ehe ich zurückgehen wage.“

Das junge Mädchen stand in peinlicher Verlegenheit vor ihm. „Nein, ich muß um Verzeihung bitten, daß ich durch meinen Eigensinn Sie in ernstliche Gefahr gebracht. Sie sagten ja schon heute Mittag, daß Sie an Schwindel litten, und nun habe ich Sie veranlaßt, das zu wagen, was Ihnen schädlich ist. Ich werde Sie jedenfalls nicht so verlassen. Können Sie nicht auf dieser Seite bleiben und nachher, wie ich sonst, den anderen Weg zurückgehen? Und sie wollten ja noch da droben hinauf zum Bockhardssee. Wie kamen Sie denn hierher? Der Weg geht doch nicht hier vorbei!“ setzte sie unbesangen hinzu. — „Nein,“ antwortete der Appenzeller, „ich suchte nach Speil, der manchmal auch hier herum wachsen soll, und schwante, da ich doch etwas müde, ob ich noch dort hinauf, wo der Schleierfall herabkommt, oberhalb jener Scharte, steigen sollte. Ich war etwas müde vom Gang auf die Sonnentipf, und da ich noch unentschlossen war, sah ich Sie auf diese böse Brücke gehen und dachte, ich müsse Sie warnen oder helfen. Eine schöne Hülfe,“ setzte er bitter hinzu, und der Ausdruck, der ihr erst so finster und abschreckend erschienen mit den tief herabgezogenen Mundwinkeln, erschien momentan auf seinem Gesicht, machte aber jetzt vielmehr den Eindruck tiefen Trübfinns. Er that ihr unendlich leid, und bemüht, in etwas gutzumachen, da sie doch die Ursache dieses Schwindelanfalles gewesen, sagte sie schüchtern: „Vielleicht gehen wir ein Stück zusammen und suchen einen günstigen Uebergang.“

Er sah sie dankbar an und erhob sich mühsam. „Wenn ich Sie nicht störe —“

So gingen die beiden zusammen. Nach einem Weilschen verflachten sich die Ufer; der Appenzeller blieb stehen und suchte in seiner Toppe. „Schade,“ sagte er nach einem Weilschen, „ich habe meine kleine Feldflasche in der Valerihütte liegen lassen. Sie war fast leer. Wenn ich ein wenig Wasser schöpfte, so würde das zitterige Gefühl, das mir jedesmal nach dem Schwindel bleibt, schneller vergehen.“

„Ich hole Ihnen Wasser,“ rief Eßther. „Ich bin daran schuld, und muß Ihnen nun auch helfen.“ Sie sprang zum Ufer hinab. Dort riß sie ein großes Fußstättigblatt ab, bog es zu einer kleinen Schale zusammen, und, ihre Hände unterbreitend, brachte sie es sorgsam voll Wasser dem Fremden entgegen. Freilich waren nur wenige Tropfen noch darin, jedoch schienen diese schon gut zu thun. Eßther sprang nochmals hinab, tauchte ihr Taschentüchlein ein, preßte es aus und sagte, indem sie es ihm wie eine Kompresse hinhielt: „Bitte, legen Sie es auf die Stirn, es thut gewiß gut. Ich hatte noch ein Tuch extra zum Blumensammeln mitgenommen.“

Eßthers Wasserkur that Wunder; bald war der Appenzeller der Flinkste beim Blumenpflücken, brachte immer neue seltene Schätze und entdeckte immer neue Stellen, wo die strahlendsten Enzianblüten und die lieblichsten Alpen-Anemomen standen. Er nannte ihr die Namen der Bergspitzen, die sie umgaben, und zeigte ihr, wo die Wege

zur Sonnenspitze entlaugführten. Sie passierten eine Alpkütte nach der anderen; schief und ungelent hoben sie sich kaum vom Felsen ab, aus dessen Gestein sie lose angeführt waren. Fern und nah hörten sie das Geläut der Herden und das Klauschen der Bäche, die vom Gletscher hinabstürzten. Es war seltsam, wie bekannt die beiden einsamen Menschenkinder einander erschienen, und wußte doch keiner den Namen des anderen. Je näher sie jedoch dem bestebten Teil des Kalkfeldes in der Nähe der Valeriehütte kamen, desto mehr verstummte Esther. Jetzt erst überlegte sie sich, wie verwundert ihre Eltern sein würden, sie mit einem Fremden in so traulichem Gespräch zu sehen, wenn sie sich auch bewußt war, nichts Ungeschicktes gethan zu haben.

„Ich habe noch in jener Alpkütte zu thun,“ sagte der Bergsteiger ganz zwanglos. „Es sieht so nahe aus, aber es ist doch noch eine halbe bis dreiviertel Stunde bis dahin. Nun können Sie ihren Heimweg nicht verfehlen, nicht wahr?“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete sie verlegen lächelnd; sie durchschaute seine Absicht, sie in keine peinliche Situation zu bringen und erröthete, weil sie süßte, daß er das bemerkte. Sie reichte ihm die Hand; „und ich danke Ihnen nochmals und hoffe, es schadet Ihnen nicht.“

„Bewahre,“ erwiderte er, „ich bin wieder ganz munter. Hoffentlich treffe ich Ihre verehrten Eltern noch, wenn ich zurückkomme.“ Jetzt kam das Erröthen über ihn — er wollte ihr aus der Verlegenheit helfen und sagte Unpassendes: was fragten wohl die Eltern der jungen Dame darnach, ob er sie traf oder nicht? „Ich bin ihnen ja nicht einmal vorgestellt,“ so zog es durch sein Gemüt. „Dummes Zeug!“ siegte der natürliche Mensch, auch in ihm über die hergebrachten Formen. „Hier auf der Alp ist der Mensch, auch der civilisirte, einmal frei,“ und so fuhr er einfach fort: „Jedenfalls werden wir uns in Gastein doch noch wiedersehen.“

Er zog seinen Hut und ging zur Rechten den Abhang hinauf, Esther zur Linken langsam weiter. Sie ordnete ihre Blumen und lächelte traumverloren vor sich hin. Endlich setzte sie sich auf einen bemoosten Felsblock und ordnete den Strauß von neuem, denn er war so groß, daß sie schon Einiges daraus verloren. Plötzlich fuhr sie heftig zusammen: ganz nahe neben ihr tauchte ein borstiges, verwildertes Schwein auf; es rieb sich an einem der Pfähle, der, mit roter Farbe angestrichen, als Wegweiser nach den Tauern diente, und sah dann neugierig auf das junge Mädchen. Plötzlich verließ es seinen Standort, lief, wie zu näherer Inspektion, direkt auf sie los und blieb unten am Fuße ihres moosigen Thrones stehen. Sie, nicht gewillt, nähere Bekanntschaft mit dem borstigen Gesellen zu machen, sprang so schnell auf die Füße, daß der Nest der sila Bemswagen zur Erde fiel, und suchte mit Geberden und Zuruf den Feind zu verschrecken. Sie war aber recht bange, denn konnten nicht noch mehr Schweine in der Thalsenkung sein, woher das böse Tier eben erschienen, und die zu durchschreiten das Stadtkind sich kaum gewagt hätte. Während sie auf die Entfernung des Schweines angstvoll wartete und sorgenvoll nachsah, ob ihre Eltern nicht jetzt nach ihr ausschauen und ungeduldig werden möchten, sah sie einen alten Landmann in der Salzburger Tracht: graue Joppe, Kniehosen, Schlapphut und den Aylstock in der Hand, daherkommen. Der Mann hatte weißes Haar und schaute freundlich das junge Mädchen an.

„Grüß Gott! — so allein? Kann ich Ihnen helfen?“ sagte er und lächelte, denn er hatte ihren Kampf mit dem Schwein wohl gesehen.

„Sind die Schweine böse?“ fragte sie zurück von ihrem Felsblock.

„Nein,“ antwortete der alte Mann, „glaub's nit, will es aber lieber fortjagen.“ Und auf einen energischen Wink mit seinem Stab machte das Schwein kehrum und raste in einem solchen Tempo davon, wie Esther noch nie ein Schwein hatte laufen sehen. Als es schon ganz fern war und ganz klein wurde, sah sie es noch immer laufen, als jage es jemand. Wir werden später sehen, wach seinen Instinkt das Tier in diesem Fall, dem Menschen voraus, entwickelte. Der alte Tiroler in der abgetragenen Lodenjoppe grüßte freundlich, das junge Mädchen setzte sich wieder auf ihren Felsblock, nicht

gnädig herablassend, mit dem Kopfe dankend, und ordnete ihre Blumen weiter. Auf ihrem moosigen Throne sitzend, der ganz bedeckt war von niedrig blühenden Alpenblümchen, weißen und rosa Nelken, Ehrenpreis und Anemonen, und zu ihren Füßen Alpenrosengestrüpp über und über in Blüte, sie dazwischen harmlos glücklich und ihre Lieblichkeit nicht ahnend, war es ein reizender Anblick. Auch schien der alte Bauer Sinn dafür zu haben, denn er wandte sich noch öfter nach ihr um und lächelte wohlgefällig.

Als nach einiger Zeit der Appenzeller von seiner Sennhütte in die Valeriehütte zurückgekehrt war, fand er die Familie, mit der er vorher angeknüpft, im Aufbruch begriffen. Er trat höflich heran und nach einigem Hin und Her der Unterhaltung zog er seine Karte heraus und sagte: „Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Faber-Dechslin aus Wintertthur.“ — „Mein Name ist Berggrat Hagen aus S.; ich habe keine Karte bei mir.“

Der junge Mann erröthete, als läse er auf dem Gesicht der jungen Dame ein verhaltenes Lächeln, und sagte: „Ein ominöser Name, nicht wahr? Aber in meiner Heimat trägt man innumer den Namen seiner Mutter im Anschluß an den seinen. Bei uns denkt man sich bei Dechslin nichts, die Familie ist zu bekannt und weitverzweigt; aber als ich auswärts studierte, mußte ich viel leiden, man nannte mich wegen meines Stiermadens ‚Stier von Uri‘. Den Stier hätte ich mir gern gefallen lassen, aber das ‚von Uri‘ war mir als Appenzeller eine förmliche Beleidigung. Wenn man jung ist, ist man empfindlich und reizbar!“

Der Berggrat fragte interessiert: „Fühlen Sie sich nicht zuerst als Schweizer, oder floriert der Partikularismus auch bei Ihnen?“

„Leider ja; zuerst fühlen wir uns als Einwohner unseres speciellen Kantons — Fremden gegenüber natürlich als Schweizer —, aber Ihr großer Bismarck, der für die Kleinstaaten nur eben ein warmes Verständnis gezeigt, würde gewiß auch unsere Kantons-Begeisterung verstehen, trotz des Einheitsgedankens.“

Und die Herren vertieften sich in Politik. Esther nahm ihre Blumen und ging damit durch den langen schmalen Gang, der durch die Valeriehütte hindurchführte, an den offenen Thüren vorbei. An das Speisezimmer, wo sie gegessen, stieß das Gastzimmer, in dem die Kutcher und Gektreiber, die Führer und Landleute bei ihrem Bier und Landwein saßen.

Als sie einen Blick hineinwarf, bemerkte Esther mitten unter ihnen ihren weißhaarigen Bauersmann, der sie vorher von dem Schweine befreit; er unterhielt sich mit den Leuten, die nicht so laut lachten und scherzten wie sonst den ganzen Tag, sondern ehrerbietig und höflich antworteten, und zwar meistens auf Fragen, die der alte Tiroler an sie richtete. Esther bekam einen freundlichen Erkennungsgruß und trat aus dem Haus auf den Rasen hinter demselben, zum fließenden Brunnen, wo sie ihre Blumen neigte und ein nasses Tuch um die Stiele wand, sie möglichst frisch nach Haus zu bringen. Eine Magd stand am Brunnen und wusch Salat, aber hörchte und guckte offenbar mehr nach der Gaststube, als auf ihre Arbeit, als wollte sie etwas vom Gespräch in derselben ertauschen. Jetzt wies sie mit dem Daumen über ihre Schulter und sagte: „Da drinn' sitzt unser Kaiser!“

„Wo?“ sagte Esther und sah sie ungläubig an. „Ich sah niemanden.“

„Glaub's wohl,“ fuhr die Magd, immer nach der Hintertür schielend, fort; „er sitzt zwischen den Mannsleuten, dort der kleine Alte mit dem weißen Schnauzerle, neben dem Führer, dem großen Mann mit dem dunklen Bart. Mit dem ist er heraufgekommen.“

Esther stand noch starr. „Meinen Sie den Mann in der alten grauen Toppe, mit dem Schlapphut und dem weißen Schnurrbart und dem knotigen Stock? — es ist nicht möglich!“

Die Magd lachte. „Ja, die Herrschaften glauben es nit. Unser Kaiser thut das oft und sitzt zwischen den Bauern, und wenn er auf die Alm steigt, dann geht er wie

unserer, damit er nicht erkannt wird. Und es steigt sich auch besser. Wir werden doch unseren Kaiser Josef kennen!“

Esither konnte nicht mehr an der Wahrheit der Aussage zweifeln, und eben trat der Mann, der Kaiser sein sollte, zur Hinterthür heraus, grüßte freundlich und alle, die im Hause waren, begleiteten ihn ehrerbietig an die Thür und standen mit gezogenen Hüten und Mützen in der Hand. „Du mußt deine Unhöflichkeit wieder gut machen!“ fuhr es blüßschnell durch Esthers Sinn, und ohne zu zögern und zu überlegen, griff sie in ihren Strauß, und als der Kaiser, der sie wohl wieder erkannte, an dem Brunnenvorbeisprechen wollte, überreichte sie ihm die schönsten von ihren Blumen und sagte: „Darf ich Majestät eine Blume reichen?“ Er nahm sie freundlich dankend an, steckte sie in sein Knopfloch, grüßte sie höflich und gütig und ging kräftigen Schrittes davon. Bald gefellte sich ein jüngerer Herr zu ihm, wie sie später erfuhr, Erzherzog Salvator, und der stattliche Führer folgte in einiger Entfernung nach.

Esither stürzte zu ihren Eltern und erzählte ihre Abenteuer. Sie waren auch schon in Aufregung, wie alle Gäste im Haus, denn erst beim Fortgehen hatte es sich verbreitet, daß der Kaiser da sei, und die meisten waren nur erst herangetreten, als der Kaiser dem Haus den Rücken gekehrt hatte und fürbaß schritt. — — —

„Wie ist Ihnen Ihre Partie in das Raxfeld bekommen?“ fragte nach mehreren Tagen der Berggrat Hagen den Appenzeller, als sie sich im „Grünen Baum“, einer kleinen Gastwirtschaft im Rösschachthal, trafen. „Ich höre, meine Tochter hat Ihnen damals einen Schwindelfall zugezogen und die Partie zur Bockhardtharte verdorben.“ (Die arme Esither war feuerrot und verlegen geworden.)

„Ach, nicht doch,“ wehrte der Schweizer ab, „die Besteigung der Sonnentispiz war vielleicht doch eine zu große Anstrengung gewesen. Jedenfalls war mein Herr Doktor durchaus unzufrieden mit mir und hat mir 14 Tage längeren Aufenthalt zudiktirt. Und so muß ich Ihrem Fräulein Tochter noch dankbar sein, daß sie indirekt mich von weiteren unerlaubten Streichen, wie zum Bockhardsee noch hinaufzusteigen, abgehalten hat. — Sie wären gewiß auch ohne mich über den Steg gekommen, mein Fräulein,“ fuhr er freundlich fort; „ich bewundere Ihren Mut, da Sie doch nicht in den Bergen aufgewachsen sind.“

„Es war wohl mehr Uebermut oder Unwissenheit,“ sagte die Frau Kätin.

„Die meisten Unglücksfälle,“ fuhr der Berggrat Hagen fort, „geschehen an ganz ungefährlichen Stellen von Leuten, die die Gefahr unterschätzen oder nicht kennen.“

„Das ist gewiß der Fall,“ suchte der Schweizer das Gespräch zu generalisieren. „Bergbewohner sind immer sehr vorsichtig und riskieren die kleinen Abweichungen vom vorgeschriebenen Wege oder die Partie ohne Führer nicht, wo Ungeübte es getrost allein versuchen, die oft gar nicht davon abzubringen sind, sich und andere in Gefahr zu bringen, bloß weil sie dieselbe nicht dafür erkennen.“

Das Gespräch bog wider Willen in eine unbehagliche Seitengasse ein, für die arme Esither eine Qual. Sie schämte sich vor ihren Eltern und dem Herrn gewaltig, im tiefsten Innern aber war ihr der ganze Tag eine Erinnerung, die sie ihr Verbot wohl bewahren wollte. Sie hätte es am liebsten für sich behalten, süßte aber, daß die Mutter es hören müsse, und die Mutter sagte nun einmal dem Vater alles wieder. Mit einer gewaltigen Anstrengung suchte sie das Gespräch zu wenden, und feinsüßend kam ihr der Appenzeller zu Hüffe. „Wo sind Sie abgestiegen?“ fragte er, obgleich er es wohl wußte, denn nachdem er dem Berggrat seinen Namen genannt, und dieser ihm, hatte er sofort nachgesehen in der Badeliste und war somit ganz gut orientiert.

„Wir wohnen in der Villa Winkler, gleich neben der Germania, und haben einen schönen Blick ins Thal; die Seite ist auch stiller und mir lieber, als so nah bei dem großen Wasserfall oder in einer der großen Mietsklafernen zu wohnen. Und Sie, Herr Dchlein?“

„Faber-Dechlein, verzeihen Sie.“

Esther biß sich auf die Lippen und konnte kaum ein helles Aufschauen unterdrücken. Der Bergtrat sah sich humoristisch schmunzelnd um. „Verzeihen Sie, aber der Name prägte sich so gut ein, andere Namen gehen einem so leicht verloren. Also wo wohnen Sie, Herr Faber?“

„Faber-Dechslin — verzeihen Sie nochmals. Ich lasse mir mein Dechslin nicht nehmen.“ Esther brach nun wirklich los, und alle drei stimmten so fröhlich ein, daß der verlegene Wann total gebrochen war. „Ich wohne gar nicht weit von Ihnen, in der Villa Modesta.“

„Ich erinnere mich nicht, wo das ist,“ sagte der Bergtrat.

„Es ist ein weißes, kleines Haus, nahe beim Schulhaus. Gleich oberhalb führt die Kaiser Wilhelm-Promenade vorbei. Ich habe da meinen eigenen kleinen Wasserfall und am Eingang als Schildwachen zwei riesige Weihnachtskieseln.“

„Ich glaube, ich weiß nun, wo es ist,“ sagte die Frau Käthin. „Sind Sie gut aufgehoben?“

„Vortrefflich, besonders meine dienstbaren Geister sind unschätzbar. Ein gemütvoller Jakob sorgt für mich, wenn ich bade — — „Den narbenvollen Leib!“ setzte der Bergtrat halb unbewußt citierend hinzu — „pardon, ich dachte an den alten Greiner.“ — Allgemeines Lachen. „Ich denke immer an den Ranschkebart, wenn ich in das heiße Wasser steige.“ Neue Lachsalve. „Ich weiß nicht, ich mag sagen, was ich will, es schwebt heute ein Unstern über mir,“ sagte der Bergtrat halb ärgerlich. — „Was giebt es Besseres, als einmal recht herzlich lachen zu können? es ist manchmal eine wahre Medizin — und ich werde gewiß auch etwas sagen, wobei Sie sich revanchieren können.“

„Nun, nun, bemühen Sie sich nicht extra, eine Dummheit zu sagen,“ fing der Bergtrat an. Neue Heiterkeit, bis sich alle vier mit den Taschentüchern die Augen wischten, wie es zu gehen pflegt, wenn eine heitere Stimmung einmal eine Gesellschaft ergriffen hat.

„Nun, und außer Ihrem Jakob,“ lenkte die Käthin ab, „sind Sie da auch gut versehen?“

„Ja, eine vortreffliche Nanny bemuttert mich nur zu sehr — ich möchte, ich könnte sie mitnehmen in meine Junggesellenwirtschaft.“

„Ist sie nicht gefährlich?“ fragte der ältere Herr in neckendem Ton. „Jung und hübsch?“

„Ach nein, sehr verblüht; aber sie kann nicht lesen und schreiben, und das ist ein herrliches Gefühl, einen dienstbaren Geist um sich zu haben, dem alle Schreiberei heilig, aber absolute Hieroglyphen sind.“

„Ja, das ist ein Leiden,“ fiel der Bergtrat ein, erkreut, seiner Frau und Tochter etwas am Zeuge zu flüken, als gelinde Strafe für ihre vorherige Heiterkeit auf seine Kosten; „das geht aber armen verheirateten Leuten genau so: ich kann flehen, befehlen, alles gleich, es wird reingemacht, täglich, wöchentlich! Und erst im Frühling und Herbst, da bleibt kein Stein auf dem anderen, und meine Papiere und Akten und Briefschaften, alles durcheinander —“

„Aber, lieber Mann,“ verteidigte sich seine Frau, „wir respektieren doch deine Stube, und ich selbst — gebe mir die größte Mühe — mit der größten Sorgfalt —“

„Ja, mit der größten Sorgfalt wird alles unter Wasser gesetzt,“ fuhr der Bergtrat mit scheinbarem Ernst fort. „Seien Sie froh, als Junggeselle doch noch etwas eigenen Willen zu haben.“

„Wohnen Sie denn ganz allein?“ fragte die Käthin, „kann von Ihrer Familie nicht jemand bei Ihnen wohnen?“

„Meine Mutter wohnt in unmittelbarer Nähe, bei meiner verheirateten Schwester. Dort ist eine ganze Kinderschar, die sie täglich sehen kann — solcher Anziehungskraft gegenüber kann ich nicht auskommen; meine Junggesellenkause ist zu wenig verlockend dagegen.“

„Da müssen Sie sich eben bekehren und sich auch verheiraten,“ erwiderte der Bergtrat, „oder sind Sie ein geschworener Weiberfeind?“

„Ach nein,“ antwortete Herr Faber-Dechslin, „aber ich sand nur noch nicht die Rechte.“

Esther, bei ihres Vaters Scherzen ein wenig nervös, stand auf und versuchte, durch das aufgestellte Fernrohr zu spähen, ob Gensfen auf den Bergen grasten. Gegen Abend nämlich erschienen sie hoch oben auf einem bestimmten grünen Weideplatze zwischen schroffen Felswänden, und man konnte durch das gute Perspektiv oft einige, ja manchmal ganze Rndel erspähen, die zum großen Ergötzen der Fremden ruhig weideten. Der gefällige Wirt trat hinzu, stellte und richtete das Fernrohr auf die richtige Stelle, und der Bergtrat sowie Herr Faber-Dechslin traten hinzu und interessierten sich für die Gensfen.

Von nun an trafen sich Hagens öfter da und dort mit dem jungen Appenzeller, und fanden gegenseitig immer mehr Freude am Verkehr. Manchmal forderte der Bergtrat den Appenzeller direkt auf, sich da und dort mit ihm zu treffen oder zusammen eine Partie zu machen, und es gab allerlei gemeinsame Erlebnisse. So in Hofsastein, die letzten Spuren vergangener Herrlichkeit aufstöbernd, waren sie zu Fuß hingewandert, und lehrten schweigend durch den dunkeln Wald zurück. Den dichten Tannenwald aufwärts steigend, lauschten sie dem Gesang der Vögel, die man am Tage nicht hörte, und die nun ihre Stimmchen erhoben. Ein anderes Mal wanderten sie zum Lutherhof, dessen früherer Besitzer ihn mit Weib und Kind verlassen hatte, um seinem evangelischen Glauben tren zu bleiben. War doch das ganze Gastein evangelisch gewesen, und bald nach der Reformation, noch zu Luthers Lebzeiten, von der reinen Lehre ergriffen, und dann hatte durch Verfolgung der Salzburger eine große Auswanderung begonnen, und besonders die Knappen, die fast durchweg Lutheraner geworden, hatten auswandern müssen. Seitdem standen die Gold- und Erzbergwerke fast verödet und die Wohlfahrt und der Reichtum in diesem Thal war gesunken und nie wieder zur früheren Mähte gekommen. Die halb eingestürzten Aufzüge zum Bergwerk wurde besuchen und die Knappschafthäuser in Bäckstein, wo der Bergtrat allerlei interessante Erklärungen abgab, da sein Beruf ihn diese Reminiscenzen mit besonderem Interesse aufsuchen ließ.

Alle erfüllte wehmütige Teilnahme für die große Zeit des Glaubens und Duldens, die auf diesem Stückchen Erde sich abgespielt. Herr Faber-Dechslin hatte allerlei darüber gelesen und teilte immer von neuem Einzelheiten mit, die Spaziergänge dadurch wärend.

Als sie sich eines Abends auf der Kaiser-Promenade trennten, um in ihre Wohnungen zu steigen, erlang von der alten St. Nikolaus-Kirche her das Abendgelaüt.

„Wissen Sie, Fräulein Hagen,“ sagte der junge Mann, „was auf der Glocke geschrieben steht, die Sie eben hören? Ein schönes Wort für die Zukunft.“

„Nein, nun?“ sagte Esther.

„Gottes Wort pleibt ebig.“ Wühte es der Bischof von Salzburg, so würde er die Glocke umschmelzen lassen. Aber es tönt mir wie ein Trostgelaüt über das Thal Gastein. Klingt es doch fast wie Luthers Wort: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn‘ und ‚Das Reich muh uns doch bleiben‘.“

„Es ist doch eine That und eine große Freude,“ sagte Esther, „daß dort drüben die schöne, kleine evangelische Kirche steht und sonntäglich — dank unserem alten Kaiser Wilhelm — dort von so hervorragenden Männern Gottes Wort verkündigt wird. Mich freut's auch, daß sie immer so voll ist und kein einziger leerer Platz einen vorwurfsvoll anblickt, wie so oft in evangelischen Gotteshäusern, Gott sei's geklagt.“

„Ja,“ entgegnete der Schweizer, „das muh man den Katholiken lassen, sie besuchen durchschnittlich ihre Gotteshäuser treuer als wir. Nicht allein an den Sonntagen, nein auch an ihren häufigen Feiertagen steigen sie in hellen Panzen von den Bergen und aus den Thälern herzu und sammeln sich um ihre Kirchen. Malerisch macht es sich in ihren bunten Trachten.“

„Drei Heilige haben wir hier schon erlebt, seit wir hier sind: St. Venno, dann St. Johannes und Peter und Paul. Was für eine Bewandnis es mit dem hl. Venno hat, ahne ich freilich nicht. Ich hatte einen Vetter, der Venno hieß, aber nichts weniger als ein Heiliger war.“

„Am Peter- und Paulstage waren wir auf dem Rastfeld,“ bemerkte Herr Faber-Dechslin trocken, „und sahen zum erstenmal den Schleierfall!“

Betroffen blickte Esther auf und setzte schnell hinzu: „Und den Kesselfall und den Bärenfall.“

„Ja wohl, aber vom Schleierfall existiert solche merkwürdige Sage im Volk,“ fuhr Herr Faber-Dechslin fort.

„Haben Sie das auch schon gehört?“ fragte Esther eifrig. „Von wem?“

„Weiß man immer, von wem man eine Sage hört? Vielleicht fällt es mir ein und ich sage es Ihnen dann später einmal. Der Schleierfall fällt aber accurat wie ein schöner, lieblicher Brautschleier. Finden Sie nicht auch?“

„Ja, aber die Sage meint einen Nonnenschleier,“ sagte Esther unschuldig.

„Nun, eine Nonne ist doch eine Himmelsbraut, und an den Nonnenschleier kam ich ja gedacht haben.“

„Manchmal weiß man wirklich nicht, was Sie denken,“ sagte Esther etwas trozig.

„Ich kann auch gar nicht beanspruchen, daß Sie meine Gedanken raten sollen oder lesen; bei manchen Menschen ist das freilich gar nicht schwer, denen ist alles auf der Stirn und in den Augen geschrieben.“

„Doch nicht bei mir?“

„Auch bei Ihnen, Fräulein Esther, pardon Fräulein Hagen, aber nicht immer, sehr oft, aber nicht immer.“

„Sie sind ein ganz schrecklich gefährlicher Mensch!“

„Warum denn? Soll ich Ihnen z. B. sagen, was Sie eben dachten. Es war etwas ganz Unschuldiges.“

„Nun, das möchte ich doch wirklich wissen,“ sagte Esther beklommen.

„Sie dachten: Wie merkwürdig, daß Sie gerade an dem Tage Speis und Naute gefunden!“

„Ja, das dachte ich, aber — Sie haben mir am Ende — die Blumen — damals — mit Willen gegeben!“

„Ohne Willen pflegt ein Mann keine Blumen zu verschenken!“

„Ach! Sie wissen wohl, was ich meine. Ich denke wirklich, weil Sie so — so uedisch sprachen, Sie haben am Ende gehorcht — gehört meine ich, als ich meinen Eltern das Gespräch mit dem Feltreiber erzählte.“

„Gemeiniglich kann man nichts dafür, wenn man von seiner Mutter ein feines Gehör ererbt hat; man ist dankbar dafür und benutzt es. Notabene erging es mir nach dem Sprichwort: ‚Der Hörcher an der Wand u. s. w.‘“

„Das ist aber wirklich schändlich! Sie sahen da, als ob Sie ganz versunken wären in Ihr Notizbuch oder so was, und als könnte ein Berg einstürzen, ohne daß Sie es hörten. Und da so zu horchen!“

„Pardon! Erstens kann ich doch nicht extra Gesichter schneiden, sogar wenn ich über mein persönliches Aussehen Bemerkungen höre — und zweitens erhoben Sie bisweilen Ihre Stimme so hübsch hell, daß ich mir nicht mal Mühe zu geben hatte, um Wort für Wort zu verstehen.“

„Es thut mir leid, daß ich meine Stimme nicht mehr gedämpft habe. Papa hört ein wenig schwer, da ist man manchmal unvorsichtig. Und wenn man über ganz Fremde sich ein klein wenig mokiert, das ist doch nicht so schlimm. — Damals kannten wir Sie doch noch gar nicht.“

„Freilich, da konnten Sie getrost tapfer beurteilen, wie ich aussähe, wenn ich eine Liebeserklärung mache.“

„Gott sei Dank, daß Sie es vom Herzen haben,“ lachte Esther. „Es brannte Ihnen ja auf den Lippen — also ich nehme es feierlich zurück.“

„Was nehmen Sie feierlich zurück?“

„Sie sind schrecklich und ganz unausstehlich, und könnten doch mit einem pater peccavi zufrieden sein. Was wollen Sie mehr? Mama wird sich wundern, wo ich solange bleibe. — Guten Abend!“

Die letzten Tage in Gastein waren herangekommen, und als der Bergpat mit seiner Familie in der Expositur, wie in Gastein das Lokal, von wo die Posten abgehen, genannt wird, Plätze belegte, fand es sich wunderbar, daß nur noch ein Passagier mitfuhr, und das war Herr Faber-Dechslin.

Wegen der großen Hitze hatten sie die Fahrgelegenheit gegen Abend gewählt und beschlossen, die Nacht in Lend zuzubringen, und von da am anderen Morgen früh erst weiter nach Salzburg aufzubrechen. So trafen sich denn die vier Personen, die schon in den verfloffenen Wochen soviel bei einander gewesen, noch zum letztenmal in der alten Kutsche, die der Stranbinger Wirt für die Rundreisebiletts-Inhaber zu stellen hat, wieder zusammen. Die letzten, sorgsam verpackten Blumensträuße in der Hand, stiegen die Damen ein. Gastein zeigte ihnen zum Abschied aber kein freundliches Gesicht. Viel leicht sah es sie ungern scheiden, die Menschen mit dem offenen, freudbefähigten Herzen, das, wie Klopstock sagt, „den erhabenen Gedanken Deiner Schöpfung noch einmal denkt“. Es strömte vom Himmel unaufhaltsam, unendlicher Segen. Die unangenehme Folge war, daß der Wagen geschlossen werden mußte, und man auch nicht in der Stimmung war, viel zu plaudern, sondern nach rechts und links in den Regenschleier, der vor den Fenstern niederfiel, hineinstarrte. Doch gestrenge Herren regieren nicht lange. Es klärte sich auf, und Esther sagte halbblau vor sich hin:

Nach Meeres Brausen und Windes Sausen
Leuchtet der Sonne erwünschtes Gesicht.

Und siehe da, goldene Strahlen beleuchteten Hof Gastein, als man da einbog und, ohne anzuhalten, vor den alten Patriizier-Häusern vorüberfuhr.

Die Dämmerung brach herein und man näherte sich der Klamm, in der die Straße, in alten Zeiten gar gefährlich, sich romantisch zwischen hohen Felswänden hindurchwindet, zur Rechten die tobende Ache, die Strudel und Fälle bildet und von riesigen Tannen verdunkelt wird.

Der Kutscher legte einen Hemmschuh nach dem anderen an, und knarrtend und langsam bewegte sich der geschlossene, schwerfällige Wagen.

„Darf ich nicht ein bißchen nebenher gehen, Papa?“ fragte Esther. „Ich halte es nicht aus in dem dumpfen Kasten. Der Kutscher macht den Wagen doch nicht auf, so lange es tröpfelt, und es geht so schauerlich langsam.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihr Fräulein Tochter beschütze?“ fragte Herr Faber-Dechslin.

Und die beiden jungen Menschenkinder, frisch ausschreitend, waren bald dem gehemmten Wagen und den ermüdeten Säulen voraus.

„In dieser schönsten Weststrecke da drinnen zu sitzen, ist doch eine wahre Schande,“ sagte Herr Faber-Dechslin.

„Ich hatte mich gerade auf das Stück Weges so gefreut. Die paar Regentropfen thun einem ja nichts. Dabei ist es so lau, fast schwül, und es steigt eine angenehme Kühle von dem rauschenden Wasser auf,“ sagte Esther. „Und da sind wieder die

reizenden Glühwürmer. Sehen Sie, da — da! — sie taugen ordentlich aus den dunklen Büschen heraus.“

„Wunderbare Geschöpfe! Kennen Sie das Lied: ‚Laß uns auf, laß uns nieder-schweben!‘ — Die setzen ihr Licht nicht unter den Scheffel!“

„Rein, sie leuchten den anderen und dienen ihnen mit ihrer Gabe. Denken Sie sich, neulich habe ich beim Schein eines solchen Leuchtkästchens sogar einen Psalm entziffert. Nachher wollte ich es fliegen lassen, zum Fenster hinaus, es fiel aber direkt zu Boden. Ich betrübe mich noch, ob ich es trotz aller Vorsicht verletzt haben kann,“ sagte Esther.

„Darüber können Sie sich beruhigen,“ erwiderte Fader-Dechälin, „es war gewiß ein Weibchen, das kann nicht fliegen. Die Männchen fliegen und das Weibchen kriecht bloß am Erdboden, aber leuchten kann es auch.“

„Gott sei Dank, daß sie das wenigstens können; ich finde es sehr unfreundlich, daß wir immer zu kurz kommen sollen. Warum sollen die Weibchen nicht fliegen? Wissen Sie es gewiß, oder sagen Sie es nur, um mich zu kränken?“

„Rein, gewiß und wahrhaftig, wie die ‚widerspenstige Katharine‘ (in Shakespeare) zu sagen pflegte. Ich kann wirklich nichts dafür, es ist so. Aber Sie könnten sich ja damit trösten, daß der Flug der Gedanken oder doch der Phantasie bei Frauen höher ist, als bei den Männern.“

„Das ist auch schon wieder Spott! — Es giebt auch unbedeutende Männer, so gut, wie unbedeutende Frauen!“

„Habe ich nicht bestritten. — Aber unsere Klamm ist bald zu Ende, die schöne, dunkle, romantische Klammstraße, und ich hatte doch so fest den Willen, ehe sie zu Ende, eine Frage zu stellen!“

„Eine Frage?“

„Ja, oder eine Bitte.“

Der Weg wandte sich hier, und wir verlieren dadurch die beiden Wanderer, die immer langsamer gegangen, aus den Augen. Wir erhäshen kein Wort aus ihrer Unterhaltung, bis sie nach einer Weile aus der Dunkelheit heraustreten, unten die ersten, erleuchteten Häuser von Lend liegen sehen und der Wagen auch gerade anhält. Der Bergvat steigt heraus, seine Frau will das letzte, so steile Stück lieber zu Fuß gehen, und sie vereinigen sich mit den Fußgängern.

„Nun, der Kutscher wird Ihnen dankbar sein, daß Sie beide seine Pferde so lange geschont haben,“ scherzte der Bergvat. „Erst waren Sie so tapfer voraus und dann mußten wir auf Sie warten.“

„Verzeihen Sie, wir hatten den Wagen immer im Auge, nur bei der letzten Wiegung entschwand er uns. Herr Bergvat, wir gehen das letzte Stück bis zum Straubinger doch noch zusammen? Sie erlauben doch — das letzte Mal in diesen Bergen!“

„Nun, nun, man wird sich doch in diesem Leben noch wiedersehen.“

„Das hoffe ich ganz entschieden,“ entgegnete der Schweizer, „und gerade darum“

Mehr hörten die vorangehenden Damen nicht. Die Herren blieben des öfteren stehen und schienen ungewöhnlich Wichtiges zu verhandeln. — Daß Esther die Zeit benutzte, um ihrerseits ihrer Mutter auch allerlei Wunderbares anzuvertrauen, brauche ich meinen klugen Lesern und Leserinnen nicht erst zu verraten.

Nur einige Schlusssätze aus der fröhlichen Unterhaltung am anderen Tage in Lend, der, anstatt zum letztenmal diese vier glücklichen Menschen zu vereinigen, im Gegenteil den Anfang zu recht innigem Zusammengehören bildete, will ich zum Schluß noch verraten.

„Nun,“ jagte der Bergrat, „kleines Bräutchen, nun kannst du uns ja ganz genau sagen, wie dieser Hüne aussah, als er seine Liebeserklärung anbrachte!“

„Nein,“ antwortete erröthend Esther, „es war viel zu dunkel in der Klamm, als Herr Faber —“

„Robert, wenn ich bitten darf, oder Sie müßten Dechslin hinzusehen.“

„Als Sie sprachen,“ fuhr Esther fort, „ich dachte absolut nicht daran.“

„Ich bezeuge es,“ sagte der Schweizer. „Ich fürchtete, sie werde wie eine Zauberin in den Busch greifen und mir ein Leuchtwürmchen vor das Gesicht halten — aber sie war barmherzig und that es nicht. — Aber Sie verstehen, warum ich absolut in der Klamm sprechen mußte! — — — Wird es Sie aber nicht gereuen, der ominöse Name Dechslin, Frau Mätin? Sie, so ästhetisch, werden Sie das verwinden?“

„Wenn es meine Tochter thut, darf ich wohl nichts dagegen haben! — Daß diese schöne Zeit in Gastein solchen Abschluß haben würde, wer hätte das gedacht! Ich kann es manchmal kaum glauben.“

„Frauen sind doch sonst so prophetisch angelegt,“ neckte der Bräutigam. „Es konnte doch kaum anders kommen, seit wir uns im Raffeld am ‚Schleierfall‘ trafen und ich zufälligerweise meinem Bräutchen Speil und Raute verehrte.“

„Und eine Tauernrose,“ flüsterte Esther.

Er: „Hast du sie noch? Ich meine, aus botanischem Interesse nur, gepreßt?“

„Er hat das Duzen schon gelernt,“ lachte der Bergrat; „es geht wirklich ganz flott.“

„Es lernt sich schon, lieber Schwiegervater! Nun noch eine Bitte, es soll die letzte sein —“

„Wer's glaubt!“ schob der Bergrat neckend dazwischen.

„Lassen Sie uns am Peter- und Paulstage Hochzeit machen! Und dann wollen wir sehen, ob Esthers Schleierfall nicht viel schöner ist, als der in Gastein!“





Erlebnisse

eines mecklenburg-strelizischen Husaren-Wachtmeisters

in dem Feldzuge von 1814.

(Schluß.)

Als der Friede geschlossen und die Gefangenen, welche gesund geblieben, schon längst ausgewechselt waren, bat ich die Priorin um einen Ausgangsschein aus dem Hospital. Die Priorin gab ihn mir. Ich mußte meine Lazarettkleider wieder ausziehen, wogegen ich meine alten Kleidungsstücke zurückbekam, und marschierte ab.

Ich glaube, daß von vielen kriegsgefangenen Soldaten, die in Frankreich gestorben sind, ihren Eltern und Angehörigen in der Heimat keine direkte oder amtliche Nachricht mitgeteilt worden ist; ich glaube es deshalb, weil die Witwe Schmidt von dem Tode ihres Sohnes in Bourges keine amtliche Nachricht erhalten hatte. Ich teilte sie ihr zuerst mit, als ich wieder zu Hause war. Sie war außer sich vor Schmerz darüber und konnte von mir nicht genug hören, wie es ihrem Sohne in der Gefangenschaft ergangen und wie sein Ende gewesen sei.

Als ich das Kloster verlassen hatte, meldete ich mich in Bourges bei einem Kriegskommissar und bat ihn um ein Quartierbillet und eine Marschrouten, um in meine Heimat zurückkehren zu können. Ich bekam ein Quartierbillet, aber auf die Marschrouten mußte ich noch so lange warten, bis sich aus anderen Städten (Tours, Limoges), wo auch Kriegsgefangene gefesselt, in Bourges mehr Rekonvaleszenten zusammengefunden hatten.

Da mir meine Kopf- und Barthaare, die ich seit langer Zeit nicht abgeschnitten hatte, sehr lang und wild gewachsen waren, so ging ich in eine Barbierstube, um mich rasieren und coiffieren zu lassen. Das wurde dann auch durch den Barbier und seine Frau mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit besorgt.

Als sich endlich 38 Rekonvaleszenten in Bourges zusammengefunden hatten, bekam ich den Befehl, mit ihnen über Orleans nach Paris abzumarschieren. Da ich französisch sprach und meinem militärischen Range nach der Vornehmste unter ihnen war, so bekam ich die Marschrouten und hieß von jetzt an auf dem Marsche nach Paris monsieur le commandant de la troupe. Wir kamen in mehreren Tagemärschen nach Orleans und hörten hier zu unserer Freude, daß wir am nächsten Tage Sold und einen Ruhetag haben sollten. Ein Kriegskommissar zahlte an mich das Geld, und ich verteilte es unter meine Kameraden. Am demselben Tage, als wir Ruhe hatten, kam des Vormittags die Kaiserin Marie Louise mit ihrem Sohne, dem weiland König von Rom, in zwei Equipagen nach Orleans und hielt auf dem Markte still, um die Pferde zu wechseln. Sie eilte, wie es hieß, ihrem Gemahl, dem Kaiser Napoleon nach. Im

vordersten Wagen saß sie mit ihrem Sohn. Ich habe sie nicht gesehen, denn sie hatte sich nach hinten in eine Ecke gedrückt; aber ihren Sohn, ein munteres, hübsches Kind, sah ich. Er stand am offenen Kutschenschlag und warf dem Volk, welches sich dicht an den Wagen gedrängt hatte, einige Küsse mit der Hand zu, indem er dabei sagte: „Ayez pitié de mon papa!“ Die Ausrufe: „Vive l'empereur, vive l'impératrice, vive le roi de Rome!“ erschollen auf dem Marktplatz, und das Volk, welches sehr aufgeregt war, lehnte sich in seinem Bivakrufen an seine Genossen, obgleich diese mitten darunter standen und als bourbonische Beamte die weißen Kolarden an ihren Hüften und die Lilien an ihren Rockschößen hatten.

In Orleans bekamen wir den Befehl, über Straßburg nach Deutschland zurückzukehren, und begaben uns dahin auf den Marsch. Als wir aber vielleicht die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, bekamen wir Gegenbefehl und mußten nach Paris marschieren. Wir kamen endlich daselbst an, nachdem wir noch viele Tagemärsche in die Kreuz und Quere gemacht hatten. Eine preussische Schildwache hielt uns an der Barriere an. Der wachhabende Offizier kam heraus und ließ uns durch zwei Mann zur preussischen Kommandantur führen, die im Louvrepalast gerade gegenüber war. Der Kommandant schickte uns mit einem preussischen Gardisten, welcher als Ordonnanz bei ihm war, nach der caserne du soix (Heutekaserne). Der preussische Landwehrlieutenant Wiegand, der hier kommandierte, befohl einem Unteroffizier, uns Lebensmittel zu verabreichen und Holz, damit wir sie uns kochen könnten. Wir bekamen Fleisch, Reis, Brot, Salz und Wein. Da wir sehr abgerissen waren, bekamen wir auch jeder eine Jacke und Hose von grauem Drillich und ein Kommisshemd. Alle griffen zu und wechselten Kleider und Wäsche, ich aber nahm bloß das Hemd und zog meine alten Kleidungsstücke wieder an, weil ich, nachdem ich gehört, daß wir von Paris zu unseren noch in Frankreich kantonierenden Regimentern geschickt werden sollten, den Entschluß faßte, aus der Kaserne zu entweichen. Ich sann auf eine List, um herauszukommen, was nicht gerade sehr leicht war, da vor der Thür eine Schildwache stand, die jeden von uns, der auf die Straße hinausgehen wollte, zurückwies. Dies geschah, damit wir uns nicht in Paris umhertrieben und verließen. Als der Offizier abwesend war, sagte ich dem Unteroffizier, der ihn in der Kaserne vertrat, daß ich die Krätze hätte, und daß ich, ehe ich von Paris weitergeschickt würde, zuerst in ein Lazarett aufgenommen werden müßte, um geheilt zu werden. Ich zeigte ihm meinen Hautausschlag, damit er sich selbst davon überzeuge, und als er gesehen, daß ich wirklich die Krätze hatte, gab er mir den Rat, zu einem preussischen Arzt, der in der Nähe wohne, zu gehen, um ihn zu bitten, daß er mich in ein Lazarett schicke. Er ließ mich jetzt aus der Kaserne gehen. Ich ging aber nicht zum Arzt, sondern marschierte mit raschen Schritten zum Pontneuf, den ich kannte, ging über diese Brücke und kam auf das rechte Ufer der Seine, ging längs dem Quai vor dem Louvre vorbei bis zu den Tuileries, überschritt den Tuilerieshof, auf welchem der Kaiser Napoleon früher oft 10 000 Mann in Parade gemustert hatte, schlug den Weg ein, der über die Plätze de la Concorde und Vendôme führt, gelangte auf die Boulevards, bog in die Vorstadt St. Martin ein und kam, da ich sehr französisch ausseh, durch die Barriere, ohne von der Schildwache gefragt und angehalten zu werden. Daraus passierte ich das Dorf la Bilette und ging an diesem Tage noch, so weit ich kommen konnte. Als es endlich finster wurde, nahm ich mein Nachtquartier in einer Strohmiete eines Dorfes.

Sobald der Tag graute, kroch ich aus der Miete wieder heraus und schlug den Weg nach Soissons ein. Da ich es zuletzt vor Hunger nicht mehr aushalten konnte, so ging ich in einem Dorf zum Maire und bat ihn, indem ich ihm dreißig mein Billet vorzeigte und ihm sagte, daß ich von Bourges aus als Kriegsgefangener käme und nach Deutschland zurückkehrte, um ein billet pour diner. Es war nämlich damals in Frankreich gebräuchlich, daß fremde Militärpersonen, die einzeln marschierten, sich vom Maire ein billet pour diner oder pour se rafraichir oder pour coucher geben lassen konnten.

Es geschah wohl, um ihre Marsche zu beschleunigen und sie eher wieder los zu werden. Ich hatte jenseits Paris von einer alten Dame, die sehr royalistisch gesinnt war, eine Broschüre zum Geschenk erhalten, von dem berühmten Chateaubriand verfaßt, worin dieser die Bourbons dem Volke als die legitimen Herrscher Frankreichs mit viel Verehrsamkeit empfohlen hatte. Diese Broschüre gab ich dem Maire in die Hand, um seine Kengier anzuregen und seine Augen von meinem Billet abzulenken. Er nahm sie, blätterte darin und bat mich, sie ihm während meines Aufenthaltes im Dorf zu lassen. Er gab mir mein Billet zurück, dazu auch ein billet pour diner bei einem Einwohner des Dorfes. Als ich mich bei diesem satt geessen hatte, marschierte ich weiter, ohne mich um den Maire und meine Broschüre zu bekümmern; denn ich fürchtete, daß er sich vielleicht, um mich näher kennen zu lernen, mit mir in ein Gespräch einlassen möchte.

Von jetzt an wurde ich mit jedem Tage dreister, um so mehr, weil mich mehrere Gendarmen, die mich jedesmal nach meinem Passe fragten und denen ich immer mein Billet vorzeigte, mit der Weissung: „Mach, daß du aus Frankreich kommst!“ hatten ziehen lassen. So kam ich glücklich, ohne angehalten zu werden, bis Verdun. Hier aber ging's mir schlecht. Als ich das Thor passierte, rief die Schildwache mich an und fragte mich, wer ich sei. Ich reichte mein Billet hin und sagte, daß ich ein preussischer Soldat sei, aus der Gefangenschaft komme und nach Deutschland zurückkehre. Der wachhabende Offizier, davon benachrichtigt, kam heraus, erklärte mir, daß mein Billet kein Paß sei und befahl einem Soldaten, mich zur Kommandantur zu führen. Dieser wunderte sich sehr, nachdem er mein Billet gelesen, daß ich mit demselben von Bourges bis hierher, ohne unterwegs angehalten zu werden, hätte marschieren können, da doch von den verbündeten Mächten der strengste Befehl gegeben sei, daß kein Soldat, der aus der Kriegsgefangenschaft komme, sich in Frankreich umhertreiben dürfe, und daß alle, die sich als Bagabunden fänden, zu ihren in Frankreich lantonnierenden Regimentern geschickt werden sollten. Ich entschuldigte mich damit, daß ich das nicht gewußt hätte. Er erklärte mir, daß er mich mit meinem Billet nicht weiter gehen lassen könne und schrieb auf dasselbe einen Vermerk in französischer Sprache, des Sinnes: angefihts dieses ist dem Genannten eine Marschrouten auszufertigen nach Paris oder Amiens. Da ich nun wußte, daß man mir eine Marschrouten nach Deutschland nicht geben, sondern mich nach Paris oder Amiens schicken würde, so verließ ich Verdun, ohne mich weiter um die Marschrouten zu bekümmern, und schlug den Weg nach St. Michel ein, wo ich früher schon gewesen war. Von hier ging ich nach Pont-à-Mousson an der Mosel, kam ins Triertche und gelangte bis nach dem Städtchen Birkenfeld.

Da ich meinen Schein mit dem Vermerk, so lange ich noch in Frankreich war, keinem Maire mehr vorzeigen konnte, so ernährte ich mich von Almosen, um welche ich in Dörfern die Frauen bat. Des Nachts schlief ich in Backöfen, Scheunen, Ställen, Wälbarn und wo ich mich sonst für sicher hielt. Ich konnte es draußen aushalten, weil es Sommer war.

Durch Birkenfeld kam ich an einem Sonntage des Vormittags, und ich war schon eine weite Strecke gegangen, als ich ganz unerwartet auf zwei Gendarmen stieß, die mich anhielten und fragten, wer ich sei. Ich sagte es ihnen und zeigte mein Billet vor, denn ich fürchtete mich jetzt wegen des Vermerks darauf nicht mehr, weil ich in Deutschland war. Sie aber hielten das Billet, da sie nicht Französisch verstanden, für einen Wisch und mich für einen Bagabunden, nahmen mich in ihre Mitte und transportierten mich nach Birkenfeld zum Bürgermeister. Da dieser jedoch in der Kirche war, so sperren sie mich in ein Gefängnis. Nach einigen Stunden hollen sie mich wieder heraus und führten mich zu dem Bürgermeister hin. Dieser war ein grober Mensch und wollte mich, da er aus meinem Billet nicht klug werden konnte, ins Gefängnis zurückführen lassen. Da kam ein Vorspannwagen an, auf welchem zwei preussische Offiziere saßen. Der Wagen hielt vor dem Hause des Bürgermeisters still, die Offiziere stiegen ab und

kamen in seine Stube. Sie meldeten ihm, wer sie seien, und baten ihn um einen Vorspannwagen zu ihrer Weiterreise. Der eine von ihnen, ein Major, fragte den Bürgermeister, wer ich sei. Der Bürgermeister antwortete ihm: „Dieser Mensch behauptet, daß er ein preussischer Soldat sei und aus der Kriegsgefangenschaft komme. Er hat ein Papier mit französischer Schrift bei sich, das ich nicht lesen kann.“ — „Du bist preussischer Soldat?“ fragte mich der Major. — „Ja!“ antwortete ich ihm. — „In welchem Regiment hast du gedient?“ — „Im mecklenburg-strelitzischen Husaren-Regiment.“ — „Wie heißt der Oberst des Regiments?“ — „Bon Worburg.“ — „Und der Chef der Eskadron, in welcher du gedient hast?“ — „Graf von Lüttichau.“ — „Wo bist du gefangen worden?“ — „Im Aisne-Departement vor der Schlacht bei Laon.“ — „Wo hast du als Gefangener gefessen?“ — „In Bourges en Berry.“ — „Wo willst du hingehen?“ — „Nach Neustrelitz zum Depot meines Regiments.“ — „Ja, er muß Soldat sein und in diesem Regimente gedient haben“, sagte der Major zum Bürgermeister, „denn ich kenne sein Regiment, und was er von ihm sagt, ist richtig. Geben Sie ihm einen Paß nach Koblenz, wo er sich beim Kommandanten zu melden hat.“ Die Offiziere hatten Eile, ihr Wagen fuhr vor und sie reisten ab. Wer konnte jetzt froher sein als ich? Der Bürgermeister schrieb mir einen Paß nach Koblenz, ich marschierte dahin ab und wurde auf meinem Marsche überall einquartiert und gepflegt.

Zuerst ging ich nach Bingen. Als ich hier meinen Paß visieren ließ, wurde ich direkt nach Koblenz gewiesen. Es schien mir aber bedenklich, dahin zu gehen, denn ich befürchtete, daß mich der Kommandant daselbst zu meinem Regimente, das noch in Frankreich stand, schicken würde. Ich entschloß mich daher, über den Rhein zu gehen und jenseits auf gut Glück weiter in meine Heimat zu marschieren. Ich ging nach dem Rhein, um zu sehen, ob vielleicht ein Schiff vom Ufer abstoße und hinüberfahre. Dies war auch glücklicherweise der Fall. Ich sprang in das Schiff und bat die Schiffsleute, mich mitzunehmen. Sie thaten es. Als wir jenseits gelandet waren, verließ ich mich wieder auf die Behendigkeit meiner Füße; ich ging durch den Rheingau bis in die Nähe von Wiesbaden, marschierte die Nacht durch und kam gegen Morgen nach Schlangenbad, wo ich einen alten Ledersabrikanten aufsuchte, von welchem ich früher, als unser Regiment vor Mainz stand, oft Leder für meine Eskadron eingekauft hatte. Ich gab mich ihm zu erkennen, und er freute sich, mich zu sehen. Ich aß und trank bei ihm und erzählte ihm viel neues von Frankreich. Endlich marschierte ich weiter und kam ohne alle Fährlichkeit bis jenseit Quercfurt, wo ich des Abends in einem Dorfe von einem Gendarmen wieder arretiert wurde. Auf meinem Marsche durch Deutschland war ich aus Vorsicht niemals in einen Krug eingelehrt, und jetzt mußte mich der Böse plagen, daß ich in diesem Dorfe in den Krug ging, um die Nacht dazubleiben. Ich hatte eine Frau, die aus dem Fenster sah, um Nachtquartier gebeten. Sie wollte mich aber nicht in ihr Haus aufnehmen, reichte mir ein Stück Brot, wies mich nach dem Kruge und gab mir einen Spieß (eine Münze, 6 Pfennige wert), damit ich mein Schlafgeld bezahlen könnte. Da ich Halle a. S. sehr nahe war und auf meinem Marsche durch Deutschland bis jetzt nicht das geringste Mißgeschick gehabt hatte, so fürchtete ich keine Gefahr und ging dreist in den Krug. Hier fand ich aber zu meinem größten Schrecken, als ich in die Gaststube trat, einen Gendarmen. Ich wollte schon wieder umkehren, aber es schien mir doch zu gefährlich, weil ich mich gerade durch meine Flucht sehr verdächtig gemacht haben würde. Ich blieb daher und verlangte vom Wirte Nachtquartier. Der Gendarm kam sogleich auf mich zu und fragte mich, wer ich sei, woher ich komme, wohin ich gehen wolle und ob ich einen Paß habe. Ich antwortete ihm auf alles und reichte ihm mein französisches Billet als meinen Paß. Er sah mich mit großen Augen an, als er mein Billet in der Hand hatte und es nicht lesen konnte, schüttelte den Kopf und sagte mir, daß dies Billet dummes Zeug sei und er sehr zweifelte, daß ich Soldat sei. Ich zeigte ihm darauf, um es ihm zu beweisen, mein eisernes Kreuz. Aber er zweifelte jetzt, sagte er, umso mehr, daß ich ein Soldat sei, weil

ich es alsdann nicht in der Tasche, sondern öffentlich tragen würde. Dies griff meine Soldatenehre an. Ich wurde darüber sehr ärgerlich und auch darüber, daß er mich mit er anredete. Ich verteidigte mich mutig und sagte ihm auch, daß ich wahrscheinlich mehr Pulver gerochen habe als er, und daß ich Husaren-Wachtmeister gewesen sei, und verbat mir sehr ernstlich seine Anrede mit er. Unser Wortstreit wurde sehr laut und heftig, und der Gendarm erklärte mir, daß ich von jetzt an sein Arrestant sei und er mich am nächsten Tage früh nach Quersfurt zum Kommandanten transportieren werde. Er beorderte alsdann vom Schulzen des Ortes vier Mann Wache mit Piken, die mich während der Nacht beaufsichtigen sollten. Ich war also jetzt Arrestant. Da ich Hunger hatte, forderte ich mir vom Wirt etwas zu essen. Dieser fragte mich, ob ich auch Geld hätte, es zu bezahlen. Ich warf den Spieß, den mir die Frau gegeben hatte, auf den Tisch und sagte ihm, daß der Gendarm das, was es vielleicht mehr koste, für mich bezahlen werde, denn er habe mich arretiert und müsse jetzt für meine Verpflegung sorgen.

Nachdem ich gegessen hatte, legte ich mich nieder auf meine Streu, welche hart war wie ein Brett. Ich dachte, ehe ich einschlief, viel daran, wie ich es machen könnte, um in der Nacht zu entweichen. Aber dies wollte nicht gehen, weil die Wächter bei mir in der Stube waren, Licht brannten und sich mit Kartenspiel wach erhielten. Am Morgen kam der Gendarm und führte mich, nachdem er mich mit einem Strick gefesselt und an sein Pferd, als hätte er es von dem französischen Gendarm gelernt, festgebunden hatte, nach Quersfurt ab. Als ich hier über den Markt ging, sah ich die Pumpe wieder, auf welcher ich früher einmal als Hallischer Student bei einem Komitat hierher gefessen und den Fürsten von Thoren gemacht hatte. Der Kommandant ließ mich nicht sogleich vor sich, und ich wurde unterdessen vom Gendarmen in ein unterirdisches Gefängnis im Rathause eingesperrt, wo mehrere Gefangene vom gemeinsten Schlage saßen. Ich war ihnen wegen meines französischen Anzuges und wilden Aussehens eine neue und sehr auffallende Erscheinung, und sie waren alle neugierig zu wissen, wer ich sei. Aber ich war sehr schweigsam und würdigte sie selten einer Antwort.

Gegen Mittag wurde ich zu dem Kommandanten, welcher v. Dandelmann hieß, geführt. Er fuhr mich zuerst heftig an, redete mich mit er an und nannte mich sogar Bagabund. Er verlangte meinen Paß zu sehen. Ich reichte ihm mein französisches Billet, er konnte aber daraus wie schon viele andere früher nicht recht klug werden und forderte mich auf, es ihm ins Deutsche zu übersetzen. Als er sah, daß ich der französischen Sprache mächtig war, fragte er mich, wo ich französisch gelernt hätte. Ich sagte ihm, daß ich es als Knabe bei meinem Onkel, dem Major Better, der früher Postmeister in Brandenburg a. Havel war, gelernt und es in seinem Hause täglich gesprochen, mich darin dann auf Gymnasien und Universitäten, die ich besucht, mehr vervollkommen und mich in Frankreich, wo ich als Soldat fürs Vaterland gesochten, dieser Sprache fast immer bedient hätte. „Ist er wirklich Soldat gewesen?“ fragte er mich. „Ja!“ antwortete ich ihm, „ich bin Husar gewesen, habe als Wachtmeister im medlenburg-strelitzischen Husaren-Regiment gedient und bin im März dieses Jahres im Aisne-Departement gefangen und nach Bourges en Berry transportiert worden. Ich wurde daselbst krank, kam ins Lazarett und erhielt, nachdem ich wieder genesen, dieses Hospital-Ausgangsbillet, welches mir bis hierher auf meiner Rückkehr ins Vaterland als Paß gedient hat.“ Der Kommandant hatte mich aufmerksam angehört und fragte mich, ob ich vielleicht in Brandenburg, da ich in meiner Jugend bei dem Major Better gewesen, einen gewissen Baron von Dandelmann gekannt hätte. „Ja,“ antwortete ich ihm, „er war der Freund meines Onkels und spielte mit ihm täglich des Nachmittags Toccadille.“ „Dies ist sehr wahr,“ erwiderte der Kommandant. „Dieser Baron von Dandelmann war mein Onkel.“ Die Onkel spielten jetzt eine Hauptrolle in unserem Gespräch, und ich war sehr froh, daß meine Sache durch die Erinnerungen an unsere alten Onkel für mich einen glücklichen Ausgang zu nehmen schien. Der Kommandant redete mich jetzt auch mit Sie an. Um ihm zu beweisen, daß ich als Soldat meine

Schuldigkeit gethan, zeigte ich ihm mein eisernes Kreuz vor. Ich erschien ihm zuletzt als ein merkwürdiger Mensch, an welchem, wie er sich ausdrückte, viel Widersprechendes wäre. Damit ich aber nicht wieder in diese Verlegenheit käme, beauftragte er seinen Sekretär, mir eine Marschrouten zu dem Depot meines Regiments in Neustrelitz zu schreiben. Der Kommandant unterzeichnete sie, ich empfing sie mit frohem und dankerfülltem Herzen und marschirte ab. Ich, der ich seit dem unglücklichen Vorfall in Dultsch in der traurigsten Lage und fast immer vogelfrei gewesen, war nun, da ich eine Marschrouten in der Tasche hatte, wieder der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Ja, Glück muß der Mensch haben! rief ich vor Freude laut aus.

Auf Flügeln des Windes eilte ich nach dem Dorf zurück, wo ich am Abend vorher arretirt worden war, lehrte zuerst in den Krug ein, um mich dem Wirte zu zeigen und ihm zu sagen, indem ich ihm meine Marschrouten vor die Augen hielt, daß ich kein Bagabund sei, und ging dann, da er mir auch heute ohne Geld nichts zu essen geben wollte, zum Ortspfarrer. Weil ich meine Marschrouten hatte, die ich auf dem Wege von Quertorf bis hierher wohl zehnmal angesehen und gelesen, so war ich höchst vergnügt und ging in der heitersten Stimmung ins Pfarrhaus. Ich klopfte an und trat auf das Herlein des Pfarrers in die Stube, was ihm aber gar nicht lieb war; denn er kam eiligst angegangen, öffnete die Thür wieder, die ich hinter mir zugemacht hatte, und wollte mich, da ich ihm zu wild und liederlich ausah, auf gute Manier wieder hinauskomplimentieren. Ich lachte darüber und rebete ihn, um ihm zu zeigen, mit wem er es zu thun habe, lateinisch an: „Ne me pertimesce, mi domine pastor! Ego sum belli captivus et redeo ex Francogallia, ubi pro aris et focis dimicavi, in patriam meam, quae Mecklenburg vocatur. Legas quaeso chartam meam itinerariam! Ego mi domine pastor, nunc valde esurio. Habesne aliquid cibi? Des mihi, si quid habes! abs te peto.“ Er lachte, als er mich so reden hörte, und sagte: „Habeto!“ rief seine Frau und theilte ihr mit, daß ich ein Soldat sei, aus der französischen Gefangenschaft komme und essen wolle. Sie holte herein, was vom Mittagbrod übrig geblieben war, und setzte es mir auf den Tisch hin. Als ich meinen Hunger gestillt hatte und wieder abmarschieren wollte, gab mir der Pastor noch ein Vialikum (Reisegeld) und stopfte mir auch, da ich ihn um Tabak bat, davon die Taschen voll.

Halle war drei Meilen von da entfernt. Durch einen Bauern, der einen Sohn in Frankreich hatte und mich unterwegs auf seinen Wagen nahm, kam ich bald dorthin. Ich ging hier sofort zum Kommandanten, legte ihm meine Marschrouten vor und bat ihn um ein Quartierbillet. Ich wurde bei einem Friseur einquartiert. Als ich zu diesem in die Stube trat und mich ihm als Einquartierung anmelde, machte er ein sehr saures Gesicht. Ich knüpfte aber sogleich, da ich mit seiner Frau und seiner Tochter von meiner Studentenzeit her bekannt war, ein Gespräch mit ihm und seiner Familie an. Sie erkannten mich zuerst nicht. Ich näherte mich der Tochter und fragte sie, ob sie sich vielleicht des Studenten Woltersdorff erinnere, der in den Jahren 1805 und 1806 hier studirt habe. Sie erinnerte sich dieses Namens und fragte, ob ich vielleicht mit diesem Woltersdorff verwandt sei. „Ich bin es selbst,“ antwortete ich ihr. Sie lachte laut auf und sagte: „Ach, wie häßlich sehen Sie jetzt aus!“ „Es kann sein,“ erwiderte ich, „denn ich bin Soldat und habe manchen Sturm erlebt; aber ich bin deshalb noch immer derselbe, der ich früher war, als ich mit Ihnen auf dem Tanzboden herumprang.“ Mit meinem Wirt und seiner Frau wurde ich durch Erinnerungen aus der alten Zeit auch sehr bald wieder bekannt.

Wer damals in Halle studirt hat, weiß, daß wir Studenten, wenn wir landmannschaftliche Feste feierten oder Kränzchenbälle hatten, mit den Frauen und Töchtern unserer Barbiers, Friseure und Stiefelpuher tanzen mußten, denn die Frauen und Töchter aus gebildeten Familien tanzten nicht mit uns.

Da ich etwas Geld hatte, welches mir der Pastor geschenkt, so ging ich gegen Abend zu einem Konditor, um einmal wieder Kuchen zu essen und Punsch zu trinken.

Als ich bei dem Konditor glaubte, für mein Geld genug gegessen und getrunken zu haben, fragte ich ihn, wieviel ich ihm schuldig sei. Er aber wollte von mir nichts nehmen und bat mich, indem er mir von neuem Punsch einschenkte, noch dazubleiben und ihm und seinen Gästen mehr aus Frankreich zu erzählen. Diese liebten mir nun ein Glas Punsch nach dem anderen einschenken, so daß ich bald sehr lebendig und bereit wurde und ihnen in Skizzen alle meine Kriegsfahrten erzählte, die für sie das größte Interesse hatten.

Als ich endlich in heiterster Laune am späten Abend von ihnen fortging, trat vor der Hausthür ein Herr, den ich nicht kannte, zu mir, legte mir, ohne weiter ein Wort zu sagen, ein Paket in die Arme und drückte mir zwei Thaler in die Hand. Als ich in meinem Quartier das Paket öffnete, fand ich darin zu meiner größten Freude eine schöne Kutta, die fast neu, von feinem, dunkelgrünem Tuch und mit Sammet und Schnüren reich besetzt war. Sie war ein köstliches Geschenk für mich, da ich schon ganz abgerissen und zerlumpt war. Andere gute Menschen, die mich bei dem Konditor gesehen haben mußten, hatten schon während meiner Abwesenheit mehrere Hemden, Hosen, Strümpfe und Tücher in mein Quartier geschickt. Ich freute mich darüber außerordentlich. Noch denselben Abend zog ich ein reines Hemd an, legte mich dann mit Freude und Dank gegen Gott nieder und schlief bald ein.

Am nächsten Morgen, als ich mit meinen Wirtsleuten gefrühstückt hatte, ließ ich mir von einem Barbier den Bart (seit Bourges zum erstenmal wieder) und von meinem Wirt die Haare auf dem Kopf abschneiden, zog wieder Strümpfe an, die ich lange Zeit nicht getragen, Hosen, die mir geschenkt waren, und neue Schuhe, die ich mir in Halle gekauft hatte, machte mir ein weißes Jabot vor, band ein reines Halstuch um, zog eine neue Weste und die schöne Kutta an und war nun wie ein Pfönitz aus der Asche neu erstanden. Ich holte mir dann vom Kommandanten meine vifizierte Marschrouten. In meinem Quartier wieder angekommen, band ich meine französischen Lumpen, welche ich als ein Andenken an meine unglücklichste Lebenszeit mit nach Hause nehmen wollte, in ein Bündel, und das andere Bündel, das mir in Halle geschenkt war, in ein zweites Bündel, verabschiedete mich von meinen Wirtsleuten und ging noch an diesem Tage mit dem frohesten Herzen bis nach Köthen, wo ich die Nacht blieb, von da am nächsten Tage nach Zerbst, wo ich wieder die Nacht blieb, und von da am dritten Tage nach Hause.

Je näher ich dem Dorf Budau im Magdeburgischen kam, wo mein Vater wohnte, desto stärker schlug mein Herz vor Sehnsucht und Freude, ihn bald wiederzusehen. Eine halbe Meile von Budau lernte ich in einem Dorfe bei dem Pfarrer, den ich kannte, ein, um ihn zu fragen, ob mein Vater noch lebe und wie es ihm gehe. Der Pfarrer jagte mir, daß mein Vater zwar gesund, aber um mich in der bangsten Unruhe und Sorge sei, weil er seit langer Zeit nichts mehr von mir gehört habe. „Er wird sich jetzt außerordentlich freuen“, fuhr er fort, „Sie so unerwartet wiederzusehen, und Sie erlauben mir wohl, daß ich Augenzeuge dieser beiderseitigen Freude des Wiedersehens sein kann. Ich werde ihm sogleich einen Boten schicken und ihn brieflich bitten, mich heute noch zu besuchen, weil jemand hier sei, der dringend mit ihm zu sprechen wünsche.“ Mein Vater kam an. Wir fielen uns beide in die Arme, küßten uns herzlich und hielten uns, ehe wir vor Ueberraschung und Freude ein Wort sprechen konnten, lange Zeit fest umschlossen. Ich erzählte ihm und allen in der Predigersfamilie das Wichtigste aus meinem Soldatenleben. Wir aßen und tranken zusammen und fuhren endlich, mein Vater und ich, gegen Abend nach Hause, wo ich meine Stiefmutter durch meine unerwartete Ankunft sehr überraschte und erfreute.

Meinem Vater hatte ich meine Kriegshatalitäten nicht erzählt, weil ich ihm in seinem hohen Alter keine Angst und Sorge um mich machen wollte.

Als ich mich von meinen Beschwerden und Leiden erholt hatte, reiste ich von Hause über Berlin nach Pommern ab, wo ich früher gewesen war und wohin sich jetzt

mein Herz schute. Während ich in Berlin war, erging ich mich eines Tages unter den Linden und begegnete zufällig dem Unteroffizier Relius von meinem Regiment, mit welchem ich bei einer Eskadron gedient hatte. Er erzählte mir alles, was seit meiner Entweichung vorgefallen war, und sagte mir auch, sie hätten alle im Regimente geglaubt, daß ich Dienste bei den Franzosen genommen hätte, und keiner von ihnen mich je wiedersehen würde. Ich erzählte ihm dagegen, wie es mir, seitdem ich das Regiment verlassen, gegangen war, und fragte ihn, wie meine Sache beim Regiment stehe. „Schlecht, sehr schlecht,“ antwortete er mir, „und es war dein Glück, daß du fortliefst; denn du wärst auf Blüchers Befehl, der im höchsten Grade böse war, daß ein solcher Exceß in unserem Regimente vorgefallen, am nächsten Morgen vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen worden. Alle Offiziere mußten ihr Ehrenwort geben, daß sie nicht wüßten, wo du geblieben seiest, und daß sie dich, falls du zum Regimente zurückkehrtest, festnehmen und ans General-Kommando abliefern würden. Wir anderen aber beim Regiment freuten uns sehr, daß du entwischt warst, und sagten oft, wenn wir von dir sprachen: er wird sich wohl durchhelfen. So ist es dir denn auch wirklich gelungen, dich zu retten, und ich freue mich, dich, lieber Kamerad, hier gesund wieder zu sehen. Jedoch rate ich dir, dich in Berlin nicht öffentlich zu zeigen; denn unser Oberst und mehrere Offiziere vom Regiment sind jetzt hier. Dasselbe ist aus Frankreich nach Mecklenburg zurückgekehrt, und ich bin hier auf Urlaub.“

Nachdem ich dies alles von Relius gehört hatte, verließ ich eiligst Berlin und wagte es auch nicht, nach Stettin in mein früheres Verhältnis als Lehrer am Gymnasium zurückzukehren. Ich ging daher in die Gegend von Pentun nach Madrense zum Amtmann Grieben, den ich kannte, teilte ihm alles mit, was mir als Soldaten begegnet war, und bat ihn, mich so lange versteckt bei sich zu behalten, bis sich meine Sache beim Regiment geklärt hätte. Ich versprach ihm, dafür seine Töchter zu unterrichten. Er ging darauf ein.

In Stettin hatte ich einen Freund, den Dr. Zenchen, welcher Lehrer am Gymnasium war. Ich schrieb an ihn von Madrense aus. Er antwortete mir sogleich, sehr erfreut darüber, daß ich noch lebte, und bat mich ihn zu besuchen. Ich wagte es aber nicht, nach Stettin zu reisen, und blieb in Madrense. Eines Tages erging ich mich im Garten und las dabei die Gedichte von Th. Körner. Da kam ein Bote aus Stettin an. Er brachte mir einen Brief von Zenchen, worin dieser mir schrieb, daß unser Schul- und Universitätsfreund Milarch, der jetzt als Offizier in meinem Regimente diente, auf einer Reise nach Gollnow kürzlich bei ihm gewesen sei und sich umständlich nach mir erkundigt habe. Nachdem Milarch ihm hoch und heilig versichert habe, mir nicht schaden zu wollen, habe er ihm mitgeteilt, daß ich aus Frankreich glücklich entkommen sei und mich jetzt in Borpommern bei dem Amtmann Grieben in Madrense anhalte. Milarch habe ihn alsdann gebeten, mir einen expressen Boten zu schicken, und mich in seinem Namen nach Gollnow einzuladen, wo ich ihn bei seinem Bruder, dem Superintendenten Milarch daselbst, finden würde. Auf einem Pferde, welches mir Grieben lieb, ritt ich am nächsten Tage nach Gollnow und besprach dort mit Milarch meine Lage.

Milarch hatte mir zuerst den Namen des Offiziers genannt, gegen welchen ich in Dultzy la ville handgreiflich geworden war. Ich hatte ihn bis dahin nicht gewußt. Er hatte mir auch gesagt, wenn diese häßliche Geschichte nicht vorgefallen wäre, so wäre ich durch herzogliche Gnade auf die Empfehlung meines Obersten, der viel auf mich gehalten, zum Offizier mit freien Equipagegeldern befördert worden; mein Patent wäre für mich in Neustrelitz schon ausgefertigt gewesen.

Durch Milarchs Vermittlung erhielt ich endlich im Jahre 1815, als nach Napoleons Rückkehr von Elba mein Regiment wieder nach Frankreich marschiert war, meinen Abschied und konnte nun meine theologische Laufbahn weiter verfolgen.



Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen
in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

Einleitung.

Als Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, zum Thronfolger für das russische Reich bestimmt und durch die Kaiserin Elisabeth nach Rußland berufen wurde, nahm er drei Brüder aus Holstein mit sich in das für ihn bestimmte Land. Von diesen Brüdern war der eine mein Großvater, der zweite Astronom und der dritte Naturforscher.

Mein Großvater war Privatsekretär des Herzogs und stieg, nachdem er in russische Dienste übergetreten und dem Ministerium des Auswärtigen beigegeben worden war, von Stufe zu Stufe, bis er als Botschafter bei dem alten deutschen Reiche in Regensburg angestellt wurde, nach dessen Auflösung er seine Laufbahn schloß.

Er hatte drei Söhne, die alle drei in die diplomatische Carriere eintraten.

Der älteste war mein Vater, der nach vielfacher diplomatischer Verwendung als russischer Gesandter in Karlsruhe beglaubigt wurde, wo er auch bis zu seinem Tode verblieb.

Auf diese Weise waren die Struves nach Rußland verpflanzt und russische Unterthanen geworden.

I.

Das Elternhaus. — In russischen Diensten.

In Deutschland geboren und der Sohn rein deutscher Eltern, war ich doch von Geburt russischer Unterthan, da mein Vater als Diplomat in russischen Diensten an einem süddeutschen Hofe stand. Aber dieses Verhältnis zu Rußland hat für mich niemals große Bedeutung gehabt. Meine Erziehung und Ausbildung war eine ganz deutsche, und meine Sympathien haben mein ganzes Leben hindurch dem deutschen Vaterlande gegolten.

Im Jahre 1812 bin ich in Stuttgart in dem sogenannten „Landhaus“ geboren. Dieses alte Familienhaus meiner Voreltern von mütterlicher Seite ist wohlbekannt durch die Erinnerung an die wunderbare Bewahrung, die dem württembergischen Reformator Brenz darin widerfahren ist. Von dem Herzog Ulrich aufgefordert, sich zu verbergen, da er ihn gegen die Nachstellungen der im Anmarsch begriffenen kaiserlichen Truppen

nicht werde schützen können, hatte Breuz seine Wohnung verlassen und, in die obere Stadt hinaufgehend, eben dieses Landhaus offen gefunden, war unbemerkt hineingegangen und hatte sich oben zwischen den Kehlballen des Daches in einem verborgenen Winkel versteckt. Schon am nächsten Tage begannen die Nachforschungen. Alle Häuser wurden durchsucht, zuletzt auch das Landhaus. Die suchenden Soldaten kamen Breuz so nahe, daß er einmal einem Spieße answeichen mußte, mit dem in die verbergende Holzbooge hineingestoßen wurde. Aber er wurde nicht entdeckt. Und während der vierzehn Tage, die er sich dort verborgen halten mußte, kam alle Tage eine Henne zu ihm hinauf, legte ein Ei und ging still wieder weg, ohne durch das sonst so gewöhnliche Geschrei den Legeort ihrer Eier und dadurch zugleich den Bergungsort des Flüchtlings zu verraten. Durch diese ihm täglich ans neue bescherte Nahrung wurde es demselben möglich, sich so lange da oben verborgen zu halten. — Dieses Haus wurde nachher dem so merkwürdig erhaltenen Manne von der Stadt zum Geschenk gemacht und kam später durch Erbschaft in den Besitz der Familie meiner Urgroßeltern. Ist bin ich da als Kind hinaufgestiegen, um den dankwürdigen Bergungsort zu betrachten, und gern lauschte ich der in der Familienüberlieferung treulich aufbewahrten Erzählung, die damit im Zusammenhang stand.

Auch später, als die Eltern nach Karlsruhe übersiedelt waren, blieben wir mit der lieben großelterlichen Familie im Landhaus in steter Verbindung. Die Mutter reiste alle Jahre mit ihrem Kinderhänlein zur guten Großmutter. Auf einer dieser Reisen war es, daß der komische Vorfall sich abspielte, welchen die liebe Mutter oft in vergnügter Erinnerung erzählte. Als der Wagen in Pforzheim, wo Mittag gemacht werden sollte, vor dem Gasthose hielt, und dessen Inhalt nun ausgeladen wurde und ein Kind nach dem anderen zum Vorschein kam, da erschall plötzlich in dem Haufen der neugierig den Wagen umstehenden Zuschauer der Ausruf des höchsten Staunens: „Gudet's, gudet's, 's nimmt lei End!“ —

Es war ein liebes, teures Elternhaus, in dem ich meine Jugendjahre verleben durfte. Ist mein Vater mir auch schon bald, in meinem 15. Lebensjahre, durch den Tod genommen worden, so steht doch sein teures Bild mir noch lebendig vor der Seele. Er war ein hochgebildeter, geistvoller Mann, dessen Beispiel und Unterweisung wir Kinder viel zu verdanken gehabt haben. In Gemeinschaft mit der Mutter ließ er sich unsere Ausbildung auf das treulichste angelegen sein. Er sprach stets französisch mit uns, während die teure Mutter, die auf unser Herz und Gemüt den größten Einfluß gehabt hat, sich stets der deutschen Sprache bediente. Auch manche Freunde der Eltern, die in unserem Hause gern einkehrten, blieben nicht ohne Einfluß auf uns. Besonders lebhaft steht mir noch das Bild des ehrwürdigen Prälaten Hebel vor Augen. Er war ein häufiger Gast in unserem Familientreife, wobei dann das eine oder andere seiner allernüchternen Gedichte von Schwester Sophie zum Klavier gesungen wurde. Das liebe, wohlwollende Gesicht dieses herrlichen Mannes hat sich mir so deutlich eingepreßt, daß ich es noch heute zeichnen könnte.

Von besonderer Bedeutung für mich war die Freundschaft, welche den Pfarrer Henhöfer mit meinen Eltern verband. Er besuchte uns häufig von seiner Pfarrei in Graben aus, und meine Eltern schätzten ihn so hoch, daß der Wunsch rege wurde, mich von ihm konfirmieren zu lassen. Als ich mein dreizehntes Jahr erreicht hatte, wurde dies auch ins Werk gesetzt, und ich bezog auf ein halbes Jahr das liebe Pfarrhaus in Graben, um den Vorbereitungsunterricht von dem Gottesmann zu erhalten. Dieser Aufenthalt ist mir mein ganzes Leben hindurch in lebhaftem Andenken geblieben.

Eine weniger berühmte, aber doch auch in ihrer Art bedeutungsvolle Gestalt, die mit der Erinnerung an das Elternhaus unzertrennlich verbunden ist, ist die des „alten Johann“. Als junger Mensch war er in München von meinem Vater als Diener angenommen worden. Er begleitete ihn auf seinen vielen diplomatischen Reisen, war in Paris, London und anderen Hauptstädten gewesen und bildete sich darauf nicht

wenig ein. Auf alle übrigen Bedienten sah er hoch herab und nahm es als sein besonderes Vorrecht in Anspruch, „Herr Kammerdiener“ genannt zu werden. Trotz seiner Weitzereitheit legte er seine hochbayerische Sprache und sein derbes Wesen nie ab. Er war in der ganzen Stadt bekannt und bei Hoch und Niedrig eine populäre Person. Besonders der französische Gesandte, Graf Monleskun, stand auf ganz vertraulichem Fuße mit ihm. Wenn derselbe kam, um Vater zu besuchen, so teilte er zuerst ganz freundschaftlich eine Priße mit dem alten Johann. Dieser offerierte ihm seine Dose, und der Graf ließ ihn aus der seinigen eine Priße nehmen. Die Unterhaltung, die sie dabei führten, der Graf mit seinem gebrochenen Deutsch und Johann in seinem bayerischen Dialekt, war äußerst komisch. — Nach 56jähriger Dienstzeit setzte ihn meine Mutter, nach des Vaters Tod, zur Ruhe. Charakteristisch waren noch seine letzten Worte. Als er von dem katholischen Priester die Sterbesakramente erhalten hatte, drehte er sich um und sagte: „Ev. Gnaden, hoben's noch wos zu beföhlen?“, mit welchen Worten er sich all die Jahre hindurch täglich von meinem Vater verabschiedet hatte. —

Aus dem echt deutschen Elternhause wurde ich plötzlich in ganz andere Verhältnisse versetzt, als nach dem Tode meines Vaters die Frage an mich herantrat, welchem Lebensberufe ich mich zuwenden sollte.

Früh entwickelt und körperlich weit über meine Jahre groß und stark, wünschte ich, mich der militärischen Laufbahn zu widmen, die mir in russischen Diensten vorgezeichnet war, da ich ja nur in Rußland staatsbürgerliche Rechte hatte. Durch die Vermittlung meines ältesten Bruders, der in Dresden als Legationssekretär bei der russischen Gesandtschaft angestellt war, erbot sich ein russischer General, mich nach Warschau mitzunehmen und mich dem Großfürsten Konstantin vorzustellen und zu empfehlen.

Es standen damals drei Regimenter Garde-Kavallerie und zwei Regimenter Garde-Infanterie, eine Batterie reitende Garde-Artillerie und eine Batterie Fuß-Artillerie in Warschau und in der Nähe dieser Stadt. Ich wählte die reitende Garde-Artillerie.

Außer der Empfehlung des Generals, der die Güte hatte, mich von Dresden aus mitzunehmen, war ich mit trefflichen Empfehlungsschreiben von angesehenen Personen an die hochgestellten Generale in Warschau ausgerüstet. Mit schwerem Herzen nahm ich im Herbst 1828 Abschied vom Elternhause, um in Dresden zu meinem freundlichen Gönner, dem russischen General, zu stoßen. Dieser machte mir gute Hoffnung. Er war so freundlich, mir bald nach meiner Ankunft in Dresden zu sagen, ich hätte alle erforderlichen Eigenschaften, um im russischen Heere eine gute Karriere erwarten zu können. Eine gute Figur machen, gut reiten können, französisch parlieren und — dreist sein, das seien die Hauptbedingungen, um in Rußland vorwärts zu kommen.

Die ersteren drei Eigenschaften durfte ich mich rühmen zu besitzen, aber die vierte, so notwendige, um die drei ersten glänzen zu lassen, fehlte mir gänzlich.

Nach einer ziemlich langweiligen Reise, denn der General reiste in seiner Equipage, langten wir in Warschau an. Der Großfürst war gerade in Petersburg, und so verzögerte sich meine Vorstellung. Ich fand inzwischen gastfreundliche Aufnahme im Hause des Landes-Oberforstmeisters Baron B., eines Gönners und Freundes meines lieben Bruders Georg, welcher als Forstadjunkt bei der Schatzkommission angestellt war.

Ich hatte während dieser Wartezeit hinreichend Muße, die russischen Zustände kennen zu lernen, und diese erfüllen mich mit Zweifel, ob ich meine Absicht, in russische Dienste zu treten, ausführen solle. Schon war ich im Begriff, meinen Rückzug anzutreten und in Deutschland mein Heil zu versuchen, da kam der Großfürst zurück. Mein Empfehlungsschreiben hatte ich bereits abgegeben, und so war derselbe, der sich um die geringfügigste Angelegenheit kümmerte, durch den Artillerie-Generaal, an den ich empfohlen war, von meinem Erscheinen benachrichtigt. Am Vorabend meiner beabsichtigten Abreise erschien der Adjutant besagten Generals und befahl mir, mich für den anderen Morgen bereit zu halten, um dem Großfürsten vorgestellt zu werden. So war denn vorläufig

mein Schicksal entschieden. Wie diesmal, so stand während meines ganzen Lebens mein Geschick auf der Messerschnede.

Am folgenden Morgen holte mich der Adjutant zum Artillerie-General ab, der mich dann nach Belvedere brachte. Hier wurde ich in dem von Ordonnanzen aller Grade und Waffen gebildeten Glicke auf dem linken Flügel aufgestellt. Der General instruierte mich, ich solle dem Großfürsten dreist ins Gesicht sehen und kurz und bestimmt auf seine Fragen antworten. Voll Erwartung, aber ohne Bangigkeit sah ich dem Kommenden entgegen. Auf einmal öffneten sich die Flügelthüren des anstoßenden Gemaches, der Großfürst trat ein. Er war ein Mann von stattlicher Gestalt, aber sein Gesicht konnte einen furchtsamen Menschen in Schrecken setzen. Ein ächter Tartar!

Mit einem Blick durchslog er die Reihe der Ordonnanzen und schoß dann, ohne erst die Meldungen abzuwarten, auf den im schwarzen Frack dastehenden Unglücksmenschen los. Der General des Artillerie- und der General des Gardehusaren-Regimentes hatten sich gewissermaßen als Vaten neben mich gestellt, stellten mich alsbald vor und erklärten ihm meine Bitte um Aufnahme in die reitende Garde-Artillerie. Nun begann in deutscher Sprache mein Verhör. „Wie alt?“ „Eben 16 geworden.“ Er maß mich mit seinen Blicken von oben bis unten. „Wo studiert?“ „In Karlsruhe, Kaiserliche Hoheit.“ „Also nicht in Heidelberg?“ „Nein, Kaiserliche Hoheit.“ „Reiten?“ „Zu Befehl, besten Reitunterricht erhalten.“

Nun wandte sich Se. Kaiserliche Hoheit zu den Herren Generalen und sagte: „c'est un joli garçon, il me plaît.“ Darauf folgten an den einen wie an den anderen meiner gütigen Fürsprecher einige Worte in Russisch, das ich noch nicht verstand, und ich war entlassen. — Die Worte waren Befehle, mich sofort zu uniformieren und mich den folgenden Tag so ungearbeitet vorzustellen, sowie mich beritten zu machen, weil er mich zu Pferde sehen wolle.

Der Artillerie-General nahm mich wieder in seine Droschke und führte mich zur Husaren-Kaserne, wo er mich einem sehr netten Wachtmeister übergab. Unterwegs beglückwünschte mich mein gütiger Beschützer über den guten Eindruck, den ich gemacht.

Kaum zwei Stunden waren verflossen, als ein Schneider erschien, der mir Raß zur Uniform nahm und dieselbe morgen ganz früh zu liefern versprach. Sodann mußte ich mit dem Wachtmeister in die Stallungen gehen, wo er ein wohl zugerittenes Pferd ausuchte, das selbe satteln und in die anstoßende Reitbahn führen ließ, worauf ich es besteigen und mich darauf einreiten mußte. Dies ging denn auch ganz gut, denn das Roß war das bestdressirte des Regiments. Nach ungefähr zweistündigem Schulkreiten, wodurch ich mich bestens mit dem Tier verständigte, war meine Arbeit für den Tag vorläufig beendet; jedoch sollte ich noch am Abend ein Privatissimum über „Säbel raus! Säbel rein!“ über „rechts- und linksüm lehr!“ durchmachen, was denn auch zur Zufriedenheit des Lehrers abgethan wurde. Der Herr Rittmeister hatte mich freundlichst zu sich zu Tisch einladen lassen und gab mir auch für die Nacht Quartier. Ich war nun wirklich von morgens 8 Uhr bis in die Nacht hinein gründlich in Atem gehalten und sehr müde geworden, so daß mir die Nachtruhe sehr notwendig war, um mich für den folgenden Tag zu stärken, und ich mußte daher um Entschuldigung bei meinem gütigen Wirt bitten, daß ich an dem geselligen Verkehr mit den Herren Offizieren der Schwadron nicht teilnehmen konnte, umsomehr, als dieser bis spät in die Nacht hinein andauerte, und ich auch kein Geld zu verspielen hatte, denn ein hohes Spiel war die Unterhaltung, welcher man sich widmete.

Bereits um 7 Uhr stellte sich der Schneider ein und brachte die Uniformstücke, die sehr gut saßen. Säbel und Patronentasche lieferte der Wachtmeister, die Kopfbedeckung wurde vom Artillerie-Adjutanten gesandt, und so war ich ein gut ausgestatteter Junker der reitenden Garde-Artillerie. Ich war nicht wenig stolz, in der so geschmackvollen Uniform und Ausrüstung einherzuführen zu können, und erwartete meinen gütigen Vatter, den Artillerie-General, um mich vorzustellen. Um 1/2 10 Uhr erschien derselbe

und ließ sich von meinem braven Wachtmeister über meine gemachten Studien Bericht erstatten, der auch günstig ausfiel.

Nun ging es wieder nach Belvedere, wo ich wieder auf dem linken Flügel der Ordnonanzen aufgestellt wurde. Der Großfürst trat Punkt 10 Uhr ein, nahm die Meldung der Ordnonanzen entgegen und ließ mich dann vorsehen. Der General meldete Sr. Kaiserlichen Hoheit, daß ich bereits den Anfang in meiner militärischen Ausbildung gemacht hätte, worauf der Großfürst geruhte, selbst zu kommandieren: „Säbel raus! links, rechtsum“ u. s. w., natürlich auf russisch, das mir von meinem Lehrer gehörig eingetrichtert worden war. Damit hatte ich nun dieses Examen glücklich überstanden und wurde gnädig entlassen. Der General nahm mich wieder in seine Droschke und fuhr mit mir nach dem sächsischen Platz, wo um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr die Wachtparade aufzog, der der Großfürst täglich beiwohnte. Hier befand sich das Husarenroß, auf dem ich meine Reitkunst zeigen sollte. Nach abgenommener Parade kam die Reihe an mich. Der Großfürst geruhte wieder, in hoher Person zu kommandieren. Ich mußte die ganze Schule durchreiten und zuletzt mit „*March, March!*“ dicht vor ihn sprennen. Auch dies gelang recht gut, und wiederholt sagte Se. Kaiserliche Hoheit zum Artillerie- und Husaren-General: „*Maladiez! Maladiez!*“ das heißt *braver Burche*. Ich hatte also sehr glücklich absolviert und wurde nun auch von meinen gütigen Gönnern, die so sehr freundlich zu mir gestanden hatten, entlassen und von meinem Chef angewiesen, baldmöglichst bei meiner Batterie einzurücken, welche in Skierniewice, 10 Meilen von Warschau, im Quartier lag. Ich kann nicht unterlassen, noch heute mit aufrichtigem Danke der großen Güte zu gedenken, mit welcher diese hohen und angesehenen Offiziere sich des unbedeutenden jungen Menschen annahmen und dessen Eintritt in die neue Laufbahn förderten und erleichterten.

Es war am 31. Dezember, als ich in meinem neuen Standorte anlangte. Es war in der That für einen unerfahrenen Jüngling keine Kleinigkeit, nun auf einmal ganz auf sich selbst angewiesen zu sein. Um so glücklicher war ich, als ich fast in derselben Stunde in demselben Gasthose, in dem ich abgestiegen war, meinen guten Bruder Georg antraf, der eigens hierher gereist war, um mir meinen Eintritt in meine Stellung zu erleichtern und mich dem Obersten und den Offizieren zu empfehlen. Der Herr Oberst, ein Kurländer, war bereits vom Generalkommando von meiner Annahme als Junter bei seiner Batterie benachrichtigt und war recht freundlich, als ich mich bei ihm meldete. Da mein lieber Bruder ihm später seine Aufsichtung machte, wurden wir beide zu Tisch geladen, wobei ich noch einigen Offizieren, welche auch geladen waren, vorgestelt und meinem näheren Befehlshaber, dem Oberlieutenant J., einem Engländer, übergeben wurde. Ein anderer junger Offizier hatte die große Güte, mich bis auf weiteres in sein Quartier aufzunehmen.

Soweit hatten sich nun wirklich meine neuen Verhältnisse über Erwarten sehr günstig gestaltet. Mein guter Bruder konnte seinen jüngsten Bruder ziemlich ohne Sorge seinem ferneren Schicksal überlassen, und wir schieden in der Hoffnung baldigen Wiedersehens, da er im Frühjahr in der Nähe von Skierniewice einen Tiergarten einzurichten hatte. — Nun begannen die Uebungen an den Geschützen, das Reiten in der Reitbahn und der Dienst, den ich von der Pike aus lernen mußte. Drei Monate hatte ich Gemeinen-Dienst zu thun, Wache zu stehen und alles zu leisten, was ein gemeiner Soldat zu leisten hat. Dabei entsinne ich mich eines nächtlichen Wachtienstes beim Pulvermagazin vor der Stadt und in der Nähe des Schindangers. Es war eine mörderliche Kälte von 25 Grad und kein Spatz, vier Stunden in freiem Felde hin- und herschreiten zu müssen. Dabei hatte ich das Vergnügen, das nahe Geheul vieler Wölfe, welche sich um die Knochen und das Aas, das sich auf dem Anger befand, balgten, als Musik zu meinem Spaziergang anhören zu dürfen. Indes auch diese Zeit ging vorüber und nun hatte ich Unteroffiziersdienst zu thun. — Der Winter ging vorüber, und die Uebungen

mit den Geschützen auf freiem Felde nahmen ihren Anfang, auch das Schießen nach der Scheibe wurde fleißig getrieben, wobei die Junker alle Nummern durchzumachen hatten. Es stand eine ansehnliche Zahl derselben bei der Batterie, ein Deutscher, ein Franzose, die übrigen Polen aus Wolhynien und Podolien, kein einziger Stodkruffe. Auch unter den Offizieren war nur ein Russe; mit Ausnahme eines Engländer's, eines griechischen Fürsten und eines Esthländers waren sie alle aus den alten polnischen Provinzen. Man hörte daher, außer im Dienste, gar kein Russisch, nur Polnisch, Französisch und Deutsch.

Das Leben in dem kleinen polnischen Neste war nichts weniger als anregend. Die Offiziere unterhielten sich mit Spiel, das mit großer Leidenschaft getrieben wurde. Wie weit diese Leidenschaft ging, beweist folgende Episode aus meinem damaligen Soldatenleben. Wir lagen zu den Sommermanövern bei Warschau in Kantonnements. Mein Zugkommandeur hatte mich zu sich in sein Quartier genommen. Da ich auf sehr gutem Fuße mit ihm stand und er von Anfang an sehr gütig gegen mich gewesen war, war mir dies sehr erwünscht. Er benutzte mich denn auch zur Ausführung aller möglichen Anträge und Kommissionen. Er war ein sehr vermögender Offizier und hatte neben seinem Reitperde eine prächtige Troika mit einem stattlichen leibeigenen Kutscher. Mir war die Aufsicht und Verwaltung allmählich gänzlich übertragen, und er erwies mir ein sehr ehrenvolles Vertrauen.

Eines Morgens, als wir Ruhe hatten und nicht auszurücken brauchten, sagte er mir: „Heute wollen wir uns einen vergnügten Tag machen. Sagen Sie Piotr, daß er um 9 Uhr anspannen und vorkahren soll, und halten Sie sich bereit, mitzufahren.“ So geschah es denn auch. Zuerst ging es in eine Konditorei, wo wir fein frühstückten; natürlich wurde ich freigehalten. Dann wurde ein Spaziergang gemacht und zu Mittag wanderten wir zu dem besten Restaurateur, Alexander, auf der „Neuen Welt“, woselbst aufs feinste diniert und womöglich noch seiner getrunken wurde. Eine große Anzahl polnischer und russischer Offiziere waren hier versammelt, um den freien Tag zu genießen. Nach eingenommenem Diner mußte ich die Kassette aus der Droschke holen; man ging in den oberen Saal und das Spiel nahm seinen Anfang. Ich stand hinter dem Stuhl meines Kommandeurs und verfolgte mit Interesse das Spiel. Mein Oberleutnant hatte einen Glückstag. Nach einigen Stunden war die Kassette voll Gold und Banknoten. Da ich seine finanziellen Umstände kannte und er mir oft von Geld- und Schuldenfachen erzählt hatte, konnte ich mir schon etwas erlauben und so stieß ich ihn an und mahnte zum Aufbruch, ehe das Glück umspränge.

Auf wiederholte Mahnungen nahm er endlich eine Handvoll Dukaten aus der Kassette, steckte die vor ihm liegenden Bändchen Banknoten hinein und übergab sie mir mit dem Bedeuten, daß ich nach Hause fahren könne; er werde nachkommen. Ich war sehr froh in dem Glauben, dem gutmütigen aber leichtsinnigen Herrn eine große Summe gerettet zu haben, womit er seine Schulden bezahlen könnte. Im Quartier angelangt, schloß ich den Schatz ein, ließ mir vom Bedienten Thee machen und legte mich vergnügt zu Bett.

Ich mochte ein paar Stunden geschlafen haben, da pochte es an der Thüre. Ich weckte den Bedienten, der auch schon schlief, und ließ ihn nach der Ursache des Lärmens sich erkundigen. Es war die reitende Ordonnanz, welche während der Manöver auf die Hauptwache kommandiert war. Sie brachte den Befehl an mich, die Droschke nebst Kassette alsbald nach Warschau zu senden. „Wo ist der schriftliche Befehl?“ „Habe keinen.“ „Ohne solchen wird nichts verabsfolgt.“ Somit galoppierte der Bote wieder ab und ich hoffte, daß dadurch die Kassette mit dem Schatz gerettet sei. Ja, da hatte ich mich verrechnet. Ich wurde ein zweites Mal aus dem Schlaf aufgerüttelt. Die Ordonnanz war wieder da mit einem Stückchen Papier, das die Worte enthielt: „Sofort Kassette und Piotr mit der Troika.“ Nun war kein weiteres Wiederstreben möglich.

Die Kassetten wurde in den Droschkensäckeln gestellt, der Schlüssel in ein Papier gewickelt und verriegelt, und dahin gingen Schak, Troika und Piotr.

Am folgenden Morgen kam ein Warschauer Fiaker vorgefahren, aus welchem mein guter Kommandant herausprang und mir bedeutete, ich solle den Kutscher bezahlen!

Alles war verpackt, Schak, Troika, Piotr, ja sein prachtvoller Säbel und seine wertvolle Repetieruhr. —

Ebenso ging es bei den Junkern her. An wissenschaftliche Studien dachte man nicht; hatte man keinen Dienst, so lag man auf der Bärenhaut oder spielte.

Nachdem das erste Jahr beendet war, in welchem ich bereits zum Geschäftsführer ausgerückt war, wurde mein Oberlieutenant in ein anderes Truppencorps veretzt und mir wurde interimistisch der Zug übertragen, keine geringe Auszeichnung nach so kurzer Dienstzeit. Mein Oberst war zufrieden und ich erhielt mancherlei Lob, während meine Junker-Kameraden schein und neidisch auf mich sahen, weil ich sie alle übersprungen hatte. Ich hatte nun mein wissenschaftliches Examen zu bestehen, und der griechische Fürst, der am kompetentesten in den Wissenschaften war, war damit beauftragt. Da ich in Karlsruhe auf der polytechnischen Schule sehr gute mathematische Kenntnisse erworben hatte, auch ziemlich gut Pläne zeichnen konnte und in Feldfortifikation und Waffenlehre während meiner Dienstzeit fleißig studiert hatte, so war es mir leicht, das Examen zu bestehen, besonders da die gestellten Anforderungen sehr mäßige waren. In jekiger Zeit werden diese wohl sehr gesteigert worden sein. — Der Oberst schlug mich nun beim General-Kommando zum Offizier vor. Dieses berichtete nach Petersburg an das Kriegsministerium, um die Genehmigung einzuholen. Nach drei Monaten langte dieselbe denn auch an, und ich konnte nunmehr, kaum 18 Jahre alt, mich der Epauletten erfreuen. Ich hatte alle Ursache, mit dem Fortgang meiner militärischen Laufbahn zufrieden zu sein, auch die Aussichten für die Zukunft waren sehr gut, aber dennoch fühlte ich mich höchst unglücklich und hatte mir vorgenommen, sobald ich Offizier geworden wäre, um meinen Abschied einzukommen. Der trostlos langweilige Samaschendienst, das liederliche Leben von Offizieren und Junkern, die schreckliche Behandlung der Soldaten, die elende Garnison in dem kleinen polnischen Städtchen, wo keinerlei geistige Nahrung geboten wurde und keine weitere Ausbildung möglich war, hatte mir dieses Leben so verleidet, daß ich trotz der guten Aussichten fest entschlossen war, den russischen Dienst zu verlassen. — Als ich meinem Obersten meine Absicht kundgab, wollte er mein Gesuch gar nicht annehmen und weiter befördern. Er sagte, daß selten ein junger Mensch so ausgezeichnete Chance gehabt hätte, Carriere zu machen, wie ich. Da ich aber auf meinem Gesuch bestand, wurde es an das General-Kommando abgefandt, von wo es nach Petersburg an das Kriegsministerium ging und nach sechs Wochen genehmigt zurück kam. Hiervon wurde ich von einem Bekannten vorher privatim benachrichtigt, so daß ich alle Vorbereitungen zu meiner Abreise treffen konnte. Am 28. November 1830 langte mein Abschied in der Kanzlei der Batterie an und wurde mir alsbald übergeben. Ich melbete mich nun bei meinem Obersten ab, nahm Abschied von den Kameraden, setzte mich in den Wagen und fort ging es — der deutschen Grenze zu.

Auch diesmal hing mein Schicksal an einem Haare, denn am 29., dem Tage meiner Abreise, brach die Revolution in Warschau aus, welche damals einen so blutigen Krieg der Polen gegen Rußland zur Folge hatte.

Sechs Stunden nach meiner Abreise überbrachte ein Kosak den Befehl, daß die Batterie ohne Verzug zum Großfürsten bei Warschau stoßen sollte.

Wäre ich noch in Stierniewice gewesen, als dies erfolgte, so hätte es meine militärische Ehre nicht erlaubt, meinen Abschied zu benutzen, und ich hätte unter keinen Umständen meine Batterie verlassen, wäre daher mit in den Krieg gezogen, entweder im Gefecht gefallen oder verwundet worden, oder auch mit ansehnlichem Avancement zurückgekehrt.

Es sollte eben nicht sein, und so langte ich glücklich und unbehelligt, obgleich noch in russischer Uniform, denn ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt, Civilkleider anzuschaffen, bei Bruder Georg an, der in nächster Nähe der großen Straße nach Deutschland ein Forstamt als Forstmeister erhalten hatte.

II.

Auf der Universität. Landwirtschaftliche Studien.

Im eigenen Heim bis 1848.

Im Familienrate war die Frage reiflich erörtert worden, was ich, nachdem ich auf meine bisherige Laufbahn verzichtet hatte, nunmehr unternehmen sollte. Schließlich wurde dem Räte Bruder Gustavs Folge geleistet, mich in Göttingen unter seiner Regide Jura studieren zu lassen. Obgleich ich keine Lust hierzu hatte und vorgezogen hätte, in württembergische Militärdienste zu treten, die mir bei Lebzeiten meines Vaters durch den König geöffnet worden waren, unterwarf ich mich dem Beschluß, da der Vorwurf, der mir wegen meines Aufgebens des so verheißungsvollen russischen Dienstes gemacht wurde, gerecht war, und ich auch fühlte, daß mir viel zu meiner Ausbildung fehlte und ein paar Studienjahre mich sehr fördern würden. Was dann meine ferneren Entschliessungen sein würden, überließ ich der Zeit und den Umständen. Vor allen Studien mußte ich mein sehr unvollkommenes Latein und Griechisch wieder aufwärmen und weiter bringen, dabei geschichtliche und andere Kollegien hören. Bei anhaltendem Fleiß brachte ich es in einem Jahre so weit, daß ich das Abiturienten-Examen hätte bestehen können, wenn es nötig gewesen wäre. — Da aber wegen der großen Kosten eine juristische Laufbahn mit der Absicht, in Staatsdienste zu treten, viel zu schwere Opfer erfordert hätte, so war daran nicht zu denken, wenn ich auch zur Vervollständigung meiner Bildung einige juristische, kameralistische und naturwissenschaftliche Kollegien besuchen wollte. Das zweite Jahr meines Studentensebens ging in dieser Weise schnell und auch fröhlich dahin und ich hatte auch durch diese zwei Jahre Universitätsstudien viel gelernt. — Meine gute Mutter, welche mit meinen Schwestern ihren bleibenden Wohnsitz auch ferner in Karlsruhe behielt, wünschte ihren Benjamin wieder zu sehen, und so reiste ich von Göttingen nach Schluß der Vorlesungen ab und langte gegen Ende September 1833 im mütterlichen Hause an, wo ich, jezt ein völlig entwickelter junger Mann, mit offenen Armen von meinen Lieben empfangen wurde.

Ich verlebte nun einen sehr genussreichen Herbst und Winter, während dessen, auf Rat meines lieben Bruders Georg, beschlossen wurde, das landwirtschaftliche Fach für mich als das passendste zu bestimmen. Zu diesem Ende sollte ich zu Bruder Georg nach Polen kommen und in diesem Lande oder im Posenischen einen Wirkungskreis suchen, der dort viel leichter als in Deutschland gefunden werden könne, da ich ja der polnischen Sprache ganz mächtig wäre. Ich war damit zufrieden, und die Zurüstungen zur Abreise wurden im März 1834 unternommen.

Nach einem schweren Abschied von der teuren Mutter und von den lieben Schwestern setzte ich mich in den Eilwagen, um ohne Unterbrechung nach Breslau und dann mit Mirowagen nach dem Wohnort des lieben Bruders in Polen weiter zu reisen. Damals brauchte der Eilwagen 5 Tage und 6 Nächte, um von Karlsruhe nach Breslau zu gelangen, und man hatte Gelegenheit, oft angenehme Bekanntschaften zu machen, ja Freundschaften zu schließen, wenn man gemeinschaftlich eine so lange Zeit Tag und Nacht miteinander eingesperrt war. Auch allerlei Abenteuer kamen zuweilen vor. Von Frankfurt aus kam ich mit einer sehr liebenswürdigen Gesellschaft in den Eilwagen. Es war ein belgischer Graf, ein preussischer Freiherr und Landrat und ein Regierungsrat, der nach Schlesien reiste, um sein Amt dort anzutreten. Man stellte sich gegenseitig vor und richtete sich behaglich in den vier Ecken ein, welche von uns besetzt waren.

Die Reise ging in freundlichen und angenehmen Unterhaltungen rasch vorwärts. Der Landrat verließ uns in Eisenach, der Regierungsrat in Merseburg, ohne daß Erlaß gekommen wäre, denn die Reisezeit war noch nicht angenehm. Der Graf und ich waren nun die einzigen Insassen des Eilwagens, bis wir in Breslau, am Schlusse der Reise, anlangten, wo ich dem liebenswürdigen Belgier Adieu sagen mußte, der mich freundlichst einlud, ihn einmal in Brüssel zu besuchen. Ohne Verzug nahm ich nun einen Mietwagen bis zu meinem lieben Bruder, bei dem ich nach zweitägiger, langweiliger Fahrt ohne besondere Vorfälle anlangte, auf das herzlichste vom teuren Bruder und seiner vortrefflichen Eugenie bewillkommenet. Nachdem ich mich von meiner weiten und ziemlich anstrengenden Reise ausgeruht und schöne Tage im Kreise der Lieben zugebracht hatte, war es notwendig, meinen vorläufigen Bestimmungsort zu beziehen, welcher bereits durch Korrespondenz mit dem Generalpächter einer Thurn und Taxisschen Domäne im Fürstentum Krotoschin, in der Provinz Posen, verabredet worden war und woselbst ich denn auch bald mich einstellte.

Nun begann mein landwirthschaftliches Leben, dem ich mit vieler Liebe und großem Eifer mich widmete. Es wurde mir bald von Herrn v. G. ein Vorwerk zur speciellen Verwaltung übertragen, wo ich auch den Tag über verblieb. Erst des Abends ritt ich nach dem Hauptgute zur Familie meines freundlichen Wirtes zurück, um mich den folgenden frühen Morgen wieder zu meinem Geschäftskreis zu begeben. Ich hatte die beste Gelegenheit in diesen Verhältnissen, mich in allen Zweigen des Betriebes großer Güter umzusehen und zu lernen. Alle Zweige waren ausgezeichnet verwaltet, und ich glaube sagen zu können, daß ich dort viel gelernt habe.

Nach einem Jahre verließ ich die Domäne, um bei einem Bruder des Herrn v. G., der in einem anderen Kreise anfänglich war, auf anderem Boden und bei anderen wirthschaftlichen Verhältnissen weitere Studien zu machen. Ich befand mich sehr wohl und fühlte mich an dem neuen Wohnort völlig zu Haus, was nicht so ganz bei dem ersten der Fall gewesen war, obgleich ich auch dort keinerlei Ursache zu irgend einer Klage hatte. Bei Herrn F. v. G. fühlte ich mich wohler, da in dessen Familie mehr Gemüthlichkeit und Herzlichkeit das Leben verschönte. Von hier aus machte ich auch Bekanntschaft mit dem Landrat des Kreises, bei dem ich mich vorgestellt hatte und der mich in wohlthuernder Weise zum Besuche in seiner Familie einlud. Ich ließ mir dies nicht zweimal anbieten und veräumte nicht, recht bald von der Erlaubnis Gebrauch zu machen und meinen Besuch bei der Frau Landrätin zu machen.

Es war dies eine sehr liebenswürdige Familie, welche aus dem würdigen Landrat, der Landrätin, einer reizenden Tochter und hübschen Nichte bestand. Natürlich zogen mich die jungen Damen sehr an, und ich veräumte nicht, mich als deren Cavalier bei vorkommenden Bällen und Gesellschaften zu bethätigen. — Der Verkehr wurde sehr herzlich auch mit der Familie des Herrn F. v. G. eingeleitet und betrieben, so daß keine Woche verging, in der man sich nicht besucht hätte. Besonders interessirte mich die liebenswürdige und reizende, erst 16jährige Tochter des Landrats, und es erwuchs hieraus bald eine innige Liebe, die ich nicht für hoffnungslos halten durfte. Aber wir beide waren ja noch so jung, und ich hatte ja noch keinerlei Aussicht auf ein eigenes Heim, so daß von einer Erklärung nicht alsbald die Rede sein konnte. Doch das Feuer brannte still fort, bis es bei einer Reise, welche die Landrätin zu Freunden in Polen machte und wobei ich als Reisemarschall nebenher reiten durfte, zum Ausbruch kam und die Herzen sich gegenseitig in ihren Gefühlen aussprachen. Die Mutter freute sich dieser Neigungen und versprach, den Vater bei unserer Rückkunft für unsere Vereinigung zu gewinnen. Wir waren natürlich selig, und als auch der vortreffliche Vater uns seinen Segen erteilte, waren wir ein rechtmäßiges Brautpaar. Zwar war die Zukunft noch dunkel, von beiden Seiten war nur wenig Vermögen vorhanden, aber wir waren ja jung und konnten warten, bis ich ein Nest bauen und mein Bräutchen dahin führen konnte. Es begannen nun Nachforschungen nach allen Richtungen hin. Ost-

malige Trennungen machten unsere Liebe stark und dauernd. Ich verließ das Gut, auf dem ich bisher mich der Landwirtschaft befließigt hatte, war bald bei Bruder Georg in Polen, bald im Posen'schen und dem benachbarten Schlesiens, wo es mir am besten gefiel. Den Winter 1835 wollte ich bei Bruder Georg zubringen, um auch in Polen Umschau zu halten. So schmerzlich es für uns Liebende war, daß wir nun so weit auseinander sein sollten, so geboten es doch die Umstände. Im October kam ich demnach in das gastfreie Haus des guten Bruders, besuchte auch viel das benachbarte Gut seiner gütigen Schwiegermutter, woselbst ich immer willkommen war und mein eigenes Zimmer hatte, das stets zu meiner Aufnahme bereit war.

Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1835, als mich eine plötzliche und eigentümliche Sehnsucht nach meiner guten Mutter erfaßte. Wir hatten sehr lange keine Nachricht vom mütterlichen Hause erhalten. Diese Sehnsucht ergriff mich so mächtig, daß ich mich entschloß, mich nach Karlsruhe anzumachen und die mir noch gestattete freie Zeit zu benutzen, um die treue Mutter wieder zu sehen. Mein lieber Bruder machte mich zwar auf die große Entfernung und die späte Jahreszeit aufmerksam, widerstrebte aber meinem Entschluß nicht. Da ich von Jugend auf eine besondere Vorliebe für Bewegung zu Pferde hatte und im Besiz eines ausgezeichneten Tieres bester Rasse war, das ich niemandem anvertrauen mochte, so wählte ich diese Reiseart. Gegen Mittag war ich reisefertig und begann meinen vielleicht abenteuerlich zu nennenden Marsch, begleitet von den besten Wünschen meiner Lieben. Am zweiten Marschtage traf ich ganz unerwartet im Hause meiner zukünftigen Schwiegereltern ein, welche, wie auch meine Brant, nicht recht mit meinem Unternehmen einverstanden waren, aber meinem Drange nachgaben. Bereits den folgenden Tag, denn eine große Unruhe beweg mich, setzte ich meine Reise fort und verfolgte trotz Wind und Wetter meinen Weg, täglich sechs Meilen zurücklegend. Ich durchzog Schlesiens, Sachsen, überschritt das Erzgebirge und den Thüringer Wald ohne Aufenthalt, bis ich in Jena anlangte, woselbst eine Tante lebte, welche ich gerne besuchen wollte. Kaum war ich bei ihr eingetreten, als sie mich fragte, ob ich Nachrichten von meiner Mutter hätte. Da ich dies verneinte, sagte sie mir mit großer Betrübniß, daß nach den letzten Nachrichten aus Karlsruhe ihre teure Freundin vom Nervenfieber befallen und von den Ärzten aufgegeben worden sei. In höchster Bestürzung und Angst setzte ich meine Reise in forcierten Märschen fort und langte am 4. Dezember in Karlsruhe an.

Mit beklommenem Herzen ritt ich vor das Haus, in dem mein ältester Bruder wohnte, der als Legationsrat bei der russischen Gesandtschaft am badischen Hofe beglaubigt war, stürzte die Treppe hinauf, wo mich derselbe in großer Verwunderung empfing, auf meine eifrige Frage nach der Mutter mir aber die beruhigende Nachricht geben konnte, daß die Gefahr abgewendet und die Teure auf dem Wege der Besserung sei. Nun eilte ich schleunigst ins elterliche Haus, wo mir meine Schwestern die frohe Vortschaft bestätigten. Wie ich von meiner ältesten Schwester dann erfuhr, trat die heftigste Krisis in der Nacht vom 9. auf den 10. November ein, während deren die treue Mutter in ihren Fieberphantasien fortwährend und mit innigster Liebe von ihrem jüngsten Sohn sprach, mich rief und sich nach mir sehnte. Daß hier ein geistiger Rapport stattgefunden hat, bedarf wohl keiner Versicherung.

Die Besserung der teuren Kranken machte gute Fortschritte und der kommende Frühling ließ völlige Genesung erwarten. Meines Bleibens war daher nicht mehr in dem lieben Kreise, umso mehr, als sich eine sehr günstige Aussicht auf Uebernahme eines Gutes in Schlesiens eröffnet hatte, wie meine teure Stephanie mitgeteilt hatte.

Ich trat daher in glücklicher Stimmung meine Rückreise im März 1836 an und langte ohne weitere Ergebnisse nach sechstägiger Reise im Hause meiner zukünftigen Schwiegereltern an.

Unser Wiedersehen war ein um so seligeres, als eine sichere Aussicht sich uns geöffnet hatte und unsere sehnlichsten Wünsche der Verwirklichung sich näherten. Der

Pächter des schwiegeelterlichen Gutes in Schlesien war ein leichtsinniger und dem Trunk ergebenere Mann, zahlte unregelmäßig seine Pachtgelder und hatte die letzten Termine gar nicht berichtigt, so daß der Landrat dadurch in unangenehme Verlegenheiten gesetzt und zu dem Entschluß gezwungen wurde, den Pachtcontract aufzuheben und anders über das Gut zu verfügen. Da war nun leicht ein Ausweg gefunden, indem ich daselbe käuflich übernahm, womit beiden Theilen gebient war. Ich säumte daher nicht, diesen Ausweg zu erbitten, und der gute Papa übergab auch am liebsten seinem künftigen Sohn das alte Familiengut, auf dem meine Braut geboren und erwachsen war. — Bereits einige Tage nach meiner Ankunft reiste mein künftiger Schwiegervater mit mir nach Schlesien, eine Uebereinkunft mit dem Pächter wurde ohne Schwierigkeiten getroffen und die Uebergabe an mich erfolgte sodann ohne Verzug. So war ich denn wohlbestallter Rittergutsbesitzer und konnte nunmehr bitten, mir meine Braut bald als Gattin heimzugeben. Die Bitte wurde auch gewährt und die Hochzeit auf den September festgesetzt. Nun mit Feuereifer meinen neuen Pflichten obzuliegen, von morgens früh bis abends spät zu arbeiten, alles in gute Ordnung zu bringen, überall selbst Hand anzulegen, war meine größte Lust und Freude.

Frühjahr und Sommer gingen in fleißiger Arbeit hin. Eine reiche Ernte und gute Wollpreise begünstigten mich und erleichterten ungemein unsere Verbindung, welche auf den 19. September, den Geburtstag des lieben Vaters, festgesetzt worden war. Die Brüder meiner lieben Braut und andere Familienglieder waren zu der Feier versammelt, und diese fand nun unter den freudigsten Beglückwünschungen von nah und fern statt. Unser Ziel war erreicht und wir waren sehr glücklich. Nach erfolgter Trauung und eingenommenem Hochzeitsmahl betrug das junge Paar den Wagen, um nach seinem Haus in Schlesien abzureisen unter den Segenswünschen der guten Eltern und Brüder. Die Gemeinde und Dienerschaft hatte der jungen Herrschaft einen festlichen Empfang bereitet und sie im alten Familienhause auf das herzlichste bewillkommenet. Nach abgethanen Besuchen bei den Nachbarn, welche ja alle in freundlichem Verkehr mit den früheren Besitzern des Gutes gestanden hatten und die junge Frau von Jugend auf kannten, widmeten wir uns nun mit Eifer unseren Pflichten. Unsere geselligen Beziehungen ließen nichts zu wünschen übrig, und so verlebten wir das erste Jahr unserer Ehe in angenehmster Weise. Das folgende Jahr brachte eine Trübung unseres Glückes, indem meine teure Stephanie unter schweren Leiden von einem toten Knaben entbunden wurde. Zum Glück erholte sich die Teure bald und wurde wieder gesund und kräftig. Ein Jahr später kam Ersatz für den Verlust in einem prächtigen Knaben, meinem braven Amand.

So gingen die Jahre hin. Bald trat die Notwendigkeit einer Veränderung an mich heran. Das Gut wurde meinem Thätigkeitstrieb und den Bedürfnissen der wachsenden Familie zu klein, und da die Gutspreise gestiegen, auch das Gut wesentlich verbessert worden war, dachte ich daran, einen größeren und einträglicheren Wirkungsbereich zu gewinnen. Ich suchte daher nach einem Käufer und es fand sich auch bald ein solcher, an den ich das Gut mit ansehnlichem Vortheil verkaufte. Wohl schmerzte es mich, das alte Familiengut und den Geburtsort meiner Gattin zu verlassen, aber die Interessen der Familie geboten eine Vergrößerung und da mußten alle idealen Rücksichten in den Hintergrund treten.

Bevor ich jedoch einen neuen Geschäftskreis antreten wollte, wünschte ich meine Stephanie und meinen ältesten Knaben meiner teuren Mutter vorzustellen, und so benutzte ich diese Zwischenzeit zu einer Reise nach Karlsruhe, welche wir in eigener Equipage antraten. Wir reisten durch Böhmen, blieben einige Tage in Prag und gingen dann über Karlsbad, Eger nach Bamberg und Würzburg und kamen endlich nach Heidelberg, wo uns Bruder Gustav empfing und die Schönheiten der Ruhestadt und Umgegend bewundern ließ. Wir waren sie ja bekannt, aber Stephanie wurde davon wie von all dem Neuen, das sich auf der schönen Reise geboten hatte, sehr angezogen. Nach einigen

genußreich verlebten Tagen beendigten wir unsere Reise und kamen im teuren Mutterhause an, wo uns liebende Arme geöffnet waren. Eine schöne Zeit blühte uns hier. Die alten Schulgenossen, die mittlerweile Offiziere oder Beamte geworden waren, scharten sich um uns und überhäuften uns mit Freundschaftsbezeugungen. Wir reisten auch zu Schwager G. nach Altkreisach, wohin uns die teure Mutter begleitete. Nach einem herrlichen Aufenthalt daselbst, wo uns die Liebe der Schwester und des Schwagers aufs freudlichste aufgenommen hatte, mußten wir an die Rückreise denken, und diese wurde rasch und angenehm auf dem Rhein bis auf die Höhe von Karlsruhe in Waxau zurückgelegt, von wo wir in kurzer Zeit im mütterlichen Hause landeten. Mittlerweile war der Oktober herangekommen, gegen dessen Ende die teure Mutter krank wurde, um nicht mehr vom Bette aufzustehen. Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. November, in der die geliebte Mutter ihren edlen Geist aufgab. Unser Schmerz war groß, aber wir hatten doch den Trost, daß wir das treue Mutterherz noch erkennen und ihren Segen mit uns nehmen durften. Die Frist, welche gesetzt war, war nun verstrichen, und die Nothwendigkeit trat an mich heran, mich nach einem neuen Wirkungskreis und einer neuen Heimat umzusehen, die wir im Osten zu suchen hatten. Wir reisten ab, diesmal über Frankfurt a. M., wo wir Bruder Anton besuchten, der daselbst bei der russischen Gesandtschaft als Legationsrat fungierte. Von da reisten wir weiter auf der großen Straße, die nach Osten führte. Nahe vor Eisenach hätten wir um ein Haar ein schreckliches Unglück erleiden können. Es war bereits finstere Nacht, als wir auf der Höhe anlangten, von der es stark bergab nach besagter Stadt hinabging. Unser Kutscher konnte natürlich die Warnungstafel nicht bemerken, welche nach links wies, und fuhr deshalb auf der ansfangs noch fahrbaren früheren Chaussee weiter, welche der starken Steigung wegen aufgegeben worden war. Kaum waren wir einige Minuten so fortgefahren, als der Wagen schreckliche Stöße erhielt und die Pferde nicht mehr im Stande waren, ihn anzuhalten. Im selben Augenblick fiel eine rettende Hand den Pferden in die Zügel und der Ruf ertönte: „Um Gotteswillen, wo wollen Sie denn hin, Sie rennen ja in den Abgrund.“ Im Nu war der Kutscher vom Bod und ich aus dem Wagen, und wir beickten uns, Steine vor die Räder zu legen, während der rettende Engel die Pferde hielt. Unser Reiter war ein Mann, der uns nun behülfslich war, den Wagen wieder auf die Höhe zu bringen. Als ich aber nach ihm rief, um ihm für seine Hülfe zu danken und ihn zu belohnen, war er plötzlich verschwunden. Ohne ferneren Unfall kamen wir dann in Eisenach an, wo wir über Nacht blieben. Am folgenden Morgen machte ich beim Amt die Anzeige und die Bemerkung, daß an der gefährlichen Stelle eine Barriere errichtet werden sollte, um derartige Vorkommnisse unmöglich zu machen, da ja bei Nacht die Warnungstafel nicht bemerkt werden könne. Dies wurde denn auch versprochen und ich später brieflich von der Ausführung benachrichtigt. Man mag diese merkwürdige Errettung als Zufall betrachten, wir nahmen sie als eine gnädige Fügung der Vorsehung mit Dank an. Von Eisenach setzten wir unsere Reise über Leipzig und Dresden fort und langten glücklich in Breslau an, wo wir uns einige Tage bei Freunden ausruhten. Dann waren wir in einem Tage bei den lieben Schwiegereltern, welche unsere beiden anderen Kinder während unserer Abwesenheit gütigst aufgenommen hatten. Das Mutterherz hatte sich schon lange nach den Kleinen gesehnt und war nun froh, sie wieder bei sich zu haben.

Es war mein Bestreben, sobald als möglich wieder in Thätigkeit zu kommen und unser eigenes Heim einzurichten. Nach kurzer Zeit fand sich hierzu Gelegenheit, indem mir eine große Befizung unmittelbar über der polnischen Grenze unter den vorteilhaftesten Bedingungen angeboten wurde. Nach Besichtigung derselben erkannte ich, daß aus derselben eine Goldgrube gemacht werden konnte. Aber es erforderte eine Riesearbeit, die Ordnung herzustellen und einen geregelten Betrieb einzurichten. Seit zehn Jahren war kein Pflanz in das gute Land gesetzt worden. Alle Gebäude waren in dem elendesten Zustande. Die Bauernhöfzer waren in schrecklichem Verfall und deren Hütten

keine menschliche Wohnungen, nicht gut genug für Schweinekälle. Hier mußte alles neu geschaffen werden. Ich wundere mich heute, woher ich den Mut genommen habe, eine solche Wüste in Ordnung zu bringen! Damals fehlte es mir aber nicht, und es hatte einen großen Reiz für mich, etwas Schönes zu schaffen und meinen Thätigkeitstrieb dabei zu befriedigen. Ein ziemlich gutes Wohnhaus war wenigstens vorhanden, in dem ich meine Familie unterbringen konnte. Ich entschloß mich daher, das Anerbieten anzunehmen, wennschon es mir nicht gefallen wollte, daß die Besizung unter russischer Regierung war. Man redete mir diesen Einwand aus. Preußen wäre ja unmittelbar zur Hand, und mit der Grenzbehörde ließe sich ja vermittelst passender Gefälligkeiten gut auskommen. Kurz, ich entschloß mich, Besitz zu ergreifen und zog an.

Nun begann eine Thätigkeit, über die ich jetzt staune. An allen Enden wurde gebaut, das erforderliche Zugvieh angeschafft, die Ländereien in Angriff genommen und bestellt. Bereits im zweiten Jahre waren alle neuen Gebände fertig, zwei Dörfer hergestellt, die Bauern aus ihren Höhlen ausgetrieben und mit Gewalt in den neuen Häusern angesiedelt, und ihnen das zugehörige Land angewiesen.

Das nötige Material war in dem großen Walde, der zur Besizung gehörte, in Fülle vorhanden, ebenso auch vortreffliche Erde zu Ziegeln. Nach Ablauf von zwei Jahren war aus der Wüste ein wohlgeordnetes Gut entstanden, welches reichlichen Ertrag brachte. Brennerei, Schäferei, Kuhwirtschaft, Ziegelbrennerei waren im Betriebe und ich konnte die Hoffnung hegen, ein gemachter Mann zu werden. So ging es, wenn auch mit dem diebischen Gesindel, das ich zur Arbeit benutzen mußte, viel Verdruß nicht ausblieb, vorwärts bis zum Jahre 1848.

Im zweiten Jahre dieses meines polnischen Aufenthaltes traf mich ein schwerer Schlag. Ich verlor meine teure Stephanie. Sie wurde mir durch das Nervenfieber entzissen. Ich war zwei Jahre Witwer und fand dann in meiner lieben jetzigen Frau, meiner Cousine, eine treue Mutter für meine verwaiseten Kinder und die edle Gefährtin meines wechselvollen Lebens, die mit großem Mute alle Schicksale mit mir teilte, welche mich noch betreffen sollten.

Die Revolutionen in Preußen, Oesterreich und Frankreich machten der russischen Regierung schwere Sorge. Kaiser Nikolaus war ergrimmt und erließ die strengsten Befehle an alle Behörden, die schärfste Aufmerksamkeit auf das unruhige Polen zu richten und den schwersten Druck auf das arme Land zu legen. Die geheime Polizei hatte überall ihre Fühläden, und besonders waren der polnische Adel und die Ausländer verdächtig. Obgleich ich mich in keinerlei Weise in politische Angelegenheiten gemischt hatte, erhielt ich von einem Freunde, der in der Kanzlei des Fürsten Statthalters Paslewitz angestellt war, durch zweite Hand die Nachricht, daß ich auf dem schwarzen Register stünde und ein Verhaftsbefehl leicht gegen mich könnte verhängt werden; ich sollte mich daher auf alles gefaßt machen. Er würde suchen, den Verdacht zu beseitigen, jedenfalls aber würde er mich benachrichtigen, wenn ein Verhaftsbefehl gegen mich an den Gouverneur in Kalisch erlassen würde.

Mein Schreck war groß, denn ein politischer Prozeß unter Nikolaus bedeutete den Ruin sowohl für die Gesundheit, wie für das Vermögen. Was ich daher im geheimen in Kisten und Koffern über die Grenze schaffen konnte, rettete ich hinüber und schickte meine Frau und Kinder ebenfalls nach Preußen. Dies geschah nicht ohne Gefahr, denn die Grenze war gut bewacht und ich mußte daher sehr vorsichtig sein. Das Grenzamt durfte ich natürlich nicht passieren, da ich Verdacht erregt hätte, den ich vor allem vermeiden mußte, wenn ich mich einer Verhaftnahme nicht aussetzen wollte, denn ich hatte bereits sechs Kosaken auf dem Hofe, die mich überwachten. Indes hatte ich die guten Kerle ganz kitzig zu machen gewußt und eingeschläfert. Mit dem Grenzsicherer, der einen Nebenweg über die Grenze überwachen sollte, war ein Abkommen getroffen. Hier war eine Brücke über die Prosna, die vermittelst eines Thores verschlossen war. Den

Mann hatte ich ganz gewonnen und hatte daher auf diesem Wege auch alle Kisten und Koffer über die Grenze bringen können. Noch bei Dunkel brachte ich Frau und Kinder geräuschlos in meiner Equipage an diesen Uebergang. Ich war die ganze Entfernung auf meinem Fra Diavolo, einem prächtigen arabischen Hengste, neben dem Wagen geritten, um die Weinigen zu beschützen. Das Thor an der Brücke stand weit offen, der Wagen donnerte im Galopp über die Brücke und sie waren in Sicherheit. Leider mußte später der arme gefällige Grenzaufseher dafür schwer büßen, da es verraten wurde, daß er das Durchschlüpfen nicht verhindert, sondern begünstigt hatte.

Ich selbst wollte erst das Weitere abwarten und lehrte deshalb auf meinen Posten zurück, der Nachricht aus Warschau jetzt viel ruhiger entgegensehend. Diese kam in der Nacht des 10. Mai in wenigen Worten: „Angesichts dieses über die Grenze!“

Nun war kein Zögern mehr am Platze. Ich eilte in den Stall, sattelte selbst still mein Pferd und ritt nach der Wiese, wohin ich meine Pferde und alles Vieh jede Nacht auf die Weide schickte, um die Tiere vorkommenden Falles schnell über die Grenze bringen zu können, denn die Weide stieß an die Prosna und der Uebergang war der Seichtigkeit des Flusses wegen leicht. Mit den preussischen Bauern, deren Dorf unmittelbar auf dem anderen Ufer lag, hatte ich verabredet, daß sie beim Hinüberschaffen der Herden im Fall der Not auf ein gegebenes Zeichen helfen sollten. Schon war ich im Begriff, von dem Wege, der der Grenze entlang in einiger Entfernung mit derselben hinlief, abzubiegen, als zwei berittene Grenzaufseher auf mich stießen und mich anhielten. Nun hieß es, Geistesgegenwart zu haben. Ich antwortete auf die Frage „Wohin?“ „Auf die Wiese, um nach dem dort weidenden Vieh zu sehen!“ Die Grenzaufseher besprachen sich eine Weile, dann sagte der eine: „Sie haben so schönes Jungvieh, das ich schon oft bewunderte, ich möchte wohl auch eines von der Sorte haben. Das wäre gerade das, was ich brauchte.“ — „Nun, so reiten Sie mit und suchen sich eine schöne Kalbe aus, die ich Ihnen gerne schenken werde.“ Dies war die einzige Möglichkeit, fernerer Beobachtung zu entgehen. Der andere Aufseher ritt seiner Wege und ich mit dem ersteren auf die Wiese. Hier angelangt, ließ ich die Hirten alles Vieh zusammen nach dem Flusse zur Tränke treiben, und nun mußte der entscheidende Moment eintreten, an dem so viel gelegen war. Auch die Kosaken hatten ihre Pferde mit den meinigen zur Weide gebracht und lassen nun mit den Hirten das gesamte Vieh an die Prosna treiben. Während dasselbe sich dort versammelte, sah ich mein nichts ahnender Begleiter die Tiere an. Ich hatte ein Zeichen nach dem Dorfe hinüber gegeben, wo mehrere Bauern sich zeigten, die sich dann hinter den Büschen am anderen Ufer das allmähliche Eintreten des Viehes in das Wasser ansahen. Als nun alles Vieh sich im Flusse befand, gab ich durch einen Pfiff, wie verabredet war, das Zeichen. Die Bauern sprangen ins leichte Wasser und eins, zwei, drei war der ganze Trupp Kinder und Pferde auf preussischem Boden und ich in wenigen Sähen ebenfalls in Sicherheit. Der arme Grenzaufseher und die Kosaken, deren Pferde mit den meinigen in Preußen waren, standen mit offenem Munde am Ufer und waren gänzlich verstört. Zuerst schrien die Kosaken: „Erbarmt Euch und schickt uns unsere Pferde herüber.“ Natürlich geschah dies auch sogleich, und mit großem Dank nahmen sie sie in Empfang, während der Grenzaufseher drohte und schimpfte.

Zwei Stunden später war der Gendarmerie-Kapitän mit zwei Gendarmen vor meinem Hause. Der Vogel aber war ausgeflogen. Es wurde nun sogleich Sequester auf alles gelegt und ich angefordert, mich zu stellen, wofür ich mich bestens bedankte, denn ich zog vor, mein Hab und Gut zu verlieren, als acht bis zehn Jahre in der Warschauer Citadelle in Unterjuchungshaft zu faulen. Infolgedessen wurde alles konfisziert und ich war ein armer, aber ein freier Mann.

III.

Auswanderung. Ansiedlung in Texas.

Wiederum begann ein neues Leben für mich. Neue Fragen, wo unsere Häupter hienlegen? erfüllten uns mit bangen Sorgen. Meine Familie hatte ich bis zur Entscheidung zu meinen landbrütlichen Schwiegereltern gefandt, welche nicht weit von der Grenze entfernt wohnten. Als nun die Entscheidung erfolgt war, gingen wir vorläufig nach Berlin zu dem liebevollen Onkel und Schwiegervater, von wo aus ich nun Schritte thun mußte, um ein Unterkommen zu finden und eine neue Existenz zu begründen. Ich hatte nur wenig bares Geld aus dem Schiffbruch gerettet, und die Hoffnung, durch den gefährlichen Uebergang mit meinem Viehstand nach Preußen einen ansehnlichen pekuniären Nutzen zu ziehen, erfüllte sich nicht, denn der Herr, der mir den gesamten Trupp auf Kredit abgekauft hatte, leistete nicht Zahlung und verschanzte sich hinter den vielen Kosten, welche die Quarantäne veranlaßt hätte, und hinter den schlechten Zeiten. Ein gerichtliches Verfahren ließ sich nicht einleiten, da ich einmal nichts Schriftliches in der Hand hatte und auch zu weit entfernt war. Ich sah nun nach allen Seiten aus, aber nirgend's öffnete sich eine passende Aussicht. So ging der Sommer hin, ohne daß ich etwas erreicht hätte.

Es war keine Möglichkeit, in Deutschland eine Heimat zu finden, und so mußte ich mich zur Auswanderung entschließen. Damals war Texas als ein Land gepriesen, wo für Thätigkeit und Energie große Erfolge sicher zu erwarten seien. Ich entschied mich daher, dahin zu gehen und dort mein Glück zu suchen. Wohl wurde dieser Entschluß, besonders für meine teure Gattin, ein sehr schwerer, aber wir sahen keinen anderen Ausweg. Auf meinen Vorschlag, allein über den Ocean zu schiffen und dort erst eine Heimat zu schaffen, wollte das edle Herz meiner Minna nicht eingehen, und sie erklärte mit Bestimmtheit, mein Los unter allen Umständen teilen zu wollen. So wurden denn inmitten des Tönsens der politischen Leidenschaften, welche Berlin dazumal erfüllen, die Vorbereitungen zur Ausführung des für uns so wichtigen Unternehmens getroffen. Es war gegen Ende September, als die Abschiedsstunde schlug. O, es war eine unbeschreiblich schwere, besonders für meine Minna! Aber im Vertrauen auf Gott begannen wir den neuen Abschnitt in unserem Leben.

Wir hatten uns in Hamburg einzuschiffen, von wo aus ein direktes Auswandererschiff nach Galveston segeln sollte, auf welchem eine Anzahl anständiger Familien und auch sonst ordentliche Leute Passage nach Texas genommen hatten. Nachdem wir uns in unseren Schiffsräumlichkeiten eingerichtet hatten, mit welcher Arbeit wir glücklich noch auf der Elbe zu stande gekommen waren, ehe wir in die Nordsee gelangten, wo wir die leidige Seekrankheit zu erwarten hatten, konnte ich mir unsere Schiffsgesellschaft ansehen. Es war eine sonderbar zusammengewürfelte Sorte von Menschen aus allen Klassen. Gebildete Herren, Doktoren der Philosophie, achtbare Handwerkerfamilien, unter denen sich mehrere nette Mädchen befanden, junge Burschen, die sich dem Kriegsdienste entzogen hatten, einige Landleute, im ganzen genommen keine schlimmen Leute. Besonders fiel mir gleich ein intelligent aussehender junger Mann auf, der sich als Dr. philosophiae H. vorstellte, und ein tonsurierter Mönch in leichtem Sommeranzug, seinem ganzen Vermögen, der als weggelaufener bayerischer Kapuziner sich entpuppte, über welche beiden ich noch mehreres zu sagen haben werde. Mit allen diesen Leuten stellte ich mich ganz freundlich, während meine liebe Frau mit den Kindern in der Kajüte sich aufhielt.

Meine Familie bestand aus meinen beiden Knaben aus erster Ehe, 9 und 10 Jahre alt, und einem allerkiebstem Mädchen von 1½ Jahren. Die erstere hatte ich vor unserer Abreise aus der Anstalt des Professors Stoy in Jena abgeholt, wo sie seit

zwei Jahren gewesen waren. Sie tummelten sich sehr vergnügt auf dem Deck mit anderen Knaben, mit denen sie alsbald Bekanntschaft gemacht hatten, und fühlten den Schmerz nicht, welchen meine arme Frau lange nicht überwinden konnte.

Wir mußten mehrere Tage bei Stede liegen bleiben, da die dänischen Kriegsschiffe die Ausfahrt in die See nicht erlaubten, bevor sie von Kopenhagen ans Instruktion erhielten. Endlich langte diese an und wir konnten in See stechen. Anfangs war dieselbe noch ruhig, aber ein starker Wind erhob sich bald und die Wellen fingen an, hoch zu gehen, so daß fast alle Passagiere in ihre Kojen sich zurückziehen mußten, um Neptun ihren Tribut zu erstatten. In diesem Zustande fuhren wir durch den Kanal und den Meerbusen von Biscaya. Erst als wir in den atlantischen Ocean hinauslamen, hörte der fatale Zustand auf, und vergnügt kam man wieder aufs Deck nach allen überstandenen Leiden. Dr. H. fing nun an, materialistische Vorträge zu halten und gottesleugnerische Reden von sich zu geben, die mich sehr empörten, so daß ich ihn aufforderte, aufzuhören, da die Leute schon gottlos genug wären. Er folgte auch meiner Aufforderung und das Argerniß hörte auf.

Ohne besondere Erlebnisse gelangten wir glücklich, wenn auch langsam, denn das Schiff war kein Schnellsegler, auf die Höhe von Cuba, wo indes Windstille eintrat, die zwei volle Wochen andauerte und uns sehr ungeduldig machte.

Hier hätte beinahe meine Baghaligkeit mir schlecht bekommen können. Eines Tages sagte ich beim Abendessen dem Kapitän, daß ich wohl gerne über Bord springen und ein Bad nehmen möchte. Er antwortete, ich könne es ja einmal probieren. Sobald es nun finster war, ging ich an das Bingspriet, warf die Kleider ab und sprang ins Meer. Kaum aber hatte ich dies gethan und war nun das halbe Schiff herumgeschwommen, als das Geschrei der Matrosen und einiger Passagiere erkündete: „Hail! Haisisch!“ Mit Aufbietung aller Kraft schwamm ich nun zur Leiter, die mir herabgeworfen wurde, und kaum hatte ich sie erreicht, als ich mit Schrecken die Schwänze zweier dieser Ungeheuer ganz nahe erscheinen sah, da, wo ich vor einigen Sekunden noch gewesen war. Glücklicherweise wieder an Bord, mußte ich eine strenge Straßpredigt vom Kapitän über mich ergehen lassen, daß ich in diesen Gewässern, die von den bösen Fischen wimmelten, mich ins Meer gewagt hätte.

Noch einmal geriet ich in Gefahr, als ich mit dem Steuermann zu einem nicht sehr entfernten spanischen Schiff ruderte, das auch still liegen mußte, um einen Besuch zu erwidern, den der Kapitän desselben uns gemacht hatte. Er hatte uns dabei eingeladen, ein Glas Catalonier auf seinem Schiff mit ihm zu trinken. Wir wurden aufs höflichste aufgenommen und mit Catalonierwein, herrlichen Trauben und Orangen traktiert. Auf einmal wurde von unserem Schiff signalisirt und mit Böllerschüssen gerufen, wir stürzten in unser Boot und waren kaum halbwegs zurück, als schon ein starker Wind losbrach, der uns nur eben noch erlaubte, das Schiff zu erreichen. Im Augenblick der Ankunft bewegte sich dasselbe schon und trieb vorwärts. Keine zehn Sekunden hätten wir noch verweilen dürfen, so waren wir verloren und keines der beiden Schiffe hätte uns helfen können, da sie genug mit sich selbst zu thun hatten, um der so plötzlich hervorgebrochenen Woe die Spitze zu bieten.

Der Wind wurde günstig und wir kamen rasch vorwärts. Bereits acht Wochen waren wir unterwegs und die Schiffsgenossen hatten sich kennen gelernt. Der Dr. H. wurde ganz brav und erwieb sich als ein sehr kenntnisreicher Mann. Der Kapuziner näherte sich mir sehr stark und ich mußte oft über seine drolligen bayerisch-berben Bemerkungen über sein Klosterleben lachen. Eines Tages, nachdem wir uns lange unterhalten hatten, sagte er zu mir: „Roisch's, du könnst mi mitnehme, wann du ins Land gehst.“ — „Ja, wozu könnte ich dich denn brauchen?“ antwortete ich. — „Ja, i kann gut koch, i hob de Klosterbrüder kocht und dö habe wolle gut fresse, wenn se hant

Fröschschenkel beim Faste han, hob i ihna Frösch fange müsse, aber i hob ihna auch g'nug Krotte kocht, die han te g'reffe wie Hühnerfleisch.“ — „Ja, aber das empfiehlt dich eben nicht besonders, auch kann ich keinen Koch brauchen.“ — „Ja, aber i kann an gut schaffe, du lannst mich scho brauchen.“ Nun, er war ein strammer, starker Kerl, und es ließ sich darüber noch reden, denn ich konnte vorher sehen, daß zu der Niederlassung meine Kräfte allein nicht ausreichen würden, deshalb wies ich ihn nicht gleich ab. —

Endlich hatten wir uns nach 10wöchentlicher Fahrt Galveston so genähert, daß wir hofften, den folgenden Tag bei Flut über die Barre gehen und landen zu können. So geschah es denn auch und wir betraten wieder festen Boden. Nachdem ich ein Haus gefunden, in dem ich die Familie und das sehr große Gepäck unterbringen konnte, und wir uns von der Reise gehörig erholt hatten, machte ich Anstalten, mich auf die Suche nach einem passenden Platz im Westen des Staates zu begeben, der mir besonders empfohlen war und als gesund, schön und mit vortrefflichem Boden reich begesuet geschildert wurde. Eine Dame, die Gattin eines Kaufmanns, eine geborene Gräfin P., näherte sich meiner Frau und erwieß uns große Güte. Sie hatte eine sehr wechselvolle Vergangenheit hinter sich. Als junges Mädchen hatte sie sich von ihrem Musiklehrer entführen lassen, der sie nach New-Orleans brachte, nachdem sie getraut worden waren. Das Glück begünstigte sie nicht, und sie war soweit herabgekommen, daß sie Orangen herantragen mußte, um das tägliche Brot zu gewinnen. Ihr Mann konnte auch keine Schüler finden, da er weder englisch noch französisch konnte, und nachdem sie alle ihre Habseligkeiten verkauft hatten und der Erlös verzehrt war, starb ihnen Hunger und Obdachlosigkeit ins Angesicht. Sie behielt Mut, aber ihr Entführer erschloß sich, nachdem alle Anstrengungen, Schüler zu erhalten, gescheitert und mit seiner Musik kein Brot zu verdienen war, vor ihren Augen! Ein wohlhabender Kaufmann aus Galveston nahm sich der unglücklichen jungen schönen Frau an, brachte sie zu einer guten, deutschen Familie in Galveston und bat nach einiger Zeit um ihre Hand. In ihrer Lage konnte sie einen solchen Antrag nicht ablehnen und gewährte sie ihm. Diese Dame that alles Mögliche, um Minna aufzuheitern; sie holte sie mit den Kindern in ihre schöne Villa, fuhr mit ihr spazieren u. s. w., so daß ich, Minna unter solchem Schutz wissend, getrost auf meine Entdeckungsreise ausziehen konnte. Ich ging nun mit dem Kapuziner, den ich engagiert hatte, und mit einem früheren Offizier, einem Herrn v. R., der sich angeboten hatte, mir bei der Niederlassung behülflich zu sein, ab. Ein anderer Schiffsgenosse, ein früherer preussischer Beamter, schloß sich mit einem Schmieb, der mit ihm ausgewandert war, ebenfalls an mich an, und so bildeten wir eine ganze Truppe. Zuerst mußten wir nach Houston fahren, von wo aus eigentlich erst die Entdeckungsreise anzutreten war, und wo wir die nötigen Pferde kaufen mußten. R. hatte sein eigenes Tier, und so brauchte ich nur zwei zu kaufen für mich und den Kapuziner. Bis an die Zähne bewaffnet (auch meinen Kapuziner hatte ich gut ausgestattet, einen Hirschfänger umschnallen und eine Büchse anhängen lassen), machten wir uns auf den Marsch. Der Anblick meines Sancho Pansa war zum Tötlachen. Als sein Pony losging und einige Sätze machte, welche die ganze türkische Musik, die er am Sattel in einer Kaffeekanne, einer Bratpfanne und verschiedenem andern Blechgeschirr aufgehängt hatte, in Thätigkeit setzte, konnte man nicht anders, als die groteske Figur überaus komisch finden. Zum Glück saß er in einem hohen Bodkattel, auf den vorne eine Decke und hinten ein Mantelsack aufgeschnallt waren; so konnte er nicht zu Falle kommen.

Wir hatten uns eingebildet, daß wir möglicherweise mit Indianern ins Gefecht kommen könnten, und waren daher alle mit Büchse, Pistolen und Hirschfänger bewaffnet. Bei dem ersten Nachtlager, das wir unter einer schönen Baumgruppe aufschlugen, mußte einer die Wache beziehen, um uns vor einem möglichen Ueberfall zu sichern, aber es war verlorene Mühe. Wir brachten auf unseren Decken, den Sattel unter dem Kopf,

eine ganz ruhige Nacht zu. Ich muß noch bemerken, daß wir auf dem Dampfschiff, das uns von Galveston nach Houston brachte, eine sehr angenehme Bekanntschaft mit einem Herrn von B. aus Hessen machten, der schon seit zwei Jahren in Texas war und in der Nähe von La Grange am Colorado eine Farm hatte, und uns freundlich einlud, bei ihm vorzusprechen, seine Gegend auch sehr lobte. Er hatte seine Braut in New-Orleans abgeholt, woselbst die Trauung stattgefunden hatte. Ich hatte auch die Freude, seine Frau kennen zu lernen, und fand eine sehr lebenswürdige Dame in ihr. Das Ehepaar reiste mit der Post und traf daher viel früher als wir in La Grange ein. Wir setzten uns diesen Ort vorläufig zum Ziel und langten nach achttägigem Marsch glücklich bei La Grange an. Ein heftiger Nordwind, der dort durch Mark und Bein geht, hatte uns in der Mitte der Reise überrascht und uns genötigt, zwei Tage bei einem Farmer Obdach zu suchen, das uns auch nebst Beköstigung gegen Entrichtung von 1 Dollar für Mann und Roß gewährt wurde. Die übrige Strecke bivaktierten wir, da wir kein Geld ausgeben wollten. Bei genanntem Orte angelangt, hielten wir uns aber daselbst nicht auf, überschritten den Colorado und trafen am Abend bei der Farm B.'s ein, wo wir Bival besogen, da die Räumlichkeiten der Farm noch sehr primitiv waren und wir auch nicht zur Last fallen wollten. Wir machten hier auch Bekanntschaft mit einem Herrn von J., einem österreichischen Offizier a. D., der mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin L., uns ebenfalls recht freundlich begegnete. Mit beiden Familien schlossen wir später herzliche Freundschaft. —

Ich fand die Gegend wohl sehr hübsch, konnte aber keinen Platz finden, welcher mir paßte. Mittlerweile hatte sich der preussische Beamte mit dem Schmied weiter begeben und ich war mit meinem Gesolge nun allein. Ein vorbeikommender Deutscher, der bei unserem Bival anhielt und uns begrüßte, sagte mir, daß in der Gegend von Butterville sehr gute Gelegenheit zum Ankauf sei. Dieser kleine Ort war ungefähr zehn englische Meilen von der Stelle, wo wir uns befanden, und ich beschloß daher, dahin zu reiten und nachzuforschen, sieh aber meine Begleiter bei der Farm zurück, da Lebensmittel hier billig zu haben waren, nachdem der mitgenommene Vorrat würde aufgezehrt sein; auch war hier gutes Gras für die Pferde. So ritt ich allein wieder zurück nach La Grange und dann weiter nach Butterville. Als ich dort anlangte und mein Pferd fütterte, und selbst bei dem Laden, der zugleich ein Gasthaus war, etwas genoß, kam ein Mann zu mir, redete mich an und fragte nach meinen Absichten, da er mich als einen neuen Ankömmling gleich erkannte. Als ich ihm mitteilte, daß ich mich ankaufen wolle, lud er mich ein, mit ihm auf seine Farm zu reiten, die Nacht bei ihm zuzubringen und mir seine Gegend anzusehen. Ich nahm die Einladung gern an und wir kamen bei seinem im Walde gelegenen Wohnplatze an, wo ich gut aufgenommen und für mein Pferd gut geforgt wurde. Den folgenden Tag ritt er mit mir in der Nähe herum und zeigte mir eine Farm, welche im ersten Stadium der Entwicklung begriffen war und mit 400 Acker nun zu verkaufen sei. Der Platz gefiel mir sehr; er wurde von einem schönen starken Bach durchflossen, an dessen Rande viele Cedern und andere prächtige Bäume standen; das Land bestand aus gut bestandnem Walde mit hübschen kleinen Prairien dazwischen, auf denen treffliche Felder angelegt werden konnten, und bildete einen artigen Komplex. Der Preis war billig und ich entschloß mich kurz, zuzugreifen. Der Handel war bald geschlossen, und so war ich auf einmal untergebracht. Es befand sich auch bereits ein kleines Haus und ein kleines Feld auf schönem Hügel auf dem Lande, so daß ich meine Familie unter Dach bringen und auch gleich mein kleines Feld bebauen konnte. Weitere Vergrößerungen mußten dann allmählich hergestellt werden. Mein Wirt versprach, meinen Lieutenant und Sancho Panfa, Kapuziner, herüberzuholen, damit sie sich im Hause einstweilen einrichten könnten.

Ich aber machte mich auf, um nach Galveston zu eilen und Anstalten zum Umzug auf unsere neue Besizung zu treffen. Ohne Aufenthalt langte ich nach 3tägigem Ritt

in Houston an, und der darauf folgende Tag brachte mich zu meinen Lieben in Galveston, die ich im besten Wohlsein antraf. Nach einigen Tagen reisten wir mit Sack und Pack ab, kamen gut in Houston an, mieteten einen großen Ochsenwagen für die Familie und einen anderen für das viele Gepäck, und unser Texasleben konnte beginnen. Frau und Kinder waren trefflich in dem großen Wagen wie in einem Hause untergebracht, ich ritt nebenher. Die Jungen sprangen auch oft aus dem Wagen und tummelten sich auf der Prairie umher. Extrapost war das Fuhrwerk allerdings nicht, die Ochsen gehen nicht im Galopp, aber sicher. Es wurde den ganzen Tag gefahren und nur morgens und abends wurde im Freien gelocht, das Mittagsmahl kalt im Wagen genommen. Nach 12tägigem Fahren kamen wir am Ziele an, wo das neue Leben mit seinen Aufgaben nunmehr zu beginnen war. Ich war voll Mut und freute mich auf die Arbeit, meine gute Minna erfüllte treulich ihre Pflichten, aber vergnügt war sie nicht, was ich ihr auch nicht verdenken konnte, denn der Unterschied zwischen jetzt und früher war zu groß, um von einer zarten Dame leicht genommen werden zu können.

 IV.

Das neue Heim. — Problematische Existenzen.

Das erste, was nun not that, war, unsere Wohnung zu vergrößern und einige Küche und Arbeitsochsen anzuschaffen. Die in der Umgegend wohnenden Amerikaner halfen beim Bau eines zweiten Blockhauses, das in einer Entfernung von 12 Fuß von dem vorgefundenen aufgestellt und mit dem Zwischenraum unter ein Dach gebracht wurde, so daß die beiden Häuser nebst dem überdachten Zwischenraum ein langes Gebäude bildeten. Längs des ganzen Baues wurde auf der Südseite eine Veranda angebracht. Wir erhielten auf diese Weise ein hübsches Haus, an welches dann später noch ein paar Stübchen angehängt wurden. Dann errichteten wir einen Schuppen für die Reitpferde, sowie ein kleines Haus für die Küche und ein anderes zur Rauch- und Vorratskammer.

Auch die Beschaffung des ersten Viehstandes war nicht schwierig. Wegen Bezahlung aus unseren großen Vorräten an Wäsche, Kleidern und anderen Gegenständen verfahren uns die Amerikaner gern mit dem nötigen Vieh. So bekamen wir für ein Tischluch eine Kuh mit Kalb, ebenso für zwölf Servietten. Für einen Fack, den ein hinterwäldler Stuber gern haben wollte, gab er ein paar schöne Zugochsen. Pferde handelte ich von einem Mexitaner für silberne Dessertmesser ein. Etwas später kam eines Vormittags ein Amerikaner auf einem prächtigen mexitanischen Bergpony angeritten (Pony nannte man in Texas alle Pferde unter 5 Fuß Höhe; erst die über 5 Fuß hiesien Pferde) und fragte an, ob ich noch etwas zu verhandeln hätte. Da wir ziemlich alle Gegenstände, welche uns überflüssig waren, bereits gegen Vieh, Pferde, Schweine u. s. w. verkauft hatten, fragte ich Minna, ob wir noch etwas zu verjüdeln hätten. Sie antwortete, daß noch die ganz neue Livree unseres letzten Bedienten da sei. Ich bat sie mir aus und zeigte sie dem Amerikaner, der sie mit Bewunderung ansah. Er zog sogleich seinen Rock aus, zog den Livreefrack an, besah sich im Spiegel und stolzierte mit der Livree im Zimmer herum. „Was wollt Ihr dafür?“ — „Guten Pony dort,“ sagte ich, auf den draußen stehenden zeigend. Daraus krakte er sich in den Haaren und besann sich lange. Endlich besah er sich wieder in dem Spiegel und sagte mit Entschlossenheit: „Ihr könnt ihn haben!“ Darauf nahm er Abschied und ritt auf einem meiner Pferde fort, welches er gleich zurücksenden wollte, und der schöne Bergpony war mein. Da er Aufseher auf der nächsten Plantage war, hatte ich nicht zu befürchten,

daß er mein Pferd nicht zurückgeben würde. Auch brachte es ein Regier bald zurück. Die Livree war ein grüner Frack à l'ancien régime, rot gefüttert und mit silbernen Wappentüpfeln. Ich sah den Mann später oft in derselben bei Versammlungen in La Grange einherstolzieren, wo ihn die Deutschen, die wohl wußten, daß das Kostüm ein Bedientenkleid war, schön anlachten.

Die allmähliche Entwicklung und Ausbauung der Farm nahm einen raschen Verlauf, so daß nach Jahresfrist ein nettes Gehöft entstanden war. Auch das Feld wurde auf 20 Acker gebracht und lieferte schon im ersten Jahre den erforderlichen Mais und viele süße Kartoßeln (Potaten). Neben allen diesen Arbeiten, wobei ich natürlich stark mithalf, liefen die Tagesbeschäftigungen her, welche viele Zeit in Anspruch nahmen. Das Wasserholen, Mais auf der Handmühle mahlen, denn Mühlen gab es anfänglich nicht, waren harte Arbeiten, welche ich zu verrichten hatte. Die Knaben melkten die Kühe, hielten das Vieh an und die Pferde, wenn sie gebraucht wurden, und machten sich schon sehr nützlich; binnen kurzem waren sie gute Reiter geworden und jagten auf ihren Ponys das Vieh zusammen wie alte Viehtreiber. Ich gewöhnte mich rasch an die der früheren so entgegengesetzte Lebensweise.

Vis zum zweiten Jahre unseres Texaslebens war alles glatt und günstig verlaufen, nun sollten aber auch die Schattenseiten desselben eintreten. Das Klimatische, alle neuen Ankömmlinge übersallende Fieber sollte auch an uns nicht vorübergehen. Minna wurde zuerst davon ergriffen und dann kam ich an die Reihe. Das war eine harte Prüfung. Auch K. bekam das Fieber und wurde so schwach, daß er nichts leisten konnte; nur die Knaben blieben verschont. Sancho Panza hatte mich schon nach sechs-wöchentlichem Aufenthalt unter unserem Dache verlassen und seine Schuld an mich, die sich auf 60 Dollar belief, gewissenlos unbezahlt, d. h. unabgearbeitet gelassen. Er beschränkte sich einfach darauf, zu sagen: „Es gefällt mir net, i geh.“ So waren wir wirklich in sehr trauriger Lage. Ich, auf dem die ganze Hausarbeit lag, konnte auch in der fieberfreien Zeit wenig thun, und doch mußte Wasser von der Quelle die Anhöhe heraufgeschleppt und Mehl zu unserem Brot gemahlen werden, wozu die guten Jungen noch nicht stark genug waren. Die in einiger Entfernung lebenden Deutschen kümmerten sich nicht um uns, und die Amerikaner, die immer viel hilfsreicher gegen Ankömmlinge waren, wohnten weit entfernt. Glücklicherweise war das Feld schon bestellt und erforderte vorläufig keine Arbeit.

In diesem traurigen Zustand schleppten wir uns mehrere Wochen hin und waren der Verzweiflung nahe. Da kamen eines Nachmittags ein Herr und zwei Damen von unserer Eingangspforte angetritten. Nachdem sie Hallo gerufen, wie das vor dem Eintritt in ein Gehöft stets geschehen mußte, stiegen sie draußen ab und kamen ins Haus, wo wir sie ganz erstaunt erwarteten. Der Herr begann damit, daß er sich als unseren Nachbar (er war 5 englische Meilen von unserer Farm entfernt zu Hause) John Baylor von der Rosses prairie, die ältere Dame als seine Mutter und die jüngere als seine Schwester vorstellte. Er habe vernommen, daß wir in schlimmer Lage seien, und so kämen sie denn, um nach uns zu sehen. Dann brachte er uns Medizin, wies uns an, wie wir sie gebrauchen sollten, und sprach uns Mut zu. Das Fieber würde bald vorübergehen und wir wieder frisch und munter werden. Die Damen, die etwas französisch sprachen, beschäftigten sich mit Minna. Die jüngere sah unsere Gitarre an der Wand hängen, nahm sie herab und erquickte uns durch ihren lieblichen Gesang. Auch redeten sie meiner Frau freundlich zu und sagten, sie wollten gute Nachbarschaft halten. Nach diesem menschenfreundlichen Beginnen verließen sie uns mit dem Versprechen, daß sie bald wiederkommen würden. Daß ein solcher Beweis von Güte uns auf das tiefste ergriff und mit Dank erfüllte, kann man sich denken. Erfrischt und ermutigt saßen wir wieder in die Zukunft. Am folgenden Morgen kam eine Negerin vorgeritten. Sie ließ einen großen Henckelkorb herabsinken, sprang ab und zog dem

Pony den Zaum vom Kopf, worauf dieses im Galopp den Heimweg aurtat. Sie selbst kam herein und meldete, daß sie von ihrer Herrschaft gesandt sei, bei uns zu bleiben, bis wir wieder kräftig wären.

Im Korbe befanden sich allerlei gute Sachen, wie Konserven, Konfitüren, ein großes Stück prächtiges Rindfleisch und noch mehr Medizin mit Gebrauchsanweisung nebst freundslichem Gruß von den Damen an Minna.

Das war praktische Menschenliebe! Daß wir während unseres ganzen Aufenthaltes in Texas mit diesen prächtigen Menschen in freundschaftlichem Verkehr blieben, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. John Baylor und seine Damen werden mir, so lange ich lebe, in dankbarstem Andenken bleiben.

Im vergangenen Jahre hatte ich eine hübsche Ernte an Tabak gemacht, der im Vorratshause lagerte und für den ich noch keinen Absatz hatte. Da war es mir sehr lieb, daß eines Tages ein vorbeikommender junger Deutscher eintrat, um sich bei mir anzunehmen. Auf meine Frage, was er in Texas zu treiben vorhabe, teilte er mir nämlich mit, daß er Cigarrenmacher sei und versuchen wolle, in seinem Handwerk Arbeit zu finden. Ich zeigte ihm dann meinen Tabak, um zu erfahren, ob derselbe sich zu Cigarren eignete. Er besahte das und lobte das Kraut sehr. Nun verabredeten wir, daß er bei mir bleiben und gemeinschaftlich mit mir eine kleine Cigarrenfabrik einrichten möge, zu der ich den Tabak liefern und er die Arbeit thun sollte. Der Ertrag sollte geteilt werden. Mein Sohn Louis sollte den Tabak abstreifen. Für diese Hilfe sowie für seine Beköstigung hatte er in Cigarren zu zahlen. Später erhielt er dann noch einen anderen Gehülfen bei seiner Arbeit. Um zu erzählen, wie das zunging, muß ich aber etwas weiter ausholen.

Ich sah eines Tages auf meiner Veranda, welche auf den kleinen Weg hinauszah, der zu meinem Hause führte. Ein Reiter auf einem kleinen schredigen Pony kam daher. Bei seiner Annäherung erkannte ich, daß es ein Geistlicher sein mußte, denn er hatte einen Cylinder auf dem Haupte und einen langen, schwarzen Rock auf dem Leibe. Ich fragte mich, was das wohl für eine Erscheinung sein könne, wunderte mich aber noch mehr, als ich ihn nicht vorbeireiten, sondern auf mein Haus zukommen sah.

An meiner Eingangspforte stieg er ab, ich ging ihm entgegen und wie groß war mein Erstanen, als ich in ihm meinen Dr. H. erkannte.

„Was ist denn mit Ihnen los, Sie sehen ja so heftig aus?“ redete ich ihn an.

„Ja, alter Freund, man geht in sich, und so ist es auch mit mir, ich bin nun Reiseprediger für die methodistische Kongregation von Galveston, welche mich entsandt hat, um in den deutschen Niederlassungen zu predigen und Mitglieder für die methodistische Kirche zu werben!“

„Ja, aber wie stimmt dies mit Ihrem früheren Non est Deus überein?“

„Ich habe meinen Irrtum eingesehen und bin gläubig geworden, und mit Gottes Segen will ich wirken.“

„Vor allem kommen Sie jetzt herein und bleiben ein wenig bei mir; wenn Sie mich auch nicht zu Ihrer Kirche bringen werden, können Sie sich doch hier anrühren.“

Die Einladung wurde gern angenommen, die Jungen nahmen seinen Schecken ab und versorgten ihn, und er kam mit mir ins Haus, begrüßte Minna und machte es sich bequem. Den folgenden Tag setzte er seine Missionsreise fort, zu der ich ihm den besten Erfolg wünschte.

Sechs Monate später sah ich abermals den kleinen Schecken auf dem Wege herankommen, aber es sah kein heiliger Mann darauf. Es war Dr. H., aber kein Cylinder schmückte das heilige Haupt, sondern ein Federhut, den ich vom Schiff her kannte, auch die alte Toppe hatte die Stelle des geistlichen Habits wieder eingenommen, und es war wieder mein alter Schiffsgenosse, wenn auch nicht mehr Materialist.

„Also der Doktor ist wieder da! Was ist denn die Ursache dieser Veränderung?“

„Die Methodisten haben mich abgeschafft, da es mir nicht gelungen war, Proselyten zu machen, und so war ich nun wieder mit Frau und Kindern auf der Straße. Da dachte ich, du reitest wieder hinauf zum alten Struve (man nannte mich immer so, obgleich ich erst 36 Jahre alt war) und fragst um Rat.“

„Ja, da ist guter Rat teuer; aber in ihrer Lage greift man nach allem, denn in der Not frisst der Teufel Fliegen! Wollen Sie Wicel machen in meiner großartigen Cigarrenfabrik?“

„Recht gern!“

„Nun, da wollen wir gleich den Lehmann, den Cigarrenmacher, herüberrufen.“

Gesagt, gethan. Lehmann war sehr froh, ihn anstellen zu können, denn nun konnten noch einmal so viel Cigarren hergestellt werden, und sie einigten sich alsbald.

Am zweiten Tage ritt Dr. H. ganz vergnügt wieder hinunter nach Galveston, um Frau und Kind herauszuholen, für die das Maishaus als Logement zurechtgemacht wurde. Frau Doktor besorgte, statt Kostgeld zu zahlen, die Küche, und so war die Familie vorläufig unter Dach gebracht.

Nach einigen Monaten hatte der Doktor das Cigarrenmachen gelernt und konnte sich nun auf eigene Füße stellen. Er versuchte dies zuerst in La Grange, von wo er nach San Antonio ging, von wo ich keine weiteren Nachrichten über ihn erhielt, so daß er aus meinem Gesichtskreis verschwand.

(Fortsetzung folgt.)





Bur Geschichte und Entwicklung Japans.

Bon

Spannth - Pöhlde.

Bon allen ostasiatischen Reichen ist Japan das letzte, welches dem Verkehr der europäischen Völker zugänglich geworden ist. Eigentlich müssen wir sagen „wieder eröffnet“, denn es gab eine Zeit, wo es mit den Portugiesen, Spaniern und Holländern die regsten Beziehungen unterhielt.

Wenn es später wieder für einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten ein fast hermetisches Abperrungssystem beobachtete, so ist ein Grund hierfür weniger in dem Charakter dieses Volkes, als vielmehr in einer vorsichtigen und beschränkten Staatspolitik zu suchen. Der Japaner ist von Natur für fremde Kultur zugänglich und zwar in einem Maße, wie dieses von keiner anderen Nation des Ostens gelagt werden kann. Nicht so anf der Stufe eigener Kultur eingetrostet, wie der Chinese, hat er den Hochmut dieses Volkes nicht angenommen. Er ist lern- und wißbegierig geblieben, und sein Scharfsinn und seine Anstelligkeit unterliegt keinem Zweifel.

So weit man an der Hand der Annalen hat feststellen können, reicht die Geschichte dieses Volkes bis in das 7. Jahrhundert v. Chr. zurück. Die ältere Litteratur ist reich an Sagen, und erst von einer weiteren Bearbeitung dürfen wir zuverlässige Aufschlüsse erwarten. Die Hauptdaten jedoch mögen hier folgen.

Um das Jahr 660 v. Chr. gründete Dsin-mu-tan-wu, „der göttliche Krieger“, die sogenannte dritte, noch jetzt herrschende Dynastie; er brach von dem südlichsten Teil der Insel Kjusiu mit Kriegern und Schiffen nordostwärts auf und nahm die nördlich gelegene Insel Nippon nach mehrjährigen Kämpfen ein. Seine Nachkommen beherrschten und mehrten das Reich, und nachdem so der Grund zu einem einheitlichen Staatswesen gelegt war, entwickelte sich auch einiger Verkehr mit dem Festlande, vornehmlich aber mit Korea und China. In der Meinung, Unruhen auf der Insel Kjusiu seien von Korea geschürt, unternahm man einen Eroberungszug über das Meer. Die Koreaner wurden besetzt und der südliche Teil ihres Landes den Japanern zinsbar gemacht.

Bon hier aus strömte nun chinesische Bildung nach Japan hinüber. Während die japanischen Annalen dieses Ereignis in das Jahr 284 n. Chr. setzen, datieren die chinesischen Jahrbücher den Anfang dieses Einflusses in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung und erklären ihn durch folgende Fabel. Ein Kaiser des Reichs der Mitte hatte gehört, daß in Japan das Kraut der Unsterblichkeit wachse, und schickte eine Anzahl von Knaben und Mädchen aus, es zu holen. Die Kleinen suchten, aber sie finden nicht, und, den Born ihres Herrschers fürchtend, bleiben sie in Japan, unterhalten Verbindungen

mit ihrem Vaterlande und werden Lehrmeister des fremden Volks, in dessen Mitte sie leben. So viel steht fest, von China erhielt man die Künste, die Litteratur und theilweise auch die Religion. Die Beziehungen zu Korea wurden schon wegen der Möglichkeit, über dieses Land aus China sich mit Bildungsmitteln zu versehen, eifrig gepflegt und selbst mit Waffengewalt aufrecht erhalten.

Mitte des 6. Jahrhunderts drang der Buddhismus ein. Die Buddhistenpriester verstanden den landesüblichen Glauben der Sintus mit ihrer Lehre in Verbindung zu bringen und den Hof für sich zu gewinnen. Gleichwohl kam es zu einem Religionskriege, der mit dem vorläufigen Siege des Buddhismus seinen Abschluß fand.

Die Oberherrschaft über Korea wurde bis 663 n. Chr. festgehalten, ging damals aber infolge eines unglücklichen Feldzuges gegen China auf dieses über. Nach dem Verlust seiner Stellung auf dem Festlande schloß Japan seine Landungsplätze ab und überwachte mit peinlicher Sorgfalt jeglichen Verkehr mit den Nachbarn.

Der nun folgende, nach Jahrhunderten messende Zeitraum in der Geschichte Japans wird fast ausschließlich von Nachrichten über innere Wirren und zahlreiche Aufstände religiöser und politischer Art ausgefüllt. Zugleich beginnt nunmehr die Periode, wo neben den Aufzeichnungen japanischer und chinesischer Annalen uns auch die Berichte der Historiographen von Fach zur Seite stehen.

Man weiß, daß die Araber, im 9. und 10. Jahrhundert eins der gebildetsten Völker der Erde, von der Existenz eines östlich von Asien gelegenen Inselreiches Kunde hatten. Auch der persische Historiker Raschidbeddin, sowie Abulfeda erwähnen dieses Reiches. Beschrieben aber wird es uns erst von Marco Polo unter dem Namen Sipangu, d. h. Land gen Aufgang der Sonne, und Portugiesen, schiffbrüchige Seefahrer, sind die ersten Abendländer, welche 1542 die Küste von Japan betreten. Seitdem begannen nach und nach Portugiesen und Spanier Handelsverbindungen anzuknüpfen, wobei sie ebenso wenig auf Hindernisse stießen, als die römisch-katholischen Missionare, die sich unter Leitung des Franz Xaver mit einem wahrhaften Feuereifer an die Bekehrung der Japanesen machten. Sie wußten sogar einige mächtige Feldherren zu gewinnen, welche ohne weiteres ihre gesamten Untertanen ins Christentum einführten. Die Leichtgläubigkeit, mit der die Japaner Fremdes annehmen, bewährte sich auch hier. Noch mehr aber wuchs die Schar der Bekehrten, als Nobouanga, nach dem Sturze der bisherigen Dynastie die Herrscherwürde ergreifend, offen als Freund der Christen auftrat und die ihm widerstrebenden Buddhistenpriester grausam verfolgte. Die Zahl der Christen stieg weit über 200,000. Neben vielen Jesuiten strömten Missionare auch anderer Orden, Augustiner, Dominikaner und Franziskaner, ins Land. Selbst die Inquisition entfaltete ihre Thätigkeit.

Da änderten sich plötzlich die politischen Verhältnisse. Ein zwischen dem rechtmäßigen Thronerben und seinem Vormunde ausgebrochener Krieg hatte für ersteren einen unglücklichen Ausgang und letzterer stand dem Christentum feindlich gegenüber. Dazu kam noch ein anderer Umstand.

Zu April 1600 landeten die ersten Holländer. Man erfuhr die Portugiesen die Ankunft derselben, so zeigten sie ihre politischen und Glaubensfeinde als Seeräuber an, die nichts als Schaden und Unheil stiften wollten. Um dieses Benehmen einigermaßen erklärlich zu finden, müssen wir hinzufügen, daß die Portugiesen allerdings glaubten, zufolge der päpstlichen Teilung der neuentdeckten Meere zwischen ihnen und den Spaniern im Alleinbesitz des Rechtes zu sein, östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung Handel zu treiben. Ferner traten die Engländer und Holländer in diesen ihnen verbotenen Meeren häufig als Seeräuber auf und machten sich kein Gewissen daraus, den Spaniern und Portugiesen, von denen sie nicht besser behandelt wurden, Fahrtenge und Waren wegzunehmen, ja, ganze Niederlassungen und Städte ihrer Feinde anzupfländern.

Die Portugiesen drangen jedoch mit ihren Anklagen nicht durch. Der Kaiser entschied, daß die Fremden bei einer Mißthat nicht betroffen seien, und so dürfe man sie

auch nicht bestrafen. Der holländische Lootse, ein Engländer, fand sogar Aufnahme am Hofe, wo er dem Kaiser in der Mathematik und der Schiffstechnik Unterricht gab. Für die Folge erhielten die Holländer die gleichen Begünstigungen, wie sie bis dahin den Portugiesen zugestanden waren.

Es scheint, daß man die schreckliche Verfolgung, welche kurz nachher den Christenismus in Japan vernichtet hat, dem unklugen Benehmen der Missionare zuschreiben müsse, noch greller gemacht durch den Reiz der Holländer, die darauf hinstrebten, sich des Handels dieses Landes mit Europa allein zu bemächtigen, was ihnen auch vollkommen gelang.

Die Väter Jesu waren stets sehr behutsam und mit der ihnen eigenen Weltklugheit aufgetreten, die anderen Orden aber ließen sich ein unüberdachtes Benehmen und insbesondere eine Verachtung der Volkssitten und Gesetze zu schaulden kommen. Mit diesem allen aber verbanden sie den größten Fehler, sich in die inneren Landesangelegenheiten zu mischen. Es ist wahrscheinlich, daß die Portugiesen an der Verschwörung eines japanischen Fürsten gegen den Kaiser teilgenommen, jenem sogar Truppen und Waffen versprochen hatten. Als es nun das Geschick wollte, daß ihre Partei die unterliegende wurde, war nichts natürlicher, daß der Sieger, ohnedem dem Christentum nicht freundlich, in dieser Lehre ein staatsfeindliches Element erblickte, das der Vernichtung ihm wert erschien.

Es begann die Verfolgung und Ausrottung der christlichen Japaner so gründlich und schonungslos, daß viele Tausende ihr Bekenntnis mit gewaltsamem Tode büßten. Die Grausamkeiten währten bis zum Jahre 1623; die Missionare erhielten den Befehl, binnen kurzer Frist das Land zu verlassen. Der einmal entbrannte Haß wider die Befenner der fremden Religion waudte sich bald gegen die Fremden überhaupt. Diese selbst nährten ihn durch gegenseitige Anfeindungen und durch Verkündungen bei dem japanischen Gouvernement. Sie erstrebten jeder für sich den alleinigen Handelsverkehr. Die spanischen Kaufleute legten es darauf an, die japanische Regierung zu einem Ausweisungsbekrete der Portugiesen zu bewegen, und beide vereinigten sich, um die Holländer, die ihnen an kaufmännischer Gewandtheit überlegen waren, gänzlich zu verdrängen. Diese Intriguen scheiterten aber an der Festigkeit der japanischen Regierung, die sämtlichen europäischen Kaufleuten den Handel mit ihren Unterthanen zu verstaten fortfuhr.

Als aber 1637 trotz des bestehenden Verbots eine Schar von Franziskanern ins Land kam, auf den Straßen von Miako das Christentum verkündigte, aufgefordert, das Land zu verlassen, nicht wick, und selbst die wenigen noch vorhandenen getauften Japaner zum Aufruhr ansachtelte, ward eine abermalige rücksichtslose Verfolgung der Christen angeordnet, jeder Europäer ausgewiesen und jedem Japaner sich außer Landes zu begeben bei Todesstrafe unterjagt oder, falls er ausgewandert sei, die Rückkehr verboten. Nur die Holländer, welche einigen Berichten zufolge sich für Nichtchristen ausgaben und zur Bekräftigung dieser Erklärung der Vernichtung der Christen mit ihren Geschenken in wirksamer Weise nachhelfen, durften bleiben; sie hatten der Regierung Briefschaften — ob echte oder unechte, bleibt dahingestellt — vorgelegt, aus denen hervorging, daß jene Franziskaner die Mächte Europas zur Bezwingung Japans aufgerufen. Glaubten die Holländer aber, daß sie die Erbschaft der Portugiesen ungeschmälert, nach Maßgabe des Verkehrs vor den Christenverfolgungen, antreten würden, so sahen sie sich hierin getäuscht.

Man erlaubte ihnen nur auf der kleinen Insel Desima in der Stadt Rangasaki die Anlage einer Faktorei und gewährte ihnen einen in jeder Weise jedoch beschränkten Handelsverkehr; und weil sie sich allen argwöhnischen Maßnahmen seitens der japanischen Beamten ohne weiteres fügten, gelang es ihnen zwei Jahrhunderte hindurch, dieses nicht beneidenswerte und sehr wenig einträgliches Handelsmonopol zu behaupten. Nur zwei Schiffe durften sie jährlich nach Japan speidieren, und der Umsatz war so gering, daß

der Gewinn nicht ausreichte, die Kosten für die Unterhaltung der „Gefangenen auf Desima“ und deren Faktorei zu decken.

Im übrigen aber dekretierte die japanische Regierung ein mit fanatischer Strenge durchgeführtes Abperrungssystem; selbst die Schifffahrt der eigenen Unterthanen beschränkte sie auf den Küstenhandel und den Verkehr zwischen den zum Reich gehörenden Inseln. Ebenso wurde der frühere lebhafteste Handel mit China seit Ende des vorigen Jahrhunderts, nachdem man römische Missionare am Hofe des Kaisers Kanghi in Peking zugelassen, bis auf den Verkehr mit etwa 12—20 Dschunken jährlich herabgesetzt, und auch diese durften nur in Nagasaki vor Anker gehen.

Fast zwei Jahrhunderte sind vergangen, bevor man den Versuch einer Wiedererschließung Japans zu unternehmen wagte, und mit wahrhaft verzweifelter Hartnäckigkeit hat die Regierung dieses Landes selbst dann noch jeder Annäherung fremder Nationen zu begegnen gewußt.

Russen und Engländer erschienen zuerst auf der Bildfläche und eröffneten den Reigen. Beide hatten gute Gründe dafür, eine freundliche Aufnahme von Japan erwarten zu dürfen. Als der englische Versuch gemacht wurde, besand sich Holland in französischen und Japa in englischen Händen. Die Engländer betrachteten sich daher als die gesetzmäßigen Erben des holländisch-japanischen Verkehrs. Aber sie wurden im Hafen von Nagasaki abgewiesen. Die japanische Regierung ignorierte die Ereignisse; Desima war der einzige Punkt auf Erden, wo zur Zeit die holländische Flagge sich entfalten durfte.

Als bei den Aleuten ein japanisches Schiff gestrandet war, ergriffen die Russen diese Gelegenheit, Anknüpfungen mit Japan zu versuchen. Sie waren als Besizer der nördlichen Kurilen Nachbarn dieses Volkes und glaubten, mit der japanischen Regierung nicht bloß Handels-, sondern auch politische Beziehungen regeln zu müssen. Sie brachten die Schiffsbrüchigen nach Hakodade, erreichten jedoch nicht einmal die Aufnahme der letzteren, vielmehr wurde ihnen bedeutet, daß sie ihres unbefugten Eindringens wegen ewige Gefangenschaft verdient hätten; weil man jedoch wisse, daß die Russen unwissende Menschen seien, so werde man sie für dieses Mal verschonen; sie möchten gehen und niemals wiederkehren.

Nicht anders erging es einer zweiten Expedition unter dem Grafen Kosanoff. Dem Berichte des Kapitäns Krusenstern zufolge ließen die Japaner den hochfahrenden Russen unter Beobachtung der höflichsten Formen die größten Demütigungen zu teil werden. Nachdem man sie in ein altes Fischmagazin eingesperrt und lange hatte warten lassen, kam endlich der Bescheid. Von Beziehungen zu Rußland, lautete die Antwort, wußten sie nichts. Vor Jahren seien die Russen mit schiffsbrüchigen Japanern gekommen, um Bündnisse zu schließen und Handelsverkehr anzuknüpfen; jetzt erschienen sie wiederum mit erneuten Anträgen. Daraus müßten die Japaner den Schluß ziehen, daß Rußland sich mit ihrem Lande sehr beschäftige. Indessen habe Japan schon seit langer Zeit alle Verbindungen mit den Fremden abgebrochen; der Unterschied in Charakter, Sitten, Religion sei dem Abschluß von Verträgen durchaus zuwider. Ihre Reisen und Bemühungen seien deshalb nutzlos. Wenn sie sich nun das kaiserliche Wohlgefallen zu erwerben wünschten, so möchten sie mit ihren Schiffen in diesen Gewässern nicht wieder erscheinen.

Im Aerger über diese Abweisung ließen sich die Russen auf der Rückfahrt brutale Uebergriffe gegen die japanischen Kurilen zu schulden kommen, indem sie die Küstendörfer plünderten und alles zerstörten, was des Mitnehmens ihnen nicht wert erschien. Diese Inseln sind nämlich sehr arm, so daß sie von Japan aus mit Lebensmitteln versehen werden mußten. Weil nun für jenes Jahr die Transportschiffe schon dagewesen und die Vorräte durch die Russen vernichtet wurden, trat im Winter der größte Mangel ein.

Dafür rächten sich die Japaner einige Jahre später, indem sie den russischen Kapitän Golowin, mit Vermessung der Kurilen und Sondierung der Volksstimmung

dieselbst beauftragt, überfielen und gefangen setzten. Sehr erschwerend aber war für ihn noch, daß die Russen den Versuch einer Belehrung der japanischen Kurilen zum Christentum gemacht hatten. Uebrigens wurde Golownin nicht ohne Milde behandelt und trotz eines Fluchtversuches trat darin keine Aenderung ein. „Gehe hin und komme nicht wieder“, mit diesem Abschiedsworte wurde Golownin zwei Jahre später entlassen.

Im Jahre 1818 machten die Engländer wiederum einen Annäherungsversuch. Kapitän Gordon lief die japanische Küste an. Als er aber in der Bucht von Jeddo Anker werfen wollte, wurde er von zahlreichen Boten umringt und aller seiner Vorräte an Waffen und Kriegsbedarf entledigt. Er mußte unverrichteter Sache abziehen, und in seinem Berichte hebt er noch im besonderen hervor, daß auf gütlichem Wege nichts zu erreichen sei; in allen japanischen Häfen seien Dolmetscher angestellt, welche die Instruktion hätten, jeden Versuch zu Anknüpfungen von Handelsverbindungen ausnahmslos zurückzuweisen.

Im Jahre 1837 traten die Amerikaner zum erstenmal ins Feld. Eine japanische Dschunke war vom Sturme aufs hohe Meer getrieben und hatte schließlich an der Küste des Oregongebietes Schiffbruch erlitten. Man beabsichtigte, die gerettete Mannschaft ihrer Heimath wieder zuzuführen; eine solche Handlung christlicher Liebe, hofften sie, würde das Herz der japanischen Regierung erweichen und den Weg zu fortdauerndem Verkehr bahnen. Ein Schiff ward demnach ausgerüstet und die schiffbrüchigen Seeleute darauf eingeschifft. Der bekannte Missionar Gützlaff und Dr. Parter begleiteten die Expedition. Aber die japanischen Behörden ließen nur die schiffbrüchigen Matrosen an das Land, feuerten sodann auf das Schiff und zwangen es, das Weite zu suchen. Nach einer anderen Version wurden nicht einmal die Schiffbrüchigen ausgenommen; der „Morrison“ mußte schon, bevor er sie aussetzen konnte, vor dem schweren Geschütz der japanischen Strandbatterien die Flucht ergreifen.

Um in Zukunft jede Annäherung aus menschenfreundlichen Motiven abzuschneiden, ließ der Siogun 1843 durch die holländischen Behörden allen feresahrenden Nationen bekannt machen, daß Japan nur solche Schiffbrüchige aufnehmen könne, welche von holländischen oder chinesischen Schiffen gebracht würden.

Als jedoch China von den Engländern 1844 besiegt worden war, schrieb König Wilhelm II. von Holland dem Siogun, er möge den Europäern freiwillig einige Häfen öffnen, damit er dem Schicksal Chinas entgehe. Durch den fortgesetzten Abschluß des Reiches wider allen Verkehr mit anderen Nationen, namentlich denen des Abendlandes, würde Japan sich große Verlegenheiten bereiten. Die Beilegung des Streites zwischen Großbritannien und China werde die Vermehrung der Schifffahrt in den japanischen Gewässern zur Folge haben, die Anwendung der Dampfschiffe verkürze die Entfernung, und der Handel und die Industrie Europas seien in immer weiter greifender Zunahme.

Daher empfehle er die Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen als das beste Mittel, etwaigen Kollisionen vorzubeugen; auch sei er bereit, dem Kaiser einen Gefandten zu schicken, der ihm bei Erwägung der Mittel, durch welche ein Verkehr mit fremden Nationen hergestellt werden könne, wenn Se. Majestät es wünschen sollte, Rat zu erteilen vermöge. Dieses von Geschenken begleitete Schreiben des Königs überbrachte die Fregatte „Palembang“ nach Japan.

Erst nach zwei Jahren antwortete der Monarch. Die uralten Reichsgesetze, schrieb er, hinderten den Verkehr mit fremden Nationen, und eine andere Antwort als diese könne nicht erteilt werden, ohne die bestehende Verfassung Japans zu verletzen. Gerade die Ereignisse in China enthielten den besten Beweis, daß ein Reich keines dauernden Friedens genießen könne, wenn es nicht die Fremden fernhalte. Hätte China den Engländern nicht gestattet, sich in großer Anzahl in Kanton niederzulassen und dort Wurzeln zu schlagen, so würden keine Streitigkeiten entstanden oder die Engländer zu schwach gewesen sein, in dem ungleichen Kampfe zu bestehen. Holland habe durch gute Dienste das Recht erworben, mit den Japanern zu handeln, und solle dieses Recht auch behalten.

Aber er werde sich hüten, dieses Privilegium auf irgend ein Volk auszudehnen, denn es sei viel leichter, einen Damm in unverletztem Zustande zu erhalten, als, wenn einmal Oeffnungen entstanden, das Größerwerden derselben zu verhindern.

In demselben Jahre (1846) sandte Ludwig Philipp ein französisches Geschwader unter dem Admiral Cecille; dieses traf zugleich mit einem amerikanischen unter dem Kommodore Biddle im Hafen von Nangasacki ein. Es ist französischerseits behauptet worden, daß diese Expedition die Herbeiführung eines Handelsvertrages nicht bezweckt habe; Cecille sei nur beauftragt gewesen, die französische Flagge und Flotte zu zeigen. Thatsache ist, daß der Admiral sich alsbald zurückgezogen. Möglich, daß ihm eine beschämende Abfertigung zu teil wurde; die französischen Zeitungen wenigstens waren merkwürdig schweigsam. Der amerikanische Kommodore war hartnäckiger; er segelte geradenwegs in die Bucht von Jeddo hinein und brachte seine Wünsche vor. Es erfolgte eine Ablehnung in den höflichsten Formen. Als er trotzdem keine Miene zum Aufbruch machte, ließ ihm der Siogun sagen: „Japan wird keine neuen Häfen eröffnen, keinen Handelsvertrag abschließen“, und richtete an den Kommodore die Aufforderung, zu gehen und nicht wieder zu kommen.

Im Jahre 1853 wiederum erschien ein Schiff der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft mit schiffbrüchigen Japanern. Die verunglückten Unterthanen wurden nicht aufgenommen und die Russen in schimpflicher Weise abgewiesen.

Nordamerika war es vorbehalten, das vielumworbene Japan dem Verkehr der europäischen Völker endlich wieder zu erschließen. Und in der That war die Union vorzugsweise daran interessiert, die Absperrung dieses an Produkten ungemein reichen Landes beseitigt zu sehen, und vornehmlich aus folgenden Gründen.

Nachdem Kalifornien in Folge seiner Goldschätze sich mit fabelhafter Schnelligkeit bevölkert hatte, war ein lebhafter Handel mit China entstanden, dem die Station der Sandwich-Inseln nicht mehr genügte. Zudem bedurfte man eines Plazes, auf welchem die Dampfer ihren Kohlenvorrat erneuern könnten. Dann aber lag Nordamerika auch daran, den etwa 5000 Seeleuten, welche jährlich auf etwa 145 Schiffen des Walfischfangs wegen den großen Ocean befahren, für Rothfelle Bestand und Hälfte der Japaner zu sichern. Aus diesen Gründen, und um den japanischen Behörden durch eine ansehnliche Machtentfaltung zu imponieren — das einzige Mittel, von dem man nach den wiederholt mißlungenen Versuchen jetzt vielleicht noch Erfolg hoffen durfte —, ward im Jahre 1852 ein Geschwader von sechs Kriegsschiffen ausgerüftet. Der Befehlshaber desselben, Kommodore Perry, erhielt außer einem an den Kaiser von Japan gerichteten Schreiben eine besondere Instruktion, in welcher die Absichten der Union, ihre Wünsche und Erwartungen näher angegeben waren. Es heißt darin, daß die Interessen des Handels nicht weniger, wie die der gesamten Menschheit überhaupt, es gebieten, noch einmal den Beherrscher Japans mit dem Ersuchen anzugehen, das Absperrungssystem aufzugeben; Amerika wünsche nicht, Erzeugnisse der Kunst und des Bodens, sondern ein Geschenk der Vorsehung käuflich zu erwerben, welches der Schöpfer der Welt in den Schoß der japanischen Erde zu Ruß der gesamten Menschheit niedergelegt habe. Steinkohlen finden sich in Japan in so großer Menge, daß die Regierung des Landes sich vernünftigerweise nicht weigern könne, diesen für den Handelsverkehr unentbehrlichen Artikel zu annehmbaren Preisen den amerikanischen Dampfschiffen zu überlassen. Sollte aber die japanische Regierung ihr Absperrungssystem aufrecht zu erhalten gewillt sein, so möge Perry sich bemühen, sie dahin zu vermögen, daß sie den Transport von Steinkohlen auf ihren eigenen Fahrzeugen nach einer benachbarten, leicht zugänglichen Insel verstatte, wo dann die Dampfschiffe sie einnehmen könnten, ohne dabei mit der Landesbevölkerung in unmittelbare Berührung zu kommen. Von besonderer Wichtigkeit sei es, daß der Kommodore bei jeder Gelegenheit den japanischen Beamten, mit denen er in Berührung komme, zu erkennen gebe, daß die Regierung der Union über die Religion ihrer eigenen Bürger keine Macht ausübe, daher auch keine Beforgnis porhanden sei,

als wolle sie sich irgend einen Einfluß auf die in anderen Ländern herrschenden Religionen verschaffen. Obgleich dem Präsidenten sehr wohl die Entschiedenheit bekannt sei, mit welcher sich bisher die japanische Regierung geweigert habe, in irgend welche Unterhandlungen mit fremden Nationen sich einzulassen, so hege er doch die Hoffnung, daß es dem Kommodore Perry gelingen werde, dieses Widerstreben zu überwinden. Es sei von Wichtigkeit, daß er den amerikanischen Schiffen das Recht sichere, in einen oder zwei Häfen Japans einzulaufen, aber noch wichtiger sei es, daß die japanische Regierung die Verpflichtung übernehme, amerikanischen Schiffen, welche in den Bereich ihrer Küste kommen, und amerikanischem Eigentum Schutz zu gewähren.

Das erwähnte Schreiben des Präsidenten an den Kaiser von Japan präziserte die Wünsche ähnlich wie oben angegeben und betonte gleich zu Beginn, daß der Kommodore Perry als Abgeordneter der Union komme, ein Offizier höheren Ranges, keineswegs aber ein Religionsmissionar.

Aus allem geht zur Genüge die Absicht der Union hervor, ihre Wünsche Japan gegenüber um jeden Preis durchzusetzen. Aus keinem anderen Grunde ward daher auch ein so zahlreiches, imponierendes und kostbares Geschwader ausgerüstet. War es Großbritannien gelungen, die chinesische Regierung vor reichlich 10 Jahren zur teilweisen Aufhebung ihres bis dahin besorgten Absperrungssystems zu nötigen, noch dazu unter einem wohl nie zu rechtfertigenden Vorwande und durch Mittel der Gewalt, wie sehr mußte Amerika daran gelegen sein, den britischen Machteinflüssen in Ostasien einen Gegenruck entgegenzustellen, bei der japanischen Regierung etwas Ähnliches und zwar auf friedlichem Wege durchzusetzen.

Es war im Mai 1853, als Kommodore Perry in die Bucht von Jeddo einlief und das Schreiben an den Kaiser übergab. Zunächst wurde er mit allerlei leeren Ausflüchten hingehalten und unter den verschiedensten Vorwänden ein sofortiges Eingehen auf seinen Antrag abgelehnt. Er ließ sich dadurch jedoch nicht abschrecken, und obwohl er für den Augenblick ein ferneres Drängen nicht geboten erachtete, so gab er damit keineswegs die Hoffnung auf. Vielmehr ließ er die japanischen Behörden wissen, daß er, weil sie sich für jetzt außer stande sähen, ihm Antwort zu erteilen, nach einigen Monaten wiederkommen werde, um Antwort zu holen. Darauf ließ er sein Geschwader die Anker aufnehmen und segelte nach Hongkong zurück.

Nach kaum Jahresfrist kehrte er wieder und ruhte nicht eher, bis er eine volle, genügende Antwort erhielt, den Vertrag nämlich, welchen er samt den japanischen Bevollmächtigten am 31. März 1854 unterzeichnete. Derselbe gewährte den amerikanischen Schiffen Zutritt zu den Häfen Simoda und Hakodade, wo sie Holz, Wasser, Lebensmittel und Kohlen, überhaupt alles Andere einnehmen könnten, was sie bedürfen sollten. Ferner wurden über die Behandlung der Schiffbrüchigen die eingehendsten Bestimmungen getroffen. Bemerkenswert ist noch folgender Zusatz, daß die Amerikaner in Simoda nicht mehr als 7 Meilen weit ins Land gehen dürften, in Hakodade aber jedesmal bei Ankunft eines Schiffes die Grenzen, innerhalb welcher sie sich frei bewegen könnten, durch Beamte erfahren würden.

Thatsächlich wurden ihnen, als sie diese Häfen anliefen, die lästigsten Beschränkungen auferlegt. Um die Verührung mit den Eingeborenen auf ein Minimum zu reduzieren, ging der Handel durch die Hände der Beamten. „Man that,“ berichtet ein amerikanischer Offizier, „alles Mögliche, um das Volk zu hindern, sich unter uns zu mengen, und sobald man wahrnahm, daß wir einen Ausgang machten, ward sofort ein Beamter abgeschickt, um uns zu folgen und die Menge zu entfernen. Es war dem Volke verboten, einen Kauf mit uns abzuschließen, sowie irgend ein Geschenk, wie klein es auch sein mochte, von uns anzunehmen. Wir haben den Japanesen oftmals kleine Gegenstände angeboten, welche ihnen zu gefallen schienen. Sie schlugen aber dieselben stets aus mit den Worten: der Kaiser würde ihnen den Kopf abschneiden lassen, wenn sie

annahmen, und aus ihren Mienen erkannte man sehr wohl, daß diese Furcht eine begründete war.“

Kommodore Perry hatte von den japanischen Behörden kaum Abschied genommen, als zwei neue Unterhändler sich in Rangasaki anmeldeten, ein russischer und ein englischer, beide von Geschützen begleitet.

Der englische Unterhändler war der Admiral Sir James Stirling. Er landete am 7. September 1854 in der Außenbucht des Hafens. Der erste Empfang war noch der altjapanische. Zahlreiche Bote, jedes von 12 Mann gerudert, umringten das Geschwader, um es an der Weiterfahrt zu hindern. Jedoch nahm Stirling von den wilden Gesten der Bevölkerung keine Notiz; auch ließ er sich durch die ihm gereichten in mehreren Sprachen abgefaßten Schreiben, in welchen das Einlaufen in den Hafen mit dem Tode bedroht wurde, nicht abschrecken, dem Gouvernment den Wunsch auszudrücken, ihm ein Stück Land anzuweisen, auf welchem sich die Schiffsmannschaft ergehen könne. Der Adjutant des Gouverneurs erwiderte jedoch, daß er in dieser Sache nicht eigenmächtig verfügen dürfe, daß man aber eine Botschaft nach Jeddo senden werde, auf welche eine Antwort in 40 Tagen zu erwarten sei; inzwischen möchten die Engländer die Saftfreundschaft des Hafens genießen. Nachdem sich Stirling mehrere Wochen lang mit allerlei Vorpiegelungen und höflichen Redensarten hatte hinhalten lassen und einsah, daß er auf diese Weise nichts erreichen würde, gab er in einem Briefe an den Gouverneur die Absicht kund, direkt nach Jeddo zu segeln. Nunmehr wurden die Japaner gefügig und ließen sich zu einem Vertrage herbei, dessen Ratifikationen am 9. Oktober 1855 ausgetauscht wurden. Demzufolge sollten die Häfen von Rangasaki und Hakobade den britischen Schiffen zur Verfügung stehen; dieselben Vorteile, welche den am meisten begünstigten Völkern zustanden, sollten auch England gewährt werden, mit Ausnahme jedoch derjenigen, welche den Chinesen und Holländern durch alte Verträge bewilligt worden seien.

Damit begnügte sich aber England nicht. Nachdem die Streitigkeiten mit den Chinesen zu Tientsin beigelegt waren, erhielt Lord Elgin den Auftrag, bessere Bedingungen herbeizuführen. Er wandte sich unmittelbar nach Jeddo, dem auch nur nahe zu kommen den früheren Unterhändlern mit einer Kengstlichkeit verboten worden war, als ob der Untergang des Reichs die Folge sein werde. Man erlaubte Elgin sogar eine unbeschränkte Bewegung in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt. Die Straßen von Jeddo fand er schön, sehr gut unterhalten und so reinlich, daß man darüber staunte. Die Häuser waren von Holz und fast durchgängig zwei Stockwerke hoch. Im Aeußeren erschienen sie weniger ansehnlich, als die englischen, aber im Inneren dagegen bei weitem bequemer und schöner. Alle Straßen hatten, wie Elgin berichtet, bedeckte Säulengänge, und wurde jede von Personen zu einem und demselben Gewerbe gehörig bewohnt. So fanden sich alle Zimmerleute in einer Straße, ebenso alle Goldschmiede in einer anderen u. s. w. Künstler, Krämer und Kaufleute waren auf dieselbe Weise gesondert, so daß dem Käufer eine große Auswahl sich bot, ohne weitere Strecken zurücklegen zu müssen. Die Vornehmen und der Adel hatten ihr eigenes Stadtviertel, was man an ihren gemalten oder angesehnihten und vergoldeten Wappenschildern erkennen konnte, welche vor dem oberen Teile ihrer Häuser angebracht waren. Jeddo gehört zu den umfangreichsten Städten der Erde und hat etwa 1 1/2 Millionen Einwohner.

Elgin gelangte am 26. August 1858 zu einem neuen Vertrage. Derselbe weist den Engländern fünf bis sechs Häfen an und läßt ihre Kaufleute auch in Jeddo und Osaka zu. Sie erhielten das Recht der freien Religionsübung, Kirchen, Schulen, Häuser und Magazine zu bauen und in der Umgegend der Hafenstädte bis auf zehn japanische Meilen frei umher gehen zu dürfen. Zugleich wurden auch die Zölle für den Außenhandel festgesetzt.

Noch im Jahre 1854 erschien die russische Fregatte *Diana*, mit dem Admiral Patintin an Bord, im Hafen von Simoda. Es war am 23. Dezember, als eines jener Naturereignisse eintrat, von denen Japan nicht selten heimgesucht wird. Ein Erdbeben und der zugleich sich erhebende Taifun sügte dem Schiffe solche Beschädigungen zu, daß es auf der Fahrt nach dem Hafen, wo es ausgebessert werden sollte, in die Tiefe versank. Offiziere und Mannschaften konnten kaum gerettet werden. Auf welche Art Patintin seinen Vertrag zu stande gebracht hat, darüber verlautet nichts. Er ist am 26. Januar 1855 abgeschlossen. Die Häfen *Katobade*, *Simoda* und *Nangasacki* wurden, freilich nicht ohne beschränkende Bestimmungen, den Russen freigegeben und bezüglich der Kurilen eine endgültige Grenze fixiert. Weitere Zugeständnisse machte dem russischen Handel der Vertrag vom 12. Oktober 1857; er ist dem schon erwähnten englischen vom Jahre 1858 in allen Stücken gleich. Daneben wurde der Schmuggelhandel mit strengen Strafen belegt, die Einfuhr von Opium, die Ausfuhr von Gold und Silber für unzulässig erklärt und der Handel mit gewissen Gegenständen in das Belieben der japanischen Regierung gestellt.

Holland hat lange gezögert, bevor es zu einer Erweiterung seiner Handelsverträge mit Japan geschritten ist. Es begnügte sich mit der Zusicherung, daß ihm dieselben Vorteile wie den übrigen Nationen gewährt werden sollten. Nach einer vorläufigen Vereinbarung im Jahre 1855 ward der eigentliche Vertrag ein Jahr später geschlossen. Es wurden den Holländern einige Häfen geöffnet und ihnen vor allem die Ausübung ihres Gottesdienstes, sowie das Mitbringen ihrer Familien gestattet.

Schließlich sind Ende des Jahres 1858 auch für die handelsrechtlichen Beziehungen mit Frankreich bestimmte Formen aufgestellt. Das Abkommen ist dem englischen und russischen Verträge in allen Stücken völlig gleich.

Somit war Deutschland das einzige im Handel wichtige Land, welches in den Häfen von Japan offiziell noch nicht vertreten war. Seit der Eröffnung Chinas mit einem beträchtlichen Kontingente an dem Küstenhandel beteiligt, erstreckten sich seine Beziehungen auf fast sämtliche Gebiete des Indischen und Großen Ozeans. Selbst in Japan hatten sich deutsche Kaufleute angesiedelt, natürlich unter fremdem Schutz, da die Handelsverträge, welche das Land eröffneten, sie nicht mit einbegriffen. Infolge seiner Tüchtigkeit und Reclität war der deutsche Kaufmann geschätzt, aber er hatte keine Kriegsmacht hinter sich und so konnte es nicht ausbleiben, daß er unter dem Reide der Konkurrenten vieles erleiden mußte.

Da trat ein Umstand ein, der auch Deutschland zum Handeln drängte. Im Spätsommer 1860 befahl die japanische Regierung plötzlich allen Ausländern, die nicht durch Verträge geschützt waren, binnen einer bestimmten Frist das Land zu räumen und sich bei Todesstrafe nicht wieder in Japan blicken zu lassen. Vorzugsweise wurden dadurch die Deutschen betroffen, welche in mehreren Hafenstädten ansehnliche Erwerbungen gemacht und Bauten unternommen hatten. Wahrscheinlich verbannte man diesen Liebesdienst den Engländern, welche die lästigen Konkurrenten gern los sein wollten, während andererseits die Japaner mit Freuden eine Gelegenheit ergriffen, ihren Aerger über das prononcierte Auftreten der Engländer und Amerikaner an wehrlosen Fremden auszulassen.

Preußen war es, welches den Beschluß faßte, eine bewaffnete Macht nach den ostasiatischen Gewässern abzuschicken. Obgleich es an kleinlicher Opposition nicht fehlte, wurde der Beschluß zur That, und vier Schiffe, die *Thetis*, *Arcona*, *Frauentob* und *Elbe* zur Abfahrt fertig gestellt. Befehlshaber war Kapitän *Sundewald*, zur Uebernahme der diplomatischen Verhandlungen ward Graf *Eulenburg* berufen. Geschenke im Gesamtwerte von 8000 Talern wurden mitgenommen. Darunter befanden sich Wäcker, wie das große Prachtwerk *Menzels*: „Die Uniformen Friedrichs des Großen“, Photographien, Feld- und Ackergeräte, kleine Dampfmaschinen und andere zweckentsprechende Gegenstände.

Am 2. September kamen die Schiffe in der Außenbucht von Jeddo an. Leider erreichten nicht alle glücklich ihre Bestimmung. Dasfelbe Geschick, welches 1854 die russische Fregatte Diana unter Pautin erlitt hatte, traf auch die Arcona und den Schoner Frauenlob. Es erhob sich der in diesen Gewässern zu jener Jahreszeit nicht ungewöhnliche Taifun und verschlug die beiden Schiffe aufs hohe Meer. Frauenlob verschwand für immer und auch der Dampfer, welchen die japanische Regierung zur Nachforschung hinausgeschickt, ist niemals wieder zum Vorschein gekommen. Die Arcona fand sich wieder ein; nachdem sie sehr gelitten und mehrere Stunden auf der Seite gelegen, erreichte sie den Hafen von Jeddo.

Der Empfang von seiten der japanischen Behörden war ziemlich kühl, die Stimmung zugleich eine gereizte infolge der Annahmungen und Uebergriffe der Engländer, welche sich vielfach über die Gesetze und Sitten des Landes hinwegsetzten. Graf Eulenburg hatte große Mühe, die Verhandlungen in Fluß zu bringen. Die Verträge aber auch auf die übrigen Zollvereinsstaaten auszudehnen, weigerte man sich so entschieden, daß diese Forderung von vornherein gestrichen wurde.

Die Ratifikation des preussischen Vertrages mit Japan erfolgte am 24. Januar 1861. Aus den 23 Artikeln führen wir nur die Hauptpunkte an. Die drei Häfen Hakodade, Kanagawa und Rangasaki wurden dem preussischen Verkehr geöffnet; an diesen Orten, wie auch zu Jeddo, dürfen Konsulate errichtet werden. Auch können sich hier preussische Untertanen niederlassen, Grundstücke mieten und Magazine bauen. Während die Konsuln sich frei und ungehindert im kaiserlichen Gebiete bewegen dürfen, steht dieses von Rangasaki aus auch den preussischen Handelsleuten zu, dagegen sollen sie von Hakodade und Kanagawa nicht weiter als 5 Stunden landeinwärts gehen. Die Konsuln richten in allen Streitigkeiten, bei denen ein Preuze der Beklagte ist. Ist der Preuze der Kläger, so entscheidet die japanische Behörde. Die weiteren Bestimmungen betreffen die Festsetzung der Zölle sowie den Kurswert der Münzen. Schließlich werden alle Freiheiten und Vorteile, welche Japan anderen Nationen gewährt und gewähren wird, ohne weiteres auch den preussischen Untertanen zugesichert.

Als am 2. September 1861 auch mit China ein wesentlich erweiterter, für sämtliche Staaten des Zollvereins gültiger Vertrag zu Stande gekommen, hatte Graf Eulenburg die Genugthuung, den Zweck der Expedition erfüllt zu sehen.

In den sechziger Jahren hat Japan eine große Währung durchgemacht. Innere Wirren und revolutionäre Erhebungen füllten diesen Zeitraum aus. Die Aristokratie des Landes behauptete, daß der Siogun, der in Jeddo regierende Kaiser, gar nicht das Recht gehabt habe, mit Fremden Verträge zu schließen. Es machte sich das unverkennbare Streben geltend, das alte Absperrungssystem wieder herzustellen, da man die Grundlage des Staates durch die zahlreichen Neuerungen, welche der Verkehr mit anderen Völkern gebracht, bedroht glaubte. Im Oktober 1862 begann zu Jeddo eine allgemeine Auswanderung der Daimios oder Lehnsfürsten. Sie begaben sich nach Kioto zum Mitado, der, weil Urherrscher des Landes, als Mittelpunkt des nationalen Widerstandes gegen die Fremden galt. Der Mitado aber benutzte diese Gelegenheit, sich den Teil der Gewalt wieder zu verschaffen, der auf den Siogun übergegangen war. Die Folgen traten alsbald zu Tage. Es erging ein ministerielles Rundschreiben an die europäischen Konsulate des Inlands, daß von dem im Auftrage des Mitado handelnden Siogun die Schließung der früher vertragsmäßigen Häfen bestimmt worden sei. Da die Europäer sich dem nicht ohne weiteres fügten, kam es zu mancherlei Konflikten; namentlich waren es die französischen und englischen Schiffe, welche den Japanern großen Schaden zufügten.

Im Oktober 1863 erfolgte jedoch eine Konferenz des amerikanischen und des niederländischen General-Konsuls mit dem Ministerrate des Siogun, auf der dieser letztere das Ausweisungsdekret zwar fallen zu lassen erklärte, aber dem Handel doch noch mannigfache Hindernisse bereitet wissen wollte. Da die zum Zwecke eines gütlichen

Ausgleichs geführten Verhandlungen sich als unwirksam erwiesen, so vereinigten sich im Herbst 1864 englische, französische, niederländische und nordamerikanische Schiffe, um unter Führung eines englischen und französischen Admirals die Eröffnung der Straße von Samonosaki mit Gewalt herbeizuführen. Jedoch kam es nicht hierzu, da infolge eines Vertrages mit dem Fürsten von Nagato die genannte Straße den Schiffen aller Nationen eröffnet wurde. Die Vertreter der erwähnten vier Mächte erschienen nunmehr mit der Flotte vor Yokohama, wo auch von dem Bevollmächtigten des Siogun die Bestätigung aller früheren Verträge ausgesprochen ward. Diesmal gingen die Gesandten mit größerer Vorsicht zu Werke und bestanden namentlich darauf, die Billigung der Verträge durch den Mikado zu erwirken. Dieser erwies sich unerwarteter Weise entgegenkommend und ging selbst darauf ein, den Fürsten von Nagato, welcher den Zugang zur Straße von Samonosaki den Fremden gesperrt hatte, seiner Titel und Würden zu entsetzen. Dieser Eifer dauerte nur solange, als unmittelbare Gefahr drohte; im November 1864 wurden sogar zwei englische Offiziere ermordet. An die Verträge wagte man jedoch nicht wieder Hand anzulegen.

In den nächsten Jahren änderten sich die Verhältnisse im Innern des Landes in rascher Folge. Im Sommer 1867 erklärte eine Delegierten-Versammlung die Vollmachten des Siogun für erloschen. Letzterer sügte sich, gab seine Rechte an den Mikado jurid und beantragte selbst eine Revision der Verfassung. Dieselbe wurde in Angriff genommen; in der neuen Akte aber fand der Siogun keine Stelle mehr. Dieser griff zu den Waffen. Der anfangs für ihn nicht ungünstige Krieg endete mit seiner Niederlage; der Mikado trat in seine alten Rechte ein und erhielt die volle Gewalt zurück. Auf die Beziehungen zu den Fremden übten diese Vorgänge zunächst keinen Einfluß aus, aber eine Revision der abgeschlossenen Verträge war teilweise notwendig geworden. Diese wurde durch den Vertrag vom Februar 1869 vollzogen; alle lästigen Beschränkungen der älteren Verträge sind damit vollständig beseitigt.

Seitdem pflegte Japan eifrig den diplomatischen Verkehr und richtete überall Konsulate ein. Im Anfang des Jahres 1873 ward eine glänzende Gesandtschaft an sämtliche europäische Höfe geschickt; am 10. März erschien sie auch zu Berlin, wo sie von dem deutschen Kaiser feierlichst empfangen wurde.

Damit beschließen wir den geschichtlichen Ueberblick und gehen zu der Darlegung der inneren Verhältnisse Japans über. Am besten werden wir uns orientieren, wenn wir hier die Verfassung als Ausgangspunkt nehmen.

Wie es scheint, war Japan zuerst ein Lehnsreich unter vielen Fürsten, deren Oberhaupt, Mikado genannt, eine hauptsächlich von religiösen Bänden zusammengehaltene Macht ausübte. Gleichwie die späteren Merowinger, so stellten sich auch die Mikado selten an die Spitze der Heere. Sie hielten sich in ihrem Palaste zu Miako eingeschlossen und wurden deshalb wohl auch Dairi, die innerhalb Wohnenden, genannt. Unternehmende Generale, die Hausmaier der Dairi, welche auf die Liebe der Truppen und auf die Ergebenheit der Lehnsfürsten zählen konnten, entrißen dem Herrscher ein Recht nach dem anderen.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ereignete sich ein Vorfall, wodurch die weltliche Macht des Mikado auf eine dauernde Weise untergraben wurde. Ein Großer des Reichs ließ den Dairi einsperren und dieser sendet alsbald zu dem Häuptling Joritomi mit der Bitte, herbeizuwelken, um seinen Fürsten aus der Gefangenschaft zu befreien. Der Häuptling warb Truppen und vernichtete innerhalb weniger Jahre alle Feinde des regierenden Hauses. Zur Belohnung solcher Dienste ward der Sieger zum Siogun oder großen General ernannt.

Seit dieser Zeit wurde die Macht der Dairi täglich geringer; die Hausmaier beraubten sie fast aller Rechte, so daß kaum ein Schatten der ehemaligen Größe ihnen

verblieb. Die Siogune, zu Jeddo residierend, wurden die tatsächlichen Gebieter des japanischen Reiches und vererbten die Herrschaft auf ihre Nachkommen, gleichwie andere erbliche Fürsten. Doch war die Macht der Dairi immer noch bedeutend genug; alle wichtigeren Regierungsbeschlüsse erheischten stets die Unterzeichnung des Mikado. Wenn dieser in politischer Beziehung wenig hervortrat, so that ihm das in der Achtung des Volkes keinen Abbruch. Er ist der alleinige rechtmäßige Gebieter seines Reiches, aber als Abkömmling des Sonnengottes befaßt er sich nicht mit den irdischen, gemeinen Dingen. Weil er so erhaben ist, entzieht man ihm die weltlichen Geschäfte, die ja nicht würdig sind, von ihm bemerkt zu werden. So war es sonst. Der jetzige Mikado bewegt sich frei auch außerhalb seines Palastes und mit seiner Abgeschlossenheit ist es wohl für immer vorbei.

Von dem gemeinen Volke aber wird er heute noch als eine himmlische Majestät verehrt, der man wahrhaft göttliche Ehrenbezeugungen darbringt. Daß auch hierin eine Wandlung vorgehen wird, ergibt sich aus den neuen Verhältnissen von selbst.

Den bei dem Mikado beglaubigten fremden Gesandten ist seit dem Jahre 1872 das sonst in Ostasien übliche Ceremoniell des Sichniederwerfens erlassen. Wie es zuvor war, dazu folgende Illustration.

In den Zeiten ihres alleinigen Verkehrs hatten die Holländer dem Kaiser jährlich Geschenke, nach japanischer Auffassung einen Tribut, zu überreichen. Die Audienz bei dem Mikado hatte die demüthigsten Formen. Betrat der Gesandte das Empfangszimmer, in dem eine Totenstille herrschte, so rief eine Stimme: „Der holländische Vorfescher“, und der Angemeldete mußte nun vortreten, sich niederwerfen und den Boden mit der Stirn berühren. Der Kaiser würdigte ihn keines Wortes, die Audienz bestand allein in jener asiatischen Huldigung und das Ganze dauerte nicht viel länger als eine Minute.

Zur besseren Beurteilung der gegenwärtigen Verfassung müssen wir auf die ältere zurückgreifen. Unter dem Mikado, der bis zum Jahre 1868 den Siogun oder westlichen Kaiser zur Seite hatte, stand eine Staatsbehörde von dreizehn Personen, die immer aus dem Adel und zwar aus besonders zuverlässigen Familien desselben genommen wurden. Der Staatsrat entschied in allen Angelegenheiten und jedes Mitglied hatte sein bestimmtes Fach, für das es verantwortlich war. Wichtige Angelegenheiten mußten indessen ohne Ausnahme der Gesamtheit vorgelegt werden. Der Vorsitzende hieß Statthalter des Reichs und hatte weitergehende Befugnisse als seine Amtsgenossen. Außerhalb des Staatsrates gab es mehrere Minister, die mit der Polizei beauftragt waren und den Staatsrat zu beaufsichtigen hatten. Sie sind aber nicht die einzigen Aufpasser; kurz, ein vollständiges Beobachtungs- oder besser Spioniersystem hat sich in Japan ausgebildet und dieses besteht noch heute.

Die wichtigsten Entscheidungen des Staatsrates unterlagen der Prüfung des Siogun. In der Regel unterzeichnete er die Erlasse, ohne sie eines Blickes zu würdigen; stieß er sie um, so hatten die drei nächsten Prinzen von Geblüt ihr Urtheil abzugeben. Gaben sie dem Siogun Unrecht, so hatte er abzudanken, entschieden sie gegen den Staatsrat, so mußte der Minister, von dem die gefehlwidrige Handlung ausging, Hand an sich selbst legen.

Die Lehnsfürsten repräsentieren in Japan zu allen Zeiten das unruhigste Element, daher das Regierungssystem seinen ganzen Scharfsinn aufgeboden hat, sie unschädlich zu machen. An jedem fürstlichen Hofe wimmelte es von Aufpassern; alle ihre Bewegungen wurden außerdem noch durch die Gesetze aufs äußerste beschränkt. Dem Namen nach Selbstherrschern auf ihren Besitzungen, mußten sie alle wirklichen Regierungsgeschäfte den Statthaltern des Kaisers überlassen. Um ihren Reichtum zu vermindern, erfand man die verschiedensten Mittel. Dahin gehörte der Aufwand des Fürsten für seine Soldaten. Man hatte die Zahl derselben in Friedenszeiten herabgesetzt, aber der Fürst mußte die

volle Summe nach Jeddo liefern, welche die Erhaltung seiner Truppen auf dem Kriegsfuß kosten würde. Dazu kam der Aufwand während seines Aufenthalts zu Jeddo. Widerstand sein Vermögen diesen Ausgaben, so griff man zu großen Mitteln. Der Siogun lud sich bei ihm zu Tische oder er verschaffte ihm eine hohe Stelle am Hofe des Mikado. Mit solchen Ehren waren unerschwingliche Kosten verbunden.

Die kaiserlichen Städte und Provinzen wurden durch Statthalter regiert; jede durch zwei, die abwechselnd im Amte waren. Jeder hatte eine sehr zahlreiche Ratsbehörde neben sich, die mindestens zur Hälfte aus besoldeten Aufpassern bestand.

Die städtischen Behörden waren erblich; wurde einer ihrer Beschlüsse nicht einstimmig gefaßt, so ging die Entscheidung an den kaiserlichen Statthalter über. Jede Stadt, jedes Dorf ist auch heute noch in Bezirke von fünf Häusern eingeteilt, deren Vorsteher einer für alle und alle für einen verantwortlich sind. Der einzelne Vorsteher hat jedes Verbrechen, jeden ungewöhnlichen Vorfall, den er in seinem Bezirke wahrnimmt, der nächsten Behörde anzuzeigen. Jeder Hausbesitzer haftet für seine Hausgenossen, und die fünf Hausbesitzer des Bezirks haben für die Ruhe in demselben einzustehen. In Hakodade ging die städtische Polizei so weit, die einzelnen Bezirke durch Gitterthore von einander abzusperrten, die alsdann nachts geschlossen wurden.

Die Gewohnheit hat die Japaner mit dieser Aufpasserei verfohnt. Das Wort Vertrauen ist unter ihnen etwas Unbekanntes; alles ist Vorsicht und Mißtrauen. Niemand findet es unehrenhaft, ein Späher zu werden. Mit Ausnahme des Fürsten giebt sich jeder dazu her. Dieses Spioniersystem hat in Japan ähnliche Dienste geleistet, wie bei uns die freie Presse. Es verhinderte die Uebergriße der Beamten und legte den Behörden wohlthätige Schranken im Interesse des Volkes auf. Ein nicht geringer Teil der Leiden, unter denen China leidet, rührt davon her, daß der Monarch nur wenig von dem erfährt, was sich außerhalb seines Palastes ereignet.

Diesem Beobachtungswesen dient vornehmlich die Polizei. Nirgends in der Welt erfreut sie sich eines größeren Respektes, als in Japan. Ueberall hat sie ihre Hand, und die Bevormundungssucht geht ins Unglaubliche. Eine freie Willensäußerung ist nicht gestattet; die härtesten Strafen halten jeden Widerstand zurück. So war es und so ist es im ganzen noch heute.

Das gegenwärtige, seit Anfang der siebziger Jahre sich vollziehende Verfassungssystem erscheint auf den ersten Blick ganz europäisch. Daß aber vieles bloß auf dem Papier steht, weil es noch nicht in Anwendung treten und zur Zeit überhaupt nicht durchgesetzt werden kann, ist selbstverständlich.

Leitende Centralbehörde ist der Seiin oder das Kabinett, eine Kollegialbehörde mit dem Daijin als Chef, an welche die Minister berufen. Elf Ministerien sind eingerichtet, für den Krieg, die öffentlichen Arbeiten, die Marine, das Innere, das Kolonialwesen, den Unterricht, die Finanzen, die Justiz, den kaiserlichen Haushalt, auswärtige Angelegenheiten und die Religion. Eingehende Instruktionen regeln für jedes Ministerium die Angelegenheiten, in welchen der Chef auf eigene Verantwortlichkeit handeln darf und für welche er die Befehle des Seiin einzuholen hat.

Beratende Körper sind der Genroin oder das fälschlich so genannte Parlament; seine Mitglieder müssen ein Staatsamt bekleiden und sich besondere Verdienste erworben haben, um hierzu dem Mikado vom Seiin in Vorschlag gebracht zu werden. Der Genroin hält regelmäßige Sitzungen ab, berät die an ihn gebrachten Gesekentwürfe, darf aber selbst keine solche Entwürfe einbringen; an ihn gehen auch alle Petitionen. Den Präsidenten bestimmt der Mikado, den Vicepräsidenten die Versammlung.

Diesem sogenannten Parlamente sekundiert die Versammlung der Provinzialvorstände, welche auf Verurung des Mikado in der Residenz zusammenkommt und sich mit den die innere Landesverwaltung berührenden Maßregeln zu befassen hat.

Daneben halten aber auch die Häupter der Lehnsfürsten alljährlich zur Wahrung und Beratung ihrer Standesinteressen eine Zusammenkunft, welcher man einen politischen Einfluß nicht absprechen kann.


Jeder Provinz steht ein Einzelbeamter vor mit Befugnissen etwa eines Oberpräsidenten, welcher auf 12 Jahre ernannt wird. Die Provinzen werden in Kreise geteilt, deren erster Beamter vom Provinzialvorstand auf Vorschlag der Kreiseingewesenen ernannt wird. Unter dem Kreisbeamten stehen die von den Gemeinden gewählten Bürgermeister einzelner Städte oder eines Komplexes von Dörfern; sie haben die Geschäfte des Civilstandsamtes und treten jährlich einmal zur Beratung in der Provinzialhauptstadt zusammen.

Das Justizwesen ist von der Verwaltung getrennt. Es giebt 23 Gerichte erster Instanz, 4 Appellgerichte, zugleich erste Instanz für Kapitalverbrechen, endlich ein Kassationsgericht, zugleich Instanz für Prozesse und Anklagen von Ausländern. Die Folter ist seit 1876 abgeschafft.

Das Kastenwesen in Japan ist unseres Wissens bisher offiziell nicht aufgehoben. Eine solche uralte und dem Volk in Fleisch und Blut übergegangene Institution würde auch schwerlich durch ein Dekret so bald zu beseitigen sein. Generationen müssen vergehen, bevor die Standesunterschiede sich auch nur einigermaßen ausgleichen werden. Aber selbst in seinen schwächsten und blassesten Formen läßt es sich mit den fortschrittlichen Neuerungen kaum vereinbaren. Der Verdacht ist somit wohl nicht unbegründet, daß manche Reformen noch fromme Wünsche sind und es vorerst auch noch bleiben müssen.

(Schluß folgt.)





Meine Erinnerungen an den Krieg 1866.

Von

Oncomar Ernst v. Ragner.

Die Mobilmachung und der Krieg bis zur Einnahme von Dresden.

(Fortsetzung.)

Am 28. Juni um 3 Uhr bezog die Division bei Münchengräß, an der Straße nach Bobot, ein durch Höhen und Buschwerk geschütztes Bivak. Sie verblieb daselbst auch am folgenden Tage. Die Verpflegung war auch hier eine durchaus unzureichende, weil nur ein Teil der Proviant-Kolonnen heranzubringen war. Unsere Mannschaften verschmähten es daher nicht, an Stelle des ihnen unentbehrlichen Tabaks trockene Baumblätter zu schmauchen. Auch die Requisitions-Kommandos, welche vom Regiment bei der Ueberfüllung der Stadt mit anderen Truppen auf die Dörfer geschickt wurden, ergaben ein unzureichendes Resultat, weil die Bewohner ihre Wohnstätten verlassen und die vorhandenen Lebensmittel theils mit sich geführt, theils versteckt hatten. Uns auch den Genuß des Wassers zu entziehen, hatten sie hier und da die Brunnen verschüttet und das Wasser untrinkbar gemacht. Man sprach sogar von vergifteten Brunnen. Glücklicherweise lieferte ein benachbartes Kloster wenigstens gutes Bier, welches uns vortrefflich mundete. Leider kam es aber sehr langsam zu Tage. Jedenfalls genügte der Bedarf nicht für die vielen danach Schmachtenden. Standen hier doch nicht weniger als 100,000 Mann auf nur einer Quadratmeile. Immerhin erholten wir uns in dem Lager von den gehaltenen Strapazen und fanden wir daselbst die uns erwünschte Gelegenheit, unsere Bekleidung und die Waffen wieder in stand zu setzen. Es erfreute uns dabei die Nachricht, daß die Armee des Kronprinzen sich infolge ihrer Siege (bei Nachod, Soor und Stalitz) der Pässe des Riesengebirges bemächtigt und die hannöversische Armee bei Langensalza kapituliert habe.

Der Ausbruch der 14. Division aus dem Bivak bei Münchengräß erfolgte am 30. Juni morgens 5 Uhr. Es war der Tag, wo der König zur Armee nach Böhmen aufbrach und die Nachricht bei ihm einging, daß die 2. Armee in den Besitz der Elblinie gelangt sei, und er befahl: „Die 1. Armee rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vor. Größere feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches soll G. v. Herwarth angreifen und von der feindlichen Hauptmacht abdrängen.“

Die Avantgarde der Elbarmee erreichte Liban und lagerten wir uns abends in einem Bivak bei Altenburg. Hier wurde am folgenden Vormittag ein Feldgottesdienst gehalten. Unsere Nahrung bestand nur aus frisch geschlachtetem Fleisch.

Als am 1. Juli abgekocht war, brachen wir auf und bezogen abends 8 1/2 Uhr unter strömendem Regen bei Zeretiz ein Bivak ohne Holz und Stroh. Ohne alle Bequemlichkeit, hatten Offiziere und Mannschaft nur die Wahl, sich in ihrer Ermüdung in der kalten Luft aufs nasse Feld zu legen oder sich durch Hin- und Hergehen den Körper zu erwärmen. Die Zahl der Kranken nahm unter solchen Umständen zu.

Es erfreute uns aber die Nachricht von der Gefangennahme des Kurfürsten von Hessen. Wir waren nur besorgt, ob auch die Bayern den gehörigen Widerstand finden würden, wenn sie, wie wir fürchteten, preussisches Gebiet zu bedrohen Mene machten. Wir erwarteten nichts Gutes von ihrer Rücksichtslosigkeit.

Wir ahnten noch nicht, welches Heer von Kriegern die Weisheit unseres Königs auf die Beine gebracht hatte, und war es uns empfindlich, den sechenden Truppen unthätig in der Reserve zu folgen.

Am 2. Juli brachen wir um 5 Uhr auf. Unsere Avantgarde erreichte Smidar, die anderen Divisionen Hochwessely, Kopidno, Chota, die 14. Division Chotetiz. Ich schrieb am Abend des Tages nach Hause: „Am 2. wieder im Bivak ohne alle Bequemlichkeit, Hülte, Tisch und Stuhl, trotz Regen und stürmender Bitterung. Wir liegen auf dem Wege nach Josephstadt—Königräz bei Segrißch. Vom Feinde wissen wir nichts. Vielleicht haben wir eine Ersatzarmee von Josephstadt (Festung) zu vertreiben.“

Ich glaube, in einem Kampfe an der Elbe bei Gitschin hat unser Gegner 5000 (nach dem Generalsstabswerk 7000) Mann verloren, mit den 2000 (3353) Gefangenen, meist Sachsen. 6 Compagnien Pionniere haben eine Brigade besetzt.

Eben geht die Nachricht ein, daß Gablenz vom Kronprinzen über die Elbe geworfen ist. Wir sollten die Sachsen einschließen, fanden sie aber nicht mehr. Wir bekommen nichts zu thun, das ist traurig. Du hast einen Mann ohne Vorberer!“

Man ersieht aus dieser Zuschrift, daß man bei der Division wohl davon wußte, daß die Spitzen der beiden Armeen sich dicht gegenübergestanden hatten, und daß man den Feind jetzt in einer Stellung hinter der Elbe mit den Festungen Josephstadt und Königräz auf den Flügeln vermutete. In der That war die österreichische Armee in der Nacht aus der Stellung bei Dubenez in eine solche zwischen der Bistritz und Elbe abgerückt.

V.

Der Morgen des 3. Juli dämmerte regnerisch herauf, als Trommelwirbel und Hörnerschall die müden Schläfer aus ihrem nassen Stroh emporscheuchte. Binnen wenigen Minuten stand das Regiment in Reih und Glied. Eine halbe Stunde später setzte sich die Division in der Richtung auf Smidar in Marsch.

Es war die Meldung eingegangen, daß sich bedeutende feindliche Streitkräfte, darunter auch das sächsische Corps, hinter der Bistritz befänden.

Der Prinz Friedrich Carl, der den Angriff befohlen, hatte der Elbarmee Mechanik als point de vue angegeben. Es sollte daselbst der linke Flügel der feindlichen Aufstellung getroffen und umfaßt werden.

Von Smidar, wo die Division Münster die große Straße nach Mechanik verließ, während die Avantgarde Schöler, welcher sie bis dahin gefolgt war, noch die Chaussee hielt, wurde der Marsch überaus beschwerlich, indem die Felder und Landwege, welche wir passierten, ganz aufgewühlt waren und nicht wenige Stiefel buchstäblich stecken blieben.

In Lobin, welches wir nach 4 stündigem Marsche erreichten, wurde gestoppt und der Versuch gemacht, Eßbares aufzutreiben. Meine Compagnie bekam ein paar verschimmelte Brote. Mit einer Handvoll Krümel, welche einem zu teil wurde, verschaffte man sich doch wenigstens wieder einmal den Geschmack des Brotes, welches durch nichts anderes zu ersetzen ist.

Bei Sucha, wo das Gros der Kolonne, zu welcher wir gehörten, wieder Halt machte, während die Avantgarde Schöler sich in den Besitz des von den Sachsen verteidigten Nechanitz setzte und auf der anderen Seite das Jüsilierbataillon 16 durch einen Busch beobachtend gegen die Vistritziederung vorging, sahen wir auf den jenseitigen, terrassenförmig aufsteigenden Höhenzügen das Aufsteigen von zweierlei Rauchwolken in ununterbrochener Aufeinanderfolge und erkannten, daß wir uns in der Flanke von zwei formidablen Artilleriestellungen und, wie sich demnächst herausstellte, im Centrum der Schlacht befanden.

Um Mittag passierte unsere Division das von dem Feinde geräumte Nechanitz.

Unser Bataillon wurde zur Reserve-Artillerie der Esbarmee kommandiert, welche neben den beiden Avantgardenbatterien, die an den Höhenzügen zwischen Lubno und Graded Stellung genommen hatten, aufzubr. Sie unterhielt mit den auf dem Plateau von Probus-Prün placierten sächsischen und österreichischen Geschützen einen lebhaften, nicht aber verlustreichen Geschützkampf, indem die feindlichen Granaten meist zu kurz gingen und in dem weichen Boden stecken blieben. (Es heißt in dem Generalstabswort: „Der hier auf 4000 Fuß geführte Geschützkampf war ziemlich wirkungslos. Zwar schlugen die sächsischen Granaten mit vieler Präcision in unmittelbarer Nähe der preussischen Stellung ein, aber der große Einfallwinkel, unter welchem sie den aufgewühlten Boden trafen, verringerte wesentlich ihre Wirkung. Mit ebenso geringem Erfolge feuerten die preussischen Batterien.“)

Nach einiger Zeit wurde das Bataillon, welches hinter dem Ramme der Höhe in geschäftsmäßig auseinander gezogenen Compagnien stand, durch ein links von uns belegenes offenes Terrainstück in das zu unserer bisherigen Stellung fast rechtwinklig belegene mit Unterholz bestandene Gebüsch östlich Popowitz gezogen.

Eine heitere Episode bereitete uns der Träger der großen Trommel der Regimentskapelle, indem dieser beim Durchschreiten jener freien, dem feindlichen Feuer in besonderer Weise ausgefekten Fläche vor dem Platzen einer Granate die Trommel fallen ließ und sich erst durch einen Befehl bestimmen ließ, sein Instrument wieder heranzuholen.

Der Durchmarsch durch das Gehölz war beschwerlich, die Orientierung und der taktische Verband daher um so weniger aufrecht zu erhalten, als die sächsischen Batterien das Gehölz stark unter Feuer hielten.

Wir gelangten an die östliche Lisiere des Waldes und sahen auf einer allmählich ansteigenden Höhe vor uns das von den Sachsen besetzte Dorf Probus und den Angriff der Unseren wie auf einem Präsentierbrett.

Während die Division Ganstein über Ober-Prün dirigiert war, hatte sich unsere Division (Minster) nach dem Defilieren aus Lubno zum Angriff auf Probus aneinandergezogen, die Brigade Schwarzkoppen mit den Compagnien des Jüsilierbataillons 16 im Vortreffen, die Richtung zunächst auf unser Gehölz eingeschlagen, unsere Jüsiliertruppe sich gleich uns der Ost-, das 2. Bataillon 16 der Nordlisiere des Wäldchens zugewandt, und von hier aus die ersteren den Angriff gegen die Süd-, die anderen gegen die Nordseite des Dorfes eröffnet, während die 56er denselben gegen die Mitte von Probus richteten.

Wir sahen den Angriff unserer Jüsiliertruppe, welchen ihr Kommandeur die Südbede des Dorfes als point de vue gegeben hatte.

Die Sachsen hatten, wie wir jetzt wissen, den Ort mit 3 Bataillonen besetzt.

In der nördlichen Hälfte standen das 3. Jäger- und das 9. Linienbataillon, in der anderen das 10. Bataillon, dazwischen eine Compagnie vom 11. Bataillon, je 2 Compagnien der beiden Infanteriebataillone hinter den äußeren Flügeln als Reserve. Sie ließen die Angreifer bis auf einige hundert Schritt herankommen und überschütteten dieselben mit einem verheerenden Schnellfeuer. Die Unseren brachen aber über die Berhaue, welche die Verteidiger am Morgen des Tages angelegt hatten, in die Dorf-lisiere ein.

Zu unserer Verwunderung sahen wir an der Lisiere des Waldes die Besatzung wie Schattenmänner und auf Kommando, noch dazu mit einer Wendung, abziehen. Es machte dies einen sehr ordentlichen aber eigentümlichen Eindruck. Der Hergang war folgender:

Der Kronprinz von Sachsen hatte (gegen 3 Uhr) seiner Armeedivision den Befehl zum Rückzug gegeben, sobald er die Unmöglichkeit, die Stellung gegenüber dem konzentrischen Angriff der 14. und 15. Division zu behaupten, erkannte, als sich die 15. Division in den Besitz von Brünn gesetzt und sich ihm auch das Erscheinen der 2. Armee bei Ehlum bemerkbar gemacht hatte. Den in Probus befindlichen und sich anschließenden Truppen hatte er dabei den Auftrag erteilt, den Abzug der Armee auf diesem Flügel zu decken.

Unter solchen Umständen entriß die Unseren den Sachsen ein Gehößt nach dem anderen, nicht ohne Gewalt.

Wir vom 1. Bataillon folgten dem vorangegangenen anderen als zweites Treffen, auf das Geheiß unseres Kommandeurs wie auf dem Exerzierplatz in der entwickelten Linie im Tritt. An Aufmerksamkeit und gutem Willen fehlte es nirgends.

Während aber die älteren berittenen Offiziere zu ihrer Orientierung voraneilten, beschäftigte ich mich mit meinen anderen Kameraden, dem bei jedem Avancieren in Linie unvermeidlichen Schieben der Truppe abzuheffen.

An der diesseitigen Dorflisiere angekommen, begrüßte General von Schwarzkoppen das Bataillon und forderte uns auf, an den Ehren des Tages teilzunehmen.

Die feindliche Artillerie hatte inzwischen den Abzug der Sachsen gedeckt und waren von den Unseren ein paar Compagnien aus dem Dorfe zur Verfolgung herausgetreten. Gegen sie hatte sich von Nordosten die österreichische Brigade Pirat im Verein mit verprengten Sachsen gewandt. Der Angriff derselben wurde an der Lisiere des Dorfes von den daselbst befindlichen 16ern und 56ern abgeschlagen in demselben Augenblicke, wo man sich in dem Dorfe, infolge der Mischung unserer Truppen — es waren von Süden auch 17er, 28er und 8. Jäger eingebrungen — damit bereits beschäftigte, die taktischen Verbände herzustellen, und dazu sogar das Signal „Das Ganze sammeln“ erschallen ließ.

Als ich mit meiner Compagnie aus der Nordlisiere des Dorfes, wohin mich der General dirigiert hatte, an einer Stelle heraustrat, wo sich der linke Flügel des 2. Bataillons der 16er befand, gewahrte ich und meine Umgebung in der zu unseren Füßen liegenden Ebene ein uns noch fremdartiges Gewühl von wie Bienen durcheinanderschwirrenden Reitern und erkannten wir darin allmählich den Beschluß der großen Reiterattake. Wir sahen, wie die Parteien sich trennten, die Unseren sich nach Sadowa, die österreichischen Reiter, die als solche in ihren langen weißen Mänteln kenntlich waren, sich in der Richtung auf Königgrätz zogen.

Nachdem ich und mein Premierlieutenant, der jetzige General v. Borell, dies mit unseren Feldstechern festgestellt und die Entfernung der abziehenden Oesterreicher auf ca. 1000 Fuß (900 alias 1200 Fuß) geschätzt hatten, gaben wir auf sie ein längeres Schnellfeuer.

Wir unterstützten damit, wie es scheint, den Angriff der Garde-Drägoner, welche sich in dem französischen Kriege wieder für die 16er ins Feuer warfen. Wir persönlich ist an dem hier in Rede stehenden Vorgang noch merkwürdig, daß ich mit meinen Leuten hier gegen dieselben Oesterreicher und unter Umständen zu rücken hatte, denen mein Bruder von den 8. Drägonern, wie ich übrigens später erfuhr, eben erst bei Nachod erlegen war.

„Die österreichische schwere Kavallerie-Division Comdenhove“, heißt es in der Geschichte des 16. Regiments, „ritt zu einem letzten Verzweiflungskampf an, um ihren überall zurückstulenden Infanteriemassen Luft zu schaffen. Die weißen Uniformen der Oesterreicher mischten sich zwischen Probus und Stretsetz mit den dunklen der preussischen Kavallerie zu einem furchtbaren hin- und herwogenden Handgemenge.“

Die Trümmer dieser wackeren feindlichen Reiterſcharen, wie ſie ſich bei Bor mit einem endloſen Schweiß von ledigen Pferden und pferdeloſen Reitern zurüdwälzten, beſiegelten hier das Schickſal des Tages.

Wie ein Blick auf die Karte zeigt, lag Bor öſtlich von Probus, in dem unmittelbaren Geſichtskreis der nunmehrigen Verteidiger dieſes Dorfes. Die Division Coudenhove beſtand zur Stelle aus den Brigaden und Regimentern Windiſchgrätz und Mengen, letztere aus den Regimentern König von Bayern-Küräſſiere, Graf Reipperg-Küräſſiere, Alexander-Ulanen. Die letzteren, heißt es in dem öſterreichiſchen Generalſtabswerk, welchen es wegen des preußiſchen Infanterie- und Artilleriefeuers nicht gelungen war, die Brigade Windiſchgrätz (bei ihrer Attacke bei Langenhoſ) direkt zu unterſtützen, ſchwenkte beim Erſcheinen preußiſcher Kavallerie bei Probus Front und ging, die Alexander-Ulanen links, König von Bayern rechts, Graf Reipperg in Reſerve von neuem vor.

In dieſem Augenblick kam Oberſtlieutenant von Varner mit dem in Eskadrons-Zugkolonne formierten 1. Garde-Drägoner-Regiment um das Nordende von Probus der öſterreichiſchen Kavallerie entgegen. Faſt gleichzeitig erſchien in einiger Entfernung hinter ſeinem linken Flügel das Blücherſche Huſaren-Regiment.

Varner entwidelte ſein Regiment und warf ſich im ‚Marſch, Marſch‘ auf den Gegner. Der Zuſammenstoß war äußerſt heftig; beide linke Flügel debordierten. Die Drägoner durchbrachen die Ulanen, deren umfahter rechter Flügel gegen die Südweſtſpitze von Streſetitz getrieben wurde, wogegen der umfloſende linke Flügel, einzelne Drägoner vor ſich hertreibend, in der Richtung öſtlich Probus vorſtürmte. Hier war die Batterie Caſpari der Division Egel biſ an den Abhang vorgegangen. Unter Zurückhaltung ihres Feuers empfing ſie den Anprall der Ulanen mit Kartäſchen aus unmittelbarer Nähe. Den ſernerer Angriff einer hinter dem feindlichen linken Flügel zurückgehaltenen größeren Ulanen-Abteilung wies Hauptmann Caſpari bereits auf 200 Fuß zurück.

Während der Attacke der Garde-Drägoner war das Blücherſche Huſaren-Regiment gegen König von Bayern angeritten und hatte dieſes Regiment noch vor deſſen Entwicklung erreicht. Eine Eskadron brach um den rechten Flügel herum und ſiel dem Gegner in die Flanke. Derſelbe geriet in Unordnung und eilte noch eine Weile verſolgt zurück.

Ein Eingreifen des in Reſerve gehaltenen Küräſſier-Regiments Graf Reipperg machte ſich nicht bemerkbar.

Dagegen kam es mit den Alexander-Ulanen noch zu einem Zuſammenstoß, heißt es in der Generalſtabsgeschichte, nachdem General von Rheinbaben mit 3 Eskadrons des 1. Garde-Ulanen-Regiments zwiſchen Probus und Streſetitz eingetroffen war und den feindlichen Reitern in die Flanke ſiel. Dieſe erhielten nun auch Feuer von den Bataillonen des Generals von Boſe (4. Armeekorps). Ein Teil der öſterreichiſchen Ulanen machte deshalb ſchon an dieſer Stelle kehrt, während ein anderer in nördlicher Richtung fortjagte. Dieſer näherte ſich bereits dem Standpunkt Sr. Majeſtät. Nur wenige Reiter, welche den Kugeln entgingen, vermochten ſich in ſüdlicher Richtung zu retten.

Damit iſt die Thatſache nicht klargelegt, daß ‚die Trümmer der Weißmüntel ſich mit einem endloſen Schweiß von ledigen Pferden und pferdeloſen Reitern nach Bor zurüdwälzten‘. Fontane, deſſen ‚Der deutſche Krieg von 1866‘ mehrere Jahre nach dem Generalſtabswerk erſchienen iſt und ſich demgemäß auch auf das öſterreichiſche Generalſtabswerk ſtützen konnte, verbreitet über dieſe Lücke der Darſtellung einiges Licht, indem er ſagt: ‚Die beiden Regimente (Drägoner und Ulanen) ritten durcheinander durch, dann wandten ſich die Drägoner und trieben die Ulanen teils nordwärts, teils ſüdwärts um Probus herum. Ein anderer Teil, völlig umſchloſſen, wurde gefangen genommen.

Ehe die Bayern-Küräſſiere links ſchwenken und durch Eindringen in unſere linke Flanke dem Geſecht eine andere Wendung geben konnten, waren die Blücher-Huſaren auf dem Kampfsplatz erſchienen und attackierten ohne Zögern die Bayern-Küräſſiere. Der

Feind wurde gefaßt, bevor er die Linie hergestellt hatte, und so glückte es der Raschheit der Aktion, ihn zu werfen. Die Kürassiere jagten rückwärts.¹

Der gegen Süden ausgewichene Teil der Alexander-Ulanen war inzwischen an der Südoftede von Probus erschienen, wo Caspari seine Batterie in Position gebracht hatte. Mit einer Kartätschlage empfangen, wandten sich die Ulanen hier in weitem Bogen um Probus nördlich und suchten dem auf Streifzäh zuneigenden größeren Teil der Regimenter sich anzuschließen, aber was nicht in die Längen des eben erscheinenden 1. Garde-Ulanen-Regiments hineingetrieben wurde, brach unter dem aus dem Dorfe kommenden Infanteriefeuer zusammen. 100 Reiter nahmen ihre Richtung auf den Punkt, wo König Wilhelm war. Flügel-Adjutant Oberstlieutenant Graf Finkenstein eilte mit den beiden Jügen der Stabswache herbei, um sich auf die Ulanen zu werfen, aber die linken Flügel-Compagnien zweier Bataillone vom brandenburgischen Füsilier-Regiment trieben die einen Auszug suchenden Ulanen wieder auf Probus zu. Nur wenige der an dieser Stelle auftretenden Reiter vermochten sich in südlicher Richtung zu retten.

„Diese ausgezeichneten Regimenter“, läßt Fontane einen der Unseren sagen, „hätten ein Recht, sich der besten Reiterei Europas an die Seite zu stellen; wir mußten sie bekämpfen, konnten aber ihren Untergang mit soldatischem Mitgefühl betrachten. Es machte einen erschütternden Eindruck, die Massen der Weißmäntel dahinschmelzen zu sehen, wie den Schnee an der Sonne.“ Die beiden Divisionen verloren nach eigener Angabe 1256 Mann und 2000 Pferde, die Bayern-Kürassiere allein 6 Offiziere, 56 Mann, 122 Pferde.“ —

Nach der Schlacht lagerten wir vom 1. Bataillon, wo wir gekämpft hatten.

Allgemein machte sich nach den Entbehrungen und Anstrengungen des Tages das Gefühl der größten Ermüdung geltend, und trat ich über den Bereich meiner Compagnie um so weniger heraus, als man wußte, daß überall nichts zu holen war. Wir hungerten und dursteten, da auch die Kolonnen an dem Tage nichts heranzubringen vermochten. Was hätte ihre Zufuhr auch den auf einem engen Raum zusammengebrachten Massen der drei Armeen gegenüber genützt.

Glücklicherweise fanden meine Leute in dem übrigens ausgeplünderten Probus noch einen Sack Mehl und buken davon, ohne jede andere Zuthat als Wasser, einen sogenannten Eierkuchen, den ich gleich den anderen mit Appetit bis zur nachtschlafenden Zeit verzehrte. Es leistete uns dabei ein Lieutenant v. Burgsdorf aus dem Hause Höhenjefahr Gesellschaft, der, als Ordonnanzoffizier des 5. Armeecorps verschickt, sich in der Dunkelheit zu uns verirrt hatte und bis zum anderen Morgen, wo er seinen General erst wieder aufzusuchen vermochte, mein Zeltlager mit mir unter angenehmen Gesprächen über unsere Angehörigen teilte.

Am Abend des Tages faßte ich meine Eindrücke in einem Schreiben nach Hause zusammen:

„Prün (mußte heißen Probus), 3. Juli 1866.

Ich schreibe aus einer Schlacht, es ist aber unserem Bataillon nicht vergönnt gewesen, entscheidend einzugreifen. Ich kann dir also keine Vorbeeren zu Füßen legen.

Wir rückten heute Morgen, durch das Alarmsignal in dem Bivak von Smidar aus dem Schlafe, einer Folge der vorangegangenen Ermüdungen, geweckt, aus.

Wir sollten eine Umgehung des linken feindlichen Flügels versuchen.

Der Marsch war sehr beschwerlich, da der Regen die Felder und Wege total aufgewühlt hatte.

Vor Rechanitz verfolgten wir mit Interesse den Geschützkampf vieler Batterien. Wir sahen die Rauchwolken und erkannten daraus die beiderseitigen Stellungen, und wie die Granaten auf beiden Seiten die Erde aufwühlten. Beim Passieren von Rechanitz sahen wir die ersten Toten und Verwundeten am Wege liegen. Die Brigade marschierte hinter diesem Orte in zwei Treffen auf.

Im Vorgehen erhielt unser Bataillon den Auftrag, die Reserveartillerie zu decken. Die Compagnien wurden dazu auseinandergezogen. Unsere Artillerie rückte vor und schoß ein vorliegendes Dorf in Brand (Prün?). Der Feind richtete jetzt augenscheinlich seine Geschütze auf uns und schlugen seine Granaten dicht bei uns ein. Unwillkürlich duckten manche die Köpfe und sah man nach dem Verbleib der Geschosse. Mir war gegeben, den Mut anzuregen.

Das Dorf Probus, welches unsere Artillerie beschoß, wurde von den beiden anderen Bataillonen des Regiments genommen, und fiel unser Regimentsadjutant Massenbach und ein Lieutenant der Reserve v. Gangreben.

Wir rückten nach. An der Lisiere des Dorfes benutzte ich einen hierzu gegebenen Moment, mit meiner Compagnie ins Freie zu treten und österreichische Kürassiere zu beschließen. Wir selbst lagen dabei wohl geborgen, so daß wir wohl Pulver gerochen, aber keine Verluste gehabt haben.

Die feindliche Kavallerie war in einer großen Reiterattacke geschlagen, die Schlacht ist für uns entschieden, wir haben gesiegt. Es soll aber auch bei uns nicht an Verlusten fehlen.

Das Jammern der Verwundeten, an welchen wir vorbeikamen, war traurig, aber doch nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte. Wir fanden sie auch nur vereinzelt.

Wir liegen hier im Bivak bei Prün (Probus) und hoffen auf eine glänzende Verfolgung. Man sagt, daß der Gegner in ungeordneten Haufen auf Königgrätz abgezogen, und daß unser Kronprinz mit seiner (der 2.) Armee im Rücken des Feindes siehe, welchen Benedel in Person kommandierte.

Soviele ich gesehen habe, hat aber die feindliche Artillerie bis zuletzt stand gehalten.

Eben gratuliert mir der Doktor unseres Bataillons, daß ich heil aus der Affaire gekommen, er habe eine Granate hart vor mir einschlagen sehen.

N. S. Leider bin ich noch ohne Nachricht von Dir, trotz des gestrigen Posttages."

Es kam nun darauf an, die verschiedenen Armeen und ihre einzelnen Abteilungen zu retablieren und dazu gehörig von einander abzusondern.

"Als wir am Morgen des 4. Juli das Schlachtfeld durchschritten," schrieb ich wieder nach Hause, "sahen wir die feindlichen Leichen zerseht, beschmutzt und geplündert. Die Bekleidungsachen, insbesondere die Stiefel, welche ihnen fehlten, mögen von unseren Soldaten genommen sein, welche sie nötig hatten."

Das Bivak, welches wir am Nachmittag in der Nähe von Libcau bezogen, lag in einem prächtigen Kirchgarten. Wer wollte es unseren nach einer Erfrischung schmach tenden Leuten verdenken, daß sie sich nicht halten ließen und die Bäume plünderten.

"Das königliche Hauptquartier soll," schrieb ich später, "in Schlumetz sein. Wir haben den gnädigsten Herrn nicht, wie wir gehofft hatten, gesehen."

Am 5. Juli erreichte das preussische Heer mit seinen Teten die Elbe, unsere Armee bei Kladrup und Necan. Das Regiment bezog Rantonnements-Quartiere. Ich bekam die Vorposten bei Dommanowitz.

Es wurde viel von den österreichischen Kaiserjägern gesprochen, von denen es hieß, daß sie uns an der Elbe gegenüberständen. In der Sorge, überfallen zu werden, war ich die ganze Nacht auf den Beinen. Leider verlor ich auf einem meiner Ritte meinen Schleppsäbel, weil sich das Gehänge unversehens umkehrte. Nicht ohne Ursache sah ich darin ein böses Omen.

Später ging eine romantische Meldung ein, es sei ein Hinterhalt zu besorgen, man höre in der Richtung des Feindes das Spielen einer preussischen Hymne. Ich vermochte in der Dunkelheit das Geheimnis nicht zu ergründen. Wer weiß aber, wie einfach das Rätsel unter anderen Umständen zu lösen gewesen wäre.

Am anderen Morgen stellten sich bei unseren Vorposten eine Menge Landbewohner ein, mit welchen wir uns nicht zu verständigen vermochten, da sie nur tschechisch sprachen. Sie wurden aber von mir freigegeben und ihnen der Eintritt in das Dorf, wohin sie wollten, erlaubt, weil ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie aus den Wäldern von ihren Viehherden zurückkamen, welche sie daselbst versteckt hatten, und hieran doch nichts mehr zu ändern war.

Die Reserve-Division Rosenberg sollte nach Prag dirigiert werden, ihr unsere Division auf einen Tagemarsch folgen. Ueberall sollten „die Elb-Uebergänge von Elbe-Gemitz und Neu-Collin besetzt werden“.

Nachdem Neu-Collin unserem Feldherrn die Schlüssel der Stadt überschickt hatte, rückten wir mit klingendem Spiel daselbst ein. Es war dieser Erfolg eine Frucht des großen Sieges, durch welchen unsere Armee 18,000 (19,800) Gefangene gemacht und 120 (161) Geschütze genommen hatte.

Der Major hatte meine Compagnie, angeblich zu ihrem Soulagement, zur Deckung einer Requisition bestimmt. Ich war davon nicht sehr erban, weil ich fürchtete, dadurch um eine kriegerische Aktion zu kommen, und so unverständlich, mich in diesem Sinne zu meinem Brigade-Kommandeur zu äußern. Glücklicherweise kam es nicht zu dem Requisitions-Kommando. Es dauerte aber eine Ewigkeit, ehe meine armen Leute ins Quartier kamen, indem ich zuletzt abgefertigt wurde.

„Neu-Collin ist über die Maßen überlegt,“ schrieb ich wieder. „Bei einem einfachen Bürger liegen mit mir neben einer ganzen Anzahl von Leuten 6 Offiziere. Unsere Verpflegung ist daher mehr als mangelhaft. Dabei fehlt von den Kolonnen das Brot seit einer Woche. Von Ruhe ist bis dahin auch nicht die Rede. Man hat hier genug zu thun in dem Trubel, für seine Leute zu sorgen und sie zusammenzuhalten. Heute werde ich zum erstenmale seit 8 Tagen in einem Bett schlafen.“

Am 7. Juli. „Ich bin seit 14 Tagen ohne Nachricht von Dir, während meine Kameraden solche von ihren Angehörigen bis zum 29. Juni haben.“

Von meiner Gesundheit zu reden, bin ich von den großen Strapazen, welche unsere Division zu bestehen hatte, etwas mitgenommen. Ich war so durchmüdet, daß ich den ganzen Ruhetag geschlafen habe.“

„Infolgedessen bin ich,“ schrieb ich am 8. Juli, „hente wieder ganz frisch.“

Die Reserve-Division erreichte an diesem Tag Prag. Da sie auf keinen Widerstand stieß, ging unser Wunsch, nach dieser Metropole zu kommen, nicht in Erfüllung. Die Division wurde angewiesen, in südlicher Richtung den Anschluß an das 8. Corps zu erreichen.

„Ich kam hente,“ schrieb ich nach Hause, „nach Philippshof bei Czaslau. Hier lag ich mit 2 Compagnien auf einer Zuckerfabrik recht gut, die Leute leider ohne Verpflegung. Wenn ich doch in meiner Sorge für sie nicht anderweitig gestört würde.“

Der Oberst teilte mir heute mit, daß mein Bruder gefallen.

Ein Leben voller Sorge und Arbeit liegt hinter ihm. Seine einzige Freude war der Dienst. Nun ist er in seinem Berufe gefallen, auf dem Schlachtfelde für König und Vaterland. Ich gönne ihm die Ruhe, möge er sie gefunden haben. Für meine Familie ist es eine Ehre, daß wieder einer von uns gefallen ist.

Heute bekam ich einen lieben Brief von Dir vom 22. Juni. Mich ängstigt darin der Ausdruck Eures Stolzes auf unser preussisches Vaterland. Ich meine, wir müssen den Erfolg als Gnade nehmen.“

Am 9. Juli. „Ich bin heute mit den 5. Wägen nicht weit von der mährischen Grenze auf einem Herrnhofe Waczlow zu liegen gekommen. Der Besitzer gehört zu den wenigen, welche nicht Haus und Hof verlassen haben. Er hat damit sehr gut gethan, man verhindert auf solche Weise besser, als wenn man weggeht, das unnötige Requirieren.“

Ich las unterwegs den Bericht des Kronprinzen über das Gesecht am 27. Juni bei Nachod. Ich bin stolz darauf, daß der Kronprinz Oldwig namentlich aufgeführt hat.

Auch die übrigen Mittheilungen waren mir erfreulich. Othwig fiel darnach an der Spitze seiner Schwadron bei einer Attacke, in welcher es zum Handgemeine kam und Standarten genommen wurden. Es ist der ritterlichste Tod, den ich mir denken kann."

Die Elbarmee hatte den Befehl erhalten, die Straße nach Iglau zu verfolgen, um nach Umständen nach Brünn oder Znaim geführt zu werden. Auf diesem Wege erreichte unsere Avantgarde am 9. Juli Deutschbrod, am 10. Iglau, an diesem Tage das Gros unserer Division Deutschbrod.

Hier schrieb ich am 11. die schwerwiegenden Worte nach Hause: „Ich habe den Befehl erhalten, ein Kommando nach dem Rhein zu bringen und bin trostlos!"

Der Zusammenhang war folgender:

Es war aus dem Kabinett der Befehl ergangen, eine Anzahl Offiziere und Unteroffiziere, darunter Hauptleute, zu Reformationen an die in der Garnison befindlichen Ersatzbataillone zu entsenden und war ich vom Regiment zur Führung des Transports unseres Corps bestimmt. Mein Kommandeur hatte mir dabei ausgesprochen, daß er es nach dem Fall meines einzigen Bruders im Interesse meiner Familie halte, mich zu schonen. Ich bat bei dem Kommando, von meiner Person abzusehen, und reichte, als meiner Bitte nicht gewillfahrt wurde, eine Beschwerde ein, vermochte damit aber meine Bestimmung um so weniger zu ändern, als bei dem Vormarsch der Armeen, auch auf dem Wege der Gnade, die ich sonst angerufen hätte, nichts zu erreichen war. Es blieb mir daher nur übrig, meinen Auftrag sobald als möglich auszuführen und die Wendung zum Besseren von einem günstigen Bescheid auf meine Beschwerde oder eine andere glückliche Fügung zu erhoffen. Wie hätte ich nun aber gewünscht, jene Differenzen, welche der Anlaß zur Abkommandierung sein mochten, vermieden zu haben.

(Schluß folgt.)





Das Begräbnis.

→+ Ballade →+

VON

Rudolf Bode.

Die Glocke tönt mit wogendem Geläut,
Sie klagt dem Himmel dieser Erde Leid.
Schwarz wälzt es sich heran: ein Leichenwagen
Bringt den bekränzten Sarg im Trauertuch
Mit weißem Kreuz, und hinter ihm, getragen
An beiden Armen vor dem langen Zug,
Ein Mann, der prüfend nur die Schritte findet
Auf seinem Weg — man sieht's, er ist
erblindet.

Der Kirchhof ist, der blühende, erreicht,
Wo flüsternd sich die Trauerweide neigt.
Schwer wandelnd ist aus dunklem Eindengange
Der Zug zum offenen Grabe eingeschwenkt.
Der schlichte Sarg, begleitet vom Gesange,
Ist schnell hinunter in die Gruft gesenkt,
Und friedevoll der Trauerdienst vollendet
Vom Priester, der zum Schluß den Segen
spendet.

Da'schleicht der Blinde tastend vor und schiebt
Sich zu dem Erdwall, der das Grab umgiebt,
Wirft, vorgebeugt zur Gruft, drei Hände Erde
Und lauscht bei jedem Wurf, ob er gelingt.
Er starrt empor mit steinerner Geberde,
Bis seinem Schmerz sich das Wort entringt:
„Nimm hin! Das ist der Rest von unserm
Glücke,
Ein Grug von Staub, den ich dem Staube
schicke.

„Staub meine Liebe, mein Entzücken Staub!
Mein Weib, mein süßes, eines Grabes Raub!
Und kein Erwachen und kein Wiederfinden
Aus dieses Traums entseßlicher Gewalt? —

Ich muß ja glauben, was mir Andere künden,
Und deine Lippe war so marmorkalt,
Als ich das letzte Mal sie leise küßte,
So stumm, so starr der Leib wie eine Wüste!

„Was wollte Gott, als er dich von mir nahm,
Mein Herz zermalmend zwischen Grau und
Gram?

Was mag es dich, als dich der Tod entführte,
Gekostet haben, von mir fortzugehn!
O daß der Heiland meine Augen rührte!
Mein Leben gab' ich drum, dich tot zu sehn.
Nun steh ich hier, ein Grabdenkmal für beides,
Der höchsten Liebe und des tiefsten Leides. —

„Ich habe dich gesehn in Glanz geküßt,
Der Jugend und der Schönheit lachend Bild.
Da kam die Nacht — vielleicht, daß Gottes
Güte

Den Vorhang zuzog, eh' die Pracht entschwand?
Ob sie gewelkt, die anmutvolle Blüte —
Ich weiß es nicht. Ich habe dich gefannt
Nur in dem Zauber deiner Frühlingstunden
Als Wunderblume, die ich einst gefunden.

„Du warst die Fee, die um den trunkenen Mann
Aus goldnen Fäden ihre Netze spann.
Es schien unmöglich, glücklicher hienieden,
Unmöglich, droben glücklicher zu sein.
Da kam die Nacht. Die Sonne war geschieden,
Ich glaubte zu vergehn in meiner Pein —
Allein erst in des Unglücks Trauernächsten
Erwacht, was in uns schläft an Himmels-
mächten.

„Du hast, zu jedem Wunderwerk geschickt,
Mit tausend Sternen meine Nacht gestickt;
Mit meinem Jammer wuchsen deine Waffen
Und deine Siege über meinen Schmerz;
Zum Paradies hast du mein Haus geschaffen,
Zum Tempel Gottes mein verzweifelnd Herz,
Und jeden Spalt, vor dem der Gram gelauert,
Mit heißer Arbeit sorgend zugemauert.

„Ich hatt' am Tage eine Frau gefreit,
Ein irdisch Weib voll holder Lieblichkeit.
Doch plötzlich in der Nacht war sie
verwandelt —
Was sie geworden, hab' ich nie gesehn,
Allein sie hat geliebt, geheilt, gehandelt
Wie jene, die am Throne Gottes stehn,
Und preisend dank' ich meinen finstern Losen:
Hoch aus den Dornen blühten mir die Rosen.

„Wie des zukünft'gen Gottesreiches Stadt,
Die weder Mond noch Stern noch Sonne hat,
Denn Gottes Herrlichkeit ist ihre Leuchte:
So hab' ich all mein Licht von dir empfahn,
Daß seliger der blinde Mann sich dächte
Als jener, dessen Augen einst dich sahn. —
Nun bist du tot, und ach, seit deinem Sterben
Mein unermesslich Glück, es liegt in Scherben.

„Ich kann's nicht tragen, ohne dich zu sein!
Was soll ich in dem leeren Haus allein?
Die Wände deines Namens Echo lehren,
Wenn die erkaufte Liebe mich belügt? —
O, dürfen sel'ge Geister wiederkehren,
Ich weiß ein Herz, das mir entgegenfliegt!
Der Säugling weint: eilt mit der Liebe Fülle
Die Mutter nicht herbei, daß sie ihn stille?

„Wenn wir uns sänden, welch ein Wiedersehn!
Doch jenseits liegt es, was so traumhaft schön.
O, wieder sehn, sehnsüchtiger Gedanke!
Dich wiedersehn, so wie mein Herz dich kennt —!
So mag sie fallen, diese morsche Schranke,
Die staubgebaute, die uns neidisch trennt —!
Ha, kommst du schon? — ich fühle deine Nähe —
Du ruffst — du reichst die Hände aus der
Höhe —

„Die Binde fällt, ich sehe Morgenrot —
Was uns vereint, ist stärker als der Tod —

Ich komme, süßes Weib, dich zu umschlingen,
Uns trennt kein Himmel, keine Hölle mehr —“
Er eilt zum Grab hinan, die Andern springen
Entsetzt mit lautem Rufe hinterher,
Und kaum gelingt's der Freunde starken
Händen,
Dem Abgrund weg den Taumelnden zu
wenden.

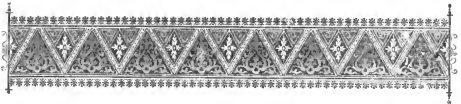
„Weh mir!“ ruft er mit Bitterkeit und großt:
„Das ist die Liebe, die ich nicht gewollt!
Sie kennt es nicht, das glühende Verlangen,
Das uns, Geliebte, zu einander reizt.
Sie packt mich an mit kalten Eisengangen,
Die sie statt Grausamkeit Erbarmen heißt.
Hinweg von mir! Laßt mich in Frieden
scheiden:
Glück ist der Tod, mein Leben ist mein Leiden!“

Und wieder sucht er, die das Grab umwallt,
Die weiche Erde auf. Da macht er Halt,
Da beugt er betend seine matten Kniee:
„Barmherz'ger Herr, ich wende mich zu dir!
Du hörst es, was ich flehe — daß ich fliehe
Zu dir, zu ihr, o öffne mir die Thür!
Ich bitte nicht um Brot, nicht um Genesung,
Nur den Erlöser bitt' ich um Erlösung!

„O gnadenreicher Gott, ich warte still,
Ob dein Herz nicht mein Herz erhören will.
Du thatest mir im Leben nichts als Gutes,
Du endest nicht mit Unbarmherzigkeit.
Hier lieg' ich — jeder Tropfen meines Blutes,
Du hörst es, Herr, wie er um Hülfe schreit —
Ich kann nicht weiter — meine Kräfte
schwinden —
Laß mich mein Weib — Herr, laß mich Gnade
finden —“

Und immer leiser, flüsternder verklingt
Sein stehend Wort, und immer tiefer sinkt
Das Haupt, das wankende, zur Erde nieder,
In ihren Schoß drückt sich sein Angesicht,
Ein leises Zittern läuft durch seine Glieder,
Die Stimme schweigt, der Körper regt sich
nicht —
Man hebt ihn auf, und, zeugend von
Erhörung,
Ruht auf dem Antlitz selige Verklärung.





Monatschau.

Politik.

Zu dem Augenblick, da wir die Feder zu unserer Chronik ansetzen wollen, wirft uns der Zufall ein neues Zeitungsblatt aus Hamburg auf den Tisch. Darin fällt unser Auge auf die folgende Lokalnotiz:

In der sogenannten Sennhütte im Ausstellungspark vor dem Millerntor machte gestern ein 50jähriger Mann seinem Leben durch Erschießen ein Ende. Die Leiche wurde dem Kurhause überliefert. Einem von ihm hinterlassenen, an seine Frau gerichteten Briefe zufolge war der Verstorbene ein beschäftigungsloser Müller, er hat den Selbstmord seiner andauernden Beschäftigungslosigkeit wegen ansggeführt.

Wir schicken nun diese Notiz in unverändertem Wortlaut unserem Berichte voran, weil sie als beste Einleitung uns mitten hineinversetzt in die große Frage der Zeit, in die sociale. Wie so viele anderen Vorgänge, gewährt auch der hier berichtete Selbstmord uns einen tiefen Einblick in den schneidenden Gegensatz unserer Lage, der auch dem politischen Leben des verflossenen Monats sein Gepräge gegeben hat. In Hamburg giebt es Restaurants, wo das Couvert dem Gast seine 50 Mark und darüber kostet, und wo es doch nie an Gästen fehlt, denen nach Maßgabe ihres Vermögens dieser Preis durchaus nicht zu teuer ist. Und in demselben Hamburg Selbstmorde dieser Art, die sich in statistisch nachweisbarer Regelmäßigkeit häufen, je nachdem gerade größere oder kleinere Arbeitermassen der chronischen Arbeitslosigkeit verfallen sind, Verzweiflungsthaten nicht nur einzelner mit Gott und der Welt zerfallener Menschen, sondern auch solcher, die trotz redlichster Mühe nicht im stande sind, das tägliche Brot für sich und die Ihrigen zu erwerben, die arbeiten möchten und doch nicht arbeiten können, weil eine planlose Produktionsweise nicht in ruhiger Stetigkeit, sondern in konvulsischen Zuckungen sich vollzieht.

Wir sind auf den Vorwurf gefaßt, daß unsere Gegenüberstellung von Reichtum und Armut demokratische Praxis sei, daß wir auf Grund eines Einzelfalles leicht hin generalisieren, und auch der Einwand wird nicht fehlen, daß Hamburg nicht Deutschland und nicht die Welt sei. Hier aber beginnt der Dissensus. Gerade das behaupten wir, daß die sociale Lage des Proletariats so ziemlich überall dieselbe, und daß die Großstadt nur so eine Art Strand ist, an den das Meer und der Sturm die Leichen der Schiffbrüchigen heranpülen. Und weiter thut sich hier jene andere entscheidende Meinungsverschiedenheit auf, der Widerspruch zwischen uns und unseren Gegnern, auch denen im konservativen Lager, der Gegensatz zwischen kapitalistischer und socialistischer

Denkweise. Der Kapitalismus argumentiert, daß es Not und Elend immer gegeben habe, und bisher kein Mittel gefunden sei, dieselben aus der Welt zu schaffen. Jeder socialistische Gedanke sei utopisch. Wir unsererseits vertreten den Standpunkt, daß unsere ganze volkswirtschaftliche Entwicklung beherrscht wird von der Tendenz einer zunehmenden Differenzierung des Mittelstandes in ganz Reiche und ganz Arme, daß bei Fortdauer eines ungezügelten Kapitalismus in der That keine Hilfe für den Mittelstand der Vergangenheit zu finden, daß aber in einem vorsichtigen und historisch vermittelten Staatssozialismus allerdings die Möglichkeit gegeben ist, einen neuen breiten Mittelstand, den Mittelstand der Zukunft zu schaffen. Nur der Staat kann der Planlosigkeit der Produktion und der Arbeitslosigkeit großer Volksmassen durch Förderung größerer Plaumäßigkeit der Produktion und durch sociales Arbeitsrecht einigermaßen entgegenwirken. Not und Elend werden damit gewiß nicht aus der Welt verschwinden, so wenig wie die Sünde, deren Gericht das Elend darstellt. Aber gemindert und beschworen werden kann die sociale Gefahr, welche jetzt Staat und Gesellschaft mit dem Untergange bedroht.

Aus diesem großen Unterschied zwischen unseren Ansichten und denen der konservativen Partei ergiebt sich aber nun auch unsere ganz abweichende Beurteilung der Socialdemokratie und damit auch der beiden großen Fragen, welche in jüngsten Wochen den Reichstag beschäftigten, der Umsturzvorlage und des „Falles Liebknecht“.

Recht viele Konservative sehen leider in der Socialdemokratie nur eine Gesellschaft von desperaten Leuten, die sich auflehnen gegen göttliche und menschliche Ordnung und die nicht eher zur Ruhe kommen, bis erst einmal ordentlich das Repetiergewehr dazwischen gepfeffert haben werde. Bis zu diesem unvermeidlichen Moment aber behilft man sich mit dem schneibigen Staatsanwalt und mit mehr oder minder gesetzlichen Unterdrückungsmaßregeln, bezw. wo sie fehlen, mit ihrer Herstellung. Wir dagegen stehen auf dem Standpunkt, daß wir zwar die Gottlosigkeit der Socialdemokraten und ihre Verachtung der gesetzlichen Ordnung tief beklagen und so streng verurteilen, wie sie nach christlichem Sittengesetz verurteilt werden muß, aber doch einstweilen die Partei als die einzige ansehen müssen, welche die schweren Leiden des vierten Standes und des immer tiefer sinkenden dritten vollaus würdigt und anerkennt, deren Interessen wirksam und mutig vertritt, und ganz zweifellos von der Vertretung dieser Interessen auch nicht ablassen wird, selbst wenn man noch drakonischere Umsturzvorlagen ersinnen und nicht nur den Staatsanwalt, sondern die Schießgewehre spielen lassen wollte. Nach unserer Ansicht liegt die einzige Hilfe gegen den Umsturz in gesunder Socialreform — nicht so, als ob wir einer Passivität der Staatsgewalt oder einer besonderen Milde der Verwaltung gegen die „Umstürzler“ das Wort reden wollten — im Gegenteil: mag man sie auf Grund der bestehenden Gesetze so fest und unumsichtig anfassend, wie irgend zulässig. Aber von kleinlichen Lüfteleien und Chikanen versprechen wir uns allerdings gar nichts, ja sogar weniger als nichts, nämlich Schaden, wenn die Besitzenden und herrschenden Klassen den Boden des klaren Rechtes verlassen und Partei-Zustiz treiben. *Justitia fundamentum regnorum!*

Man spricht jetzt viel von sogenannten Ritzackkurs. Leider behält nur auch dieser Kurs trotz allem Ritzack eine bestimmte Grundrichtung bei, und diese Richtung führt immer weiter ab von aller gesunden Socialreform. Das ganze Vorgehen und Verhalten der maßgebenden Kreise in Berlin ist des Zeuge.

Zunächst die Thronrede, mit der der Reichstag eröffnet wurde. Gewiß ist in derselben vom Schutz der wirtschaftlichen Schwachen mit schönen Worten die Rede; es findet sich ein Wordersatz, der bei allen Reformern die schönsten Hoffnungen weckt. Aber nun erwartet man einen Nachsatz, der entsprechende Gesetze in Aussicht stellt. Doch dieser Nachsatz fehlt: die erwartete Ankündigung von Maßregeln und Vorlagen, welche dem Notstand der Schwachen steuern könnten. Es fehlt die Ankündigung der Bestimmungen, welche das Handwerk schon so lange erwartet. Und es fehlt endlich die

Aussicht auf irgend etwas, was der leidenden Landwirtschaft auch nur ein wenig unter die Arme greifen könnte. Was dann leider nicht fehlt, ist die „Umsturzvorlage“.

In der That — die lange erwartete, wenn auch nicht ersehnte Umsturzvorlage ist da, ist eingebracht, weil im Auslande einige anarchische Verbrechen vorgekommen sind, ist eingebracht in einem Augenblick, wo zum erstenmal durch die deutsche Socialdemokratie ein tiefer Riß zwischen Idealisten und Realisten hindurchgeht, und wo es darum erste Aufgabe einer geschickten Staatskunst sein sollte, die „konservativere“ Hälste, die „Richtung Volmar“, an sich heranzuziehen, den Riß zu erweitern, die Tüben und Utopisten kalt zu stellen, nicht aber die feindlichen Brüder durch blinde Polizeiverfolgung wieder zu gemeinsamem Kampf gegen den gemeinsamen Feind zusammen zu bringen.

Eine Kritik der Vorlage im einzelnen zu geben, wäre überflüssige Beschäftigung. Gegen manche Bestimmungen des Gesetzes ist wenig zu erinnern; unser Strafrecht ist verbesserungsfähig; andere Paragraphen werden ihres „Kantischul“-Charakters wegen sicher abgelehnt werden. Wie immer man aber das Gesetz gestalten möge — im großen und ganzen wird alles beim alten bleiben. Schaden wird es vielleicht nicht allzuviel, nutzen aber ganz gewiß auch nicht. Im wesentlichen verloren ist die viele Zeit, die auf seine Beratung verwandt wird. Wenn aber die Regierung durch jede verfehlte oder doch mindestens nicht glückliche Vorlage immerhin etwas an Ansehen einbüßt, so zieht umgekehrt die Socialdemokratie ganz sicher einigen Nutzen aus jedem verfehlten und unwirksamen Versuch zu ihrer Bekämpfung.

Ist aber die Umsturzvorlage noch eine verhältnismäßig harmlose Juristerei, so kann man das leider von dem Versuch der Regierung, die Immunität der Reichstagsabgeordneten in gewisser Hinsicht zu beschränken, in keiner Weise sagen.

Was ist geschehen?

Der Präsident des Reichstages bringt ein Hoch auf Se Maj. den Kaiser aus. Die Versammlung erhebt sich mit Ausnahme der Socialdemokraten, welche sitzen bleiben und in das Hoch nicht mit einstimmen. Nun macht der Staatsanwalt den Versuch, die Nichtbeteiligung an der offiziellen Kundgebung als Majestätsverbrechen und als außerhalb der verfassungsmäßigen Immunität stehend zu behandeln. Halsbrechende Sophistik wird angewandt, um den Widerspruch dieser Absicht mit den klaren Bestimmungen der Verfassung zu verdecken. Mündliche „Aeußerungen“ seien vom Gesetz geschützt; der Protest aber gegen die Ergebenheitskundgebung, der im „Eigenbleiben“ liegt, sei keine geschützte „Aeußerung“, aber denuoch Beleidigung!

Es muß schmerzlich berühren, daß dieser Einsall nicht, wie er es verdiente, vom Reichstag ein stimmig zurückgewiesen wurde, die geistvolle These, daß man jemanden beleidigen könne, ohne die Beleidigung, sei es mündlich, sei es symbolisch, zu „ankern“; vielmehr waren es wieder Konservative, welche das klare Recht und die bedrohte Verfassung in einem Falle preisgaben, wo rechtliche und politische Gesichtspunkte in gleicher Weise das rücksichtsloseste Auftreten gegen die Regierung forderten. Es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß der Gesetzgeber die Abgeordneten in der freien Kundgebung ihrer Ueberzeugung unbedingt hat schützen wollen, daß es also dem ganzen Sinn und Geist der loyal interpretierten Verfassung widerspricht, nun einen Unterschied zwischen realen und symbolischen Aeußerungen zu machen und die Hand zu Behelligungen zu bieten. Dann aber halten wir es nicht nur für rechtlich, sondern auch für sittlich unzulässig, mit mehr oder minder schweren Strafen die Beteiligung an einer Loyalitätskundgebung bei denen zu erzwingen, die aus freiem Willen und nach innerer Ueberzeugung sich nicht daran beteiligen können oder wollen. Daß es eine große Partei in unserem Vaterlande giebt, welche dem Kaiser die Huldigung versagt, ist traurig genug. Aber welchen Wert hat denn erzwungene Heuchelei? Loyalitätskundgebungen haben nur dann Sinn und Wert, wenn sie freiwillig dargebracht werden. Der Gekkerhut ist fertig, wenn man den Zwang zu Hülfe nimmt. Wohin sind wir auf dem Wege nach Byzanz schon gekommen, daß dies betont werden muß, und wohin wird die Judikatur des Reichsgerichts uns

noch bringen, wenn jeder Deutsche seinen Nächsten bei Strafe des Gefängnisses zur Beteilung an Loyalitätskundgebungen zwingen kann!

Wir gehen dann einer Diktatur des Staatsanwalts entgegen, und diese wird die unerträglichste von allen Diktaturen sein, weil sie nicht offen die Gewalt als Gewalt giebt, sondern die Willkür mit einem Scheine, wenn nicht des Rechts, so doch der Juristerei umkleidet.

Wir sind gewiß damit einverstanden, daß alles, was als Beleidigung und Herabsetzung des Monarchen wirklich beabsichtigt ist, strenge geahndet werde. Auf der anderen Seite ist aber auch gar nicht zu verkennen, daß niemand es nötiger hat, Kritik zu hören, als die Fürsten, und daß besonders persönlich Politik treibende Fürsten nicht gar zu empfindlich sein sollten, wenn in der politischen Diskussion ein zweifelhaftes Wort fällt, sofern dies Wort der Ausdruck einer ehelichen Ueberzeugung war. Und in diesem Sinne sollten auch die Staatsanwälte instruiert werden. Welche Wahrheiten hat Luther den Fürsten zu ihrem Besten gesagt! Er hätte heutzutage nicht mehr Reformator werden können, weil er aus dem Gefängnis seine Lebtag überhaupt nicht herausgekommen wäre!

Alles in allem: was uns am neuesten Kurse besorgt macht, ist nicht dies oder jenes Einzelne, sondern im Großen angesehen: die Ratlosigkeit auf dem Gebiet der Reform einerseits, und andererseits der Glaube an die Wirksamkeit kleinlicher Repressivmittel. Wer der Träger dieser Politik ist — Herr von Stumm? oder Herr von Köller? oder wer sonst? — wir wissen es nicht. Aber wir wünschen, daß sie so bald als thunlich verlassen werde und daß die Gerichte nach Schluß des Reichstages mit dazu beitragen möchten, die Aera Hohenlohe in erprießlichere Bahnen zu leiten.

Ein wenig, aber auch nur ein wenig hoffnungsvoller sieht es auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Fragen aus. Eine „Zuckerdebatte“ gab der Regierung und den Parteien Anlaß, sich zu äußern. Interessant war der völlige Umschlag der National-liberalen, die jetzt den Notstand auf dem Lande in weitestem Umfange anerkennen. Von da bis zur Bereitschaft, nun auch die rechten Mittel zu seiner Hebung anzuwenden, ist immerhin noch ein Schritt, aber kein allzu großer. Bemerkenswert war auch eine Rede des Staatssekretärs von Posadowsky nach der kritischen Seite hin. In seiner Kritik war der Herr Staatssekretär sehr „agrarisch“, aber auch hier fehlte dem Bordsatz der Nachsatz; seine positiven Zusagen bewegten sich lediglich auf dem Gebiet der allgemeinen Redensarten. Auf „wohlwollende Prüfung“ lief alles hinaus, und was die bedeutet, weiß man. Immerhin muß man zufrieden sein, daß die Erkenntnis und die Bereitschaft zu helfen im Wachsen begriffen sind. Mit der Zeit wird auch die Notwendigkeit erkannt werden, so zu helfen, wie einzig geholfen werden kann, nämlich durch Hebung der Kornpreise mittelst Regelung des Imports, mag dies nun in der Art des „Antrag Ranig“ oder auf irgend andere Weise versucht werden. So weiter alles gehen lassen, wie bisher, heißt aus rein doktrinären Gründen eine wirtschaftliche National-Kalamität herbeiführen, wie wir sie seit dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr erlebt haben.

* * *

Vom Auslande ist für diesmal kaum etwas von erheblicher Bedeutung zu melden. In Italien und Frankreich giebt es immer neue parlamentarische Skandale, immer neue Enthüllungen über unaufrichtere Beziehungen der Parlamentarier und Minister zur jüdischen Großfinanz, immer neue Beweise, daß die Korruption in diesen romanischen Ländern jetzt ebenso unausrottbar fest sitzt, wie sie in Rußland jemals gesessen hat. In Italien ist es diesmal auch dem Premierminister Crispi fast ans Leben gegangen, denn keine politischen Gegner haben allerlei enthüllt, was „nicht mehr schön“ ist. Inzwischen trotz er dem Sturm, und weit entfernt, sich von der Kammer stürzen zu lassen, hat er sie seinerseits nach Hause geschickt. In Frankreich ist, abgesehen von neuen Erpressungs-skandalen, jetzt auch ein jüdischer Hauptmann als Spion entlarvt und

lebenslänglicher Deportation verurteilt worden — ein Urteil, das indessen sehr bald durch Begnadigung gemildert werden dürfte, da der Großrabbiner von Frankreich, ein naher Verwandter des Verurteilten, für Befreiung seines Stammesgenossen und Namensvetters schon die nötigen Schritte thun wird.

* * *

In Ungarn, welches dank der dortigen Judenwirtschaft weit über seine Bedeutung hinaus die Welt mit politischen Nachrichten aus dem Budapester Mikrokosmos zu unterhalten pflegt, ist eine Ministerkrisis eingetreten. Der Kulturkampf-Minister Weterle hat zwar seine Vorlagen durchgesetzt, ist dann aber doch den ultramontanen Einflüssen am Hofe erlegen. Einen Systemwechsel scheint sein Sturz aber doch nicht bedeuten zu sollen. Nur werden jetzt neue Männer in die Regierung einrücken, um wenigstens für die Pragis erträgliche Beziehungen zur römischen Kirche zu schaffen.

* * *

Im fernsten Osten dringen die Japaner immer weiter nach China hinein und wollen offenbar erst in der Hauptstadt des Reiches der Mitte den Frieden diktieren. Man kann nur wünschen, daß sie bei ihren Forderungen einige Mäßigung beweisen. An Einwohnerzahl ist China seinem Gegner vielfach überlegen. Zu harte Bedingungen würden den Keim abgeben für immer neue Kriege der Zukunft, denn China wird nicht ermangeln, aus den Niederlagen der Gegenwart die nachliegenden Schlüsse für die Zukunft zu ziehen und Revanche zu nehmen, sobald es wieder an seine Ueberlegenheit glaubt.

Wirtschaftspolitik.

Einen Rückblick auf die Ereignisse des abgeschlossenen Jahres verlangt die journalistische Sitte von dem Berichterstatter. Aber ich glaube, daß heute wenige unserer Leser sich gern in das vertiefen mögen, was das Jahr 1894 auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik und der Volkswirtschaft überhaupt gebracht hat, denn vor uns liegen Kämpfe, die unsere ganze Thatkraft und die volle Klarheit der Ziele und der Mittel fordern, und da richtet sich der Blick mit größter Spannung auf die Zukunft. Wir stehen schon mit einem Fuße in dieser Zukunft. Die Politik kümmert sich nicht um Datum und Jahreswechsel, und so trat denn auch die Wendung in der Wirtschaftspolitik des Reiches, die uns zu neuen Hoffnungen ermutigt, nicht mit einem markanten Zeitabschnitte ein, sondern an dem Tage, da sich der frühere Kurs als eine Fahrt in die Sackgasse erwies, und sein Steuermann sich in den weiter einzuschlagenden Wegen nicht mehr zurechtfinden konnte. Wohl sehen wir einstweilen Männer an der Spitze, die kaum eine andere Aufgabe lösen können, als die ruhige Orientierung; was sie aber als ihr Ziel andeuten, das läßt doch erwarten, daß künftig weiter rechts gesteuert werden soll, wenigstens in der Wirtschaftspolitik. Wie sehr damit einem Verlangen des Volkes entgegengekommen wird, ersieht man am besten aus dem Verhalten der nationalliberalen Partei, die sich schon alle Mühe giebt, durch agrarische Anträge in nebensächlichen Fragen sich populär zu machen. Auch das Centrum neigt augenscheinlich immer mehr auf die agrarische Seite. Das alles ist noch keine Garantie dafür, daß nun auch wirklich durchgreifende Maßregeln zur Sicherung unseres wichtigsten Produktionszweiges gegen die fremde Konkurrenz getroffen werden, vielmehr legt gerade die Beteiligung von Parteien, denen ihre Agrarpolitik nur ein Mittel zu anderen Zwecken ist, die Befürchtung nahe,

daß wieder halbe Arbeit gethan werden soll; mit dem Linsengericht kleiner Ausnahmevergünstigungen für die Zucker- und die Spiritus-Industrie der Landwirthe möchte man der gesamten deutschen Landwirtschaft ihr oberstes und vornehmstes Recht, die Sicherung ihrer Existenz, ablaufen, wobei man das Odium, das aus solchen kleinen Wohlthaten entspringt, gewiß nicht ungern als Nebenwirkung hinnimmt, weil es die spätere Aufhebung der „Prämien“ bereits vorbereitet. Aber der Wind weht doch einmal wieder günstiger, und an uns ist es, ihn auszunutzen.

Die größere Verantwortlichkeit bei so veränderter politischer Konjunktur wird hoffentlich in den Weihnachtsferien unseren konservativen Abgeordneten recht lebhaft bewußt werden. Es kommt nicht allein darauf an, den Schaden, den der russische Handelsvertrag angerichtet hat, auszugleichen, wir dürfen auch einen Zollkrieg mit den wieder herausfordernd protektionistisch vorgehenden Vereinigten Staaten nicht scheuen, und dazu können allenfalls die Verträge mit unseren Nachbarstaaten noch von Nutzen sein, da es sich doch auch um ihre Sache handelt. Auf Rußland, das seine Handelsbeziehungen zu Amerika zu unserem Nachtheil erweitert, wird dabei allerdings nicht zu rechnen sein; es gehört eben nicht zu der „mitteleuropäischen Interessengemeinschaft“, die Graf Caprivi stärken wollte und durch den russischen Handelsvertrag wieder geschwächt hat.

In der inneren Wirtschaftspolitik stehen wir nunmehr wohl unmittelbar vor der wichtigen Börsenreform. Hier gilt es noch heute, den Verdunkelungen des Zieles durch die schlaunen Gegner und die irrenden Freunde vorzubeugen. Ein Irrthum ist es, zu glauben, man könne dem Börsenschwindel alle Wege verlegen. Gewiß muß das versucht werden; aber man sehe doch nur, wie sich um diese populäre Aufgabe auch die begeistertsten Verehrer des Börsengeschäftes bemühen und uns leicht den Rang ablaufen. Freisinnige Journale, die wöchentlich mindestens einen neuen Börsenschwindel aufdecken, erzeugen leicht die Vorstellung, als handle es sich bei der Börsenreform nur um die Befreiung der „Auswüchse“, der wilden Schößlinge an einem edlen Fruchtbaume. Ich will gewiß nicht dem Schwindel das Wort reden. Aber ich hatte einmal einen Birnbaum, der für jeden wilden Wurzelschößling, den ich abschneit, drei, vier neue herauszuschicken verstand, bis ich fand, daß die Krone krank war und verjüngt werden mußte; er trug dann zwei Jahre lang keine Früchte, hernach aber um so zahlreichere und bessere. So steht es auch um die Börse: oben muß das heitende Messer angelegt werden, wo die Frucht wachsen soll.

Was in diesem Monat an der Börse geschehen ist, war wieder sehr lehrreich. Zunächst handelte es sich um eine Ergänzungswahl für das Kollegium der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft. Die Geheimen Kommerzienräthe Freunzel und Mendelssohn-Bartholdy schieben turnusmäßig aus. Sie haben der Börsen-Enquete-Kommission angehört, und da sie nach dem Urtheil der kleineren und mittleren Bankiers bei den Beratungen dieser Kommission mehr das Interesse der Hautebanque als das der Börsenmehrheit vertreten haben, entspann sich zwischen ihrem Anhang und dem „Mittelstand“ der Börse ein sehr hitziger Kampf, der mit ihrer Niederlage endigte. Der Vorwurf, den man ihnen an der Börse macht, ist nur zum Teil gerechtfertigt. Wohl haben sie es vortrefflich verstanden, alle Angriffe auf die wirtschaftliche Thätigkeit der großen Emissionshäuser umzubiegen. Aber dabei kam ihnen die großkapitalistische Mehrheit der Kommission sehr zu Hilfe. Alles, was gegen die Kassenbanken gesagt wurde, fand taube Ohren und ein ablehnendes Schweigen. Wichtiger und schwieriger in der That war die Aufgabe der Herren Aeltesten gegenüber den Angriffen auf die Praktiken der unmittelbar an der Tages speculation beteiligten Bankiers und Kommissionäre. Da haben sie nicht grundsätzlich ablehnen können, daß „etwas zu geschehen scheine“. Als das geringste Uebel von allen Vorschlägen erkannten sie für die Produktenbörse das Register der Termispekulanten, für die Fondsbörse einen neuen, aber recht inhaltlosen Wucherparagrafen, und dem widersetzten sie sich dann auch nicht mehr. Das Resultat ist nun

aber: die Großen bleiben in den Beschlüssen der Enquete-Kommission ungeschoren, die Kleinen müssen Haare lassen. Das hat verbittert, und die Herren wurden nicht wieder gewählt.

Doch es erstand ihnen ein Rächer. Ein vereideter Makler, Anhänger der Partei der Großen, veröffentlichte in einem abhängigen Börsenblatte die Geheimnisse des Kursmachens. Da wurde den Maklerbanken und ihren Agenten, den Bankiers und den von ihnen slavisch abhängigen vereideten Maklern ein Sündenregister vorgehalten, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Dieser Gegenstoß saß. Abstreiten ließ sich dies Sündenregister nicht, aber die Belehrung der Börsemenge über das, was die Herren Aeltesten in der Enquete-Kommission nicht gesagt haben, ob sie es gleich hätten sagen können, wenn sie wirklich Gegner der „Kleinen“ gewesen wären, diese Belehrung kam zu spät. Der Verwundete schlug nun blind darauf los wie ein undisciplinierter Burtsche, wenn er von dem schwächeren, aber geschickteren Gegner einen Wutigen erhalten hat. Die Börse wurde wieder zum Mühlendamm, der Makler und seine journalistischen Sekundanten erhielten Prügel. Die Exekutivbehörde, die von dem Vertrauen der prügelnden Menge erwählte, konnte keinen Schuldigen ermitteln und drohte nur wie ein schlechter Pädagoge: „Wenn ihr das noch einmal thut, bestrafe ich euch ununschäfllich!“ Ob damit der Froschmäusekrieg an der Börse beendet ist, wage ich nicht zu prophezeien. Die Judenschaft ist unerschreckbar, wenn sie erst in Wut gerät, und ihre Dummheit ist da am naivsten, wo die Herren unter sich zu sein glauben. Wärdten sie nur weiter in der Hitze des Streites ihre Karten aufdecken!

Für die Börsenreform geht aus allen diesen, so komisch aussehenden Ereignissen die erste Lehre hervor: das ganze Institut ist verrottet und verkommen; ohne strenge staatliche Kontrolle kann es nur zu unserer Ruine führen; die Großen und die Kleinen thun an ihrem Teile nach besten Kräften alles, um ohne Rücksicht auf die Gesamtheit die Börsenprivilegien für sich auszubenten; und da die Thronrede, mit der der Reichstag eröffnet wurde, den Schutz der Gesamtheit gegen alle Sonderinteressen verheißt, so muß sowohl das Monopol der großen ausländischen Emissionen, wie das Monopol des Kursmachens bei den kleinen Papieren beseitigt werden.

Wir gehen mit einem fast beispiellos niedrigen Zinsfuß in das neue Jahr hinüber, und die Staaten, Kommunen und Gesellschaften suchen daraus für ihre Zinsenlast Vorteil zu ziehen. Es ist eine von der Börsenpresse beharrlich aufrecht erhaltene Fiktion, daß der Geldüberfluß nur eine Folge jahrelanger Zurückhaltung der Kapitalisten gegenüber den Anforderungen der Industrie und des fremdländischen Staatskredits sei. Allerdings haben die Emissionen der letzten drei Jahre viel niedrigere Ziffern aufzuweisen, als die vorhergehenden. Aber es war nicht das Mißtrauen, das die Kapitalisten abhielt, nach neuen Aktien und Obligationen zu verlangen, es war das allgemeine Unvermögen, das die Emissionsthätigkeit niederhielt, und das Ueberspannen des Kredits fast aller bei uns Geld suchenden Staaten. Rußland hatte sogar bei den französischen Rentiers seine große dreiprozentige Anleihe nicht ganz unterbringen können, und erst als die Finanzkunst Rothschilds dem Zarenreiche zu Hilfe kam, gelang der Verkauf des Restes. Jetzt freilich hat Rußland ein Ansehen in Europa, auf das hin es jede Summe wird erhalten können. Dafür hat auch unsere auswärtige Politik gesorgt. Portugal, Italien, Spanien, Griechenland, Serbien und alle amerikanischen Republiken mußten ihrer bedenklichen Finanzlage wegen auf neue Anleihen verzichten oder doch sehr ungünstige Bedingungen eingehen. Dazu war der Geschäftsgang in unserer Industrie recht still, für neue Kapitalien hätte sie keine Verwendung gehabt. Die Ebbe in der Emissionsthätigkeit hatte also Ursachen, die nicht auf seiten der Kapitalisten lagen. Wohl möglich, daß nunmehr das Sparkapital im allgemeinen wieder gewachsen ist und nach neuen Anlagewerten verlangt. Aber merkwürdig ist es doch, daß dieses Bedürfnis um die Mitte dieses Jahres sich so explosiv geltend machte. Damals stieg der Kurs unserer

dreiprozentigen Fonds in wenigen Wochen um etwa 9 Prozent, und dieselbe Bewegung machten nach und nach alle deutschen Fonds. Woher stammte denn diese plötzliche Hochflut des Kapitals? Darauf giebt es nur eine Antwort, und sie ist unzweifelhaft richtig: Aus den Rothschild'schen Banken. Die Kurse waren so tief gesunken, daß ein weiterer, für die Großspekulanten immer noch vorteilhafter Fortschritt nach unten nicht mehr zu erzielen war. Das war der Zeitpunkt, an dem eine neue Bewegung mit Erfolg einsetzen konnte. Wieder, wie schon oft, soll sie eingeleitet werden mit Konversionen. Diese verdrängen einen großen Teil des Kapitals aus den sicheren Anlagen und machen die Besitzer geneigt, sich an gewagteren Geschäften zu beteiligen. In dieser Einleitungsperiode befinden wir uns jetzt. Sie läßt schon jetzt deutlich erkennen, daß die ganze Bewegung künstlich gemacht ist und nicht auf einer fortschreitenden Besserung der wirtschaftlichen Zustände beruht. Wohl glücken die Emissionen, weil sie infolge des billigen Prolongationszinsfußes ($1\frac{1}{8}$ Prozent am Jahreschluß!) der Spekulation Vorteile bringen, und weil das aus seinem soliden, besseren Besitz herausgedrängte Publikum nach ihnen greifen muß. Aber um der ganzen Kursbewegung einige Dauer versprechen zu können, müßte man doch sehen, daß Landwirtschaft und Industrie neu aufblühen, und das wagt niemand zu behaupten. Für die heutige Rentabilität sind auch die Industripapiere, nicht nur die im Ultimoverkehr als Spielobjekte dienenden, sondern auch die nur per Kasse gehandelten, schon zu hoch im Kurse. Da läßt sich schwerlich eine neue Gründungsära als Fortsetzung und Schluß der Bewegung auf dem Rentenmarkte herauszaubern.

Schneller als man erwartet hatte, brachte der russische Finanzminister seine Konvertierungsanleihe auf den Markt. Er hat sich damit wohl bei seinem neuen Souverän gut einführen wollen, und er hat es in der That durchgeführt, daß der englische Rothschild, Schwiegersvater Lord Roseberys, sich an der Operation beteiligte, daß die Anleihe in Frankreich, Deutschland, Belgien, Holland und England aufgelegt, und daß sie fünfzigmal gezeichnet wurde. Trotzdem ist die Unterbringung nur eben geglückt, wie man aus dem schnellen Schwinden des Agios nach der Zuteilung erkennen kann. Mit welchem Hochdruck Herr Witte die Sache betrieb, ergibt sich schon aus seinen im vorigen Berichte erwähnten enormen Goldsendungen an die großen Börsenplätze; diese Summen haben im Verein mit den Rothschild'schen Mitteln den Zinsfuß bei der Jahreswende auf dem niedrigsten Stande erhalten und werden auch weiteren Operationen Wittes den Weg ebnen.

Viel Gutes hat diese Beeinflussung des Marktes aber doch auch im Gefolge. Es wird wieder möglich, dringende Verkehrsbedürfnisse durch die Geldbeschaffung am offenen Markt zu befriedigen. Solche Geschäfte bringen freilich nur geringen Unternehmergewinn und werden daher von den Banken mit einer Lauheit und Schwerefälligkeit betrieben, die recht charakteristisch für unsere Zustände sind. Nicht ganz 2 Millionen Mark vierprozentiger Obligationen der Ostdeutschen Kleinbahngesellschaft sind alles, was in dieser Zeit des billigen Geldstandes und der billigen Eisenpreise für die so dringend nötige Entwicklung des Kleinbahnnetzes dem Publikum abverlangt worden ist. Flotter geht es mit den Elektrizitäts-Gesellschaften. Das größte Unternehmen neuen Stiles auf diesem Gebiete sind die Ikarwerke bei München. Sie schaffen ein neues Industriezentrum mit billiger Betriebskraft und werden gewiß vorbildlich sein für andere Unternehmungen dieser Art an Orten mit großer Wasserkraft. Die Umwälzungen, die mit dieser neuen Kraftquelle in die industriellen Verhältnisse hineingetragen werden, verdienen die größte Aufmerksamkeit der Volkswirte.

Berlin, 26. Dezember 1894.

Dr. Th. Müller-Fürer.

Kolonialpolitik.

Als wir vor Jahresfrist unsere Stellung zu dem damaligen kolonialen Kurse, wie er sich im Kolonialetat von 1894/95 darstellte, klarlegten, konnten wir nur in Uebereinstimmung mit der kolonialfreundlichen Presse Deutschlands bedauern, daß man in unserer Kolonialleitung ein zielbewußtes und hoffnungsfrendiges Vorwärtstreben durchweg vermisse. Aber das Jahr 1894 hat besser geendet als es angefangen; der Rücktritt des Grafen von Caprivi bezeichnet in der deutschen Kolonialpolitik einen Wendepunkt, der wohl nirgendwo so deutlich als in der Antrittsrede des neuen Reichskanzlers hervorgetreten, der aber auch im neuen Etat bei den wichtigsten Fragen unverkennbar zur Wirkung gekommen ist. Wenn wir dies als eine günstige Vorbedeutung für das Jahr 1895 ansehen, so liegt hierin zugleich die Hoffnung, daß die Kolonialpolitik der neuesten Richtung bei dem entschiedenen Widerspruch, den sie bei ihren Gegnern finden wird, in den bevorstehenden Reichstagsverhandlungen einer nachdrücklichen Vertretung seitens der Regierung nicht entbehren wird. Es kann nicht angehen, daß man etwa wie bei der unglücklichen Verteilung der Umsturzvorlage den Gegnern vorab gleichsam die Harmlosigkeit des Entwurfs versichert. Zweifellos wird der neue Etat die gesamte Linke des Reichstages von Richter bis Singer gegen sich haben; das geringste Zeichen von Unentschlossenheit am Tische des Bundesrates wird eine Reihe von Abstrichanträgen im Gefolge haben, die samt und sonders den Zweck verfolgen, den „Kurs Hohenlohe“ auf den „Kurs Caprivi“ zurückzudrehen. Für diesen mit Sicherheit vorauszusehenden Fall möchten wir jedenfalls rechtzeitig die Erwartung aussprechen, endlich einmal wieder Kenner unserer Schutzgebiete im Reichstage sprechen zu hören. Darf man vom neuen Reichskanzler die energische Vertretung unserer Interessen vom allgemein nationalen und wirtschaftlichen Standpunkt aus erhoffen, so muß man zur Verteidigung der einzelnen Forderungen erwarten, daß Redner wie Dr. Peters für Ostafrika herangezogen werden, die nicht nur eine elegante parlamentarische Leistung darbieten, wozu ja auch der Chef der Kolonialabteilung zweifellos sehr befähigt ist, sondern auf Grund ihrer selbstgesammelten Erfahrung sprechen können. Man wird auch den Eindruck nicht verkennen dürfen, den eine Erwiderung von Kapacitäten wie Dr. Peters und v. Wislmann in weiteren Kreisen machen muß, wenn Eugen Richter oder Singer die alte Melodie von Abenteuer und Sonder-Interessen aufstimmen. Es giebt eben im deutschen Reich so viele Leute, die zur Stärkung des „bürgerlichen Freiheitsgeföhls“ und zum richtigen Genuß des Abendstoppens die altvertrauten parlamentarischen Leierkastenweisen nicht entbehren können, die heute wie vor Jahrzehnten den Hauptinhalt der nun einmal urdeutschen Bierbankpolitik ausmachen.

Fragt man nun nach den wichtigsten Aenderungen in dem Verwaltungssystem unserer Schutzgebiete, so ist in erster Reihe auf Kamerun hinzuweisen. Diese Kolonie wurde bekanntlich bisher mit balanzierendem Etat verwaltert, d. h. sie brachte die Ausgaben für ihre Verwaltung selbst auf. Wir haben etwa zwei Jahre lang unausföhrlieh auf diesen unhaltbaren Zustand hingedeutet, der die politische Entwicklung von Kamerun geradezu lähmte, da stets Geldmangel sich fühlbar machte, wenn es galt, den unausgeseht vordringenden Franzosen im Hinterlande zuzurufen. Nun ist die oft verlangte Aenderung eingetreten. Der Fonds für Expeditionen und Stationen, der in den drei letzten Jahren von 100000 auf 60000 und schließlich auf 40000 Mark verringert war, hat seine alte Höhe wieder erhalten, für die Schutztruppe ist eine Summe vorgeseht, welche einen Bestand von 240 Mann — 1893 waren es noch 50 Mann — ermöglicht, das weiße Personal der Schutztruppe, das ehemals durch den Assessor Wehlan „im Nebenamt“ repräsentiert wurde, ist auf 3 Offiziere und 10 Unteroffiziere gebracht. Endlich werden bedeutende Mittel zur Ausführung von Bauten, Ergänzung des Inventars u. s. w. gefordert. Es ist keine Frage, daß die Forderung von 600000 Mark

Reichszuschuß für Kamerun wohl den größten Widerstand im Reichstage finden wird. Wir wollen nicht verschweigen, daß er an diesem Punkte am wenigsten unberechtigt ist. Denn der Gesichtspunkt, der für unsere Anschauung maßgeblich war, als wir einen solchen Etat schon früher dringend forderten, war ein rein politischer, er betraf die Schutztruppe, Stationen und Expeditionen lediglich im Hinblick auf den äußeren Ausbau der Kolonie, d. h. auf die Hinterlandbestrebungen. Wäre damals, vielleicht vor zwei Jahren, die Gründung von drei Flußstationen zur Erschließung des Sannaga- oder Nkamflusses in Angriff genommen worden, wie sie jetzt angekündigt wird, so würde höchst wahrscheinlich der direkte Weg von Kamerun nach Adamaou schon vor Abschluß des deutsch-französischen Hinterland-Vertrages über das Hinterland geöffnet gewesen sein, von Stetten und von Uchtritz hätten eine viel nähere Route zu ihren Expeditionen ins Innere nehmen können und der unglückliche Verzicht auf Bagirmi und den centralen Sudan zu Gunsten Frankreichs wäre wohl überhaupt nie eingetreten. Diese Möglichkeiten sind nun vereitelt, da die Grenzen der Kolonie nach allen Seiten hin festliegen. Es geht also mit der Etatserhöhung wie mit dem Rücktritt des Grafen von Capriovi, sie hat nur den einen Fehler, daß sie zu spät kommt. Wenn wir sie trotz dieses verhängnisvollen Fehlers auch heute noch gutheißen, so geschieht dies, weil wir der Ansicht sind, daß die deutsche Station in Kamerun und den Hinterländern durch ein einigermaßen kraftvolles Auftreten nachholen muß, was seit vier Jahren dort veräumt ist. Wenn wir überhaupt politischen Einfluß in den Sultanaten Rgaundere und Tola gewinnen wollen, ist nicht viel Zeit mehr zu verlieren, um das Ansehen unserer Flagge ohne große kriegerische Konflikte zur Geltung zu bringen. Soll dies in kurzer Zeit geschehen, so muß die Stationsanlage an der künftigen Wasserstraße des Nkam Hand in Hand gehen und man muß mit Expeditionen von dieser Basis aus nach dem Inneren vordringen, wie dies in Deutsch-Ostafrika geschehen ist. Nachdem die Grenzen der deutschen Interessensphäre festgelegt sind, ist es nötig, wenigstens den bedeutenderen Sultaneu zu zeigen, daß die europäischen Abmachungen, soweit sie uns ausschließliche Rechte einräumen, nicht etwa nur auf dem Papier stehen. Je länger man damit zögert, in regelmäßige Beziehungen mit den größeren Gewaltbabern zu treten, während Engländer und Franzosen sich schon um die Anknüpfung und Befestigung von Handelsverbindungen bemühen, desto schwieriger wird es werden, später auf Grund diplomatischer, in Europa und ohne Mitwirkung der Eingeborenen geschlossener Grenzverträge bei diesen die Anerkennung der uns unentbehrlichen Hoheits- und Verkehrsrechte durchzusetzen. Es ist also auch hier wieder die Rücksicht auf die energisch vorgehenden Konkurrenten England und Frankreich, die uns zwingt, nicht den Schein zu erwecken, als ob wir der Mittel entbehrten, eine uns als diplomatischem Wege gesicherte Interessensphäre wirtschaftlich zu erschließen. Hoffentlich ist mit der Wiederannahme der Vorwärtsbewegung im Hinterlande die unselige Periode Capriovi-Zimmerer für alle Zeiten abgeschlossen, in der die Schutztruppe nicht vorwärts kam, weil die Mittel fehlten, und der Handel an der Küste klemm blieb, weil der Schutz des Militärs, insbesondere die Sicherung und Bedeckung der Karawanen mangelte. —

Das einzige afrikanische Schutzgebiet, das keinen Reichszuschuß erfordert, ist jetzt noch Togo. Dieses Schutzgebiet ist vor allen anderen dadurch begünstigt, daß es eine bescheidene und zur Plantagenarbeit geeignete Bevölkerung aufweist. Infolgedessen hat sich der Anbau von Nutzpflanzen an der Küste, besonders von Baumwolle, außerordentlich entwickelt; ebenso findet der Hinterlandhandel nur Unterstützung bei den Eingeborenen und hat nicht die Hemmnisse, besonders Erpressungen und Ueberfälle der Karawanen, zu überwinden, wie in Kamerun und Ostafrika. Nur an den Grenzen unserer Interessensphäre hat sich das Bedürfnis nach behördlichem, speziell militärischem Schutz sichtbar gemacht, so daß in Kratschi, dem nächsten größeren Handelsplatz in der Richtung auf die neutralen Sultanate Salaga und Tendi, ein Schutztruppenkommando unter einem Offizier stationiert ist. Wenn hierdurch das Prinzip der militärischen „Schutzstationen“,

die neuerdings vielfach in der Presse im Hinblick auf Deutsch-Ostafrika als zu teuer und unzweckmäßig hingestellt worden sind, sich aufs neue als richtig und praktisch notwendig herausgestellt hat, so ist nicht recht erfindlich, weshalb sich im Etat für Togo kein Posten „für Stationen und Expeditionen“ findet. Wir können darin nur den alten in Kamerun als so verhängnisvoll erwiesenen Fehler sehen, die Kosten der Stationen möglichst aus dem Etat verschwinden zu lassen, um den Anschein einer recht „friedlichen“ und kaufmännischen Verwaltung zu wahren. Dies ist auf die Dauer doch nicht aufrecht zu erhalten, da die neu ausgesandte Hinterland-Expedition sicherlich Erwerbungen machen wird, die eine gewisse Repräsentation erheischen.

Endlich sind Nachrichten von der deutschen Togo-Hinterland-Expedition eingetroffen, nach welchen alles wohltauf ist und der Marsch zum Niger fortgesetzt wird. In der Presse ist es aufgefallen, daß der veröffentlichte Privatbrief über die Station Misahöhe zur Küste gelangt ist. Misahöhe liegt im westlichen Teil des Schutzgebietes, während die durch die Franzosen bedrohten Landschaften, welche zwischen Togo und dem Niger liegen, nordöstlich der deutschen Sphäre gelegen sind. Man hat offenbar übersehen, daß ein Brief auch dann über Misahöhe trotz des Umweges gehen muß, wenn der Absender sich wirklich nordostwärts gewandt hat. Denn Misahöhe ist seit der Aufgabe von Bismarckburg die nördlichste Station im Schutzgebiete, da die neue Militärstation Kratschi wahrscheinlich noch nicht definitiv organisiert ist. Es ist also aus dem Wege, den jene Nachricht genommen hat, nicht zu schließen, daß die Expedition etwa ihren wichtigsten Zweck, die Verbindung mit dem Niger, soweit diese bei dem Vorprung der französischen Konkurrenzexpedition Deceour noch möglich ist, aus dem Auge gelassen hat, sondern man wird einen Rückschluß auf die Station Bismarckburg ziehen müssen, und zwar dahin, daß dieser Platz, der den Stützpunkt der Hinterland-Expedition hätte bilden müssen, nicht einmal mehr die Bedeutung einer Verkehrsstation hat. Die Einsetzung eines farbigen Agenten hat also wohl nicht die Wirkung gehabt, die Zurückziehung eines deutschen Offiziers mit einem Schutztruppenkommando gut zu machen. Es ist allerdings fraglich, ob die ungünstige Wirkung der Aufgabe von Bismarckburg als Regierungsstation jemals offiziös zugegeben wird, zumal auch die Hinterland-Expedition, die ja von Reichswegen unterstützt ist, schwerlich darüber öffentlich Klarheit schaffen dürfte; das macht uns aber in unserer Ueberzeugung nicht wandend, daß eine Erschließung des Hinterlandes ohne Stationen unmöglich ist, und daß eine nebensächliche Behandlung dieser Frage, wie sie in dem Fehlen jedes Stationsfonds für Togo im neuen Etat liegt, sich über kurz oder lang nachteilig bemerkbar machen muß. Hat man diese Wahrheit für Kamerun endlich eingesehen, wenn auch zu spät, so ist der in Togo wiederholte Fehler um so unbegreiflicher, als dort die Grenzfragen im Hinterlande noch ungelöst sind und eine Aenderung der Praxis nicht zu spät käme. Man mag die Abneigung, auch für Togo einen Reichszuschuß zu fordern, wie man es jetzt für Kamerun thut, erklären aus der im auswärtigen Amte eingebürgerten Gepflogenheit, den Togo-*Etat* als eine Sache anzusehen, die im Reichstag überhaupt zu keinen Erörterungen Anlaß giebt, eine für die Kolonialleitung in der That sehr angenehme Eigenschaft; aber wir hoffen, daß in der Budgetkommission sowohl als im Plenum seitens kolonialfreundlicher Abgeordneter rückhaltlos auf die Gefährlichkeit dieser billigen Praxis hingewiesen wird. Es ist sehr möglich, daß die Resultate der jetzt unterwegs befindlichen Hinterland-Expedition einer Ergänzung bedürfen, um den Franzosen gegenüber voll ins Gewicht zu fallen. Ein solches Ziel ist aber sehr schwer erreichbar, wenn die natürliche Grundlage einer erfolgreichen Hinterlandpolitik, d. h. eine Reihe von Stationen fehlt. Diese Vorbedingung wäre zu erfüllen, wenn 50 000 Mark für Stationen im Etat vorgesehen wären. Wir glauben nicht, daß ein solcher Posten Widerstand im Reichstage gefunden hätte.

Bietet Togo mit seinem verhältnismäßig bedeutenden Handelsverkehr, seinem regen Plantagenbetrieb und seinem winzigen Militäretat das Beispiel einer „rentablen“ Kolonie

bar, so bildet Deutsch-Südwestafrika hierzu das Gegenstück. Die Einnahmen der Verwaltung sind für 1895/96 auf 27 000 Mark geschätzt, die Schutztruppe kostet etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Trotz dieses Abstandes besteht heute für den vorurteilslosen Kolonialpolitiker kein Zweifel, daß Deutsch-Südwestafrika das wertvollste unserer Schutzgebiete darstellt. Eine Verbesserung des nationalen „Wohlstandes“, soweit darunter die Ersparrung jener ungeheuren Entmenen verstanden wird, die wir bisher für nichtdeutsche Kolonialwaren jährlich ausgeben, kann zwar von Südwestafrika nur in geringem Maße erwartet werden. Auch der Minenbetrieb, der sich aus Gesellschaftsgründungen, die viel zu viel englisches Kapital aufweisen, entwickeln soll, wird seinen klingenden „Segen“ mehr nach England als nach Deutschland abgeben. Aber das Land bietet Raum und Aussichten für auswanderungslustige Bauern und Handwerker, und darin liegt der „nationale“ Wert, den ihm keins der deutschen Schutzgebiete streitig macht. Eine Kolonie, in der sich der Deutsche auf eigenem Grund und Boden, in der größeren Bewegungsfreiheit, welche in der Ausdehnung und getrennten Lage der Farmen begründet ist, betätigen kann, ohne in Versuchung zu geraten, seine Stammeigentümlichkeiten aufzugeben, ist seit Generationen eine nationale Notwendigkeit, deren frühere Erfüllung nur durch die politischen Zustände im Mutterlande verhindert worden ist. Welch ein anderes Bild würde Südamerika, Australien und Nordamerika bieten, wenn der ungeheure Prozentsatz deutschen Blutes, der romanischen und englischen Staatswesen zugute gekommen ist, sich zu national-deutschen Staatskörpern konsolidiert hätte! Es ist wie ein spätes Geschenk der Vorsehung, wenn sich, kaum erwartet und erhofft, jetzt noch die Möglichkeit bietet, durch deutschen Fleiß und deutsche Fähigkeit endlose Strecken scheinbaren Ledlandes in fruchttragende Fluren umzuwandeln und das großartige nationale Meisterstück, das der deutsche Kolonist in der Mark, Pommern und Preußen geleistet, unter einem freundlicheren Himmel zu erneuern. Was gelten hier die Reichszuschüsse, die das Mutterland wohl noch ein halbes Jahrzehnt oder noch länger dem Tochterlande leisten muß. Eine Volksvertretung, welche diese Forderungen, welche hauptsächlich zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung nötig sind, verweigern wollte, würde sich für alle Zukunft das Zeugnis politischer Verständnislosigkeit anstellen.

Freilich wird man in Zukunft eine andere Begründung des Etats verlangen müssen, als sie diesmal geboten wird. Es heißt doch, sich die Sache zu leicht machen, wenn die Kolonialleitung 200 000 Mark einfach für „Bureaubedürfnisse, Porto, Frachtkosten für die Beförderung dienstlicher Bedarfsgegenstände von der Küste nach den Stationen im Innern u.“ fordert. Wenn ferner für die „Remuneration“ von 540 Mannschaften je nach Charge 1000 bis 1500 Mark, zusammen 560 000 Mark, außerdem für „Berpflegung“ der Truppe 400 000 Mark verlangt werden ohne jede nähere Erläuterung, so wird man sich nicht wundern, wenn in der Beratung derartige Positionen nicht glatt durchgehen. Ähnlich steht es mit den Kosten der Zivilverwaltung. Hier tauchen zwei „dem Landeshauptmann“ beigegebene höhere Verwaltungsbeamte auf, während ein Landeshauptmann als solcher gar nicht zu existieren scheint und nur als „Führer der Truppe“ aufgeführt wird. Deuten diese Unvollkommenheiten überhaupt auf provisorische, in der ersten Entwicklung begriffene Zustände, so wird man seitens der Kolonialleitung doch nicht lange mehr zögern dürfen, ein Kultivationsprogramm zu entwickeln.

Es ist vielleicht nicht unberechtigt, wenn man sich in den Denkschriften zunächst ausführlich über den wirtschaftlichen Wert des Landes verbreitet hat, denn dieser wird auch manchem Reichstagsabgeordneten zum ersten Male in der dargebotenen wissenschaftlichen und übersichtlichen Weise vor Augen gestellt. Aber für die Volksvertretung kommt es auch darauf an, genauer zu erfahren, wie die geforderten Mittel zur Erschließung und Besiedelung des Landes helfen sollen. Jedes Schutzgebiet beansprucht sein eigenes Wirtschaftsprogramm. Hoffentlich bietet zu einem solchen das Jahr 1895 die nötigen praktischen Erfahrungen und Beobachtungen, wozu wir in erster Reihe am-

liche statistische Erhebungen rechnen möchten. Diese bilden ja auch die unentbehrliche Grundlage für jede selbständige und erfolgreiche Finanzwirtschaft, für die bis jetzt noch alle Erfordernisse zu fehlen scheinen.

Einen um 330000 Mark erhöhten, im ganzen 3700000 Mark betragenden Reichszuschuß erfordert Deutsch-Ostafrika. Der übersichtliche und den Gang der Verwaltung hinreichend klarlegende Etat ist nicht ohne Bezugnahme auf die Denkschrift zu beurteilen. Die letztere befindet sich aber erst seit wenigen Stunden in unseren Händen. Wir müssen daher auf eine Besprechung verzichten. Hervorgehoben sei nur die Einrichtung einer besonderen Finanzverwaltung. Diese Neuerung zeigt, daß der Gouverneur nicht geneigt ist, eine bloße „Militärwirtschaft“, wie in gewissen Prehangriffen gesagt wurde, aufrecht zu erhalten oder zu konstituieren. Tatsächlich dürfte denn auch die Finanzverwaltung einem fühlbaren Bedürfnis entsprechen. Man mag über den „Assessorismus“ denken, wie man will: ohne weiteres dürfte einleuchten, daß ein Schutzgebiet mit fast 6 Millionen Einwohnern im Budget geschulter und gut besoldeter Verwaltungsbeamten bedarf. Es wird sich sogar herausstellen, daß der einzige höhere Verwaltungsbeamte („Abteilungschef“) mit einem Landrentmeister kaum zur Wahrnehmung der leitenden Geschäfte ausreicht. Wenn in einigen Tagesblättern fortgesetzt die Einschränkung der militärischen Ausgaben gefordert wird, so muß man zunächst abwarten, ob die Möglichkeit einer solchen Einschränkung auch bewiesen werden kann. Bis jetzt stehen wir dazu recht skeptisch, umsomehr, als nebenher die schon im vorigen Heft charakterisierten Angriffe auf den jetzigen Gouverneur fortgesetzt werden. Wie wenig sachlicher Wert in diesen Ausführungen steckt, mag ein Beispiel darthun.

Man macht es dem Gouverneur von Schele zum Vorwurf, daß er sich aus dem Wahegebiet zurückgezogen hat, ohne in der eroberten Hauptstadt Kuirenga eine Station zu errichten und ein Schutztruppenkommando zu etablieren. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß eine solche Station 40 deutsche Meilen von dem nächstgelegenen Posten Lu-Solwe entfernt, d. h. völlig isoliert sein würde. Man müßte also zunächst noch eine Zwischenstation einrichten und dann der Besatzung von Kuirenga eine außergewöhnliche Stärke im Mannschaftsbestande und in der Bewaffnung verleihen. Dabei spricht für den wirtschaftlichen Wert einer solchen Station nichts. Kuirenga liegt weder an einer bekannten Karawanenstraße, noch läßt sich künstlich ein Verkehr mitten durch das Wahegebiet organisieren. Der Etat aber würde durch eine Mehrausgabe von 50000 Mark oder darüber belastet werden, falls überhaupt nicht eine Vermehrung der Schutztruppe eigens hierzu nötig würde. Die Station würde also eine teure und nebenbei unproduktive Maßregel sein. Es spricht doch wohl nicht für „Militarismus“, wenn der Gouverneur hiervon Abstand genommen hat.

Zum Schluß bleibt zu registrieren, daß neuerdings der Rücktritt des Gouverneurs von Schele mit der Begründung angekündigt wird, daß ihm die Unterstellung unter den Chef der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes nicht zusage. Wir gestehen gerne zu, daß uns ein solcher Grund durchaus verständlich sein würde, da die frühere Selbständigkeit der Gouverneure fast fortfällt, seitdem sie nicht mehr den Reichskanzler, sondern einen im Range ihnen gleichstehenden Chef haben. Wenn wir nun auf der einen Seite den Rücktritt bedauern, so würden wir ihn auf der anderen gutheißen, falls dadurch die Finanzverwaltung durch einen neuen Chef, und zwar einen Nichtmilitär, gehoben werden kann. Ob Major von Wismann, der als Nachfolger des Gouverneurs genannt wird, die geeignete Persönlichkeit sein würde, lassen wir dahingestellt. Von „Verwaltungstalenten“, auf die es hier ankommt, haben wir wenigstens bei Wismann nie etwas gehört. Sympathischer wäre uns Dr. Peters. Dieser hat wenigstens einmal, bei seiner Emin-Bascha-Expedition, gezeigt, daß er mit wenig Mitteln Großes erreichen kann. Jedenfalls möchten wir zu Beginn des neuen Jahres, zum ersten Male, seitdem wir die Kolonialpolitik in besonderen Aufsätzen behandeln, den Wunsch aus-

sprechen, daß unter keinen Umständen nach Ablauf des nächsten Etatsjahres eine nochmalige Erhöhung des Reichszuschusses eintreten möge. Deutsch-Ostafrika muß endlich einmal zeigen, daß es nicht stets größerer Hülfen bedarf. Unseren braven Kulturpionieren jenseits der Meere aber wünschen wir am Schluß des scheidenden Jahres:

Gute Erfolge für 1895!

Von der Kunst.

(Aus dem Tagebuche eines Kritikers.)

Ein griesgrüniger alter Junggefelte, der von seiner schlesischen Residenz aus Leipziger, Frankfurter und Wiener Journale mit hübsch geschriebenen, aber immer knurriger werdenden Artikeln versorgt, hat seinen Weltbürger vor kurzem auch an den kleinen hübschen Dingen ausgelassen, die in den Schaufenstern der sogenannten Galanteriewaren-Geschäfte anliegen: Es sei entwürdigend für die Arbeiter, solchen Tand, den doch niemand kaufen möge, anfertigen zu müssen, und es sei eine Verschwendung von Zeit, Kraft, Geist und Kunstfertigkeit, kurz ein Verbrechen an unserer Volkswirtschaft, dergleichen Blunder herzustellen. Der Herr ist einer der besten deutschen Schriftsteller; er weiß selbst die gewagtesten Behauptungen so schön vorzutragen, daß der Leser sich vor den Kopf schlägt, sich seiner bisherigen Dummheit schämt und dem Verfasser für die dargebotene Belehrung dankt. Einen solchen Triumph hat er auch bei mir gehabt. Seine Lehre von der Verwerflichkeit der Galanteriewaren-Industrie schlich sich bei Gelegenheit einer Nach-Tisch-Vektüre seines Buches in meine Gedankenwelt ein; ich hatte kein persönliches Interesse daran, mich gegen diese Lehre zu verschließen, und da sie hübsch entwickelt, auch mit einiger Wissenschaftlichkeit gegen allerlei Einwendungen verteidigt war, so wurde sie mir unversehens zu einem der Axiome, mit denen man sich in einer Großstadt gern gegen die Straßen- und Geselligkeits-Eindrücke wappnet.

Das dauerte bis heute. Da finde ich mich plötzlich in einem der Galanteriewarengeschäfte, an deren Schaufenstern ich täglich mit dem Gedanken vorübergegangen war: „Dinge, die niemand kaufen mag; Verschwendung der Volkskraft u. s. w.“ Ich bin nicht zufällig in den Laden geraten, sondern mit der Absicht von zu Hause fortgegangen, gerade in diesem Laden ein ganz bestimmtes, ganz überflüssiges Ding zu kaufen, um es meiner hübschen Nichte zu Weihnachten zu schenken. Als mir der Ladenbesitzer das Paket einhändig, scheint er zu grinsen. Ich hatte während des Einkaufs an gar nichts anderes gedacht, als an das erwähnte hübsche Gesichtchen, wie es wohl über den guten Einfall des guten Onkels strahlen würde. Nun unterbreite ich zu Hause pflichtschuldigst den erhandelten überflüssigen Gegenstand dem Gutachten der höheren Instanz, und auch deren hübsches Gesichtchen strahlt vor Entzücken. Also sehe ich mich schon im voraus morgen wieder durch die Potsdamerstraße gehen, die Thüre jenes Ladens öffnen . . . Kling! sagt die Schelle, der Besitzer tritt auf mich zu . . . er grinnt wieder, sobald er mich sieht. So hat er heute auch die Waden hochgezogen und die Augen zugetrissen, als er mir das Paket überreichte. Und wirklich, der Mann hat recht: ich bin ein Mensch ohne ästhetische und volkswirtschaftliche Grundsätze. Der gelehrte Herr in Reize zieht mir noch ein ganz anderes Gesicht, als der Ladenbesitzer in der Potsdamerstraße. — Aber ich habe wenigstens Genossen der Gesinnungs- und Geschmacklosigkeit. Der ganze Laden stand voll, und vor den Schaufenstern drängte sich Kopf an Kopf.

Wenn es aber so viele Menschen giebt, die schöne Nichte kaufen, dann muß es mindestens ebenso viele geben, denen sie Freude machen. Ist diese Freude thöricht? Ich sehe kleine Farbendrucke, bemalte große Mengen von plastischen Figuren und Figürchen, metallenes, reich verziertes Gerät, — nun ja, mich selber reizen diese Dinge nicht. Aber ich bin doch wohl nur deshalb unempfindlich für ihren Reiz, weil ich mich täglich mit den Werken der großen Kunst beschäftigen, sie an dem höchsten Maßstabe messen und also auch nicht blind gegen ihre Schwächen sein muß. So bin ich also für meine Person ein gänzlich unzuständiger Beurteiler dessen, was ich eine Zeitlang verachtet habe. Dasselbe gilt aber auch von dem Herrn, der mich diese Verachtung gelehrt hat, und von anderen Männern, die gleich ihm mit ihren Gedanken und Wünschen über den Alltags- und den Festtags-Kram des Lebens erhaben sind. Wir sind eben abgestumpft gegen kleine Freuden und sollten sie deshalb nicht tadeln.

Die ins Breite gehende bildende Kunst ist ein Bedürfnis der Familie, ja aller jugendfrischen Seelen, und sie ist fast noch weniger Luxus, als die große Kunst, die wohl Denkmäler unserer Kultur schafft, gar oft aber von den Nachkommen besser gewürdigt werden kann, als von den Zeitgenossen. Ich denke mir, ein gutes altes Mütterchen empfindet beim Anblick eines in Zinkguß ziemlich naturgetreu nachgebildeten Räschens ebenso viel freudige Bewunderung, wie ein Kenner beim Anblick des Thorwaldsenschen Löwen von Luzern. Und ein Farbendruck nach einem Blumenstück von Bonga, Peters und kleineren Meisterinnen, selbst die bunten Grußkarten, die zur Festzeit von Haus zu Haus fliegen, sind zum wenigsten ein Abganz der großen Freudenpendlerin Kunst. Wenn sie also vielen Tausenden das Leben verschönert, diese vom Bildungsphilister verspottete Kleinkunst, so ist sie ein wirkliches Bedürfnis, und ihre Erstrebungsberechtigung ist also auch volkswirtschaftlich unanfechtbar.

Das klingt mir nun ganz selbstverständlich, aber erst heute. Ich wünsche jedem Kinde, besonders denen in Waisen- und Rettungshäusern, in Räschulen, Sonntagschulen und in armen Familien, zu Weihnachten ein kleines Kunstwertchen, ein Pferdchen, ein Püppchen, ein Bildchen, und dem bilderfeindlichen Herrn in Reize einen Kran.

* * *

Die „große Kunst“ hat diesmal auch eine Weihnachts-Überraschung für die Berliner gehabt. Aus Dresden brachte der junge Maler Sascha Schneider, von Geburt ein Deutsch-Russe, sieben Bilder zur Gurlittschen Ausstellung, einfache Kartonzeichnungen, aber an Inhalt reicher, als ein ganzer Saal voll bunter Bilder in den Berliner Jahresausstellungen.

Sascha Schneider ist Symbolist. Das klingt heute schon beinahe wie ein Vorwurf, da auch diese Kunstströmung, so jung ihre Wiederbelebung ist, schon durch Mode-
thorheiten vielfach entstellt und dem öffentlichen Spotte preisgegeben worden ist. Vor allen haben die englischen Praeraphaeliten neuer Schule das Ihrige gethan, um den Symbolismus lächerlich zu machen. Das war nicht gerade schwer. Der gemeine Haufe steht jeder symbolischen Darstellung, jeder ungewöhnlichen Allegorie, mag sie in Personen oder im Spiel der Farben und Linien ausgedrückt sein, zunächst verständnislos gegenüber. Diese verblüffende Wirkung auszuüben muß für manche Künstler einen großen Reiz haben, und so ist denn allmählich das gemalte Räsel an die Stelle des Sensationsgemäldes getreten. Vor solchen Bildern steht in den großen Ausstellungen alle Welt still und fragt: „Was bedeutet das?“ Die Zeitungskritiker lassen sich ebenfalls diese Gelegenheit, ihren Scharfsinn beweisen zu können, nicht entgehen, und so hat denn der Maler erreicht, was er wollte: Man spricht und schreibt überall über sein Werk und über ihn. Die begriffliche Verworrenheit, ja der Unsinn ist auf diese Weise Mode geworden. Man behauptet — ich weiß aus eigener Erfahrung nichts davon —, in gewissen Gesellschaftskreisen sei der Symbolismus sogar zum Stil der Wohnungseinrichtung geworden, er habe das nachgeahmte Rotoko abgelöst. Farbensymbolik in

den Tapeten und Draperien, symbolisch stilisierte Ungeheuer als Transparente mit elektrischem Gläslicht in den dunklen Ecken, und auf dem Divan eine hysterische Nofasie, die sich in das Reich vager Phantasien flüchtet aus der öden Gesellschaft ihres Kurszettel-Mannes, — es paßte alles ganz vortrefflich in die Gegenwart.

Von dieser Art Symbolismus ist Sascha Schneider frei. Er bringt auch nicht gemalte Metaphern, mit denen sich phantastearme Maler, die sich einer Mode der Großen mit ihren beschränkten Mitteln anschließen möchten, aus der Not helfen. Er schöpft vielmehr aus dem Vollen und breitet seinen Reichtum an Gedanken und dichterischen Empfindungen mit verschwenderischer Hand vor uns aus. Es wird ihm offenbar schwer, Maß zu halten; doch auch das gelingt ihm; die meisten seiner Bilder enthalten nur einen großen, weite Perspektiven eröffnenden dichterischen Gedanken, und für die Ausführung begnügt er sich mit den allereinfachsten Mitteln. Geradezu klassisch sind zwei Blätter, von denen das eine das „Schuldbewußtsein“, das andere, unbezeichnet, die Erhabenheit der Sternennwelt darstellen will. Das erstere enthält nur Folgendes: Ein Mann mit Ketten an den Händen schreitet gesenkten Hauptes vom Beschauer fort nach dem Hintergrunde zu; dort ragt wie aus einem Abgrunde ein nur unendlich erkennbarer schwarzer Schatten auf, ein breites Drachenhaupt, doch an menschliche Gestalt erinnernd, zwei glühende Raubvögel-Augen funkeln den Wanderer an, und die schattenhaften, ungeheuren Arme des Phantoms legen sich hinter dem Waune auf den Weg. Beim ersten Blick erkennt man, daß diese Erscheinung mit dem Wanderer geht; er mag die Augen richten, wohin er will, er mag sich wenden und seine Schritte lenken in alle Weiten der Erde, die schrecklichen Augen werden immer vor ihm stehen und hinter ihm werden sich die greisenden Arme immer schließen, bis der höhlenartige Rachen des Gespenstes aus dem Abgrunde sich öffnet und den Unseligen verschlingt. „Schuldbewußtsein“ — man braucht das Wort nicht unter dem Bilde zu lesen, um den Maler genau zu verstehen. Das andere Bild hat keine Unterschrift, ist aber ebenso verständlich. In die sternklare Nacht ragt eine liegende Sphinx empor gleich einem hohen Gebirge; unter ihr verschwindet das Land dem menschlichen Auge. Um so näher ist ihm hier oben die Sternennwelt. Fixsterne und Planeten scheinen stumme Zwiesprache zu halten mit dem Manne, der, an die Sphinx gelehnt, das sehneude und fragende Auge aushebt zu dem strahlenden, sonnengroßen Jupiter und dem leicht dahinschwebenden Saturn. Wer je in der Stille der Nacht auf einer Sternwarte die Wunder des Weltenschaumes auf sein Gemüt wirken ließ, mit dem Teleskope hineinschaute in die unendliche Weite und die Sterne auf sich zukommen sah, daß er selbst ganz winzig wurde, ein Nichts im Raume, — der braucht auf dieses Bild Schneiders nur einen Blick zu werfen, und die Schauer jener Nacht ziehen ihm wieder durch die Seele.

Die religiösen Bilder Schneiders sind nicht so einfach, obgleich auch sie im Lapidarium gehalten sind. Hier erleichtert aber die allgemein bekannte christliche Symbolik das Verständnis. Eine Bereicherung dieser Symbolik ist, daß Schneider das Gewand des Heilandes als des Richters der Menschheit mit Arabesken in der Form der Dornenranken ziert. Das hat eine tiefe Bedeutung. Das Gewand des Engels, der den Judas vor Christi Richterstuhl bringt, ist mit konvergierenden Wellenlinien durchzogen, die zwischen sich zahllose Augen bilden, gleich den Argus-Augen. Diese Herübernahme eines antiken Symboles für den Boten des allwissenden Gottes wird niemand mißbilligen wollen. Den Luzifer stattet Schneider mit herausstehenden Eberzähnen und mit einer helmartigen Krone aus, durch die gewundene Ochsenhörner nach oben ragen. So bildet er den Fürsten der Hölle auf dem Bilde, das Christi Prebigit im Scheol darstellt. Es leuchtet ein, daß er hier nicht die landläufige Vorstellung des Satan (Schwanz und Pferdefuß) gebrauchen konnte, und so gab er ihm die Attribute ungebändigter Wildheit und niedriger Instinkte. Da die Ochsenhörner als Helmzier nicht ungewöhnlich sind, und da der Maler dem ganzen Gesicht und der Gestalt des überwundenen Höllenfürsten etwas dem Wildeber ähnliches gab, die Hauer also zu diesem

Typus ganz gut passen, so wird man ihm auch in diesem Falle recht geben. Bestremder wirkt schon auf einem anderen Bilde die Affengestalt des Teufels. Allein bei näherer Betrachtung scheint auch diese Auffassung dem Inhalte des Bildes durchaus angemessen. Es stellt den Heiland dar, wie er vor dem Kreuze stehend dem Volke das Evangelium von der christlichen Freiheit und Liebe predigt. Auf dem Kreuze stehen die Worte: „Freiheit, Brüderlichkeit“. Das Wort „Gleichheit“ muß ergänzt werden, da der linke Kreuzesballen verdeckt ist. Der Teufel ist hinter ihm in der Gestalt eines riesigen Affen an dem Kreuze emporgeklettert und läßt aus seinem Munde einen Dampf ausgehen, der den Himmel verfinstert und wie ein Schwefelregen auf die Länder niederfällt. Die Bedeutung ist klar: der Teufel äßt die christliche Lehre nach; auch er predigt „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, aber aus seiner Predigt entsteht völkerverwüstendes Unheil.

Sascha Schneider verspricht ohne Zweifel ein sehr großer Künstler zu werden. Ob er malen kann, was er zeichnet, weiß ich nicht. Wir wollen aber gewiß zufrieden sein, wenn er so weiter zeichnet und die Radierkunst seine Blätter unter das Volk bringt. Vielleicht gewinnen sie durch einen kleineren Maßstab. Er ist klarer in Gedanke und Anschauung als Klinger, fruchtbarer an großen Ideen als Stuck und mindestens ebenso original wie diese beiden.

Unsere Theologen möchte ich um Auskunft bitten, woher es kommt, daß in der bildenden Kunst unserer Tage das Judas-Problem so oft behandelt wird. Fühlen unsere Künstler, daß das Volk seinen Heiland verraten hat um „nationaler Bestrebungen“ und um schnöder Gewinnsucht willen? Ich bin geneigt, es mit den Künstlern zu halten, die nicht an die ewige Verdammnis des Judas glauben können. Seine mangelnde Erkenntnis, die Bovio in seinem Schauspiel „Christus auf dem Purimfeste“ voransetzt, mag Hypothese sein. Ist sie wirklich unbiblisch? Und wenn auch: Unser Volk wird sicherlich nicht vergeblich um Erlösung und Gnade bitten, wenn es vor dem Judasbilde erschrickt und sich zu seinem Heiland zurück ehet. Die Kunst thut das Ihrige, zu warnen, und eindringlicher, als Schneider es gethan, kann es wohl nicht geschehen.

* * *

Böcklin hat jetzt auch wieder einige neue Werke nach Berlin geschickt, wo er viele Verehrer, auch blinde Verehrer, besitzt. Seine Symbolik — ich rede nicht von der Symbolik seiner Farben, sondern von der des Gedankeninhaltes seiner Bilder — scheint mir einen Stich ins Alberne zu bekommen. Mit der Susanna im Bade fing diese Witzelei an. Dann kam die Tochter des Herodias mit dem Haupte des Täufers; der sáde Abscheu in dem Gesichte der Dirne und im Hintergrunde der säbelabwischende Henker — das war schon kein Wit mehr. Nun bringt er eine Fischpredigt des heil. Franziskus, die offenbar eine Verspottung der christlichen Predigt überhaupt sein soll. Wäre das Bild nicht mit so verschwenderischer Kunst gemalt, man wäre geneigt, nur einen Ateierscherz darin zu sehen. Und im Punkte des Humors stellen bekanntlich auch große Künstler oft sehr geringe Anforderungen an sich selber.

* * *

Zwei Berliner Theater bemühen sich, Ibsens „Gespenster“ populär zu machen. Man hat das Stück in dramatischen Vereinen und außerhalb Berlins so oft gegeben, ehe die Berliner Censurbehörde hier die Aufführung gestattete, daß die wirklichen, ehrlichen Ibsen-Verehrer die Bühnenwirkung des Stückes zur Genüge kannten. Das große Publikum gerade für dieses Stück zu gewinnen, ist wenig Aussicht. Man kann sich leichter mit den „Stützen der Gesellschaft“, mit „Nora“ u. s. w. befreunden, als mit dieser furchtbaren Leidensgeschichte eines ganz unschuldigen, hoffnungsvollen jungen Künstlers. Ich weiß wohl, daß Ibsen diese Figur nicht in den Vordergrund gerückt sehen will. Die Hauptperson ist ihm Frau Alving, die Märtyrerin einer verderbten

Ebe, die einzige Person des Stückes, die einen kräftigen Willen zum Guten hat, und die doch mit allen ihren guten Absichten jämmerlich Schiffbruch leidet an dem Fluch, der auf ihrem Hause lastet, an der Beschränktheit und Schlichtigkeit ihrer Umgebung. Dieses Lebens- und Charakterbild sollte den Mittelpunkt des Stückes bilden. Lieft man das Buch, so erreicht der Dichter seine Absicht; sieht man aber das Stück auf der Bühne, so tritt die Person der Frau Alving ganz zurück, selbst hinter den nur als Folie aufgestellten Pastor Wanders. Daran ändert es auch nichts, wenn die Frauenrolle von einer sehr lebhaften, allen Ausdrucks fähigen Künstlerin gespielt wird, wie es im „Deutschen Theater“ der Fall war. Die Ursache dieser verkehrten Wirkung liegt darin, daß das Geschick der Frau Alving fast nur aus Erzählungen der handelnden Personen, viel zu wenig aus der Handlung des Stückes selbst entwickelt wird. Die Haupthandlung geschieht also nicht etwa nur hinter den Coulissen, sondern sie liegt in der Vergangenheit, und ihr Ausgang sogar in der Zukunft, über die uns der Dichter ganz im Ungewissen läßt. So richtet sich denn von selbst das Interesse des Zuschauers vorzugsweise auf den jungen Oswald, der schullos an einem Erbübel zu Grunde geht, auf den fast sträflich dummen, wenn auch fast übermenschlich guten Pastor Wanders, und außerdem auf den heuchlerischen Schurken Engstrand und die leichtsinnige Regine. Das bißchen Konflikt, das sich zwischen diesen Personen abspielt, genügt auch nicht, um uns stundenlang zu fesseln. Daher tritt dann die sichtbare Krankengeschichte ganz in den Vordergrund. Im „Leising-Theater“ wurde diese krasse Gehirn-Erweichungs-Geschichte gemildert durch das Hervortreten des seelischen Leidens, das in dem ideal gerichteten Jüngling nebenher geht. Das war aber schon nicht mehr echt Ibsenisch, ebenso wenig wie der willkürliche Schluß, den Herr Sommerstorf als Oswald aus Eigenem hinzugiebt. Während der Vorhang fällt, deutet er den Tod des Oswald an und erpart so dem Zuschauer den Zweifel, ob die Mutter ihr Versprechen halten und den Sohn vergiften, oder ob sie ihn vielleicht jahrzehntelang als geistberaubten, häßlichen Körper am Leben erhalten wird.

Ibsens neues Stück „Der kleine Eyolf“ ist nun als Buch erschienen. Auf die Bühnenwirkung dieses ganz und gar innerlich, fast ohne äußere Handlung sich entwickelnden Stückes darf man gespannt sein. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man von einer Ibsen-Aufführung nur dann einen tiefen seelischen Eindruck bekommt, wenn man kurz vorher das Stück genau gelesen und durchdacht hat. Ist einem der Inhalt zum Teil entfallen, so peinigt das Hinauszerrn der Exposition und das Vielerelei der Andeutungen gerade so, als wenn man einen Roman in der Mitte zu lesen beginnt; man rekonstruiert sich allmählich das Vorhergegangene, kommt dabei aber nicht zum Genuß dessen, was man gerade liest. Manche lieben diese Art Lektüre. Manche schwärmen auch für Ibsen. Es dürften dieselben Leute sein.

Ich will Ibsen gewiß nicht verkleinern. Er ist wenigstens eine Individualität und bleibt sich immer selbst treu. Das Faszinierende seiner Besonderheit erscheint mir aber ungesund, und jedenfalls hört das Neue an Ibsen auch mit Ibsen auf, es läßt keine Fortsetzung und keine Steigerung, kaum noch eine Mobilisierung zu.

In „Der kleine Eyolf“ spricht Ibsen viel von einer „Geseß der Umwandlung“. In ihm selber scheint sich eine Umwandlung nach der ethischen Seite hin vollzogen zu haben. Das Stück ist so erfüllt von einem großen sittlichen Gedanken, wie kein anderes vor ihm. Doch ich will erst die Aufführung sehen, ehe ich etwas darüber schreibe.

* * *

Auf ein litterarisches „Saison-Ereignis“ in der Theaterwelt wartet man noch immer. Das königliche Schauspielhaus hat zwar mit dem Lustspiel „Salali“ von Richard Stowronned anscheinend einen guten Kassenerfolg gehabt, aber litterarisch hat das Stück keinen sehr großen Wert. Man erfreut sich an dem frischen, harmlosen und behaglichen Humor und findet auch Spuren eines schönen Talentes in der Scene der

büuerischen Treiber vor der Jagd und in der Figur der alten Gesellschaftsdame. Damit kann man schon zufrieden sein in einer Zeit, in der die professionellen Lustspiel-Macher sich nur noch auf die Grimasse und das Witzesammeln verlassen. Es ist auch ein erfreuliches Zeichen, daß wenigstens das Schauspielhaus noch ein Publikum hat, dem mehr an einer fröhlichen, wenn auch leichten Unterhaltung liegt, als an einem Wirbeltanz toller Einfälle.

Wenn man sich den neuen Schwanf von Laufs und Saloby, „Der höchste Trumpf“, ansieht, hat man den Eindruck, als sähe man eine ganze Hammelherde plötzlich von der Drehkrankheit ergriffen werden. Man lacht ja, aber man ärgert sich zugleich, daß man lacht; denn schließlich sieht man doch lieber eine gesunde, als eine kranke Hammelherde, und man vergißt auch nicht, daß man nicht wirkliche Hammel, sondern Menschen vor sich hat, die sich nur mit ansgefuhrter Unvernunft benehmen, um uns lachen zu machen. Da ist eine gute Clownscene bei Renz vorzuziehen.

* * *

Das erste große Versdrama, das in Berlin diesen Winter zum erstenmal aufgeführt wurde, Wilbrandts „Königsbote“, hat gewiß allen Anspruch auf nachsichtige Beurteilung, schon deshalb, weil es den Vorzug hat, überhaupt aufgeführt worden zu sein. Wenn man weiß, wie schwer sich selbst das königliche Schauspielhaus entschließt, eine wirkliche Dichtung großen Stiles auszuführen, dann muß man sich freuen, daß wenigstens in diesem Falle Mühe und Kosten daran gewandt wurden. So bleibt den armen Dichtern doch ein Funke von Hoffnung, daß auch ihnen einst der Tag kommen werde, an dem eines ihrer Werke dem Archive entsteigt und Leben gewinnt.

Wilbrandt als früherer Hofburgtheater-Direktor hat vor den ganz privaten Dichtern einen natürlichen Vorprung. Das erklärt, warum gerade der „Königsbote“ und nicht etwa ein Stück von Martin Greif gewählt wurde, als es galt, der großen dramatischen Kunst ein Opfer zu bringen. Als Theaterstück hat der „Königsbote“ sonst keine besonderen Vorzüge. Es ist nur ein sehr gutes Opern-Libretto, als solches ausgezeichnet durch eine sehr durchsichtige Handlung, durch reichliche Gelegenheit zur Entfaltung szenischer Pracht, durch wechselnde lyrische Stimmungen, ja sogar eine „Lied-Einlage“ fehlt nicht. Die Musik könnte auch den Mangel an Kraft und großer dramatischer Bewegung ersetzen. Das Stück spielt in Norwegen zur Zeit, da König Olaf II. die Tare unterwarf und ihnen das Christentum aufzwang. Diese politische Katastrophe, und eine solche war es doch, vollzieht sich in dem Stücke so sänftiglich, daß man an den Ernst der Sache gar nicht glauben kann. Von Verfeinerung ist zwar wiederholt die Rede, aber Wilbrandts Temperament hätte nicht ausgereicht, um den Ausbruch wilder Leidenschaften in Verse zu bringen. So beschränkt sich der eigentliche dramatische Konflikt auf eine gut erfommene, aber sehr zahm verlaufende Liebesgeschichte, deren Anfang und Ende der zweite Akt umfaßt. Der erste und dritte (letzte) Akt enthalten nur Reden.

* * *

Die so lange hinausgezögerte Medaillen-Verteilung aus Anlaß der diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung hat die Frage nach dem Wert solcher Auszeichnungen wohl endgültig entschieden. Wer bisher geglaubt hat, die goldenen Medaillen bedeuteten eine Art staatlichen Diplomes über die Meisterschaft in der Kunst, erteilt auf Vorschlag der berufensten Sachverständigen, der hat sich eben geirrt. Ein solcher „Meisterbrief“ hätte ja auch wenig Sinn im Gebiete der freien Kunst. Die Bedeutung der Medaillen ist vielmehr die einer Gunstbezeugung des Landesherrn, gleich den Orden und anderen, aus freier Entschiedenheit des Fürsten zu verleihenden Dekorationen. Diese Thatsache, die aus den Verleihungsbestimmungen unzweifelhaft hervorgeht, war vielfach unbekannt; man hatte sich in weiten Kreisen daran gewöhnt, in dem Inhaber der großen goldenen Medaille einen durch sein Können über die gewöhnlichen Künstler weit hervorragenden Mann zu sehen, obwohl eine Liste der verstorbenen und der lebenden Inhaber dieser

Auszeichnung auf den ersten Blick eines Besseren belehren muß. Nunmehr konstatiert der König von Preußen, indem er einer von der Jury nicht zur Dekoration vorgeschlagenen Porträtmalerin aus eigener Entschlieung die große goldene Medaille verleiht, daß nur sein souveräner Wille, nicht das Urteil und die Gunst der berufsmäßigen Kunstverständigen und Konkurrenten entscheidend ist für solche Dekorierungen. Diese gar nicht mißzuverstehende Entschlieung mag den idealen Wert der Medaille auf den des Hospiteleranten-Titels beschränken; aber das ist gleichgültig; die öffentliche Meinung hat ihn eben bislang nach der ästhetischen Seite hin ohne Grund überschätzt, irreführend durch den Wettbewerb auf solche Künstler, die zur Mehrung ihres Ruhmes fürwahr des Medaillenschmuckes nicht bedürften.

Uebrigens hat unter den Künstlern selbst die Prämiiierung schon seit Jahren an Wert und Bedeutung abgenommen, d. h. schon zu einer Zeit, da der Souverän die Vorschläge der Kommissionen ohne Widerspruch annahm. Die Ausstellungen der Münchener Sezessionisten verfügten nicht über Medaillen, und doch galt es für eine Auszeichnung bei inländischen und ausländischen Künstlern, bei diesen Ausstellungen überhaupt zugelassen zu werden. Auch die Käufer wandten diesen Ausstellungen ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu; ihre diesjährige Verkaufstatistik ist sogar überaus glänzend.

Nunmehr handelt es sich nur noch darum, das System der Ausnahme-Jury von seinen Mängeln zu befreien. Nachgerade haben sich die Fälle von Parteilichkeit und Unverstand in den Entscheidungen der Zulassungskommissionen großer Ausstellungen so gehäuft, daß die Künstlerchaft immer lauter nach Beseitigung des ganzen Institutes ruft.

Es kann doch aber nicht wohl durchführbar sein, daß man einfach alles, was mit Pinsel und Meißel hergestellt wird, zuläßt und das Loos über die wirkliche Aufnahme und den Plaz entscheiden läßt. Es muß ein Mittel geben, um offenbaren Schund den Ausstellungen fernzuhalten. Da ist nun vorgeschlagen worden, die Ausstellungen zu Monopolen der staatlich anerkannten Künstlervereine zu machen. Damit kommt man aber auch nicht weiter, denn alsdann werden eben die Vereine sehr strenge Aufnahmebedingungen stellen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Mehrheitsbeschlüsse der Vereine ganze Kunststrichtungen darniederhalten werden, gründlicher und erbarmungsloser, als irgend eine Jury dies bisher gethan hat.

Mehr erwarte ich von der neuen Sitte, nach der sich einzelne Gruppen von Künstlern zusammethun, um gemeinsam in einer Kunsthandlung auszustellen. Es brauchte nur das neu zu erbauende Ausstellungsgebäude in Berlin und die in München bereits vorhandenen Gebäude allen diesen Gruppen zur Verfügung gehalten werden, so daß monatlich die Säle einzeln für einen billigen Beitrag zu den Selbstkosten an die kleineren Vereinigungen vergeben werden. Das würde die Ausstellungen hundertmal interessanter machen und den Wettstreit der Künstler in gesunde Bahnen lenken.

Ein Berliner Vater spricht in einer Broschüre die Befürchtung aus, diese permanenten Ausstellungen würden der Tageskritik ihr Amt zu sehr erschweren. Als Kritiker muß ich dem widersprechen. Nichts ist schwerer für den Kritiker, als in einer der Riesenausstellungen im Sommer mit aller Gewissenhaftigkeit dem einzelnen Künstler gerecht zu werden. Er wird fast gezwungen zu einem summarischen Aburteilen, und dabei gewöhnt er sich nur zu leicht an Oberflächlichkeit und Grausamkeit. Dagegen kenne ich kein größeres Vergnügen, als z. B. bei Schulte eine Kollektivausstellung von einigen Künstlern, die jeder möglichst viel von ihren neuesten Arbeiten gleichzeitig bringen, zu studieren. Da erst lernt man die Individualitäten kennen und schätzen. Selbst der kleine Künstler wird einem interessant und wichtig, wenn man seine Entwicklung verfolgen kann. Und was den Kritiker erfreut und befriedigt, sollte das nicht auch die Kunstfreunde, die nicht öffentlich zu kritisieren haben, enger an die Kunst der Zeitgenossen fesseln?

Kirche.

Die evangelische Kirche tritt in das neue Jahr nicht mit akuten Fragen, welche eine sofortige oder auch nur baldige Lösung erheischen oder erlauben. Nach der Generalsynode ist eine gewisse Ernüchterung eingetreten in denjenigen Kreisen, welche die Zeit zur rechtlichen Einführung des „neuen Glaubens“ in die Kirche für gekommen crachteten. Wöchten wirkliche Friedenszeiten uns bevorstehen — Zeiten der friedlichen Arbeit. Nicht insofern wird die Kirche Frieden haben, daß ihr nicht gewaltige Aufgaben des Kampfes auslägen, des Kampfes gegen die Mächte der Finsternis, die offen und versteckt die christliche Wahrheit, den christlichen Glauben, die christliche Sittc untergraben und zu stürzen suchen. Nur das kann unser Friedenswunsch sein, daß für diesen Kampf ihr die Zeit gelassen werde, die Hände frei, die Mittel und Wege nicht verwehrt und verlegt, der Sinn nicht getrübt sei, daß sie nicht zu streiten habe um ihre eigenen Waffen, in ihrem eigenen Heere, sondern daß ihr ermöglicht werde, dieselben anzuwenden.

Welche Fülle von ungeheuer ernsten Aufgaben steht rings um uns her! Die Verhöhnung der Stände, die Unterstützung der um Anerkennung ringenden Massen, die sich zu einem vierten Stande organisieren wollen, die Zurückweisung unberechtigter Ansprüche, die Bekämpfung der Lüge und Verführung dabei, die Durchsäuerung des geistigen Lebens in der Litteratur des Tages, in der Unterhaltungslitteratur, Kunst und Poesie mit dem Ferment des Evangeliums, die Wiederaufrichtung des christlichen Familienlebens, das große und weite Gebiet der Erziehung, Ermöglichung der Erziehung in den Familien des Proletariats, Gefundung der Erziehung in den höheren Ständen, Beeinflussung der Erziehung in den Schulen: das alles sind Aufgaben, die der Kirche in unserer Zeit harren, wenn sie nicht zum Winkelsstein für die nächsten Jahrzehnte verurteilt werden oder als ein dumm gewordenes Salz von den Leuten zertreten werden soll. Fassen wir es kurz zusammen, so heißt es: Bekämpfung des Materialismus und des Egoismus, des irdischen und des selbstischen Sinnes in allen ihren Neuerungen im häuslichen und öffentlichen Leben bei allen Ständen. Alle geistigen Krankheiten unserer Zeit kommen aus dieser Wurzel, alle die viel beklagte Unzufriedenheit, der nervöse Reiz, etwas zu erleben, etwas Ungeahntes, Unerwartetes, Neues, daher das Kritisieren aller Instanzen, denen man wer weiß was zumutet, aber auch das Schwanken und Kompromittieren, kurz das Charakterlose in unserer durch eine so heroische Erscheinung wie Bismarck verwöhnten Zeit — die Wurzel von allem ist doch der Materialismus und der Egoismus. Sie sind es, die das Geschlecht am Boden lebend erhalten, das Mächtigwerden kühner Ideen verhindern, welche wieder einen einheitlichen Idealismus zu erreichen geeignet wären.

Goethe hat das oft citierte Wort vom Glauben und Unglauben gesprochen. Alle Epochen des Glaubens in der Weltgeschichte sind herzerhebend und erfrischend; aber die Perioden, in denen der Unglaube sein kümmerliches Dasein fristet, verfallen bald der Vergessenheit. Er meint das gar nicht etwa von dem Glauben an die Offenbarung in unserem christlichen Sinne. Unter Glauben versteht er den Glauben an Ideale. Und um solche Ideale ringt eben unsere Zeit oder sie verzweifelt schon an ihnen. Das Christentum allein ist im stande, ihr dieselben zu geben. Es ist die eine große Idee der christlichen Socialreform in allen ihren Verzweigungen für die einzelnen Seiten des Volkslebens. Aber sie wird nur dann das Ideal der ganzen Zeit werden, wenn aus der Kirche heraus, aus den Kreisen der überzeugten Gläubigen, der durch Glaube, Hoffnung, Liebe mit dem lebendigen Christus verbundenen Glieder seines Leibes, die christlichen Gedanken in einer praktisch greifbaren Weise gegen die herrschende Selbstsucht und den irdischen Sinn ins Feld geführt werden.

Alle geschichtlichen Ereignisse im Leben der Menschheit, die auch den späteren Geschlechtern als Einschnitte in die Entwicklung erkenntlich bleiben, bereiten sich langsam vor. Dem Mitlebenden sind sie in ihrer Bedeutung oft kaum erkennbar, weil sie sich ganz allmählich entwickelt haben. Oder aber sie erscheinen ihnen ganz plötzlich und unvermittelt, weil sie die Vorbereitung als solche nicht erkannt haben. Wie die Geburt des Kindes nur das plötzliche Hervortreten des lange verborgenen vorbereiteten Lebens ist, so erscheinen uns oft die Ereignisse viel plötzlich als sie sind, so wird einst die Erscheinung des Menschensohnes den Ungläubigen vorkommen, wie der Einbruch des Diebes in der Nacht. Deshalb ist es für den Christen so wichtig, die Zeichen der Zeit zu beobachten und zu beurteilen. Das heißt Wachen, und es steht in der hl. Schrift immer mit Beten zusammen. Ein wachender Christ wird durch keine Ereignisse, sei es zum Guten, sei es zum Schlimmen, wirklich überrascht. Ich finde nun, daß in unserer Zeit die gläubigen Christen noch immer in der Gefahr stehen, in etwas einseitiger Weise nur die schlimmen Zukunftszeichen zu beachten. Der Pessimismus war von jeher ein Stüd der Orthodoxie, wie sich das schon in den Kämpfen derselben mit Spener und dem Pietismus des 17. Jahrhunderts zeigte. Auch jetzt ist es manchem wie eine Art Genugthuung, Zeichen des bevorstehenden Umsturzes und Abfalles sammeln und aufweisen zu können. Wir wollen dieselben nicht unterschätzen, sie sollen als fortgehende Mahnungen zur Arbeit dienen. Aber wir dürfen nicht übersehen, was sich an Spuren davon zeigt, daß jenes Ideal, von dem wir oben sprachen, ein Gegenstand des Ringens unserer Zeit ist. Und wenn in den christlich-socialen Bewegungen sehr viel Verfehrtes zu Tage tritt, so erkennen wir solches auch bei den Sektierern des Mittelalters an und wissen doch, daß sie Reformatoren vor der Reformation gewesen sind. Gewiß liegen in unserer Zeit Prinzipien mit einander im Kampf, die auf Scheidung und deutliche Unterscheidung auch zwischen denen drängen, welche bisher durch den gemeinsamen Namen des Christentums verbunden waren. Aber ich kann nicht finden, daß die Zeichen der Zeit so liegen, daß wir etwa das Reich des Antichrists in steter Verwirklichung fortschreiten sehen, das über die kleine Schar der gläubigen Christen zur Tagesordnung übergeht. Ich glaube, daß im Gegenteil die gegenwärtige Lage ein stärkeres Hervortreten des christlichen Bewußtseins aufweist und eine gewisse zögernde Besinnung in denjenigen Kreisen, welche zwar an dem alten Kirchenwesen Anstoß nehmen, aber darum doch den Gedanken einer Erneuerung des Volkslebens durch die christliche Kirche selbst durchaus festhalten.

Wenn wir uns die außerordentliche Generalsynode in Preußen und ihre Erfolge unter diesem Gesichtspunkte ansehen und fragen: was hat sie zu bedeuten als ein Zeichen der Zeit? — so möchte ich zunächst vor einer Ueberschätzung derselben warnen. Wie dankbar wir sein müssen für das, was uns der Herr in und mit der Synode geschenkt hat, habe ich bereits im vorigen Bericht betont. Allein ich kann mich der Ausdruckweise mancher unserer Freunde nicht anschließen, welche das Reich des heiligen Geistes gespürt zu haben meinen und die Regierung der heiligen Dreieinigkeit deutlich an ihr gesehen haben. Ich warne vor Ueberschätzung. Denn was hat uns die Generalsynode gebracht? Neue Kultusformen und die Bestätigung der alten Rechtsformen. Aus Formen wird aber niemals Geist und Leben geboren — ein Irrtum, der auf beiden Seiten sich immer wieder einschleicht. Ein Verein weckt kein Leben, wenn nicht lebendige Glieder da sind, die sich zusammenschließen — eine Sulzesehe Hausväterversammlung macht noch keine christliche Gemeinde, wenn jene Hausväter nicht echte Christen sind, und so macht auch weder eine neue Agende, noch das Recht des Apostolismus in Gottesdienst aus toten Gemeinden lebendige und aus Motten und schlaffen oder gar ungetreuen Hirten Lebenszeugen. Aber sie schützt Leben, wo es vorhanden ist und wo es geweckt ist. Und so kann auch der Ertrag der Generalsynode, wie er in der neuen Agende vorliegt, Mut machen, Leben durch das Wort Gottes zu wecken, damit es in diesen schönen Formen sich dann auch ausgestalten kann. Aber

darum ist doch die Generalsynode noch kein Zeichen der Zeit, denn an diesen Formen ist die Kirche schon seit einem Menschenalter in der Arbeit.

Und doch hat sie eine Seite, wodurch sie zu einem solchen wird. Ihr Verlauf bestätigt nämlich durchaus die oben ausgesprochene Ansicht über unsere allgemeine Lage. Ich weise auf das stark hervortretende Bedürfnis nach Einmütigkeit hin, nach einem Resultat, für das alle einstehen konnten. Dieses Bedürfnis war überall bestimmend, teils bewußt, teils unbewußt. Ihm entsprang das Maßhalten auf beiden Seiten. Auch da, wo wirklich sachliche Differenzen waren, oder wenigstens wo innerhalb der Synode der sich außerhalb derselben befindliche Gegensatz gegen den Standpunkt der Mehrheit mit Wärme vertreten wurde, siegte das Gefühl: es ist nicht die Zeit jetzt, den in der evangelischen Kirche vorhandenen Gegensatz der modernen und der altgläubigen Richtung zum Austrag zu bringen oder eine Auseinandersetzung der beiden herbeizuführen.

Auch der Grund für diese Gefühle ist nicht schwer zu entdecken. Derselbe liegt zunächst in dem Bewußtsein, daß es Gegensätze giebt, die noch tiefer greifen; es ist der Gegensatz des modernen Materialismus, Atheismus und Pessimismus gegen die Religion überhaupt. Auch da, wo innerhalb der modernen Theologie die Glaubenswahrheit in einer halben, ungenügenden, gefährlichen Weise gefaßt wird, werden doch die christlichen Lebensideale noch festgehalten und mit mehr oder weniger großem Eifer vertreten; es werden dieselben auch mit Christus in innere Verbindung gebracht, dessen Wert — mag man diese Ausdrücke in noch so verkehrtem Sinne umdeuten — doch als das Erlösungswort gefaßt wird, und zwar zur Erlösung von der Sünde. Stellen wir daneben die große Masse derer, welche überhaupt keine Erlösung nötig haben, welche das Lebensideal im klugen Genuß sehen und das sittliche Prinzip in der durch die Kluge Rücksicht auf das Allgemeine gemäßigten Selbstsucht — so ist nicht zu leugnen, daß die Christen von solchen durch einen viel tieferen und breiteren Graben getrennt sind, als derjenige ist, welcher ihre eigenen Richtungen scheidet. Diese Richtungen, so süßte man, müssen noch zusammengehalten.

Aber weiter muß in Betracht gezogen werden, daß die moderne theologische Richtung noch für lange den Versuch, die Rechtsordnung der alten Bekenntniskirchen zu ändern, gar nicht wird wagen können. Man redet jetzt sehr kühn von der Mehrzahl des evangelischen Volkes, das dem alten Glauben freudig gegenüberstehe, daß die Masse der Gebildeten, der gebildeten Laien, an dem alten Kirchenwesen kein Genüge mehr fände, und man schließt daraus, daß sie mit dem Versuch, eine neue Kirche dem modernen Glauben gemäß einzurichten, sehr einverstanden sein würde. Allein hierbei läuft ein doppelter Irrtum unter. Erstlich besteht die Mehrzahl der Gebildeten nicht aus Professoren und Geheimräten, und zweitens sind jene Massen, welche dem kirchlichen Leben den Rücken kehren, keinesfalls als das geeignete Material für das neue Kirchenwesen anzusehen. Sie würden sich zu diesem ebenso ablehnend verhalten, wie zu dem jetzigen, und der einzige Unterschied würde sein, daß die alte Bekenntniskirche wenigstens die Kraft noch entfalten kann, jene zu gewinnen, während die moderne Theologenkirche von Generation zu Generation die Leben weckende Kraft verlieren würde. Ich gebe willig zu, daß eine Anzahl von suchenden Seelen in unseren gebildeten Ständen häufig abgestoßen wird durch ganz unnütz seitens der Orthodoxie gebotene Anstöße; aber ich halte es für einen Irrtum, diesen Umstand zu einem die ganze Zeit charakterisierenden Zeichen zu machen. Wir dürfen nicht übersehen, daß es gerade unsere gebildeten christlichen Laien sind, welche den modernen theologischen Vermittlungs- und Abschwächungsversuchen am energischsten entgegenreten. Und wenn man im öffentlichen Leben davon weniger merkt, so liegt das vielfach auch daran, daß dieselben selten zu dem Geschlecht der Litteraten, der Zeitungsschreiber und Büchermacher gehören, in welcher letzterer Kunst das Reklamewesen schon soviel Schule gemacht hat, daß es ihnen ein Leichtes ist, die Welt glauben zu machen, was sie in ihren liberalen Blättern schreiben, sei die öffentliche Meinung unter den Gebildeten der evangelischen Kirche. Die Generalsynode, die

doch auf breitester Basis allgemeiner Wahlen aufgebaut ist, hat eine ganz andere öffentliche Meinung der Laien kundgegeben. Und die Berliner kirchlichen Gemeindevorstände beweisen gleichfalls, daß selbst in dieser Stadt auch unter den Bürgern die Partei derer, welche das Kirchenwesen dem alten Glauben und Bekenntnisstand gemäß erhalten wollen, die Mehrheit schon hat oder wenigstens erringt.

Durch das ganze 19. Jahrhundert zieht sich eine immer wachsende Bewegung der Geister von dem Abstrakten ab und den geschichtlichen Wirklichkeiten des Lebens zugewandt. Das muß aber der Religion, das muß dem geschichtlichen Christentum zu gute kommen. Auch unser Rationalismus kann sich diesem Zuge nicht entziehen. So wesensverwandt der moderne Rationalismus dem alten auch ist, so ist er ungleich historischer gerichtet, als jener war, und das macht ihn bei allen noch verbleibenden Unterschieden und Gegensätzen dem positiven Christenglauben verwandter. Ich glaube nicht zu irren damit, daß wir zu solchen Erwägungen berechtigt sind auch gerade im Hinblick auf den Verlauf der Generalsynode und auf die in ihr zu Tage getretene Abneigung gegen feindliche Auseinandersetzungen.

Am unzufriedensten mit der Generalsynode ist darum die äußerste kirchliche Linke, d. h. diejenigen, welche dem Pantheismus und Naturalismus im Herzen näher stehen als dem christlichen Glauben an den lebendigen Gott. Aus ihren Kreisen haben wir sehr ungünstige Beurteilungen der Synodalverhandlungen. Die „Protestantische Kirchenzeitung“ hat ganz ungenügende Berichte gebracht und hat, was sie gesagt hat, im spöttischen und höhniischen Tone gehalten. Sie nennt die Verlegung der Abstimmung auf den 10. November ein Schauspiel und bespricht mit naiver Parteilichkeit die an diesem Tage gehaltenen Reden. Auf diese Beurteilung näher einzugehen, verlohnt sich wirklich nicht der Mühe — Auch der komische Herr von Egidy hat sich über die Generalsynode ausgelassen. In seinem Blatt „Die Versöhnung“ kommt er auf die Behandlung des Falles Leist zu sprechen. Ich setze die ganze Stelle her, weil unsere Leser sie sonst schwerlich zu Gesicht bekommen würden: „Sie sind abgewichen vom Herkömmlichen. Das Herkömmliche ist, daß die Generalsynode schweigt gegenüber all dem Elend und all dem Jammer, der uns umgiebt, daß sie auch schweigt gegenüber all den Fehlthaten und all den Luthaten des Einzelnen oder Einziger oder Gruppen tausendfältiger Art. Die Synodalen haben bis zur Stunde geschwiegen zu all Dem, was unser Volk that und was es nicht that; sie haben geschwiegen zu Dem, was die Leitenden und die Vertreter unseres Volkes thaten und was sie nicht thaten; aus diesem Gesamt-Ihnm und Nicht-Ihnm ist der Gesamt-Jammer entstanden, der auf unserem Volke lastet. Die Synodalen haben geschwiegen und schweigen noch heute dazu, daß unsere Gesamt-Versaffung, unsere Gesamt-Gesetze, unser Gesamt-Leben in schroffem Widerspruch stehen zu dem religiösen Bewußtsein aller Derer, die es ernst nehmen mit dem Christentum; die Synodalen haben geschwiegen und schweigen noch heute zu all den Widersprüchen, die tief lassend sich anstun zwischen Dem, was wir eoangelisches Bewußtsein nennen, und Dem, was unser Erziehungswesen, unser Schulwesen, unser Gerichtsleben, unser Strafverfahren, unser Abgabe-System, unser regierendes Beamtentum, unser ganzes öffentliches und gesellschaftliches Leben darstellen; sie haben geschwiegen und schweigen noch heute zu dem heuchlerischen, gleichnerischen, pharisäischen Wesen, das an unserem besten Werk zehrt. Sie haben geschwiegen, entweder, weil sie es nicht besser wußten — dann sind sie eben nicht Vertreter eines lebendig-religiösen Bewußtseins; oder, weil sie fürchteten, Mißmut zu erregen bei denen, die sich Träger der herrschenden Staatsideen nennen oder Vertreter der autoritativen Gewalt sind. Sie haben nur jetzt einmal gesprochen; sie haben etwas Ungefährliches damit gethan.“

In diesen Sätzen ist gewiß sehr viel Schönes. Es liegt die Forderung einer Durchdringung des ganzen öffentlichen Lebens mit christlichem Gehalt darin, die ganz unseren Forderungen entspricht. Das Sonderbare ist nur dies, daß für Herrn von Egidy

alles nicht existiert, was nicht von ihm ausgegangen oder in seinem Sinn gethan ist. So streicht er auch alle die ernste Arbeit der früheren Generalsynoden, die schon manchen gesegneten sichtbaren Erfolg gehabt hat, einfach aus, weil die Synodalen nicht „Vertreter eines lebendig-religiösen Bewußtseins“, d. h. nicht Gesinnungsgegnossen Egibys sind. Uebrigens ist bemerkenswert, daß auch liberale Blätter wie die „Kölnische Zeitung“ den Rückgang der Egibyschen Bewegung offen anerkennen.

Erwähnt sei endlich noch die Beurteilung der Generalsynode durch Schrempf in seinem Organ „Die Wahrheit“. Er hat sich durch persönliche Teilnahme eine Anschauung von der Generalsynode bilden wollen und ist zum 10. November nach Berlin gereist. Seine Kritik ist eine sehr abfällige. Der edle Mann wurde durch den heuchlerischen Phrasenschwall, der von beiden Seiten ausgeschüttet wurde, dahin gebracht, daß er „bisweilen mit einem derben Fluß das salbungsvolle Gewächh hätte stören mögen.“ Als er aus der schwülen Luft des Sitzungsaaes in die scharfe Novembertluft wieder hinaustrat, stand es ihm fest: „ich gehe hinfort zu den Feinden“, d. h. die Hoffnung auf eine Erneuerung der Kirche im Bunde mit den Altgläubigen ist ausgegeben, er hofft nur noch etwas von den Vertretern der modernen Weltanschauung ohne Rücksicht auf jene. Interessant ist mir an dem Bericht, der ja überall das Bild einer originellen, kräftigen Persönlichkeit aufzeigt, die Selbsttäuschung, in der er schreiben kann, er habe sich durch eigene Anschauung ein Urteil bilden wollen, während er unzweifelhaft den ganzen Artikel schon auf der Hinfahrt nach Berlin hätte schreiben können. Ohne jedes Verständnis der Sachlage in der preussischen Landeskirche hat er die Annahme der erneuerten Agende zu einem „weltgeschichtlichen Akte“ gestempelt, weil die von der kirchlichen Mehrheit der Gemeinden gewählten Synodalen sich nicht dazu hergeben wollten, den kirchlichen Rechtsstand auf dem Boden der Bekenntnisse willkürlich eingzureißen nur darum, weil durch eine unglückliche Verquickung unserer Universitätsverhältnisse eine Reihe von denen, die Diener der Kirche sein sollten, am Glauben irre geworden sind.

Wir würden uns nun aber freilich des Vorwurfs der Einseitigkeit mit Recht schuldig machen, wenn wir den Gegensatz unberücksichtigt ließen, der besonders durch die Theologie auch derjenigen Richtungen hindurchgeht, welche in der Generalsynode vertreten waren. Wir wissen, daß vielen Leuten ihr Christentum besser ist als ihre Theologie. Aber andererseits ist die theologische Wissenschaft ein so bedeutames Element im kirchlichen Leben, daß die Zustände auf ihrem Gebiet die ernsteste Aufmerksamkeit erfordern. Am Anfang dieses Berichtes hieß es, daß besondere akute Fragen zur schnellen Entscheidung nicht vorlägen. Hinzugefügt muß aber nun werden, daß diese eine Frage aus dem alten in das neue, und vielleicht noch in manches neue Jahr mit hinübergenommen wird, die Frage, welche den kommenden Jahrzehnten viele Aufgaben stellt und viele Schwierigkeiten bereiten wird, es ist die Frage nach dem Verhältnis der Universitätswissenschaft zur Kirche. Wir werden in diesem Bericht auf dieselbe geführt durch die Vorgänge, welche sich an den theologischen Ferienkursus für Geistliche in Bonn in den letzten Oktobertagen geknüpft haben. Die Äußerungen besonders zweier Herren, Professor Meinhold's über die Patriarchengeschichte und Professor Grafes über das hl. Abendmahl, haben in der rheinischen Geistlichkeit eine berechtigte Unruhe hervorgerufen und eine heftige Zeitungs polemik hat sich daran geknüpft. Ich erkenne an, daß nicht immer mit der nötigen Besonnenheit gekämpft ist; die Äußerung eines konservativen Blattes, der Minister müsse solche Ferienkurse ganz verbieten, war ganz verfehlt. Wir haben im Gegenteil in der Einrichtung an sich die sehr dankenswerte Ausfüllung einer Lücke, welche in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Universität und Kirche, Wissenschaft und Leben schon oft empfunden worden ist. Es kommt nur darauf an, wer diese Ferienkurse hält. Und das führt auf den eigentlichen Schaden. Die Wissenschaft in ihrer reinen Gestalt ist mehr ein Gerüst von methodischen Untersuchungen und festgestellten Ergebnissen. Das Gebiet derselben ist ein beschränktes gegenüber dem

großen weiten Gebiet der freien Auffassung und der systematischen Darstellung, bei der der Darsteller seine eigene Subjektivität wirken läßt. So kann auch die theologische Wissenschaft von den entgegengesetzten Standpunkten aus betrieben werden, Standpunkte, auf welche die wissenschaftliche Untersuchung mit ihren Ergebnissen gar keinen Einfluß geübt hat. Soll nun die theologische Fakultät an den Staatsuniversitäten die Ausbildungsstätte für die künftigen Diener der Kirche, die Prediger des Evangeliums, die Hirten der Gemeinden sein, so ist Voraussetzung dafür, daß die Lehrer der Theologie ihre Wissenschaft vom christlichen Glaubensstandpunkte aus aufbauen und nicht von einem demselben entgegengesetzten. Das Unglück ist nun, daß viele Theologen der Gegenwart noch ganz veraltete Begriffe von wissenschaftlicher Methodik haben, vermöge derer sie glauben, daß man religiöse Erkenntnisse auf dem Wege anti-quarischer Untersuchungen sich aneignen könne. Wenn jemand z. B. behauptet, ihm gestatte seine wissenschaftliche Erkenntnis, seine Forschungen oder deren Ergebnisse nicht, an die Auferstehung Jesu zu glauben oder an seine wunderbare Geburt, so beweist er damit erstlich, daß er außerhalb der christlichen Glaubenserfahrungen überhaupt steht, und zweitens, daß ihm die elementaren Vorbegriffe für wissenschaftliche Methode fehlen. Eine exakte Kenntnis, auf allgemein logisch zwingenden Beweisen ruhend, kann man überhaupt nur von Nebensachen haben. Alle das menschliche Leben, das des Einzelnen und das der Menschheit, wirklich bewegenden und forttreibenden Wahrheiten werden auf ganz anderem Wege angeeignet. Und dazu gehört der Glaube an den Sohn Gottes, der Mensch geworden und von den Toten auferstanden ist. Die Wissenschaft kann bei der Feststellung dieser Thatsachen wohl einige Handlangerdienste thun, aber sie kann sie nicht begründen. Nun kommt der Unglaube mit seiner Abneigung gegen das Wunder, gegen die Offenbarung als einen schöpferischen Verkehr Gottes mit dem menschlichen Geiste, und wendet die an sich ganz richtigen Grundzüge der historischen Forschung auf die heilige Geschichte an, als sei dieselbe nur menschliche Geschichte wie alle anderen. Das klingt denn alles ganz ehrbar und verständig; aber es ist eine *petitio principii*, daß hier nur menschliche Geschichte vorliege.

Auf die Vorträge Reinholds und Grafes gehe ich hier nicht ein. Vielleicht daß sich Gelegenheit findet, die Frage, die Graf behandelt, nämlich die Entstehung der Abendmahlsfeier, in einem besondern Artikel zu behandeln. In diesem Bericht sei nur erwähnt, daß die Erbitterung in den liberalen theologischen Zeitschriften gegen die Kreuzzeitung und den Reichsboten, welche die ersten Klagen über die Bonner Vorgänge aus einem Blatte des Pastors Daumann in Essen in eine weitere Oeffentlichkeit gebracht hatten, eine sehr große war.

Einen einzelnen Punkt muß ich hier herausgreifen, um den Pflichten der Pietät und der Dankbarkeit gegen einen großen Toten zu genügen, der gelegentlich jener Polemik in unqualifizierbarer Weise angegriffen ist. In den deutsch-evangelischen Blättern schreibt Veytschlag über diese Sache und beklagt das Denunziantentum der christlich-konservativen Blätter. Weilsäufig bemerke ich, daß man jetzt einen Denunzianten jeden zu nennen scheint, der etwas Unbequemes veröffentlicht; an sich laun es gar nichts Natürlicheres geben, als daß große Blätter, welche den christlichen Gedanken im Volksleben vertreten, solche öffentlichen Uebelstände zur Sprache bringen, wie derjenige ist, daß die Kirche keine Einrichtungen hat, welche ihr einen Nachwuchs von Predigern ihres Glaubens sichern. Die theologischen Fakultäten senden ihre Vertreter mit Sitz und Stimme in die kirchlichen Synoden; thun sie das als Vertreter einer beliebigen Wissenschaft oder thun sie es als Glieder der Kirche? — Doch zurück zu dem Artikel der deutsch-evangelischen Blätter. Nur einmal, sagt D. Veytschlag, sei durch Denunziation bei den Staatsbehörden ein Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft versucht, das sei aber durch Männer geschehen, die sich damit die Achtung aller anständigen Leute verschert hätten. Er meint jenen berühmten Angriff, den in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ Hengstenbergs der sel. Ludwig von Gerlach gegen Wegscheider und Gesenius in Halle ver-

öffentliche. Ich bedaure, daß eine Persönlichkeit, vor deren weißem Haar die äußere Ehrerbietung gewahrt werden muß, sich zu einer so unchristlichen Beschimpfung hat hinreißen lassen. Beyschlag hat den sel. Gerlach wahrscheinlich nicht gekannt, und wenn das auch der Fall gewesen wäre, er hätte ihn nicht würdigen können. Denn für eine so innerlich vornehme Natur, einen solchen heldenmütigen Charakter, der so frei von Eitelkeit, Prahlerei und Rücksichten auf menschliche Meinung und menschliche Erfolge war, eine solche Vereinigung von unbeugsamer Sachlichkeit und zarter Rücksicht auch auf seine Gegner — könnte Beyschlag kein Verständnis haben. Er ist deshalb auch hoch erhaben über den Tadel derer, die Beyschlag „ankündige“ Leute nennt. Gerlach ist sehr scharf gegen das Volksblatt für Stadt und Land und seinen damaligen Herausgeber vorgegangen, er hat manches gesagt und gethan, was wir bedauern, aber er war stets ein hochherziger Gegner und ein christlicher Charakter. Und deshalb werden wir jeder Zeit für ihn eintreten auch gegen solche würdelosen Angriffe. —

Von sonstigen Ereignissen auf kirchlichem Gebiete sei erwähnt, daß im letzten Herbst theils vor, theils nach, theils während der preussischen Generalsynode auch die Synoden in Württemberg, in Kurhessen und in Hannover getagt haben. Sie haben sich mit der äußeren Fürsorge für die Geistlichen, mit der Einführung neuer Agenden u. s. w. beschäftigt. Mehrere bedeutendere kirchliche Konferenzen haben gleichfalls noch getagt; ich hebe die in Stuttgart und in Essen hervor, welche beide auch in die von uns behandelte Frage des Verhältnisses von Wissenschaft und Kirche energisch eingegriffen haben.

Greifswald, den 21. Dezember 1894.

M. v. Nathusius.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Dr. J. Conrad, Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S., Dr. V. Elster, Professor der Staatswissenschaften zu Breslau, Dr. W. Lexis, Professor der Staatswissenschaften zu Göttingen, Dr. Edg. Loening, Professor der Rechte zu Halle a. S.

Von diesem Werk, das wir schon zu wiederholten Malen empfehlend angezeigt haben, liegt jetzt der (sechste) Schlussband vor. An demselben, das in der gesamten Literatur einzigartig dasteht, haben in Einträchtigkeit Theoretiker und Praktiker gearbeitet, und Männer verschiedenartiger Auffassung auf den Gebieten der Religion, der Politik, und Volkswirtschaft. Wenn auch die Redaktion sich bemüht hat, eine gewisse Mittellinie festzustellen, wie schon daraus hervorgeht, daß nicht selten über grundlegende Fragen Männer verschiedener Richtung ihre Uebersetzung und Auffassung dargelegt haben, so schimmert doch die subjektive Meinung der Verfasser der einzelnen Artikel, ihre Grundüberzeugung widerspiegelnd, bald klarer, bald leiser durch. Wir haben A. V. schon Professor Conrad gegenüber unsere von der seinen ganz abweichende Anschauung über die sociale und wirtschaftliche Bedeutung der Fidei-
kommisse darzulegen gehabt. Und auch in diesem VI. Bande finden wir einen Artikel über „Biehölle“ von Professor R. van der Borgh, der zwar alle Schlagworte der Wanderverpartei wiederbiegt, aber nirgends ein tieferes Eingehen in die Materie bekundet und daher wohl in das ABC-Lexikon von Eugen Richter, aber nicht in dies wissenschaftliche Handwörterbuch gehört hätte. Er bringt sogleich im Anfang die schon oft gehörte Phrase: „Jeder Schafzoll ist an sich ein volkswirtschaftliches Uebel.“ „Biehölle verteuern den Fleischgenuß, aus demselben entstehen also Nachteile sowohl für die inländische ‚Konjuntion‘, als auch

für den internationalen Handel.“ Daß nur ein kleiner Bruchteil des deutschen Volkes an dem „internationalen Handel“ beteiligt ist, daß der Viehzüchter doch auch Konsument ist, daß die Viehzucht zum größten Teil einen Haupterwerbzweig der Bauern und ländlichen Arbeiter ausmacht, daß es ein schwerer volkswirtschaftlicher Schaden ist, daß alljährlich aus Deutschland Millionen über Millionen für importiertes Vieh und Fleisch in das Ausland gehen, davon steht in dem ganzen Artikel kein Wort! Jede Würdigung dieser Thatfachen fehlt! Aber abgesehen von solchen Mißgriffen in der Ausnahme einzelner Artikel ist das Werk unbedingt zu empfehlen. Bietet es doch alles, was der Gelehrte, der praktische Beamte, der Politiker gebraucht nicht nur für die stündlich an ihn heranretenden Fragen des Tages, sondern auch zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung. Hier findet er nicht nur im allgemeinen einen kurzen, meist zutreffenden Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, sondern die zahlreichen Literaturnachweise ermöglichen ihm auch ein eingehendes Studium. Zum Schluß möchten wir den Wunsch aussprechen, daß dies wertvolle Werk, ein Zeugnis des Fleißes deutscher Wissenschaft, durch von Zeit zu Zeit erscheinende Ergänzungshefte dauernd auf seiner jetzigen Höhe erhalten werden möge.

tz.

— Der sozialistische Zukunftsstaat oder die Verstaatlichung der Produktionsmittel von Dr. Ernst Fr. Weydelt. Heft 142 der „Zeitfragen des christlichen Volksthebens“. (Stuttgart, Weiser.) Preis 1 M.

Mit dem Inhalt dieser Broschüre, welche eine der wichtigsten, wo nicht die wichtigste Zeitfrage behandelt, sind wir in vielen wesentlichen Punkten einverstanden, ganz besonders darin, daß Verfasser der so verbreiteten Anschauung, die Verstaatlichung der Produktionsmittel sei „undeutbar“, entschieden widerspricht. Im Gegenteil, meint er, ließen sich

nur durch solche Verstaatlichung die drei großen Hauptschäden der heutigen Gesellschaftsordnung beseitigen: 1) die unverhältnismäßigen Vermögensunterschiede; 2) die Planlosigkeit der ganzen Volkswirtschaft; 3) die Arbeitslosigkeit von großen Teilen des Volkes. Verfasser will nun allerdings den Staat nicht zum alleinigen Unternehmer machen, da er dann auch ein Unternehmen werden müsse, sondern entweder eine Art von Bacher-gesetzgebung auf die Privatunternehmen anwenden, oder auch diese nach Art der Staatsdomänen zwar in Besitz nehmen, aber nur, um sie an Pächter abzulassen, denen die Erfüllung bestimmter sozialer Pflichten gegen die Arbeiter — Minimallohn und Maximaltag — zur Pflicht gemacht wird. Leider sind diese Ideen so knapp und andeutungsweise gegeben, daß es uns hier und da schwer geworden ist, eine Vorstellung zu gewinnen, wie Verfasser sie zu verwirklichen denkt. Verfasser lehnt den Kommunismus auf das entschiedenste ab; derselbe sei absprechend und freizeitsfeindlich. Der wirtschaftliche Verkehr werde sich immer, auch wenn man den Staat mehr als bisher an der Produktion beteilige, auf dem Boden von Angebot und Nachfrage regeln müssen. Ein Recht auf Arbeit muß den Arbeitern zugesichert werden. Aber die Arbeitslosen dürfen nur zu einem Minimallohn beschäftigt werden, damit der Trieb, sich selbst zu versorgen, nicht erlischt. Uebrigens bietet der Verfasser weder, noch will er bieten den fertigen Kritik und Grundriß eines Zukunftsstaates, wohl aber schlägt er Maßregeln vor, die ihn entweder überflüssig machen oder in so vernünftiger Weise vorbereiten sollen, daß das Neue, was kommen soll, historisch vermittelt ins Leben tritt. — Alles in allem: Verfasser bewegt sich in ähntlicher Richtung, wie es die politischen Monatsberichte dieser Zeitschrift seit vielen Jahren thun. Eben darum fürchten wir aber auch, daß seine Broschüre ebenso unbeachtet bleiben wird, wie die „Konservative Monatschrift“ von jeder geliebt ist. Die kapitalistische Denkweise ist eben auch vielen christlichen Konservativen terat in succum et sanguinem übergegangen, daß sie sich nicht davon los machen können und jeden für einen Umstürzler oder doch für unbedachtig halten, der an Stelle des Gegenwartsstaats mit seinen Millionen, Juden und Protestanten einen Staat mit wenigstens teilweise verstaatlichten Produktionsmitteln sehen möchte, der sicher auch seine Schattenseiten haben, aber doch die großen Kalamitäten von heute durchaus beseitigen würde. Ein gleichmäßiges Einkommen Aller wird sich gemiß auch in Zukunft nicht verwirklichen lassen, ist auch nicht wünschenswert. Was aber möglich ist die Herstellung eines neuen breiten Mittelstandes der Zukunft, für dessen Verwirklichung zu arbeiten nützlich und verständiger ist, als das Herumstücken an den mittelalterlichen Junkit-Kategorien, die nun doch einmal unrettbar der Vergangenheit angehören. — Wenn es ein Mittel gäbe, jeden Kapitalisten einmal probeweise in die Lage des Arbeiters zu setzen, der zwei oder drei Wintermonate feiern muß, nichts erwerben kann und doch seine Familie durchbringen soll, so wäre die Sache bald gemacht.

Aber so wie die Dinge liegen, wird es auch hier gehen, wie es immer gegangen ist: der Egoismus wird stärker bleiben, als die Liebe. Erst die Not wird beten, wird Zugeständnisse machen lehren. Ob es dann für Zugeständnisse nicht schon zu spät sein wird, steht in Gottes Hand. Wir fürchten, die Zeit wird vorbei sein. Wo für alle genug war, wird für keinen etwas bleiben, und unter rauchenden Trümmern werden Gegenwartsstaat und Zukunftsstaat ihr gemeinsames Grab finden.

— Der deutsche Michel und der römische Papst. Altes und Neues aus dem Kampfe des Teutschthums gegen römisch-wässche Ueberstiftung und Verwornung in 666 Lesen und Citaten von Oskar Panizza. Mit einem Begleitwort von Michael Georg Conrad. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) IV und 310 S.

Das kräftige, sehr moderne, höchst ansehbare Vorwort des in seiner Art gut deutsch gestimmten, jedenfalls grundbeherrichten Realistführers Conrad ist eine Anekdote an seinen Sohn für die Zeit, wann er in die Jahre gekommen sein wird, um in den Kampf gegen Rom einzutreten. Diefem Kampf hat sich der Verfasser, Franke und Protestant wie Conrad, mit ganzer Seele gewidmet. Er sieht im Papsttum, wie Luther und Hutten, das Reich des Antichrist, darum die Götter Säbe. Luther und Hutten sind die deutschen Männer, deren Worte er am häufigsten mittelt. Sonderbarer, besser schrollenhafter Weise schreibt Panizza statt deutsch teutsch: „Das Eijen, welches wir seit nun bald 25 Jahren geschickt haben, sei es im Krieg, sei es in Kriegsmaterial, und von dem hoffentlich auch etwas in unseren Charakter übergegangen, erlaubt uns heute nicht mehr, uns weid zu schreiben oder weid zu benennen.“ Das ist eine Spielerei, die an Richard Wagner's Studien über den Charakter und das Wesen einzelner Buchstaben des ABC erinnert. — Jakob und Wilhelm Grimm haben ihrer Zeit für immer festgestellt, daß wir Deutsche und nicht, wie der Wihverstand angenommen hatte, Teutsche sind. Panizza hat so viele staßbarte und staßscharfe Bassen in der Bekämpfung Roms zur Hand genommen, daß er das höherne Schwertlein Teutsch hätte liegen lassen können.

In Rom bekämpft der Verfasser das Italienische, das Südländliche, ein Element, das ohne Zweifel sich in hohem Maße dem nach Italien gekommenen Christentum ein- und übergeordnet hat. In der römischen Kirche bekämpft der Verfasser die Hierarchie. Was der absoluten Herrschaft des Papst- und Priesterthums entgegensteht, wird mißachtet oder vernichtet. Der Marienkult (S. 13 bis 38), der Colibat (39—101), der Ablass (102 bis 177), das Fregener (178—200), die wenig ehrenvolle Geschichte der Verbindung Deutschlands mit Rom (201—237), das Kapitel von der italienischen Schande und Wollust (238—281), der Papst (282—306) und der kurze Schlußabschnitt „Aufseher“ (306—310), dem ein „Eingang“ (1—12) entspricht, sind die Abteilungen, in denen der Verfasser nach fleißigen und umfassenden Studien

seinen Stoff bruchstückartig zusammengestellt hat. An interessantem und haarsträubenden Einzelheiten ist kein Mangel, doch hat den Verfasser, der nicht auf offenbarungsgläubigem Boden steht, die Hitze des Kampfs nicht selten zu Ueberreibungen und Ungenauigkeiten verleitet. So wenn er die Ritterin Maria den großen Unterrod der katholischen Kirche nennt, wenn der Eölibat eine der miserabelsten Leistungen genannt wird, die das Christentum zeitig gehabt, während es doch das Antichristentum war, das den Paps Gregor VII. zur Ueberhebung über alle weltliche Obrigkeit und zur Ehelosigkeit der Priester verführte hat. Es ist ein Irrtum, wenn der Verfasser ganz allgemein von Keuschheits-Gelübde der Priester redet (S. 64), dieses Gelübde müssen nur die Ordensgeistlichen ablegen; wegen des zu bestürzenden Gelübdebruchs eine recht kluge Maßregel. Ganz unverständlich ist „die Erscheinung des schwarzgerodeten geistlichen Kapasmen“ (S. 92), völlig roh ist der Schluß des Satzes 210 (S. 101). Im allgemeinen muß aber anerkannt werden, daß das für das göttliche Institut der Ehe eintretende Kapitel „Eölibat“ das beste des ganzen Buches ist, die erzwungene Ehelosigkeit der Priester und ihre entsetzlichen Folgen sind eben der schwächste Teil der römischen Bese. — Was die Beichte und die Absolution ist — nach der hl. Schrift —, davon hat der Verfasser keine Ahnung (vgl. 217), was er aber über den Ablass-Ansatz beibringt, ist recht lesenswerth, wie er denn überhaupt in der Abwehr, in der Negation stark, und in der Verteidigung, der Position schwach ist. So hat er auch den preussischen Kulturkampf ganz schief als ein deutsches Werk aufgefaßt, während er doch wesentlich eine Ueberhebung der weltlichen Macht war über das Reich, das nicht von dieser Welt ist. — Was das Heineke's Gedicht „In dem Schloßhof zu Canossa“ S. 292 soll, ist mir dunkel geblieben. Heinrich IV. spielt in diesem Gedicht eine ebenso traurige Rolle, als in dem Schloßhofe von Canossa selbst. — Der gewiß noch junge Verfasser hat sich eine besondere Orthographie der Fremdwörter erkunden, er schreibt angachirt, forsihren, desamuniren, anuonhiren, Passillen, Reschie, sogar Elisma. Der Kataloge gehören die Wörter Wurscht (neben Was), Wertigkeit für Wert, der Kartoffel an. Teletar endlich ist ein Fremdwort, das ein deutscher Schriftsteller vermeiden sollte. O. K.

— Crispi bei Bismard. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. Uebersetzt von Vili Lauser. (Deutsche Verlag-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.) 1894. Preis 3 M., geb. 4 M.

Crispi besuchte den Fürsten Bismard 1887 und 1888 in Friedrichsruhe. Der Verf. vorliegenden Tagebuches scheint den italienischen Minister als Sekretär begleitet und in dieser Eigenschaft die Gastsfreundschaft des Bismard'schen Hauses genossen zu haben. Von dem, was die beiden Staatsmänner bei diesen Zusammenkünften verhandelt haben, ist naturgemäß gar nicht die Rede; statt dessen erzählt der Verf. in liebend-

würdiger Form, wie es in Friedrichsruhe hergeht, wann, was und wo gegessen wird, wie viel Weizen der Fürst raucht, wie er seine Gäste unterhält, welche Persönlichkeiten damals seine Umgebung gebildet haben u. dgl. m. Am interessantesten ist wohl das Tagebuch der Reise im Jahre 1888, weil hier eine Menge Anekdoten über politisch hervortretende Männer erzählt werden, von denen manche nicht allgemein bekannt sind. Eindrücke über Deutschland bringt der Verf. fast gar nicht und war hierzu wohl auch nicht im Stande, weil die Reisen von und nach Italien mit größtmöglicher Geschwindigkeit ausgeführt wurden. Das Buch ist eine recht unterhaltende Klauderei, die allerdings für den italienischen Leser noch interessanter sein muß wie für den deutschen, weil das Leben des Fürsten in Friedrichsruhe schon in zahllosen deutschen Büchern und Zeitungsaufartikeln geschildert und deshalb bei uns sehr bekannt ist. Die Uebersetzung ist gut. v. II.

— Die Bedrängnis des Deutschtums in Oesterreich-Ungarn, insbesondere in Böhmen, Mähren, Oesterreich-Schlesien, Galizien, Krain, Kärnten, Steiermark, Tirol, Ungarn. Von H. Rabert. (Stuttgart, Verlag von A. Zup.) 1894.

Eine sehr sachkundige Schilderung der planmäßigen Unterdrückung des Deutschtums in Oesterreich-Ungarn mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von 1879—1893, während welcher Graf Taaffe Ministerpräsident war. Diese Unterdrückung und Verdrängung des Deutschtums ist ein Schmerz für jeden Deutschen, und man wird mit dem Verf. hoffen, daß das neue Ministerium Windischgrätz andere Wege wandeln wird. Das Deutschtum hat in Oesterreich u. U. nur Aussicht auf Erfolg, wenn es sich erstlich von der Bedormung durch die Juden freimacht, die eine bedeutliche Rolle in der deutsch-liberalen Partei bis jetzt gespielt haben. Die Freiküure hätte etwas überhöchlicher mitgeteilt sein können, die Mitteilungen über die verschiedenen Kronländer sind ziemlich bunt durcheinander gewürfelt; abgesehen hiervon ist sie aber recht lehrreich und zur Verbreitung im deutschen Reich geeignet, um auf die bedrängte Lage unserer süddutschen Stammesgenossen aufmerksam zu machen und zu ihrer Unterstützung bei Gründung von Schulen, protestantischen Kirchen u. s. w. anzuregen. v. II.

2. Kirche.

— Die Fragen des Herrn. Von H. S. Unter diesem Titel bietet Detloff's Buchhandlung in Basel eine kleine Broschüre. Dieselbe liegt in fünfter Auflage vor, muß also schon einen Kreis für sich erstolzen haben. Der Gedanke ist ein eigenartiger. Der Glaube an den Herrn hat ihn eingegeben. Jesus Christus ist nicht allein unser himmlischer Herr und König, unser ewiger Hoherpriester, unser Heiland und Retter, nicht allein unser Bruder, unser Freund,

unser Seelenbräutigam, er ist auch unser Lehrer. Wenn Er darum Fragen stellt, müssen dieselben für uns wichtig sein, es lohnt sich, sie zu prüfen, um zu ergründen, wohin der Herr uns mit ihnen leiten will. Das Evangelium nach Matthäus enthält 84 Fragen, das nach Markus 54, das nach Lukas 89 und das nach Johannes 41, im ganzen 268, denen 269 Fragen von Engeln und Menschen gegenüberstehen. Die Fragen des Herrn sind teils an den Vater im Himmel, teils an ihn selbst, teils an einzelne Menschen, teils an eine Mehrzahl von Zuhörern gerichtet. Sie werden dann weiter in bestimmte Gruppen eingeteilt. Die Antwort ist nicht dabei gegeben. Wir sollen die Fragen ernstlich erwägen, die richtige Antwort suchen und den hohen heiligen Zweck erkennen, den der Herr mit ihnen im Auge hatte, dann werden wir die löstliche Perle finden, um die wir gern alles andere darangeben möchten. Es ist mir eine Freude, diese Blätter auch in den Leserkreis der Monatschrift einführen zu können. Man wird wohlthun, sich immer erst den geschichtlichen Ursprung der Fragen aus den Evangelien gegenwärtig zu machen. Dann kann das Suchen der Antwort eine seine Übung in der Schrift und in der Meditation, in der gläubigen Betrachtung und Erkennung der Schrift werden. Aber man hüte sich, daraus eine geistliche Spielerei und bloße Übung des Scharfsinns zu machen. D.

— Halte was du hast. Predigten im Dom zu Schwerin gehalten von F. Barb., Oberkirchenrat. (Schwerin, Bahn.) 254 S. Fr. geb. 4 M.

Der früher von uns angezeigten Predigtsammlung „Zu keinem Anderen Heil“ hat der Herr Verfasser diese neue Sammlung folgen lassen und eine dritte stellt er uns in Aussicht, um dadurch einen vollen Jahrgang uns zu bringen. Drei Dinge immer am besten durch Vergleichung mit anderen charakterisiert werden, so möge es gestattet sein, Barbs Predigten dadurch in ihrer Eigentümlichkeit zu zeichnen, daß ich sie mit den Predigten eines anderen bedeutenden Predigers vergleiche, nämlich mit den Predigten von Löhre. Beide Männer sind treue evangelisch-lutherische Christen, von der bekantnismäßigen Wahrheit wollen sie auch kein Stückchen darangeben, aber verschoben ist nun doch ihre Art, zu predigen. Löhre vertieft sich mit anbetendem Geiste in seinen Text, immer neue Schönheiten und Wahrheiten treten seiner still betrachtenden Seele daraus entgegen, und wenn er nun predigt, so möchte er seine Hörer mit in seine Anbetung ziehen, möchte aus Glauben in Glauben, von einer Klarheit zur anderen sie leiten. Anbetung, Meditation, Schauen der göttlichen Geheimnisse, das ist es, was uns aus diesen Predigten entgegentritt. Anders Barb. Während Löhre einer geförderten Landgemeinde und einer Diakonissengemeinde auf der stillen fränkischen Hochebene predigt, steht Barb in einer Residenz, mitten im Getriebe des modernen Lebens. Zwar die Menge drängt sich in die weiten Hallen des Domes, wenn sein Name auf dem Kirchengettel steht, und alles lauscht, wenn sein Wort mit

mächtiger Stimme bis in die scrusten Winkel getragen wird, aber der Prediger weiß offenbar, daß er hier nicht eine einheitliche, in der Einheit des Glaubens stehende Gemeinde vor sich hat, sondern daß das meistens moderne Menschen sind, von allerlei Zweifeln hin und her geworfen und doch nach dem Glauben und seiner Gewißheit verlangend. So sucht er denn nach der ihm gewordenen Gabe dem Bedürfnisse seiner Hörer zu dienen und mit dem modernen Menschen in der Sprache, die dieser versteht, zu reden. Er sucht ihnen nicht etwa nach der Weise alter und neuer Nationalisten das Evangelium dadurch mundgerecht zu machen, daß er ihm die Ecken und Spitzen abbricht; von der Phrase: man muß das Christentum mit der Kultur versöhnen, ist der Prediger so weit entfernt wie nur möglich, vielmehr er läßt das Evangelium den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Krugernis treiben, aber er weiß nun in immer neuen Gedankengängen nach, wie der moderne Mensch und die moderne Welt nicht anders aus ihrer innerlichen Herrlichkeit herauskommen werden, als wenn sie sich vor dem Christus der Bibel und der Kirche im Glauben gebeugt haben.

Wer sich still anbetend erbauen will, der greife zu Löhre, wer sich stärken will in den Wirren des modernen Lebens, dem wird Barb ein treuer Führer sein. J. P.

— Zur Frage nach der Bedeutung der heiligen Schrift. Zwei Vorträge gehalten von Lic. theol. W. Schulze, Privatdocenten an der Universität Breslau. (Halle, Krause.)

Die Frage nach der Bedeutung der heiligen Schrift steht heutigen Tages im Vorbergrunde des theologischen Interesses. Aber die Frage konnte nicht auf den engeren theologischen Kreis beschränkt bleiben, sie ist aus demselben hinausgedrungen, einestheils zu den Gebildeten, anderenteils zu den Massen; welche Antwort sie bei letzteren gefunden hat, ist bekannt, aber auch für die Gebildeten unseres Volkes nicht nur, sondern der Gegenwart überhaupt, sind wir schon soweit, daß es nur noch gilt zu retten, was sich retten läßt. Einen Versuch in dieser Richtung macht dieser Lehrer künftiger Theologen. Mit der alten Autorität der Schrift, welche sich auf Inspiration gründete, ist es für ihn vorbei. Den Wegen, die neuere Theologen eingeschlagen haben, um wieder eine Stellung für die Schrift im Gemeinleben und im Christenleben zu gewinnen, kann er nicht folgen, er will es in anderer Weise anfangen. Sein Ergebnis ist, daß die heilige Schrift als der Niederschlag einer langen und großen Entwicklung des religiösen Lebens eine unvergleichliche Erzieherin zur selbständigen Religion und Sittlichkeit ist und bleibt, insonderheit für diejenigen, welche jene Entwicklung in ihrem Zusammenhange zu begreifen und ihre einzelnen Stufen geschichtlich zu würdigen im Stande sind. Das ist nicht viel. Und es ist nur folgerichtig, wenn nun die Schrift sowohl im Jugendunterricht als auch in der Ver-

ländigung, als auch im Lesebrauch des einzelnen Christen möglichst zurückgestellt wird, es wird zugehalten, daß der Prediger ohne Text die christliche Wahrheit, so wie sie auf Grund seines Verständnisses der in der Schrift auftretenden religiösen Persönlichkeiten sein inneres Eigentum geworden, in ganz freier Weise der Gemeinde mittheilt. So weit sind wir also. Wohin können wir noch sätzen?

— Predigten und Reden von G. T. Teutsch, Bischof der evangelischen Landeskirche N. B. in Siebenbürgen. Herausgegeben von Friedrich Teutsch. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Der Name Teutsch hat einen guten Klang für das deutsch-evangelische Ohr und Herz. In ihm begrüßt uns ein deutscher Stamm, den die Wanderungen der Geschichte weit hinausgeführt haben nach dem Osten, und der nun dort einen harten Kampf um seine nationale und kirchliche Eigenart zu kämpfen hat. Teutsch war einer der bedeutendsten Führer in diesem Kampf, sein Tod ist ein schwerer Verlust für die deutsch-evangelische Sache im Lande der sieben Burgen. Es ist dieses Ortes nicht, auf die reiche vielseitige Thätigkeit des Mannes einzugehen, die wir hier nur mit Predigten und Reden von ihm zu thun. Diese stammen zum größeren Teil schon aus früherer Zeit, aus den sechziger Jahren. Manches mutet uns fremd darin an. Sie lassen das Evangelium, sie lassen Christus zurücktreten, sie predigen mehr was menschlich, als was göttlich ist, wir würden so nicht mehr predigen. Sie werden darum für Deutschland und für das kirchliche Leben der Gegenwart schwerlich zur Geltung kommen. Solche Zeugnisse wollen eben von ihrem geschichtlichen Boden her verstanden und gewertet werden. Mögen sie als die Stimme eines treuen deutschen Mannes geachtet werden, der seinem Volk zu reichem Segen geleistet worden, und der auch in den späteren Predigten und Reden Jesum Christum als den einzigen Herrn und Heiland verkündigt hat.

— Das neue Testament nebst den Psalmen. Nach dem Grundtext revidierte Uebersetzung. (Straussfeld, J. Huber.)

Die Kirchenbehörden der deutschen evangelischen Schweiz hatten im Jahre 1877 eine Kommission niedergesetzt, welche eine Revision der bisherigen Bibelübersetzung vornehmen sollte. Es sind teilweise auch bei uns bekannte Männer, welche jene Kommission bildeten. In diesem Buch liegt nun das Ergebnis ihrer Arbeit vor. Ich weiß nicht, welche Uebersetzung die deutsch-evangelische Schweiz bisher in ihrem Gebrauch hatte, kann also nach der Seite hin weder über das Bedürfnis einer Revision urtheilen noch einen Vergleich ziehen. Im allgemeinen stehe ich all diesen Versuchen einer Veränderung der Kirchen- und Volksbibel bedinglich gegenüber, ich fürchte, der Verlust ist dabei größer als der Gewinn. Nehme ich aber dies Buch einfach als Uebersetzung, so habe ich von demselben den Eindruck einer tüchtigen wohl-erwogenen Arbeit. Mißfallen hat mir das Hinein-

tragen moderner Kritik in ein Buch, welches für das Christenvolk bestimmt ist. War es nötig, Markus XVI, 9—20 in Klammern zu setzen? Das Kind fragt dann schon nach dem Warum? und wird zum Zweifel angeleitet. Ebenso ist's mit Joh. VIII, 1—11. Die meisten Abweichungen entfallen so natürlich auf die Exulten und auf die Psalmen. Es mutet einen fremd an, wenn man in den Ueberschriften der Psalme liest: Dem Musikmeister, aber das ist schließlich Nebensache. Ob das Buch, welches auch in Deutschland Eingang sucht, bei uns im Norden angenommen wird, ist mir fraglich, im Süden schon eher. Aber unser Luther ist's nicht.

— Der Tolstoisimus. Von Felix Schroeder. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen (Dresden, Alexander Beyer.) 1,50 M.

Der Graf Tolstoi darf wohl als die bedeutendste Erscheinung in der gegenwärtigen russischen Litteratur angesehen werden. Als die bedeutendste und zugleich als die eigenartigste. Man nennt ihn den wertwürdigsten Menschen des zeitgenössischen Rußland. Er ist für sein Vaterland der Träger einer Botschaft geworden, aber seine Botschaft greift weit hinaus über Rußland, sie geht durch die ganze gebildete Welt. Er ist Russe, man kann in mancher Beziehung sagen Stockrusse, doch predigt er das Evangelium des Menschen, er ist Aristokrat, aber das Ideal findet er im Volk, im Muschil. Seine Entwicklung durchläuft eine ganze Reihe von Phasen. Man kann dieselbe an seinen Werken verfolgen, denn seine Werke sind mehr als Dichtungen, in jedem derselben ist ein Stück Beichte, ein Stück Selbsterkenntnis und Selbstbekenntnis. Früher uns hat seine Stellung zum Christentum das größte Interesse. Er will das ursprüngliche Christentum der Welt wieder verkünden. Was er verkündigt, ist freilich nicht das Christentum, sondern sein Christentum, und dies Christentum Tolstois liegt ziemlich weit ab vom Christentum der Wirklichkeit. Wie ist er nur zu seinem Christentum gekommen? Die Vermutung liegt nahe, daß er es zu einem Teil aus der wunderlichen russischen Seltenheit sich geholt hat, als er im Bauernrod mit Bauern wallfahrten ging. Leider ist das Hauptwerk seines Christentums, „Die Kritik der orthodoxen Theologie und die Uebereinstimmung und Uebersetzung der vier Evangelien“, bisher noch nicht ins Deutsche übertragen. Es verlohnte sich wohl der Mühe, das geistige Charakterbild dieses hochbedeutenden Mannes zu zeichnen. Schroeder hat das in vorstehendem Buch gethan. Er spricht vom Tolstoisimus. Der Weise von Jasnaja Poljana lehnt diese Bezeichnung ab; es gebe keinen Tolstoisimus und werde ihn niemals geben, da alles, was er in seinen Schriften gesagt habe, vor 1800 Jahren in den Evangelien viel besser gesagt sei. Das ist freilich eine Selbsttäuschung, aber eine solche, welcher derartige Geister leicht verfallen. Schroeder zeigt uns an der Hand der Schriften Tolstois, wie dieser den Weg des Lebens wiedergefunden hat, die Bildung der Lehre. Dann führt er uns

in das Christentum Tolstois ein, in die Grundregeln und in die Gestaltung des christlichen Lebens, wie auch in das Ideal deselben: Gerechtigkeit ist ihm die alleinige Pflicht des Menschen, Einigkeit in Liebe das alleinige Ziel; und er hält dafür, daß dies Ideal hier erreichbar ist; das Gewissen als Stab mit der Krone und die Ergebung mit der hingebenden Liebe, dem Selbstopfer, bilden ihm den Weg zum Ideal. Die letzten Folgerungen aus seiner Lehre, welche Tolstoi in seinem neuen Werk: Das Reich Gottes ist in euch! gezogen hat, werden noch in einem Anhang besprochen. Wer sich für den Tolstoisismus interessiert, dem kann das Schwedersche Buch gut zur Orientierung dienen. Doch hätte ich demselben eine etwas leichtere Fassung gewünscht. D.

— M. Johannes Mathesius, ein lutherischer Pfarrer des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und Wirken, unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses des jet. Pfarrers Chr. Müller zu Fürstenaau im Odenwald von Doktor R. Amelung. (Hätersloh, G. Bertelsmann.) 1894. Preis 3,60 M., geb. 4,50 M.

Mathesius ist dem heutigen Geschlecht nicht mehr recht bekannt. Manche wissen zwar, daß er zur Reformationszeit gelebt und geistliche Lieder gedichtet hat, von denen sich einzelne noch in den Gesangbüchern finden, aber sonst ist sein Name bei der großen Menge der Evangelischen in Vergessenheit geraten. Der Tischgenosse und Jünger Luther's, zugleich sein erster Biograph, der treue Pfarrer von Joachimsthal, der fleißige und erfolgreiche Schriftsteller war aber ein Mann voll Glauben und Kraft, dessen Andenken in der evangelischen Christenheit nicht verlöschen darf, und dessen ganze Persönlichkeit in hohem Maße geeignet ist, unserer Zeit und besonders unseren Geistlichen nahe gerückt und vor Augen gestellt zu werden. Uns „Kindern eines schwachgläubigen und zerfahrenen Zeitalters“, wie der Verf. die Protestanten der Jetztzeit nennt, wird es von Nutzen sein, das Leben und Wirken eines Glaubenshelden wie Mathesius wieder kennen zu lernen, und wir wissen es deshalb dem Verf. Dank, daß er diese für weitere Kreise bestimmte Lebensbeschreibung herausgegeben hat. Das Buch ist anspendend und überflüssig geschrieben; die ersten drei Abschnitte sind vielleicht etwas zu breit und schwerfällig gehalten, desto mehr aber haben uns die späteren angezogen, namentlich diejenigen, in denen Mathesius' 23-jähriges Leben und Wirken in der Bergstadt Joachimsthal geschildert wird. Welche einfache und doch gewaltige Glaubenskraft offenbart sich in diesem Manne, der, treu dem Evangelium, seiner Gemeinde vorsteht und recht das Bild eines frommen evangelischen Pfarrers ist. Gerade in den Abschnitten, in denen der Verf. von Mathesius als Pfarrer und Hausherr spricht, liegt die Bedeutung des Buches, und wir möchten nun ihretwillen wünschen, daß jeder evangelische Pfarrer es lesen und sich in dasselbe vertiefen wolle: er kann daraus für sich, seine Gemeinde und seine Familie lernen. Das Buch ist

eine wertvolle Arbeit und eine allen Anforderungen entsprechende vollständige Biographie des alten Pfarrers Mathesius. v. H.

— Die evangelische Diakonie. Ein Beitrag zur Lösung der Frauenfrage von A. Gemderg. (Berlin, Schriftsteller-Gesellschaft.) 1894. 168 S. Preis 2 M.

In letzter Zeit ist manches Thörichte und manches Feindselige über die weibliche Diakonie geschrieben worden. Daher ging ich mit einigen Misträuen an die Lektüre auch dieses Buches. Aber einigermaßen wurde ich doch angenehm enttäuscht. Die Verfasserin redet wenigstens nicht feindselig, wenn man allerdings auch wird sagen müssen, daß sie oft bei aller guten Absicht thöricht geredet hat. Die Tendenz der Schrift ist in ihrem Redentitel ausgesprochen, die unerschäftigt am Markte stehenden Frauen, welche, um Arbeit und Brot zu finden, sich in alle möglichen, bisher den Männern reservierten Berufe drängen und dadurch bei der ohnehin vorhandenen Ueberfüllung aller Berufe den Männern schlimme Konkurrenz machen, sollen daraus hingewiehn werden, für wie unendlich viele in der weiblichen Diakonie noch Platz ist. Vor allem betäupft die Verfasserin die „weiblichen Kräfte“: „Haben die Frauen die Berechtigung, nach einem Berufe zu drängen, der ihrer so wenig bedarf wie der ärztliche Stand, oder ist es ihre Pflicht, da einzutreten, wo man sie braucht?“ Kräfte giebt es mehr als zu viel, an Diakonissen aber ist allenfalls Mangel. Was die Verfasserin zur Stütze dieses ihres Hauptfahes beibringt, wird vielfach Willkür finden, und auch die, welche anderer Meinung sind, werden sich mit den Gründen der Verfasserin auseinandersetzen haben. Aber die Verfasserin will nur, um Propaganda für die Diakonie zu machen, ihren Lesern dies Institut in seiner ganzen Bedeutung und Organisation vorführen, und da redet sie denn eben Dinge, die jedem einigermaßen Sachkundigen wunderbar vorkommen müssen. Der Eintritt in das Haus als Probeweiter soll von 18 auf 15 Jahre herabgerückt werden! Unter dem Schutze der Diakonie sollen Scharen von Frauen in unsere Kolonien ziehen, unter anderem auch, um dort für die Kolonisten draußbare Frauen abzugeben. Die Thätigkeit der inneren Mission besteht in drei Dingen: in der Bereinshätigkeit, im Abhalten von Versammlungen und in der Traktatverteilung!! n. s. w. — Doch noch ein Wort über die Abicht der Verfasserin, alle überflüssigen Frauen der kirchlichen Diakonie zuzuwenden. Würde die kirchliche Diakonie dadurch nicht ihren Charakter verlieren? würde sie wohl noch eine Blüte am Baume der glänzigen Gemeinde deiben, würde sie nicht ganz profanische Versorgungsanstalt sonst unbeschäftigter Mädchen werden? Das große Hauptrequisit einer Diakonin ist der volle Glaube, und weil der Glaube nicht jedermanns Ding ist, so ist die Diakonie im Sinne der Kirche auch nicht eine Pflichtübung für jedermann. Daß noch weit mehr Mädchen kommen, als gekommen sind, wünschen unsere

Mutterhäuser, aber sie werden sich auch wohl darüber klar sein, daß sie nicht so ohne weiteres der Art sind, wozu man unsere emancipierten lästernen Damen weihen soll. Dazu eignen sich doch eigentlich die weltlichen Frauengemeinschaften viel mehr, und es ist verwunderlich, wie wenig die Verfasserin auf diese reflektiert. Sie scheint nur die Viktoria-Schwester in Berlin zu kennen, oder rechnet sie etwa die Schwestern vom roten Kreuz zu den „evangelischen“ Diakonissen? „Weltliche Diakonie — giebt es so etwas?“ fragt sie, und ich kann nur antworten: ja, in weitem Maße, und es liegt alles daran, daß man die Dinge nicht durcheinander wirft. — Doch genug, ich könnte noch viel sagen. Mein Urtheil lautet: gut gemeint, aber ohne genügende Sachkenntnis gerichtet. J. P.

— Vincenz von Paul. Von Ernst Schäfer. (Güterstoh, Bertelsmann.) 1891. 91 S.

Seit der vom Grafen Fr. V. Stolberg im Jahre 1818 herausgegebenen Biographie des heiligen Vincenz von Paul (denn so und nicht „von Paula“ ist zu schreiben) ist keine nennenswerte deutsche Monographie über diesen Heiligen erschienen, und von protestantischer Seite ist neben einigen Journalartikeln eigentlich nur das von Uthhorn in seiner Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit beigebrachte zu nennen. So hat der Verfasser, ein jüngerer Theologe, gewiß einen guten Griff gethan, wenn er gerade den heiligen Vincenz zum Gegenstande seiner Erstlingsarbeit machte. Daß er mit Ernst und Fleiß an seine Arbeit gegangen ist, beweist das angehängte Literaturverzeichnis, aus dem hervorgeht, daß er namentlich auch die umfangreiche und oft schwer zugängliche französische Litteratur herangezogen hat. So ist denn eine Schrift entstanden, welche als eine treffliche Vorarbeit zu bezeichnen ist zu einer auch dem Protestanten wichtigen Geschichte der Genossenschaft der barmherzigen Schwestern. Sowohl die „Briefe der Mission“, wie die „*filles de la charité*“ stammen von Vincenz, letztere aber geben und mehr an, weil sie in unseren Diakonissen eine protestantische Parallele haben. In welchem Verhältnis beide zu einander stehen, ist oft gefragt worden; entscheidend aber wird die Frage doch nur werden können, wenn wir die katholischen Schwestern nach Geschichte und Art völlig werden kennen gelernt haben. Die Verwandtschaft ist eine auf der Hand liegende, und wenn man auch daran wird festhalten müssen, daß in unseren Diakonissen das biblische und altkirchliche Institut wieder aufgelebt ist, so ist doch ebenso gewiß, daß für die genossenschaftliche Form, in der sich Wiederaufleben des Diakonissenamts geistlich, auch das Vorbild der *filles de la charité* mitgewirkt hat. Schade, daß der Verfasser dieser Frage nicht näher getreten ist, er hätte das um so eher thun können, als seine Monographie ohnehin nicht bloß eine biographische Untersuchung bringt, sondern zugleich vergleichende Blide auf die Gegenwart wirft. Insbesondere sieht der Verfasser in Vincenz einen Vorläufer der inneren

Mission. Viel Wahres bringt er hier bei und doch sieht man, daß die ganze Vergleichung schwebt und hinkt. Vincenz und Biedern, das katholische Frankreich unter Ludwig XIII. und XIV. und das heutige evangelische Deutschland sind so grundverschieden, daß einzelne gleichlautende Kategorien wirklich nicht genügen, um ein inneres Verhältnis beider nachzuweisen. J. P.

— Acht Monate in Süd-Afrika. Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeinde von E. Buchner, Missionsdirector. Mit einer Kartenstizze. (Güterstoh, Bertelsmann.) 187 S. Preis 2 M.

In diesem Buche hat Director Buchner die über seine 1892 — 1893 in Südafrika-Ost und Südafrika-West unternommene Visitationstournee bereits veröffentlichten Aufsätze gesammelt und mit einigen Zusätzen geordnet. Die erste Abteilung enthält die im Missionsblatt der Brüdergemeinde erschienenen Reisebriefe, die zweite die in der „Allg. Miss.-Zeitschrift“ erschienenen Artikel. Ein Abschnitt über die finanziellen Verhältnisse und ein Anhang („Auf dem Tafelberge“ und „Eine Ochsenwagenfahrt“) sind zugesügt. Die Brüdermission ist die älteste von allen unseren Missionen; noch heute laun der junge Nachwuchs viel von ihr lernen. Auch die Art des Verküunders, die Dinge anzuschauen und darzustellen — er sagt: „näheren und doch begeistert muß der Missionsmann seiner Arbeit gegenüberstehen“ — ist ungemein lehrreich und lesend.

— Pundita Ramabai. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Marie von Kraut. (Kalle, Friedr. Verlag.) Eleg. broch. 1 M.

Das Bäcklein bringt einem neuen Leser der Missionslitteratur über Vorderindien nichts Neues. Nur finden sich solche unter der gebildeten Damenwelt unserer Tage, die doch ein lebhaftes Interesse für alles, was „Frauenbewegung“ heißt, haben, herzlich wenig. Darum kann die frisch und warm geschriebene Darstellung der unermüdbaren Vorkämpferin der indischen Frauenbewegung auch in Deutschland gute Dienste thun. Und wenn diese Dienste das Interesse denkender Frauen auf das Gland ihrer Schwestern in Indien richten, möchte es sich vielleicht ergeben, daß die Jenama-Russen, oder überhaupt die indische Mission den Nutzen davon einstreicht. Aber gerade dann würde ich das Bäcklein erst recht empfehlen, denn den indischen Witwen und Frauen kann durch nichts so gründlich und völlig geholfen werden, als wenn die Mission die Ankaufung und Beurteilung des Heidentums unterstöhlt, bis sie fürzen. Gings doch einst mit der Sklavenfrage im römischen Reich ebenso. N. K.

3. Geschichte.

— König Gustav II. Adolfs von Schweden Bewegung rube zur Teilnahme am deutschen Kriege. Von Dr. phil. Emil Gutjahr. (Weisig, Drefßling & Franke.) 1894. 72 S. 1 M.

Die Schrift ist hervorgegangen aus zwei Vorträgen, welche der Verfasser in der Pädagogischen Gesellschaft in Leipzig gehalten hat, und richtet ihre Spitze gegen diejenigen, welche mit Drohnen bestreiten, daß Gustav Adolf „zu Ruh und Frommen des kirchlichen Lebens und der Glaubensfreiheit in die deutschen Angelegenheiten hat eingreifen wollen“, dagegen behaupten, „daß ihn Gründe burchaus politischer Natur zur Verwendung auch dieses Mittels bewegen, gezwungen haben“. Daß Katholiken dem großen Könige nicht gerecht werden können, darf uns nach allen Erfahrungen, die wir bei ihren Urteilen über Luther haben machen müssen, nicht wundern, daß Protestanten ihnen in die Hände arbeiten, sind wir ja leider auch gewohnt, seitdem so viele derselben die wahre Grundlage alles evangelischen Lebens preisgegeben, mithin auch das Verständnis zur Beurteilung desselben verloren haben. Um so freudiger wollen wir es begrüßen, daß der Verfasser, in ruhiger, klarer Weise „auf Grund besonders der schwedischen Quellen aus den Jahren 1629 und 1630“ vorgehend, aus eigenen Kenntnissen Gustav Adolfs feststellt, daß bei dessen Vorgehen „des Vaterlandes Freiheit und Gottes Kirche, die darauf beruht — Gottes heiliger Name und unsere Seligkeit — Verteidigung des Glaubens — die Befreiung der unterdrückten Religionsverwandten aus den Klauen des Papstes — die Ruhe der Christenheit — Erhaltung der heiligen, reinen Religion ausburgischer Konfession“ u. s. w. die Triebfedern gewesen sind. — Die Gegner sind jetzt vor die Wahl gestellt, den frommen König zum gemeinen Heuchler, den scharfsichtigen, klugen Staatsmann zu einem unklaren Kopf, der verschwommene Ideen anspricht, ohne sich selbst zu kennen, zu erniedrigen oder zuzugeben, daß in Chaos des wüsten Krieges der König Gustav Adolf als glänzende Lichtgestalt aufgetreten ist, nicht etwa deswegen, weil er mächtig siegte und ruhmvoll starb, sondern weil er ein durch seinen Glauben geläutertes Gemüt, ein reines Gewissen und edle Bruderliebe offenbarte, sein Schwert zog für den reinen Glauben gegen dessen Vergewaltigungen und für sein Vaterland gegen den Kaiser, der dasselbe bedrohte, und für diese heiligsten Güter starb.

Die Schrift soll „der evangelischen Schule ein Beitrag zur 300jährigen Gedenksfeier von Gustav Adolfs Geburt“ sein und ist nicht so sehr für die Schüler, als vielmehr für die Lehrer bestimmt, jedoch auch sicherlich allen denen, welche sich die Freude an der Erscheinung des großen Königs nicht verkümmern lassen wollen, willkommen.

C. B.

— Geschichtsschreibung und Katholizismus von Rudolf Schöller in Zürich. (Zürich, Verlag von Hält & Beer.) 1893.

Die Proschäre führt den Beweis, daß ein überzeugter Katholik nicht im Stande ist, geschichtliche Ereignisse unbesungen aufzufassen und objektiv über sie zu berichten, weil die römisch-katholische Kirche von ihren Gläubigen forbert, alles das für gut und richtig anzusehen, was sie vorschreibt.

Verfasser giebt eine schlagende und auf wissenschaftliche Belege gestützte Darstellung der geschichtlichen Entwidlung der katholischen Kirche, welche nach und nach in schärfster Ausprägung des hierarchischen Systems alle Gewalt auf den Papst übertragen hat und die Unterwerfung der Staatsgewalt unter ihr Oberhaupt anstrebt. Gegen diese Ausführungen ist an sich nichts einzuwenden, nur glauben wir, daß der Verfasser in seinem Schlusswort übertriebene Befürchtungen für das Bestehen solcher Staaten ausdrückt, die sich, wie z. B. Deutschland und die Schweiz, dem Papst nicht unterwerfen wollen. Den besten Beweis dafür, daß ein überzeugter Katholik nicht unparteiisch Geschichte schreiben kann, hat jedenfalls Jansen mit seiner „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ geliefert; wer sein Buch gelesen hat, wird den Paragraphe des Verfassers der vorliegenden Broschüre unbedingt zustimmen — wenn er nicht selbst im Banne der katholischen Kirche gefangen ist.

v. II.

— Geschichtsblätter des deutschen Jugendvereins. Jhnt. III. Heft 1—10. (Ragdeburg, Verlag der Heinrichshofenschen Buchhandlung.) 1894.

Die vorliegenden Hefte beziehen sich auf die reformierten Gemeinden in Altona, Billigheim, Frankenthal, Veronae (Waldeyer in Württemberg), Budeburg, Dornholzhausen (Waldeyer im Ober-Taunuskreis) und bringen im 10. Heft Urkunden aus Hesse, Sameln und Budeburg. Da diese Geschichtsblätter schon mehrfach in der Monatschrift besprochen sind, beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß auch das Jhnt. III. manche interessante Mittheilung enthält; besonders lesenswert ist das die Waldeyer-Gemeinde in Veronae behandelnde Doppelheft 5 und 6, während das die Urkunden aus Hesse u. s. w. bringende Heft 10 auch für Historiker von Fach Wert haben wird.

v. II.

4. Biographie.

— Joseph Josenhans. Ein Lebensbild von J. Hesse. Mit Bildnis. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 327 S. 1,50 M., geb. 2 M.

Vor einem Jahre hat der Verf. sein Buch veröffentlicht: „Aus Dr. Hermann Hunderts Leben“. Im Dezemberheft 1893 wird über den Verf. gesagt, daß er seine Ausgabe mit großem Geschick und viel Takt gelöst habe und hinzugefügt: „ich leugne kein Buch, das mit so viel Wahrheitsliebe auf so manche Schattenseiten in der Arbeit der Wissenschaftler aufmerksam macht, es ist aber die christliche Liebe, die sich auch in diesem Buche der Wahrheit freut“. Genau dasselbe Lob muß dem Verf. für sein Leben des Vaters Wissenschaftlers Josenhans zuerkannt werden. Nicht mit der Voreingenommenheit des Partigenossen, sondern mit der Unbefangenen und Gerechtigkeits des Geschichtsschreibers hat uns Hesse das lebensvolle Bild eines hervorragend trefflichen Mannes

geseichnet. Sonderbarerweise stößt man oft in christlichen Kreisen auf das Bestreben, bei dem Entwurf und bei der Ausföhrung des Lebensbildes eines hervorragenden Christen alle Schatten zu verflöchtigen und zweifellose Fehler und Charakterschwächen so darzustellen, als ob sie eigentlich nur eine besonders Art von Vorzügen und Tugenden gewesen seien. Von dieser Schwäche, von dieser Mischung der Wahrheit hat sich der Verf. gänzlich frei gehalten, zugleich aber mit seiner Wahrheitsliebe erreicht, daß der Leser mit um so größerer Liebe und Beachtung sich in das Leben des großen Mannes vertieft.

Joseph Josenhäns, der Sohn eines Leonberger Kaufmannes, ist am 9. Februar 1812 in Stuttgart geboren, wohin seine Eltern zur Hochzeit einer Schwester gereist waren. Wenn man von den berühmten Leonbergern spricht, denkt kein Mensch an den Philosophen Schelling, an den Naturforscher Hoffmeyer oder an die Brüder Wilhelm und Christoph Hoffmann, sondern an die bekannten großen Hunde. Solches Gedenken und Richtgebenden liegt übrigens in der Natur der Sache. Wer kann die Geburtsorte von Hunderten von berühmten Männern behalten, die obendrein den Massen der Gebildeten regelmäßig ziemlich gleichgültig sind, während die Heimat aller schönen Tiere leicht zu behalten und das Interesse an diesen ganz allgemein ist.

Josenhäns ist im 13. Jahre in das niedere Seminar in Blaubeuren aufgenommen worden und 1829 ins Tübinger Stift gekommen. Wilhelm Hoffmann und der „Fanatiker“ Kapff haben als Repräsenten großen Einfluß auf den frommen fleißigen Studenten geübt, während das Zreicht D. F. Stranz spürlos an ihm vorübergegangen ist. Nach glänzend bestandenen Examen wurde er zunächst Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Stetten und 1834 Repräsent in Tübingen. Dazwischen fällt eine „wissenschaftliche Reise“ nach Norddeutschland, aus der sich sein geistiger Gesichtskreis wesentlich erweiterte, namentlich gelangte er zu größerer Wertschätzung der äußeren, sichtbaren Kirche mit ihren festen Einrichtungen und dem Segen der Objektivität gegenüber dem pietistischen Subjektivismus, in welchem er aufgewachsen war“. Nur dem Württeler Scheibel gegenüber sah er sonderbarerweise in dessen Festhalten „seiner Einrichtungen und des Segens der Objektivität“ ein unbewußtes Unterschieben kirchenrevolutionärer und separatistischer Ideen und das Bestreben, durch dogmatische Neubelebung den Mangel an wirklichem Glauben zu ersetzen. So drückt sich wenigstens der Verf. aus. Daß er damit seine Unwissenheit im Bereiche des üblicherweise scharf geschönten Lutherthums kundgibt, will ich ihm aber als einem Lutheraner württembergischer Observanz nicht groß anrechnen. „Von den Berliner Professoren imponierte ihm am meisten Hengstenberg durch die scharfe Kraft und den ritterlichen Mut, womit er für die Wahrheit eintrat und auch anderen zum Kampfen Lust machte“. Der Baron von Kottwitz und Michael Baumgarten zogen ihn ebenfalls besonders an. In Wittenberg lernte er Kötze, in Hamburg

Wichern, in Lübed Weibel, den Vater des berühmten Dichters, in Bremen Trevisanus und die Brüder Victor kennen. — Im Sommer 1837 ging er als Vikar nach Badnang, wo er sich im folgenden Jahre mit Marie Weß, der Tochter des dortigen Dekans, verlobte. Im Frühjahr 1839 wurde er Oberseher an der durch Direktor Albert Jeller, den Richter der „Vierde des Leids“, berühmt gewordenen Irrenanstalt. In gesundlichem Sinne schrieb er 1846 über „die pflüchtigen Bedürfnisse der Irrengemeinde“. Seinen höheren Standpunkt als Geistlicher ließ er sich nicht, wie so manche schwachmüthige Anstaltsgeistliche, durch den medizinischen Standpunkt verrücken. Er war überzeugt, daß manche Formen der Geisteskrankheit, namentlich die Schwermut, daher kommen, daß ein vom Schuldgefühl gelotterter Mensch sich nicht entschließen kann oder will, seine Sünden zu bekennen. Er machte die Erfahrung, „daß man auch in den schlimmsten Fällen nie daran zweifeln dürfte, daß in den Kranken bei fast gänzlich zerstörtem Weltbewußtsein doch noch immer eine verhältnismäßig große Klarheit und Kraft des Gottesbewußtseins verborgen liegen könne“. — Aus seinem brüchtlichen Verthe mit Spittler in Basel ging seine Berufung als Missions-Direktor, oder wie der Titel lautete, als „Zuspektor“ an das dortige Missionshaus hervor. Hvor wurde vor ihm als einem freien Kirchenmann von streng konfessioneller Richtung thörichterweise gewarnt, denn einem solchen kann nie der Gedanke kommen, in den Dienst der unierten Basler Mission zu treten, aber schon der gesunde Besauke, daß der Herzenunion gegenüber „die bloß administrative oder kirchenrechtliche Union ohne dogmatische Einigung“ wider die Wahrheit sei, machte ängstliche Leute scheu machen. Im März 1849 trat Josenhäns seinen neuen Dienst in Basel an, lernte noch in demselben Jahre in Nürnberg „das schrofse Lutherthum“ kennen, das die konfessionellen Grenzen respektiert und „den freieren Standpunkt der Baseler Mission“ für Union hält. Ein zum Negieren geborener Mann wie Josenhäns mußte zunächst in Europa und zwei Jahre später in Ostindien die bittere Erfahrung machen, daß unter den Missionären vöthige Resister- und Aufröhtigkeit eingerissen war. Jeder war sich selbst Bischof. Hier Ordnung, Recht und Gesetz ins Leben zu rufen, war keine geringe Arbeit, umsonstiger gering, als es galt, die ihm persönlich am nächsten stehenden Missionäre wie Heibich, Wögling und Wandert in Schranken zu halten. Missionsdienst ist Kriegsdienst, da bedarf es eines starken Kommandos und eines ebenso starken Gehorsams.“ Josenhäns, der Unterthan eines deutschen Königs, ließ in Basel immer wieder auf die Demokratie, darum konnte er einst einem neuen Komitee-Mitglied erklären: „In Basel behandelt man die Weiskäfte nach Grundföhlen der Pietät, ich fühle mich verpflichtet, sie nach Grundföhlen der Autorität zu bejorgen.“ In Dausföhlen überstimmt zu werden, war ihm fast unerträglich. In solchen Fällen war ihm die persönliche Niederlage eine Niederlage der guten Sache, wie denn sein größter Mangel war, daß er die Dinge nicht

als von Gott geleitet an sich herankommen. Sieh, daß er vielmehr, da bei ihm alles Lieberlegung, Plan, Absicht, Initiative war, auch da voranging, wo Gott nicht wollte. — Was Josephus als Lehrer und Erzieher, als Organisator und Gesetzer der Mission war, kann hier nicht einmal angedeutet werden. Nach manchem Zusammenstoß trat er 1879 zurück, siedelte erst nach Stuttgart über, wo er über Vereinstromung und Arbeitslosigkeit klagte, dann in die Vaterstadt Leonberg, wo er nach einem freundlichen Lebensabend am 25. Dezember 1884 zu seines Herrn Freude eingegangen ist.

O. K.

— Baron Alfred von Seib, ein treuer Königs- und Volksfreund. Ein Urbild von Karl Schindler. (Verlag von Jäger & Kober, C. F. Spittlers Nachf., Pafel.) 1894.

Ein vortreffliches Buch für Jugend- und Volksbibliotheken, aber auch für den Familientisch. Der Verf. stand Seib durch verwandtschaftliche Beziehung sehr nahe, kennt Personen und Verhältnisse genau und weiß aus jener Zeit interessant zu erzählen. Aber er ist, sagt ein offenbar darüber unterrichteter Rezensent, dem Wesen seines Helden auch nachahmend, hat selbst in konservativ- und christlich-socialen Arbeitsgebieten manniglicher Art mit Eifer und Hingebung gewirkt und ist aus diesem Grunde besonders berufen und befähigt, das für unsere Zeit Wertvolle aus dem reichen Leben des freieren Mannes verständnisvoll auszuwählen. Manches wiederholt sich zwar aus den bekannten selbstbiographischen Schriften Seibs, aber es ist alles so frisch und packend, daß man's gern noch einmal liest.

Seibs Leben war ein viel bewegtes, denn er trat nicht nur mit Wort und Schrift, sondern mit seiner ganzen Person ein in den Kampf gegen sociale Sünden und ihr Verderben und stellte in sich eine lebendige Verbindung her zwischen den social weit getrennten Schichten unseres Volkes. Er verbrachte sein Leben an Bauern- und Fürstendörfern, unter Täufern, Räubern und Verbrechern, und war ebenso aufopfernd in christlicher Liebeswerke, als unerschrocken in öffentlichen Versammlungen. Mit glänzenden Geistesgaben ausgestattet, war er gleich gewandt in Wort und Schrift, als Volkredner, Vitterat und Dichter. Nach Beendigung seiner juristischen Studien widmete er sich in seinem vorkämmligen Birken zuerst dem Berliner Vereinsleben und wurde eintr der bedeutendsten Volkredner. In den vierziger Jahren begann er seinen Kampf gegen den Branntwein und seine Verheerungen. Im Interesse dieses Kampfes bereiste er ganz Deutschland, sprach in großen Volksversammlungen oft vor Tausenden mit Eindrud und Kraft und gründete zahlreiche Entsoffungsvereine. Auch für andere Nöte der Armen und Elendesten im Volke trat er ein und wirkte für ihre Sache mit Ueberzeugung und Begeisterung. Andernorts bekannte er sich im tollen Jahre 1848 offen für die Sache der Ordnung und des Königtums, dessen unerschrockener Verteidiger er wurde, weshalb ihn auch König

Friedrich Wilhelm IV. „Der Treuesten Einer“ nannte. Auch den Gesängnissen und seinen Anfallen widmete er liebevolle Teilnahme, und suchte den Unglücklichen mit dem wahren Trost sich zu nähern und ließ sich zu diesem Zwecke mit den Gesangenen einschließen und aß mit ihnen Gesangenenloft. Das ganze Leben Seibs ist ein Leben selbstloser Hingabe an die Brüder. Sein Beispiel, wie es hier vorgeführt wird, kann in unseren social zerrütteten Tagen nur sehr reichlich wirken. Das Buch sei ioarm empfohlen.

5. Poesie.

— Moses, Epische Dichtung von Rudolf Hode. (Stuttgart, Trud und Verlag von Greiner und Striess.)

Die gewaltige Persönlichkeit des Moses ist gewiß geeignet, Mittelpunkt riars Epos zu sein; ein Mann Gottes, Prophet, Held, Befreier seines Volkes, und doch ein Mensch mit Sünden und Schwächen, der schließlich das erstrebte Ziel seiner irdischen Wünsche nicht erreicht, alles in allem eine der erhabensten Erscheinungen, die Gott dem auserwählten Volke gegeben hat, ein Mann, dessen Name für immer mit der Geschichte der Menschheit verbunden ist. Das Epos beginnt mit der Flucht Moses nach Midian, als er den Ägypter erschlagen hat; dann folgt sein Aufenthalt bei Raguel und die Werbung um Jipora, von der der Dichter singt:

„Wenn der Sterne Augen flammend
Von dem nächtigen Himmel schauen:
Dann, vor ihrem Zeite sitzend,
Stimmt die lieblichste der Frauen,
Stimmt Jipora ihre Laute,
Und, von ihrem Klang beglückt,
Singt sie mit dem süßen Rande,
Was des Fremden Schmerz brückerst,

Kriest die Allmacht und die Güte
Gottes in erhabenem Psalme,
Singt in ihres Volkes Liedern
Von der königlichen Psalme,
Von des Frühlings holdem Haubt
Wenn die Quellen rirsend fließen,
Von den Augen, die verflohen
Den Geliebten feurig gräßen,

Singt so lunde, weiche Worte
Und so süße Melodien,
Wie des Jornes und des Ammers
Finstere Geister abwärts fließen,
Wie das starre Herz in Thränen
Ruhe findet und Erlösung,
Und der Liebe ruhes Leben
Bringt dem Kranken die Geueung.“

Dann folgt die Berufung, der Auszug aus Ägypten, die langen Jahre in der Wüste und schließlich Moses geheimnisvolles Ende auf dem Berge Hebo. Der Dichter läßt ihn nicht nur das heilige Land, sondern auch die Erscheinung des

Erlösers am Kreuz, die Erlösung sehen — eine poetische Freiheit, die wir der ergreifenden Schönheit gerade dieses Bildes wegen dem Verfasser zu gute halten wollen. Durch die ganze Dichtung geht eine innige, echte Frömmigkeit hindurch, ein Vertrauen in die heilige Schrift, der Wunsch, an dem Verständnis des Wortes Gottes mitzuhelfen; alles dies wird und in meist vollendeter Form und oft in Versen von großer Schönheit geboten. Der Dichter hat einzelne Strophen in die eigene Erzählung verwoben; hier und da sind Bibelstellen umgedichtet, und um zu zeigen, wie ihm dies gelungen ist, lassen wir den Schluß des 3. Bildes hier folgen, in welchem er im Anschluß an das 2. Buch Moise 15. Kapitel schildert, wie die Israeliten nach dem Durchzuge durch das rote Meer den Siegesgesang anstimmen:

„Da ergreift der Geist des Herrn die Geister,
Israel wird seines Gottes voll.
Laut um Moise scharen sich, den Meister,
Alle Männer mit des Dankes Hüll,
Während Mirjam in der Frauen Kreise
Ihre Pauken festlich läßt erklingen,
Und die Weiber nach des Chos Weise
Wiederholen, was die Männer singen:

Danket dem Herrn, glückselige Leute,
Von dem wir ewig's Gutes empfahnt!
Denn er hat geistlich, denn er hat heute
Herrliche, göttliche Thaten gethan.
Was er verhießen hat, hat er vollendet;
Was uns geängstet hat, hat er gewendet;
Was wir gebeten, das hat er erbetet
Und unser Weinen in Freude wendert.

Er ist ein Kriegsmann, Herr ist sein Name.
Was er sich vorgesetzt, führt er hinaus.
Freu seiner Hülfe dich, Abrahams Same,
Denn für die Seinigen führt er den Strauß.
Wen es zum Kampf mit Jehova gelüftet,
Er findet immer ihn völlig gerücket:
Blitze und Stürme und Wollen und Meer
Sind seine Waffen und sind seine Wehr.

Herr, was sind alle die irdischen Götter,
Wenn du erhebst dein allmächtiges Haupt!
Du bist der wunderbarwältige Ketter
Aller, die treu deinem Worte gelaubt.
Gleich wie die Henne die Küchlein beschirmt,
Thatest du uns, da die Not uns bekrümet.
Heiliger Gott, unser Heiland bist du!
Bring uns in Frieden zu Kanaans Ruh!“

Den Mängeln der Dichtung stehen freilich auch Schattens gegenüber. So scheint uns namentlich in der Schilderung des Moses der Hang zu zweifeln und die Neigung, das Vertrauen auf Gottes gerechte Führung zu verlieren, zu sehr betont zu sein; die Gestalt erhält dadurch etwas Weiches und Gedrücktes, das zu dem uns gewohnten Bilde des gewaltigen Mannes nicht recht passen will. Auch für Zippora, seine erste Frau, ist die Bemerkung, sie sei im Alter ein leidendes Weib gewesen, nicht zutreffend, und es ist nicht ersichtlich, warum der Dichter sie so nennt. Am

wenigsten gelungen nach Form und Inhalt ist die erste Hälfte des 3. Bildes, dessen Anfang: „Wenn der Leuz beginnt, und der Frühlingswind u. s. w.“ durch sein Vermaß geradezu fomisch und störend wirkt und auch sonst inhaltlich wenig in die Dichtung hineinpaßt. Diese Fehler treten aber hinter den großen Schönheiten des Epos zurück, und wir wünschen, daß das Gedicht in den christlich gekulten Kreisen unseres Volkes recht weite Verbreitung finden möge.
v. H.

— Der Heiland. Epos in 19 Gesängen von Franz Ludorff. Zweite Auflage. (Dresden, Trud und Verlag der Truderei Bösh.) 1894. Preis 2 M.

Ein Epos, das 174 Seiten und 7000 Jamben enthält, von erster christlicher Anschauung getragen ist und schon in zweiter Auflage vorliegt, wird in Deutschland nicht allzu oft gefunden werden. Die Dichtung bietet auch wirklich viel des Schönen. Zur Zeit des Einzuges unseres Heilandes in Jerusalem kommt ein hebräischer Philosoph nach Jerusalem, unbefriedigt von seinem Wissen, erschallt von Durst nach Wahrheit und Frieden. Er sieht das Leiden und Sterben des Herrn und wird unter dem Kreuz zum Christen. Der Dichter läßt ihn berichten, und so zerfällt das Epos gewissermaßen in zwei nebeneinander hergehende Teile: einmal erzählt uns der Fremde vom Leiden des Herrn, und dann berichtet er, auf welchem Wege, durch welche Erfahrungen, innere und äußere, er schließlich zum Heil gelangt ist. Eine ganze Reihe von Kapiteln enthält die Darstellung dieser Entwicklung, der Befragung des Erzählers; aber sie sind so geschrieben, daß man fühlt, der Verf. hat sein eigenes inneres Leben, sein Freuen und Streben, seine eigene Befragung in diese Abschnitte hineingelegt. Allerdings wird durch diese Teile, wie auch noch durch andere Episoden der Lauf der Handlung unterbrochen, aber sie sind aus dem Leben heraus empfunden und geschrieben und wirken unmittelbar durch Form und Inhalt auf den Leser. Vielen ersten Christen dagegen werden die Abschnitte, welche die Passionsgeschichte behandeln, nicht so sehr zuzagen, obwohl sie reich an dichterischen Schönheiten sind und ihr Inhalt schriftgemäß ist, denn die Geschichte des Leidens und Sterbens unseres Herrn und Heilandes ist ein so einfacher und doch so ergabener Stoff, daß er durch schonungsvolle Verse und poetische Ausschmückungen nur herabwürdigt werden kann. — Trotzdem aber ist die Ludorffsche Dichtung ein sehr lesenswertes Buch, das christlichen Inhalt, tiefe Gedanken und schöne poetische Form vereinigt, und das wir, allerdings mit der von uns näher bezeichneten Einschränkung, allen Lesern empfehlen wollen. Das Buch ist einfach, aber gut ausgestattet; warum der Verf. die Gedichtlosigkeit begangen hat, sein eigenes Bild auf das Titelblatt zu setzen, ist um so weniger verständlich, als ihm sonst der Sinn für Formenscönheit und Gedicht nicht abgeht.
v. H.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Moderne Ehen. Roman von H. Schobert. 3 Bde. 250, 220 und 247 S. (Berlin, D. Janté.)

Moderne Ehen, sittlich-saule Ehen setzen moderne Männer und Weiber, Menschen mit zerstücktem Sinn voraus. An drei Beispielen wird die Tollheit und Thorheit solcher Ehen gezeigt. Theodor von Brunen lebt mit seiner Gemahlin Stefanie in kinderloser Ehe. Das Vermögen beider scheint bereits ziemlich verjudelt zu sein. Sie leben als „Schmarogerfamilie“ von dem Gelde eines reichen Veters Theos (wie der Name des gottlosen Brunen abgekürzt wird), dem der beruflose Gatte Stephanienus im Neusport alle möglichen Diefste bis zu Diebstahl und Betrug leistet. Der Vetter, ein leichtsinniger, völlig unter dem Einflufs Theos stehender Reiteroffizier, führt den merkwürdigen Namen Gebril, ein Name, der dem Vater Scottischen „Vandhoe“ entlehnt ist. Er ist Hausfreund bei Brunens und unterhält ein ehebrecherisches Verhältnis mit Stefanie, deren „Seete“ von ihrem Manne „gemordet“ worden ist. Diese Teufelin hat folgende Grundzüge: „Wir sind nicht mehr die deutschen Gretchen, die sich von dem ersten besten Faust verführen lassen und daran zu Grunde gehen. Die betonte Autorität des Mannes läßt uns lachen. Wir sind ebenso herzlos, ebenso berechnend wie er, wifend ohne Wif, geistreich ohne Verstand, egoistisch mit vollem Bewußtsein, und vor allen Dingen bar allen Gefühls. Wir haben anstatt des Herzens, das uns nur Nummer bereitet, den Genuß auf unser Schild gehoben, die flüchtige Leidenschaft — den Kauf. Ein Kauf aber erzeugt Kagenjammer, und das einzige Mittel dagegen ist ein neuer Kauf, bis — bis wir selbst nicht mehr im Stande sind, auch nur diesen noch zu erringen.“ Noch rückhaltloser drückt sich der Vertreter der modernen Männerwelt, Gebril von Antlau, aus: „Wir sind eben moderne Menschen, die muß man mit dem Gewicht messen, auf das sie Anspruch haben. Die Unbequemlichkeiten der Ehe sind nur für euch Frauen da. (So sagt dieser Mensch zu seiner in glücklicher, nicht moderner Ehe lebenden Schwefter!) Bedeutet nur, was wir ausgeben, wenn wir heiraten! Unsere Freiheit! Unsere angenehmen Gewohnheiten, die steinen Freuden des Junggesellenstandes. Aber so einen Keinen Seitensprung nehmen wir Männer heutzutage nns gar nicht über!“ Der sittlich denkende ältere Antlau, Hans Henning, erklärt seinem von Stufe zu Stufe sinkenden, zuletzt durch Selbstmord endenden Bruder: „Was seid ihr überhaupt für Menschen! Nach allem frecht ihr gierig die Hände aus, was euch nur einen Augenblick reizt; Moral ist euch ein veralteter, lächerlicher Begriff, und eure Ehre behnt ihr solange nach Gefallen, bis sie endlich reißt. Dann wundert ihr euch und klagt das Schicksal an.“

Des Lieutenant's heißester Feind ist der Besitz eines Rennstalles. Herbestaßgeruch weht durch

den ganzen Roman. Zur Befriedigung seines Wunsches reicht sein Vermögen nicht aus, er heiratet deshalb eine reiche, elternlose, liebenswürdige, hübsche Hamburgerin. Sie ist 24 Jahre alt. Statt ihres übermäßig langen Vornamens Ebita führt sie den Namen Vita. Ihr Vater, ein reicher Kaufmann, muß ein sonderbarer Mensch gewesen sein, denn er hat dem einzigen Kind nur zwei Drittel seines Vermögens zur freien Verfügung hinterlassen, das dritte Drittel aber einem Reffen, der davon nur die Zinsen seiner Cousine zu entrichten hat. Das Sportcompagnie-Geschäft „Kunstall“ wird binnen Jahresfrist mit den 400,000 M. betragenden zwei Dritteln fertig. Von den Zinsen des letzten Drittels lebt später die junge Witwe bei ihrem Schwager der einst vergeblich gehofft hatte, ihre Hand zu gewinnen, um sein einziges Kind zu erziehen. — Dazwischen liegt nun das jämmerliche Leben, das die erwählten Ehepaare aus ein mit ihnen in demselben Hause wohnendes drittes Ehepaar sieht, ein adliger Rittmeister à la suite, aber doch noch im Dienst, der eine unliebenswürdige, häßliche, gemein denkende Tochter eines reichen Bürgerlichen geheiratet hat. Seine Ehe ist höchst unglücklich, um so unglücklicher, als die Frau das einzige Kind, an dem des Vaters Herz mit allen Kräften hängt, in der leichtfertigen Weise vernachlässigt. Die kindertlose Ebita nimmt sich des armen Knaben an und das bringt den Rittmeister auf den Gedanken, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, um Ebita, nach ihrer Scheidung vom Besizer des Rennstalles, zu heiraten. Auch sein sittlicher Standpunkt ist brüchig, der Antrag wird aber zum Glück von der reinen Natur Ebitas zurückgewiesen. Auf die Zeichnung dieses Charakters ist aller Fleiß verwendet worden. Ich kann aber nicht sagen, daß es dem Verf. gelungen ist, dem Leser die Ueberzeugung beizubringen, daß Ebita eine so grenzenlose Liebe unabänderlich trotz allem Entschessen, das sie erfahren muß, ihrem Manne bewahren kann, bewahren bis zum Verliebtsein in seine „Lieberlichkeit“, bis zu dem Gedanken, daß alles Licht, alle Wärme ihres einfachen Lebens von ihm gekommen sei. Welches Licht, welche Wärme ist denn von dem elenden Menschen ausgegangen, der sie nur um des Geldes willen „geliebt“, seine Leidenschaft aber nie von der verjudeten Stefanie abgewendet hat? Mit großer Naturwahrheit ist Stefanie von Brunen, dieses verworfene, hochmütige, intrigante Weib als Verföhlerin des schwachen Rennstall-Besizers geschildert. Bei ihr weiß man bisweilen nicht, was in ihr die Oberhand hat: die Dummheit, die Gemeinheit oder die Thorheit. Wie gemein ist es, wenn sie die in jugendlicher Kraft prangende Schönheit der jungen Hamburgerin „eine Damschönheit“ nennt; „setz und bumm, für euch Männer genügt das meistens.“ — Die brodenbe Verlobung des Lieutenant's und Ebitas sucht sie beiden Teilen zu verleben, und als die Ehe geschlossen war, sucht sie die brave Frau in den Ruf einer Ehebrecherin zu bringen. Der Leser hat das Gefühl der Benutzthung, wenn zuletzt Brunen das vermorsene Weib im Stich läßt und in America eine Circus-

reierlich zu sich nimmt, während sie infolge ihrer Morphiumsucht das Leben in einer Irrenanstalt beschließen muß. —

Der Roman „Moderne Ehen“ ist in dem für diese Dichtungen üblichen Deutsch geschrieben. Die „aktuelle“ Konversationsprache ist dem Leben abgefaßt. Damit ist der Vorwurf angebracht, daß der Stil fein musterhafter ist. Köstlich mercantil-jüdisch klingt die Rede: „Darum habe ich keinen Verdienst, es ist mein Gefähr, das mich so handeln läßt.“ Keinen Verdienst! Es ist ein Unterschied im Deutschen zwischen der Verdienst und das Verdienst. — Wie hat man es sich zu denken, wenn Jähne sich knirschend in einen Finger eingraben? Soll das Fingergelb bis auf die zum Knirschenden geeigneten Knochen durchgebissen werden? Das Ragen an der Unterlippe, das „sich auf die Lippen beißen“ erfolgt im deutschen Roman meistens mit etwas Blutverlust. Soweit zu gehen, hat jedoch dem Verf. mit Recht bedenktlich erschienen. Dagegen läßt er Augen flammen und zwar mit dem Zusatz „buchstäblich“, während es doch nur bildlich und nicht buchstäblich gemeint sein kann. Zu den Verbindungswörtern des Verf. gehört das Wort triechen: „ein häßliches Schuldbewußtsein troch ihm durch die Adern“; „ein Schauer troch ihr häßlich den Nacken durch“; „das fahle Dämmerlicht troch an den Wänden entlang“. — Von dem Participle Präsens wird der verschwendischste, unbedeutendste Gebrauch gemacht, A. B. „ist es irgend etwas Unangenehmes? fragte Gedrit, der Aufforderung folgend, sich auf die Chaiselongue werfend.“ Die Chaiselongue spielt überhaupt eine bedeutende Rolle in diesem Romane, das alte Sofa ist ganz abgestoßen. Den allergrößten, unmissenden Gebrauch macht der Verf. aber von einem vergoldeten Bambusstuhl, der „die Hauptzierde in Stefanie's Boudoir“ ausmacht. Dieses Möbel muß sabelhaft verführerisch gewesen sein. Schon S. 3 im ersten Band sitzt Tita „in dem tiefen Stuhl aus vergoldetem Bambus“. Wenn Stefanie außer sich ist vor Eifersucht, dann wirft sie sich „in den vergoldeten Bambusstuhl“. Wenn Tita sich im Zustand der Betäubung befindet, sinkt sie „in den vergoldeten Bambusstuhl“, aus dem sie sich auch dann nicht erhebt, wenn sie ganz erschmettert ist und laut schluchzt. Auch in ruhigen Zeiten geht Tita „auf den vergoldeten Bambusstuhl langsam“, und wenn sie einmal aus diesem Stuhl sich erhebt, legt sie sich sofort auf die Chaiselongue. Wiegt einmal Stefanie auf einem weißen Bärenfell, so setzt sich Gedrit „neben sie in den Bambusstuhl“. Selbst der kleine Mittelmeyers-Sohn ruft: „Mama, sieh nur einmal wie häßlich!“ und weist „auf den vergoldeten Bambusstuhl“. Sogar um negative Zukände zu schildern, wird der Bambusstuhl verwendet, wenn eine „Quaesten und Troddeln nicht mehr im Binde flattern (!)“. Mit diesen Quaesten aber spielte Stefanie, wenn sie sorgenvoll „in dem vergoldeten Bambusstuhl saß“ und des drohenden Zusammenbruchs und des Verkaufes ihres „wertvollen Interieur“ gedachte. Was aus diesem „Interieur“ schließlich geworden ist, erfährt übrigens der Leser nicht, er muß also auch

darauf verzichten, noch näheres über das Schicksal des „vergoldeten Bambusstuhles“ zu erfahren.

O. K.

— Aus dem Hengestessel der Zeit. Frauenjahn und Frauengröße. Roman von U. Westlich. 10.—12. Tausend. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) 428 S. 6 M., geb. 7 M.

Der Hengestessel der Zeit ist die sociale Frage; Frauenjahn und Frauengröße drehen sich um die Geschlechtsliebe. Was die Verf. von dem Knochen und Brodeln des Hengestessels erzählt, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die gefondert im friedlichen Verkehr mit- und im Kampf gegeneinander auftreten, die klaren und wahren Worte, die verworrenen und verlogenen Redensarten, die die feindlichen Parteien anstauschen, die Verblendung auf beiden Seiten und die Täuschungen haben und dräben, vor allen Dingen aber die Art und Weise, wie das Arbeiter-Volk denkt und sich ausdrückt, all das giebt dem Roman den Wert eines Spiegelbildes der Zeit. Der Socialdemokrat, bei uns in Süddeutschland Sog geheißen, und der Kapitalist, allerorten Broß genannt, stehen sich in unverföhlichem Gegenja gegenüber. Des aus dem Volke herausgewachsenen alten Fabrikanten Dalwich genüde, auf der Betätigung christlicher Liebe beruhende Reformpläne bleiben unausgeführt; der einzige Sohn philosophirt über „der Frauen Schuld und Größe“ und kommt damit ebenso wenig zum Ziel als die Verf., und der Schwiegerjahn ist ein unverbesserlicher, im Jrenenhaus endender Manchestermann. Dazu kommt, außer einem halben Tugend anderer Vertreter des Kapitalismus, der Bankier Fritz Kefemeier, ein Koub, der Taniende durch Argentinier unglücklich macht. — Ein braver idealistischer gerichteter Volksführer ist der Schlosser Hubert Normann: das Christentum ist erstarrt, auf seine Stelle muß der Socialismus treten. Windgläubig folgt er der Leitung des Abgeantben Wöttcher aus Berlin, der, von Haus aus Schneider und Dieb, unter falschem-Namen sich das vornehme Wesen eines Socialpolitikers zu geben weiß, dabei aber keine Gelegenheit verläßt, sich die Taschen mit Gold und Silber zu füllen und Weiber zu verführen. Als die Ehe des dieses Menschen an den Tag kommen, wird Normann irre an dem zur Besserung der sozialen Zustände bisher eingeschlagenen Wege. Ein zweiter, ebenfalls vortrefflich gezeichneter Arbeiter ist der kamln de Berlin Heinz Solle, der durch seine brave Frau auf den rechten Weg gebracht wird.

Was alles die Schuldbeladenen und die draven Frauen aus Liebe thun, erinnert ebenso wie die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wirren an das Schäumen und Ueberfläumen eines Hengestessels. Da ist zuerst Marie Dalwich, die schöne, reiche, aber fähberzige Fabrikantentochter. Sie ist im Begriff, sich mit dem liebenswürdigen, leichtsinnigen Lieutenant Jochst von Reichbach zu verloben, als sie erfährt, daß dieser ein Verhältnis mit einer „Ladnerin“ hat. Sie desinnt sich nicht lange und verheiratet sich fäh bis ans Herz hinan mit Gustav Wartling, der seinen shop aufgiebt

und zu seinem Verderben des Schwiegervaters Fabrik übernimmt. Die Ehe ist eine völlig unglückliche. Der halbe Ehebruch, den Marie mit dem Socialistenführer Vötcher begeht, ist nicht recht glaublich. Ganz ungläublich ist das erwählte Verhältnis der „Vadnerin“: denn Elisabeth Sandram ist das Muster eines sittsamen, ehrbaren, zurückhaltenden Mädchens. Wie sollte ein solches Mädchen dazu kommen, sich in ein Liebesverhältnis mit einem leichtsinnigen Lieutenant einzulassen, mit ihm ins Theater gehen u. s. w.? Daß dieses Mädchen geneigt sein kann, ihrem Dienstherrn Ehemann, einem struppelosen Mann des Geschäfts, die Hand zu reichen, ist darum denkbar, weil eine gute Verforgung in Aussicht steht. Wenn Elisabeth (Willi) gleichwohl den braven Normann heiratet, so folgt sie damit nur ihrem besseren Selbst. Schwer zu glauben ist ferner, daß Willi eine so innige Freundschaft mit Tine Seeger unterhält, von der sie weiß, daß sie sich von reichen Herren aushalten läßt, daß sie als Schauspielerin ein höchst leichtfertiges Leben führt und von ihrer ersten Liebe zu dem abgefeimten Schurken Vötcher nicht läßt. Außer der Fabrikantentochter und der „Vadnerin“ hat auch ein blutjunges Kind aus dem Volk ihr Herz dem Lieutenant geschenkt und nach dessen Tod sich ins Wasser gestürzt. Der vielerwähnte Lieutenant ist der einzige Sohn seiner verwitweten Mutter, der er seine Schulden so lange verschweigt, bis er, um die in eigenem Kupon vermoendeten dienstlichen Seider zu erziehen, seine letzte Pflanzung zur Mutter nehmen muß. Da auch dieser Schritt schlagfalsch scheint, giebt sich Reichschal bei Bekämpfung eines Arbeiteraufstandes durch Beiseitejassen einer Dynamitbüchse den Tod. Mit diesem Tod, der nebenbei eine Menge Menschen ans unmittelbar drohende Lebensgefahr befreit, läßt die Verf. den leichtsinnigen Offizier die Ferkämmer seines Lebens bezahlen. Eine Gedankenlosigkeit, eine Begriffsverwirrung, die stark an die Selbstertödtungen bei Berthold Kuerbach erinnert. —

In dem ganzen Roman ist außer der Frau des Heins Solle nur eine Frauennatur, der man von Anfang bis Ende die wärmste Sympathie entgegenbringt: Hedwig Krüger, ein veronisches Mädchen, das bescheiden, still und verborgen seine Klugheit dem jungen Gelehrten Bernhard Halwich zugewandt hat, einem Manne, der sich, durch bittere Lebenserfahrungen belehrt, vom grauen Felsbe philosophischer Forschungen auf das Gebiet des süßen, nach Thaten sich sehenden Unternehmers begiebt, und dem mit dieser Wandlung die Augen aufgehen über den Wert der anspruchsvollen Freundin seiner Schwester. —

Die Verf. schreibt einen vortrefflichen Stil, an dem wenig anzusetzen ist. Sie läßt zu jemand statt mit jemand reden. Sie läßt einen Raum mit Asphalt dienen. Sie redet auch von einem Coupon Kleiderstoff und gebraucht die nicht überall verstandenen Ausdrücke „Hudje-Hudje“, „rangeln“ (von Range abzuleiten?), „Ket“ und „Trefen“. Auch ist es ein sonderbares Versehen, daß die Verf. Marie Halwich sich nicht durch einen Kuß auf ihre Lippen, wohl aber durch die Frage,

ob sie ihn liebe, von dem Manne beleidigt sein läßt, dem sie fünf Minuten später die Lüge ins Gesicht sagt: „Gustav, ich liebe dich.“

O. K.

— Der Steinweg von St. Kilian. Erzählung aus dem alten Heilbronn von Philipp Spieß. (Heilbronn, Salzer.) 218 S. Preis 1,80 M.

Als in den lehtvergangenen Jahren die Kiliankirche zu Heilbronn restauriert wurde, hat sich der Verfaßer dieser Erzählung in die Baugeschichte der Kirche vertieft, und als Frucht seiner Studien erzählt er uns nun, wie der mächtige Turm von St. Kilian gebaut worden, von dem der Rat der Stadt rühmte, daß er nicht mit dem ersten besten anderen im heiligen römischen Reiche verwechselt werden könne. „In zweiundzwanzigjähriger Arbeit ist er der Hauptsache nach von einem und demselben Meister, dem Steinmeiſterhaus Schweiner von Weinsberg, am Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut worden. Diese 22 Jahre aber sind Jahre voll tiefgehender geistiger Bewegung gewesen: in sie ist der Erbauer des Turmes hineingezogen worden. Nimmt man die Heilbronner Katastrophen und Chroniken aus jener Zeit zur Hand, schaut man sich die anderen gleichzeitigen geschichtlichen Denkmäler der Reichsstadt an und sieht dann wieder auf den durchaus originellen Turm, dann ist's, wie wenn er sich als eine in Stein gehauene Reformationsgeschichte der Stadt Heilbronn entrollen würde.“ Der Hintergrund der Erzählung ist historisch: der Sieg der Reformation in Heilbronn durch den ersten evangelischen Prediger Lachmann; wie weit die auf diesen Hintergrund gezeichnete Geschichte von den Erlebnissen des Steinwegers Hans Schweiner historisch ist, mag dahingestellt bleiben. Jedensfalls ist sie gut erzählt, und namentlich wer sie abends in seiner Familie vorliest, der wird dankbare Hörer finden.

Gute Lektüre für das christlich-deutsche Haus, an der auch die heranwachsenden Kinder teilnehmen können, das ist es, was uns immer net thut, und wo ein Buch dieser Art gefunden wird, da wollen wir uns stets freuen, wenn wir ihm ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben können.

J. P.

— Die Johanniter. Roman von Fedor von Bobeltig. (Jena, H. Costenoble.) Preis 6 Mark.

Dieser Roman behandelt den lezten heldenmüthigen Kampf der Johanniterritter gegen Sultan Soliman um Rhodos. Er ist in warmer Begeisterung für das Johanniterwesen in seiner alten und in seiner neuen Gestalt geschrieben. Er ist mit Fleiß vorbereitet und von hitzigen Ernst getragen. Die tapfere Verteidigung von Rhodos, die wechselnden Wider bald aus dem Kapitelsaal der Brüder, bald aus ihren Schiffen auf hoher See, bald aus dem Lagerleben der Tieren sind ein anziehender Gegenstand der Lektüre für die reifere männliche Jugend. Etwas fähne Nebenwungen und Vergleiche laufen freilich dem

Verfasser mit unter, z. B.: „Am Eingange jedes neuen Jahrhunderts“ soll nach dem Aberglauben der Fürsten „ein großer Mann entstehen, der dasselbe ringend bei den Hörnern fahit (1) und siegend seine Zeit sich unterwirft.“ Aber auch wenn wir bereit wären, uns das Jahrhundert als einen widerpenfligen Stier vorzustellen, so können wir doch von dem Vorwurfe den Verfasser nicht ganz freisprechen, daß Tenkweise und Hebeweise seiner Johanniter nicht durchweg den Charakter des 16. Jahrhunderts festhalten; vielmehr fñhlt sich der Leser bisweilen nicht nur in das 19. Jahrhundert, sondern sogar in das Garnisonleben der Gegenwart versetzt. In diejer Hinsicht könnte eine Revision der 2. Auflage nicht schaden!

— Fürs Haus. Erzählungen zu den heiligen zehn Geboten. Von E. Kähn. Mit Zeichnungen von J. Steglich und H. Bornführ. (Hamburg, Neues Haus.) 271 S. 2 M.

Schlichte Erzählungen für das schlichte Volk. Wie oft wünscht eine christliche Herrschaft ihren Dienstboten für die Sonntag-Nachmittage ein gutes Buch in die Hand zu geben, hier ist ein gutes Buch. — Auch sonst ist das Bedürfnis nach guten Büchern groß. Volksbibliotheken begehren immer wieder neue Sachen. Volks-Vereine haben dasselbe Bedürfnis. — Die schlichten zehn Holzschritte nach Zeichnungen von Künstlerhand werden dem guten Buch den Eingang in Christen Häuser erleichtern. —

Für die zweite Auflage schlage ich vor, S. 186 die „Wörter, Wörter“ klingende Gewissenstüme darum zu beseitigen, weil es sich nicht um Wort, sondern um Selbstmord handelt, an dem der sich „Wörter“ scheltende Dieb keine Schuld hat. Er hat genug am Diebstahl zu tragen. Solche Liebertreibungen müssen in christlichen Erzählungen streng vermieden werden. O. K.

— Aus dem Bierjohansen Verlage in Dresden, Leipzig und Wien liegen zwei Bände mit allerlei kleinen Erzählungen und Skizzen vor: Germanenblut im Osten von Eberhard Kraus und Altmodische Leute von W. Popper, ersteres Buch führt uns nach Rußland, letzteres nach Oesterreich. Die kleinen Sachen haben wohl alle schon einmal hier und da im Feuilleton einer Zeitung gestanden. Das „Germanenblut“ hat uns besser gefallen, als die „altmodischen Leute“. Immerhin ist beides leichte vergänglichte Ware.

7. Verschiedenes.

— Nachtschatten und Morgenlicht auf der Wende der Zeiten. Bilder aus dem Unter-gang der antiken und aus dem Aufgang der christlichen Welt von Johannes Kreuder. 2 Teile. 275 und 299 S. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 5 M., geb. 6 M.

Der offenbarungsgläubige, in der ältesten christlichen, wie in der klassischen Litteratur Roms und Griechenlands wohlbewanderte Verfasser hat früher

eine Schrift veröffentlicht „V. Aunaeus Seneca und seine Beziehungen zum Urchristentum“. Diese Schrift war eine Vorarbeit für das vorliegende Werk, in dem der Verfasser in 22 Abschnitten das entseßliche Verderben Roms unter den Kaisern Tiberius bis Vespasianus auf der einen, und die Ausbreitung der christlichen Gemeinde andererseits, also den durch seinen Gegensatz wie an sich selbst festlichsten Stoff in musterhafter Erzählung und Schilderung formvollendet darstellt. Ueberall geht er von dem gesunden Gedanken aus, daß beim Studium der alten Welt die gleichzeitigen oder zeitlich nächsten Schriftsteller in Verbindung mit der alten Uebersetzung mehr Vertrauen verdienen, als moderne Autoren, die durch neue Entdeckungen glänzen wollen, von denen aber das Wort gilt: je gelehrter, je verkehrter. So hat der Altphilologe Schiller es unternommen, das Scheusal Nero zu retten und ihn von der Schuld, Rom in Brand gesezt zu haben, freizusprechen. Und der anmaßenden ungläubigen Bibelkritik legt der Verfasser die schmerzwegende, aber leicht zu beantwortende Frage vor: „Darf die Gedankenlosigkeit immer nur bei den heiligen Schriftstellern, nie bei ihren Lesern vorausgesetzt werden?“ —

Wie ein roter Faden geht durch das Werk der Gedanke, daß die christliche Gemeinde viel mehr von den verstockten Juden zu leiden hatte, als von den unwillenden Heiden. Heutzutage sieht es nicht anders. Darum gilt auch von den Juden der Gegenwart der von den Juden des ersten Jahrhunderts n. Chr. handelnde Satz: „Sie hatten durch ihren maßlosen Dünkel, durch ihren wahnsinnigen Fanatismus, durch ihre schände Ausbeutung aller anderen Nationen eine solche Summe von Haß wider sich gehäuft, daß jede Unbill, die ihnen zugesagt wurde, den Beifall der öffentlichen Meinung fand.“

Um anzudeuten, daß die Kultur Menschheit Roms in der Kaiserzeit genau so lebte und dachte, wie die Kultur Menschheit unserer Tage, hat der Verfasser geistlichlich Ausdrücke gebraucht, die höchst modern, sonst nur zur Schilderung moderner Dinge verwendet werden, z. B. Vouboir, Palais, Herren und Damen, bummeln u. dergl. Personen wie Agrippino, Poppia, Seneca u. a. haben auch so viel Verwandtes mit berühmten Persönlichkeiten der Neuzeit, daß jener Sprachgebrauch nicht zu beanstanden ist. Soll ich etwas beanstanden, so wären es die häufig vorkommenden schlechten, teilweise ganz erbärmlichen Hexameter. O. K.

— Lebensweisheit in der Tasche. Von Fr. Albert Maria Weiß O. P. Dritte durchgearbeitete Auflage. (Freiburg i. B., Herder.) 1893. 507 S. 2,80 M.

„Eine kleine populäre Apologie“, so nennt die Schrift sich selber im Vorwort. Sie enthält in 25 Hauptabschnitten kurze Beantwortung der wichtigsten Fragen, welche einem über Gott, Natur, Kirche, Welt, Kunst, Politik u. s. w. nachdenkenden Menschen kommen können. Dabei ist nicht immer die Form der Abhandlung gewählt, sondern Gedichte und Gleichnisse, Gebichte und Sprichwörter

in buntester Mannigfaltigkeit werden verwertet. Der Zweck des Buches ist die Verteidigung des katholischen Glaubens gegenüber Angriffen aller Art, daher findet man auch eine mehr oder weniger deutlich hervortretende Polemik gegen den Protestantismus. Ein eigentümlicher Satz sei hier erwähnt p. 154: „Auch wenn uns die ganze Heilige Schrift abhandeln läme, so hätten wir nichts verloren. Was lesen wir denn im gedruckten Worte Gottes, das wir nicht im eingeborenen Worte lebendig vor uns sehen? Solange wir also den Heiland im Herzen und im Geiste mit uns tragen, brauchen wir wahrhaftig nicht dafür zu sorgen, daß wir stets die Bibel in der Tasche haben.“ Wenn diese Gedanken nicht echt römisch wären, möchte man ja fast Schwärmerei dahinter wittern. Aber freilich der so schreibt, ist derselbe, dem „die Unterwerfung unter die Kirche selbst schon zur übernatürlichen, zur höchsten sozialen Tugend“ wird. Sowieit Gemeinchriftliches behandelt wird, begegnet uns manche Perle; die Form erinnert zuweilen an Claudius, doch ist die einfache fernige Sprache nicht erreicht. Wt.

— Lasset Eure Kinder gedeihen! Von G. Rudorff (Frau Franziska Jarke). Verlag der Schriften-Verlagsanstalt Bethel, Bielefeld. 8°. 80 Seiten.

Das Buch ist „ein Wort an Mütter über die körperliche und geistige Erziehung des Kindes in den ersten Lebensjahren“. Es enthält folgende Abschnitte: I. Neues Leben. — II. Des Knegeborenen Nahrung und Wartung. — III. Schlaf; Ventilation; frische Luft. — IV. Die Kleidung; das Baden. — V. Das Erwachen der Sinne; die Sprache; körperliche Bewegungen. — VI. Des Kindes moralische Erziehung. — VII. Kinderpiel. — VIII. Krankenpflege.

Das Buch enthält viele wertvolle Hinweise und eine brauchbare Anleitung für junge Mütter. Es ist leicht verständlich geschrieben und vor allem, wie sich namentlich aus den letzten Abschnitten ergibt, von einem sittlich ernstem Sinn getragen. Ueberall erkennt man, daß hier eine Mutter spricht, die aus der Fülle eigener Erfahrung schöpfen kann. Das Buch schließt sich den in

dieser Richtung schon vorhandenen vorzüglichen Schriften (Inseln, Fiderit) würdig an, es ist willkommen zu heißen, daß hier auch einmal eine Frau zu den Frauen spricht. Wollten doch bei der außerordentlichen Wichtigkeit des Themas alle Frauen auf sie hören! Wie viel Unheil würde dadurch abgewehrt. Ht.

— Von der früher von uns zur Anzeige gebrachten, im Verlage von Bertelsmann in Gütersloh erschienenen Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Pohlmev und Hoffmann, sind drei weitere Hefte uns zugegangen: 1) Eine Gerichtsverhandlung in Athen von Hr. Wagner (80 Pf.). 2) Das römische Forum von Direktor Hr. Schulze (1 M.) und 3) Ein Tag im alten Athen (1 M.).

Als neue, 13. Auflage einer altbewährten trefflichen Schrift für junge Mädchen erschien: Licht von Oben von Jacobs hagen (broschiert 240 M.). Es versuchen sich viele an der schweren Aufgabe, Erzählungen für das Badstichalter zu schreiben, aber wenigen gelingt es so, wie es Fräulein Jacoböhagen gelungen ist.

— Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Von Hermann Oeser. 3. Aufl. (Basel, H. Reich.) 146 S. 2 M., geb. 3 M.

Die erste Auflage dieses im Januarheft 1892 angezeigten vortrefflichen Buches ist 1891 erschienen. Jetzt liegt die dritte Auflage vor, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß gute Bücher doch nicht immer unverkauft liegen bleiben. Die durch und durch urprüngliche Art, wie in dem kleinen Buche auf die liebenswürdigste, angenehmste Weise das getrieben wird, was man sonst verdrießlicher Weise „Moral predigen“ nennt, hat wesentlich die rasche Verbreitung der „Gedanken des Herrn Archemoros“ zur Folge gehabt. Eigentliche Predigten über ethische Gegenstände wird nicht leicht einer dem anderen schenken. Oesers kleines Buch wird nicht selten in Studentenreisen verschickt. Daran ist doch der mäßige Preis nicht allein schuld. O. K.





Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen
in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

V.

Das Frachtfuhrwerk. Schwere Tage. Gute Nachbarn.

Es war bei dem Cigarrengeschäft meine Sache, die fertig gestellte Ware zu vertrießeln. Dies geschah in den kleinen Städten der Umgegend, wie La Grange, Autherville, Washington u. s. w., wohin ich die Ware auf einem Ochsenarren brachte und verschiedene Gegenstände dafür einhandelte, welche theils in unserem eigenen Hause gebraucht, theils an Nachbarn abgegeben wurden. Geld war außer für Baumwolle und Frachtfuhrwerk noch fast gar nicht im Umlauf. Nun aber war doch Geld notwendig, um mancherlei Kolonialwaren, Zeuge und Schuhwaren, sowie Weizenmehl zu kaufen, da die unbedeutende Cigarrenfabrik nicht soviel abwerfen konnte, um den ganzen Bedarf zu decken. Auch war sie nur so lange zu betreiben, als Tabak vorhanden war. Daher entschloß ich mich, einen Güterwagen in Gang zu bringen, wozu ich 6 Paar Ochsen brauchte, welche ich theils selbst hatte, theils von einem Farmer in der Gegend geborgt erhielt. So machte ich nun meine erste Genereise nach Houston. Ich trieb den großen Wagen und Amand meinen Karren mit einem Paar Ochsen. Natürlich war das Feld bestellt, und zur Ernte war ich wieder zurück.

Die Expedition ging ohne Fährlichkeit gut bis nach Houston, dem Hauptstapelplatz für den Westen und Norden des Staates. Dort erhielt ich Ladung nach Austin, etwa 200 engl. Meilen weit. Eine Havarie am Wagen ausgenommen, ging die Reise glücklich von statten. Meine Farm lag auf halbem Wege und ich konnte bei derselben vorbeifahren und meine Lieben besuchen.

Auch nach Austin kamen wir glücklich, lieferten die Waren ab und heimsten eine hübsche Summe Geldes ein. Ich erhielt in der Nähe eine gute Ladung Baumwolle für Houston und langte mit derselben glücklich auf meiner Farm an, woselbst ich das Weihnachtsfest feiern wollte.

Statt des Karrens hatte ich noch einen zweiten vierräderigen Wagen in Betrieb gesetzt, um so mit zwei ordentlichen Fuhrwerken das Geschäft schwunghafter betreiben zu können. So sah ich dem neuen Jahre hoffnungsvoll entgegen.

Da traf mich ein schweres Unglück. In der Zwischenzeit zwischen Weihnachten und Neujahr wollte ich behufs eines Neubanes Stämme aus dem Walde holen. Beim

Heranschleppen stolperte ich über eine Wurzel und stürzte zu Boden, und die Ochsen, die im schärfsten Zuge waren, zogen den Stamm über meinen rechten Fuß, welcher im Gelenk gänzlich zerquetscht wurde. Es war ein schrecklicher Schmerz. Anand, der mich am Boden liegen sah und nicht wußte, warum ich nicht aufstehen konnte, schrie um Hilfe. Ein paar Jäger, welche in der Nähe gewesen sein mußten, hörten die Hilferufe, kamen herbei und trugen mich nach Hause. Nachdem die Fußbelleidung entfernt war, ergab sich, daß das Fleisch zertriften und das Gelenk zerschmettert war. Ein Arzt war nicht in der Nähe. Man mußte sich begnügen, kalte Umschläge zu machen, bis ärztliche Hilfe geholt werden konnte. Die Schmerzen waren so furchtbar, daß mein bis dahin schwarzer Bart damals in einer Nacht weiß geworden ist. Der Arzt half gar nichts, und ich bin überzeugt, daß allein die fortgesetzten kalten Umschläge den Fuß vor dem Brande retteten. Drei Monate lag ich mit aufgehängtem Fuße im Bette unter andauernden Schmerzen, und dann konnte ich auch nur auf Krücken mich fort-schleppen. Während dieser schweren Zeit trafen mich noch mehr Unglückschläge. Da ich die auf den Wagen befindliche Ladung nach Houston zu liefern verpflichtet war, so mußten die Fuhrwerke durch fremde Leute hinuntergefahren werden. Freund B. hatte es übernommen, den einen Wagen hinunter zu geleiten; für den anderen engagierte ich einen in der Gegend sich aufhaltenden jungen Mann, einen früheren Portepeseführer, den ich aber unter das Kommando von B. stellte.

In diesem Fuhrunternehmen war ein großer Teil unseres Vermögens angelegt und auf seinen Erfolg gründeten sich große Erwartungen. Nicht nur steckte in dem Fuhrwerk mit den 12 Paar Ochsen und der zugehörigen Ausrüstung ein für uns ansehnliches Kapital, es gingen auch 20000 Cigarren, die bestellt waren, nach Houston mit. Der Erlös daraus war nebst dem Frachtgelde dazu bestimmt, den Anfang zu einem kleinen Handelsgeschäft zu machen, wozu die Waren von Houston mitgebracht werden sollten.

Es mochten wohl 10 bis 12 Tage seit dem Abgange des Wagenzuges verfließen sein, als ich zu meinem großen Schrecken sah, daß B. auf meinem Reitpferde angeritten kam. Was war geschehen, daß er allein zurückkam? Bald wollte ich die Ursache erfahren.

Als die Wagen unter vielen Widervärtigkeiten, denn die Wege waren grundlos, bis etwa 15 Meilen vor Houston gekommen waren, da wurde B. von einem Anfall von Cholera heimgesucht und mußte nach Hause gehen, um sich zu kurieren. Er hatte dem Bombe, so hieß der engagierte Wagentreiber, beide Wagen übergeben müssen mit dem Auftrage, sie einen nach dem andern nach Houston zu bringen. Wenn er seinen Anfall überwunden hätte, wollte er sogleich auch nach Houston hinuntergehen.

Als er aber nach 6 Tagen hinabkam, war der gewissenlose Schurke verschwunden. Die Baumwolle war zwar abgeliefert, aber das Frachtgeld, der Betrag für die Cigarren, das gesamte Material an Ketten, Nocken, Lagergerätschaften, Zelt, Wagen, Decken, worin ein Wert von über 500 Dollar steckte, waren gestohlen. B. erfuhr, daß der Schurke auch versucht hätte, Wagen und Ochsen zu verkaufen; das war ihm aber nicht gelungen, denn er mußte eilen, sich aus dem Staube zu machen, weil B. jeden Augenblick erscheinen und ihn abfassen konnte. Die Wagen waren in der Prairie, ebenso die Ochsen, welche aber im kleudesten Zustande vorgefunden wurden, da Bombe auch das Geld zum Ankauf von Mais zu ihrer Fütterung lieber für sich behalten hatte. Diese Ueberreste der Expedition hatte B. einem in der Nähe wohnenden Farmer zur Aufsicht übergeben, bis der kommende Frühling es mir möglich machen würde, sie wieder in einen betriebsfähigen Zustand zu bringen. Dies waren die Nachrichten, welche B. nach seiner Zurückkunft überbrachte. Ich gehe darüber hinweg, welche Wirkung dieser Bericht auf uns machen mußte. Doch es galt, den Kopf oben zu behalten. Ich lag noch auf meinem Schmerzenslager, aber es fing an, mit der schrecklichen Verwundung besser zu werden, wenn auch das Gelenk auf immer zerstört war und der Fuß steif bleiben mußte. Bei allem diesen Unglück kamen einige Lichtblicke in wohlthuenenden Vorkommen uns zu Hilfe

und hoben unsere Gemüther. Eines Morgens sah ich von meinem Lager aus auf dem Wege zu meinem Hause, den ich überblicken konnte, auf einem großen weißen Maulesel einen Mann herankommen, der einen großen Sack vor sich auf dem Sattel hatte. Ein Pfluger mit einem Paar Ochsen und einem Pfluge folgte ihm. Der dicke alte Mann kam vor die Pforte, warf den Sack ab und rief „Hallo!“ worauf Minna ihn einlud, einzutreten. Er kam nun in das Zimmer, in dem ich lag, und sagte: „Ich bin Euer Nachbar Gregory von der Rosses-Prairie, habe von Eurem Unglück gehört und dachte, da muß ich einmal um Rechten sehen. Es ist Zeit, Kartoffeln zu pflanzen, da sagt mir, wo ich dies thun soll.“ Nachdem ich ihm dankend das Feld bezeichnet, schickte er den Pfluger mit dem Pfluge dahin mit der Anweisung, wie er pflügen sollte. Er selbst schleppte den Sack, den er an der Pforte abgeworfen hatte, herein, setzte sich neben mein Bett auf den Boden und fing an, die Kartoffeln zu zerschneiden, wobei er freundlich mit mir sprach. Als er mit dem Zerschneiden fertig war, nahm er den Sack, ging hinunter ins Feld und pflanzte die Knollen ein. Ohne Abschied zu nehmen, setzte er sich wieder auf sein Maulthier und verschwand mit Pfluger und Pflug! — Nun das war, wenn auch keine Großthat, so doch ein Werk wahrer Christenliebe. Wie dies auf uns wirkte, läßt sich besser fühlen als beschreiben; mir bringt es noch heute die Thränen in die Augen.

Eine schöne Erfahrung mit einem anderen Farmer that uns auch sehr wohl. Ich war demselben noch den Betrag für 2 Paar Ochsen schuldig, welche er mir auf Kredit verkauft hatte, als ich mein Fuhrwerk in Gang brachte. Ich hatte gedacht, dieselben von meinem Fuhrlohn zu bezahlen, wenn die Wagen wieder heraufgekommen sein würden. Dies konnte nun leider nicht geschehen und das kummerte mich sehr. Ich bat nun Minna, das letzte Kleinod, das wir noch hatten, eine schöne, große, goldene Kette, zu nehmen, zu besagtem Farmer zu reiten und ihm dieselbe als Sicherheit zu übergeben, bis ich ihm den schuldigen Betrag auszahlen könnte. Als nun Minna bei demselben ankam, kam er heraus, hob sie galant vom Sattel und erkundigte sich nach mir, von dessen Unglück er gehört habe. Minna sagte ihm hierauf, daß ich sehr bekümmert sei, meine Schuld an ihn nicht abtragen zu können wegen des Eintretens der Unglücksfälle, und der Zweck ihres Herkommens sei, ihm diese Kette als Sicherheit für die Schuld zu übergeben und um Entschuldigung zu bitten. Ganz entrüstet antwortete der brave Mann: „Was denken Sie von mir, ist der arme Mann nicht schon unglücklich genug? Er wird mich schon bezahlen, und wenn er es auch nicht kann, ich habe Ochsen genug!“ Mit diesem Bescheid mußte Minna das Gnu mit der Kette wieder einstecken, sich von ihm in den Sattel heben lassen und Grüße und Wünsche für meine Besserung nach Hause mitnehmen. Daß solche Erlebnisse uns unbeschreiblich wohlthaten und uns aufrechteten, läßt sich denken.

VI.

Ein neuer Anfang. Naturbeobachtung. Begegnungen.

Das Frühjahr war indes eingetreten und ich soweit hergestellt, daß ich mit Krüden mich bewegen konnte und nun wieder daran denken mußte, thätig zu werden. Ich fuhr nun mit Amand in B.'s Wagen hinunter, um mein Fuhrwerk zu rekonstruieren und wieder auszurüsten. Die Ochsen wurden zusammengeholt, die Wagen wieder in Stand gebracht und die erforderliche Ausrüstung beschafft, welche mir von den bekannten Kaufleuten gerne auf Kredit geliefert wurde. Es wurde Ladung eingenommen und ohne Fährlichkeit ging die Reise von-statten. Wenigstens war soviel gerettet, daß wieder von vorn angefangen werden konnte.

Den Sommer über blieb ich zu Hause und widmete mich dem Felde und dem Viehstand bis zum Beginn der Baumwollen-Ernte auf den Plantagen, die mir wieder

Transporte bringen würde. Mein kranker Fuß, an dem ich nur einen flanellenen Strumpf tragen konnte, schmerzte mich noch zuweilen, wenn sich Geschwüre gebildet hatten, durch welche abblätternde Knochen splitter sich beseitigen wollten. Ost mußte ich solche selbst operieren und die Splitter herausziehen, was eben nicht wohlthat. Im Herbst ging nun wieder das Fuhrwesen an, das nun umsomehr mit Eifer betrieben werden mußte, als so manche Scharten in unseren Verhältnissen auszuweihen waren. Amand, der ein strammer Bursche geworden war, übernahm die Führung des einen Wagens, ein gemieteter Ochsentreiber den anderen, und ich ritt nebenher, die Krücken links und rechts am Sattel. Ein paar Reisen brachten hübsche Gelder ein und der Winter konnte ruhig erwartet werden. Ich erwähnte schon früher, daß nur Baumwolle und Frachtfuhrwerke bares Geld brachten, weder Vieh und Pferde noch Mais konnten gegen Geld veräußert werden.

Um Baumwolle zu bauen, hatte ich nicht Hände genug, so mußte ich bei dem schweren Geschäfte des Fuhrwesens bleiben, um die nötigen Varmittel beschaffen zu können. So hart es auch war, während der Transporte stets unter freiem Himmel bei jedem Wetter und oft grundlosen Wegen sich allen möglichen Strapazen ausgesetzt zu sehen, so war doch auch eine gewisse Romantik damit verbunden. Die Nächte sind bei gutem Wetter so wunderschön, die Luft so rein und kühl, das Firmament so prachtvoll, daß ich oft mit Entzücken, auf meiner Decke liegend, den Sattel unter dem Kopf, die Schönheit einer solchen Nacht genoß. Auch am Tage bot sich manchmal Gelegenheit zu interessanter Naturbeobachtung.

Auf einer derartigen Fahrt kam ich bei dem Städtchen Columbus an den Fluß Colorado. Zum Uebersehen über denselben befand sich dort eine Fähre. Da nun aber diese beschädigt war, so mußte ich mich in Geduld fügen und eben warten, bis das Fuhrzeug wieder in Ordnung war. Ich bezog nahe dem Ufer mein Bivak, und da ich nichts zu thun hatte, setzte ich mich ans Ufer, um das Leben auf und an dem Strome mir anzusehen. Bald fiel mir ein kleiner Hügel ins Auge, auf dessen Gipfel eine Oeffnung war, in die sich unausgeseht eine lange Reihe von braunen Ameisen ergoß, welche aus einem kleinen Loche unweit des Ufers herauskamen. Ich bemerkte, daß die Tierchen mit etwas beladen waren, das ich bei näherer Untersuchung als Rohrzucker erkannte. Natürlich wunderte ich mich nicht wenig und fragte mich: wo kommt der Zucker her, mit welchem sich die kleinen Räuber in ihrer unterirdischen Burg verproviantieren?

Als ich den folgenden Tag über den Fluß gesetzt wurde, sah ich auf der anderen Seite einen Wagen, an dem ein Rad gebrochen und der mit Fässern voll Zucker beladen war. Auch hier sah ich dieselbe Art von Ameisen, welche in ununterbrochener Linie den Wagen und die Fässer erstiegen, in die Fugen derselben eindringen, mit Zucker beladen wieder herauskamen und in einer Oeffnung am Rande des Flusses wieder verschwinden. Es mußte daher ein Tunnel unter dem Fluß herführen, den sich die arbeitssamen Tierchen zur Kommunikation mit dem anderen Ufer angehöht hatten. Ich darf sie daher wohl als geschickte Ingenieure bezeichnen. Bei einer anderen Reise ruhte ich am Rande eines Waldes aus und ließ mein Pferd grasen. Bald gewahrte ich in der Nähe meines Ruheplatzes einen Ameisenhügel. Um denselben war ein auf das reinlichste geglätteter Raum. Diesen Raum gänzlich vom Prairiegras und dessen Wurzeln zu reinigen, muß für tausende der kleinen Arbeiter eine schwierige und lange Arbeit gewesen sein. Um diesen zirkelförmigen Platz zog sich eine zwei Hände breite Einfassung von dichtem Grafe, welches aber dem Prairiegras nicht ähnlich, sondern beinahe 3 Fuß hoch war und Samen trug. Ich bemerkte bald, daß eine Menge Ameisen sich auf den Halmen befanden und die Samenkörner abzwickten, welche dann unten von anderen aufgeladen und nach ihrer Burg im Hügel gebracht wurden. Dieses Getreidefeld mußte künstlich angelegt und der Same dazu von anderswo hergebracht worden sein, denn weit und breit war diese Grasart nicht zu finden. Neben dem Zwecke der Samenernte

diente nun aber auch der bezeichnete Rand als eine Einfriedigung, denn innerhalb des eingeschlossenen Raumes trieben sich eine Anzahl von grünen Blattläusen umher, welche von Ameisen umgeben waren. Ich bemerkte, daß verschiedene dieser liebenwürdigen Tiere von Ameisen festgehalten, mit den Vorderfüßen getraht und geküßt wurden, worauf sie einen süß schmeckenden Saft von sich gaben, der begierig von den umgebenden Ameisen genossen wurde. So lernte ich die Ameisen als Ackerbauer und Viehzüchter kennen.

Eine andere Art von Ameisen beobachtete ich sehr oft als Krieger. Ich hatte in meinem eigenen Gehöfte zwei große Ameisenkolonien, die ich trotz aller Mühe nicht ausröten konnte. Ich sah oftmals, wie sich aus diesen Burgen ganze Heere ergossen, sich ordneten, in Linie anstellten, während Tirailleure von beiden Seiten vor ihren Linien sich angriffen und mit Erbitterung kämpften, worauf dann die Heere sich anfielen, bis der stärkere Teil den Platz behauptete und der besiegte schleunigst in seinen Berg flüchtete. Auch bei diesen Kämpfen war Planmäßigkeit ersichtlich.

Auch interessante Begegnungen mit allerlei Menschen fehlten auf diesen Reisen nicht. Auf einer meiner Fahrten war ich auf einen mir entgegentommenden, von einigen Ochsenwagen begleiteten Trupp von Leuten aufmerksam geworden. Bei näherem Zusehen erkannte ich an den spitzen Hüten, den roten Westen und den Fußbekleidungen aus Filz, daß es Slaven waren. Ich redete sie an polnisch an. Da war die Freude groß. Sie umringten mich, und wenn sie auch keine Polen, sondern Währen waren, so konnten sie doch mich und ich sie zur Not verstehen. Sie erzählten mir, der Auswanderungsagent hätte sie auf ein Schiff in Bremen gebracht und ihnen gesagt, es ginge nach Amerika. Sie wären zwei Monate auf demselben gewesen, dann in Galveston abgeladen und nach Houston weitergeschafft worden, ohne daß sie gewußt hätten, wo sie eigentlich wären. In Houston hätten sich einige amerikanische Fuhrleute ihres Gepäckes bemächtigt und ihnen bedeutet, daß sie Lebensmittel kaufen sollten, natürlich alles pantomimisch, denn sie konnten ja weder deutsch noch englisch. Sie hätten sich in ihr Schicksal ergeben. Sie wären bereits zehn Tage unterwegs und wüßten nicht, wohin die Fuhrleute sie brächten. Da in meiner Gegend verschiedene kleine und größere Farmen zu verkaufen waren, riet ich ihnen, in meine Gegend zu ziehen und sich anzusiedeln. Mit Freude und Dank nahmen sie meinen Vorschlag an. Ich instruierte nun die Fuhrleute, daß sie die Leute zu meiner Farm bringen sollten. Den Ärmsten gab ich aber einen Zettel an meine Frau mit, sie bittend, die Leute einstweilen aufzunehmen, die Kinder und Weiber in der Scheune einzuquartieren, während die Männer auf dem freien Platz vor derselben kampieren sollten, und sie einstweilen mit dem Nötigsten zu versehen.

Ich hatte ihnen auch gesagt, daß ich etwa in 10—14 Tagen zurück sein und dann für sie sorgen wollte. Die guten Kerle waren voll Dankes. Nach der angegebenen Zeit kam ich auch zurück und fand das Völkchen ganz vergnügt. Sie umgaben mich wieder mit Frohlocken und nannten mich Pantatu! (Herr Vater). Louis hatte einstweilen einige von den Männern nach dem benachbarten Städtchen Fayetteville geführt, wo sie sich Lebensmittel kaufen sollten, da wir eine solche Menge unmöglich füttern konnten, denn es waren gegen 30 Männer und Weiber ohne die Kinder. Ich konnte dreien von ihnen, welche Barmittel hatten, kleine Farmen in der Nähe besorgen. Die anderen konnte ich bei Amerikanern und Deutschen als Arbeiter, und die drei Mädchen sehr gut bei ordentlichen Leuten als Mägde unterbringen. So waren sie binnen drei Wochen alle unter Dach gebracht. Die Menschen waren sehr dankbar und verehrten mich wie einen Vater. Wenn sie Streit unter einander hatten, da hieß es: „Gehen wir zum Vater!“ Da mußte ich schlichten und Recht sprechen, und sie fügten sich meinem Spruch aufs bereitwilligste. In einer Entfernung von ein paar Meilen hatten sich etwa sechs Familien, teils als Eigentümer, teils als Anteilpächter niedergelassen; diese und auch die übrigen kamen oft mit Amerikanern, um sich durch meine Vermitt-

lung verständlich zu machen, so daß ich von den Amerikanern der Böhmen General genannt wurde.

Solange wir noch in Texas waren, hingen sie tren an mir und waren stets zur Hand, wenn ich einmal Hülfe nötig hatte. Als wir abzogen, geleiteten sie uns, Männer, Weiber und Kinder, mehrere Meilen weit und schieden mit bitteren Thränen. Später, während meines Alleinsins auf meiner Farm, als sich meine Lieben nach Deutschland eingeschifft hatten und ich allein zurückgeblieben war, kam das Töchterlein von einer dieser Familien alle Morgen mit einem Töpfchen Milch, denn ich hatte damals alle Kühe mit den Kälbern sortgelassen, weil ich nicht melken wollte. Sie ging dann in das Wohnzimmer, wo die Photographie von Stephanie hing, blieb einige Minuten darinnen und kam weinend wieder heraus. Sie liebte sie sehr und war fast den ganzen Tag bei ihr gewesen. Ich kann nur Ontes von den gutmütigen Leuten sagen.

Vor San Felipe, wo wir den Brazos zu passieren hatten, wurde ich eines Morgens von einem Manne in unserem Bivak angegangen, der mir sagte, er sei in Not, ich solle ihm mit etwas Geld aushelfen. Der Mensch sah sehr desperat aus, deshalb dachte ich, besser ein paar Dollar fahren lassen als möglicherweise Streit bekommen. Ich sagte in die Tasche und holte meine Barfschaft heraus; es waren 5 Dollar. Ihn die Hand hinstreckend, sagte ich: „Das ist alles, was ich habe; nehmt die Hälfte!“ Der Mann sah mich erstaunt an, nahm 2½ Dollar an sich und sagte, sich auf die Brust schlagend, er werde überall für mich fedten, und ging grüßend ab. Er war jedenfalls ein Kaufbold, wenn auch kein schlechter Kerl, wie ich mich einige Jahre später überzeugen sollte.

VII.

Das Leben auf der Farm. Allerlei Leute.

Während unseres aufregenden Reiselebens nahm das Leben auf der Farm seinen ruhigen Fortgang. Stephanie, die noch in Polen geboren war, besorgte schon das Melken und half der Mutter, die jüngeren Geschwister zu pflegen, eigne Knaben und drei Mädchen, welche uns in Texas geboren worden waren. Wenn ich zu Hause weilte, was gewöhnlich von Neujahr bis zur Baumwollenernte der Fall war, hatte ich hinreichend Zeit, ansehnliche Verbesserungen und Erweiterungen der Felder vorzunehmen. Auch legte ich einen großen Pflanzgarten an, welcher gut geriet und nach drei Jahren schon Früchte brachte, baute eine Scheune von ziemlicher Größe und ein Maschinenhaus, worin sich eine Zuckerröhrenpresse befand, welche durch ein Göpelwerk bewegt wurde, um das chinesische Zuckerröhr auszupressen zur Herstellung von Syrup. Derselbe geriet vortreflich.

Unweit meines Wohnortes war ein ziemlich hoher Berg, an dessen Fuß eine tief in denselben hineingehende Höhle sich befand. Sie war noch nie genauer untersucht worden, denn es schien gefährlich, sich weiter hineinzuwagen. Von wilden Tieren war sie nicht bewohnt, denn ein schrecklicher Geruch vertrieb alles. Der Boden war wohl vier Fuß hoch mit Guano bedeckt, der von den in der Nähe wohnenden Farmern zur Düngung von Gärten benutzt wurde. Ich fuhr auch einmal hin, um einen Wagen voll von dem Düngemittel zu holen, das als sehr wirksam gerühmt wurde. Die Entfernung von meiner Farm war eine gute Tagereise mit Ochsenfuhrwerk. Ich kam gegen Abend in der Nähe des Berges an und richtete mein Bivak für die Nacht ein. Da sollte ich auch erfahren, wem dieser nützliche, sich immer wieder erfindende Stoff zu verdanken war. Als die Sonne untergegangen war, sah ich einen Strom von unzähligen Fledermäusen aus der acht Fuß hohen und ebenso breiten Oeffnung der Höhle sich ergießen. Wohl eine halbe Stunde lang strömten die Massen heraus und verteilten sich in der Umgegend, um ihr nützliches Geschäft zu beginnen. Sie machten Tag auf

alle möglichen nächtlichen Insekten, Moskitos und dergleichen. Am Morgen kehrten sie dann in ihre Wohnung zurück. Ihr Aus- und Einrücken war trotz der ungeheuren Mengen mit wenig Geräusch verbunden.

Beim Hineingehen in die Höhle sah ich, daß die Fledermäuse wohl drei Fuß dick aneinander gepreßt an der Decke der Höhle hingen. Ich belud nun meinen Wagen, was, von dem üblen, scharfen Geruch abgesehen, keine schwere Arbeit war, denn der Guano lag bis an die Oeffnung heran und ließ sich leicht abschaukeln und auf den herangefahrenen Wagen werfen.

Ich stellte nun auf meinem Kartoffelfeld mit dem Stoff einen Versuch an, indem ich ihn beim Sehen der Kartoffeln in die Furchen streute. Da ich nicht genug hatte aufstaden können, um das ganze Feld damit zu versehen, so konnte man die Wirkung deutlich erkennen. In den gebüngten Furchen gingen die Pflanzen viel schneller auf, das Kraut hatte eine dunklere Farbe und der Ertrag war dreimal größer als in den nicht gebüngten Furchen.

Da ich nach diesem Erfolge die Absicht hatte, das Land mit dem Berge zu kaufen und mit dem Guano ein Geschäft zu machen, so sandte ich eine Probe zur Untersuchung an einen Chemiker. Derselbe fragte ganz verwundert an, was denn das für eine Masse sei, und erklärte, dieselbe sei viel reichhaltiger an Düngestoffen, als der chilenische Guano. Wenn der Stoff in Menge vorhanden wäre, könne er ein wertvoller Handelsartikel werden. Leider war aber die Entfernung bis zur nächsten Eisenbahn zu groß, als daß ich mit dem Unternehmen hätte vorgehen können; auch hatte der Eigentümer, der früher das Land gern und billig verkauft hätte, sich inzwischen selbst über seinen Schatz informiert und weigerte sich nun, in einen Verkauf einzutreten.

Auch zu Hause konnte man ebenso wie auf den Reisen allerlei interessante Bekanntschaften machen. In der Nähe meiner Farm lag eine kleine sogenannte Stadt. Sie bestand aus einer Schmiede, einem Laden, in dem alles Mögliche zu haben war: Speck, Eier, Schnaps, Kolonialwaren, Mehl, Bücher, Arznei u. s. w., und aus einigen sonstigen Häusern. Straßen waren zwar ausgelegt, warteten aber noch auf Häuser, die sie besetzen sollten. Von der Regierung war eine großartige „charter“ erteilt worden, aber von einem Wachstum war noch nichts zu bemerken.

Die Umgebung der Stadt bestand aus sehr reicher Prairie mit Gruppen von herrlichen Lebensäichen. Einige Wasserläufe, aber meistens ohne Wasser, durchzogen die Ländereien, die von zahlreichen Rindern, Pferden und Schafen begangen wurden. Der Stanzpunkt der ganzen Landschaft aber war ein großes zweistöckiges Gebäude, das, auf einem Hügel erbaut, stolz auf das etwas unterhalb liegende Stadt-Embryo herab sah. Dieses Gebäude war ein Erziehungsinstitut und führte den Namen „Military College“. Der ganze militärische Charakter der Anstalt bestand aber darin, daß ihre Zöglinge gleichförmig graue Jacken trugen, und daß des Morgens von einem Schäfer vor dem Austreiben getrommelt wurde. Aber der Direktor war „Oberst“ und Gradnierter von Westpoint.

Der in erhabenem Stil abgefaßte Prospekt, der nach allen Richtungen verandt wurde, kündigte die vollkommenste militärische, wissenschaftliche und körperliche Ausbildung der der Anstalt anvertrauten Knaben an, wobei auch die klassischen und lebenden Sprachen besonders ins Licht gesetzt wurden. Die papierernen Grundlagen waren also vielversprechend. In Ermangelung von anderen Anstalten erfreute sich der Herr Oberst des Zuspruchs der in den nächsten Counties ansässigen reicheren Pflanzler, die ihre Söhne diesem Institut anvertrauten, so daß der Inhaber sein Geschäft dabei machte.

Mein Weg führte mich öfters an diesen Ort, zumal sich auch das Postamt dort befand, das der Herr Oberst mit besorgte, soweit seine sonstigen Geschäfte es erlaubten. Das führte freilich zu manchen Unregelmäßigkeiten, welche oft ein Wiederkommen der Postgäste verursachten. Doch wurde das nicht so genau genommen. Da der Herr



Oberst ein angenehmer und freundlicher Gentleman war, so sah man ihm viel durch die Finger.

Neben seinem Colledge, dem Postamt und, wie er sagte, seiner gelehrten Korrespondenz bedurfte er auch Landwirtschaft und Viehzucht. Bei diesen verschiedenen Beschäftigungen bedurfte er natürlich vieler Gehülfen. Diefelben suchte er sich besonders unter den dazumal oft vorbeiziehenden neuen Einwanderern, denen er beim Laden unten im sogenannten Städtchen anzulauern pflegte. Dort fing er denn auch eines Nachmittags einen Deutschen ab. So gut es gehen wollte, wurde eine Unterredung mit demselben angeknüpft, deren Folge war, daß er ihn auf sein Schloß auf der Höhe mitnahm und als Schäfer einsetzte, da der frühere weggelaufen war. Der Wandersmann aber, der es unternommen hatte, den verlassenen Posten auszufüllen, war ein früherer Musensohn aus Halle an der Saale. Als Lohn sollte er neben freier Beköstigung mit den Kadetten (wie die Anstaltschüler wohlthönd genannt wurden) täglich zwei Stunden Unterricht im Englischen erhalten. Der Musensohn wußte sich bei seinem Chef sehr nützlich zu machen. Nach kurzer Zeit erhielt er neben seinem Schäferamt noch das eines Professors der klassischen Litteratur. Als solcher figurirte er dann auch auf dem neuen Prospekt.

Vor den Sommerferien wurde das große Examen (exhibition) abgehalten. Die Eltern und Bekannten der „Kadetten“ wurden dazu eingeladen und stellten sich auch in Menge ein. Nach abgehaltenem Examen sollte im Freien eine festliche Mahlzeit stattfinden, wobei verschiedene Redner auftreten würden. Ich besand mich auch unter den Geladenen.

Mit großer Fertigkeit wußte der Leiter der Anstalt über alle Schwierigkeiten der „Ausstellung“ hinweg zu kommen und seinen Ruf als Gelehrter, als Stratege und Erzieher unter dem versammelten Publikum zu befestigen. Zum Schluß aber sollte ein Glanzakt dem schönen Erfolge die Krone aufsetzen. Der Oberst führte mit Pomp unseren vielgeprüften Bruder Studio zum Katheder, stellte ihn als seinen Professor der klassischen Litteratur der Versammlung vor und kündigte an, daß derselbe eine griechische Rede halten werde.

Mit edelster Dreistigkeit bestieg der Professor die Rednerbühne und begann in lebhafter Deklamation die ersten Sätze aus Xenophons Anabasis zu recitieren. Leider versagte ihm bald das Gedächtnis, aber das genierte unseren braven Hallenser nicht. Wieder und wieder entströmten dieselben Sätze seinen berebten Lippen, bis er endlich seine Verbeugung machte und abtrat, um sich von allen Umstehenden unter freundschaftlichem Händeschütteln für seine ausgezeichnete Leistung beglückwünschen zu lassen.

Am belustigendsten war mir dabei ein anwesender Herr, der Vater eines der Kadetten. Es war ein Deutscher, der das Vaterland als vertrachteter Seifensieder verlassen hatte. In Texas hatte er mehr Glück gehabt, indem er eine Amerikanerin heiratete, die im Besitz einer Plantage mit einer Anzahl Negern war. Er fühlte sich nun sehr groß und spielte gern den gebildeten Gentleman. Dieser trat zu mir und sagte mir ins Ohr: „Sehen Sie doch die Narren; sie thun, als wenn sie die Rede verstanden hätten.“ Daß er selbst sie wirklich verstanden habe, ließ er dabei nicht undeutlich durchblicken.

Eine hübsche kleine Episode ereignete sich im Sommer 1856. Auf meinem gewohnten Platze auf der Veranda sitzend, sah ich einen Wanderer auf mein Haus zukommen und an der Pforte bescheiden stehen bleiben. Ich ging ihm entgegen und bemerkte natürlich sogleich, daß er ein Deutscher war. Ich lud ihn freundlich ein, mit mir ins Haus zu kommen und gewahrte, daß er sehr hinkte. Auf meine Frage, was er am Fuße für ein Gebrechen habe, erwiderte er, es sei eine offene Wunde, welche ihm viel Schmerzen bereite. Ich veranlaßte ihn, sich niederzulassen und fing an, ihn auszufragen. Er sah sehr anständig aus und ich konnte gleich bemerken, daß er eine gute Bildung genossen hatte. Ehe ich weiter inquirierte, ließ ich ihm Frühstück vorsetzen, denn der Ärmste hatte noch nichts genossen seit gestern Abend. Nachdem er sich

gestärkt, beschäftigte ich mich mit seinem leidenden Fuß, der schlimm aussah, geschwollen und stark entzündet war. Hierfür hatten wir an dem in Menge wachsenden großblättrigen Stakus ein vortreffliches Heilkraut zur Hand; der Stacheln beraubt und gespalten, sind seine Blätter das beste Mittel, um Entzündung zu beseitigen. Wir holten daher sogleich einen Vorrat von diesen Blättern, präparierten sie und legten sie ihm auf, was ihm sehr wohlthat. Der gute Mensch konnte nicht genug seinen Dank kundgeben. Nachdem dies geschehen, entnahm ich aus unserem Gespräch, daß er viel über Texas gelesen und seine Stelle als Buchhändlergehülfe aufgegeben hatte, um dahin auszuwandern und ein idyllisches Leben im Urwalde zu führen, in dem er sich anbauen wollte! Nun, vorerst mußte er jedenfalls sein Fußleiden ausheilen, und zu diesem Zweck lud ich ihn ein, ruhig hier zu bleiben, wohin ihn der Zufall geführt.

„Ach, es war kein Zufall,“ erwiderte er hierauf, „schon in Houston sagte man mir, ich solle nur hinaus nach Fayette County gehen, da lebe ein guter Mann, der schon manchem Neuankommenden geholfen habe.“

Dies Kompliment machte mir in der That Freude, und ich versicherte ihm, daß ich gewiß alles thun wolle, um dem Lobe zu entsprechen. Er berichtete ferner, er sei der Sohn des Regiments-Kommandeurs eines preussischen Garde-Regiments, dessen zahlreiche Familie es nicht gestatte, ihn, den jüngsten von elf Geschwistern, eine höhere Laufbahn einschlagen zu lassen, und daß der Vater ihn nach absolviertem Gymnasium zu einem Buchhändler in die Lehre gegeben habe, bei dem er dann auch als Gehülfe verblieben sei. Er nannte auch seinen Namen und zeigte seinen Paß, der bewies, daß er einer sehr angesehenen Familie angehöre. Der junge Mann gefiel mir sehr wegen seines anständigen, bescheidenen Wesens, so daß ich mich seiner Anwesenheit recht freute. Seine sonderbaren Ideen mußte ich ihm austreden. Denn es konnte keinen ungeschickteren Menschen geben als ihn, wo es galt, sich selbst zu helfen, was ja vor allem bei einem Hinterwäldler not thut. Um ihm aber das vor Augen zu führen und handgreiflich zu machen, besogte ich eine sehr drastische Methode.

Nachdem sein Fuß vollständig geheilt war, sagte ich ihm, daß ich ihm einen Vorschmack von seinem beabsichtigten Leben geben wolle. Ich führte ihn in den Wald, gab ihm eine Art in die Hand und bezeichnete ihm einen schwachen Stamm, den er fällen sollte. Von fern sah ich seinen Anstrengungen zu. Der lange, hagere Mann machte sich mit großer Energie an die Arbeit, aber die Späne wollten nicht fliegen. Nachdem er sich in heftigen Schweiß gearbeitet und wiederholt seinen langen Rücken wieder gerade gerichtet hatte, sah ich mir das Ergebnis seiner Anstrengungen an: der Baum sah aus, als ob die Ratten daran herumgenagt hätten. Ich erklärte ihm nun, daß auf einem Acker ungefähr 200 viel dickere Bäume als der seinige stünden, daß, um den Unterhalt eines Menschen zu gewinnen, wenigstens 10 Acker zu Felde gemacht werden müßten; dem Fällen folge das Abkürzen, dann das Abästen, das Spalten zu Riegeln, um die Fläche einzuhaken u. s. w. Wie lange glaube er dazu zu bedürfen, und wovon wolle er leben während dieser Zeit? Natürlich gab er zu, daß er sich eine solche Arbeit nicht vorgestellt habe, und daß er allerdings ein solches Unternehmen aufgeben müsse.

Da ihm aber sein Lieblingsplan, auf dem Lande zu leben und zu wirken, so sehr am Herzen lag, so sagte ich ihm, es bliebe ihm nichts übrig, als eine fertige Farm zu pachten, was um die Hälfte des Ertrags geschehen könnte, wobei der Eigentümer das nötige Gerate und Gespann und die nötigen Lebensmittel zu liefern hätte. Das sei für einen armen Menschen wie ihn, der nicht die geringsten Mittel hatte, die einzig mögliche Auskunft. Da müßte man aber gut mit der Hacke arbeiten und mit Ochsen zu pflügen verstehen. An alles dies hatte er gar nicht gedacht, aber probieren sollte er doch einmal, wie die Hacke schmecke. So führte ich ihn in das Maisfeld und zeigte, wie der Mais behackt werden müsse. Ich überließ ihn nun seinem Instrument und sah mir von der Veranda aus seine Bestrebungen an. Mit Eifer machte er sich an

die Arbeit, aber nicht ohne alle zehn Schritte sich gerade zu richten und auszuschnaufen. Nach einer halben Stunde ließ er die Hake in die Furche fallen und kam gänzlich entmüdet heraus. Von seiner Liebhaberei war er gründlich geheilt.

Nun, was anfangen? Bei fernerer Beratung ergab sich, daß er zum Zeitvertreib gebuchbindert und sonst gepappt hatte und es ziemlich gut verstand, Bücher einzubinden und Schachteln und Schächtelchen zu machen. Dies lieferte eine Aussicht auf Erwerb, und so sagte ich ihm, daß ich nächstens mit ihm nach La Grange reiten wolle, um dort uns in dieser Richtung umzusehen. Ich erkundigte mich ferner, ob er musikalisch wäre, worauf er ganz betrübt sagte, daß er Violine spielen könne, aber leider sein Instrument in Deutschland gelassen habe. Das war fatal, aber zu einer Probe konnte bei einem Nachbar eine Fiedel beschafft werden, und es ergab sich, daß er sehr gut spielte. Nun hatten wir gewonnen Spiel. Er mußte sich als Buchbinder und Musiker in La Grange etablieren. Es galt zunächst, ein Instrument zu beschaffen und ihm bei einem Kaufmann in La Grange einen Kredit zu eröffnen. Ich studierte ihm auf der geliebten Violine, die gar nicht übel war und die der Eigentümer uns leihweise belassen wollte, den „Yankee doodle“, „Hail Columbia“, „O Susanna cry for me“ u. s. w. ein, was er bald vortrefflich herunterriß. —

Nach einigen Tagen ritten wir denn in die oft genannte Stadt, ich stellte ihn Herrn Grassmaier vor, der ein alter und reicher Bewohner von La Grange war und schon vielen Deutschen nachgeholfen hatte, mit mir auch in freundlichen Beziehungen stand, und empfahl ihm meinen Schützling. Auch in verschiedene Wirtshäuser führte ich ihn und machte ihn mit den Wirten bekannt, die ihn gleich aufforderten, des Abends in ihre Lokale zu kommen und aufzuspielen. Wir machten damit denselben Abend den Anfang, denn es war für mich zu spät geworden, noch nach Hause zurückzukehren. An diesem Abend erntete der Musikant schon ein paar Dollar, ein Logis wurde auch gefunden, Grassmaier ließ ihm Pappdeckel und sonstiges Material und Werkzeug aus Galveston kommen, und so war denn für ihn gesorgt. Ich schied von ihm in freundschaftlicher Weise und unter tausend Dankbezeugungen von seiner Seite. Binnen einiger Monate hatte er sich des Englischen bemächtigt, denn er war ein offener Kopf, trat in ein amerikanisches Handelsgeschäft als Commis ein, wurde dann Reisender für dasselbe Haus bei der deutschen Rundschiffahrt, und es ging ihm gut. Zumeilen besuchte er uns, und aufrichtige Freundschaft blieb bestehen, solange wir in Texas weilten.

VIII.

Alte Bekannte. Die Tonkaway-Indianer.

Die Zeit war mittlerweile herangekommen, wo unsere Transportreisen wieder ihren Anfang nahmen. Die Baumwollenballen waren in Houston abgeliefert und neue Ladung mußte gesucht werden. Diese fand sich auch, aber diesmal weit hinaus ins Land und auf bis jetzt unbekanntem Wege über 400 Meilen entfernt. Das Wetter war schön und so schritten wir tapfer vorwärts. Nach etwa 6 wöchentlicher Fahrt durch Prairien und Wälder hatten wir unser Ziel beinahe erreicht und nur eine Nacht noch zu verbringen, bis wir unsere Ladung abliefern konnten. Ich ritt voran, um für die nächste Abend- und Morgenmahlzeit Lebensmittel einzukaufen, da die mitgenommenen aufgezehrt waren. Ich wollte dies in einem Laden thun, der an der Straße lag, die wir zogen. Als ich den Laden betrat, sah ich meinen Desperado von San Felipe hinter dem Ladentisch; kann hatte er mich erkannt, so sprang er mit einem Satz über den Tisch und ergriff meine Hände. Voller Freude rief er die vor dem Hause herumlungersnden Burshen herbei und zeigte mich ihnen. „Das ist der gute Alte, der sein Geld mit mir teilt, als ich unten im Lande in großer Not war.“ „Ihr müßt die

Nacht bei uns bleiben," sagte er dann zu mir, „wir wollen eine lustige Nacht miteinander verbringen.“

Unterdessen waren die Wagen herbeigekommen. Die Burtschen fielen über die Ochsen her, jochten sie ab und brachten sie auf einen abgeschlossenen Weideplatz. Mein Deperado aber, der Eigentümer des Geschäfts, brachte einen Eimer herbei, schlug einige Dugend Eier hinein, warf dann eine Menge Zucker dazu, goß Whisky und heißes Wasser hinein und der Eiergrog war fertig. Man lagerte sich draußen auf dem Rasen und nun begann ein fröhliches Bankett, an dem alle Anwesenden teilnehmen mußten; es wurde von den Burtschen getollt und getauzt fast die ganze Nacht hindurch. Mir war die Orgie nicht gerade sympathisch, ich konnte mich derselben aber nicht entziehen, ohne den wohlmeinenden Wirt zu verletzen, und hielt mit aus. Endlich gegen Morgen konnte man sich zur Ruhe begeben. Zur gehörigen Zeit wurde gesträußt und die Ochsen wieder angespannt. Aber ehe wir uns in Bewegung setzten, stopfte der gute Mensch alle möglichen Sachen wie Zwiebel, Kapsel, Zucker und Mehl, wo immer er einen leeren Platz fand, in den Wagen, zahlte mir die 2½ Dollar wieder zurück und entließ uns mit herzlichem „Auf Wiedersehen!“

In guter Zeit langten wir am Ort unserer Bestimmung an, löschten unsere Ladung und konnten unseren Rückmarsch antreten. Da Baumwolle in der obereu Gegend nicht gebaut wurde, so konnten wir leer heimfahren, was unseren braven Tieren zu gönnen war. Eine neue Ueberraschung sollte mir auf dieser Fahrt zu teil werden. Wir waren bis vor Lockarts Spring hinabgelangt, wo wir die Nacht zubringen wollten. Um einige Lebensmittel zu kaufen, ritt ich in das Städtchen. Als ich auf den Marktplatz kam und mich nach einem Laden umsah, fiel mein Blick auf einen Mann, der vor der Thür eines Ladengeschäftes stand. Ich ritt auf ihn zu, um ihn um Auskunft zu bitten, wo ich die gewünschten Artikel kaufen könnte. Als ich ihn und er mich ansah, erkannten wir uns beide. Es war mein Doktor H. Natürlich freuten wir uns des Wiedersehens. Der Doktor hatte wieder ein sehr würdiges Aussehen; geschneiteltes, langes Haar und ein schwarzes Kleid gaben ihm wieder ein geistliches Aussehen.

„Was ist denn jetzt wieder für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen, Sie sehen ja wieder so heilig aus.“

„Ja, tempora mutantur et nos u. s. w.; ich bin nun Barbier und Organist der hiesigen Baptistengemeinde und muß daher, da die Mitglieder derselben mich patronisieren, ein ernstes Aeußeres zur Schau stellen. Aber kommen Sie doch herein.“

Er hatte ein ganz nettes Lokal mit den betreffenden Gerätschaften. Pomaden, Parfümerien und Toilettenartikel waren hübsch im Schaufenster aufgestellt und zeigten, daß ein hübsches Geschäftchen im Gange war. Er teilte mir dann mit, daß bei dem Cigarrenmachen nichts herausgekommen sei. Es ging ihnen schlecht, die Frau und das Kind starben und er war wieder allein und verlassen. Da machte er die Bekanntschaft einer deutschen, wohlhabenden Familie, die eine Tochter hatte, mit welcher bald Verlobung und Verheiratung stattfand. Sie hatte etwas Vermögen; so zogen sie nach dem sich bildenden Städtchen, wo er die Barbierstube einrichtete und kurz darauf Organist der Baptistengemeinde wurde, da er gut Klavier spielen konnte. Er führte mich dann in sein nettes Häuschen und stellte mir seine Frau und seine zwei Kinder vor. Es ging ihnen recht gut und sie waren glücklich. Wir verlebten einen sehr angenehmen Abend zusammen und schieden mit den besten Wünschen für beiderseitiges Wohlergehen.

Auf meiner Rückreise von Lockarts Spring verließen sich zwei Paar meiner Ochsen im Busch; ein tagelanges Suchen hatte keinen Erfolg, und ich drängte nach Hause. So ließ ich sie vorläufig im Stich, natürlich mit der Absicht, sie zu suchen, wenn ich zu Hause gewesen wäre. Es mochte etwa 40 Meilen von Hause gewesen sein, wo die Ochsen sich verlaufen hatten. Nachdem ich einige Tage der Ruhe gepflogen, machte ich mich auf. Der Wald, in welchem ich auf besagter Rückreise bivallierte und die Tiere verloren hatte, war einer der weiten Gürtel, welche sich etwa 150 Meilen von der

Rüste durch den größten Theil des Staates parallel mit derselben hinzieht. Er ist stellenweise 10—20 Meilen breit und besteht aus Posteichen und Sycori-Rußbäumen mit dichtem Unterwuchs. Es ist ein von allem möglichen Gekier bevölkertes unebenes Terrain.

Etwa vier Meilen vom Rande hatten wir bivakirt und dorthin versügte ich mich zuerst, um von dieser Stelle aus mein Suchen zu beginnen. Ich ritt nun in den Wald hinein, in welchem sich auch kleine beraste Blöhen befanden. Auf solchen hoffte ich die Ochsen anzutreffen. Ich ritt und ritt immer weiter, ohne auch nur eine Spur entdecken zu können. Bei einbrechendem Abend mußte ich mir und meinem Pferde Rast gönnen. Ich sattelte ab und steckte das Pferd auf einer Blöhe aus, ich selbst wollte gerade Holz zusammenlesen und ein kleines Feuer zum Kasseelocher anzünden, da sah ich in der Entfernung Rauch durch die Baumwipfel emporsteigen.

Haft, da muß jemand bivakieren, denn Häuser waren nicht im Walde. Vorsichtig schlich ich nun nach der Richtung hin und mochte wohl eine halbe Stunde weit vorgebrungen sein, da sah ich Feuer durch die Büsche leuchten.

Was mag da los sein? Was haben Menschen in dieser Einöde zu thun? Sind es Jäger oder gar gefährliche Leute, die sich hier aufhalten? Das waren die Gedanken, die mir aufstiegen. Ich legte mich auf die Erde und troch auf diese Weise näher, um zu erspähen, wer da sei. Wieder eine Strecke vorwärts gelangt und durch die Büsche sehend, konnte ich verschiedene bloße Füße, große, mittlere und kleine Kinderfüße, aber tief brann von Farbe, erblicken. Das waren Indianerfüße, und nun wurde meine Lage gefährlich; wenn sie mich bemerkten, war ich verloren. Also mit größter Vorsicht zurück. Es glückte auch; ohne daß ich entdeckt worden wäre, gelangte ich zu meinem Pferde, sattelte so schnell als möglich und drückte mich in entgegengesetzter Richtung, bis ich wieder auf eine Lichtung stieß, wo ich die Nacht, aber wohlweislich ohne Feuer, zubrachte. Ich schlief aber nicht sehr gut, denn die Indianer ließen meine Gedanken nicht ruhen. Nüchtern und hungrig mußte ich meine Suche nach den Ochsen wieder aufnehmen. Auf einer Anhöhe angelangt, wurde ich gewahrt, daß in gar nicht großer Entfernung der Wald ein Ende hatte und die Prairie begann. Da mußte ich auch Farmer treffen, und so steuerte ich auf sie los, kam heraus und sah auch Rauch aufsteigen und Dächer durch die Bäume schimmern. Vor dem Hause angelangt, rief ich mein „Hallo“. Ein dunkler Mann trat heraus und begrüßte mich sehr höflich, lud mich ein, abzustiegen und einzutreten. Ich sah gleich an seiner Farbe und seinem Wesen, daß es ein Mexikaner war.

Eben sah die Familie am Frühstück, an dem ich gleich teilnehmen sollte. Tortillas, Speck und Eier, Kaffee, alles recht sauber von der ältlichen Frau bereitet, waren aufgesetzt, und auf das freudlichste wurde ich genötigt. Nachdem ich mich sehr gestärkt hatte, erkundigte ich mich nach meinen Ochsen und hörte mit Freuden, daß er solche, wie ich sie beschrieb, noch heute beim Viehsuchen bemerkt habe. Gleich holte er sein Pferd und erbot sich, mit mir zu reiten. Nach kaum zwei Stunden trafen wir auch auf die Ausreißer, und nun wurden sie auf Numero Sicher, nach dem Hause des gastlichen Mexikaners, getrieben. Ich wollte nun gleich weiter und fragte, was ich schuldig sei, aber mit Entrüstung weigerte er sich, irgend eine Vergütung anzunehmen. So schied ich von diesem guten, höchst anständigen, ja gentleman-Halbindianer mit aufrichtigem Dank.

Glücklich kam ich mit meinen Deserteuren, die sich ihrem Aussehen nach inzwischen ganz trefflich genährt hatten, zu Hause an. Leicht hätte ich bei dieser Gelegenheit meinen Skalp in den Händen der bösen Tonkowsays lassen können. Es ist dies ein ganz schwacher Indianerstamm, der sich in kleinen Trupps in diesem Waldgürtel herumtreibt, so unterrichtete mich der Mexikaner, der gut englisch sprach.

IX.

Beschwerliche Reisen.

Nach zehnwöchentlicher Abwesenheit, während deren wir keine Nacht unter Dach zugebracht hatten, waren wir nun wieder nach Hause gekommen und erfreuten uns des Wiedersehens mit unseren Lieben und eines geregelteren und geordneten Lebens. Bis auf weiteres konnten wir uns nun der Ruhe hingeben. Alle Feldarbeiten waren unterdessen durch den braven Louis und einen Arbeiter, der auf einige Monate angenommen war, gut besorgt worden. Unser Viehstand hatte sich während der Jahre ansehnlich vermehrt und unsere Angelegenheiten waren in guter Verfassung. Die Doktorrechnung, welche mich schwer bedrückte und die harten Nachwehen meiner Fuß-Unglückszeit mit gegen 500 Dollar verschärft hatte, denn die Herren Doktoren machten lange Rechnungen, waren nach und nach durch unsere Fuhrlöhne abgetragen. Der Fuß selbst war soweit hergestellt, daß ich mit Hilfe eines Stodes wieder gehen und arbeiten konnte. Aber immer noch waren tüchtige Anstrengungen erforderlich, um vorwärts zu kommen. Wir mußten daher im Spätherbst unsere Ochsen wieder zusammenholen und die Wagen zu neuer Reise rüsten, um noch etwas Geld zu machen. So waren wir schon nach einer Ruhepause von einigen Wochen wieder unterwegs.

Zwanzig Meilen vor Houston schlugen wir unser letztes Nachtlager auf, um am nächsten Tage den Rest des Weges zurückzulegen. Als wir aber des Morgens aufbrechen wollten, war wieder der beste Leitochse verschwunden. Amand ritt fort, zu suchen, kam aber unverrichteter Sache ins Bivak. Ohne den Ochsen wollten wir nicht weiterfahren, so setzte ich mich zu Pferde und versuchte mein Heil. Es wurde Nacht, aber noch immer keine Spur. Ich mußte abfattern und mein Bett machen, d. h. die Satteldecke ausbreiten und den Sattel als Kopskissen zurechtlegen, an dessen Knopf das Seil gebunden war, woran mein braver Don (so hieß mein Reitypferd) zum Grasen angebunden war. Nach eingenommener Abendmahlzeit, die aus einem Stück Speck, einem Biskuit und einem Schluck Whisky bestand, legte ich mich zur Ruhe und schlief, bis ich durch das Einfallen einer großen Schar wilder Gänse, die mit lautem Flügel-schlag und Rufen niedergingen, aufgeweckt wurde. Als ich die Satteldecke, die mir als Lager gedient hatte, wegzunehmen im Begriff war, um sie zusammenzulegen und unter den Sattel zu legen, erblickte ich eine schreckliche, große Klapperschlange, welche unter der Decke gelegen hatte und also die Nacht über mein Schlafkammerad gewesen war. Unsanft aus ihrem warmen Lager aufgeschreckt, erhob sie sich und machte sich zum Sprunge bereit. Wäre ich nicht rasch zurückgesprungen, so hätte sie mich sicher gebissen. Leider konnte ich nicht zum Sattel gelangen, der in der Bestie nächster Nähe lag und an dem die Pistolenhalsstern mit meiner Pistole befestigt waren; deshalb mußte ich nach ihr werfen mit dem, was mir gerade in die Hände fiel, so daß sie sich ins dicke Gras ziehen und verschwinden konnte. Nun wieder in den Sattel! Es war trübe und man konnte nicht erkennen, wo Nord oder Süd, Ost oder West war. So ritt ich die Kreuz und die Quer nach jedem Trupp Vieh, das ich in der Ferne weiden sah und unter dem mein Brandy stecken mochte; immer vergeblich. Der Abend nahte und Pferd und Reiter waren sehr müde und der letztere ohne alle Kenntnis, wo er sich wohl befinde. Da hörte ich einen Hagenschrei. „Gottlob, da sind Menschen!“ Ich ritt dem Tone nach und gelangte an einen breiten, morastigen Bach, dessen Rand mit verschiedenen Bäumen bewachsen war. Dem Bache entlang reitend, um eine Furt zu suchen, hörte ich ganz nahe trähen, gelangte an eine Furt, und am anderen Ufer lag eine nette Farm. Im Hofe waren Menschen, sie sprachen deutsch; so war ich vorläufig geborgen. Ich bat um Nachquartier und Bewirtung gegen Bezahlung, was auch gewährt wurde. Die zwei Söhne der Witwe, der die Farm gehörte, kannten die Prairie nach allen Seiten hin, da sie selbst viel Vieh hatten. Auf die Frage, wo ich denn eigentlich sei, hörte ich, daß ich etwa 25 Meilen von unserem Lagerplatz entfernt war. Ich hatte im

Kreife herumgejucht. Der Sohu hatte den schwarzschwedigen Ochsen mit der Stode sechs bis acht Meilen von ihrem Hause gesehen und wollte ihn für 5 Dollar an unseren Lagerplatz bringen. Ich nahm das an und schlug am folgenden Tage den nächsten Weg nach unserem Lager ein, wo ich glücklich und zwar zu gleicher Zeit mit meinem Wirtsohu und dem Ochsen anlangte. —

Die Jahreszeit war schon etwas vorgerückt und die Wege schrecklich, indes kamen wir mit den geladenen Baumwollbällen glücklich nach Houston, entlebigten uns unserer Ladung und nahmen neue Ladung an für einen nicht weit von der Heimat liegenden Platz. Das Wetter wurde sehr schlimm und die Wege grundlos, so daß wir oft zwölf Paar Ochsen anlegen mußten, um über gefährliche Stellen hinwegzukommen. Oft waren selbst diese nicht im Stande, die verfunkenen Wagen herauszuziehen. Dieselben mußten dann abgeladen, die Fässer und Kisten auf den Seitenbrettern der Wagen als Brücke über die Sümpfe hinübergeschafft und dann, nachdem die leeren Wagen herausgeschleppt und auf harten Boden gebracht waren, alles wieder aufgeladen werden. Das waren schwere Arbeiten. Dazu kamen nun starke Nordwinde. Die armen Ochsen wurden täglich schwächer, konnten nicht mehr fort und ein Paar nach dem anderen mußte ausgespannt und seinem Schicksal in der schutzlosen Prairie überlassen werden.

Es wurde so schlimm (die Bespannung war von zwölf Paaren auf acht herabgekommen, einige Tage weiter auf nur sieben), daß die Ladungen nicht mehr fortgeschafft werden konnten. Glücklicherweise traf uns dieses Unglück in der Nähe eines großen settlement. Ich verfügte mich dahin, um einen großen Teil der Wehlfässer, welche unsere Ladung hauptsächlich ausmachten, zum Verkauf anzubieten, weil wir sie sonst in der offenen Prairie hätten liegen lassen müssen. Es gelang mir auch, Käufer zu finden, welche das Wehl zum Preise von Houston abnahmen. Nun konnten wir weiter fahren und den Bestimmungsort erreichen, wo ich dem betreffenden Kaufmann den Preis der nicht abgelieferten Fässer zahlte. Er gab sich damit zufrieden. Ich hatte aber das Frachtgeld und fünf Paar Ochsen verloren. Das war eine traurige Expedition! Nach den fürchterlichsten Strapazen mit leerer Tasche und argen Verlusten wieder nach Hause zu kommen! Und doch mußten wir zufrieden sein, daß wir trotz des schrecklichsten Wetters, oft bis auf die Haut naß, vom Nordwind fast erstarrt, ohne Feuer, denn das mitgeführte Holz konnten wir nicht zum Brennen bringen, unsere Gesundheit behielten. Von solchen Zuständen kann man sich in Deutschland wohl kaum eine Vorstellung machen.

X.

Nachbarlicher Verkehr. Die Tierwelt.

Um so angenehmer war es aber dann, nach solchen mühseligen Reisen wieder eine Zeitlang bei den Lieben auf der Farm zubringen zu können. Unsere geselligen Beziehungen waren durch größere Entfernungen beschränkt, jedoch unterhielten wir sie, indem wir jährlich einen Besuch en gros in dem sogenannten lateinischen settlement machten, woselbst unsere befreundeten Familien lebten, die ich früher schon erwähnt habe. Wir zogen da mit Sack und Pack an. Um den guten Hausfrauen aber nicht zur Last zu fallen, pflegten wir im Ochsenwagen, der ein kleines Haus auf Rädern vorstellte, zu den Freunden zu reisen. Der Wagen diente auch zur Aufbewahrung der erforderlichen Lebensmittel, denn wir wollten nicht wie ein Heuschreckenschwarm bei ihnen einfallen. Die Frauen und Kinder bezogen die Häuser und die Männer wohnten im Wagen, während die jungen Burschen in mitgebrachten Betten logierten. Es wurde dann gemeinschaftlich à la pic-nic gekocht und gespeist, Nachbarn kamen herbei und es entwickelte sich ein gar freundliches Zusammensein; es wurde gesungen, erzählt und geschertzt. Eine derartige Partie war recht hübsch und gemüthlich. Damit aber dem

Angenehmen auch das Nützliche beigelegt wäre, half ich in den Vormittagstunden mit meinen Gespannen, die ich mitgeführt hatte, den Freunden Baumaterial herbeischaffen, welches sie wegen mangelnder Zugkräfte aus den entfernten Wäldern nicht heranbringen konnten. Dann wurde auch zur Vergrößerung der Felder neues Land aufgebrochen und sonstige Leistungen bewerkstelligt.

Im lateinischen settlement wohnten ausschließlich Menschen, welche den gebildeten Ständen angehörten und deshalb Lateiner genannt wurden, während die sonstigen Niederlassungen von sogenannten Speckbauern bewohnt waren. Die Bezeichnungen hatten ihren Grund darin, daß die Lateiner, an schwere Arbeit nicht gewöhnt, oft Not litten, während die strammen, arbeitgewöhnten Landleute vollauf hatten und ihre Vorratshäuser von Speck, Schinken und anderen guten Sachen strotzten.

Diese Zusammenkünfte waren keine Feste, die eine angenehme Unterbrechung in das gewöhnliche Leben brachten. Nach Hause zurückgekehrt, widmete man sich dann mit erneuertem Eifer den Pflichten, die zu erfüllen waren. Dem eifrigen Nimrod bot sich reiche Jagdbeute in den Kueln der Hirsche und den vielen wilden Trut- und Prairiehühnern, welche in Wald und Prairie, besonders in den ersten Jahren, zu finden waren.

Der Zufall wollte es, daß ich auch einmal einen Panther zu erlegen Gelegenheit hatte. Es war bei einem Besuche, den ich einem 20 Meilen entfernten Bekannten machen wollte. Um zu ihm zu gelangen, mußte ich einen großen Wald, der noch ganz urwüchsig war und nur selten betreten wurde, durchreiten. Ich hatte keine Büchse mit, aber wie immer, wenn ich ausritt, meinen Revolver und mein Jagdmesser bei mir. In dem vom Vieh gebildeten Weg nachlässig hinreitend und halb eingeschlafen, denn es war schrecklich heiß, wurde ich plötzlich durch einen Sprung meines Pferdes aufgeschreckt, der mich fast zu Falle gebracht hätte. Das Pferd zusammenehmend, sah ich mich nach der etwaigen Ursache des Scheuens um und erblickte in einer Entfernung von etwa 30 Schritten auf einem umgestürzten, über den Steg hinstreckenden Baumstamm einen kolossalen Panther ausgestreckt liegen, der mich ruhig ansah. Ich ritt eine kleine Strecke zurück, band mein Ross an einen Baum und avancierte von Baum zu Baum gegen das Untier an, mehr um zu sehen, wie es sich gebenden würde, als um zu schießen. Auf diese Art nahte ich ihm fast auf 15 Schritt, ohne daß die große Kage sich nur rührte, ausgenommen, daß sie zuweilen mit ihrem langen Schwanz auf den Stamm schlug, daß es klatschte.

Ich legte hinter einem Baum den Revolver an und visierte nach dem Kopf, war aber noch nicht entschlossen, abzurücken. Meine Mordlust aber zwang mich nach minutenlangem Zögern, Feuer zu geben und zweimal hintereinander abzurücken. Das Tier schnellte wohl 10 Fuß senkrecht in die Höhe, zuckte einigemal und war tot. Beide Schüsse hatten getroffen. Der eine war über den runden Kopf hingegangen und hatte einen Streifen vollständig rasirt, war also nicht tödlich, der andere war ins linke Auge gegangen und hatte den Schädel zerfmettert, daß das Hirn herausprikte. Das war ein gelungener Schuß. Der Panther war ein furchtbares Tier, 8 Fuß 8 Zoll lang von der Schnauze bis zur Schwanzspitze und fast 3 Fuß hoch.

Als ich Freund Himli, den ich besuchen wollte, sagte, daß ich den Burschen erlegt habe, schüttelte er den Kopf und sagte, er wäre ihm oft begegnet, hätte sich aber nicht getraut, auf ihn zu schießen; er wäre froh, von ihm nun befreit zu sein, da er ihm viele Küder und Rinder geschlagen hätte. Wir holten ihn mit einem Paar Ochsen herein und zogen ihn ab, aber das Fell war nichts nütze, weil es Sommer war; ich hatte daher keine Jagdtrophäe mitzunehmen.

Auch mit Schlangen hatten wir oft zu thun. Deren gab es eine Menge verschiedener Arten. Die gefährliche Klapperschlange, die giftige Kupferschlange, die Land- und Wasser-Mocassin, die kleine, sehr schlimme Grundklapperschlange, die ungefährliche Tentonia, die die deutschen Farben schwarz, rot, gelb trägt, und die lange Hühnerschlange, welche Eier und kleine Räden verschlingt.



Ich erlegte, nachdem ich beinahe von einer Klapperschlange gebissen worden wäre, eine solche, die 6 Fuß lang und armsdick war und 18 Klappern hatte, also ebenso viel Zähne zählte. Die Knaben wurden beide von der kleinen Grundklapperschlange, der eine in die Hand, der andere in den Fuß gebissen, und hatten sehr zu leiden; besonders Amand, da wir noch nicht das rechte Mittel gegen den Biß hatten und das Auflegen von Tabakblättern und einem frisch geschlachteten Huhn nur langsam half. Louis war rascher kuriert, indem er Whisky bis zur Betrunkenheit trinken mußte, was binnen 24 Stunden ihn von allen Schmerzen und Folgen befreite. Minna hatte sich zweimal der Schlangen zu erwehren, bestand aber mit großer Geistesgegenwart die Gefahr. Das eine Mal fiel ihr eine sehr giftige vom Dache auf den Schoß. Durch rasches Aufstehn schüttelte sie sie ab, sprang nach einem Handbeil und tötete den Feind. Das andere Mal trat sie beim Spaziergehen im Walde auf eine im Wege liegende Kupferschlange und tötete sie dann vermittelst eines Stodes, den sie schleunigst ergreifen konnte, gerade als die Bestie sich aufgerichtet hatte und auf sie lospringen wollte.

Nach einem Besuch bei einem Freunde, der etwa zwanzig Meilen von meiner Farm in der großen San Antonio-Prarie wohnte, trat ich meine Rückreise an, wählte aber nicht den befahrenen Weg hierzu, sondern ritt teils zur Abkürzung, teils der Abwechslung wegen quer über die Prarie hinweg. Dieselbe dehnt sich wellenförmig in unabsehbarer Weite bis zum Meere aus. Da es Winter war, hatten die Viehzüchter das trocken gewordene Gras abgebrannt und das junge Gras bedeckte den Boden wie mit einem schönen grünen Teppich. Hunderte von Hirschen und viele Antilopen grasen ungestört nah und fern und ließen sich nicht durch mich stören, da sie, an menschliche Verfolgung noch nicht gewöhnt, keine Gefahr vermuteten. Ab und zu sah ich auch Kinderherden eifrig weiden auf dem prächtigen jungen Gras. Die Prarie war in den Thälern vielfach von kleinen Wasserläufen durchschnitten, in deren Nähe besonders das Vieh sich gerne aufhält, auch waren nicht unbedeutende Hügel in dem Grasmeere. Als ich eben auf einem solchen angelangt war, sah ich unten im Thälchen eine junge Kuh mit einem erst vor kurzem geborenen Kälbchen zwischen den Füßen stehen, um welche drei große Wölfe saßen, die mit gierigen Blicken nach der Kuh starrten. Diese war jedenfalls in großer Angst, denn sie brüllte kläglich und anhaltend. Ich blieb ruhig auf der Anhöhe stehen und war begierig, den weiteren Verlauf zu beobachten und um nöthigenfalls dem armen Thiere beizustehen, wenn die Wölfe etwa zum Angriff übergehen würden.

Eben war ich im Begriff, hinabzureiten und der Angst der armen Mutter ein Ende zu machen durch Vertreibung der Feinde, als ich von weitem ein vielstimmiges Gebrüll hörte und auf einmal auf der gegenüberliegenden Höhe einen großen schwarzen Stier mit gefenkten Hörnern und erhobnem Schwanze heranstürzen sah, gefolgt von einer ganzen Herde von Kühen und Kindern jeden Alters. In einem Augenblick waren alle um die junge Kuh versammelt, und nun begann ein Gebrüll, das ganz anders klang, als das frühere. Es drückte die Freude über die glückliche Errettung des geängstigten Thieres aus.

Die Wölfe waren wie weggeblasen. Ich hatte gar nicht wahrgenommen, wohin sie verschwunden waren.

Für mich war es ein Glück, daß ich auf entgegengesetzter Höhe stand und nicht im Wege des heranstürmenden Viehs, da der führende, wütende Stier sich gewiß sonst auf mich gestürzt hätte, den er als den Bedroher seiner Pfllegebefohlenen angesehen haben würde.

Es war in der That ein interessantes Schauspiel, und rührend war es, zu beobachten, wie feurig die Hülfe geleistet wurde.

XI.

Ein neuer Freund. Das Camp-meeting.

Während ich mit Amand durch unser Frachtkuhwerken oft von Hause abwesend sein mußte, war Louis der treue Gehülfe der guten Hansfrau und besorgte mit der prächtigen kleinen Stephanie und Konrad, die sich beide schon nützlich machten, die Haus- und Wollgeschäfte sowie das Heranholen des Brennholzes, das Reiten nach der Mühle und nach anderen Orten, woher die Bedürfnisse geholt werden mußten.

Eines Sommers, ich glaube, es war im Jahre 1856, ruhte ich, vom Felde heimgekehrt, in meinem Lehnstuhl auf der Veranda. Da sah ich durch die Gartenpforte einen Fremden auf das Haus zukommen, es war, wie deutlich zu sehen, ein neuer Ankömmling. Ich hieß ihn willkommen und vernahm, daß er ein Schweizer sei und sich an eine schweizerische Gesellschaft, welche mit Belgiern und Franzosen unter Confidants, des bekannten Socialisten, Führung im Osten von Texas eine sociale Kolonie anlegen wollte, angeschlossen habe. Das Unternehmen war gescheitert, denn die guten Leute wollten nicht arbeiten. Nun wollte er nach Galveston gehen und, des amerlanischen Lebens müde, nach seiner Schweiz zurückkehren. Er war Lehrer und von sehr gewinnendem Aussehen und Wesen. Ich sagte ihm, daß in Galveston und Houston das gelbe Fieber herrsche und daß jeder Neukommer in höchster Gefahr schwebte, ein Opfer desselben zu werden, wenn er sich dahin begeben. Er teilte mir nun mit, daß er ganz ohne Mittel sei und die Reitemittel nach der Heimat verdienen müsse, um wieder dahin zu gelangen. Er habe geglaubt, in einer dieser Städte dies leichter erreichen zu können. Ich bezweifelte, daß das der Fall sei und lud ihn ein, ruhig bei mir zu bleiben bis zum Spätherbst, wo dann das Fieber erlöschen sei und überhaupt erst Schiffe nach Europa gingen. „Ob ich ihm Arbeit geben könne?“ Das konnte ich nicht, denn alle Feldarbeiten waren gethan. „Da könne er aber nicht von meinem Anerbieten Gebrauch machen, denn er könne doch nicht zur Last fallen, ohne Entgelt zu leisten.“ „Nun, so wollte ich sehen; die Baumwollenspülzeit sei gerade in vollem Gange, da wolle ich mich nach einem guten Farmer umsehen, bei dem er diese Arbeit thun könnte. Einstweilen sollte er nur ohne Umstände bei mir bleiben.“

Den anderen Tag ritt ich zu meinem lieben alten Gregory auf die Rosses-Prairie und sprach ihm von meinem Schweizer. Ich sollte ihn nur bringen, sagte der, es wäre noch viel Baumwolle im Felde, die gepflückt werden müßte.

Mit diesem Bescheid kehrte ich zurück und meldete dem braven, ehrenhaften Schweizer das Resultat meiner Mission. Mit Freuden nahm er dies auf, und den folgenden Tag führte ich ihn dorthin.

Ich mußte wieder ein paar Ladungen Baumwolle nach Houston bringen, was mich, da das Wetter und die Wege gut waren, nur 14 Tage von Hause hielt. Nach Hause zurückgekehrt, erkundigte ich mich sogleich bei Minna nach Vogel, so hieß der Schweizer. Sie sagte mir, daß er am Sonntag bei uns gewesen sei und sehr unglücklich und niedergeschlagen ausgesehen habe; er fühle sich durchaus nicht wohl bei den Amerikanern, die er nicht verstehe und die sehr bigotte Methodistens seien und ihn des Abends nach gethauer Arbeit mit Proselytenmacherei quälten. Ich sandte nun Louis zu ihm und lud ihn zum Sonntag ein. Der Arme kam denn auch und sofort sah ich ihm an, daß er schwer litt. Nun drang ich in ihn, daß er sich durch keinerlei Bedenklichkeiten abhalten lassen sollte, bei mir sich aufzuhalten, er könne sich ja immerhin nützlich machen und müßte kommen. Mein Zureden half. Seine Kiste wurde alsbald wieder abgeholt und er installiert. Den folgenden Herbst und Winter blieb ich zu Hause. Da Vogel einsah, daß es ihm nicht möglich sein werde, das Reisegeleit nach der Schweiz zu erarbeiten, so bat er seinen Bruder in Zürich, ihm dasselbe zu senden. Bis dieses gewährt und gesandt wurde, machte sich der Ehrenmann auf alle mögliche




Art nützlich und wir gewannen ihn recht lieb. Eudlich kam das Geld und er konnte seiner geliebten Heimat zureisen. Ich verschaffte ihm eine gute Reisegelegenheit nach Houston, wo ich ihn seinem Schicksal überlassen mußte. Wir schieden als wahre Freunde, und der gute Mensch fehlte uns sehr, als er fort war.

Während eines Aufenthaltes auf der Farm hatte ich einmal Gelegenheit, ein camp-meeting der Methobisten kennen zu lernen. Es sind dies Lagerversammlungen, welche sie zur Erweckung der Gemüther und zur Beförderung ihrer Kirche nach der Bestellung der Fesler abzuhalten pflegen. Sie wählen dazu einen hübschen Platz im Walde oder auf der Prairie, an dem sich Gruppen von schönen Lebensreichen finden und in dessen Nähe Wasser ist. Hier bauen sie einen geräumigen Schuppen, der dauernd steht, während die zur Gemeinde gehörigen Familien sich Hütten, sei es von Buschwerk, sei es von Brettern, die sie dann nachher wieder mit zurücknehmen, sei es aus Leinwand, aufschlagen. Solche Versammlungen sind eine Art Feste, auf welche sich Frauen und Mädchen monatelang vorbereiten, und die auch Gelegenheit geben, daß sich das junge Volk kennen lernt und daher häufige Verlobungen und Heiraten zur Folge haben. Die von mir besuchte war eine besonders wichtige, weil berühmte Prediger da waren; sie war deshalb auch besonders zahlreich besucht. Ein freundlicher Amerikaner lud mich dazu ein. Der Platz war nur einige Meilen von meiner Farm entfernt. Als ich hinkam, war schon alles in vollem Gang. Eine Menge Hütten und Zelte waren rings um den großen Schuppen aufgeschlagen, vor welchem die Kochfeuer brannten, Neger und Negerinnen hantierten das Kochgeschirr; in den Hütten machten die Frauen ungeniert Toilette, die Männer trieben sich umher. Eine Anzahl Prediger waren im Schuppen versammelt, in welchem eine Menge Bänke aufgestellt waren, die aus Brettern bestanden, welche auf Holzblöcke gelegt waren. Der Boden war mit Stroh bedeckt, damit die in Verzückung Gerathenen sich unbehelligt wälzen konnten, wenn der höchste Grad von Erregung erreicht war. Ein Prediger nach dem anderen bestieg eine Art Plattform, die als Kanzel diente, um gleich von einem anderen abgelöst zu werden, wenn er müde war. Das Predigen vor den ebenfalls wechselnden auf den Bänken versammelten Zuhörern hörte nie auf.

Dabei ging aber außerhalb das Treiben, Essen und laute Unterhaltung ungehindert vor sich. Nachmittags ging die Haupterregung los. Frauen, Männer, Burschen und Mädchen hockten auf den Bänken. Die Prediger schriean so laut sie konnten und begleiteten ihre Predigt mit mehr als lebhafter Gestikulation. Auf einmal sah ich einen Burschen aufspringen, gewiß 3—4 Fuß senkrecht in die Höhe hopfen, indem er mit umfassenden Armen immerfort schrie: „Ich hab', ich hab' ihn“ (er meinte Christum). Als ihm der Atem und die Beine erlahmten, sank er auf das Stroh. Ein anderer Bursche hockte auf dem Boden und schrie aus Leibeskräften: „Der Teufel holt mich, der Teufel holt mich!“, bis ein Geistlicher zu ihm kam und ihn besänftigte. Frauen und Mädchen wälzten sich und schriean in Verzückung. So ging der Spektakel fort bis in die späte Nacht. Der Amerikaner, der mich eingeladen und mit dem ich oft bei meinen Fahrten zusammengelommen, stieß im Gedränge auf mich und nahm mich bei Seite: „Nun, wie gefällt's Euch? Ist's nicht nett? Laßt uns einen nehmen!“ Dabei führte er mich in die Büsche, wo er unter einem Busch ein Faß Whisky stehen hatte, aus dem er freigebig traktierte, obgleich er und die anderen Temperenzler waren. Viele von der Gesellschaft hielten zuviel des Guten gethan. Ich hatte von dem Tummel wirklich auch genug und schlich mich fort zu meinem in der Prairie angebundenen Pferde und machte mich nach Hause. Nie konnte ich bewogen werden, den Besuch zu wiederholen.

(Schluß folgt.)





Bur Geschichte und Entwicklung Japans.

Von

Spanuth - Pöhlde.

(Schluß.)

Es giebt in Japan acht Kasten, unter denen die der Fürsten die vornehmste ist. Zunächst folgen die Adligen, welche ebenfalls Lehnsherrn sind und kleine Kontingente zu den Truppen zu stellen hatten. Die dritte Kaste besteht aus den Priestern, die vierte aus den Soldaten oder Vasallen des Adels. Diese Kaste scheidet infolge der allgemeinen Wehrpflicht von selbst aus; ohne Zweifel ist sie sehr geeignet, die Ausgleichung der Stände am ersten herbeizuführen, und somit das beste Mittel, die Herrschaft des Kastenwesens allmählich zu brechen.

Die fünfte Kaste vereinigt die Honoratioren des japanischen Mittelstandes, die niederen Beamten und die Aerzte. Die sechste Kaste umfaßt die Kaufleute und bedeutenden Ladenbesitzer. Sie waren in Japan sonst wenig geachtet. In die siebente Kaste hat man alle kleinen Ladeneinhaber, alle Künstler und auch die Handwerker gestellt. Mit der achten Kaste der Bauern und Tagelöhner macht das japanische Gesellschaftssystem den Schluß. Die Gerber und Abdecker werden, seitdem ihre Erzeugnisse mehr Wert erhalten haben, den Handwerkern zugezählt. Früher aber standen sie auf der untersten Stufe und rechneten buchstäblich nicht mit. Sie waren die japanischen Pariaß und galten für unrein, weil der Sinto-glaube jede Berührung mit einem toten Körper zu vermeiden befiehlt. Bei Volkszählungen wurden sie übergangen und der Raum, welchen ihre Dörfer längs des Weges einnahmen, ward bei Straßenvermessungen in die Listen nicht eingetragen. Dieses hatte die sonderbare Folge, daß der Reisende, der eine Sänfte oder ein Pferd nahm, für die Strecke Weges, an der Gerberdörfer lagen, nicht zu bezahlen brauchte.

Doch nicht bloß durch das Kastenwesen sind die Japaner getrennt, es scheidet sie noch ein anderes, nicht minder wichtiges Moment, und das ist die Religion. Es giebt deren drei, die der Sintoß, welche die älteste ist, die der Buddhisten und die der Sintoisten oder Philosophen.

Der Sintoismus scheint eine Naturreligion zu sein. Nach seiner Lehre haben die großen Weltkörper und Naturkräfte als personifizierte Götter vor Beginn der jetzigen Welt die Erde regiert; der Sonnengeist ist der höchste und herrlichste Gott. Von ihm stammt in gerader Linie der Kami, der geheiligte Nationalheld, ab; an diesen und die übrigen vergötterten Naturkräfte nebst der großen Zahl anderer Kami, d. h. Seelen Verstorbener, denen wegen ihrer Verdienste um die Menschheit göttliche Verehrung zuerkannt worden ist, werden die Gebete gerichtet.

Der Sonnen-Kami wandelte einst auf der Erde und begründete die Reiche des Herrscherhauses von Japan. Alle Herrscher, Mikado genannt, sind demnach Himmels-söhne und werden als Götter verehrt. Der Mikado war daher stets unnahbar und hielt sich, von der Außenwelt völlig abgeschlossen, in seinem Palaste auf.

Die Sintutenwel sind ohne Prunk; vor einem schmucklosen Heiligenschein, in welchem die Bildsäulen der Kamis aufbewahrt werden, versammeln sich die Gläubigen zum Gottesdienste. Nirgend ein Bild oder Gerät; aber Spiegel und weiße Papierschuhe an den Wänden symbolisieren die Reinheit des höchsten Wesens.

Der Sintoismus lehrt die Unsterblichkeit der Seele und eine Vergeltung nach dem Tode. Doch ist dieses auch bestritten worden. Er repräsentiert die ursprüngliche Landes-Religion; in ihr wurzeln die Treue und der Gehorsam, welchen der Untertan dem Souverän schuldig ist.

Der Buddhismus, dessen System wir als bekannt voraussetzen dürfen, zählt die meisten Anhänger. Er soll im Jahre 584 von Korea aus eingeführt sein.

Die Sintoisten sind Anhänger des Confucius, dessen Lehre am besten als eine Zusammenstellung praktischer Sittenvorschriften bezeichnet wird. Die japanische Regierung hat dieses System wegen einiger Anklänge an das Christentum nie gern gehabt und seine Befenner übten es daher heimlich.

Die unteren Klassen sind Buddhisten, die Gelehrten Sintoisten oder Philosophen und die Vornehmen Sinto.

Japan hat die Absicht gehabt, durch Verschmelzung sintoistischer und buddhistischer Dogmen und Gebräuche eine Staatsreligion zu bilden, welche vor allem die Treue gegen den Herrscher und die Pflichten gegen das Vaterland in den Vordergrund stellt. Den buddhistischen Priestern wurde der Genuß eines Teiles des Kirchenvermögens, den widerpenstigen Sintoipriestern das Staatsgehalt entzogen und nach beglaubigten Nachrichten soll die Regierung ihren Religionsentwurf ausländischen Geistlichen zur Prüfung vorgelegt haben und damit umgegangen sein, ihre Dogmen als neue Religion der Liste der amtlich autorisierten hinzuzufügen. Von Staatsweisheit zeugt dieses nicht.

In Hinsicht der christlichen Missionen wird Japan als ein hoffnungsreiches Gebiet angesehen, ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben. Als die katholische Propaganda ihre Arbeit im Jahre 1859 wieder aufnahm, war sie in der erfreulichen Lage, an Reste alter Christengemeinden wieder anknüpfen zu können. Das erneuerte apostolische Vikariat wurde im Jahre 1877 in ein südliches, Nangasaki, und ein nördliches, Tokio oder Jeddo, geteilt. Das erstere umfaßt etwa 20000 Katholiken, während die Zahl des nördlichen Vikariats beträchtlich geringer sein soll.

Die protestantische Mission konstituierte 1872 die erste aus 11 Gliedern bestehende christliche Gemeinde zu Yokohama. Noch sind allerdings die alten Gesetze gegen das Christentum nicht offiziell aufgehoben, aber sie werden stillschweigend als abgethan betrachtet. Der Sonntag gilt schon seit 1876 als der öffentliche Ruhetag. Nach und nach sind 16 Missionsgesellschaften mit zusammen 70 ordinierten Missionaren und 12 Missionsärzten in die Arbeit eingetreten. Die Gesamtzahl der christlichen Anhänger sämtlicher evangelischen Missionsgesellschaften beträgt heute wohl nicht unter 15000. Bereits sind zahlreiche Eingeborene zu Geistlichen ordiniert, viele wirken als Katechisten und Lehrer und etwa 190 besuchen theologische Seminare. Zu ihrem Selbstunterhalt liefern die jungen und kleinen Gemeinden bedeutende Beiträge.

Bei der regen Verbindung, welche Japan jetzt mit den Kulturstaaten des Westens unterhält, von denen es auch zahlreiche Lehrer für seine höhere Schulbildung bezieht, ist es nicht zu verwundern, daß mit der Predigt von Christo auch die sogenannte moderne Weltanschauung des Unglaubens im Lande Fuß faßt und auch ihrerseits Propaganda macht, so daß das Christentum dort nicht bloß mit den sintoistischen und buddhistischen Lehren, sondern auch, und vielleicht noch heftiger, mit dem modernen

Heidentum den Kampf aufnehmen muß. Dazu kommt, daß, wenn man der Ausbreitung des Christentums auch keine Hindernisse in den Weg legt, Missionare und Konvertiten nicht gern gesehen werden.

Für den Unterricht der Jugend ist seit Jahrhunderten in Japan eine rühmensewerte Sorge getragen. Kenntnisse sind in allen Schichten des Volks verbreitet und selbst die untersten Kasten unterwies man im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Landesgeschichte. Bei den Kindern der besseren Klassen kommen mehrere andere Gegenstände hinzu, namentlich Mathematik und Astronomie, und neuerdings auch fremde Sprachen. Die Elementarkenntnisse besaß jedoch der geringste Tageselöhner zu allen Zeiten. Der Einfluß, den die Erziehung auf die Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu üben vermag, wird in Japan nach seinem vollen Werte gewürdigt. In allen Schulen wird der Gehorsam als die erste Tugend eingeschärft.

Im Jahre 1879 nahm der Staat das Schulwesen in die Hand und reorganisierte es durchweg nach europäischem Muster. Der Schulbesuch wurde geregelt und als offizielle Lehranstalten Elementar-, Mittel- und höhere Schulen eingerichtet. Die National-Universität wurde nach Tokio oder Jeddo verlegt und daselbst vier Fakultäten, die juristische, philosophische, eine technisch-physikalische und medizinische, gegründet; an letzterer wird der Unterricht in deutscher Sprache erteilt. Weil die Studenten Kleidung und Kost frei haben, so ist der Zubrang zu dieser Universität ein sehr großer, wird aber voraussichtlich erheblich abnehmen, wenn die Freistellen, wie beabsichtigt, gänzlich abgeschafft sind. Jährlich werden außerdem 150 Böglinge ins Ausland gesandt und auf Staatskosten erhalten. Auch hat der Mikado die Großen des Reiches ausgesordert, ihre Kinder in Europa unterrichten zu lassen, und diesem Aufrufe sind viele nachgekommen.

Die Lehrer an den japanischen Hochschulen sind vielfach Amerikaner und Europäer, darunter viele Deutsche. Während es sonst im Orient üblich ist, nur die Knaben zu unterrichten, werden in Japan die Elementarschulen von Knaben und Mädchen besucht. Der Erziehung der Mädchen wird sehr große Aufmerksamkeit geschenkt; eine nachahmenswerte Sitte ist es, sie nicht bloß den Gebrauch der Nadel, sondern auch die Kunst des Haushaltes zu lehren. Illustrierte Werke spielen beim Elementarunterricht eine große Rolle. Viele europäische Lehrbücher sind ins Japanische übertragen worden, darunter auch eine Anzahl deutscher, sprachlicher und technischer Werke. Die erste japanische Grammatik erschien im Jahre 1857 zu Paris. Nachträglich sei noch bemerkt, daß der Japaner beim Schreiben gleichwie der Chinese sich des Pinsels bedient.

Früher unterwies man die Knaben mit besonderem Ernste in der Kunst des Harakiri oder Bauchaufschlitzens. Diese echt japanische Form des Selbstmordes ist häufig fälschlich als eine Art Zweikampf ausgelegt worden. Daß ihr Motiv die Ehre sei, hat man allerdings richtig aufgefaßt. Tatsächlich ist das Harakiri das einzige Rettungsmittel, das bei allen Verbrechen oder Gesetzesübertretungen, welche Ehrlosigkeit nach sich ziehen, offen gelassen wurde. Jeder Angeklagte galt bis zum Urteilspruch für unschuldig, und gab er sich vorher den Tod, so blieb sein Andenken rein und unbesleckt.

Bevor wir zu den Naturprodukten und industriellen Erzeugnissen Japans übergehen, müssen wir über Charakter, Boden und Klima des Landes einige Bemerkungen vorausschicken.

Japan besteht aus vier größeren Eilanden und mehreren Inselchen, deren zahlreiche Gebirge vorwiegend aus vulkanischem Bege entstanden sind. Die höchsten Berge sind meist thätige oder erloschene Vulkane. An vielen Stellen der Küste steigen Felswände von 1000 Fuß und darüber aus der See. Oft werden Flächen von Tafelland sichtbar, mehrere 1000 Fuß über dem Meere sich hinziehend, und wiederum überragt von höheren wild aussehenden Gebirgskämmen. An anderen Stellen öffnen sich dagegen wiederum liebliche Täler, durch welche zahlreiche Bäche und Flüsse dem Meere zufließen.



Für den Verkehr mit Japan ist die Beschaffenheit des Meeres, von dem seine Gestade bespült werden, wenig günstig. Vor den Küsten liegen nicht nur viele Klippen und Untiefen, sondern das Wasser ist auch im allgemeinen sehr seicht. Am auffallendsten tritt dieses hervor in den zahlreichen Einschnitten und Buchten, mit denen die Südküste ansgezackt ist. Der Hafen von Jeddo erweist sich zum Beispiel so seicht, daß nur Schiffe mit geringem Tiefgang sich nähern können. Der Hafen von Osaka ist nicht viel besser. Dazu kommen eine Menge Strudel und die schon erwähnten Wirbelstürme oder Taifune: Zugaben, welche für die Schifffahrt ohnehin schon zahlreiche Gefahren bedingen. An den Küsten Japans wüthet der Kampf der Elemente zeitweise mächtig, und selten, daß er nicht reiche Opfer verlangte.

Das Klima des Landes durchläuft alle Wärmeabstufungen zwischen Mitteldeutschland und Oberitalien, und eine tropische Palme steht neben der nördlichen Kiefer, der Reis und die Baumwollenstaude neben unserer heimatischen Gerste. Die in den Thälern von den Gebirgszügen geschützte Vegetation ist durchweg südlich; neben dem Reis und der Baumwollenstaude stehen wiederum Nams, Bataren, Cypressen und die glanzblättrige Kamelie. Der Boden, welcher seinen vulkanischen Ursprung überall verrät, gehört dem Tuff und Diluvium an; die Erde ist eine schwarze, lockere, tiefe Gartenerde, unter welcher eine undurchlassende Tonschicht liegt. Das hat die große Wichtigkeit, daß der Japaner für seine Reisfelder künstliche Sümpfe überall anlegen kann. Die heftigen Regengüsse und zahlreichen Quellen lassen daneben leicht eine künstliche Bewässerung zu.

Diese Gunst der Umstände in Verbindung mit dem fruchtbaren, halb von Natur gesegneten, halb durch den unermüdblichen Fleiß der Bewohner so ergiebig gemachten Boden ist die Grundlage der in Japan blühenden Landwirtschaft. Hierzu kommt das überaus rationelle System der Tief- und Reihenkultur, die Befolgung des Grundgesetzes: ohne Düngung keine Frucht, und so hat es Japan trotz der gebirgigen Beschaffenheit des Landes verstanden, nicht nur die eigenen Bewohner zu ernähren, sondern auch einen nicht unbedeutenden Export zu ermöglichen. England muß bei fast gleicher Größe, aber weniger Einwohnern alljährlich für Millionen fremdes Getreide kaufen. Zwei bis drei Ernten im Jahre gehören in Japan aber auch nicht zu den Seltenheiten.

Die Viehzucht ist unbedeutend; hervorzuheben ist unter den Haustieren das Pferd; es gehört einer kleinen Rasse an, ist verhältnismäßig stark gebaut und sehr ausdauernd. Rinder dienen nur zum Lasttragen und werden nicht geschlachtet, da die Religion der beiden Hauptsekten, der Sintoisten sowohl als der Buddhisten, ihren Anhängern den Fleischgenuß verbietet und selbst alles, was vom Vieh kommt, wie Milch, Butter und Käse. So dient hier das Schwein nur der Ausfuhr nach China.

Eine nicht gering zu veranschlagende Einnahme gewinnt Japan jährlich durch die Ausbeute seines Mineralreiches. Petroleum, Eisen, Kupfer und Kohlen zogen nach Eröffnung des Landes vornehmlich die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich. Die Lager von Antimon, Blei, Zinn, die Quecksilber- und Goldfelder sind wenig untersucht und harren größtenteils noch der Erschließung.

Die Theeausfuhr ist sehr bedeutend und der japanische Thee macht dem chinesischen immer mehr Konkurrenz. Außerordentlich umfangreich ist der Anbau von Hülsenfrüchten, Gemüsen und süßen Kartoffeln. Die Ausfuhr hierin war zu allen Zeiten eine starke; geringer in Tabak, der zwar in großen Quantitäten gezogen, aber im Lande selbst meist verbraucht wird. Wichtige Handelsartikel sind Baumwollenstoffe und Rohseide; letztere kommt freilich der chinesischen in Feinheit nicht gleich. Ausgeführt wird ferner ein vegetabilisches Wachs, welches teils in eigenen Pflanzungen, teils an den Rainen der Felder oder am Saume der Straßen gebaut wird. Das geschätzteste Produkt des Pflanzenreiches jedoch bleibt der Kampher, welcher seiner sorgfältigen Zubereitung und außerordentlichen Reinheit wegen besonders gesucht ist.

Die Ausfuhr Japans hat durch das Gesetz vom 1. Juli 1877 hinsichtlich einer Reihe früher zollpflichtiger Gegenstände eine wesentliche Erleichterung erfahren.

Der Einfuhrhandel scheint sich im großen und ganzen auf Wollstoffe, Musseline, Farbstoffe, Glas, Arzeneien, Zucker, Bier und raffiniertes Petroleum zu beschränken. Deutschland ist mit sämtlichen Artikeln am Markte vertreten. Großen Absatz findet auch der chinesische braune Zucker, denn die Japaner sind leidenschaftliche Freunde von Süßigkeiten, ihr eigener Zucker aber ist schlecht.

Am 1. März 1881 wurde zu Tokio die erste größere Industrie-Ausstellung europäischen Stils eröffnet. Die Beteiligung war stark; etwa 31000 Industrielle hatten ihre Erzeugnisse eingeleitet. Vorherrschend waren Imitationen ausländischer Gegenstände. Es sollte offenbar der Beweis erbracht werden, Japan sei bereits genug fortgeschritten, um sich selbst zu genügen und die entwickelten Bedürfnisse eines modernen Kulturstaates zu befriedigen, ohne hierzu die Beihilfe der Ausländer nötig zu haben.

Es ist nicht zu leugnen, in den praktischen und mechanischen Künsten zeigen die Japaner große Geschicklichkeit. Ihre Wissbegierde, sich mit den Resultaten der materiellen Fortschritte anderer Völker bekannt zu machen, und ihre Gewandtheit, dieselben den eigenen Gebräuchen anzupassen, bieten eine Bürgschaft, daß sie in dieser Hinsicht bald auf gleicher Höhe mit den begünstigtesten Ländern stehen werden.

Bewundernswert ist die Geschicklichkeit der Zimmerleute bei der Herstellung des Holzwerkes in den Häusern, die zierliche Zurichtung und glatte Vollendung der Fugen, die Regelmäßigkeit der Fußböden und die nette und leichte Arbeit an den Fenstereinfassungen, beweglichen Thürfüllungen und Schirmen. Die allgemeinen Abrisse der Häuser und öffentlichen Gebäude stehen hinter der Ausführung der baulichen Einzelheiten sehr zurück. Wie in der Zimmermannskunst, so ist es auch in der Mauererei; Freiheit und Kühnheit der Auffassung fehlt zwar, überall aber die vollendetste Ausführung. Ihre Steine sind gut behauen, ihre Mauern stark und regelmäßig gebaut, meist im massiven cyklopischen Stil.

Wegen der häufigen Erdbeben haben die Japaner ihre Häuser vorherrschend von Holz gebaut. Im Innern derselben ist nur ein einziger Raum, der aber durch Scheidewände und Sechschirme in mehrere Gefasse geteilt wird. Thüren und Fenster nach unserem Begriff, und wie man sie selbst in China hat, existieren hier nicht. Alles ist verschiebbar. Oben und unten in einem Falz laufend, können Thüren, Fenster und selbst Wände nach Belieben rechts und links geschoben werden, so daß z. B. eine Wand, zur Seite rückend, mehrere Gemächer in eins vereinigen, ja sogar die ganze äußere Seite des Hauses beliebig öffnen und schließen kann. Die Außenseite des Hauses besteht meist nur in einem Schieber, aus dünnem Holzwerk gefertigt, stellenweise mit Oeffnungen, die durch Papier verschlossen sind und als Fenster dienen. In der Nacht oder bei kaltem Wetter wird noch ein zweiter Schieber aus stärkeren Planken darüber angebracht. Des Abends werden die Zimmer mit großen Laternen beleuchtet, die aus leichtem Holzrahmen, mit geöltem Papier überzogen, bestehen; inwendig ist eine Lampe befestigt.

Wie sich denken läßt, ist diese leichte Struktur der Häuser sehr der Feuergefahr ausgesetzt, und in der That vergeht in Jeddo wohl keine Nacht, ohne daß der Himmel an einer oder mehreren Stellen zugleich von Fenersbrünsten gerötet ist. Die Japaner suchen diesem Uebel durch große Wachsamkeit und Gegenanstalten verschiedener Art zuvorkommen. Selbst in dem kleinsten Dorfe befindet sich eine Art Wachthaus, in welchem auch Feuereimer, Leitern, Feuerhaken und Spritzen aufbewahrt werden. In größeren Ortschaften und Städten sind natürlich auch mehrere solche Stationen vorhanden und auch eine bestimmte Anzahl Wächter stets zur Hand, um auf ein gegebenes Signal zu Hilfe zu eilen. An jeder Straßenecke ist ein zwei Zoll starkes Brett befestigt, an welches die Wächter bei einem ausbrechenden Feuer mit ihrem eisernen Stabe schlagen und so das Lärmzeichen geben.

Noch genug. Noch einige Bemerkungen über die Architektur. Mit Ausnahme eines Tempels oder Thorweges da und dort, der im Vergleich mit den umliegenden,

niedereren Häusern ein ziemlich imponierendes Äußere hat, giebt es keine Gebäude, welche dem Reisenden einen hohen Begriff von japanischer Architektur beibringen könnten. Die besten Musterstücke dieses Kunstzweiges findet man in einigen Steindämmen und Brücken, welche oft über einzelne kühne, römische Bögen gebaut sind und an Zeichnung und Maurerarbeit den wissenschaftlichen und künstlerischen Bauten anderwärts nicht nachstehen. Wie in vielen anderen Dingen, so ist auch hier chinesischer Einfluß unerkennbar.

Die Japaner verstehen sich sehr gut auf das Karbonisieren des Eisens, und die Härte eines großen Teils ihres Stahls ist vortrefflich, wie sich an der Politur und Schärfe ihrer Säbelklingen erkennen läßt.

Es giebt auch viele Metallarbeiter, welche Schmucksachen und andere nützliche Gegenstände verfertigen. Die Hufschmiede sind in der Stadt zahlreich und stark beschäftigt; allein sie richten nur kleine Arbeiten her, da sie die Metalle nicht in großen Massen zur Anwendung bringen, sondern meist nur als Teile verschiedener Werkzeuge und Waren, von welchen Holz den Hauptteil bildet.

Holz verarbeiten die Japaner sehr hübsch und fein, in der Regel freilich zu Artikeln, welche die Europäer nicht zu den notwendigsten rechnen. Die Holzwaren werden meistens lackiert, und in der Kunst des Lackierens hat sie bisher kein anderes Volk erreicht. Sie malen den Grund oder legen ihn auch wohl mit Gold und Perlmutter sehr künstlich aus. Doch gebrauchen sie zu den kleinen Biergeräten nicht immer Holz, sondern auch Papiermaché. Die lackierten Waren haben alle Leichtigkeit und Sauberkeit der sogenannten Kabinettsstücke.

Das Wollgewebe ist den Japanern ursprünglich nicht bekannt. Die unteren Klassen tragen fast nur Baumwollzeuge, welche gewöhnlich grob gewoben sind, da sie auf Privatwebstühlen zu Hause verfertigt werden. Jedes japanische Weib versteht sich mehr oder weniger auf die Handhabung des Rades, der Spindel und des Weberstuhles. Ihre Baumwollzeuge sind zuweilen mit Farben bedruckt, welche hübsche Calico-Muster bilden, allein die Farben scheißen schnell ab und ertragen das Waschen nicht. Die japanische Seide ist grob und der chinesischen, wie gefagt, untergeordnet. Der Grund liegt zum Teil in dem Umstande, daß die Eingeborenen die Maulbeerbäume zu alt werden lassen, denn die grobe Eigenschaft der Blätter teilt sich der Seide mit. Goldfäden den Stoffen einzuweben, verstehen sie meisterhaft; sie stellen damit sehr vollendete Figurenmuster her, die in ihrer Art ungemein schön sind. Neuerdings wird die Weberei in mehreren umfangreichen Spinnereien mit Hilfe der Maschinen in größerem Maßstabe betrieben.

Für die Skulptur bieten die japanischen Hauptreligionen einen weiten Spielraum. Es giebt eine Menge steinerner, metallener und hölzerner Standbilder in den Tempeln, in den Schreinen und an den Wegen. Die mechanische Ausführung zeigt im allgemeinen eine große Geschicklichkeit der Hand, keines der Bilder aber läßt sich ein Kunstwerk im eigentlichen Sinne des Wortes nennen. Die Holzschnitterei ist oft ausgezeichnet gearbeitet, und wenn die Bilder natürliche Gegenstände darstellen, besonders die niederen Tiere und bekannteren Teile der Vegetation, so sind sie häufig ungemein wahrheitsgetreu. Die ausgehauenen Kraniche, Schildkröten und Fische, welche auf den Balken und den Karniesen der Häuser und Tempel am häufigsten vorkommen, wurden ihrer Naturtreue wegen stets bewundert.

In der Malerei tritt dieselbe Erscheinung zu Tage. Vermöge seines hochentwickelten Naturgefühls ist der Japaner am stärksten in der Wiedergabe von Pflanzen, Blättern, Vögeln, Schmetterlingen und Insekten. Das sind Spezialitäten der japanischen Malerei, in welchen sie unübertroffen dasteht. Abgesehen von den Darstellungen auf Lacktaoren, malt der Japaner nur auf Papier und Seide; er bedient sich ausschließlich der Wasserfarben, welche er mit einem feinen Haarpinsel aufträgt. Daneben wird auch die schwarze sog. chinesische Tusche benutzt.

Der japanische Maler sitzt oder steht nicht wie der europäische vor einer Staffelei, sondern er kniet auf einer Matte, vor sich den in einen Holzrahmen gespannten Papierstreifen; er malt, indem er sich über denselben bengt. Er sieht also auf die Zeichnung herab und daraus erklärt sich, daß die japanischen Gemälde anzusehen, als wären sie aus der Vogelperspektive gemalt. Wenn man vor diesen Arbeiten dieselbe Stellung einnimmt, wie der Malende, findet man sich in das seltsame Durch- und Untereinander hinein. Die Maler kennen weder die Perspektive, noch die Verhältnisse des menschlichen Körpers, und wir können es daher nur loben, daß sie bei Bildnissen ihre Aufmerksamkeit weit mehr auf die Kleider, als auf die Köpfe richten.

Für Musik zeigt der Japaner von Natur ein ebenso geringes Verständnis, als sein Nachbar, der Chinese. Gleich diesem mangelt es ihm an musikalischem Gehör, so daß von Harmonie keine Rede ist. Die Amerikaner fanden bei ihnen mehrere Saiteninstrumente, deren einige den Banjos der Neger, andere einer Tiroler Zither ähnlich sahen. Eine Flöte von Bambusrohr mit Löchern ohne Klappen war sehr einfach gebaut, aber sowohl das Mundloch als die Fingerlöcher waren so groß, daß die nordamerikanischen Musiker das Instrument nicht spielen konnten.

Die Buchdruckerei ist wahrscheinlich chinesischen Ursprungs; zu dieser Annahme berechtigt schon die große Ähnlichkeit der japanischen Schriftzeichen und Charaktere mit denen der Chinesen. Die Europäer fanden in den Hafenstädten zahlreiche Buchläden, in denen man Elementar- und Märchenbücher, sowie Romellen wohlfeil erstehen konnte. Augenscheinlich herrschte ein starker Begehrt darnach, da die Leute durchgängig lesen konnten und sehr wißbegierig waren. Die höheren Klassen der Japaner waren nicht nur vollkommen bekannt mit ihrem Vaterland, sondern besaßen auch ziemlich Kenntnisse in der Geographie, den materiellen Fortschritten und zeitgenössischer Geschichte der übrigen Welt. Einige von ihnen stellten häufig Fragen, welche eine Gelehrsamkeit bewiesen, die, wenn man ihre isolierte Lage in Betracht zog, merkwürdig erschien, welche ihre Erklärung aber darin fand, daß sie durch die auf der Insel Desima befindlichen Holländer alljährlich periodische Schriften über Litteratur, Wissenschaft, Künste und Politik aus Europa erhielten, diese dann übersetzten, druckten und durch das ganze Reich verteilten.

Es erübrigt nun noch, einige hervorstechende Charakterzüge, sowie spezifische Eigentümlichkeiten dieses Volkes kurz zu berühren.

Daß der Japaner höflich ist und Gewicht auf ein gutes Benehmen legt, darin stimmen alle überein, die mit ihm zu thun hatten. Schon das Kind wird über alle Umgangsregeln auf das genaueste belehrt. Perry erheiterte es sehr, daß ein ganz kleiner Knabe, den er in einem Hause auf der Küste sah, bereits eine so regelrechte Verbeugung zu machen verstand, die einem alten Hofmanne zur Ehre gereicht hätte. Die Eltern aber waren entzückt über die Leistung ihres Kindes in einer so wichtigen Angelegenheit. „Diese Japaner“, schreibt ein Gesandtschaftsattaché, „sind die feinsten Leute, welche ich jemals gesehen; ihr Benehmen ist freundlich, ihre Sitten einnehmend. Obgleich sie uns so fremd sind, wie wir ihnen vorkommen mögen, so macht doch ihre persönliche Erscheinung einen angenehmen Eindruck.“

Der Grundzug der Höflichkeit und eines gefälligen Wesens findet sich auch bei dem gemeinen Mann. Der Japaner ist naiv und wißig, leicht erregt, und verglichen mit dem Chinesen, verhält er sich zu diesem wie etwa der Franzose zu dem Engländer.

Er sieht auf Treue und Redlichkeit und unterscheidet sich hierin sehr vorteilhaft von dem Chinesen. „Ich habe“, erzählt ein Mann aus dem Reiche der Mitte, „selbst gesehen, wie ein Japaner etwas fallen ließ und ein anderer es aufhob und ihm wieder zurückgab.“ Es ist sehr charakteristisch, daß dieser Zug ganz gewöhnlicher Ehrlichkeit dem Chinesen auffällt. Wer in China etwas findet, behält es für sich. Selten aber, daß Japaner einander betrügen. Treue Wächter aller Gegenstände, welche ihrer Obhut anvertraut sind, achten sie mit Aufmerksamkeit darauf, daß nichts abhanden komme.



Die öffentlichen Gerichte in Japan, welche übrigens in dem Rufe strengster Rechtllichkeit stehen, haben wenig zu thun. Der Japaner ist gutmütig; Streitigkeiten und Rechtshandel liebt er nicht. Man kann den Gehorsam gegen Geſetze wohl kaum weiter treiben als in Japan; allein dieser Gehorsam ist weniger auf Grundſätze, als auf die Furcht begründet, welche bei den Japanern eine große Gewalt auszuüben scheint. Eine wichtige Rolle spielt hier ohne Zweifel das durchgebildete Beobachtungs- und Spionierwesen. Dieses Land wird despotisch regiert, aber nicht durch Menschen, sondern durch Geſetz, Herkommen und Gewohnheit.

Der Japaner ist anspruchlos hinsichtlich seiner Lebensbedürfnisse. Des Fleischgenusses enthält er sich aus religiösen Rücksichten. Das gemeine Volk lebt von Reis und Seeträutern; daneben bildet Erbsen- und Bohnennus ein beliebtes Gericht. Die Regierung hat im Jahre 1873 geboten, Brot statt Reis zu essen, drang aber nicht damit durch. Versuche, Fleisch und Brot bei der Armee einzuführen, sind wieder aufgegeben. Neuerdings scheint das Fleisch als Nahrungsmittel dennoch mehr in Aufnahme zu kommen, und Milch, gegen welche man einen unüberwindlichen Abscheu hatte, wird stark begehrt.

Was das Äußere des Japaners angeht, so ist er von mittlerem, gedrungenem Wuchs, sehr beweglich und gewandt. Die Hautfarbe der Männer ist merklich gelb, die der Frauen rötlich weiß. Die Augen sind schmal und geschlitt; die Nase dick und kurz, das Haar schwarz und dicht. Wahrscheinlich ist er ein Gemisch von Einwohnern und Eingewanderten, von Chinesen und Malaien.

In der Kleidung liebt er Nettigkeit und öfteren Wechsel. Im ganzen ist sein Gewand sehr vielfarbig; es besteht meist aus einem weiten Rock, der bis an die Kniee herunterreicht und mittelst eines breiten, vielfarbigem Gürtels zusammengehalten wird. Lieblingsfarben des Japaners sind Schwarz und Scharlach; Weiß ist die Trauerfarbe. Aehnlich tragen die Frauen einen langen bis auf die Knöchel reichenden Raftan mit weiten Ärmeln und Aufschlägen von bunter Seide. Das Haar wird von allen Seiten des Kopfes nach der Mitte des Scheitels emporgekämmt, dort in einen Knoten geschlungen und mit kleinen Kämmen und Nadeln befestigt. Eigentümlich ist die Sitte, daß verheiratete Frauen sich die Augenbrauen austrupfen und die Zähne schwarz färben.

In letzter Zeit kommen bei den höheren Ständen europäische Trachten in Aufnahme und der Pops ist fast verschwunden. Jedoch neigen vorzugsweise die Männer der neuen Mode zu, während die Frauen meist noch das Nationalkostüm beibehalten.

Gleich allen Orientalen lieben die Japaner das warme Bad und verwenden auf dieses Vergnügen viele Zeit. Ein wunder Punkt ist der gänzliche Mangel an Schamhaftigkeit, welcher in den Bädern zu Tage tritt. Jedes Alter und Geschlecht entledigt sich aller Kleidung und mischt sich sorglos untereinander. Die Gefühle der Zurückhaltung und der Scheu sind bei ihnen noch kaum im Keime entwickelt. Diefelbe Abwesenheit von allem, was Schidlichkeit heißt auf diesem Gebiet, bemerkten die Reisenden nicht bloß hier, sondern überall, wo ihnen Gelegenheit wurde, darüber zu urteilen. Golownin, jener russische Kapitän, der, wie erwähnt, lange Zeit ihr Gefangener war, bemerkt, daß sie des Anstandes „jammervoll“ bedürftig wären, und macht keine Ausnahme zu Gunsten der höheren Klassen. Es war empörend, eine so fatale Abwesenheit dessen zu sehen, was das schönste Merkmal für den Grad der Civilisation und der Moral einer Nation ist.

Damit geht Hand in Hand die unglaubliche Unſittlichkeit und eine äußerst geringe Achtung vor dem weiblichen Geschlechte. In den niederen Ständen werden die Frauen wie wahre Sklaven behandelt und in den besseren Kreisen sind die Anschauungen wenig geklärt. Äußerte doch der japanische Gesandte, welcher im Jahre 1861 Nordamerika besuchte, ganz unverhohlen, daß ihm die Stellung des weiblichen Geschlechtes bei den westlichen Völkern höchst sonderbar und unschidlich vorkomme.

Gegen die Unſittlichkeit hat die Regierung seit den siebziger Jahren ernste Maßregeln ergriffen. Aus den Tempeln sind alle anstößigen Darstellungen verboten; den

Frauen ist untersagt, in den öffentlichen Bädern den Männern sich nackt zu zeigen und das Auslaufen von Mädchen zu schändlichen Zwecken ist verboten.

Es will uns scheinen, als ob die Urteile über die gegenwärtigen kulturellen Resultate Japans vielfach zu optimistisch gefärbt sind; vielleicht auch, daß man überhaupt den inneren Wert dieses Volkes überschätzt. Gewisse Tagesblätter ergehen sich gern in Lobeserhebungen und wissen nicht genug Rühmens davon zu machen, welche gewaltige Umwandlung sich in Japan vollzogen, wie leicht empfänglich es sich für das Fremde erwiesen.

Au und für sich haben wir eine Aversion gegen ein Volk, welches so leicht und so rasch das Ererbte aufzugeben bereit ist. Es bekundet dieses immer einen Mangel an innerer Tiefe.

Gewiß besitzt diese Nation eine erfreuliche Begabung, aber wir dürfen nicht übersehen, daß der Schwerpunkt bisher offenbar nur einer äußerlichen, mechanischen Aneignung zuneigt. Im Fluge hat Japan sich die äußeren Vorteile der Civilisation zu verschaffen gewußt; es besitzt seine Verkehrsstraßen, das Postwesen ist trefflich geordnet, zahlreiche Telegraphenstationen sind in Thätigkeit, sein Heer- und Marinewesen ist bis ins Detail dem deutschen nachgebildet; mit fieberhafter Begierde hascht es nach allem, was Fortschritt bedeutet. Dadurch ist es aber noch nicht in Wahrheit und im eigentlichen Sinne ein Kulturvolk. Japan ist bestrebt, sich eine Summe praktischer, äußerlicher Vorteile der Kultur anzueignen, ohne selbst kultiviert zu sein oder auch tiefere Arbeit daran zu setzen, es zu werden. Man könnte gegen uns einwenden, daß es doch auch die moderne Schulinrichtung besitze. Auch hier läuft alles auf die Erlangung äußerlicher, praktischer Kenntnisse hinaus und darum bleibt sie im Verhältnis zu unserem Unterrichtsweisen immer nur Imitation.

Dieses Streben, weil nur auf das Äußerliche gerichtet, ist ohne tieferen, sittlichen Wert und ein Zeichen, daß Japan des scharfen und zielbewußten Blickes für die wahren Vorbedingungen wirklicher Civilisation noch ermangelt.

Zudem stellen an sich die inneren Verhältnisse keine günstige Prognose. Die neue Aera kommt dem Volke durch den immer stärker werdenden Steuerdruck und die Vertenerung unentbehrlicher Lebensmittel, deren ein großer Teil ausgeführt wird, in oft unangenehmer Weise zum Bewußtsein. Eine Preissteigerung des Reises genügt, einen Aufstand hervorzurufen. Ein fortwährend unzufriedenes Element im Staate bildet der noch immer hochgestellte Dienstkadel, der sein Einkommen durch die Säkularisation verloren hat und sich nicht in die neuen Verhältnisse zu schicken weiß.

So hat die Regierung bis in die neueste Zeit im Innern die blutigsten Aufstände zu bekämpfen gehabt. Die in den Zeiten der Rebellion veröffentlichten Parteiprogramme sind beachtenswert; sie beweisen, daß es revolutionäre Stimmen giebt, welche den überstürzten Eifer der Regierung in Einbürgerung europäischer Sitten und Staatsrichtungen nicht gut heißen. Darum werden dem Staate weitere Erschütterungen durch innere Unruhen nicht erspart bleiben, so daß das Werk der Umwandlung, des tieferen Halts entbehrend, leicht gefährdet werden kann.

Der Krieg mit China hat zur Zeit den Blick des Volkes nach außen gewandt; es werden ihm die Erfolge des nach deutschem Muster organisierten Heerwesens in efflatanter Weise vor Augen geführt. Wird dieser Kampf — was noch dahinsieht — auch glücklich zu Ende geführt, so darf Japan in einem Siege doch nicht eine Krönung oder Prämierung seiner Kulturbestrebungen erblicken.

Solange es die Unmöglichkeit eines modern-heidnischen, mit erbogter und darum nur äußerlicher Scheinkultur konstituierten Staatswesens nicht erkannt hat, solange es in dem Christentum das wahrhaft umwandelnde und aus der Tiefe heraus erneuernde Element nicht gefunden, bleibt ein Sieg auch nur ein äußerlicher Erfolg; für Japan nichts weiter, als die Superiorität des preussischen Militarismus über ein veraltetes Heerwesen.



— Die Spektralanalyse —

in ihrer Anwendung auf die Bestimmung der Geschwindigkeiten der Fixsterne.

Von

E. von Reber - Paschütz.

Zu den schönsten Erfolgen, welche die von Tage zu Tage weiter ausgedehnte Anwendung der Photographie auf astronomischem Gebiet zu verzeichnen hat, gehören die Versuche, welche neuerdings auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam angestellt worden sind, um in irdischem Maße die Geschwindigkeiten zu ermitteln, mit denen die Fixsterne sich in der Richtung der Gesichtslinie zur Erde bewegen. Diese Beobachtungen gehören zu den schwierigsten in der messenden Astronomie; trotzdem ist es unserem hervorragenden Astrophysiker Professor Vogel und seinen Mitarbeitern gelungen, selbst mit dem verhältnismäßig bescheidenen Fernrohr der Potsdamer Sternwarte Resultate zu erzielen, welche für den Fortgang dieser für viele astronomische Fragen bedeutungsvollen Untersuchungen die besten Hoffnungen erwecken.

Ist es dem Laien an sich schon oft schwer, dem Gedankengange zu folgen, welcher zu den wichtigsten Wahrheiten der Himmelskunde führt, so erscheint es im vorliegenden Falle besonders berechtigt, wenn der Uneingeweihte sich die Frage stellt: Wie ist es möglich, von Geschwindigkeit zu sprechen bei einem viele Billionen von Meilen entfernten, anscheinend regungslos an seinem Orte verharrenden Himmelskörper, bei welchem auch die schärfsten Messungen keine Ortsveränderung erkennen lassen? Wie ist es möglich, eine Bewegung zu messen, welche sich als solche gar nicht zu erkennen giebt?

Es ist jetzt allgemein bekannt, daß die Fixsterne, welche ihren Namen deshalb erhielten, weil man ihren Ort an der Himmelkugel für völlig unveränderlich annahm, denselben in Wahrheit nicht verdienen. Einer der bekanntesten Sterne unseres nördlichen Himmels, der rotleuchtende Arktur im Bootes, verriet dies zuerst den Astronomen, da seine Bewegung groß genug war, um ungeachtet der sehr rohen Beobachtungen des Altertums sein Fortrücken unter den benachbarten Sternen deutlich zu erkennen. Je schärfer nun die Beobachtungen wurden und je mehr man Veranlassung nahm, die Deter der Fixsterne in der Gegenwart mit den in früherer Zeit festgestellten zu vergleichen, desto häufiger fand man Fälle von Eigenbewegungen, wie man dieses Fortrücken der Fixsterne nennt. Freilich handelte es sich meist um sehr geringe Verschiebungen, und die Konsequenzen, welche man in manchen populären Schriften gezogen findet, indem z. B. das berühmte Sternbild des großen Bären in seiner jetzigen und der durch die Eigenbewegungen verzerrten Gestalt, die es nach Millionen von Jahren annehmen wird, dargestellt ist, sind geeignet, falsche Vorstellungen von der Größe dieser

Bewegungen zu erwecken. Selbst derjenige Stern, bei welchem man die stärkste aller bisher bekannten Eigenbewegungen gefunden hat, braucht etwas mehr als $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderte, bevor er um den Durchmesser der Vollmondscheibe am Himmel fortgerückt ist. Bei dem weitaus größten Teil aller bekannten Sterne, deren Zahl, wenn man die schwachen, nur in Fernröhren sichtbaren Lichtpünktchen einschließt, weit in die Millionen, ja mit zunehmender Kraft der Gläser ins Unzählbare steigt, ist aber die eigene Bewegung viel geringer, als im obigen Falle.

Gegenüber diesen Thatfachen ist es begreiflich, daß der Begriff absoluter Ruhe aus der Astronomie vollständig verschwunden ist. Bewegung ist überall im Weltraum vorhanden, wie auch der Bestand und die Entwicklung unseres Planetensystems auf derselben begründet sind. Da wir nun die Sonne als einen Fixstern ansehen, so müssen wir annehmen, daß dieselbe ebenso wie alle anderen Fixsterne auf einer Wanderung begriffen ist, auf welcher sie kraft ihrer Anziehung alle ihrem System angehörigen Körper, also auch die Erde, mit sich führt.

Wenn jemand durch einen Wald wandert, so scheinen die Baumstämme sich zu bewegen, sie entfernen sich von dem Punkte, auf den er zusteuert, und scheinen sich hinter ihm immer enger und enger zusammenzudrängen. Ähnlich geht es der Erde bei ihrer Wanderung durch das unermeßliche Heer der Sterne, nur sind die Verschiebungen, weil der von der Erde zurückgelegte Weg selbst in sehr langen Zeiträumen wie ein Nichts gegenüber den gewaltigen Entfernungen der Fixsterne ist, so gering, daß sie nur nach langen Zwischenräumen und mittelst der feinsten Beobachtungen wahrgenommen werden können. Diese Verschiebungen nun unterscheiden sich von den oben erwähnten dadurch, daß sie ein gewisses System befolgen, wie dies ohne weiteres klar ist, wenn man sich obigen Gleichniß erinnert. Sie sind derart beschaffen, daß alle Sterne sich von dem Punkte des Himmels, auf welchen die Erde, bezw. die Sonne zusteuert, zu entfernen und gegen den hinter derselben gelegenen Punkt hinzurücken scheinen.

Die eigentlichen Eigenbewegungen dagegen können, soweit unsere Kenntnis reicht, in jeder beliebigen Richtung erfolgen, es kann z. B. vorkommen, daß ein Stern sich gerade in der Richtung auf die Erde hin- oder von ihr fortbewegt, so daß er vollkommen still zu stehen scheint, während er in Wahrheit eine viel größere Bewegung besitzt, als ein anderer, der, weil er sich quer zur Gesichtslinie bewegt, eine deutlich wahrnehmbare Verrückung am Himmel zeigt. Es darf hierbei nicht vergessen werden, daß für die Fixsterne ein Kriterium fehlt, welches wir bei uns näher befindlichen Himmelskörpern besitzen. Wenn der Mond sich z. B. direkt auf die Erde zu bewegte, so würden wir dies sehr bald an der augenscheinlichen Vergrößerung seiner Scheibe bemerken. In der That sehen wir diesen Wechsel der Größe bei Sonne und Mond und bei allen Planeten, deren Entfernung von der Erde im Laufe des Jahres vielfachen Veränderungen unterworfen ist. Die Fixsterne dagegen befinden sich in so bedeutender Ferne, daß sie sämtlich als Punkte mit unmeßbarer Scheibe erscheinen. Wenn der Schein hiergegen spricht, da für das bloße Auge die helleren Sterne entschieden größer aussehen, als die schwächeren, so ist der Grund hierfür nur der, daß wir die Sterne mit einem unvollkommenen Auge durch eine mehr oder minder unruhige Atmosphäre erblicken. Je vollkommener ein Fernrohr und je reiner und ruhiger die Luft ist, desto mehr zeigt es die Sterne punktförmig, wenngleich auch in den besten Instrumenten immer noch eine kleine Scheibe sichtbar bleibt. Mag also ein Fixstern auch eine noch so große Geschwindigkeit besitzen, so wird sein Aussehen dadurch doch keine Veränderung erleiden.

Wir können uns die Verhältnisse, auf welche es hier ankommt, durch ein einfaches Bild vergegenwärtigen. Denken wir uns einen Wanderer A auf einer in gerader Richtung verlaufenden Straße; der Wanderer stellt die Erde, die Straße die Gesichtslinie nach irgend einem Fixstern dar. In der Ferne sieht er mitten auf dem Wege einen schwarzen Punkt, der unbeweglich erscheint, dennoch ist dieser Punkt nichts anderes als ein zweiter Wanderer B, der wie der erste sich unterwegs befindet, dessen Bewegung

indessen dem ersten so lange verborgen bleiben wird, als die Entfernung ihn nur als undefinierbaren Punkt erkennen läßt. Wenn es aber B plötzlich einfällt, zu rasten und er sich quer über die Straße nach der dieselbe begrenzenden Baumreihe begiebt, so wird A selbst bei sehr großer Entfernung diese Bewegung sofort bemerken, aus dem Grunde, weil sie senkrecht zur Gesichtslinie stattfindet. Dies sind nun die beiden extremen Fälle; dazwischen liegen diejenigen, in welchen bei gleichzeitiger Fortbewegung in gerader Richtung der Wanderer B allmählich von der einen Seite der Straße sich auf die andere begiebt. Aber je mehr sein Weg mit der Mitte zusammenfällt, desto unbeweglicher wird er A erscheinen.

Wie jeder Vergleich, so hinkt auch dieser insofern, als A sich seiner Fortbewegung bewußt ist und, da es sich hier um kleine Entfernungen handelt, durch Kombination leicht zur Erkenntnis kommen wird, ob B sich auf ihn zu- oder von ihm fortbewegt. Doch das thut nichts zur Sache. Jedenfalls wird es dem gewöhnlichen Verstande eine viel leichtere Aufgabe erscheinen, aus der von A wahrgenommenen Bewegung des B etwa zu schließen, wie viel Meter breit die Straße sei — vorausgesetzt, daß A dies nicht von vornherein wußte —, als bei der scheinbaren Unbeweglichkeit des B im anderen Falle zu sagen, um wie viel Meter beide Personen sich in der Minute nähern oder von einander entfernen.

Wie ist nun die Lösung dieser Aufgabe bei den Fixsternen möglich? Die Antwort lautet, daß sie unmöglich war für die eigentliche messende Astronomie, welche noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts den alleinigen Inhalt dieser Wissenschaft ausmachte, und daß sie erst möglich geworden ist durch die Erfindung der Spektralanalyse, welche, indem sie das Licht der Sterne zu untersuchen lehrte, unsere Kenntnis des Weltraums in wahrhaft überraschender Weise bereichert hat.

Um zu verstehen, wie man zu jener Lösung gelangt ist, müssen wir mit einigen Worten auf die Eigenschaften des Lichtes eingehen. Jeder Gebildete kennt den Versuch, durch welchen gezeigt wird, daß das weiße Licht der Sonne nicht, wie man sagt, homogen, sondern eine Kombination aller Farbenschattierungen des Regenbogens ist. Es giebt aber auch homogenes Licht, und jeder kann sich dasselbe leicht herstellen, indem er reines Kochsalz (eine Natriumverbindung) in eine Spiritusflamme wirft, wodurch dieselbe eine ganz bestimmte gelbliche Färbung erhält. Erzeugt man mit diesem Licht ein Spektrum in eben derselben Weise, wie man bei dem allbekanntesten Versuch das Sonnenspektrum herstellt, so entsteht nicht das farbenprächtige Band, welches eine der schönsten Erscheinungen in der Natur genannt werden kann, sondern eine quer zu der Richtung desselben gestellte gelbe Linie, an der Stelle, wo im Sonnenspektrum die gelbe Farbe sich befindet. So oft man diesen Versuch auch wiederholen mag, immer erscheint diese Linie wieder und zwar, wie die feinsten Messungen bestätigen, an genau derselben Stelle des Spektrums. Man hat nun gefunden, daß jeder Grundstoff, jedes Element, welches wir auf der Erde kennen, ein Spektrum mit meist mehreren solchen charakteristischen Linien besitz. Mancher Leser dürfte sich erinnern, in physikalischen Vorträgen die wundervollen Farbenercheinungen gesehen zu haben, welche in dieser Weise erzeugt werden, während das große Publikum jene merkwürdige Eigenschaft der Stoffe, wenn auch unbewußt, in der Farbenpracht der Feuerwerke zu beobachten Gelegenheit hat.

Um jene Spektren zu erhalten, genügt es indessen nicht, die festen Stoffe, wie z. B. die Metalle, zum Glühen zu bringen, sondern sie müssen in der Form glühender Dämpfe vorhanden sein, zu deren Erzeugung man sich der gewaltigen Hitze des elektrischen Stromes bedient. Solche Glüherscheinungen sind der elektrische Funke, wenn derselbe z. B. zwischen Eisen-, Kupfer- oder Aluminium-Drähten überspringt, ferner die Geißler'schen Röhren, welche je nach dem Gase, welches sie enthalten, die verschiedensten Farben zeigen.

Da es sehr schwierig ist, Körper völlig rein ohne Beimischung anderer Substanzen herzustellen, so gelingt es meist auch nicht, die Spektren der Elemente rein zu erhalten,

sondern es entstehen gleichzeitig die Spektren mehrerer Substanzen. Trotzdem hat man im Laufe der Zeit durch das Studium einer großen Zahl von Spektren die Möglichkeit gewonnen, durch die Analyse des Lichtes einer wenn auch noch so weit entfernten Lichtquelle Rückschlüsse über die auf demselben in der Form glühender Dämpfe befindlichen Stoffe zu erlangen.

Wir würden an dieser Stelle eine Lücke lassen, wenn nicht kurz auf die Bedeutung der Fraunhoferschen Linien hingewiesen würde. Betrachtet man das Sonnenspektrum mit Hilfe besserer Instrumente, so erscheint dasselbe von vielen dunklen Linien durchzogen, deren Zahl sehr bedeutend ist, wenn man die ausgezeichneten modernen Hilfsmittel benutzt. Die Beobachtung dieser Linien hat gezeigt, daß sie genau an den Stellen erscheinen, welche die oben beschriebenen hellen Linien einnehmen. Es ist das die große Entdeckung Kirchhoffs, welcher zeigte, daß die dunklen Linien entstehen, wenn das Licht eines glühenden festen Körpers durch Dämpfe der betreffenden Substanzen hindurch gegangen ist. Wir greifen auf obiges Beispiel zurück. Läßt man das Licht einer elektrischen Glühlampe durch eine stark mit Kochsalz gefärbte Flamme hindurch scheinen und zerlegt das hindurch gegangene Licht durch ein Prisma, so sieht man das wohlbekannte farbige Band des Sonnenspektrums mit einem deutlichen schwarzen Streifen an der Stelle der gelben Linie. Durch Ausföhrung des in diesem Versuch enthaltenen Gedankens ist man dazu gelangt, auch in solchen Spektren, welche ein zusammenhängendes Farbenband aufweisen und deshalb kontinuierliche genannt werden, im Falle, daß sie Fraunhofersche Linien enthalten, die Existenz der auf der Erde bekannten Stoffe nachzuweisen.

In der unendlichen Mannigfaltigkeit des Sternenhimmels findet man nun eine sehr große Zahl von Stoffkombinationen vor. Es ist keine leichte Aufgabe, das Spektrum eines Sternes zu beobachten. Selbst bei Anwendung der starken Fernrohre der Neuzeit ist viel Übung erforderlich, um manche Spektren zu sehen, geschweige denn Details in denselben zu erkennen, da die Bilder der Sterne infolge der Betrachtung durch die Prismen in die Länge gezogen werden und dadurch an Helligkeit verlieren. Trotzdem kennt man jetzt viele Sternspektren genau und weiß, daß gewisse Linien in denselben von bestimmten irdischen Stoffen herrühren, unter denen besonders der Wasserstoff häufig vertreten ist, daß sie also sich an denselben Stellen im Spektrum finden, welche durch oft wiederholte Laboratoriumsversuche mit größter Genauigkeit bestimmt sind.

Um zu zeigen, wie man durch die Beobachtung dieser Linien Aufschluß über die Bewegung der Sterne erhalten kann, müssen wir kurz auf die Ansichten eingehen, welche man von dem Wesen des Lichtes besitzt und bisher in Uebereinstimmung mit allen bekannten optischen Erscheinungen gefunden hat. Wenn eine Stimmgabel angeschlagen wird, so weiß man, daß sie eine zitternde Bewegung vollführt, welche sich auf die umgebende Luft überträgt und nach allen Richtungen mit einer gewissen Geschwindigkeit fortgepflanzt wird. Man spricht von einer Wellenbewegung, die durch jede Hin- und Herbewegung der Zinken der Stimmgabel erzeugt wird und sich ähnlich wie die Wellen auf einer Wasseroberfläche, in die man einen Stein geworfen hat, ausbreitet, mit dem Unterschiede, daß hier die Wellen nur an der Oberfläche wahrnehmbar sind, während der Schall sich nach allen Richtungen fortpflanzt. Die Höhe des Tones hängt von der Zahl der Schwingungen ab, welche die Zinken der Stimmgabel in der Sekunde ausführen. Bei dem sogenannten Normalton, dem eingestrichenen *a*, beträgt die Zahl dieser Schwingungen 435. Sowohl nach unten als nach oben hin giebt es eine Grenze, wo für das Ohr die Unterscheidungsfähigkeit für Töne aufhört. Diese Grenzen sind natürlich individuell verschieden, doch nimmt man an, daß Töne mit weniger als 16 und mit mehr als 36000 Schwingungen in der Sekunde nicht mehr gehört werden. Einer bestimmten Schwingungszahl entspricht aber immer derselbe Ton, d. h. von einer reinen Tonquelle wird das Ohr immer den Ton vernehmen, der bedingt ist durch die Zahl der Schwingungen, welche in der Zeit einer Sekunde in dasselbe gelangen.



Befinden sich nun Ohr und Tonquelle in relativer Ruhe zu einander, so bleibt der Ton immer derselbe, vorausgesetzt, daß die Schwingungszahl, wie z. B. bei einer Glocke oder Stimmgabel, unverändert bleibt. Anders dagegen, wenn der Hörer in Bewegung ist.

Wir versehen uns in einen Eisenbahnzug, welcher auf gerader Strecke dahinfahrt und eins der bekannten Signalküchlein passiert, während gerade die Glocke ertönt. Wer in solchem Falle acht gegeben hat, wird gewiß bemerkt haben, daß eine eigentümliche Aenderung des Tones eintritt. Beim Herannahen hört man denselben allmählich anschwellen, im Moment des Vorbeifahrens sinkt er plötzlich tiefer und verschwindet bei zunehmender Entfernung. Die Erklärung dieses Vorganges ist sehr einfach. Die Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges ist nicht unbedeutend im Vergleich zu derjenigen, mit welcher der Schall sich fortpflanzt. Letztere beträgt 332 Meter, während ein Kurierzug wohl bis zu 25 Meter zurücklegen kann. Hieraus folgt nun offenbar, daß eine in dem Zuge befindliche Person bei der Annäherung an die Schallquelle in der Sekunde eine ganze Anzahl von Schallwellen, nämlich im vorliegenden Falle etwa $\frac{1}{10}$ der Gesamtzahl mehr auffängt, als von der Schallquelle in derselben Zeit ausgehen, d. h. der gehörte Ton ist höher als der ausgesandte, wie er von derselben Person vernommen werden würde, wenn der Zug stillstände. Das Umgekehrte tritt ein, wenn die Signalglocke passiert ist, der Zug schiebt gewissermaßen vor den ihm folgenden Schallwellen her und wird von ihnen überholt, doch ist die Zahl derselben, welche jetzt das Ohr erreichen, um $\frac{1}{10}$ geringer, als im Zustande der Ruhe, der Ton also erscheint tiefer, als er in Wahrheit ist. Der Uebergang vom höheren zum tieferen Ton findet während der Vorüberfahrt statt und ist oft recht auffällig wahrzunehmen.

Mit Hülfe des vorstehenden Beispiels aus der Schalllehre ist es leicht, sich den entsprechenden Vorgang auf dem Gebiete des Lichtes klar zu machen. Auch das Licht ist nichts anderes, als eine von dem leuchtenden Körper ausgehende Wellenbewegung. Wie die Luft der Träger des Schalles ist, denn im luftleeren Raum gibt es keine Schallentwicklung, so nimmt man als Träger der Lichtbewegung im Weltall einen feinen Stoff, den Aether, an, der allerdings ganz hypothetisch, aber für unsere jetzigen Anschauungen über das Wesen des Lichtes nennendig ist. Von diesem Stoff nimmt man an, daß er alle Körper durchdringt, es wären sonst durchsichtige Körper undenkbar. Jeder Lichtstrahl ist nun nichts anderes als eine Wellenbewegung im Aether, die, wenn sie in das Auge eintritt, die Empfindung des Lichtes erzeugt. Man hat sich aber die Lichtwellen anders zu denken, als die Schallwellen. Wenn man ein langes Tau an einem Ende befestigt, es mit der anderen Hand nahezu straff spannt und ihm dann nach oben oder unten einen Antrieb erteilt, so sieht man Wellen über das Tau hinfahren. Man hat den Eindruck, als fände eine Bewegung in der Richtung des Taus statt, während doch die Teile desselben sich nur auf- und abwärts bewegen. Ganz ähnlich kann man sich die Bewegung des Aethers längs eines Lichtstrahles vorstellen. Während aber beim Schall die Fortpflanzungsgeschwindigkeit und Wellenzahl relativmäßige Größen sind, die der gemeinen Vorstellung näher liegen, haben wir es bei der Lichtbewegung mit Zahlen zu thun, die über dieselbe hinausgehen; die Lichtwellen pflanzen sich in der Sekunde um 300000 Kilometer fort und je nach der Farbe des Lichtes, vom dunkelsten Rot bis zum dunkelsten Violett, wird das Auge von 400—750 Billionen Wellen in der Sekunde getroffen.

Wie nun jeder Ton seine stets gleich bleibende Schwingungszahl, so hat auch jede Farbe ihre unveränderliche Zahl von Wellen, wofür man in der Regel die Länge einer einzelnen Welle substituirt. Denn es ist klar, daß, wenn auf einer Strecke von 300000 Kilometer Länge so und soviel Billionen Wellen vorhanden sind, jede Welle nur den ebensovielen Teil dieser Strecke einnehmen kann. Ungeachtet der Länge jener Strecke sind deshalb die Wellenlängen des Lichtes außerordentlich kleine Größen, welche etwa zwischen 750 und 400 Millionstel Millimeter liegen, je nachdem es sich um rotes

oder violettes Licht handelt. Wenn wir nun hier von der Farbe des Lichtes sprechen, so müssen wir stets an die reinen Farben des Spektrums, nicht aber an die Farbmischungen denken, die uns im praktischen Leben begegnen. Wir wissen nun, daß jeder Stelle des Spektrums, z. B. der mehrfach erwähnten Kochsalzlinie, eine bestimmte Wellenlänge bezw. Schwingungszahl zugehört und können jetzt, auf das Gleichnis mit dem Eisenbahnzuge fahend, den Einfluß verstehen, dem das Licht eines Sternes, von der Erde aus gesehen, unterworfen sein muß, falls der Stern im Vergleich zur Erde nicht still steht, sondern sich mit einiger Geschwindigkeit auf sie zu oder von ihr fortbewegt. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob die Veränderung der Entfernung der beiden Himmelskörper von einander auf Rechnung der Erdbewegung oder der Sternbewegung zu setzen ist.

Wie der Passagier im Eisenbahnzuge, so wird der Beobachter auf der Erde in der Sekunde mehr oder weniger Lichtwellen des Sternes, als im Zustande gegenseitiger Ruhe, auffangen, je nachdem die Gestirne sich einander nähern oder von einander entfernen. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Farbe des Lichts verändert und im ersteren Fall nach dem Violetten, im letzteren nach dem Rot hin verschoben wird.

Soweit wir bisher eine Vorstellung von den im Fixsternsystem vorkommenden Geschwindigkeiten haben, so bilden selbst die gewaltigsten nur einen kleinen Bruchteil jener enormen Geschwindigkeit, mit der das Licht sich durch den Raum fortpflanzt. Denken wir uns an Stelle unseres Eisenbahnzuges einen Fußgänger auf dem Bahndamm dahinschreitend, so müßte derselbe, wenn sein Ohr fein genug wäre, ja auch eine Tonänderung wahrnehmen. Trotzdem ist dies nicht der Fall, obgleich das Verhältnis der Geschwindigkeit eines Fußgängers zu der des Schalles ganz erheblich größer ist, als jemals dasjenige der Erdgeschwindigkeit zur Lichtgeschwindigkeit werden kann. Wir erwähnen dies, um zu zeigen, daß es sich um Farbenshancen handelt, welche dem Auge vollständig verloren gehen würden, wenn dasselbe nicht in der Spektralanalyse über eine der feinsten Meßmethoden verfügte.

Das vorstehend entwickelte Prinzip von der Farbenveränderung des Lichtes der Fixsterne in Folge Annäherung oder Entfernung stammt von dem im Jahre 1853 verstorbenen Mathematiker und Physiker Christian Doppler. Zu jener Zeit war man noch nicht so weit wie jetzt in die Geheimnisse der Spektralanalyse und der Wellentheorie des Lichts eingedrungen, und so kam es, daß aus dem ganz richtigen Prinzip, dessen Wahrheit in neuerer Zeit durch zahlreiche Beobachtungen bestätigt wird, zu weitgehende Schlussfolgerungen gezogen wurden. Man versuchte überhaupt die Farbenverschiedenheiten besonders der oft bunt gefärbten Doppelsterne durch das Dopplersche Prinzip zu erklären, und die Folge der Widersprüche, in die man sich dabei verwickelte, war, daß jenes Prinzip überhaupt bei vielen in Mißkredit kam.

Die Leser werden nach dem bisher Gesagten verstehen, daß die Astronomie von jener Lehre niemals eine Nutzenwendung würde haben machen können, wenn es sich darum gehandelt hätte, jene Farbenveränderungen durch bloße Schätzung des Auges zu erkennen, und wenn nicht die Spektralanalyse zu Hilfe gekommen wäre, indem sie dasselbe Licht, welches die Sterne aussenden, künstlich auf der Erde herzustellen gelehrt hätte. Denn eine Veränderung des Lichts der Sterne in Folge der Bewegung zur Erde kann man erst dann erkennen, wenn man weiß, wie dasselbe Licht aussehen würde, falls keine Bewegung zwischen den beiden Himmelskörpern stattfände.

Für die Lösung jenes Problems ist es von Wichtigkeit, daß, wie schon früher erwähnt wurde, die Spektren der Sterne teils sogenannte Linienpektren, wie das des Natriums, sind, teils, wie das Sonnenspektrum, von dunklen Linien durchzogen werden, deren Ursprung auf bekannte irdische Stoffe zurückgeführt werden kann. Man weiß z. B., daß im Weltraum der Wasserstoff, der bekanntlich mit bläulicher Flamme brennt, außerordentlich verbreitet ist; immer wieder trifft man auf die charakteristischen Linien dieses

Stoffes, welche man im Laboratorium jederzeit durch spektroskopische Beobachtung der Geißler'schen Röhren herstellen kann.

Wenn man sicher weiß, daß das Spektrum eines Sterns die Linien des Wasserstoffes enthält, so gelingt es, indem man durch das Spektroskop gleichzeitig den Stern und das Licht einer Geißler'schen Röhre, die den Wasserstoff enthält, betrachtet, die von beiden Lichtquellen erzeugten Linien neben einander zu sehen. Wenn sich nun durch die Bewegung von Erde und Stern die gegenseitige Entfernung ändert, so tritt, wenn diese Aenderung groß genug ist, eine sichtbare Verschiebung der Sternlinie gegen die der künstlichen Lichtquelle ein. Die künstliche Linie entspricht hier dem wahren Tone der Glocke in unserem Gleichnis, die Sternlinie dagegen dem Tone, wie ihn der dahinfliehende Passagier vernimmt.

Schon wiederholt seit der Anwendung des Spektroskops auf Sternbeobachtungen hat man sich bemüht mit mehr oder weniger Erfolg, derartige Verschiebungen in den Spektren heller Sterne nachzuweisen. Man hat auch solche Lichtquellen beobachtet, welche, wie z. B. manche Planeten und Kometen, zu gewissen Zeiten relativ beträchtliche Geschwindigkeiten in der Richtung zur Erde besitzen und häufig wenigstens feststellen können, ob dieselbe zur Erde oder von ihr fort gerichtet war, ein Ergebnis, welches man nachträglich durch die Rechnung kontrollieren konnte. Versuche dieser Art sind besonders an dem bekannten Abendstern, der Venus, gemacht worden, dessen von der Sonne stammendes Licht natürlich dieselben dunklen Linien aufweist, wie diese.

Aber im Vergleich zu den gemachten Anstrengungen, zu denen auch nur die größten und lichtstärksten Fernrohre verwendet werden können — auf der berühmten Greenwicher Sternwarte werden seit nahezu 20 Jahren Arbeiten dieser Art regelmäßig ausgeführt —, waren die Erfolge doch bisher ihrer Unsicherheit wegen recht wenig befriedigend.

Der Grund hierfür ist leicht zu verstehen. Wer je die Sterne durch ein größeres Fernrohr betrachtet hat, weiß, daß, je stärker die angewandte Vergrößerung ist, desto mehr die Unruhe der Atmosphäre sich geltend macht. Statt eines klaren hellen Punktes erscheint bei schlechter Luft ein mehr oder minder verschwommener sich blähender Lichtballen, der bald hierhin, bald dorthin springt und außerordentlich die genaue Auffassung seiner Lage erschwert. Ganz dasselbe trifft nun, und zwar in bedeutend erhöhtem Maße, auf die Linien des Sternspektrums zu, welches nur dadurch erzeugt werden kann, daß man das ohnehin schwache Sternlicht verschiedene Linsen und Prismen passieren läßt, die einen großen Teil desselben verschlucken. So kommt es, daß die spektroskopischen Beobachtungen teilweise zu den schwierigsten und für das Auge anstrengendsten gehören, die die Astronomie kennt. Sie können mit Erfolg überhaupt nur bei günstigen Luftverhältnissen vorgenommen werden und erfordern selbst dann ein hohes Maß von Uebung im Auffassen schwacher Lichteindrücke. Es wird daher nicht überraschen, daß es selbst einem geübten Beobachter oft nicht möglich ist, über geringe Verschiebungen der Linien sicher zu entscheiden.

Hier ist es nun, wo die Photographie, wie am Anfange dieses Aufsatzes erwähnt worden ist, dem Beobachter zu Hülfe gekommen ist. An Stelle des Auges tritt in den Fernrohren die photographische Platte; wenn lange genug exponiert, nimmt sie schließlich Lichteindrücke von Objekten auf, die mit dem Auge ihrer Schwäche wegen gar nicht einmal wahrgenommen werden. Aber hiervon abgesehen, gleicht sich die Wirkung der atmosphärischen Unruhe im Laufe einer längeren Expositionsdauer aus. Das Bild eines Sterns auf der Platte, welches eigentlich ein Punkt sein sollte, wird bald nach dieser, bald nach jener Seite, aber nach allen Seiten gleichmäßig abgelenkt, und es entsteht statt eines scharfen Punktes ein kleiner Kreis mit verwachsenen Rändern.*) Aber der

*) Um ein Mißverständnis zu vermeiden, sei hervorgehoben, daß die auffallende Scheibenform hellerer Sterne auf den Sternphotographien eine andere Ursache hat.

Mittelpunkt dieses Kreischens fällt genau mit der Stelle zusammen, wo der Punkt stehen sollte, und läßt sich durch die Betrachtung unter einem Mikroskop sehr genau bestimmen.

Ebenso geht es, wenn man die Spektren der Sterne, statt sie direkt zu beobachten, photographiert, ein Versuch, der besonders in Amerika in großartigem Umfange unternommen worden ist, wo man auf diesem Wege eine vollständige Musterung der helleren Sterne des Himmels ausgeführt hat. Auf der Photographie erscheinen dann die Lichtlinien des Spektrums vielleicht etwas breiter und verwischener, als sie bei direkter Beobachtung in besonders klaren Momenten aussehcn würden, aber ihre Lage innerhalb des Spektrums läßt sich trotzdem nachträglich bei ruhiger Betrachtung unter dem Mikroskop viel sicherer bestimmen, als in jenem Falle.

Es würde nicht möglich sein, hier eine genaue Beschreibung der Einrichtung zu geben, deren sich Professor Vogel, der Direktor des astrophysikalischen Observatoriums bei Potsdam, bedient hat, die Sternspektren zugleich mit den Linien einer künstlichen Lichtquelle zu photographieren. Eine kurze Skizze, welche allerdings von den Feinheiten und Schwierigkeiten des Versuchs keine richtige Vorstellung geben kann, möge genügen. Im Brennpunkte des etwa 5 Meter langen Hauptfernrohrs ist ein ganz feiner Spalt angebracht. Wenn das Fernrohr auf einen Stern gerichtet ist, wird das Bild desselben genau auf diesen Spalt gebracht und kann mittelst des das ganze Rohr bewegenden Uhrwerks stundenlang in dieser Stellung erhalten werden. Von dort tritt das Sternlicht durch Linsen und Prismen hindurch, wobei der Lichtstrahl beinahe in die der ursprünglichen entgegengesetzte Richtung umgebogen wird, in eine kleine Camera, in welcher das jetzt in ein langes ganz schmales Spektrum auseinandergezogene Sternbild auf einer kleinen Trodenplatte photographiert wird. Eine sehr sinnreiche Vorrichtung ermöglicht es, gleichzeitig durch ein kleines Nebenfernrohr das Bild des Sterns zu beobachten und während der langen Belichtungszeit, die meist eine Stunde beträgt, von Zeit zu Zeit die Stellung des Fernrohrs zu kontrollieren und nötigenfalls mittelst der dazu vorhandenen Hilfsmittel zu berichtigen. Um nun auf der Platte gleichzeitig das Spektrum einer irdischen Lichtquelle mit denselben Linien wie das Sternspektrum zu erhalten, wurde, wenn letzteres die Wasserstofflinien enthielt, zwischen dem großen Objektiv des Fernrohrs und dem vorerwähnten Spalt nicht weit von dem letzteren eine sehr feine mit Wasserstoff gefüllte Geißler'sche Röhre angebracht, so daß sie nur wenig von den durch das Objektiv gesammelten Lichtstrahlen des Sterns abschnitt, jedoch den Spalt genügend erhellte, um auf der Platte das Spektrum des ruhenden Wasserstoffs zu erzielen. Bei manchen Sternen, deren Spektrum die Eisenlinien enthält, trat an Stelle der Geißler'schen Röhre ein zwischen Eisenspitzen überspringender elektrischer Funke.

In solcher Weise wurde es ermöglicht, nach vollendeter Entwicklung der Platten die feinen Messungen, auf welchen die Lösung des Problems beruht, nachträglich in aller Ruhe im Arbeitszimmer auszuführen, statt, wie bisher, dieselben unter ungewöhnlicher Anstrengung der Augen und unter Benutzung der günstigsten Momente dem Himmel gewissermaßen abzurufen. Aus den beobachteten Verschiebungen der Spektrallinien lassen sich dann durch einfache Schlüsse die Geschwindigkeiten der Sterne zur Erde ableiten. Wenngleich die vorkommenden linearen Verschiebungen immer nur kleine Bruchteile eines Millimeters betragen, so ist die reale Bedeutung derselben in den meisten Fällen nicht im mindesten zweifelhaft. Schreiber dieses hat eine ganze Anzahl solcher Platten gesehen, auf denen die Verschiebung der Sternlinie gegen die künstliche Linie schon bei ganz oberflächlicher Betrachtung zu erkennen war.

Wenn wir uns nun zu den Resultaten wenden, welche die erst seit dem Jahre 1887 in Angriff genommenen Untersuchungen ergeben haben, so sind dieselben, obwohl die Potsdamer Astronomen wegen der geringen Größe des zur Verfügung stehenden Fernrohrs sich auf 51 der hellsten Sterne des bei uns sichtbaren Himmels beschränken mußten, doch schon höchst bemerkenswert.

Zunächst liefern die Beobachtungen geradezu einen Nachweis für die Drehung der Erde um die Sonne. Die Geschwindigkeit, mit der die Erde in ihrer Bahn fortschreitet, beträgt durchschnittlich etwas über 30 Kilometer in der Sekunde und ist, da die Erdbahn nahezu kreisförmig ist, in entgegengesetzten Jahreszeiten nach einander entgegengesetzten Punkten des Himmels gerichtet. Wenn nun auch die Bewegung der Sonne in Beziehung auf einen Stern innerhalb langer Zeiträume als unveränderlich gelten kann, so ist dies doch aus dem eben erwähnten Grunde bei der Bewegung der Erde nicht der Fall. Im günstigsten Falle, d. h. für einen Stern, der in der Ebene der Erdbahn steht, kann die relative Geschwindigkeit im Laufe des Jahres sich um das Doppelte der Erdgeschwindigkeit, also um 60 Kilometer, ändern.

Diese Verschiedenheiten nun sind in den Beobachtungen auf das schönste ausgesprochen, man findet Sterne, die zu gewissen Zeiten sich der Erde nähern, zu anderen sich von ihr entfernen; berücksichtigt man aber die Erdbewegung, so ergibt sich die schönste Uebereinstimmung. Somit kann man sagen, daß auch diese Beobachtungen einen Beweis für die Erdbewegung bilden.

Ein weiteres interessantes Resultat ist die Feststellung der Thatsache, daß im Fixsternraum ganz ähnliche Geschwindigkeiten vorherrschen, wie wir sie aus den Verhältnissen unseres Planetensystems kennen. Die Geschwindigkeit der Sonne, welche ja auch nichts anderes ist, als ein Fixstern, ist freilich unbekannt, sie ist in allen den gefundenen Zahlen, welche sich nur auf die relativen Bewegungen beziehen, enthalten. Da indessen es sich um 51 Sterne handelt, die über den größeren Teil des Himmels verbreitet sind, und bisher in keinem Falle Geschwindigkeiten von mehr als 50 Kilometern beobachtet wurden, so darf man annehmen, daß die Sonne nur eine verhältnismäßig schwache Bewegung von 10—15 Kilometern besitzt. Diese Annahme stimmt auch mit Schlüssen überein, die man auf anderem Wege gewonnen hat. Die stärksten bisher beobachteten Bewegungen besitzen der rotleuchtende Stern α GröÙe Aldebaran im Stier, welcher sich in der Sekunde 49 Kilometer von der Sonne entfernt, und ein kleiner Stern γ im Löwen, der sich um 39 Kilometer nähert. Die durchschnittliche Geschwindigkeit beträgt nur 16 Kilometer, sie ist bei $\frac{1}{10}$ der 51 Sterne kleiner und nur bei einem Drittel größer als 22 Kilometer.

Ohne Zweifel werden zukünftige Beobachtungen, wenn es erst möglich sein wird, diese Untersuchungen auch auf schwächere Sterne auszudehnen, noch manche Ueberraschungen bringen, wie es ja auch durchaus nicht immer die hellsten Sterne gewesen sind, bei denen man die größten Winkelbewegungen wahrgenommen hat. Im ganzen aber gestatten schon diese wenigen Beobachtungen einen Ueberblick über die Bewegungen des großen Sternenhares. Bekanntlich sind die Entfernungen der Fixsterne außerordentlich groß, unter den bisher mit einiger Sicherheit ermittelten ist keine einzige geringer als 30 Billionen Kilometer. Wenn nun eine Entfernung wie diese in jeder Sekunde um 30 Kilometer abnähme, so würden doch mehr als 30 Jahrtausende vergehen, ehe die Erde mit dem Sterne zusammenstieÙe. Wir sehen hieraus, daß die historischen Zeiträume für die Konstellation des Fixsternhimmels zwar keine erhebliche Rolle spielen, daß dieselbe aber doch im Laufe der Zeiten eine vollständige Umwälzung erfahren wird.

Wie einerseits die Erdbewegung sich in den zu verschiedenen Zeiten beobachteten Geschwindigkeiten ausdrückt, so sind andererseits durch wiederholte Beobachtungen entsprechende Bewegungen an entfernten Sternen bemerkt worden, die auf anderem Wege nie zu unserer Kenntnis gelangt wären. Die merkwürdigste Entdeckung dieser Art, die in der astronomischen Welt nicht geringes Aufsehen erregt hat, bezieht sich auf einen bekannten veränderlichen Stern im Sternbild des Perseus, den Algol. Dieser besitzt die Eigentümlichkeit, in Zwischenräumen von annähernd 2 Tagen und 21 Stunden etwa 3 Stunden hindurch zu erblanzen, wobei er von der zweiten auf die vierte GröÙe herabsinkt. Diese Beobachtung wurde, da der Stern in unseren Breiten in jeder Nacht

sichtbar ist, schon im 17. Jahrhundert gemacht. Seither hat man ihn so regelmäßig beobachtet, daß man sowohl den Verlauf der Lichtabnahme, als auch den Zwischenraum zwischen je zwei solchen Erscheinungen auf das Allergenaueste kennt. Zur Erklärung dieses Lichtwechsels hatte man angenommen, daß zwei mit ungleicher Leuchtkraft begabte Körper, von denen der eine nahezu dunkel ist, um einander kreisen, und daß letzterer den helleren, nämlich den Algol, bei jedem Umlauf einmal zum Teil verdeckt, wenn beide in der Richtung zur Erde stehen. Ist diese Ansicht richtig, so muß der sichtbare Stern infolge seiner Kreisbewegung eine wechselnde Geschwindigkeit zur Erde haben, da er sich einmal auf die Erde zu- und nach $34\frac{1}{2}$ Stunden von ihr fortbewegt, gerade wie es die Erde in Beziehung auf die in der Ebene ihrer Bahn stehenden Sterne thut.

Auf diese Annahme fußend, hat Professor Vogel das Spektrum des Algol in Potsdam zu den verschiedensten Zeiten photographirt und aus der Untersuchung der Platten die unabweisbarste Bestätigung der alten Hypothese gewonnen. Man fand, daß die Spektrallinie des Sterns bald rechts, bald links von der künstlichen Linie abwich, und konnte aus den Messungen dieser Abweichungen unter Zuhilfenahme mathematischer Spekulation die Verhältnisse dieses merkwürdigen Systems berechnen. Ein schwach leuchtender Körper von 180 000 Meilen Durchmesser und ein hellerer von 230 000 Meilen, deren Mittelpunkte nur 700 000 Meilen von einander abstehen, kreisen mit Geschwindigkeiten von $5\frac{1}{2}$ und 12 Meilen um einander. Diese Drehung geht in ähnlicher Weise vor sich, wie bei dem bekannten Spiele, wenn zwei Kinder die Fußspitzen gegen einander stellen, sich mit ausgestreckten Armen bei den Händen fassen und nun um die Mittellinie im Wirbel umherdrehen.

Wenn auch die eben angeführten Zahlengrößen nur ungefähr den tatsächlichen Verhältnissen des merkwürdigen Systems entsprechen mögen, so zeigen sie uns doch ein Bild, wie wir es bisher nicht kannten. Denn man denke sich zwei Riesentugeln von sehr ähnlicher Größe wie unsere Sonne, von denen die eine sicher im Zustande der Glut sich befindet, in so geringem Abstände um einander kreisend, und vergegenwärtige sich die Deformationen, welche sie durch die gegenseitige Anziehung erleiden müssen, wie wir solche in der Ebbe und Flut ja schon auf der Erde durch den kleinen und verhältnismäßig so viel weiter entfernten Mond erleiden. Und doch lehrt uns die Dauer der Algolbeobachtungen, daß auch ein solches System Bestand haben kann und sich mit den das Weltall beherrschenden Gesetzen verträgt.

Ganz ähnliche Verhältnisse wie für Algol ergeben sich aus den Spektralaufnahmen des hellen Sterns Spica in der Jungfrau. Auch dieser bewegt sich bald auf die Sonne zu, bald von ihr fort, so daß er jedenfalls nun einen dunklen Körper kreist, doch ohne von demselben, wie Algol, zeitweise verdeckt zu werden. In diesem Falle wurden Geschwindigkeiten bis zu 16 Meilen in der Sekunde für die Annäherung oder Entfernung des Sterns gefunden und der Umlauf vollzieht sich in fast genau 4 Tagen. Obwohl die Bahn einen Durchmesser von über einer Million Meilen haben muß, erscheint sie doch aus so ungeheurer Entfernung wie der der Erde gesehen nur als ein Punkt von unmeßbarem Durchmesser.

Bei mehreren anderen Sternen, welche man bisher für einfache gehalten hatte, ist mittelst derselben Methode schon früher in Cambridge in Amerika der Nachweis geliefert worden, daß sie Doppelsterne sind. Da es aber hier sich um zwei leuchtende Körper handelt, so verläuft die Erscheinung etwas anders, die Linien des Spektrums erscheinen abwechselnd einfach und doppelt, je nachdem die beiden Sterne sich quer oder parallel zur Gesichtslinie bewegen. Einer von diesen Sternen ist der mittelste Stern am Schwanz des großen Bären, welcher an sich schon ein Doppelstern ist und außerdem durch den als Augenprüfer bekannten Begleitstern, den Alcor, ausgezeichnet ist. Von jenem Doppelstern, der schon durch mächtige Fernrohre erkannt werden kann, ist nun der eine Teil wieder ein noch viel engerer Doppelstern, dessen Umlaufszeit 105 Tage beträgt.

Wir sehen also, daß die neue spektroskopische Methode uns zu der Kenntnis geführt hat, daß es im Fixsternsystem Doppelsterne von allen möglichen Abstufungen giebt. Während wir es hier mit solchen zu thun hatten, deren Umlaufzeiten nach wenigen Tagen zählen, giebt es andere, in denen sie Jahrhunderte und Jahrtausende betragen. Seit der Aufstellung des großen Fernrohrs auf der Lick-Sternwarte in Kalifornien ist unsere Kenntnis auf diesem Gebiete ganz außerordentlich bereichert worden und immer noch wächst die Zahl der Sterne, die bisher für einfach gehalten, in dem mächtigen Instrument aber als Zwillingspaare erkannt wurden.

Wie mannigfaltig erweist sich auch auf diesem Gebiete die Schöpfung! Sind wir, wie es wohl wahrscheinlich, berechtigt, uns auch diese Doppelsonnen von Planeten umgeben und die lehteren von lebenden und denkenden Wesen bewohnt zu denken, welcher Ausblick eröffnet sich da der Phantasie des Erdenbewohners, wenn er des Einflusses gedenkt, welchen unsere eine Sonne auf alles Leben auf der Erde ausübt.

Mit besonderem Interesse betrachtet der Astronom jene Katastrophen in der Sternenwelt, welche auf der Erde durch das Ausleuchten und allmähliche Wiedererlöschen neuer Sterne sich zu erkennen geben. In neuerer Zeit, wo es außer den Fachleuten viele mit dem Himmel vertraute Beobachter giebt, werden derartige Ereignisse viel häufiger bemerkt, als in früheren Jahrhunderten, wo man mehr auf die helleren Sterne allein achtete. Denn solche Fälle, wie der berühmte Stern des Tycho de Brahe, welcher im Jahre 1572 in der Cassiopeja plötzlich im Glanz der Venus aufleuchtete, lehren in Jahrhunderten nicht wieder. Deshalb sind die Nachrichten über diese Phänomene bis in die neueste Zeit außerordentlich spärliche gewesen und haben zu keinem wesentlichen Fortschritt in der Erkennung ihrer Ursachen geführt. Auch hier nun hat die Spektralanalyse in der oben beschriebenen Anwendung ganz neue Gesichtspunkte geschaffen. In einem der neuesten Fälle dieser Art wurde an dem neu erschienenen Sterne ein ganz eigenartiges, höchst kompliziertes Spektrum beobachtet, aus dem man mit einiger Sicherheit folgenden Schluß ziehen konnte. Im ganzen Weltraum zerstreut giebt es, wie die neueren photographischen Aufnahmen immer deutlicher beweisen, wolkenförmige Anhäufungen nebelartiger Materie, deren Licht so schwach ist, daß das Auge sie meist gar nicht wahrnehmen kann. Dagegen bilden sich diese Nebelwolken auf den photographischen Platten bei mehrstündiger Expositionszeit ab. Welcher Beschaffenheit nun diese Nebelmaterie ist, wissen wir nicht, denn eben ihrer Lichtschwäche wegen läßt sie sich nicht durch das Spektroskop untersuchen. In ein solches Nebelgebilde scheint nun damals ein auf seiner Wanderung begriffener Stern, der vorher vielleicht dunkel und deshalb für die Erde unsichtbar war, hineingeraten zu sein. Ähnlich wie bei den Sternschnuppen und Meteoriten, welche an sich dunkle Körper sind und sich erst beim Eintritt in die Erdatmosphäre in Folge ihrer enormen Geschwindigkeit durch Reibung bis zum Glühen erhitzen, fand nun auch bei jenem Stern eine bedeutende Wärmeentwicklung statt, die Oberfläche erhitzte sich und leuchtete aus und zugleich gerieten die den Körper umgebenden Teile der Nebelmaterie ins Glühen. Hinter ihm blieben wie bei den Meteoriten in Form eines Schweifes glühende Teile zurück, deren Licht ebenfalls zu uns dringt und im Verein mit dem Lichte des davoneilenden Sternes das charakteristische Spektrum desselben ergibt. Beim Verlassen der Nebelwolke erlischt allmählich die glühende Oberfläche und der Stern sinkt für die Erde ins frühere Dunkel zurück. Ein Weltbrand hat sich vor den Augen der Menschen abgespielt.

So eröffnet die neue Beobachtungsmethode dem Astronomen die Aussicht, über manche bisher räthselhafte Vorgänge in der Sternenwelt Aufschluß zu erhalten. Ohne Zweifel wird sie noch bedeutend vervollkommenet werden. Es giebt viele Instrumente, in Verbindung mit denen der Potsdamer Apparat schon jetzt erheblich mehr leisten könnte, besonders in einer so vorzüglichen Aufstellung, wie sie die Bergsternwarten gewähren. In Amerika, dem Lande der großen Dimensionen, hat man uns in dieser Hinsicht längst überflügelt, und wenn man auch meint, daß das große Fernrohr der

Lick-Sternwarte und das neue 40 Zoll im Durchmesser haltende Rieseninstrument, welches auf der Weltausstellung in Chicago zu sehen war, nicht mehr erheblich übertroffen werden können, so beweist doch die lange Reihe von Entdeckungen, welche mit dem ersten Jahr für Jahr gemacht werden, daß wir noch viele solche Instrumente gebrauchen könnten.

Durch eine großartige Dotation ist die nordamerikanische Sternwarte des Harvard-College in Cambridge in den Stand gesetzt worden, in der reinen Luft Perus nahe dem Aequator eine astronomische Station in 8000 Fuß Meereshöhe zu gründen, und was von dort über die Durchsichtigkeit der Atmosphäre, den Glanz der Sterne und über ununterbrochene Reihen klarer Nächte berichtet wird, ist genug, um den Astronomen, der mit den schwankenden Zuständen nördlicher Klimate zu kämpfen hat, mit Staunen und Neid zu erfüllen.

In Deutschland hat die Astronomie sich bisher mit relativ bescheidenen Hilfsmitteln begnügen müssen. Ihre Thätigkeit hat meist auf dem Gebiete der feinen mühsamen Messung und zugleich der allmählichen Vervollkommnung der Instrumente gelegen, welche zwar die Fundamente der eigentlichen Astronomie ausmachen, aber doch von dem Reicheingeweihten nur selten nach ihrem Werte gewürdigt werden kann. Die Wissenschaft soll zwar nicht nach Popularität haschen, aber man darf sich nicht verhehlen, daß unter den modernen Verhältnissen die Mittel, welche man ihr zur Verfügung stellt, oft nach dem Eindruck bemessen werden, den ihre Leistungen auf weitere Kreise des gebildeten Volkes machen. In den Augen des Laien aber wiegt eine neue Entdeckung, mögen auch ihre Folgen für die Wissenschaft von untergeordneter Bedeutung sein, immer viel mehr, als das Ergebnis langwieriger, mühevoller Arbeit. Einen Kometen oder Planeten zu entdecken, erscheint manchem als das Ideal, das der Astronom erstreben müsse.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Astronomie in Deutschland von jeher im Nachteile gewesen. Hier ist nicht die Heimat der großen Fernrohre, ja das größte deutsche Fernrohr, welches die Strahburger Sternwarte besitzt, ist gegenwärtig nur ein Zwerg im Vergleich mit den amerikanischen und anderen ausländischen Riesen. Hoffen wir darum, daß auch das astrophysikalische Observatorium bei Potsdam, ein Institut, das sonst für die ihm obliegenden Arbeiten so trefflich ausgerüstet ist, wie vielleicht kein zweites auf der Erde, und zudem eine so bevorzugte Lage besitzt, wie sie unter den gegebenen klimatischen Bedingungen unseres Vaterlandes nur zu finden ist, bald mit einem feinen Bedürfnissen und bisherigen Leistungen entsprechenden Fernrohr versehen werden wird. In späteren Jahren wird dann vielleicht auch bei uns der Zeitpunkt kommen, wo reiche Privatleute auch einmal durch eine der Astronomie gewidmete Stiftung sich ein Denkmal setzen werden, wie es der amerikanische Orgelbauer James Lick that, dessen Gebeine in den Fundamenten des nach ihm benannten Riesenfernrohrs auf dem Gipfel des Mount Hamilton ruhen. Dann wird auch den deutschen Astronomen die Möglichkeit geboten sein, für viele ihrer Arbeiten die günstigsten Bedingungen nicht nur im eigenen Lande, sondern auch außerhalb desselben aufzusuchen.





Meine Erinnerungen an den Krieg 1866.

Son

Gneomar Ernst v. Ragner.

Die Mobilmachung und der Krieg bis zur Einnahme von Dresden.

VI.

(Schluß.)

Ich sammelte das Kommando der verschiedenen Regimenter in Deutschbrod, das von den schlagenden Teilen der Armee sehr schnell geräumt wurde.

Schon machte ich mir Sorgen darüber, wie der Marsch meines Kommandos in Böhmen, wo der Eisenbahnverkehr noch stockte und andere Kommunikationsmittel mir nicht zu Gebote standen, zu beschleunigen sein möchte, als ein Ehepaar mit einer eleganten Equipage, vielleicht aus einem Versteck hervortretend, über den Markt fuhr. Ich ersuchte auszustiegen und mir für meine dienstlichen Zwecke Wagen und Pferde zu überlassen. Bald darauf kamen andere Fuhrwerke, und verfuhr ich mit ihnen in derselben Weise. Ich erhielt so einen kleinen Fuhrpark, der für die ca. 40 Personen, welche mir unterstellt waren, ausreichte, und kutschierte mit ihnen immer kuriermäßig noch an demselben Tage bis Golitz, dann über Jungbunzlau (6 Meilen) nach Turnau, bis Reichenberg (8 Meilen) an der sächsischen Grenze, so daß wir hier am vierten Tage die Eisenbahn bestiegen. Die Fuhrwerke überließ ich dem dortigen Etappenkommando.

Ich entnehme die weiteren Details der Reise meinen Aufzeichnungen.

„Neu-Collin, 12. Juli. Vorgestern war ich nach Empfang der Kommando-Ordre so krank — d. h. auf deutsch: ich hatte mich geärgert —, daß ich bestimmt glaubte, ins Lazarett zu müssen. Ich freute mich unter den obwaltenden Umständen schon darauf.

Dresden, 15. Juli. In Turnau traf ich meinen alten Freund (den späteren General) P., der, obwohl er selbst noch nichts mitgemacht hat, weil sein Bataillon bisher zu Befahrungszwecken verwandt wurde, meinen Schmerz begriff.

Reichenberg ist eine hübsche Stadt, die mit ihrer schönen Umgebung nach den vielen einformigen Feldern, welche wir auf den Märschen passierten, mein Herz erfreute. In Löbau traf ich wieder einen alten Colberger (9. Regiment), Major Bröls, als Etappenkommandant, der sich ganz martialisch mit seinem langen weißen Vollbart machte.

Der Gouverneur von Dresden, General v. Schack, der mich von Erfurt her als Kind kannte, wo er eine Brigade hatte und ich mit seinem verstorbenen Sohn Hans befreundet war, wünschte mir in freundschaftlicher Weise die Erfüllung meines Wunsches, wieder zur Armee zu kommen.

Hier bin ich bei dem Getreidehändler Jäger (oder Säger) einquartiert, nachdem ich zur Eisenbahnfahrt von Reichenberg nach hier 9 Stunden habe verwenden müssen.“

Mit meinen Landfuhrwerken war ich, wenigstens verhältnismäßig, besser vorwärts gekommen.

In Dresden mußte ich noch einen Teil des 16. Juli verweilen. Es gelang mir aber, bereits am folgenden Tage mit meinem Kommando in Köln bei meinem Ersatzbataillon einzutreffen, nachdem ich die Kommandierten der anderen Truppenteile an den entsprechenden Plätzen sich selbst überlassen hatte.

Ich schrieb nach Hause:

„Köln, 17. Juli. Ich bin heute morgen hier angekommen und wohne im Laacher Hof.

In Magdeburg gab's für viel Geld einen verdorbenen Braten und einen fauren Schoppen. Außerdem hatte ich den Kummer, daß man mich nicht mit dem Kurierzuge befördern wollte, weil man Bedenken trug, meine Unteroffiziere in der 2. Klasse mitzunehmen. So stößt man im eigenen Vaterlande der Bureaokratie gegenüber auf die größten Schwierigkeiten. Ich mußte mir allerdings sagen, daß mein Kommando an sich keine große Eile hatte. Es widerstand mir aber, unthätig auf den Bahnhöfen herumzuliegen. Es war mir daher lieb, daß man endlich auf meine Bitten, mich mit dem Kurierzuge zu befördern, einging.

Du kannst Dir denken, wie ich staunte, als mir unser alter Zahlmeister, der brave Lieutenant Müßeler, bei der ersten Begegnung, wo ich ihm mein Leid klagte, erzählte: „Es sei ein Versehen vorgekommen; die Allerhöchste Ordre habe das 7. Corps nicht betreffen sollen“ — und als ich ihn fragte, was dabei aus mir werden würde: „Ich könne für meine Person beim Ersatzbataillon des Regiments nicht bleiben, es sei hier kein Platz für mich, und in meine Feldstelle könne von hier aus niemand eintreten.“

Ich weiß nicht, warum dies nicht rechnungsmäßig zulässig sein sollte. Ich kann dazu nur sagen, daß ich noch Hauptmann 2. Klasse war und jetzt alle Welt beschwor, mich auf den Kriegsschauplatz zurückzulassen.

In dieser Zeit schrieb ich nach Hause:

„Köln, 18. Juli. Nachdem ich bei General v. Frankenberg, dem Gouverneur, meine Teilnahme wegen des jüngsten Sohnes ausgesprochen und mit meinem alten Gönner vielerlei geplaudert hatte, speiste ich mit dem 16er Kleinsorgen zusammen. Ich trank wieder einmal mit Lust Wein, woran es mir lange gefehlt hatte, und mundete mir das Hotel-Essen prächtig.

Ich las dann Zeitungen und fand eine Anzeige von Rante Rahmer, dem Kommandeur des 50. Regiments, aus welcher ich erlah, daß er den Tag der Schlacht (3. Juli) überlebt hat.

Die Erfolge der Armee imponieren hier sehr. Man meint, daß Köln keinen Claffen-Kappellmann wieder wählen werde.

Was den Aschaffenburg'schen Sieg angeht, so erkennt man, daß mit kleinen Mitteln Ueberraschendes geleistet ist.

Eine andere Wahrnehmung ist, daß die Soldaten sozusagen aus der Erde wachsen. Die ganze Welt sieht, daß Preußen, wie in den Freiheitskriegen, ein Volk in Waffen ist.

Was unsere Verpflegung im Felde angeht, so irrt man darin, wenn man, wie hier, annimmt, daß wir im Felde gehungert haben. Es hat uns nur an Brot zeitweise gefehlt. Ich für meinen Teil habe allerdings insofern Mangel gelitten, als ich das frisch-gedochte Fleisch nicht essen kann. Das ist aber eine Privatsache, die ich, wenn ich wieder hingehe, durch das Mitnehmen von Schinken und Wurst beheben werde.

Abends ging's in den herrlichen zoologischen Garten zu einem Konzert, dessen Entree für verwundete Krieger bestimmt war. Es war sehr nett.

Ich lasse mir jetzt alle meine Sachen gründlich herstellen.“

Ich begab mich hierauf in meinen Angelegenheiten zu dem Fürsten von Hohenzollern als Militärgouverneur nach Düsseldorf und schrieb am 19. nach Hause:

„Seit gestern Abend bin ich hier und erwarte den Bescheid des Fürsten über mein Verbleiben. Du begreifst, in welcher Aufregung ich bin.

Durch einen Adjutanten hörte ich von Oldwigs Attade. Sie soll brillant gewesen sein, von dem gewaltigsten Ungeflüm, und soll er seinen Leuten vorher das ‚Vorwärts‘ vollständig zugebonnert haben.

Der Better Carl (Rakmer) vom 7. Infanterie-Regiment, der bei Salitz gefallen, ist nach derselben Quelle durch den Kopf geschossen, und sind von seiner Compagnie davon 75 Mann gefechtsunfähig geworden, darunter 5 Offiziere, einer durch Bajonettstiche. Da auch die anderen Compagnien viel verloren haben, muß man sehr brav gewesen sein.“

Wer beschreibt mein Glück, als der Fürst mich wieder ins Feld gehen ließ. Ich telegraphierte sofort nach Dresden, mein Pferd daselbst anzuhalten, welches mir erst bis dahin hatte folgen können, und traf selbst dort bereits am 20. ein. Ich nächtigte mit einem Kameraden in dem Hause einer Frau v. Criegern, deren Gemahl sich um den Sanitätsdienst im Kriege, ich glaube zunächst bei den Johannitern, hochverdient gemacht hat, und schrieb nach Hause:

„Dresden, 20. Juli. Es ist richtig, das 7. Armeecorps formiert nicht die Bataillone, um derentwillen wir nach dem Rhein geschickt waren.

Vom Generalkommando in Münster bekam ich keinen präzisen Bescheid. Der Fürst sagte mir als Militärgouverneur nur, ‚ich könne thun, was ich wolle, ich habe volle Freiheit; er an meiner Stelle würde, wie ich es vorhabe, reisen‘. Zur richtigen Würdigung dieser Aussprache muß man sich vergegenwärtigen, daß der edle Herr eben erst bei Königgrätz seinen vielgeliebten hoffnungsreichen Sohn verloren hatte.

Ich fuhr von Köln abends 7 Uhr und ließ die 6 Unteroffiziere des Regiments mir um 11 Uhr folgen. Du kannst Dir denken, wie dankbar ich bin; wie wird aber mein Empfang sein, da ich klagte?“

„Löbau, 21. Juli. Aus Anlaß eines leidigen mehrstündigen Aufenthalts schreibe ich auf dem Bureau des Etappen-Kommandeurs. Ich traf hier einen Sohn meines lieben D. R. Er ist durch die Lunge geschossen, die Kugel sitzt noch in der Brust. Er ist glücklich verheiratet, seine junge Frau und sein Kindchen, deren Bilder er mir zeigte, sind allerliebste. Der arme Mensch, ich beklage ihn als Sohn, Vater und Gatten. Ich war sehr bewegt, als wir uns aussprachen, und umarmte ihn. Er sah wohl meine Teilnahme.“

„Bittau, 21. Juli. Bis hierher sind wir gelangt, es will aber nicht weiter. Man expediert nach Möglichkeit, die Züge verfahren aber bereits die Bahnhöfe.“

Die Bahnverbindung in Böhmen war nur insofern hergestellt, daß mit einigen Klinkelzügen, denen es an dem nötigen Personal und Vorkehrungen für Ein- und Ausladen fehlte, gefahren wurde. Unter solchen Eindrücken schrieb ich wieder nach Hause:

„Turnau. Hier heißt es bis morgen Mittag warten, wo es nach Prag und erst am folgenden Tage nach Brünn soll.

Ich hatte eine große Sorge. Mein Koffer war eine verkehrte Tour nach Königinhof gegangen. Glücklicherweise erhielt ich ihn auf eine telegraphische Aufforderung nach zwei Stunden zurück.

Petersen ist von hier abgerückt. Vorher waren wir sehr munter.

Man spricht von einem Waffenstillstande, mir kann derselbe schon recht sein, weil ich sonst vielleicht zu spät zu den wohl noch bevorstehenden Aktionen komme.

(In der That war es den eifrigen Bemühungen des französischen Votschasters gelungen, die nötigen Grundlagen zu finden, auf welchen annehmbare Friedensvorschläge zu machen waren. Eine hierzu erforderliche Waffenruhe hatte am 22. Juli mittags begonnen.)

Es machte einen traurigen Eindruck, auf den Aedern, an welchen wir vorbeifuhren, Berge von Brot zu sehen, welche in dem Regen, an welchem wir zeitweise Ueberfluß hatten, verkauft, weil man sie nicht transportieren konnte. Wohl oder übel wurden diese Berge für ein Weniges an arme Bewohner verkauft. Man konnte auch wahrnehmen, daß ganze Waggons von Liebesgaben sich selbst auffraßen, weil sie nicht fortamen und die Besizer den Inhalt mit den Passanten, um sich und diese zu unterhalten, leerten.

Bei dem Mangel anderer Abnehmer vermochten unter solchen Umständen auch die Johanniter auf den Bahnhöfen nichts Besseres zu thun, als von ihren Vorräten jedem, der sie darum bat und nur eine entfernte Beziehung zur Armee hatte, zu geben. Den schlagenden Truppen war damit aber allerdings nicht gedient. Es zeigte sich aber, wie notwendig es ist, daß auch die freien Liebesgaben der militärischen Centraldienststelle zu weiterer Veranlassung überlassen werden.“

Ich schrieb aus Prag:

„Die Stadt hat viele palastartige Häuser, die nicht hoch, aber breit und aus einem soliden Stein erbant sind.

Der Hradschin ist großartig und schön.

Das Hotel d'Angleterre, in dem ich wohne, ist sehr gut, und meine Reisegesellschaft angenehm.

Die bisherige Garnison ist gestern in Eilmärschen in der Richtung auf Wien in Marsch gesetzt. Die Tornister sind gefahren. Es scheint hiernach, daß ich noch zur rechten Zeit zur Armee komme.

Ich gehe nach Brünn und nehme einen Waggon mit Naturalien mit mir, welchen die Soester dem Regiment gestiftet haben.“

„Wir hatten eine langwierige Fahrt“, schrieb ich am Ende der Reise. „Wir kamen erst nach 22 Stunden in Brünn an.

Ich lernte unterwegs den alten Herrn v. Burgsdorf (Vater des anderen) kennen, der bei den Johannitern ist. Er hatte in erster Ehe eine Schwester meines Schwagers Rakmer; er war sehr freundlich.

An der mährischen Grenze fanden wir alles proper und netter, auch die Landschaft hübsch. Die Häuser sind hier auf dem Lande meist geweißt, die Fenster verhältnismäßig groß, das Glas derselben überall auffallend gut. Man merkt, daß man hier in der Gegend dieser Industrie ist.“

Brünn ist ein stattlicher Ort. Die Eisenbahnverbindung hat aber hier ein Ende. Unsere bisherige Reisegesellschaft ging auseinander. Ich blieb mit einem Herrn v. Kostiz, mit dem ich als Kind in Erfurt verkehrt hatte, zusammen. Da wir erfuhren, daß unsere Truppen jenseits Nicoltsburg standen, nahmen wir uns einen von der Kommandantur erlaubten Wagen mit Gewalt und fuhren mit demselben 6½ Meilen bis Nicoltsburg, wo wir nachmittags 4 Uhr eintrafen.

„Ich schreibe Dir aus Nicoltsburg“, schrieb ich nach Hause, „dem Orte, wo der Friede (nach dem Generalstabswerk wurden die Präliminarien zu dem Frieden mit Oesterreich von den bevollmächtigten Ministern am 26. Juli unterzeichnet) so gut als geschlossen.

Ich habe Herrn v. Keudell gesprochen, der in Uniform und sehr nett war, den Grafen Perponcher, Blume, den Garde-Major Oldwig v. Rakmer (späterer Kommandeur der 2. Kürassiere), und einen Herrn v. Rieben von den 8. Dragonern, den ich bat, mir Oldwigs (meines bei Nachod gefallenen Bruders) Säbel zu verschaffen.

Als ich im Laufe des Gesprächs mit v. Keudell äußerte, es habe auf mich einen wohlthuenden Eindruck gemacht, überall in der Armee, wo ich gewesen, nichts von Ueberhebung zu spüren, indem jeder nur darauf bedacht gewesen sei, seine Pflicht thun zu wollen und den Erfolg von wo anders erwartet habe, wurde mir geantwortet: „Wenn der Abschluß der Präliminarien, welcher heute stattgefunden, bekannt würde, werde man

sehen, daß auch die Diplomaten nüchtern gewesen'. Den tatsächlichen Erfolgen gegenüber konnte man so allerdings in der Umgebung eines Bismarck sprechen, und doch hatte jene Aeußerung, wie wir jetzt wissen, eine noch andere Bedeutung. Nach dem, was Bismarck mittelst, hat der König, der sich, wie bekannt, zum Kriege mit Oesterreich nur schwer entschlossen hatte, aber nun als Soldat den Sieg durch die Befestigung Wiens zu krönen wünschte, auf den Rand des Bismarckschen Entwurfes zu den Friedenspräliminarien ungefähr geschrieben: Ich habe diese wenig ehrenvollen, den erfochtenen Siegen nicht entsprechenden Bedingungen nicht genehmigen wollen. Nachdem ich dieselben aber meinem Sohn und Nachfolger vorgelegt und dieser sich auf die Seite meines Ministerpräsidenten gestellt hatte, bleibt mir nichts übrig, als meine Genehmigung zu erteilen'.

Bin ich recht unterrichtet, wird der Friede demnächst zu Prag unterzeichnet werden, wosin das Hauptquartier, vielleicht am Sonnabend, verlegt werden soll. Der König verlegte sein Hauptquartier demnächst nach Brünn.

Nicht alle Erwartungen werden erfüllt werden. Wann wäre das aber möglich. Wir bekommen, wie ich höre, Schleswig-Holstein und soviel Land, daß Preußen über eine Million Einwohner mehr haben wird. Der Gesamtzuwachs an Land und Leuten belief sich nach dem Friedensschluß vom 23. August auf über 1300 Quadratmeilen und mehr als 4 Millionen Seelen. Auch ist die deutsche Frage in entsprechender Weise geordnet. Schaut man 6 Monate zurück, muß man über solche Erfolge staunen.

Ueber das Verhalten des Königs ist alles voller Freude. Mit Bismarck, Molke und Roon geht's in schönster Harmonie.

In der Stadt und auf dem Schloß, einer Besizung des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Mensdorf, ist ein buntes Leben. In einer Straße drängen sich Kolonnen Soldaten und die Gefandten mit ihrem Anhang. Die unseren sind in Uniform. Die Wache gegenüber dem Schloß, in welchem der König sein Heerlager aufgeschlagen hat, muß unablässig 'Heraus' rufen. Euer 61. Regiment thut die Wache, S. ist Kommandant, der auch hier versichert, nicht helfen zu können."

Werkwürdig war nur eine Aeußerung der Unzufriedenheit der Herren des Hauptquartiers mit dem Verhalten des Generals von Falkenstein, der immerhin nach meinem Dafürhalten zu den Machern der großen Zeit gehörte. Es scheint mir, daß der General in den verwickeltesten Verhältnissen, in welchen sich der preussische Staat befand, wo man im großen Hauptquartier Wert darauf legte, die Leitung auch auf dem entfernten Kriegsschauplatz in der Hand zu behalten, den Hannoveranern gegenüber nicht überall den Direktiven entsprochen hat. Bekanntlich wurde er von seinem Kommando an der Spitze der Mainarmee von dem nachmaligen Feldmarschall Manteuffel abgelöst und erhielt das stellvertretende 7. Armeecorps. Man kann sich denken, wie schwer ein so gefeierter Held wie Falkenstein an dieser Bestimmung zu tragen hatte. Wie erzählt wurde, traf er daselbst im Grauen des Tages ein und legte er den Weg vom Bahnhof nach seiner neuen Residenz mit einer Reisetasche in der Hand zu Fuß zurück, ein allerdings eigenartiges Bild einer gefallenen Größe, welches der General, wenn es statt hatte, vielleicht in seinem Unmut über das ihm gewordene Schicksal, welches er für unverdient halten mußte, öffentlich zur Darstellung bringen mochte.

In Labendorf, einer Besizung des Fürsten Rhedenhüller, besuchte ich das Hauptquartier des Generals von Herrwarth und verkehrte sehr angenehm mit den mir bekannten Herren dieses Oberkommandos. Sie hatten mir meinen Schmerzensschrei über das Kommando nach dem Rhein, welchen ich an sie hatte gelangen lassen, nicht übel genommen.

Ich schrieb in ihrer Umgebung nach Hause: „Labendorf, 4 Meilen von Wien. Heute habe ich 6 Meilen gemacht. Mein Pferdchen, welches mir ungefaltet angebunden folgen mußte, ist ganz traurig. Eine Meile von hier trennte ich mich von meinem Reisebegleiter Rostig.

Meine Wirtskleute sind sehr freundlich, klagen aber über die österreichische Wirtschaft. Sie meinen: „Mit dieser geht es nicht mehr; man muß, trotz allem Mißwachs, zuviel zahlen“. Morgen geht's zum Regiment und finde ich daselbe wohl auf dem Marsche.“

In der That traf ich in dem Kantonnement des Bataillons in dem Momente ein, als die Truppen der Division sich in Folge des Ablaufs des Waffenstillstandes zur Empfangnahme weiterer Befehle versammelten. Alles staunte über meine Rückkehr nach so kurzer Zeit.

Ich schrieb nach Hause: „Ernstbrunn, 5 Meilen nördlich Wien, 27. Juni 1866. Ich traf heute mit meinem (dem 1.) Bataillon auf dem Rendezvous der Truppen ein. Mein Kommandeur, Oberst Schwarz, empfing mich sehr liebenswürdig mit der Frage: „Wo kommen Sie her?“ Ich berichtete ihm alles. Er konnte keinen Unmut in seinen Gesichtszügen nicht verbergen und meinte, ich würde von der Division wohl rektifiziert werden. Graf Münster war aber sehr freundlich, indem er mir lächelnd mit den Worten entgegenkam: „Da sind Sie ja wieder!“

Oberst Schwarz erzählte, der Divisions-Kommandeur habe sich meine Sache sehr angelegen sein lassen. Er selbst habe ihm berichtet: „Es würde schon alles wieder in Ordnung kommen; er hätte mir gerne eine andere Compagnie gegeben, vor dem Feinde habe er aber einem anderen Kapitän den hierzu erforderlichen Wechsel nicht zumuten können. Er beabsichtige mich daher bei nächster Gelegenheit wieder heranzuziehen.“

Major von Grevenitz war reizend. Ohne zu fragen, wie es gekommen — man dachte an eine königliche Gnade — gratulierte er mir für alle Fälle zu der Rückkunft. Ebenso auch andere Kameraden. Meine Compagnie jubelte laut auf.

Ich erfuhr übrigens, daß der Bescheid der Division auf meine Beschwerde schon unterwegs war. Ich ersah aus demselben demnächst, daß mir in der Form nicht überall recht gegeben, aber gesagt wurde, daß man mich bei nächster Gelegenheit auf den Kriegsschauplatz zurückerufen werde. Oberst Schwarz war so gütig, offen auszusprechen, er rechne mir meine eilige Rückkunft hoch an. Er erklärte sie für ein Meisterstück.“

Am folgenden Tage schrieb ich nach Hause: „Der Friede ist gesichert. Am Ende bleiben wir im Winter in Böhmen.“

Am 29.: „Wir sind noch nicht ausgerückt, wie wir erwartet hatten.“

VII.

Ich habe mir eben das Schloß angesehen, ein altes, leider verfallenes Ritterhaus, welches mit seinen Mauern und Gräben an Schilderungen von Walter Scott erinnert; Schloßherr ist ein Fürst Reuß. Da er abwesend, machte ein Bruder, der, ich glaube, bei den Garde du Corps gestanden, mit vielem Sekt die Honneurs, wovon aber nur die Generalität und der Oberst mit ihren Stäben profitieren. Ich besuchte im Hotel alsdann verschiedene Herren.

Ernstbrunn ist ein Marktflecken, ein Städtle, wie man hier sagt. Man unterscheidet: Städte, Städtle und Dörfer.

Das Schloß soll bei guter Zeit 40000 Thaler Revenuen bringen. Die Haupteinnahme liegt im Holz, welches in Ermangelung anderer die vielen kleinen Leute abnehmen.

Wie ich höre, marschieren wir bis Tepsitz und beziehen daselbst Kantonnementsquartiere. Ich hatte eine Art Ruhr, die hier grassiert, habe mich aber auskurirt und prächtig geschlafen, was mir nach den Anstrengungen der Reise ein Bedürfnis war.

Am 30. schrieb ich: „Heute hatten wir die große Parade vor dem Könige bei dem Dorfe Ladendorf. Das Regiment stand auf dem rechten Flügel des ersten Treffens

und hatte die Ehre des ersten Grußes: „Ja, Kinder, ich bin gekommen, Euch zu danken für das, was Ihr geleistet habt.“

Der König war köstlich. Den Generalen und Regiments-Kommandeuren schüttelte er auf dem Flügel der präsentierenden Truppen liebevoll die Hand und nickte uns seinen Dank mit der königlichen Huld eines glücklichen Vaters zu, welche allen unvergeßlich sein wird. Beim Vorbeimarsch sagte er zu der Fahnensektion: „Habt Ihr auch festgehalten?“

Nach der Parade bei dem Diner hat der König auf unsere Armee (die Elbarmee) einen Toast ausgebracht und, wie mir erzählt wurde, gesagt: „Man brauche den Rheinländern und Westfalen nur in die Augen zu sehen, um zu wissen, daß man sich auf sie verlassen könne. Er verdanke die Erfolge des Krieges der Armee und vorzüglich dem Offiziercorps. Es sei kein Geheimnis, das vor Fremden zu verschweigen; mit einem solchen Offiziercorps müsse eine jede Armee siegen. Daß er auch Ersatz-Truppenteile an den Feind gebracht habe, sei ein Experiment gewesen. Die Resultate zeigten aber, daß er sich in seinem Vertrauen nicht geirrt habe. Uebrigens werde man, das könne er versichern, mit den Resultaten des Krieges, wenn sie bekannt werden würden, zufrieden sein.“

Daß er für seine Person der Armee nach dem Einzug in Wien als Siegespreis eine engere Verbindung mit Sachsen gewünscht hätte, konnte er verschweigen.

Am folgenden Tage trat die Elbarmee ihren Rückmarsch in einen Rayon an, der durch die Städte Eger, Pilsen, Tabor, Neuhaus, Znaim begrenzt sein sollte. Wir erreichten diesen Bezirk nach 21 Marsch- und 6 Ruhetagen.

„Lasset uns den Bewohnern dieses Landes wieder zeigen“, äußerte sich unser Feldherr in einer Ansprache, „daß neben der treuesten Hingebung für König und Vaterland im preußischen Soldaten das Gefühl der strengsten Disciplin niemals erstirbt.“

Schon in Ernstbrunn grassirte die Cholera und starben auf dem Marsche nicht wenige Leute, auch unseres Bataillons, nicht aber meiner Compagnie.

Ich packte alle meine Kranken auf den Marschen auf Wagen und in den Quartieren in ein Haus, damit sie wenigstens unter steter, auch ärztlicher Kontrolle die Pflege eines Lazarettgehülfen hätten. Das Resultat war ein günstiges; ich habe keinen Mann verloren.

Am 31. kam der Bataillonsstab nach Kleeberg, ich nach Jülich. Ich war froh, auf dem Marsche einmal ungestört meinen Gedanken nachgehen zu können.

Ich bin hier Alleinherrscher und fühle mich daher berechtigt, mißgestimmt über die Widerpenstigkeiten bei der Verpflegung meiner Leute zu sein.

Die Landschaft ist einsörmiges Hügelland, man könnte glauben, an der Unstrut bei Sömmerda zu sein, wenn nicht auf den Feldern reichlich Mais und Wein stände.“

„Raiffau, 1. August. Den gestrigen Abend verbrachte ich mit den Offizieren meiner Compagnie beim Thee. Heute sind wir 3 Meilen im schrecklichsten Regen marschirt.“

„Horn Wöddering, 3. August. Deine Sorgen wegen eines Wiederausbruches des Krieges finde ich natürlich. Kann Oesterreich sich wehren, muß es, meine ich, nochmals losgehen. Unser König scheint auch so zu denken. Er soll gesagt haben, er müsse nach Ablauf des Waffenstillstandes um 120000 Mann stärker dastehen als vorher, um seinen Finger breit nachgeben zu dürfen.

Unser Militärgeistlicher mahnte uns heute, unser Licht leuchten zu lassen, nicht nur in der Tapferkeit, sondern auch in der Standhaftigkeit der so viele Opfer sordernden Seuche gegenüber. So sehr ich die Ermahnung an sich angezeigt finde, so kann ich nicht zugeben, daß man bis jetzt von der Cholera bei uns von einer Seuche sprechen kann. Unter 500000 Soldaten und mehr auf einem Kriegsschauplatz fallen immer welche.

Wir selbst geht es gut. Ich habe eine Attacke überwunden, ohne aus dem Dienst zu fallen.

Meine Leute singen jetzt nach der Melodie ‚O Tannebaum‘ ein ihnen aus der Heimat zugegangenes Lied: ‚O Benedel, o Benedel, wie hast du dir blamoren.‘

In einer der hier verbotenen österreichischen Zeitungen finden sich widerliche Witze gegen uns, unter anderem: ‚Der König, die Prinzen und Bismarck hätten sich in Pardubitz unter der Versicherung bedienen lassen, alles erstatten zu wollen. Sie hätten aber bei ihrer Abreise nicht einmal ein Trinkgeld, der Herzog von Gotha allerdings ein solches, aber so knapp gegeben, daß die Hausfrau zugelegt habe.‘

„Kirchberg an der Wild, 4. August. Ich liege bei einem kleinen Müller. Die Leute sind proper und dienstfertig. Sie geben, was sie haben. Unser Wirt thut mir aber leid, er hat die Mühle schon 15 Jahre, ist immer thätig gewesen und kann sich noch keinen Gesellen halten. Er muß die schweren Säcke selbst tragen. Dabei hat der arme Mann mich und 25 Mann Einquartierung.

Gern möchte ich in solchem Falle alles bezahlen, man kann es aber nicht durchführen, da in der ganzen Gegend nichts von Wohlstand zu spüren ist. Es fehlt hier ein geeigneter Mittelstand. Die Bauern haben kaum 4000 Gulden Vermögen. Sie staunten, wenn sie hörten, daß wir Bauern haben, die auf 120000 und 150000 Gulden zu schätzen sind.“

„Pfaffenschlag, 5. August. Mir fällt die Bescheidenheit der Bevölkerung angenehm auf. So bewunderte mein letzter Wirt die Feinheit und Gewandtheit unserer Musketeiere. Er meinte, man sähe, daß in Preußen die Kultur schon auf den Schulen gepflegt werde. Ein kleines Trinkgeld, welches ich durch meinen Leibburschen verabfolgen ließ, erregte sichtlich Freude.

Hier liege ich wieder bei guten Leuten in einem winzig kleinen, aber properen Hause, bei einem Land-Doktor. Ich lachte mit ihm um die Wette über die Lügen der österreichischen Presse über Preußen.

Wir überschritten die Thaga bei Waidhofen und betraten wieder die böhmische Grenze. Am folgenden Tage wurde der letzte Cholerafall konstatiert.

Morgen sollten wir nach Distritz, das schon in Böhmen liegt. Ich glaube es gern, denn wir sind schon gestern in einen armseligen und schmutzigen Strich gekommen. Deine Chokolade kam mir sehr zupass.

Ich erhalte jetzt täglich 5 Thaler Verpflegungsgelder, die ich nicht verbrauche, wie Du dir denken kannst. Mit soviel Geld wünschte ich schon länger in Böhmen zu bleiben.

Am 8. kam ich nach Ottenschlag, am 9. nach Bluhovidza unweit Labor. Der Ort ist ärmlich und schmutzig. Die Häuser haben aber meist eine Mauer mit einer großen Thorsfahrt wie in Sachsen und machen sich mit den noch grünen Feldern und Wiesen um so anmutiger, als die Gegend auch bergig ist.

Am folgenden Tage kam ich mit meiner Compagnie nach Dworeß, am 12. nach Wiederowig. Ich empfang aus Labor Deine Briefe vom 8., als ich mit mehr oder weniger Gewalt für Abendessen sorgte.“

Am 13. kam ich nach Wleßig, am 14. nach Preddbowig, am 16. oder 17. nach Duschnil. Ich schrieb wieder nach Hause:

„15. August 1866. Prsbors bei Mühlfhausen, unweit der Moldau. Den letzten Brief erhältst Du aus einer Mühle, in welcher ich eine schreckliche Nacht hatte, die aber auch komisch war. Ich legte mich in einer besonderen Kammer auf einem fein aussehenden, mit Vorten besetzten Bette nieder, alles erschien proper, nebenan vier andere Herren in einer größeren Stube, teils in Betten, teils auf Streu. Ich konnte aber vor Juden nicht einschlafen, und da es Mitternacht wurde, freute ich mich, daß ich an den anderen Herren Leidensgenossen hatte. Ich stand auf, ein Doktor von den Husaren, der bei uns war, leistete mir Gesellschaft, und brachten wir den Rest der Nacht auf harten Stühlen sitzend zu. Dabei ging uns auch noch das Licht aus und mußten wir uns ein solches aus einer unteren Stube holen, in welcher die Wirtskleute en famille

schließen. Obwohl ich mich in einen Woylach gefüllt hatte, fing ich in der Nacht mehr als 50 Mlinchen, wie ich die Tiere nach unserem Hunde neune.

Um 5 Uhr spazierte ich gestiefelt und gespornt in Gottes freie Natur und verblieb daselbst, bis wir abrückten. Der Doktor und ich mußten uns aber noch in dem folgenden Quartier von dem Ungeziefer reinigen. Wir thaten es im Freien.

Nachmittags hatten wir Besuch von Husaren und anderen Kameraden. Wir waren sehr munter.

Hier habe ich ein sehr angenehmes Quartier. Es schmeckt mir vortrefflich. Ich bedaure nur unsere junge Wirtin, indem ihr Mann in Italien und sie noch ohne Nachricht von ihm ist.

Glaube nicht, daß ich mich zu forsch fühle, ich bin im Gegentheil Gott nur dankbar, daß er mich vor den Folgen einer andersartigen, aber neuen Unvorsichtigkeit bewahrt hat.

Ich und die 4. Compagnie hatten von dem letzten Quartier bis zum Bataillons-Rendezvous einen Weg von 2 1/2 Stunden zurückzulegen. Der einzige Dorfbewohner, der etwas Deutsch verstand, wollte uns den nächsten Weg führen. Wir glaubten einen Richtweg zu gehen, als wir eine Gegend passierten, welche an verlassene Gletscher erinnerte.

Auf der Kaiserstraße angekommen, wollte der Führer gehen. Ich hielt ihn zurück, da mir die Sache nicht richtig schien, und erfuhr ich in dem nächsten Ort, daß wir, falsch geführt, einen bedeutenden Umweg gemacht hatten.

Da wir uns dabei 3/4 Stunden verspäteten, hörte ich in Gedanken das Schelten von H. Ich schickte deshalb den guten Brand als Flitzableiter voraus. Der Himmel hatte aber schon anderweitig vorgesorgt. Unser Kommandeur hatte sich selbst, wenn auch nicht so lange als wir, verspätet, und kam eine andere Compagnie des Bataillons erst nach uns. Sehr richtig hieß es nun: „Es komme bei solchen Gelegenheiten nicht darauf an. Wenn man, wie wir, ohne Karten in einem Lande sei, wo man sich mit den Bewohnern nicht verständigen könne, lasse sich solches Rendezvous nicht immer einhalten.“ Das heißt auch im Reich Glück haben.“

„Wossek bei Horosowiß, 18. August. Wir sind heute in schönster Gegend marschirt. Man hätte glauben können, im bayerischen Gebirge zu sein.“

Eine Zeitlang ging's einem Flusse entlang durch frische Wiesen. Schließlich bekamen wir einen köstlichen Blick auf die Berge, in welchen ich wohne. Die Täler sind südlich.

Hier in der Nähe ist das berühmte Silberbergwerk von Przibram. Ich bin zu Pferde dort gewesen. Es wird Dich interessieren, davon zu hören. Ich fange von oben an. Das gewonnene Erz wird an der Oberfläche in einer Art Badofen geröstet und werden die Schwefeltheile dabei abgezogen. Dann kommt das Metall, mit Kohlen und anderen Zuthaten vermengt, in große Kessel und wird zum Schmelzen gebracht. Das Silber und Blei setzt sich und die Schlacken ziehen ab. Ist eine ausreichende Quantität vorhanden, stößt man eine Oeffnung unten in den Kessel, so daß die Masse in einem anfangs weißen, dann lichterlohen Feuerstrom in eine Mulde auf der Erde, welche 4 Fuß im Durchmesser hat, abfließt, sich daselbst abkühlt und bald wieder weiß wird.

An der Oberfläche sammeln sich wieder Schlacken und werden abgenommen. Die übrig bleibende Masse wird in einer tellerartigen Form abgeschöpft. Man erhält dadurch Barren von Silber und Blei.

Letzteres zu beseitigen, wirft man die Barren in andere Oefen, wie wir sie in den Waschküchen haben. Hier senkt sich wieder das schwerere Silber, während das Blei an der Oberfläche zum Abfluß gebracht wird, bis sich in einer kleinen Mulde im Kessel nichts als Silber findet. Auf diese Weise gewinnt man, allerdings nicht ohne große Kosten, täglich 65 Pfund Silber.

Im Annaschacht, in welchen ich geführt wurde, interessierten mich die Waschwerke. Ich legte eine schmutzige Bergmannskleidung an und stieg mit zwei anderen Kameraden, die sich auch verkleidet hatten, erst eine abschüssige Strecke zu Fuß, dann auf der sogenannten Schale, einer Vorrichtung zum Herunterlassen, bis zum sogenannten Horizont herab, wo wir einige Arbeiter trafen, mit welchen wir den üblichen Glückwunsch austauschten.

Alsdann ging's vermitteltst Leitern und Fußgängen in Quer- und abfallenden Gängen bis zum 15. Horizont herunter.

Wir imponierte der ununterbrochene Fels und eine Lage Silber in einem der Gänge. Wir waren 900 Fuß tief, der letzte Schacht liegt aber 1800 Fuß unter der Erde. Nachdem wir durch Läuten das Zeichen gegeben hatten, daß wir heraufgeholt werden wollten, erschien eine Schale, in der vermitteltst der Dampfkraft 6 Personen in einem Zuge dem Tageslicht zugeführt wurden. Hätte ich Zeit gehabt, wäre ich bis ans Ende des Bergwerks vorgebrungen. Uebrigens hat das Beginnen einer solchen Fahrt immer etwas Unheimliches, später gewöhnt man sich allerdings daran.

Ich komme jetzt von einer Anhöhe, an deren Fuß mein Quartier, wieder eine Mühle, liegt. Ich legte mich ins Gras. Vor mir zog sich Horowitz, der bekannte Besiz der Kurfürsten von Hessen, mit seinen roten Dächern im Grünen freundlich an einem der umliegenden Berge herauf. Auf einem anderen Bergkegel leuchtete mir in Feuergold ein Schloß Dotschned, dessen Steine hellbraun sind und durch ihre kristallartige Formation im Lichte glitzern."

„Klein-Lochwitz, 20. August. Ich liege hier auf einem Schloßchen bei einem Bauern, bei dem eine österreichische Hauptmannstochter auf Besuch ist, ein hübscher Küchendragoner. Der Vater ist aus dem Unteroffizierstande."

„Theusing, 23. August. Gestern lag ich bei jüdischen Leuten. Ich nannte die hübsche Tochter Jessika. Den Nachmittag spazierte ich auf der schönen, einem Grafen Mensdorf gehörigen Besizung Breitenstein in einem englischen Park, am Fuß einer alten Burgruine, die mit einem Wasserlauf und einer zugehörigen Mühle so geschickt in denselben hineingezogen ist, daß man die schönsten Ras- und Fernsichten hat.

Die Felder stehen schlecht, vielleicht liegen sie zu hoch.

Die Menschen bekommen jetzt einen mehr deutschen Typus.

Heute liege ich hier bei Theusing in einem erbärmlichen Dorfe. Dabei sind in den schlechtesten Häusern 4 Mann, in der Stadt in jedem derselben durchschnittlich nur 3 Mann. Wir thut das der Leute wegen leid, zumal morgen Ruhetag ist.

Die Division liegt nur zwei Stunden von hier. Ich darf also auf Briefe rechnen."

„Grabisch, 24. August. Bis Lublin ging's auf schmalen und steilen Wegen quer bergüber. Auch das Reiten war eine Pein, da man auf dem schwierigen Boden jeden Augenblick die Beine brechen konnte.

Dann lagen wir, bevor wir übersehen konnten, zwei Stunden in Lublin, welches dem Herzog von Nassau gehört; demnächst ging's wieder bergauf durch allerlei arme Ortshäfen, bis wir 3½ Uhr Nachmittags unser Ziel erreichten, ein Schmutzdorf. Dabei hat man allerlei Fernblicke mit südlischer Färbung!

Ich wohne in einer ziemlich reinlichen Bauernwirtschaft, aber es schmeckt nicht!"

Am 22. August kam ich nach Reischetin.

Am 24. schrieb ich aus Gohmaul: „Ich habe heute Ruhetag. Zu thun giebt's aber genug. Gestern habe ich wieder einmal Wein getrunken. Rade einmal, wo? Unter den Gänsen auf der Dorfstraße auf Balken, durch welche wir uns gegen den Schmutz schützten. Zu unserer Zerstreung defilierten erst die Dorfkühe, nicht lange darauf die Schafe, dann die Schweine. Vor ihrem Grunzen konnte ich eine alte Zeitung, welche mir ein Wobstthäter hatte zukommen lassen, nicht lesen. Als die Schweine so ungestüm wurden, sich an meinem Balken zu kratzen, stand ich auf.

Die Nacht habe ich fast nicht geschlafen. Mein Lager war eine Streu auf Bänken."

„Lauterbach (oder Lauchstädt) 25. Der heutige Marsch war schrecklich schwierig wegen der Hitze. Morgen sollen wir trotzdem gar $3\frac{1}{2}$ Meilen machen. Dazu kommen Ausfahrten auf Parade und Musterungen. Sie im Felde erleben zu müssen, ist unter den obwaltenden Verhältnissen nicht immer erhebend.

Ich liege hier mit dem Doktor zusammen bei einem herrschaftlichen Förster. Die Leute sind proper und verstehen es einzurichten, haben aber auffallende Gewohnheiten. Als ich meinem Wirte eine Cigarre gab, wollte er mir die Hand küssen. Alles was sie sagen, leiten sie mit einer Bitte ein. Sie sagen: „Ich bitte, danke; ich danke ja, ich bitte nein!“

Es fehlt hier nicht an Gehölzen, aber große Wälder giebt es nicht. Man hat mit dem Pfluge zuviel kultiviert. Die Besingung, zu welcher die Försterei gehört, hat 5000 Morgen, wovon 3000 Morgen unter dem Pfluge sind. Sie bringen im ganzen 3000 Thaler; 2500 Thaler betragen die Steuern. Besitzer ist ein Baron Etwanger. Der Doktor macht den Töchtern des Hauses die Cour. Sie haben uns mit einem Blumenstrauß empfangen. Ich lege dir eine Blume zu Füßen. Eins der jungen Mädchen setzte ich in Verlegenheit, indem ich ihr sagte, der Doktor liebe ein Fräulein Janny. So hieß nämlich eine unserer Damen.

Mit meinen Pferden geht es wieder schlecht. Die Braune hat auf der Kurierreise etwas abgetriezt. Heute lahmt auch der Schimmel, ich weiß nicht woher. Hoffentlich brauche ich nicht zu marschieren.

Wir haben jetzt herrliches Wetter und ziehen durch eine prachtvolle Gegend. Es wechseln Berg und Thal, Wald und Wiesen, Bäche und Dörfer.“

„Bleistadt, 26. August. Schloß Falkenau, an dem wir vorübermarschirten, ist ein klosterartiger Schloßsitz in einem weiten Wiesenpark. Es gehört einem Grafen von Kofitz. Man sah hier Bauern, welche wie die unseren schwere Tuchröcke und hohe Stiefeln tragen, welche hier übrigens nur 6 Gulden kosten. Ich freute mich, wieder Bauern zu sehen.

Bei einem anderen Schloß vorbei — Hartenberg — ging's in einer lieblichen Gebirgslandschaft nach Bleistadt, wo ich bei einem älteren katholischen Geistlichen freundliche Aufnahme gefunden habe.

Wir haben damit das für uns in Aussicht genommene Standquartier erreicht; es liegt zwischen Karlsbad und Eger. Die Verpflegung erfolgte nunmehr nicht durch die Quartierwirte, sondern aus den zu Elbogen etablirten Magazinen.

Ich speiste mit meinem Geistlichen aus der Küche seiner Haushälterin und bezahlte die Auslagen bei meinem Abmarsch.

Der Ort liegt an einem hohen Berge. Man hat von dort einen köstlichen Blick ins Thal und auf die gegenüberliegenden Höhen. Das Städtchen selbst ist häßlich und arm. Der ganze Flecken hat nur 3 Pferde. Die früher betriebenen Bergwerke sind eingegangen. Unter solchen Eindrücken haben die Bewohner nach der Schlacht von Königgrätz auf das Gerücht, man werde preußisch werden, gesagt: „Das ist nicht schlimm, bekommen wir alsdann doch preussisches Geld.“

„Bleistadt, 27. August. Ich habe einen anstrengenden Ritt auf steinigen Wegen über hohe Berge zu meinen detachirten Leuten nach Breuner und Bichelberg gemacht und bin über Großenhain in einem reizenden Waldthal zu einer Glashütte gefahren; leider stand diese wegen des Krieges still und waren alle Vorräte beseitigt. Den Abend bewunderte ich von den Bergen hinter meinem Ort den schönsten Mondaufgang.“

„Bleistadt, 28. August. Ich machte heute auf einem Trainwagen eine Tour nach dem benachbarten sächsischen Klingenthal. Wir passirten ein romantisches Thal und wurden überall, namentlich in dem böhmischen Graslitz, von Neugierigen freundlich angestaunt. Klingenthal machte auf mich durch seine Kultur einen hervorragenden Eindruck.

Ich habe Dir eine Kleinigkeit an Spizen gekauft. „Wir Bleistädter und Grasslitzer haben, heißt es, „zu diesen Arbeiten das Privilegium“. Die armen Mädchen sind aber wie gefangen, damit sie die Kunst nicht verraten.“

„Bleistadt, 29. August. Die Bombe ist geplatzt. Morgen geht's zu Fuß nach Zeitz, wo wir den 5. September eintreffen, und per Bahn nach Hannover. Damit wäre Dein Wunsch erfüllt. Ich denke, die Westfalen und Hannoveraner werden zusammen passen.“

VIII.

Am folgenden Tage traf die offizielle Nachricht von dem für Preußen so glorreichen Friedensabschluß und damit die Gewißheit ein, daß Hannover annektiert war und das Regiment dorthin in Garnison sollte.

Ich schrieb aus dem nächsten Quartier nach Hause:

„Landwüst bei Mart-Rentirchen, 30. August. Nach einem rührenden Abschied von meinem Geistlichen, der mir dabei in seiner Freude über die blanken Thaler, welche er von mir empfing, ein kleines Kunstwerk, eine in Farben gebrannte kleine Bibel in Glas, verehrte, marschirten wir heute über Berg und Thal.

Ich liege hier bei einem evangelischen Geistlichen im sächsischen Voigtlande nicht weit von der Elster und von Eger sehr gut. Die schöne Tageszulage hat damit aufgehört. Leid thut es mir auch, daß wir den Wirten zur Last fallen, ohne zu bezahlen.“

„Oelsnitz, 1. September. Ich wohne bei einem Maurermeister, welcher den Turmbau leitet. Er hat eine nette frische Frau. Sie bereitet das Essen und schmeckt mir daselbe prächtig. Ich habe eine hübsche Schlafstube mit guten Betten und einen Salon mit Fauteuils, alles endlich einmal standesgemäß. Der Ort ist hübsch, seit einigen Jahren neu aufgebaut. Gestern Abend besuchte ich das hiesige alte Schloß, den Voigtberg und den Bahnhof, der, wie die meisten öffentlichen Bauten in Sachsen, sich durch Tüchtigkeit und Geschmack auszeichnet.“

„Weida, 3. September. Du magst denken, ich sei gestorben, weil ich gestern nicht geschrieben habe. Ich bin aber außerhalb des Postverkehrs in Görtschnitz und so schlecht untergebracht gewesen, daß ich die Nacht auf drei Stühlen zugebracht habe, nachdem ich mich wegen der Untiere wieder erhoben hatte. Hier liege ich bei einem freundlichen Justizamtmann. Verzeihe, daß ich aufhöre zu schreiben. Ich bin aber von der letzten Nacht noch todmüde.“

„Tinz bei Gera, 4. September. Wir sind im Triumph durch Gera gerückt. Die Bevölkerung feierte uns durch Hochs und Blumen.

Schon in Weida streute man uns solche, hier regnete es sie. Ein jeder nahm die ihm zugeworfenen auf und schmückte sich damit; auch Dein Hauptmann hält ein Sträußchen in der Linken und dankte mit dem Säbel, wo man ihm andere Blumen zuwarf. Zuletzt paradierten wir vor dem obersten Bimbalschi der Russen Geraer Linie, einem Major und seinem Adjutanten, die beide beritten waren.

Du kannst Dir denken, daß unseren Leuten der Trubel Spaß machte, da auch die Quartiere gut sind. Uebrigens sollen die Geraer bis vor kurzem gut österreichisch gewesen sein. Die Ereignisse machen die Weltgeschichte und die Stimmungen.

Ich liege vor den Thoren der Residenz auf einem wüsten fürstlichen Schlosse in der Behausung eines Wächters. Vor der Thür hält eine offene Extrapost, deren Postillon einen mächtigen Busch trägt. Er hat den Erbprinzen gefahren.“

„Zeitz, 5. September. In Gera habe ich mir die Weverische Fabrik angesehen. Neu war mir die dort vollführte partielle Druckerei.

Die Familie, mit welcher ich durch Josephsons (Anna Gräfin Schulenburg) Beziehungen habe, konnte ich mich nicht entschließen aufzusuchen, weil ich fürchtete, als

preussischer Offizier gefeiert zu werden. Man war aber trotzdem so aufmerksam, daß man mir, als ich die Fabrik besuchte, extra einen jungen Mann zur Führung zuteilte, welcher, wie man mir sagte, ganz preussisch gesinnt sei!

Der Geraische Entusiasmus erscheint übrigens durchaus reell. Ein Barbier versicherte mir unter anderem, jedermann habe sich gefreut, als die Nachricht gekommen, die Preußen rüdten durch die Stadt. Und die junge Tochter eines Konditors antwortete mir, als ich ihr einen Papiertaler mit der Frage reichte: „Man nehme unser Geld doch?“ mit Emphase: „Preußen geht über alles.“ Mit Befriedigung erzählte man mir auch, daß Reiz sich außerordentlich für uns schmückte und setzte hinzu: „es könne ja auch nicht genug thun.“

Ich begrüße Dich hiernach vom preussischen Boden aus, auf welchem wir in der That wahrhaft schön und festlich empfangen sind. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß die 56er vor uns eingerückt waren.

Schon an der Grenze gab's eine schöne Ehrenpforte. Die Häuser der Stadt sind vor Laub und Guirlanden nicht zu sehen, und regnete es Blumen und Bouquets, als wir einzogen.

Ich liege bei einem Spielwaren-Fabrikanten. Leider bin ich aber ohne Nachrichten von Dir. Andere Truppenteile haben gewußt, ihre Briefe zu erhalten.

Es soll nun bestimmt sein, daß unser Regiment nach der Stadt Hannover kommt. Ob auch das ganze?“

Zwei Tage später schrieb ich aus Hannover:

„Heute um 3 Uhr ist unser Bataillon als das erste von allen anderen nach einer Fahrt von 24 Stunden, natürlich ohne jede Teilnahme der Bevölkerung, hier eingerückt. Wir sind aber von dem Militär-Gouverneur, Generalleutnant v. Voigts-Rheß, und dem General v. Schwarzkoppen, welcher den Truppen vorangegangen, begrüßt.“

Am 13. September erhielt mein Bataillon die Stadt Osnabrück als Garnison angewiesen und wurden wir an demselben Tage auf der Bahn dorthin expediert.

Ich kam dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit, indem meine Frau, welche den letzten Teil des Feldzugs in ihrer hannöverschen Heimat zugebracht hatte, zu mir unterwegs war und ich sie von der Versetzung nach Osnabrück unterwegs nicht in Kenntnis zu setzen vermochte, weil ich ihren Aufenthalt nicht wußte, daran aber, mich zu ihrem Empfange in Hannover beurlauben zu lassen, unter den obwaltenden Umständen nicht denken konnte. Zufällig erzählte ich mein Mißgeschick dem zweiten Kommandanten der Stadt, den ich von seinem Gute Cranzen in Pommeru oberflächlich kannte, und erbot sich dieser, meine Gattin zu empfangen und sie mir nach Osnabrück nachzuschicken. Er ließ sich dazu die Photographie meiner Frau geben, erkannte sie danach bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe und händigte ihr, indem er sie von dem Nötigen benachrichtigte, das für Osnabrück erforderliche Billet und ein Bouquet mit der Bitte aus, mit demselben Zuge, mit welchem sie gekommen, weiter zu fahren. So wurde die für eine Dame so peinliche Lage durch die Liebenswürdigkeit eines vorgefekten Kameraden vollständig beseitigt.

Es war ein gutes Zeichen für die weitere Entwicklung meiner häuslichen Dinge in dem fremden Lande, in welchem ich wenige Wochen später nach dem schönen Hannover veretzt wurde.





Die Schlacht an der Yalu-Mündung.

Von

Oberst-Lieutenant Rogalla von Bieberstein.

Die Nachrichten und Urtheile über die Schlacht an der Yalu-Mündung zwischen der chinesischen und japanischen Flotte begannen in letzter Zeit eingehender und reichlicher zu fließen und gestatten heute eine, wenn auch noch nicht in jeder Beziehung abgeschlossene, so doch weit vollständigere und korrektere Darstellung und Beurteilung dieses wichtigsten aller Seestreifen der neuesten Zeit, in welchem zum erstenmale die gewaltig gesteigerten Kampfmittel der modernen Flotten in offener Seeschlacht einander gegenüber traten. Die Bedeutung jener Schlacht liegt unverkennbar sowohl in diesem Umstande, wie darin, daß dieselbe bis auf weiteres und augenscheinlich auf die Dauer des offenbar seinem Ende sich nahenden Krieges die Herrschaft der Japaner zur See in den in Betracht kommenden chinesischen und koreanischen Gewässern entscheidend dokumentierte und besiegelte, und daß von ihr ab China auf die Mitwirkung seiner Flotte bei den Kriegsoperationen zu verzichten genöthigt war, Japan dagegen, im wesentlichen ungestört, sowohl seinen Nachschub an Kriegsmaterial aller Art zur See zu bewerkstelligen, wie auch den wichtigen Kriegshafen Port Arthur unbehindert durch die chinesische Flotte zu gewinnen, als eine wichtige Zwischenbasis in seinem Besitz zu halten vermochte und damit einen neuen, verhältnismäßig nahen und sicheren Stützpunkt für seine weiteren maritimen Operationen gegen China erlangte.

Der große Fehler der chinesischen Kriegsleitung, daß sie es unterließ oder nicht vermochte, die vier Geschwader des Reichs, das Nordgeschwader, dasjenige von Raungang, sowie das Futschan- und Kanton-Geschwader — mochten nun mangelnde Kriegsbereitschaft oder egoistische Befürchtungen der betreffenden Gouverneure der verschiedenen Provinzen der Grund sein — nicht ganz oder doch zum größten Theil gegen die japanische Flotte zu vereinigen, wenn es ihr auch gelang, einige der Schiffe der Kantonflotte zum Nordgeschwader stoßen zu lassen und in demselben dem Gegner seine besten Schiffe gegenüber zu stellen, der Fehler der Zersplitterung der Streitkräfte und des Veräumnisses, dem, wie dies bekannt war, besser geschulten, ausgerüsteten und geführten Gegner wenigstens in erdrückender numerischer Ueberlegenheit an Fahrzeugen, Armierung und Torpedoboote entgegen zu treten, rächte sich an der Yalu-Mündung schwer.

Allein nicht einmal das ganze Nordgeschwader, welches aus 21 Schiffen inklusive 12 Torpedoboote mit 203 Geschützen und über 3100 Mann Besatzung besteht, von welchen Fahrzeugen nur 3 Transport-Avisos und 3 Schulschiffe als nicht zur Verwendung im Gefecht geeignet, in Abgang kommen, vermochte die chinesische Kriegsleitung

zur Sicherung jenes Truppentransports an der Yalu-Mündung zu versammeln, obgleich, wie erwähnt, einzelne Schiffe des Kantongeschwaders, wie z. B. der Kwang Ting und Kwang Kai dazu herangezogen waren.

In zweiter Reihe schloß sich der Fehler der unrichtigen strategischen Verwendung der chinesischen Flotte an. Derselbe bestand darin, daß dieselbe zugleich mit dem Transport von 7000 Mann, welchen sie decken sollte und durch den sie bei ihrer verhältnismäßigen Unbehilflichkeit den schnellen Kreuzern der Japaner gegenüber in ihren Bewegungen gehindert und gefesselt war, dem Angriff des Gegners ausgesetzt wurde, dessen wachsamem, schnellen und zahlreichen Kreuzern zu entgehen in den verhältnismäßig engen westkoreanischen Gewässern sich äußerst geringe Chancen boten. Denn jene Gewässer besitzen auch nicht annähernd die Dimensionen des mittelländischen Meeres, in welchem Nelson im Jahre 1798 die französische Transportflotte unter Admiral Brueys vergeblich suchte. Nur eine vorhanbene taktische Gleichheit der beiderseitigen Streitkräfte oder Ueberlegenheit, welche, wie der Erfolg bewies, weder die Anzahl der chinesischen Schiffe, noch selbst die darunter befindlichen stark gepanzerten und armierten Schlachtschiffe oder etwa eine bessere oder gleich tüchtige Schulung, wie die der japanischen Flotte, verbürgten — Momente, die mit Ausnahme eines einzigen chinesischerseits selbst keineswegs in Anspruch genommen wurden —, hätte das Wagnis zu rechtfertigen vermocht. Die Erfahrungen Medina Sidonias, Napoleons und Persanos hätten in dieser Hinsicht dem chinesischen Admiral als warnendes Beispiel zu dienen vermocht, und es hätte sich der Seekriegsleitung Chinas, besonders nach der ersten ungünstigen Erfahrung bei Round Island, aufdrängen müssen, daß es für sie zur Ausgleichung der qualitativen Inferiorität der chinesischen Flotte geboten war, die japanische Flotte wenigstens mit numerisch überwältigender Ueberlegenheit anzugreifen und erst dann, wenn die Herrschaft zur See errungen war, zur Annahme einer Schlacht in Korea und zur Absendung des Truppentransports nach der Yalu-Mündung zu schreiten. So aber lähmte die Aufgabe der Deckung des Transports die Action des chinesischen Geschwaders, dessen Admiral Ting zur Sicherung des Convois, nicht zum Angriff des Gegners schritt, sondern diesem die Initiative überließ und 10 seiner anfänglich in Keillinie von der Yalumündung nach dem Golf von Petschili steuernden Schiffe mit demselben Kurse in halbmondbörmiger Linie neben einander formierte und vor der Hand die 4 übrigen und 6 Torpedoboote in derartiger Nähe von dem zu deckenden Transport an der Flussmündung behielt, daß kein japanisches Schiff denselben ohne Durchrechnung dieser Schiffslinie anzugreifen vermochte. Die Chinesen hatten daher gegen alle Raison und Erfahrung unmittelbar zu dem Truppentransport eine Flotte gestellt, die, obgleich zwar keineswegs die zahlreichste, allein der Qualität nach die beste, welche sie in jenem falsch und verfrüht gewählten Moment aufzubringen vermochten, in ihrer Gesamtheit von ihnen selbst als der gegnerischen nachstehend betrachtet wurde. Ob diese Flotte der Aufmerksamkeit der Japaner zu entgehen vermochte, hing von dem Grade der Aufklärung ab, welchen sich diese verschafften; ob sie zum Geßel veranlaßt werden würde, war von der Kongenitrietheit oder dem Verteilsein der japanischen Flotte bedingt. Allein wenn sich die letztere infolge von Zersplitterung der chinesischen gegenüber geschwächt hätte, so verlor diese, indem sie sich an den Transport gefesselt hatte, die Gelegenheit zur Wiederherstellung des ihr bereits ungünstig gewesenen Kriegsglücks. Bei der Reglamkeit und Wachsamkeit der Japaner und ihrer Ueberlegenheit an Kreuzern aber war es, obgleich dieselben den Transport thatsächlich nur zufällig entdeckten, nicht zu erwarten, daß ihnen der Fehler auf chinesischer Seite entgehen würde. Sie benutzten daher auch die sich ihnen bietende günstige Gelegenheit, im Vertrauen auf ihre bessere Führung, Schulung, Armierung, Manövrierfähigkeit und Manneszucht. Die Chinesen wurden in einer ziemlich hilflosen Lage zum Kampfe gezwungen; sie verloren einen beträchtlichen Teil ihrer Hauptkriegsflotte, und da der Rest, wie berichtet wird, stark havariert, desorganisiert und entmutigt ist und der ihm fehlenden Armierung mit leichten und Schnellfeuergeschützen noch ent-

beht, so erscheint ihr Wiederauftreten völlig ausgeschlossen; und keinesfalls ist dieselbe zur Offensive in der ihr verbliebenen geringen Stärke noch befähigt. Allerdings gelang es dem chinesischen Truppentransport, bereits vor und während der Dauer des Seegefechts die Landung zu bewerkstelligen, und die Transportdampfer entkamen später; allein ganz abgesehen davon, daß die Schlacht von Ping-Yang bereits geschlagen war, hätte die Unterstützung von etwa 7000 Mann dort, gegenüber der entschiedenen taktischen und numerischen Ueberlegenheit der Japaner, die Entscheidung offenbar nicht zu ändern vermocht, und China hätte über diesem verfehlten Versuch einen Teil seiner besten Flotte und die Operationsfähigkeit des Restes derselben ein.

Die chinesische Flotte war am 16. September morgens mit den Transportschiffen von Wei-hai-wei nach der in letzter Zeit bei dem Angriff auf Port Arthur viel genannten Talien-Wai und von dort nach der Yalumündung gegangen. Sie traf am Nachmittag des 16. dort ein, ohne Schiffe der Japaner gesehen zu haben. Bereits am ersteren Punkte hatte sie den Ausgang der Schlacht bei Ping-Yang erfahren, die Landung der zur Verstärkung der nun geschlagenen Armee bestimmten Truppen wurde daher sofort ins Werk gesetzt.

In Besorgnis für die Sicherheit des Transports und der Ausschiffung und vielleicht im Stillen die Ueberlegenheit der japanischen Manövriertfähigkeit und Ausbildung fürchtend, entschloß sich der chinesische Admiral Ting nicht dazu, weit vorwärts der zu deckenden Derlichkeit Stellung zu nehmen oder zu kreuzen, sondern formierte seine Flotte unweit der Yalu-Mündung, indem er, wie erwähnt, 4 kleinere Schiffe, darunter 2 Torpedokreuzer, sowie 6 Torpedoboots als ein zurückgehaltenes zweites Treffen zur unmittelbaren Deckung der Ausschiffung bestimmte, und ging mit dem Gros seiner Flotte etwa zehn Seemeilen vor der Mündung vor Anker. Am folgenden Morgen nahm derselbe mit dem Gros der Flotte von 10 Schiffen den Kurs von der Yalu-Mündung nach dem Golf von Petchili, und um 10 Uhr vormittags bemerkten die Ausluger der chinesischen Flotte Rauchsäulen in südwestlicher Richtung und erkannten um Mittag deutlich die Arten der Fahrzeuge des herannahenden japanischen Geschwaders. Inzwischen hatte Admiral Ting die Flotte klar zum Gefecht machen lassen, und formierte seine 10 Schiffe unter Beibehaltung des eingeschlagenen KurSES in halbmondförmiger Linie neben einander, vielleicht in Erinnerung an die Formation Tegethoffs bei Lissa, obgleich nicht erwiesen ist, daß sie selbst bei Lissa von irgend einem Vorteil war. Ueberdies war Tegethoff bei Lissa der Angreifende, und für eine aus Mangel an Beweglichkeit zur Defensiv genötigte Flotte hatte diese Formation den Effekt, ihre Zahl zu halbieren.

Als das japanische Geschwader auf eine Entfernung von 4000 m, nach anderen Angaben von 5500 m an das chinesische herangekommen, eröffnete das Admiralschiff des letzteren, der Ting Huen, das Feuer, welches jedoch nach dem Bericht des Flagglientenants des japanischen Admirals erst aus der Entfernung von 3000 m von den Japanern erwidert wurde.

Die gegen einander engagierten Streitkräfte waren, abgesehen von der Ausbildung und Tüchtigkeit der Offiziere und der Besatzung und ihrer Führung und der Armierung an Schnellfeuergeschützen japanischerseits, weniger ungleich, als man voraussetzen konnte. Das japanische Geschwader bestand aus den Panzerkreuzern Ichiyoda von 19 Knoten, 117 mm (Gürtelpanzer), 2450 Tonnen Displacement und 27 leichten Geschützen, Stapellauf 1889, dem Hiei von 13 Knoten, 2250 Tonnen, 9 schweren und 5 leichten Geschützen, Stapellauf 1877; ferner den Panzerdeckkreuzern Matsushima, Irukusima und Hasedate von 17 bzw. 16 Knoten, 1889—1892, 4277 Tonnen, je einem 32 cm-Geschütz und 33 bzw. 28 leichten Geschützen, dem Yoshino von 22 Knoten, 1893, 4150 Tonnen, 12 schweren und 22 leichten Geschützen, dem Kaniwa und Takafio von 18 Knoten, 1885, 3650 Tonnen, je 8 schweren (26 und 15 cm) und 14 leichten Geschützen, dem Akisushima von 19 Knoten, 1893, 3150 Tonnen, 6 schweren und 16 leichten Geschützen; ferner dem Kasemattschiff Tsubo von 13 Knoten, 1893, 3700 Tonnen,

6 schweren und 9 leichten Geschützen, ein 1877 gebautes, umgeändertes Schiff, welches bald im Gefecht außer Aktion gesetzt wurde, und dem Kanonenboot Akati, 11 Knoten, 615 Tonnen, 1888, vier 15 cm-Geschütze und 2 Mitrailseulen, sowie dem Transportdampfer Saikio Maru von 2000 Tonnen, 12 Knoten, und 4 leichten Geschützen. In Summa 12 Schiffe, darunter 8 besonders tüchtige und neuester Herstellungsart, von denen die beiden ältesten von 1885 datierten, nebst 3 Torpedoboote. Die Armierung der 12 Schiffe bestand in Summa aus 57 schweren und 196 leichten Geschützen inklusive Mitrailseulen. Sämtliche Kreuzer waren mit Kammbug versehen.

Das chinesische Geschwader bestand aus folgenden Panzersturmschiffen: Tschun Yuen und Ting Yuen, von 14 Knoten, als sie 1881/82 neu und rein waren, 7330 Tonnen, 6 schweren, 13 leichten Geschützen. Ring Yuen und Lai Yuen, 16 Knoten, beide von 1887 und je 2900 Tonnen und 4 schweren und 11 leichten Geschützen; dem Panzerkanonenboot Ping Yuen, 12 Knoten, 1890, 2850 Tonnen, 3 schwere, 11 leichte Geschütze, Küstenverteidigungsschiff. Ferner aus den Panzerdeckkreuzern Tschih Yuen und Tsching Yuen von je 2300 Tonnen und je 5 schweren und 23 bzw. 21 leichten Geschützen und 18 Knoten Geschwindigkeit, als sie im Jahre 1886 neu und rein waren. Dem Tsi Yuen von 15 Knoten, 1891, 2400 Tonnen, 3 schwere, 13 leichte Geschütze; Tschao-Yong und Yang Wei, 16 Knoten, 1880 und 1881, 1350 Tonnen, 6 schwere, 10 leichte Geschütze; den Torpedokreuzern Kwang-Kai und Kwang Ting von 12 bzw. 16 Knoten, 1893 und 1891, 1200 und 1000 Tonnen, 2 schwere und 6 leichte bzw. 17 leichte Geschütze. In Summa aus 12 Schlachtschiffen, 2 Kanonenbooten von 9 Knoten, 1 schweren und 4 leichten Geschützen und 6 Torpedoboote mit in Summa 52 schweren Geschützen von 15—30, cm Kaliber, 177 leichten Schnellfeuerkanonen incl. Mitrailseulen und 42 Torpedolancierrohren, erstere heterogener Art, von denen das älteste von 1881 datierte, die größeren Schiffe mit Kammbug und ca. 3800 Mann Gesamt-Bemannung, darunter 10 Europäer.

Die Beschaffenheit des Personals der beiden Flotten kann nicht in gleicher Weise wie die Art und Armierung der Fahrzeuge in Vergleich gestellt werden, allein im allgemeinen zeigte die Durchführung und das Ergebnis des Kampfes vollkommen die Ueberlegenheit des kriegerischen Verständnisses und der Leistungsfähigkeit der japanischen Führer und Bemannung, sowohl im Manövrieren wie in der Artilleriewirkung, über ihre Gegner.

Das chinesische Geschwader nahm, wie erwähnt, eine halbmondförmige Linie an, deren einer Flügel nach der Küste, der andere nach der offenen See reichte. Nachdem der Geschützkampf einige Zeit gewährt und die Nachteile dieser Formation, deren Flügel abwechselnd von den Japanern mit voller Macht beschossen wurden, ohne daß der andere Flügel am Kampfe teilzunehmen vermochte, sich erwiesen hatten, formierte Admiral Ting nach dem nach 1stündiger Dauer des Gefechts erfolgten Eintreffen der 4 zurückgebliebenen Schiffe und 6 Torpedoboote seine 14 Schiffe in einer einzigen Linie, die 6 Torpedoboote im zweiten Treffen dahinter.

Die japanische Flotte hatte unter Admiral Ito einige Tage vor der Tatong- oder Bing-Yang-Wai, welche sie nach der Auskündigung von 20 000 Mann Truppen zur Station gewählt und wofolbst sie Kohlen- und Vorrats-Magazine am Ufer errichtet hatte, geankert und verließ am 16. September früh ihren Ankerplatz mit nördlichem Kurse. Am nächsten Tage passierte sie bei Sonnenaufgang die Insel Hai Yang Tai und betam gegen 11 Uhr vormittags die Bai von Takushan an der Mandschuh-Küste in Sicht. Sie erwartete keine Begegnung mit dem Feinde und führte daher den Transportdampfer Saikio Maru mit dem mit Inspizierungen betrauten Admiral Koboyama an Bord mit sich.

Von allen Berichten über die Durchführung des Kampfes stimmen der japanische Bericht des Flagglieutenants des Admiral Ito und derjenige eines Offiziers auf chinesischer Seite — wahrscheinlich eines europäischen Ingenieurs an Bord eines chinesischen

Schiffes — im wesentlichen mit einander überein und verdienen nebst dem nur in großen Zügen gehaltenen amtlichen Bericht des Admirals Ito und einem neuesten aus Tokio datierten Bericht der „Times“ die meiste Beachtung. Nach ihnen gestaltete sich der Verlauf des Kampfes folgendermaßen: Das japanische Geschwader formierte zur Eröffnung des Geschützkampfes gegen das herannahende chinesische Geschwader 9 seiner Kreuzer in 2 Geschwader in Kiellinie mit einer beträchtlichen Intervalle hinter einander. Vier der schnelleren Kreuzer, der *Yoshino*, *Tatatsio*, *Atsuhushima* und *Naniwa*, bildeten das vorderste, das „liegende Geschwader“, dahinter folgte das Hauptgeschwader, welches aus 5 der weniger schnellen Kreuzer: dem *Matsumi*, *Tschihoda*, *Isukufuma*, *Hafidate* und *Fuso*, mit dem *Matsumi* als Admiralschiff an der Tete und Vizeadmiral Ito an Bord bestand. Die übrigen 3 Schiffe, *Hiei*, *Ataki* und der Handelsdampfer *Saikio Maru* erhielten, da sie zu langsam waren, um den Bewegungen der schnellen Geschwader unmittelbar folgen zu können, die Weisung, nicht mit den Geschützgeschwadern zu manövrieren, sondern sich außerhalb der gefährlichen Zone zurück, jedoch bereit zu erforderlichen Falls gebotener Unterstützung derselben zu halten. Das gesamte Geschwader nahm seinen Kurs in diagonaler Richtung zu der chinesischen Flotte derart, um denselben den Weg nach dem Golf von Petchili abzuschneiden, bemühte sich jedoch während des ganzen Verlaufs des Gefechts, in Anbetracht des stärker armierten und gepanzerten Gegners auf 3 km von demselben abzubleiben, eine Entfernung, die allerdings im Verlauf desselben auf 2—3 km hinabsank. Um 12 Uhr 45 Minuten wurde auf der vorerwähnten Entfernung von 3 km von der chinesischen Flotte das Geschützfeuer japanischerseits eröffnet und jedes Schiff war bald scharf engagiert, und das zuerst besonders chinesischerseits etwas wilde Feuer wurde japanischerseits bald ein sehr exaktes. Die Japaner wählten sich für den Geschütz-Angriff besonders die beiden stärksten chinesischen Schiffe, die Turmpanzerschiffe *Tschu Yuen* und *Ting Yuen*, die sich fast im Centrum der chinesischen Schlachtlinie befanden, aus. Nachdem der Geschützkampf in dieser Art und Formation einige Zeit gewährt hatte, beschloß Admiral Ito, erst den einen und dann den anderen vorgebogenen Flügel der feindlichen Flotte mit den Geschützen seines ganzen Geschwaders anzugreifen. Er behielt seine Geschwader in Kiellinie, wandte in derselben um 8 Striche nach Backbord und umkreiste nun zuerst den einen, dann den anderen Flügel der feindlichen Flotte. Zuerst wurde der Steuerbordflügel derselben von ihm mit unausgesehtem Feuer überschüttet und bei der Annäherung an die Queue die beiden äußersten Schiffe des rechten Flügels, der *Tschao Jong* und *Hang Bai*, von sämtlichen Geschützen der japanischen Flotte beschossen, wobei der erstere bald in Flammen geriet. Während dieser Bewegung der Japaner bemühte sich Admiral *Ting* durch Kursänderung von 2 zu 2 Strichen dem Gegner den Bug seiner Schiffe zuzuwenden, um die schweren Kaliber derselben mehr zur Geltung zu bringen. Als dann änderte er die halbmondförmige Formation in eine gerade Linie und von beiden Flotten wurde auf Entfernungen von 2000—3000 m etwa 1½ Stunden ein heftiger Geschützkampf unterhalten. Die Japaner konnten jedoch bemerken, daß sie weit bessere Wirkung wie die Gegner erzielten. Sehr wenige Schüsse derselben trafen, während die Japaner fast beständig gute Treffer hatten und die äußersten Schiffe des linken Flügels, der *Tsi Yuen* und der *Kwang Kai*, wurden ebenfalls schwer havariert und von ihrem Gros abgetrennt und verließen die Schlachtlinie, so gut es ging. Nach etwa 1½ stündigem Geschützkampf ging Admiral Ito mit seinen Schiffen auf 8 km Entfernung zurück, theilte seine während der Bewegungen nahe an einander gekommenen Geschwader von neuem in 2 Divisionen in Kiellinie und ging mit der aus den 7 größten Kreuzern bestehenden stärkeren Division von neuem zum Angriff auf den Gegner über. Die Linie der Flotte Admirals *Tings* war inzwischen gebrochen und unregelmäßig geworden, und es ereignete sich nun das Unerwartete, daß ein Teil der chinesischen Schiffe, 4 an der Zahl, der *Tschu Yuen*, *Tsching Yuen*, *Tsching Yuen* und *Lai Yuen*, wie berichtet wird, aus eigener Initiative und nicht auf Befehl des Admirals, die Schlachtlinie ver-

ließen und einen Vorstoß gegen die schwächere japanische Division unternahmen. Derart gliederte sich das Gefecht in 2 besondere Gruppen, und zwar führten die beiden großen chinesischen Panzer Ting Yuen und Tschu Yuen vornehmlich den Kampf mit der stärkeren Division des Gegners, indem diese dasselbe Angriffsverfahren wie bisher verfolgte und die beiden Panzerturmschiffe unter Beschließung derselben aus ihren sämtlichen Geschützen umkreiste, während dieselben jene Bewegungen durch entsprechende kleinere, so gut es ging, zu paralysieren suchten. Charakteristisch für die zielbewußte Kampfweise der Japaner war, daß sie, um nicht den überlegenen Panzern nahe zu kommen, sich bemühten, während jene sich ihnen zu nähern versuchten, auf 3000 m abzubleiben. Thatsächlich betrug die Entfernung jedoch 1500—2500 m, ein Umstand, der mit gestattete, daß die Japaner von ihren Schnellfeuergeschützen den wirksamsten Gebrauch zu machen vermochten. Obgleich die schweren Geschütze des Tschu Yuen, eines Schiffes von 7330 Tonnen, und eins der besten der chinesischen Flotte, außer Gefecht wurden, war derselbe im Stande, mit seinen übrigen und den Maschinengeschützen den Kampf bis zum Ende der Schlacht fortzusetzen. Den hauptsächlichsten Schaden erlitten die chinesischen Schiffe am Ende der Gefechtslinie. Der Yang Wei und der Chi Yuen, das 1. und 2. Schiff in der Schlachtlinie an der Vangseite, und der Chao Jung, das letzte am anderen Flügel, gingen sämtlich verloren, während der King Yuen das einzige große Schiff in der Nähe des Centrums war, welches vernichtet wurde. Der Yang Wei und der Chi Yuen wurden, da sie zu langsam waren, die ihnen bestimmten Positionen zu erreichen, obgleich ihre in den Flotten-Listen vermerkte Geschwindigkeit der Durchschnittsgeschwindigkeit der Flotte gleichkam, von der übrigen Flotte abgeschnitten und isoliert eine leichte Beute der feindlichen Geschosse. Sie gerieten in Brand und eins derselben lief auf den Strand, während das andere von einem benachbarten Schiff, welches aus dem Gefecht eilte, gerammt wurde. Der Tsi Yuen, ein Armstrongkreuzer, eins der schnellsten und leichtesten Schiffe, versuchte etwas Außergewöhnliches. Da der Signal-Apparat des Admiralschiffes zerstört war, waren die Schiffe nicht mehr in der Hand der Führung. Der Tsi Yuen, ohne Befehle, ging aus der Linie vor und versuchte ein japanisches Schiff zu rammen, welches ihm gelungen zu sein scheint, denn der Japaner begann zu sinken; allein kurz darauf begann der Tsi Yuen, wie erwähnt, von einem Nachbarschiff havariert, selbst zu sinken. Die übrigen im Kampf verbliebenen Schiffe mit Ausnahme der beiden Centrumspanzerschiffe waren dem Tsi Yuen gefolgt und gerieten mit dem nun vorgehenden japanischen 2. Treffen ins Gefecht, eins derselben verbrannte, das andere geriet in Brand, wurde jedoch gerettet.

Als der Kampf keine volle Entscheidung zu bringen schien, versuchten 2 japanische Kreuzer, gefolgt von 3 Torpedoboote des 2. Treffens, die chinesische Schlachtlinie auf der Steuerbordseite zu durchbrechen. Der Ching Yuen und der Chao Jung, die chinesischen Schiffe an diesem Ende der Linie, gingen darauf ebenfalls mit voller Geschwindigkeit vor und sollen, was von einigen Seiten bestritten wird, von den Japanern mit Torpedos beschossen worden sein, die jedoch an ihren Torpedoneben abprallten. Das Feuer der schweren chinesischen Geschütze trieb die Kreuzer in fast sinkendem Zustande zurück. Der Ching Yuen litt jedoch ebenfalls schwer durch Geschützfeuer und der Chao Jung lief auf den Strand, um den Torpedos zu entgehen, und wurde durch Granatfeuer in Brand geschossen. Auch andere chinesische Schiffe wurden schwer beschädigt und eine Diverston, welche die chinesischen Torpedoboote versuchten, erreichte nichts. Nichtsdestoweniger vermochten die Japaner, welche überall die Angreifer blieben, die chinesische Schlachtlinie infolge des Feuers der schweren Geschütze derselben nicht zu durchbrechen, um alsdann an den an der Malmündung liegenden Transport zu gelangen. Bezeichnend für die Wanderrfähigkeit der Japaner war, daß dieselben ihre Schiffe, wie dies die Regel ist, während des Kampfes in Bewegung hielten, während die Chinesen mit Ausnahme jenes Vorgehens in ihren Positionen mit dem Kurs nach dem Golf von Petschili

verblieben und sich nur wenig bewegten, wenn sie zu sehr gedrängt wurden. Der Hauptkampf wurde jedenfalls zwischen den beiden Schlachtschiffen Tschu Yuen und Ting Yuen, auf denen sich die fremden Offiziere, Major von Hannelen und andere, befanden und 9 der besten japanischen Schiffe des Haupt- und fliegenden Geschwaders ausgefochten. Es war ein Artillerie-Duell, bei dem die Japaner den Vorteil der größeren Geschwindigkeit und besseren Ausrüstung, namentlich an Schnellfeuergeschützen, hatten, und im Stande waren, ihre Distanzen zu wählen, während die chinesischen Panzer den Vorzug einer gewissen Unverwundbarkeit besaßen. Die Japaner beschossen diese Panzerschiffe fast 5 Stunden lang ohne erhebliche Wirkung. Das chinesische Flaggschiff geriet zwar gegen 4 Uhr Nachmittags so heftig in Brand, daß sein vorderer Turm das Geschützfeuer einstellen mußte; allein der Gefahr seines Verlustes wurde durch die Energie der fremden Offiziere an seinem Bord vorgebeugt. Dasselbe Geschick und dieselbe Energie an Bord der übrigen Schiffe, die thatsächlich verbrannten, würden dieselben wahrscheinlich gerettet haben.

Das Ergebnis des Kampfes war ein Triumph des japanischen Uebergewichts, der unmittelbare Verlust von 4 Schlachtschiffen, sowie später des vielfach leet gewordenen Torpedokreuzers Kwang Kai auf chinesischer Seite und die Lahmlegung der chinesischen Flotte für den weiteren Verlauf des Krieges; auf japanischer Seite wurde zwar eine Anzahl Kreuzer sehr schwer beschädigt, besonders hatte das Admiralschiff Matsushima, welches unausgeseht im Kampfe gewesen war und zahlreiche Löcher an der Wasserlinie erhalten hatte, gelitten, so daß sich Admiral Ito nach dem Hasidate begeben mußte, jedoch wurde kein Schiff eingebüßt. Das merkwürdige Gesecht zeigte auf chinesischer Seite Passivität, Mut und Feigheit in buntem Gemisch. Die Offiziere der beiden bei dem chinesischen Nordgeschwader befindlichen Schiffe des Kantongeschwaders scheinen sich durch ihr tapferes Verhalten ausgezeichnet zu haben. Vor Beginn des Kampfes hatten die Chinesen alles Holzwerk, welches entbehrlich war, die Boote und alles Brennbares und Splitter Hervorrufende vom Deck ihrer Schiffe entfernt. Trotzdem gerieten dieselben in Brand und bildete derselbe die Ursache des Verlustes zweier ihrer Schiffe und führte beinahe den Verlust zweier anderer herbei. Allein die beiden Panzerschiffe hielten wie die Mauern Stand und behielten Beobachtungstürme, Geschütz und Kumpf unverfehrt. Charakteristisch für die chinesische Flotte ist, daß die Munition auf einigen ihrer Schiffe völlig ausging. Die chinesischen wie die japanischen Berichte stimmen betreffs des Verlustes von 5 chinesischen Schiffen überein; allein sie differieren über den der Japaner. Erstere geben an, daß 3 japanische Schiffe den Schuß des Kampfes in einem derartigen Zustande verließen, daß sie hätten sinken müssen. Andererseits konstatiert der offizielle japanische Bericht, daß die japanische Flotte kein Schiff verlor; allein ein anderer Bericht giebt zu, daß, wie erwähnt, 2 Kreuzer, Matsushima und Hizei, letzterer hatte Brand an Bord, sowie das Kanonenboot Akaki, dem beide Masten abgeschossen wurden, beschädigt waren und daß der Transportdampfer Saikio Maru außer Gesecht gesetzt wurde. Die chinesische Flotte hatte einen Verlust von mindestens 1000 Mann ihrer Bemannung, die japanische nur einen solchen von 79 Toten, darunter 10 Offizieren, und 160 Verwundeten, wovon allein 120 Mann auf das Admiralschiff kamen. Kurz nach 5 Uhr nachmittags brach die japanische Flotte, da auch auf ihren Schiffen die Munition knapp wurde, das Gesecht ab und folgte der bei Einbruch der Dämmerung in der bereits innegehaltenen Richtung auf den Golf von Petchili gegen Port Arthur zurückgehenden chinesischen Flotte während der dunklen Nacht auf Kiellinie und in einer Direktion, welche es ermöglichen sollte, dieselbe abzuscheiden. Da die japanischen Schiffe jedoch, wie der offizielle Bericht Admiral Ito's besagt, genötigt waren, sich in der Nacht in beträchtlicher Entfernung zu halten, da der Feind mit Torpedoboote versehen war, so verloren dieselben den Segner aus den Augen. In der Annahme, daß die feindliche Flotte bei Tagesanbruch wieder aufgefunden werden würde, hielt das Geschwader auf Hope Sound, entdeckte sie dort jedoch nicht. Da es ungewiß schien,

ob dieselbe nicht auf ihren früheren Standort zurückgekehrt sein könnte, dampfte das japanische Geschwader wieder zum Kampfsplatz des vorigen Tages und bemerkte auch weitab den Rauch von 2—3 Schiffen, vermochte jedoch die Richtung, in der sie fuhrten, nicht zu erkennen. Der brennend auf den Strand gelaufene chinesische Panzerdeckkreuzer Yang Wei wurde hier durch einen Torpedoschuß vollends zerstört und das Geschwader lehrte zur Reparatur seiner Havarien und seinem sonstigen Retablissement auf seine frühere Station an der Tabongmündung zurück.

Es entsteht aus dem wichtigen Seegefecht, bei welchem Raummotus und Torpedos nur in verschwindendem Maße zur Anwendung gelangten, die Frage, ob die Taktik der beiden Flotten bei dem Resultat der Schlacht mitgesprochen hat, oder ob der Gewinn und Verlust einfach dem Manövrieren oder Nichtmanövrieren der Schiffe, dem wirksamen oder unwirksamen Feuer und der größeren oder geringeren Kaltblütigkeit der Führung und Bemannung zuzuschreiben ist. Seit über zwei Decennien gilt beispielsweise in der englischen Marine und anderwärts der Grundsatz, daß eine Flotte einer anderen nie in einer Formation, die sich der Linie neben einander nähert, gegenüber-treten soll, und als Grund hierfür wird angegeben, daß es zwar vorkommen könne, daß für eine gewisse Zeit die Flotte des Gegners aus Irrtum, oder um zu täuschen, in einer ähnlichen Formation vorgehen könne, wenn jedoch die feindliche Flotte den Sieg zu erringen hoffe, werde sie plötzlich ihre Schiffe in Kiellinie gegen einen Flügel oder in zwei getrennten Kolonnen in Kiellinie gegen beide Flügel der in Linie vorgehenden Flotte des Gegners formieren. Unter diesen Verhältnissen werde jedoch die Zeit der Linie der Schiffe neben einander nicht gestatten, eine Gegenbewegung auszuführen, und die Flotte in Kiellinie werde einen oder beide Flügel des Gegners passieren und Schiff für Schiff ihr Feuer auf denselben oder dieselben abgeben, während das gesamte Feuer der Schiffe in Linie neben einander, bis auf dasjenige der Schiffe am äußersten rechten und linken Flügel, von den eigenen Schiffen gehindert werden. Es scheint, daß die Japaner ihre ersten Vorteile durch Befolgung dieser Taktik insofern errangen, als sie die beiden Flügel der halbmondsförmigen chinesischen Schiffslinie nebeneinander einen nach dem anderen mit dem vollen Gewicht ihrer Geschütz Wirkung beschossen, während die Chinesen in der schwerfälligen Linie formiert blieben und so von ihrem Geschick ereilt wurden. In sachmännischen Kreisen wird dieser Fehler der Chinesen sehr getadelt, allein man erinnert sich nicht, daß, als Admiral Tegethoff dieselbe Formation, bis auf die Neigung unter geringem Winkel, welche der chinesische Admiral Ting annehmen ließ, anwandte, nichts Unrichtiges darin erblickt wurde. Die aus dem Gesamtkampf bei Lissa geschöpfte Lehre scheint daher bezüglich dieses Punktes eine nur dem Augenblick entsprungene zu sein. Da die leicht geneigte Linie neben einander bei Lissa siegreich war, wurde sie empfohlen, da sie am Yalu offenbar mit zur Niederlage führte, wird sie verdammt. Man ist, bemerken sachmännische Autoritäten, in der Gefahr, auf Grund nicht völlig überlegter Motive, sondern dem Instinkt des Augenblicks folgend, in der Annahme, daß das, was Erfolg hatte, richtig, und das, was mißlang, unrichtig sei, zu billigen oder zu verdammen. Tegethoffs Fehler blieb ungeahndet, weil die Italiener ihn nicht zu benutzen verstanden. Der Fehler Admiral Tings blieb dagegen nicht ungestraft, da der japanische Admiral ihn aus der Theorie erkannte oder instintiv begriff, wie er ihn zu seinem Vorteil ausnutzen konnte. Er verzichtete auf das Bugfeuer und die dasselbe allein gestattende Linie neben einander und ihr verwandte Formationen, in Anbetracht der Gefahr, welche diese Formation in sich schließt.

In Verfolg des hochinteressanten Seetrefens verfehlten Studium und Kritik nicht, sich mit den aus ihm abzuleitenden Folgerungen auf das eingehendste zu beschäftigen, und man begann vielleicht in taktischer Hinsicht etwas verfrüht, das Facit aus den Erscheinungen des Kampfes am Yalu zu ziehen. Zwei Richtungen stehen sich bei dem ersteren bis jetzt noch unermittelt gegenüber. Die eine erblickt in der hohen artilleristischen Ausbildung und Artilleriewirkung, namentlich im vorliegenden Falle in der Verwendung


der Schnellfeuergeschütze, sowie der gut gewählten Angriffsformation und der höheren Geschwindigkeit der Schiffe der Japaner und dem Geschick, mit welchem letztere Eigenschaft von Admiral Ito ausgenutzt wurde, die Hauptfaktoren zum Siege und betrachtet die Panzerung nur als einen allerdings höchst wünschenswerten und gebotenen, jedoch in zweiter Linie stehenden Faktor, sie ist für die Vermehrung der raschen und stark armierten Kreuzer, und Autoritäten ersten Ranges, wie die Admirale Werner und Sterned, haben sich der Tagespresse zufolge in diesem Sinne ausgesprochen. Manche wünschen selbst auf Grund der Ereignisse die Schaffung und Bewilligung einer ganzen Kreuzer-Flotte. Dieselben scheinen Kreuzer in Schlachtlinie für geeignet zu halten, eine Linie von Schlachtschiffen zu bekämpfen, vielleicht sie derselben überlegen zu crachten. In englischen Fachkreisen weist man jedoch andererseits mit Recht darauf hin, daß vor Abschluß der ganzen Frage vor allem der relative Wert der beiderseitigen Schlachtschiffe und Kreuzer, die sich im Gefecht mit einander befanden, in Bezug auf die Konstruktion ihrer Schiffskörper, ihre Panzer, ihre Ausrüstung und auf ihre nicht nur nominale, sondern thatsächlich vorhandene Geschwindigkeit geprüft und festgestellt werde und zugleich der verschiedene Stand der Ausbildung und Kriegstüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften beider Flotten sorgfältig in Rechnung gestellt werden müsse.

Das, was über die Schlacht bekannt wurde, reiche, meint man, wenn auch in manchen Einzelheiten sich widersprechend, hin, um zu beweisen, daß das japanische Kreuzergeschwader sowohl an Kriegsvorbereitung, wie an Fähigkeit seiner Führung, daselbe im Gefecht zu verwenden, dem undisziplinierten chinesischen Geschwader weit überlegen war. Andererseits waren einige chinesische Schiffe, denen nach den Gefechtsberichten die wichtigste Rolle zufiel, als Schlachtschiffe betrachtet, unbedeutend oder mehr oder weniger veraltet, während einige der japanischen Kreuzer die besten Typen ihrer Gattung repräsentierten. Geschwindigkeit, Manövrierfähigkeit, artilleristische Ausbildung und die Schnellfeuergeschütz Wirkung der Elemente, welche die japanische Flotte wesentlich begünstigten, und diese Ueberlegenheit verbanke sie ihrer besseren Organisation und nicht dem Zufall. Daß Geschwindigkeit von großer Bedeutung für kämpfende Schiffe sei, bemerkt man, müsse zugegeben werden; allein jedes Schiff, es sei für den Krieg oder für den Handel bestimmt, repräsentiere einen Kompromiß verschiedener, einander widersprechender Forderungen, wie z. B. starke artilleristische Armierung und Panzerung bei genügender Beweglichkeit. Das englische Schiff *Caledonia* sei z. B. schneller als der *Royal Sovereign*; allein keine Nation vermöchte ihren Anspruch auf maritime Ueberlegenheit auf eine Flotte von Schiffen der *Caledonia*-Gattung zu stützen, wenn ihr eine Flotte mit einem starken Kern von Schlachtschiffen, unterstützt durch zahlreiche Schiffe der *Blenheim*, *Gibraltar*, *Astraea* und *Havoc*-Klasse mit Torpedoboosten gegenüber zu treten vermöchte. Die Schlacht am Yalu habe die außerordentliche Bedeutung des Geschützfeuers gegenüber der thatsächlichen Nichtverwendung des Sporns und der verschwindenden der Torpedos zum deutlichen Ausdruck gebracht. Es sei jedoch unrationell, ungebührliches Gewicht auf die Ergebnisse einer vereinzelter Erfahrung zu legen; allein es sei wahrscheinlich vollkommen richtig, daß, wie die gewissenhaftesten Marineschriftsteller des letzten Jahrzehnts laut erklärt hätten, das Geschützfeuer in den Flottenkämpfen der Zukunft zweifellos die herrschende Macht bilden werde, wie dies auch in früheren Kriegen der Fall gewesen sei. Für ein wirksames Geschützfeuer sei jedoch Stabilität des Decks eine Notwendigkeit, und die Größe des Schiffes allein vermöge dieses Moment zu bieten. Es sei falsch, zu behaupten, daß ein Kreuzer von beschränkten Dimensionen in See stetiger sei wie ein Schlachtschiff von doppeltem Tonnengehalt; denn das von dem letzteren in Lagen geführte Gewicht, welche die Stabilität veränderten, stehe in keinem Verhältnis zu dem von dem ersteren geführten. Dieses Gewicht erhöhe jedoch zugleich die Offensiv- und Defensivstärke des Schlachtschiffes. Die Ausdauer in der Durchführung des Kampfes und die Unbeschädigtheit der beiden chinesischen Panzerschiffe im Centrum der Schlachtlinie hat die Richtigkeit dieser Behauptung

zunächst für die Defensivse bewiesen. Diese Erwägungen stehen jedoch nicht im Zusammenhang mit speciellen Einzelheiten, wie z. B. der Zweckmäßigkeit, Schiffe mit vorwiegendem Bugfeuer auszustatten, was vielleicht erwünscht erscheinen könnte. Das Gefecht einzelner Schiffe und dasjenige ganzer Flotten verlangt möglicherweise besondere Erwägungen; allein aus dem Kampfe am Yalu-Fluß scheint aus den Evolutionen der beiden chinesischen Geschwader hervorzugehen, daß das Breitseitenfeuer die überwiegende Wirkung hatte und das Bugfeuer unsicher und nur in den ersten Stadien des Kampfes anwendbar war.

Uebrigens bestehen manche andere Fragen. Die Ansicht einer Gruppe geht dahin, daß hohe Türme vorteilhaft seien, während von anderer Seite bezweifelt wird, ob ihr eventueller Vorteil die von ihnen bedingte sichere Vereinigung der Stabilität zu kompensieren vermag. Einerseits ist man der Ansicht, daß viele Schnellfeuergeschütze für Offensivzwecke wenigeren und starken Geschützen überlegen seien; allein die darüber bestehenden Ansichten können nur auf theoretischer Basis Begründung finden, da demonstrative Beweise in dieser Hinsicht zur Zeit noch fehlen. Alles in allem, wird bemerkt, seien, obgleich die Schlacht am Yalu der Welt einige Thatfachen geliefert habe, noch mehr derselben ins Dunkel der Zukunft gehüllt, und vermöchten dieselben nur auf Grund der praktischen Erfahrungen des nächsten Seekrieges eingehend beurteilt zu werden. Die vorstehende Warnung von seiten der Fachmänner der ersten Seemacht der Welt vor Ueberstürzung in den aus der Schlacht am Yalu zu ziehenden Folgerungen und das Aufschieben der abschließenden Präcisierung derselben, bis alle Vorgänge jenes Kampfes mit Sicherheit festgestellt sind, vermag unseres Erachtens nur als eine höchst beherzigenswerte zu erscheinen.





Eine Turnfahrt im heiligen Lande.

Von

H. Koenigs,

Blatter in Oberwallmenach.

Es ist ein Städtchen in deutschen Landen, berühmt, wie ein gewisses Lehrbuch der Geographie schreibt, durch Speck, Schinken, Pumpernickel und ein christliches Gymnasium. Ich bin überzeugt, den meisten Lesern dieser Blätter ist es nicht unbekannt. Ja, ich vermute, viele unter ihnen haben einst selber jenes Gymnasium besucht und sich dazu fleißig durch den Genuß der drei vorgenannten Gegenstände gestärkt. Die werden gewiß mit mir in herzlichster Freude und Dankbarkeit der daselbst verlebten Jahre gedenken. Und eine der schönsten und liebsten Erinnerungen wird ihnen, wie mir, so manche fröhliche Turnfahrt sein, die je und dann den Ernst der Arbeit unterbrach. Was für eine gehobene Stimmung entstand doch immer in allen Klassen von Sexta bis Oberprima hinauf, wenn das Gerücht erscholl: nächste Woche ist Turnfahrt! Wie ungeduldig sehnte jedermann den Tag herbei! Wie leuchtete durch die Nacht von Cäsars blutigen Kriegen und Sophokleens ergreifenden Tragödien so tröstlich das milde Sternlein „Turnfahrt“! Wie eifrig wurden täglich Wind und Barometer befragt! Wie erdröhnten Güterslohs Mauern von den vorbereitenden Klängen der Hörner und Fäden und Trommeln! Mit welcher Liebe sehnten die Primaner ihre Wanderpfeifen in stand! Und endlich war der große Tag gekommen, und beim freundlichen Schein der Morgensonne, bei Trommelschall und Hörnergeheul ging's hinaus in die frische, freie Natur, nach Stromberg oder Tatenhausen oder wie sonst die Edelsteine jenes Gaues heißen. Doch ich will mich nicht weiter in die Schilderung dieser schönen Tage vertiefen; wer sie miterlebt hat, kennt ja ihren Verlauf. Und wer nicht den hohen Vorzug hatte, eine Turnfahrt in Gütersloh mitzumachen, der wird's anderswo gethan und sich dabei nicht weniger gefreut haben.

Dagegen will ich meine verehrten Leser im Geiste teilnehmen lassen an einer Turnfahrt, die ich einst weit, weit von Güterslohs Fluren habe mitmachen dürfen, an einer Turnfahrt im heiligen Lande. Zwar es wird sie manches dabei recht seltsam anmuten, und manches werden sie belächeln und vielleicht den Namen „Turnfahrt“ für jenes Erlebnis nicht recht gelten lassen wollen. Aber eine echte, rechte Turnfahrt ist es doch gewesen, den lehrenden und lernenden Deutschen Jerusalems zur Uebung des Leibes und Erfrischung des Geistes unternommen. Und was die vielerlei Unterschiede von einer heimischen Turnfahrt betrifft, so sind die eben in den Verhältnissen der dortigen Gesellschaft, des Landes und Klimas begründet.

Zunächst wäre nun Einiges zu sagen über die Teilnehmer jener Turnfahrt, die im wesentlichen aus dem Personal der deutschen Schule zu Jerusalem bestanden. Diese Schule ist eine vortreffliche Einrichtung. Sie umfaßt alle Kinder der deutschen und einige der englischen Gemeinde vom 6. bis zum 13. oder 14. Jahre, außerdem einige Missionskinder aus verschiedenen Orten des Landes. Das waren zu meiner Zeit zwar nicht viele, nicht ganz 30, und sind auch heute kaum mehr. Aber dieser kleinen Zahl standen 5 Lehrkräfte zur Verfügung. Ich stelle vor: 1) der Hülfsprediger und Leiter der Schule Dr. phil. L.; 2) und 3) der Lehrer P. und seine den Handarbeitsunterricht erteilende Frau; 4) Fräulein F., in neueren Sprachen wohlverfahren; 5) meine Wenigkeit, mit den üblichen Kenntnissen eines Kandidaten der Theologie versehen. Von diesen zahlreichen Lehrbefähigten konnten die paar Kinder natürlich ungeheuer viel lernen; einige thaten's auch. Selbst bis zum Griechischen vertieften sich zwei Buben, und Arabisch brachten die Kinder schon von Hause mit, so daß im ganzen sechs Sprachen gesprochen oder wenigstens geübt wurden. Und das greift an, zumal bei der Hitze, die dort auch im Frühjahr schon oft einen hohen Grad erreicht. Also kann sich niemand wundern, wenn wir zuweilen das Bedürfnis nach einer Erholung, also nach einer Turnfahrt, fühlten. So geschah es denn auch Ende März 1885. Der Schluß des Wintersemesters stand vor der Thür; wir hatten uns während desselben redlich geplagt und meinten, uns diesmal wohl durch einen größeren Ausflug belohnen zu dürfen. Da die Eltern der Kinder damit einverstanden waren, wurden Jordan und Totes Meer zum Ziel gewählt. Ein schwäbischer Bitar, der auf einer Studienreise begriffen war, und 3 deutsche Damen, Angehörige unserer Kinder, baten, sich anschließen zu dürfen, was ihnen selbstverständlich gern gewährt wurde. Dazu also kamen wir 3 Lehrer und 2 Lehrerinnen und von den Kindern, Knaben und Mädchen, alle, die sich den Anstrengungen der Reise gewachsen fühlten bezw. geführt wurden, vom 9jährigen Bublein an; außerdem 2 arabische Dienerinnen und etwa 6 Diener zur Besorgung des Gepäcks und der Reittiere. Denn natürlich zu Fuß kann man im heiligen Lande keine Turnfahrten, wenigstens keine weiteren, machen, und was man unterwegs verzehren, desgleichen das Hans, in dem man ruhen will, muß alles mitgenommen werden. Daher geht's ohne großen Troß nicht ab.

Es war ein buntbewegtes Bild, das die Halle unserer Schule und der Platz vor derselben an jenem Frühlingmorgen boten. Der Sänger der Fahrt schildert dasselbe folgendermaßen:

„Kaffe, Efel, Käufertiere,
Flaschen, voll von Wein und Biere.
Beste, Federn, Gestreider,
Koffer, Churdsch*), deren Leiber
Angefüllt mit schönen Dingen,
Die dem Wäden Stärkung bringen:
Kaffee, Thee und Chokolade,
Kuchen, Brot und Karmelade,
Fleischkonserven und Chinin,
Und was sonst noch nützlich schien,
Leib und Seele d'ran zu haben, —
Damen, Herren, Mädchen, Knaben —
Alles dieses konnt' man sehn,
Sei es liegen oder stehn,
Sei es hängen oder sitzen,
Dort, wo sonst die Kinder schwoipen
In der Schule heil'gen Hallen
Oder auch davor. Und allen
Ist das Herz an Freuden reich,
Denn zum Jordan will man gleich.
Darum dieser große Trubel,
Darum überall der Jubel,
Nachen überall und Scherz.“

*) arabische Satteltaschen.

Und die liebe Sonne schmunzelte so freundlich vom Himmel herab, an dem sie eben aufgestiegen war, und freute sich mit den fröhlichen Menschen. Es dauerte nun natürlich geraume Zeit, bis alles Sattelzeug in Ordnung gebracht war, alle dienstbaren Geister, wie das dort Sitte ist, ihrem Herzen in lieblichen Verwünschungen Luft gemacht, jeder Gegenstand seinen Vergeort und jeder Mensch sein Tier gefunden hatte. Aber endlich kam man doch zum Ziel, und nun setzte sich der Zug in Bewegung. Den Vortrab bildeten die mit Betten, Teppichen und dem schweren Gepäd beladenen Maultiere, dann folgten in einiger Entfernung zunächst zwei von uns Herren zu Pferd, darauf die Schar der sämtlich mit Feln, aber lustigen und zum Teil recht wilden, Feln behafteten Damen und Kinder, endlich als Nachhut wieder zu Pferd die beiden anderen Herren. So waren unsere Schutzbesohlenen gut bewacht, daß keiner voreilen noch zurückbleiben konnte. Immerhin hatten wir, um der Vorsicht die Krone aufzusetzen, auch einen gewaffneten Beschützer mitgenommen, einen Sohn des Beduinen-Schöchs von Abu Dis, dessen Familie das alte Wohnheitsrecht besitz, alle Reisenden zum Jordan zu begleiten, natürlich gegen mäßige Bezahlung; früher besaß sie auch das Recht, diejenigen, die auf ihren Schutz leichtsinnig verzichteten, unterwegs gründlich auszuplündern. Es war ein schöner, freundlicher Mann, dieser Wüstensohn; er suchte an gelegentlich unsere Unterhaltung und erfreute uns durch Ausführung von allerhand kunstvollen Reiterstücklein auf seinem edlen arabischen Vollblut.

Unser Weg führte zunächst an der Stadtmauer Jerusalems entlang ins Thal Josaphat hinab, dann jenseits den Delberg umziehend nach Bethanien hin, das jetzt Lazarus zu Ehren den Namen el-Msarie trägt. In munterem Trabe ging's dahin durch die wundervolle Frühlingslandschaft in ihrem bunten Blumenkleid, von der hellen Morgensonne bestrahlt. Doch kaum hatten wir Bethanien hinter uns, da ereignete sich ein betrübender Unfall. Meinem Kollegen P. ging unverlebens der mutige Renner durch und strebte hartnäckig in mächtigen Sprüngen einen steilen Abhang zur Seite des Berges hinauf. Großes Entsetzen allerseits, ein vielstimmiger Schrei, ein Sturz — und Roß und Reiter rollten vereint den bösen Abhang wieder herunter vor unsere Füße hin. Die unvernünftige Kreatur kam mit dem bloßen Schreck davon, während ihr armer Herr eine ziemlich Verletzung im Rücken erlitt. Doch war er opfermütig genug, seinen Schmerz zu verbeißen und die Reise mit uns fortzusetzen, um unsere Freude nicht zu stören; nur mußte er sein unruhiges Roß jetzt mit einem sanften Esel ein vertauschen. Uebrigens haben auch die Esel im Lauf der Reise noch manchen Reiter und manche Reiterin nach vorn, nach hinten und zur Seite abgeworfen — sie besitzen hierin eine staunenswerte Fertigkeit —; indes hat sonst niemand Schaden genommen.

Nachdem jedermann dem Gestürzten sein Mitleid ausgesprochen und die Gemüter sich einigermaßen beruhigt hatten, ging's weiter. Die Gegend nahm bald einen weniger freundlichen Charakter an, die Vegetation wurde dürftiger, Sand und Fels gewannen die Herrschaft. Immerhin fehlte es nicht an Abwechslung. Es begegneten uns lange Büge prachtvoller, edler Kamele aus dem Ostjordanland, wie man sie in Jerusalem selten sieht, bedächtig im Gänsemarsch einhertrollend. Die Kinder übten sich in allerlei Künsten, wie z. B. rückwärts auf ihren Feln sitzend zu traben und zu galoppieren oder nach zwei Seiten zugleich hinunterzufallen. Da ein zweites Mißgeschick. Unser kleinstes Bublein fing plötzlich auf seinem Esel zu schluchzen, dann laut zu weinen an: es hatte Leibschmerzen bekommen. Tiefes Erbarmen beschlich uns alle, aber da war nun nichts zu machen, wir mußten der Zeit die Heilung überlassen. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir gegen 10 Uhr den Chan Hadrû, angeblich jene in der Geschichte vom „Warmherzigen Samariter“ erwähnte Herberge. Sie besteht in der Hauptsache aus einem großen, von uralter Mauer umschlossenen Hof; im Eingang sind an diese Mauer einige kleine Zimmer angebaut, die dem Herbergsvater, der natürlich nichts als Kaffee verzapft, Wohnung und den Gästen Schutz vor Regen und Sonne bieten. Wir ließen uns jedoch im Hof, im kühlen Schatten der Mauer, nieder, wo der Wirt uns vorsorglich

Rohrmatten ausgebreitet hatte, und nun war's unser erstes Anliegen, das Bublein mit den Leibschmerzen zu beruhigen. Die mildesten und freundlichsten Trostworte wurden hervorgehoben, Kuchen, Kaffee, Pflastermilch, Hoffmannstropfen und ähnliche Hausmittel in buntem Gemisch angewandt — alles umsonst, die Schmerzen blieben und das Bublein schrie. Verzweifelt saßen und standen wir da. Endlich erschien als Retter in der Not unser Beduine. Nachdem er sich das deutsche Geschrei hatte verdolmetschen lassen und also den Thatbestand erkundet, fuhr er wie der Blitz auf den tödlich erschreckenden Kleinen los und versetzte ihm einen kräftigen Kniff in den schmerzenden Körperteil. Und siehe, das Bublein sprang auf, frisch und lustig, und der Schmerz war wie weggeblasen und lehrte nie mehr wieder. Wir aber waren wie versteinert über diese wunderbare Kur unseres listig lächelnden Naturarztes, und nachdem wir ihm unsere dankbaren Herzen ausgeschüttet, gingen wir guten Mutes an die Befriedigung unserer leiblichen Bedürfnisse.

Binnen kurzem war dieser Zweck erreicht. Beim Duft des Koffa und dem Brodeln der Wasserpfeife ward noch ein Stündlein gemütlich verplaudert, dann umklammerten wir von neuem unsere Tiere und ließen uns weiter tragen. Mittlerweile war's gewaltig heiß geworden, so daß den Eseln die Lust des Springens und Abwerfens verging und der Menschen Gespräche verstummten. Jedermann dachte in seinem Herzen: o wären wir am Ziel! Aber noch manchen Hügel hinauf und hinab führte die felsige, schattenlose Straße. Erst als die Sonne uns 2 1/2 Stunden lang völlig ausgeglüht, erspähten wir von einem Abhang aus unten tief zu unseren Füßen die liebliche Oase Jericho. Das war eine Weide für die schmerzenden Augen, mitten in der trostlosen Einöde dieses köstliche, im saftigsten Grün prangende Oval mit seinen ragenden Bäumen und rieselnden Bächlein, die wir freilich vorerst nur vermuten konnten, und dazwischen hineingestreut einzelne weiß schimmernde Steinhäuser. Da saßte Mensch und Tier frischen Mut, und nun ging's in lausendem Galopp, der alle Schranken der Marschordnung nicht bekümmert um die Gefahren des meist recht schlechten Weges, hinab in die Ebene. Bald war unser Ziel, die am Nordrande der Oase liegende Sulfansquelle, erreicht; von den Christen wird sie Elisaquelle genannt, weil es nach der Tradition dieselbe ist, die einst Elisa durch Hineinwerfen von Salz trinkbar gemacht hat. Von einem schönen Feigenbaum beschattet, sprudelt aus den Steinen klares Wasser in Fülle hervor, in dem sich muntere Fischlein tummeln. Ringsum zahlreiche Trümmerhaufen, die Reste der alten Stadt Jericho, und an das Bächlein sich anschließend Garten an Garten, zwar schlecht gepflegt, doch in herrlichster Vegetation prangend. Dort, einige Schritte von der Quelle entfernt, waren von den sorglichen Dienern, die unterwegs nicht gerastet hatten, unsere beiden hübschen Zelte bereits aufgeschlagen und mit den verschiedenen Koffern und Taschen möbliert, so daß wir unsere Vorräte nur auszapfen brauchen und dann gleich mit dem Mittagessen beginnen konnten. Natürlich war alles kalte Küche, und als Unterlage für die Tafelnden sowie als Tafel dienten lediglich Teppiche und Koffer. Aber es war ein höchst vergnügliches Mahl, bei dem mancherlei lustiger Tauschhandel getrieben wurde; auch an Getränken war kein Mangel, feurriger Jerusalemswein, biederer deutsches Bier, köstliches frisches Quellwasser labten die Durstigen, und über einem schnell entzündeten Feuer wurden Kaffee, Thee und Chokolade bereitet. Wer jedoch nachher etwa nach einem Mittagesschläfchen sich gesehnt hätte, wäre bitter enttäuscht worden. Nein, es gab gleich ernste Arbeit. Unsere Damen und Mädchen nahmen das Geschäft des Spülens auf sich, während wir Männer und Knaben ihnen dienstfertig das Geschirr zur Quelle hin und wieder ins Zelt zurückertrugen.

Unterdes war's 5 Uhr geworden, die Sonne ließ ihr häßliches Brennen sein, und wir schwärmten hinaus in die umliegende Gegend. Da wurden von Jung und Alt allerlei schöne kindliche Spiele getrieben, bei denen man seine geistige Schlaubeit und körperliche Gewandtheit zeigen konnte, wenn man welche hatte, und die Kinder waren alle so froh und munter, als wären die Strapazen des Vormittags gar nicht gewesen.

Nach dem Abendessen aber sammelte man sich im Freien vor dem Herrenzelt zu einem großartigen Vokal-Konzert; denn die edle Sangeskunst wurde in unserer Schule sehr gepflegt, und wir verfügten über tüchtige Kräfte. Materisch gruppiert lagen und saßen wir da auf unseren Teppichen und Sätteln, chinesische Papierlaternen baumelten an den Zeltstangen, Linde Lüfte kühlten die Stirn und der Mond des Orients übergoß alles mit seinem zauberhaften Lichte. Zwei- bis vierstimmig sandten wir unsere Lieder zu ihm empor, und mancher Schafal stimmte heulend, manche Hyäne lachend mit ein. Ringsum aber gurgelten unheimlich die Wasserperleisen der Araber, und auch aus ihrem Munde erscholl in unseren Pausen wohl ein melancholisches Lied. Kurzum es war ein Konzert, wie schon oben gesagt, einfach großartig, und es wollte schier kein Ende nehmen. Doch schließlich mußten wenigstens wir Menschen aus Vernunftgründen uns von der Mitwirkung zurückziehen, denn der folgende Tag sollte neue, große Anstrengungen bringen. Jerichos Dorf fuhr, wenn's eine Gabe, hätte gerade halb 11 geschlagen, da erging das Kommando: zu Bett. Nach Möglichkeit wurde ihm gehorcht, indem jedermann sich in sein Zelt verfügte und sich dort auf einem Stücklein Teppich niederließ, als Kopfstützen wieder seinen Sattel benutzend. Zum Zudecken genügte vollauf die warme Frühlingsluft. Aus der Vogelperspektive muß es ein ganz reizender Anblick gewesen sein, wie da die Schläfer alle in strahlenförmiger Anordnung, die Füße am Centrum, den Kopf an der Peripherie des Zeltkreises, lagen. Die Weichheit des Lagers ließ zwar zu wünschen übrig, doch half bei den meisten die Müdigkeit bald über diesen Umstand hinweg. Nur im Damenzelt dauerte es sehr, sehr lange, bis die Ruhe eintrat, was jeder begreiflich finden wird. Auch mich selbst floh der Schlaf zunächst noch. Der wundervolle Mondschein lockte zu mächtig, behutsam stieg ich über meine schlummernden Nachbarn hinweg und eilte hinaus auf einen kleinen Hügel in der Nähe, wo ich noch eine Zeit lang saß, in Erinnerungen versunken an Jerichos große Vergangenheit; mit denen will ich jedoch meine Leser nicht ermüden. Gegen Mitternacht kam ein wohlwollender Araber und schenkte mich hinein, indem er auf die Gefährlichkeit der stehenden Strahlen des „Vaters der Nacht“, wie die Leute dort den Mond nennen, hinwies. Bald that dann auch an mir Morpheus seine Schuldigkeit.

Die Schilderung des folgenden Tages beginnt der Sänger mit den Worten:

„Fröhlich kann bei Tagesgrauen
Man schon alle wieder schauen,
Wie sie einer nach dem andern
An der frischen Quelle wandern,
Das Gesicht sich abzutücheln
Ober Tassen auch zu spülen,
Kaffee trinkt man mit Begier,
Dann springt jeder auf sein Tier.

Und die Reise geht nun weiter.
Sonne lacht vom Himmel heiter,
Vöglein sprudelt, Blümlein blüht,
Vöglein singt sein Morgenlied.
Gärten, Felder sätzig grün,
Und er-Niha*) mitten drin,
Schmutzig zwar und nicht aus Wehm,
Doch — im ganzen — wunderschön.“

Ja, ein armes, elendes, schmutziges Dorf, dieses heutige Jericho, mit höchst bettelhaften Bewohnern. Aber wie's so dalag, halb versteckt von der Bäume frischem Grün und umrahmt von feinen üppigen Gärten — ich kann mir nicht helfen, der Sänger hat recht, „doch im ganzen wunderschön“. Der Länge nach von Nord nach Süd durchquerten wir die liebliche Oase und kamen zuletzt noch an einem der wenigen ordentlichen Häuser, dem russischen Pilgerhospiz, vorbei, sowie an einem alten zerfallenen Turm, „Haus des Bachäus“ genannt, der eine kleine türkische Militärwache beherbergt. Dieselbe liegt den ganzen Tag im Schatten eines prächtigen Baumes und raucht, weil sie nichts anderes zu thun hat. Dann änderte sich mit einem Male das Bild, und wir befanden uns wieder in der Wüste. Soweit man sehen konnte, nichts als Sand und Steingeröll, mit allerlei bösem Dornestrüpp durchzogen, in dem zuweilen ein Gestein hüßlos stecken blieb, weil die Dornen sich in seiner Reiterin Kleidern festgebissen hatten.

*) Arabischer Name für Jericho.

Doch auch Dornen und Steine schwanden allmählich und es blieb nur noch der Sand. Damit hatten wir eine herrliche Bahn für ein Wettrennen gewonnen, das alsbald in Scene gesetzt wurde. In tollem Jagen fauste der ganze Zug dahin, manches mutige Gelein blieb lange Zeit trotz seiner kurzen Weichen unseren Rossen zur Seite; auf die Dauer allerdings behielten diese natürlich doch den Sieg. Plötzlich fand die Luft ein jähes Ende; denn einer unserer Huben, der sich etwas von uns entfernt hatte, erhob ein klägliches Geschrei. Erschrocken schauten wir nach ihm hin — und siehe, er lag ganz ruhig und unverletzt auf seinem Gel, dieser jedoch steckte fast bis an den Hals in einem Sumpf und konnte außer den Ohren kein Glied mehr regen, so fest hielt ihn die zähe Masse. Raslos standen wir vor diesem Jammerbild; unsere Araber aber schafften, nachdem sie mit Mühe ein fürchterliches Gelächter bezwungen, alsbald Hülfe. Zwei von ihnen stiegen todesmutig in den Sumpf hinein und trugen zuerst das Büblein, darauf an Schwanz und Ohren den Gel vorsichtiglich aufs feste Land zurück. Nun übertam auch uns alle ein großes Lachen, denn das Aussehen der beiden Geretteten spottete jeder Beschreibung. Zum Glück trocknete die Lehmkruste schnell an der glühenden Sonne und ließ sich dann ganz leicht abschälen.

Gegen 9 Uhr erreichten wir das Tote Meer. Schon lange hatte es sich angekündigt durch eine weißliche Sandkruste, die den Sand bedeckte, und einen starken See- geschmack auf unseren Lippen. Von dem schauerlichen Eindruck, den es nach manchen Reiseberichten machen soll, konnten wir nichts entdecken; uns erschien es nur erhaben und großartig. Es ist eine gewaltige Wassermasse, 8 Quadratmeilen bedeckend und an einzelnen Stellen eine Tiefe von 400 m erreichend, in weitem Bogen umschlossen östlich von den prächtigen Moabiterbergen, westlich von den Anstauern des Gebirges Juda. Millionen kleiner Wellen, vom leisen Morgenwind bewegt, glitzerten und funkelten im Sonnenschein. Das Wasser war wunderbar klar und von herrlicher tiefblauer Farbe; aber — in sich hat's die Hölle. Einer von uns, der sich durch den Schein verführen ließ und daheim sich rühmen wollte, er habe aus dem Toten Meer getrunken, bezahlte diese Titteltel mit einer Viertelstunde peinlichsten Unwohlseins und fand nicht einmal Mitleid. Wir anderen begnügten uns mit dem Geschmack eines Tropfens, den wir auf der Zunge zergehen ließen; das muß man nämlich, weil das Wasser dickflüssig ist wie Oel. Am Ufer lagen viele Baumstämme und Aeste, die der Jordan in den See geführt; hier von den Wellen wieder aufs Land geworfen, glichen sie in ihrem weißen Salzüberzug den Kadavern gesallener Tiere. Tier- und Pflanzenleben ist natürlich in diesem Boden und in dieser Luft unmöglich — und doch nicht ganz. Nahe am Ufer sahen wir nämlich in verschiedenen kleinen Wassertümpeln eine Art Schilfrohr wachsen. Gern hätten wir nun der Salzsäule, die einst Lots Weib gewesen sein soll, einen Besuch abgeflattet. Aber die steht bekanntlich am Südbende des Toten Meeres, und dahin bringt kein Europäer ohne Lebensgefahr; man hat dort eine Temperatur von 52° R. beobachtet. Schon hier im Norden hielten wir's vor Hitze nicht lange aus. Doch ein Bad wenigstens mußte noch genommen werden. So wurde der weibliche Teil der Gesellschaft weitergeschickt zu unserem nächsten Lagerplatz, der Jordanbrücke, drei Stunden flusshaufwärts. Dann begann ein fröhliches Schwimmen. Zwar das sich fettig anfühlende Wasser war an sich höchst widerwärtig, aber interessant wurde die Sache dadurch, daß man in ihm beim besten Willen nicht untergehen kann, sondern einfach schwimmen muß, auch ohne ein Glied zu regen. Das Wasser ist eben viel schwerer als der menschliche Körper. Abzutrocknen brauchte man sich nachher kaum; das Wasser erhärtete, wenn man so sagen darf, an der Sonne sofort zu einer Salzschiicht, und wir glichen nun in der Farbe durchaus der Sandwüste um uns her und fühlten uns sehr unbehaglich. Dagegen war nichts weiter zu thun, als daß wir schnell die Kleider überwarfen, uns auf unsere Tiere schwangen und dem Jordan zujagten, um in dessen Fluten uns wieder in Menschen zu verwandeln. Aber eigentlich angenehm war das Baden auch hier nicht; man mußte sich zu sehr in acht nehmen, nicht von dem Strome fortgerissen zu werden,

der durch sein starkes Gefälle eine gewaltige Kraft besitzt. Immerhin fühlten wir uns durch das Bad, das uns von dem bösen Salz befreite, recht erquickt und konnten unseren brennenden Durst stillen. Obwohl das Jordanwasser trübe und lehmig aussah, mundete es uns doch vortrefflich. Die Tradition verlegt an diese Stelle die Taufe Jesu durch Johannes. Um die Osterzeit wird sie von Tausenden russischer und griechischer Pilger aufgesucht, die, meist mit ihrem Sterbehemde bekleidet, unter Herzsagen des Glaubensbekenntnisses ein Bad nehmen, dem sie wunderbare Kräfte zuschreiben. Damals fanden wir den Ort jedoch ganz menschenleer.

Nach kurzer Rast im dichten Schatten des den Jordan umsäumenden Buschwerks machten wir uns wieder auf den Weg, unseren Damen nach. Wir hatten in weiser Vorsicht einen der Diener als Führer bei uns behalten, nachdem er seine Lichtigkeit zu diesem Amt mit den heiligsten Versicherungen beteuert hatte. Er brachte uns auch richtig bis zu dem 20 Minuten weiter nördlich gelegenen, etwas vom Jordan entfernten St. Johanniskloster, dessen Geschichte möglicherweise bis ins 4. Jahrhundert hinaufreicht. Aber hier war seine Wissenschaft zu Ende. Er führte zwar noch, doch nur in ein ungeheures Labyrinth von Mergelhügeln hinein, wo's weder Weg noch Steg mehr gab, ja auch die Aussicht völlig abgeschnitten war, so daß wir uns nicht einmal über die Richtung unseres Zieles orientieren konnten. Ich lasse hier wieder den Sänger reden:

— — — — — Kreuz und quer
Reitet man auf's Ungefähr,
Stammelt, murmelt, seufzet Klagen,
Denn der Durst ist kaum zu tragen,
Und die Sonne brennt so gräulich,
Und der Weg ist ganz abseuchlich:
Mergelhügel überall
Und dazwischen — Mergelthal.
Immer geht's bergauf, bergab,

Bald im Schritt und bald im Trab.
Ranher auch in jähem Sturz
Macht den Weg sich möglichst kurz;
Denn man fiel da sehr bequem,
Weil's nicht Steine gab, nur Lehm.
Einige schon von den Kleinen
Fangen bitter an zu weinen,
Und der Mutigste ist ja
Der Verzweiflung ziemlich naß."

Ja, nicht nur ziemlich, sondern sehr nah waren wir ihr. Denn Stunde um Stunde verrann, und immer noch zeigte sich kein Ausweg. Große Angst ergriff uns um die armen Kinder, die sich vor Erschöpfung kaum mehr auf ihren Felsen halten konnten. Die Hitze stieg über alle Begriffe, Schatten gab's nicht, auch nichts zu essen oder zu trinken, da wir unsere Vorräte vorausgeschickt hatten. Ein kleiner Rest Cognac, theelöffelweise verteilt, war die einzige Labe. O, was hat da unser „Führer“ zu hören bekommen an Vorwürfen! Und wie ließen sie ihn doch so kalt! Vielleicht wären Prügel dienlicher gewesen, ihn zur Erkenntnis seines Frevels zu bringen. Doch wollten wir die wenigen Kräfte, die wir noch hatten, nicht daran verschwenden.

Auch Mergelhügel haben ein Ende — man muß es nur finden. Und es ward gefunden. Zu einer letzten Kraftanstrengung spornete ich mein Ross und sprengte dem Zuge weit, weit voraus, ein vielgewundenes Thal entlang. Und da — ich fühl's noch heute, mit welchem Entzücken ich plötzlich anhielt — da vor mir in dem lehmigen Boden sah ich auf einmal die Fußspuren von vielen hundert Schafen, durch ein anderes, von rechts einmündendes Thal herkommend. Das mußte der Weg, wenigstens ein Weg sein, und „gerettet! gerettet!“ jubelte mein Herz. Auch mein Pferd schien einen Eindruck von der Wichtigkeit dieses Fundes zu haben, fröhlich wieherte es auf. Nun zurück wie der Sturmwind zu den trauernden Gefährten, und Xenophons Krieger können nicht begeisterter ihr „thalatta, thalatta“ gerufen haben, als ich ihnen entgegenrief: „Der Weg, der Weg!“ Da kam neuer Mut über Mensch und Tier, da versiegten die Thränen und die Seufzer verstummten, da triumphierte unser „Führer“, daß er uns nun ja doch richtig geführt — und in der Freude unseres Herzens vergaben wir ihm. Ein Viertelstündchen noch im munteren Galopp den Spuren der Schafe nach, dann winkte uns das üppige Grün des Jordanufers entgegen, und aus dem Grün schimmerten freundlich unsere Zelte, und aus den Zelten kamen die Gefährtinnen, die sich sehr um

uns geforgt, beladen mit Speise und Trank. Vorläufig konnten wir ihnen nur die notdürftigste Erklärung unseres langen Ausbleibens geben, dann fielen wir wie die Wölfe über die vorgelegten Herrlichkeiten her; hatten wir doch seit Sonnenaufgang nichts Rechtes genossen, und jetzt war's 4 Uhr Nachmittags. Wie schnell aber sind ausgestandene Leiden meist vergessen! Ein Stündchen später scherzten wir nur noch über unsere Irrfahrt, und auch dem kleinsten Bublein war nichts von Ermüdung mehr anzumerken. Fröhlich schwärmten die Kinder aus in den schönen Wald und wanden Kränze und trieben allerlei Spiel und Scherz. Bald eilten sie auch zur Brücke und schlossen Freundschaft mit dem schwarzen Wächter, der augenscheinlich seine helle Freude an ihnen hatte. Er erließ ihnen sogar aus eigener Machtvollkommenheit den Brückenzoll und redete deutsch mit ihnen, da er früher einige Zeit in dem unter deutscher Leitung stehenden syrischen Waisenhaus zu Jerusalem zugebracht hatte.

Die seiner Sorge anvertraute Brücke war damals erst zwei Monate alt und ist meines Wissens auch heute noch die einzige im heiligen Lande. Sie ist ganz aus Holz gezimmert, obwohl seinerzeit ein amerikanischer Ingenieur der türkischen Regierung ein Projekt einer eisernen Brücke eingereicht hatte, das er für weniger als die Hälfte des Preises jener Holzbrücke ausführen wollte. Aber sein Konkurrent in Holz, ein Grieche, steckte dem betreffenden Regierungsrat einige tausend Franks in die leise geöffnete Hand und bekam so den Zuschlag. Das ist ein Stückchen türkischer Lebensweisheit. Immerhin macht auch die Holzbrücke einen recht soliden Eindruck und hat bis heute gehalten. Der Verkehr auf ihr ist sehr lebhaft; bezieht doch das heilige Land den größten Teil seines Getreidebedarfs von den Beduinen aus dem Ostjordangebiet, die nun hier die einzige sichere Uebergangsstelle über den Fluß haben. Dabei ist der Brückenzoll so hoch, daß, wie der Wächter versicherte, die ganzen Baukosten bereits in einem Jahr daraus gedeckt sein würden — falls nicht zu viel in seiner Tasche hängen bleibt. Unsere Kinder sahen sich natürlich durch ihre Zollfreiheit veranlaßt, möglichst oft hinüber und herüber zu laufen, und berechneten eifrig, wie viel sie durch dies einfache Mittel verdienten.

Einige Schritte unterhalb der Brücke schaukelte sich stillvergügt die nun emeritierte alte Fähre, die früher den Verkehr besorgte und manchen, manchen schweren Unglücksfall erlebte, wahrscheinlich auch verursacht hat. Kein Mensch kümmert sich jetzt mehr um sie, uns aber bot sie ein willkommenes Ruheplätzchen. Sie war gerade groß genug, unsere ganze Gesellschaft aufzunehmen. Von den Wellen sanft geschaukelt, vom silbernen Mondlicht übergossen, bei traulichem Gespräch und ernstem und heiterem Weisen verbrachten wir auf ihr einen herrlichen Abend.

Jordanabend, Jordannacht,
Wundervolle Märchenpracht!
Stromesbrausen, Waldesbunfel,
Trob der Sterne mit Gesunfel.
Ferner Sang des Beduinen,
Hauberhaft vom Mond beschienen
Berg und Fluß in stiller Pracht —
Wundervolle Jordannacht!

Früh am nächsten Morgen zogen wir, immer noch zollfrei, in corpore über die Brücke ins Ostjordanland hinein. Weit durften wir uns freilich nicht wagen, da die dort zahlreich umherstreifenden Beduinen in der Wahl ihrer Gefangenen nicht eben ängstlich sind und im Notfall auch Schulkinder nehmen, wir aber doch unsere Angehörigen daheim nicht mit hohen Lösegeldern beschweren wollten. Selbst türkisches Militär hütet sich wohl, den Jordan zu überschreiten; der Sultan hat da drüben jedes Recht und jede Macht verloren. Auch unseres braven Schöchs Schutz reichte nicht bis über den Fluß. In dessen in nächster Nähe des Ufers meinten wir doch keine Gefahr befürchten zu müssen, und es hat uns auch kein Beduine und kein Leopard, deren es nach „Übers und Gutsch“ dort im Dickicht manche giebt, ein Haar gekrümmt. Im Schatten der

Tamarinden am rauschenden Strom hielten wir unsere Morgenandacht und erquickten uns an den Liedern des „Reisepalters“. Dann durchstreichten wir noch eine Stunde lang den herrlichen Wald und ritten demnächst zu unserem vorgestrigen Lagerplatz an der Sultansquelle bei Jericho zurück, jezt auf direktem und gutem Wege, der wieder ein großartiges Bettrennen gestattete. Dazwischen vertrieben wir uns die Zeit mit dem Einkauf zweier stattlicher Schafe, die uns zur Abendmahlzeit dienen sollten; einmal wenigstens wollten wir doch warm speisen. In Jericho wurde dem russischen Pilgerhospiz ein kurzer Besuch abgestattet. In dem herrlichen Garten desselben standen alle Arten tropischer Gewächse in üppigster Pracht. Dazwischen sah man Ueberreste von Zuckerrohrmühlen — es kann auch etwas anderes gewesen sein — aus den Zeiten des Herodes. Behmütigt berührte uns das schlichte Grabmal eines deutschen Forschers, der vor fünf Jahren im Jordan seinen Tod und hier unter Palmen sein einsames Grab gefunden hatte.

Gegen Mittag gelangten wir zu unserer alten Freundin, der Sultansquelle, und verkrochen uns hier für die heißesten Stunden in den Schatten der Zelte. Dann ging's hinauf auf den Quarantana, den angeblichen Berg der Versuchung Christi. Auf beschwerlichem Felsenspfad erkletterten wir zwar nicht seinen Gipfel — so weit kann man heute nicht mehr dringen —, aber doch eine beträchtliche Höhe. Ehemals muß der Berg bis oben hin zugänglich gewesen sein, denn überall sieht man da die zahllosen Höhlen der Anachoreten, die hier den Versuchungen der Welt entfliehen wollten. Jezt ist diese Sorte von Leuten ausgestorben; statt ihrer hat sich eine Anzahl von russischen Mönchen zusammengethan und an dem höchsten erreichbaren Punkte des Berges ein Kloster errichtet, das jedoch auch nur ein Komplex verschiedener neben- und übereinander liegender Höhlen ist. Sie nahmen uns sehr freundlich auf, zeigten uns ihre zum Teil mit den seltsamsten Wandgemälden, natürlich meist Heiligenbildern, geschmückten Räume und bewirteten uns nach besten Kräften mit Kaffee, Limonade, Brantwein und geweihtem Brot. Auszuschlagen darf man im Morgenland eine angebotene Erquickung befanntlich nicht, und noch weniger bezahlen. Die Aussicht von da oben war unvergleichlich. Durch die reine, klare Luft schweifte der Blick weit, weit hinaus über die öde Wüste zu unseren Füßen mit ihrer lieblichen Oase, über das silberne, grünumsäumte Band des Jordan, über das im Sonnenlicht erstrahlende Tote Meer bis zu den fernen Bergen Moabs, unter denen besonders der Nebo die Augen und Gedanken auf sich zog. Selbst die ununtere Kinderdhar schien von der Großartigkeit der Landschaft ganz ergriffen.

Nachdem wir uns satt geschaut und mit den Mönchlein manch' freundliches Wort gewechselt hatten, soweit ihre und unsere arabischen Kenntnisse es erlaubten, stiegen wir vorsichtig wieder hinab und eilten unseren Zelten zu. Dort war unterdes das Abendessen gerüftet worden. Einem Bürger Jerichos hatten wir die beiden Schafe übergeben, damit er sie uns nach Landesweise zubereite; als Belohnung sollten ihm die Felle zufallen. Er hatte seine Sache gut gemacht und nach zwei Seiten hin seine Kochkünste bewiesen. Das eine Schaf hatte er nämlich ausgenommen, mit Reis gefüllt und so ganz in einem großen Topf gelocht, das andere war zerstückelt und in einem Erdloch zwischen heißen Steinen gebraten worden. Fröhlich und hungrig lagerten wir uns im Kreise um unsere Schlachtopfer und streckten die Hände nach dem lecker bereiteten Mahle. Es mundete uns vorzüglich; daß der Reis nach arabischer Sitte etwas hart geblieben war, nahmen wir willig mit in den Kauf. Uebrigens verbot uns doch die Rücksicht auf unsere Damen, wirklich rein arabisch zu speisen, d. h. Fleisch und Reis mit den Händen zum Munde zu führen; vielmehr gebrauchten wir ganz sittsam Messer und Gabel. Der beiden Schafe wurden wir natürlich nicht Herr; mehr als die Hälfte ward der Dienerschaft und den Zuschauern überlassen und verschwand im Nu zwischen ihren weißen Zähnen. Die Knochen überliefern wir den Schakalen, um ihnen rechte Kraft zu ihrem nächtlichen Geheul zu geben.

Vorher jedoch stand uns noch ein anderer Genuß bevor. Eine Schar von Jericho-leuten hatte uns flehentlich gebeten, eine fantasia ausführen zu dürfen. Wir wußten so ziemlich, was das bedeute, und hatten wenig Neigung dazu. Aber da sie mit Quälen nicht nachließen, fügten wir uns endlich. So erschienen denn nach eingetretener Dunkelheit etwa 20 Männer und Frauen, letztere alle von abschreckender Häßlichkeit. Aus zusammengetragenem Meißig zündeten sie ein großes Feuer an und ordneten sich dann in langer Reihe neben einander. Gegenüber, etwa zehn Schritt entfernt, trat einer, mit einem mächtigen Krumsäbel bewaffnet. Er begann denselben drohend zu schwingen und unter unbändigem Geschrei auf die Reihe vor ihm einzudringen. Diese wich erst zurück, dann sammelte sie sich und stürmte mit ebenso unbändigem Geschrei auf den Angreifer los, der nun seinerseits zurückwich. So ging's in ermüdender Abwechslung zwischen den beiden Parteien hin und her, wohl eine halbe Stunde lang. Dann kam der Schluß- und Knalleffekt, der darin bestand, daß die Leute wie besessen auf uns losstürzten und, ehe wir uns zur Wehre setzen konnten, uns Löne ins Ohr hinein kreischten oder vielmehr trillerten, die ein einigermaßen zartes Trommelfell unbedingt hätten sprengen müssen. Das war die ganze berühmte fantasia von Jericho, die so ziemlich alle Reisenden über sich ergehen lassen müssen.

Den Rest des Abends beschreibt der Sänger sehr anschaulich in folgenden Versen:

„Würdig nun den Tag zu schließen,
Läßt man sich es nicht verdrischen
(Draußen rauscht Gewitterregen,
Raß, doch immerhin ein Segen).
In des Herzegettes Hallen
'nen Salon sich zu gestalten,
Der auch für die Damenschar
Würdig und empfänglich war.
Auf des Bodens harte Steine
Kommt ein Teppich; seine Beine
Breitet man auf diesen dann,
So man das Vertrauen kann.
Sonst muß man 'nen Sattel nehmen
Und denselben sich bequemem.

O, was war das eine Enge,
Welch ein fürchterlich Gedrängel!
Immerfort schlief einer ein,
Bald ein Knabe, bald ein Wein.
Aber schön war's doch — nicht wahr? —
Und beflügend fürwahr,
Wie die Reden nur so schnurrten,
Wie die Schläfer träumend knurrten,
Wie die Rätsel netzisch flogen,
Lieber in die Ferne zogen.
Ja, wohl einer oder zwei
Wünscht, das ginge nie vorbei.
's ging trotzdem. Um Witternacht
Ward der Lust ein End gemacht.“

Der Morgen des folgenden, vierten Tages unserer Reise sah uns den Heimweg antreten. Durch das nächtliche Gewitter war die Natur prächtig erfrischt, die stehende Sonne aber verhielt auch noch mehr Regen. Eine halbe Stunde etwa ritten wir auf dem alten Wege dahin, dann, bei der Einmündung des Wadi el Kest (Thal des Krith), schwenkten wir in dieses ein. Jetzt, in der Frühlingszeit, wurde es von einem munteren Bächlein belebt, während es im Sommer ganz trocken liegt. Es ist eigentlich bloß eine sehr tiefe Felspalte, so schmal, daß neben dem Bachbett ein Pfad nur mit Mühe Platz findet. Die himmelhohen, senkrechten Wände zu beiden Seiten lassen nur selten einen Sonnenstrahl hindringen. Trotzdem wächst unten am Wasser dichtes Meandergestrüpp. Am Eingang der Schlucht finden sich Reste einer römischen Wasserleitung. In den Felswänden sieht man, wie aus dem Quarantanaberg, zahllose verlassene Einsiedlerhöhlen, und einen weltferneren Ort hätten jene Leute in der That sich nicht wählen können. Wahrscheinlich hat auch in einer dieser Höhlen sich Elias einst verborgen. Als Ueberbleibsel der alten Zeit besteht heute noch ein von etwa 20 griechischen Mönchen bewohntes Kloster, dem heiligen Georg geweiht. Dorthin, eine halbe Stunde weit in die Schlucht hinein, lenkten wir unsere Schritte. Wieder wurden wir sehr liebenswürdig aufgenommen und erquickt; es ist ja wohl zu begreifen, wie die Mönche sich freuen müssen, wenn einmal ein Fremder sie in ihrer Einsamkeit besucht, und gar erst so eine stattliche Schar. Besonders zu den Kindern fühlten sie sich sehr hingezogen. Aber lange konnten wir ihnen unsere Gegenwart nicht gönnen. Das schmale Streifen Himmels hoch über uns begann sich verdächtig zu verfinstern. So eilten wir möglichst

schnell zurück den Weg, den wir gekommen, und dann weiter auf der Straße nach Jerusalem zu. Es gelang uns, eben vor den ersten Regentropfen den Chan Hadrâr zu erreichen. Da meinten wir uns nun geborgen und waren's ja vorläufig auch, denn das uns angewiesene Zimmer hatte Raum genug, und ein Fenster, durch welches der Regen hätte hereinschlagen können, gab's nicht. Desto wilder trieb er dafür draußen sein Spiel, und keiner der wie Noah's Tauben auf Kundschaft ausgesandten Knaben konnte die frohe Botschaft bringen, daß sich das Gewässer verlaufen habe. Heim aber mußten und wollten wir doch an diesem Tage. So wurde endlich der heroische Entschluß gefaßt, mit vereinten Kräften dem Unwetter Troß zu bieten, und alsbald ausgeführt. In scharfem Ritt glaubten wir Jerusalem wohl in 2 1/2 Stunden erreichen zu können. Doch wir hatten nicht mit unseren Eseln gerechnet. Diese Tiere, so mutig und ausgelassen sie für gewöhnlich sind, haben nämlich die unangenehme Eigenschaft, bei Regenwetter nur im langsamsten Schritt einherzuwandeln. Von ihrem Standpunkt aus kann man ihnen das ja nun nicht übel nehmen, denn auf schlüpfrigen Bergpfaden läuft sich's nicht eben leicht; aber für den Reiter ist die Sache doch sehr mißlich. Alles Antreiben, Zungenschnalzen, Peitschen, Kizeln mit den Sporen erwies sich als wirkungslos, der Mensch hatte sich einfach unter das Tier zu beugen. So trocken wir gemächlich dahin, und der Regen plätscherte gemächlich weiter und unsere Decken und Mäntel und Kleider und Sättel sogten sich gemächlich voll Wasser. Vier geschlagene Stunden dauerte die feuchte Fahrt — das Gegenstück zu dem vorgestrigen glühenden Ritt vom Toten Meer zur Jordanbrücke. Aber wie jener nahm sie ein fröhliches Ende. Warme Decken und trockene Kleider harrten unser daheim, und es hat keiner und keine auch nur einen Schnupfen davongetragen. Wohl keiner hat aber auch vergessen, Gott zu danken, daß alles so gnädig abgelaufen und wir vor jedem ernstlichen Unfall bewahrt geblieben waren.

Das war die Turnfahrt im heiligen Lande, in manchem Stück wohl weit verschieden von den unserigen hier, umständlicher, anstrengender, dafür aber auch lehrreicher und interessanter. Jedenfalls hat sie ihren Zweck trefflich erreicht, Lehrer und Schüler einander näher gebracht, zu neuer, frischer Arbeit Mut und Kraft geschenkt und allen Teilnehmern eine liebe, unvergeßliche Erinnerung hinterlassen. Zehn Jahre sind seitdem vergangen, aber noch oft lehren meine Gedanken vereint mit denen meiner lieben Frau — die war nämlich auch dabei (siehe oben: Fr. J.) — zu jenen schönen Tagen zurück, noch oft durchleben wir im Geist die köstlichen Stunden und Episoden jener Turnfahrt im heiligen Lande.





Italienisch Afrika.

Von

Karl von Bruchhausen.

Am 11. März d. J. werden fünfundzwanzig Jahre verflossen sein, seit Italien bei Affab zuerst auf afrikanischem Boden Fuß faßte, und am 5. Februar 1885 landete es die ersten Truppen bei Massaua. Die italienische Kolonialpolitik kann also in diesen Tagen ein doppeltes Jubiläum feiern, wobei freilich das der kürzeren, zehnjährigen Zeitspanne das fraglos wichtigere ist.

Der Erwerb Affabs geschah auf friedlichem Wege durch Ankauf der hart nordwestlich der Straße Bab-el-Mandeb gelegenen Küstenstrecke von den eingeborenen Stammeshäuptern. Als Pächter, dann als Käufer trat zunächst die italienische Handelsgesellschaft Rubattino auf, hinter der aber ganz offenkundig die Regierung stand: es handelte sich darum, Italien einen Küstenpunkt an der durch die Eröffnung des Suez-Kanals (1869) mit einem Schlage wichtig gewordenen Wasserstraße durch das Rote Meer zu sichern. Durch Gesetz vom 5. Juli 1882 ging dann die Kolonie in den Besitz der Regierung über, nicht ohne daß Aegypten, auf angeblich ältere Souveränitätsrechte fußend, fruchtlos gegen diese Einverleibung protestiert hätte. Affab erwies sich nicht als besonders entwicklungsfähig. Die 5—6000 Einwohner zählende Kolonie dehnte sich zwar im Laufe der nächsten Jahre nach Norden und Süden (hier ist die Grenze des italienischen Einfluszbereiches gegen die französische Kolonie Oboi an der Tadjchura-Bucht noch heute nicht endgültig festgelegt) etwas aus, aber sie blieb ein schmaler, unfruchtbarer Küstenstreifen, dessen Hinterland erst in weiter Entfernung (Schoa, Wollo-Galla) händlerisch wertvoll wurde. Naturgemäß richtete sich daher das Streben der Italiener dahin, den Weg zu diesem Küstenlande zu erschließen. Anfänglich ohne Erfolg; 1881 wurde die Expedition Giulietti auf dem Wege von Affab in das Innere bis auf den letzten Mann massakriert; 1884 erlitt die Expedition Bianchi dasselbe Schicksal. Am 6. Dezember 1889 aber konnte Italien den Mächten Mitteilung über ein mit dem Sultan von Aussa (zwischen Affab und Schoa) getroffenes Abkommen machen, wonach dieser sein Land in ein der Schutzherrschaft ähnliches Verhältnis zu Italien gebracht und sich verpflichtet hatte, eine bequeme und sichere Karawanenstraße durch sein Gebiet nach Schoa zu bauen. Da der eben zur Würde eines Regus Regeß von Abessinien gelangte Menelik von Schoa damals noch den Italienern freundlich gesinnt war, so ließ sich auf eine glückliche Wendung für den Handelsverkehr Affabs hoffen. Diese Hoffnung nahm aber ein Ende, als Menelik — Anfang 1891 — entschieden mit Italien brach und nun den Handelskarawanen aus den seinem Einfluß unterstellten Ländern die Richtung auf die französischen und englischen Küstenplätze am Golf von Aden zu geben strebte.

Inzwischen hatte Massaua die ältere Kolonie weitaus überflügelt.

Am 5. Februar 1885 wurde dort zur Ueberraschung aller Welt ein italienisches Expeditionscorps von 800 Mann ans Land gesetzt, bei dessen Ausrüstung es geheißen hatte, daß die Truppen zur Rächung des Nordes Giuliottis und Bianchis bestimmt seien. Ohne Besinnen wurde in Massaua neben der ägyptischen Flagge die italienische gehißt, und bald folgten weitere Truppen. Die kleine ägyptische Besatzung zog, nachdem sie sich zehn Monate lang in einer mehr als schiefen Lage befunden und nachdem ein Protest des Khedive und der hohen Pforte unberücksichtigt verhallt war, ohne Sang und Klang ab, und Italien schaltete als souveräner Herr in Massaua.

Die Gründe für den italienischen Handstreich sind in authentischer Weise bislang nicht klargelegt worden. Allem Anschein nach haben geheime italienisch-englische Abmachungen bestanden, die auf die Befreiung der von den Mahdisten eingeschlossenen Stadt Khartum zielten. Aber Khartum fiel, bevor es zu einer wirklichen Kooperation der englischen und italienischen Truppen kommen konnte. Dann wird Italien von der Befürchtung geleitet worden sein, bei der Aufteilung des dunklen Erdteils ganz übergangen zu werden, wenn es nicht bald zugreife. Das reorganisierte Heer brannte obendrein nach irgend einer Bethätigung, welche die Erinnerung an das unglückliche Jahr 1866 abschwächen konnte.

Die Wahl Massauas war in vieler Beziehung eine glückliche. Die Ägypter vermochten den Ort dem siegreichen Vordringen der Mahdisten und dem beständigen Druck der Abessinier gegenüber kaum noch zu halten; andererseits versprach er als natürlicher Mündungspunkt für den Handel des Ostsudans und Nordabessiniens eine glänzende Entwicklung. Aber in diesem Monopol für den Durchgangshandel weiter und reicher Gebiete lag auch eine Gefahr, und sie ist im Laufe der Jahre wiederholt erst in die Erscheinung getreten.

Sowohl Abessinien als auch das Reich des Mahdi mußten sehnlichst wünschen, einen Zugang zum Meere zu gewinnen, ersteres um so mehr, als zur Zeit des Regus Negest Johannes der Schwerpunkt des Landes in seinem Norden lag, letzteres, um seinen einzigen Handelsartikel, das schwarze Menschenfleisch, über das Meer hin abzusetzen und dafür das einzige Mittel zur Behauptung seiner Herrschaft — Gewehre und Munition — einzutauschen. So erschien auf die Dauer ein feindlicher Zusammenstoß mit diesen Nachbarn unvermeidlich. Beide aber waren stärkere Gegner, als mit welchen die europäische Kolonisation in Afrika für gewöhnlich zu thun hat: weit gestreckte, militärisch straff organisierte Staaten, ausgerüstet mit einer verhältnismäßig starken Anzahl moderner Feuerwaffe. Daher mußte Italien seine Kolonialtruppen von Anfang an beträchtlich stärker machen, als andere kolonisierende Staaten, z. B. wir in Ostafrika. Nach Entsendung verschiedener Nachschube stieg die italienische Truppenmacht in Massaua bald bis auf 3000 Köpfe, zu denen noch 1000 Irreguläre, Baschi-Bozaks genannt, kamen, die meist aus dem ägyptischen Dienst herübergenommen wurden.

Der erste feindliche Zusammenstoß mußte naturgemäß mit den Abessiniern erfolgen, die ihre Herrschaft bis auf einen Tagemarsch von der Küste ausgedehnt hatten und angesichts der fortdauernden Verbröckelung der ägyptischen Macht den Zeitpunkt schon nahe vor sich sahen, in dem ihnen Massaua, womöglich ohne Schwertstreich, zu fallen würde! Sie hätten sich auch nicht geschemt, die Ägypter, welche sie 1876 bei Gura bereits zu Paaren getrieben, mit Waffengewalt in das Rote Meer zu werfen.

Da kamen die Italiener und legten den abessinischen Wünschen einen Niegel vor. Vierzehn Monate saßen sie mit ihrer ganzen Truppenmacht in der allernächsten Umgegend Massauas thatenlos in der unerträglichen Hitze des Samhar — so heißt der flache, versenkte Küstenstrich nördlich und südlich des Ortes — bratend und sehnlichst zu den abessinischen Voralpen hinüberschauend, die sich ein paar Tagemärsche vor ihnen terrassenförmig bis zu einer Höhe von 2400 m über dem Meere erhoben. Dort winkten erfrischende Kühle und ein anbaufähiges Land. Schon begannen die europäischen Rivalen

auf afrikanischem Boden zu der italienischen Kolonisation leise zu lächeln. Da schoben die Italiener ganz behutsam ihre Führer vor und besetzten in den letzten Tagen des Jahres 1886 Ua-a, in den ersten Tagen des Jahres 1887 Saati, ersteres 35 km südlich, letzteres 27 km westlich von Massaua gelegen. Der damals viel genannte Atula, Ras b. i. Statthalter der nahen abessinischen Landschaft Hamasen, protestierte und ging, als dieser Protest erfolglos blieb, am 25. Januar 1887 mit seinen Horden gegen die in Saati rasch erbaute Schanze vor. Hier zurückgewiesen, griff er am folgenden Tage (26.) bei Dogali eine italienische Marschkolonne von 600 Mann unter dem Oberstlieutenant de Cristoforis an. Durch die Uebermacht der Gegner erdrückt, blieben sämtliche Italiener, nachdem sie ihr Leben so teuer als möglich verkauft, tot oder doch für tot gehalten, zum Teil schändlich verstümmelt, auf dem Platze. Als die Nachricht von diesem Blutbade verspätet — denn Massaua wurde erst ein halbes Jahr später mit dem englischen Roten-Weer-Kabel verbunden — nach Italien gelangte, war man dort zunächst verblüfft und verzweifelt, dann befann man sich auf die nationale Würde und wußte der betrübenden Niederlage eine Wendung dahin zu geben, daß man den Tag von Dogali als eine nationale Heldenthat pries und die Niedergewetzten als „Helden“ feierte. Bei dieser Auffassung ist es bis heute geblieben. Italien steckte damals noch in den kolonialen Kinderschuhen und sagte sich nicht, daß jede kolonisierende Macht einmal einen derartigen Schreck erlitten hat: wir erinnern nur an das, was die Bahage uns in Ostafrika gethan haben. Diese Kinderschuhe wurden auch besonders bei dem nun unermüdblichen Nachfeldzuge gegen Abessinien sichtbar. Am 2. Februar gingen die ersten Verstärkungstruppen vom Mutterlande nach Afrika ab; dann folgten mehrere kleine Staffeln und im November 1887 das Hauptcorps in der Stärke von gegen 12000 Mann. Einschließlich der schon bei Massaua befindlichen Truppen verfügte der Oberbefehlshaber der Expedition, Generallieutenant di San Marzano, über 20000 Mann. Mitte Dezember begannen die Operationen. Meter für Meter gingen die Italiener vor, gleichzeitig eine schmalspurige Eisenbahn vorwärts bauend und am 1. Februar besetzten sie glücklich wieder mit 10000 Mann (die Hälfte der Truppen war trotz der geringen Entfernung in rückwärtigen Aufnahmestellungen geblieben!) das am 26. Januar des Jahres zuvor geräumte Saati: 27 km in 2 1/2 Monaten oder 360 Meter pro Tag, ohne einen ernstlichen Feind vor sich zu haben! Denn der Regus Johannes kam mit einem auf 80000 Köpfe geschätzten, etwa zur Hälfte mit Gewehren bewaffneten Heere erst gegen Mitte Februar heran und lagerte bei Sabarguma, in der Luftlinie gemessen 13 km von Saati. Nachdem er den Italienern eine Schlacht angeboten hatte, ohne bis auf Kanonenschußweite an ihre Verschanzungen herangelommen zu sein, zog er am 3. April in ganz überraschender Weise davon. Das Unternehmungscorps kehrte im Laufe des April nach Italien zurück, ohne einen Schuß abgegeben zu haben, und der „Vergeltungsfeldzug“ für Dogali hatte gegen 4000000 Lire gekostet! Wahrlich, Italien hatte hohes Lehrgeld zahlen müssen, aber es hat, wie wir weiter unten sehen werden, wenigstens gelernt. Auch wurde seine Kolonialpolitik von jetzt ab mehr vom Glück begünstigt, als bisher.

Wie sich später herausstellte, war Regus Johannes nur deshalb, ohne eine Waffenentscheidung herbeizuführen, abgezogen, weil zur gleichen Zeit in seinem Rücken die Mahdisten eingebrochen und fast bis zum Herzen seines Reiches, Gondar, vorgebrungen waren. Der Kriegszustand mit Abessinien dauerte fort, aber die Italiener hatten es nur noch mit den schwachen Abteilungen abessinischer Unterführer zu thun. Dabei machten sie dem Regus im Süden seines weitgestreckten Reiches ernstlich zu thun, indem sie seinen Vasallen Menelik von Schoa auf ihre Seite zogen und seine Rebellion — anderes war es nicht — durch Waffen- und Munitionsendungen unterstützten. Am 9. März 1889 verlor dann Johannes in einer den Dervischen bei Metemma gelieferten Schlacht das Leben. Sofort erhob Menelik Ansprüche auf die Reguswürde und drang damit durch. Der Afrikareisende und Agent der italienischen Regierung, Graf Antonelli,

ließ ihn am 2. Mai 1889 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Italien unterzeichnen, der später auch von der italienischen Regierung ratifiziert wurde. Es ist das hinterher vielumstritene Vertrag von Utschalli, die Grundlage des Verhältnisses zwischen Italien und Abessinien.

Gleichzeitig begann sich Italien, den Tod des ihm feindlichen Negus ausnützend, von Massaua aus energischer auszudehnen. Am 2. Juni 1889 besetzten die italienischen Truppen Keren, 108 km westlich, und am 3. August Asmara, 80 km südwestlich von Massaua, ohne Blutvergießen. Und am 26. Januar 1890, dem 3. Jahrestage von Dogali, rückte unter militärischem Pomp eine 6000 Mann starke Abtheilung — General Otero, derzeitiger Gouverneur, führte sie persönlich — in Adua, der Hauptstadt Nord-abessinians (Tigré) ein. Freilich nur, um es nach einigen Tagen wieder zu räumen.

Die Besitzergreifung von Keren und Asmara hatte Menelik anerkannt, nun aber genügte den Italienern aus kolonialen wie militärischen Gründen die dicht bei Asmara gezogene Südgrenze nicht mehr; sie verlangten vielmehr als Abgrenzung gegen Abessinien die Flußlinie Mareb-Belca-Duna. Menelik weigerte sich, sie zuzugestehen, und das legte den ersten Keim zu der von mißgünstigen Franzosen, Griechen, Russen u. s. w. sorgfältig gepflegten Mißstimmung des „Königs der Könige“ gegen die Italiener. Ebenso wünschte Italien im Westen das seit 1885 von den Perwischen besetzte Kassala in seinen Einflußbereich einzuschließen. Da aber trat ihm mit Hohn und Spott England, als Anwalt des über das Gebiet von Kassala ehedem souveränen Aegypten, entgegen. Der wirkliche Grund war natürlich die Absicht, Italien nicht näher an den Nil heranzulassen und ihm sogar das Atbura-Thal, seiner Wichtigkeit für die Handelsbeziehungen Suakins wegen, zu verschließen. Indessen mußte England — um das gleich vorweg zu nehmen — bei Schließung der Verträge von 1891 Italien das Recht zur militärischen Besetzung Kassalas im Nothfall zugestehen, mit der Verpflichtung freilich, es wieder herauszugeben, falls England-Aegypten die Südgrenze später wieder weiter vorschieben sollte. Diese englisch-italienischen Verträge vom 24. März und 15. April 1891 sind von grundlegendender Bedeutung für das Anrecht Italiens auf afrikanischen Boden. Ihnen zufolge erstreckt sich der italienische Einflußbereich längs der Meeresküste vom Ras Kalar (südlich Suakin) am Roten Meere bis zum Einfluß des Juba in den indischen Ocean, folgt dann zunächst diesem Flusse und umspannt in weitem westlichen Bogen (der 35. ° ö. L. von Greenwich bildet eine Zeitlang die westlichste Grenze) ganz Abessinien. An der Küste wird die sonst völlig geschlossene Schleife durch die französische Kolonie Obok an der Tadschura-Bucht und durch die englische Somalil-Küste (Zeila-Verber) unterbrochen. Zwischen letzterer und dem italienischen Einflußbereich ist die Grenze durch den englisch-italienischen Vertrag vom 5. Mai 1894 festgelegt, wobei den Italienern besondere Rechte in dem Hafenplatz Zeila eingeräumt wurden. Die Frage des Hinterlandes von Obok ist dagegen noch ganz offen gelassen und kann einmal der Ausgangspunkt zu einem ernstern Konflikt zwischen Italien und Frankreich werden. Alle die Verträge, die beiden von 1891 und der von 1894, sind auf Grund des Artikels 34 der Kongo-Akte (welcher das Verfahren bei afrikanischen Besitzergreifungen u. s. w. regelt) den Mächten mitgeteilt und haben keinen Widerspruch erfahren. An der Thatsache, daß Abessinien einschließlic Harrars, welches die Franzosen besonders gern für sich in Anspruch nehmen möchten, zum italienischen Einflußbereich gehört, ist also in völkerrechtlicher Beziehung gar nicht zu rütteln, denn dem Negus Regest ist trotz der nach anderthalb Jahrtausenden zählenden Halbkultur seines Reiches in der Kongoukte kein Vorrang vor irgend einem der kleinen afrikanischen Sultane und Stammeshäupter eingeräumt.

Wir haben diesen rechtlichen Anspruch Italiens auf den Einfluß über das ganze abessinische Reich eingehender begründet, weil Menelik, von französischen Agenten angestachelt, im Februar 1891 mit Italien offen brach und später den Vertrag von Utschalli zum 2. Mai 1894 aufkündigte. Die italienischen Staatsmänner behaupten freilich noch

heute, daß er dazu nicht berechtigt sei und daß der Vertrag unverändert fortbestehe. Als hauptsächlichsten Grund für den Bruch führte Menelik an, daß er mit der Fassung des Artikel 17 jenes Vertrages hintergangen worden sei. Nach dem italienischen Vortraut verpflichtete er sich, mit fremden Mächten nur durch italienische Vermittlung zu verkehren; nach seiner — in amharischer Sprache abgefaßten — Lesart blieb ihm freigestellt, ob er das thun wolle oder nicht. Er sei niemands Vasall, meinte er, sondern souveräner Herr.

Während der nun eintretenden Spannung verstanden es die Italiener, die nord-abessinischen Lebensfürsten des Negus gegen ihn auszuspielen. Die Hauptpersönlichkeit war dort Ras Mangascha, ein Sohn oder doch näher Verwandter des verstorbenen Negus Johannes und von diesem zu seinem Thronerben bestimmt. Als Menelik in den ersten Monaten des Jahres 1890 mit Heeresmacht gegen den rebellischen Norden seines Reiches heranzog, unterwarf sich der Kronprätendent und die übrigen Ras, mit denen er die Herrschaft Tigre theilte. Aber eine Spannung blieb auch hier bestehen und bei dem lockeren Gesüße des abessinischen Staates war Meneliks Einfluß auf das Verhalten seiner nördlichen Statthalter ein sehr geringer. So ließen sich diese denn auch bereit finden, im Dezember 1891 den Italienern das Land bis zum Mareh-Belosa-Muna in aller Form und mit feierlichen Schwüren abzutreten. Menelik großte und beschied den Ras Mangascha, der es im Laufe des Jahres 1892 verstanden hat, sich durch gewaltthätige Beseitigung seiner Mitherren (worunter auch der gefürchtete Ras Alula) zum Alleinherrscher von Tigre zu machen, wiederholt zur Verantwortung nach Schoa. Im Sommer 1894 erst trat Mangascha die unerwünschte Reise an und kam zwar ungeführt wieder heim, war aber von Menelik wenig freundlich behandelt worden. Das — sowie die inzwischen von den Italienern über die Derwische, den gemeinsamen Feind, errungenen Erfolge führten zu einem noch engeren Anschlusse Mangaschas an seine nördlichen Nachbarn. Von Anfang an hatte er sich als ihr zuverlässiger Freund erwiesen: abessinische Treulosigkeit ist freilich sprichwörtlich.

Zimmerhin ist aber auf der abessinischen Seite der Kolonie auf absehbare Zeit alles ruhig und auch das unfreundliche Verhältnis zu Menelik hat etwas an Schärfe verloren. Zum wenigsten hat er die inzwischen bei ihm gewesenen italienischen Abgesandten mit tadelloser Höflichkeit empfangen; mehr freilich konnten sie von ihm nicht verlangen.

Diese Ruhe im Süden der Kolonie kam den Italienern sehr zu statten für die Kämpfe, die sie im Westen derselben zu bestehen haben sollten. Als die italienische Flagge auf dem Regierungshause zu Massaua gehißt wurde, hielten seit Monatsfrist etwa starke Derwisch-Horden das von einer schwachen ägyptischen Garnison verteidigte Kassala umzingelt. Erst Mitte 1885 nahmen sie es ein. Vorkünftig bestand zwischen den Derwischen und den Italienern keinerlei Fühlung und auch nachdem die letzteren durch die Besetzung von Keren (1889) und die Anlage des Forts Agordat an der Straße von Keren nach Kassala (1891) den Grenzen des mahdistischen Reiches näher gerückt waren, blieb das Verhältnis ein leidliches. Ein paar Einfälle kleinerer Derwischbanden wurden von den italienischen Truppen 1890 und 1892 siegreich zurückgeschlagen. Im übrigen verkehrten, trotz der grundsätzlichen Feindseligkeit des Mahdismus gegen Handelsbeziehungen über die Reichsgrenzen hinaus, wiederholt Handelskarawanen zwischen Kassala und Massana. Auch schonten die Derwischbanden bei ihren kriegerischen Zügen gegen die Engländer in Suakin und Tofar den Norden des nahen italienischen Schutzgebietes so auffällig, daß man fast auf die Vermutung eines geheimen Einverständnisses kommen konnte. Umso mehr wurde alle Welt überrascht, als die Kunde eines Sieges der Italiener über ein namhaftes Mahdistenheer — am 21. Dezember 1893 bei Agordat — nach Europa gelangte. Nicht weniger als 12000 mahdistische Streiter, darunter 8000 mit guten Remington-Gewehren ausgerüstet, wurden auf dem Marsche von Kassala nach Keren bei Agordat von 2500 Mann italienischer eingeborener Truppen einschließlich

300 Mann Banden unter dem damaligen Oberst — jetzigem General — Arimondi angegriffen und, nachdem einen Augenblick die Lage mehr als ernst gewesen, mit einem Verlust von etwa 3000 Mann an Toten, Verwundeten und Versprengten, gänzlich geschlagen. Die Italiener verloren: tot 3 Offiziere, 1 Unteroffizier, 98 Eingeborene; verwundet 2 Offiziere, 123 Eingeborene. Die Lichtigkeit der, von den Offizieren abgesehen, ganz aus Eingeborenen bestehenden italienischen Truppen, glänzende Führung und endlich auch — Glück verschafften den Italienern diesen Sieg.

Was der plötzliche Einbruch der mahdistischen Scharen bedeutete? Die ausziehenden Krieger hatten ihrem Herrn, dem Kalifen Abdullahi, geschworen, daß sie ihm in ihren Lederschläuchen Wasser aus dem Roten Meere mit heimbringen würden; an eingeborene Stammeshäupter waren unmittelbar vor dem Einbruch Schreiben gelangt, in denen sie zur Unterwerfung aufgefordert wurden; einige der gefallenen mahdistischen Führer trugen die Bestattung zu Emiren von Keren, von Massaua u. s. w. schon in der Tasche. Auch den Nachfolger des Mahdi verlangte es nach einem Zugang zum Hafen. Warum, haben wir oben gesehen.

Unmittelbar nach dem Siege bei Agordat wäre es ein Leichtes gewesen, sich Kassala zu bemächtigen, doch hatte General Arimondi von Rom her gemessene Befehle, davon abzusehen. Die Scheu vor Kosten und die Scheu vor England, welches die Besetzung der Stadt, trotz aller Berechtigung der Italiener dazu, mit scheelen Augen angesehen haben würde, verursachten diese Zurückhaltung. Indessen scheint es dem Gouverneur Cruthraas, General Baratieri, der sich zur Zeit des Sieges von Agordat mit Urlaub in Italien aufhielt, gelungen zu sein, die Bedenken zu beschwichtigen und auch England scheint ausdrücklich zugestimmt zu haben; genug, der Draht hatte bald eine neue Ueberraschung nach Rom zu übermitteln; am 17. Juli 1894 hatte Baratieri Kassala in überraschendem Angriff genommen. Mit 2600 Mann einschl. 200 Mann „Banden“ war er in 5 Tagemärschen, worunter der letzte kurze Marschtag zugleich Gesechtstag, unter schwierigen Wasser- und Wegeverhältnissen von Agordat bis Kassala (200 km) marschiert, hatte das von 2600 Derwischen besetzte Lager gestürmt und die Trümmer des Gegners über den Atbara geworfen. Sofort wurde ein mit Geschützen und Mitrailleurien bestücktes Fort erbaut und Kassala in Drahtverbindung mit der westlichsten Telegraphenstation (Agordat) gebracht. Die wichtigste der drei Straßen von Agordat nach Kassala wurde ausgebeffert und durch zwei kleine Forts an geeigneter Stelle geschützt. Gegen 4000 Mann regulärer eingeborener Truppen und ein paar Tausend Irreguläre (die sogenannten „Banden“) stehen dem Gouverneur zur Verwendung in vorderster Linie zur Verfügung. So gerüstet, erwartet die Kolonie einen unvermeidlich erscheinenden neuen Ansturm der Derwische. Wie der nach 13jähriger Gefangenschaft glücklich aus Khartum entflohene und Ende November in Kairo eingetroffene Vater Rossignoli berichtete, hatte der Kalif Abdullahi 15000 Mann zu einem Raubfeldzuge gegen die Italiener bestimmt und war ein Teil der Truppen bereits von Khartum ausgerückt, als Rossignoli die Flucht antrat. Gelingt es den Italienern, sich — wie zu hoffen steht — siegreich zu behaupten, so dürfte es mit dem Mahdismus reißend schnell zu Ende gehen. Der Kalif bedarf eines Sieges über die „Ungläubigen“, wenn bei seinen Anhängern nicht der letzte Rest des Glaubens an seine göttliche Sendung verloren gehen soll. So wird vielleicht der Tapferkeit der italienischen Kolonialtruppen eine Wiedererschließung des Osthudan zu verdanken sein, nachdem Aegypten und Engländer sich den Mahdisten gegenüber die empfindlichsten Schlappen geholt.

Auf der Lichtigkeit der Truppen hat von Anfang an die Sicherheit der Kolonie beruht. Auch in dieser Beziehung haben die Italiener lernen müssen. Anfänglich bestand das Kolonialheer, welches zur Zeit seiner größten Stärke (1889) über 9000 Mann zählte, fast ganz aus Italienern; die eingeborenen Soldaten versagten bei Dogali und auch noch 1888 beim Angriff auf Saganeiti vollständig. Aber die Europäer kosteten das Doppelte, waren den Strapazen eines afrikanischen Feldzuges nicht gewachsen und

über jeden Unfall, der einen von ihnen traf, erhob sich in der italienischen Presse ein Zetergeschrei, trotzdem es sich nur um Freiwillige handelte. Die erst in Angriff genommene Ausbildung der eingeborenen Soldaten zeitigte die besten Früchte und Schritt für Schritt wurden sie vermehrt, die rein italienischen Truppen vermindert. Von letzteren besteht nur noch ein Jäger-Bataillon zu 4 Kompagnien, das als Fortbesatzung u. s. w. verwendet wird. Genie, Festungsartillerie und Train sind aus Italienern und Eingeborenen gemischt. Ganz aus Eingeborenen setzen sich die 18 Infanterie-Kompagnien, 1 Schwadron und 1 Gebirgskatterie zusammen, selbstverständlich unter italienischen Offizieren. Nur bei der Infanterie giebt es auch eine beschränkte Anzahl eingeborener Unterleutenants.

Aus ihren Eingeborenen haben die Italiener eine wahre Mustertruppe gemacht, die sich — trotzdem sie z. B. zur Hälfte aus Mohammedanern besteht (die andere Hälfte sind abessinische Christen) — bei Agordat und Kassala glänzend bewährt hat.*) Wenn diese braunen und gelben Krieger — die negritische Rasse ist unter ihnen fast gar nicht vertreten — beim Bajonettangriff das unserem „Hurra!“ entsprechende „Savoja! Savoja!“ brüllen, so denken sie gewiß nicht an das ferne Adoptiv-Vaterland, aber sie folgen bei vorzüglichem militärischen Anlagen und namentlich einer uns fast ungläublich erscheinenden Marschfähigkeit und Bedürfnislosigkeit in rührender Treue ihren Offizieren auf Wink und Wort. Den italienischen Offizieren gebührt überhaupt die höchste Anerkennung für das, was sie für die Entwicklung der Kolonie gethan haben. Durch gerechte, auf all die kleinen Sorgen und Freuden der naiven Kindernaturen ihrer Schutzbefohlenen liebevoll eingebende, ihre Gebräuche schonende Behandlung haben sie sich die Herzen derselben gewonnen. Sie sind als „Residenten“ in den entlegensten Theilen der Kolonie die Schiedsrichter, die Lehrer der Eingeborenen; sie unterweisen sie im Ackerbau; sie bauen Straßen und vermessen das Land. Die Folge solcher Thätigkeit ist seit 1892 — die Jahre vorher hatten unter Heuschreckenfraß und Rindvieh-Epidemien, sowie unter der Unsicherheit im Lande arg zu leiden — ein blühender Aufschwung des Ackerbaues. In Wäde wird die Kolonie, die noch 1892 für 5 1/2 Millionen Lire ausländisches (meist indisches) Getreide einfuhrte, den eigenen Bedarf und vielleicht sogar einen Ueberschuß für die Ausfuhr erzeugen. Ein großer Theil der Hochfläche — etwa 10000 qkm — ist bei gemäßigtem Klima für Ackerbau nach europäischer Art vorzüglich geeignet; die auf drei Regierungsstationen mit dem Anbau von tropischen Nutzpflanzen gemachten Versuche sind noch nicht abgeschlossen. Doch ist schon jetzt sicher, daß in einzelnen Gegenden Baumwolle und Tabak, vielleicht auch Kaffee gedeihen werden. Im Süden der Kolonie ist — nicht weit von Godofelassi in der Landschaft Seraa — im Dezember 1893 der erste Versuch mit der staatlichen Ansiedlung italienischer Landarbeiter (zuerst 10 Familien mit 30 arbeitsfähigen Männern, denen im Oktober 1894 4 weitere Familien folgten) gemacht. Es wäre ein großer Erfolg, wenn es gelänge, einen Theil der starken italienischen Auswanderung (im Durchschnitt der letzten 15 Jahre über 100000 Köpfe jährlich) dorthin zu lenken und so dem Vaterlande zu erhalten. Eruthraea selbst würde ja nur einen bescheidenen Teil davon aufnehmen können, aber vielleicht wird einmal auch das nördliche Abessinien, das fast noch bessere Bedingungen für die europäische Kolonisation bietet, der Einwanderung erschlossen.

*) Außerdem verfügt der Gouverneur über eine im Sommer 1894 geschaffene „koloniale Landwehr“ (1500 — 2000 Mann), in die nur ausgebildete Eingeborene der regulären Truppen eingereiht werden, und die sogenannten „Banden“ (etwa 3000 Mann), die aber ohne Mühe jederzeit vermehrt werden können. Letztere sind Irreguläre und versehen den Vorpostendienst an den Grenzen; ihr Führer erhält eine Pauschalsumme, wofür er eine bestimmte Anzahl Leute bereit halten muß. Daß auf diese Banden nicht unbedingt Verlaß ist, hat im Dezember 1894 der Führer der Banden von Akale Kusai, Batta Agos, gezeigt, der über 1500 — 2000 Gewehrträger verfügte. Er mußte nach festgestelltem Treubruch am 19. durch 6 Kompagnien eingeborener Infanterie (gegen 1000 Mann) bei Batai niedergelämpft werden, wobei er das Leben verlor. Gleich starke Banden in der Hand eines Einzigen giebt es in der Kolonie freilich nicht.

Als Ackerbau-Kolonie kann es Erythraea bei weiterer glücklicher Entwicklung im Laufe eines Jahrzehntes etwa dahin bringen, daß es keines Zuschusses vom Mutterlande mehr bedarf. Für 1894/95 war dieser auf 7764117 Lire festgesetzt, wozu dann infolge der Einnahme und Besitzergreifung Kassala noch eine Nachforderung von 500000 Lire kam. Im ganzen hat Italien bis zum 1. Januar 1895, einschließl. der Kosten für die Expedition 1887/88, gegen 150 Millionen Lire verausgabt. An eine Verzinsung dieses beträchtlichen Kapitals ist nur zu denken, wenn — neben der gedeihlichen Entwicklung des Ackerbaues — Massaua der Durchgangshafen eines blühenden Handelsverkehrs mit dem Hinterlande wird. Nordabessinien ist arm, aber schon hat sich mit Mittelabessinien — Gosham und Amhara — ein beachtenswerter Handelsverkehr (meist Kaffee) entwickelt, und selbst aus dem fernen Kassa sind Karawanen in Massaua eingetroffen. Die Zolleinnahmen — neben den von den Eingeborenen willig gezahlten Steuern die einzige nennenswerte Einnahmequelle der Kolonie — sind in stetem Wachsen begriffen. Aber ein durchschlagender Aufschwung des Handels kann erst dann eintreten, wenn die reichen ostjudanesischen Provinzen Sennar, Galabat und Hedaref, vom kulturfeindlichen Joche des Mahdismus befreit, ihre Karawanen wieder nach Kassala senden werden. Nun die Italiener Herren der Stadt sind, wird es ihnen ein Leichtes sein, sie zum Nachteil Suakins nach Massaua zu leiten.

An der Spitze der Kolonie steht seit dem 28. Februar 1892 der General Baratieri, ein kleiner beweglicher Trientiner von durchdringendem Verstande und weitem Blick. Eine glücklichere Wahl hätte kaum getroffen werden können. Baratieri hat es auch verstanden, der Kolonie — seit dem 1. Juli 1894 — eine gewisse Autonomie zu verschaffen. Innerhalb des Gesamtbetrages des Staatszuschusses ist dem Gouverneur freie Hand, sowie auch sonst große Selbständigkeit gelassen, nachdem man vom 1. Januar 1890 bis Herbst 1891, dem Drängen der Parlamentsweisen nachgebend, einen gänzlich verunglückten Versuch mit einer kollegialen Regierung in Erythraea (Eritrea) gemacht hatte.

Diesen etwas befremdlichen, vom Mare Erythraeum der Alten abgeleiteten Namen führt die Kolonie seit dem 1. Januar 1890. Es scheint, als ob man ihn, seinem Sinne zum Trotz, auch auf weitere Teile des italienischen Afrika ausdehnen wolle, denn im Haushalt Erythraeas für 1894/95 sind z. B. die 300000 Lire aufgeführt, welche Italien alljährlich dem Sultan von Zanzibar für die zeitweilige Ueberlassung der Venadirküste (seit September 1893) zu zahlen hat. Die gesamten Hoheitsrechte sind vom Staate an eine Privatgesellschaft übertragen, welche gute Geschäfte zu machen scheint. Im Jahre 1894 sollen die Zolleinnahmen die Verwaltungskosten bereits beinahe gedeckt haben.

So stehen die Aussichten für „Italienisch Afrika“ heute besser, als je zuvor. Unvorhergesehene Zwischenfälle können selbstverständlich das Werk vieler Jahre mit einem Schläge vernichten: Afrika wird nicht umsonst das Land der Ueberraschungen genannt. Wenn aber das Glück der letzten Jahre den Italienern nur einigermaßen treu bleibt, so kann Italien einmal goldene Früchte aus seinem afrikanischen Besitz ziehen. Alle Vorbedingungen sind günstig. Das Ansehen der Italiener ist durch die Waffenerfolge bei Agordat und Kassala in ganz Nordost-Afrika gewaltig gestiegen. Der Hauptteil der eigentlichen Kolonie ist gesund und anbausähig, die Bevölkerung willig zur Arbeit und kulturfähig, das Hinterland reich an Ausfuhrprodukten. Der Einflußbereich umfaßt geeignete Landstriche. Was aber die Hauptsache bleibt: er stellt ein abgeschlossenes Ganzes dar und liegt nahe beim Mutterlande. Trotz der zeitraubenden Durchfahrt durch den Suezkanal können die italienischen Schiffe in 7—8 Tagen von Neapel bei Massaua eintreffen. Daher hat denn auch das vor zehn Jahren namentlich von französischer Seite beliebte Lächeln über die Festsetzung der Italiener in dem glühenden Sandloch Massaua längst einer ärgerlichen Eifersucht auf die italienischen Erfolge Platz gemacht. —

Zu diesem Aufsatz sandte uns der Herr Verfasser am 15. Januar 1895 folgenden
N a c h t r a g.

„Seit Abschluß des vorstehenden Aufsatzes haben sich in Erythraea Ereignisse vollzogen, durch welche die Gesamtlage der Italiener ungünstig beeinflusst wurde.

Die oben bereits erwähnte Niederkämpfung des Bändenchefs Batha Agos stand in direktem Zusammenhang mit einem offenen Treubruch des vermeintlich besten Freundes der Italiener: Ras Mangascha. Um ihn einzuschüchtern, unternahm Baratieri mit 5000 Mann einen Vorstoß auf Abua, die Hauptstadt Tigrës; Einzug dort am 30. Dezember 1894; zwei Tage später Rückmarsch über den Mareb. Indessen scheint diese unblutige „Demonstration“ ihren Zweck völlig verfehlt zu haben, denn zur Zeit — Mitte Januar — stehen im Süden der Kolonie gegen 15000 Tigriner etwa 4000 Italienern schlachtbereit gegenüber. Mangascha scheint an Menelik einen Hinterhalt zu haben. Benutzen die Derwische diesen kritischen Zeitpunkt, so erscheint die Lage der Italiener nicht unbedenklich.“

Soweit der Nachtrag.

Inzwischen hat sich das Kriegsglück ganz unerwartet wieder den Italienern zugewendet. Dem General Baratieri ist es gelungen, den Ras Mangascha mit seinem Heerhaufen zu überrumpeln und die Abessinier nach Beibringung großer Verluste völlig zu zerstreuen und in die Flucht zu schlagen. Damit dürfte die Gefahr, die von den Derwischen drohte, auch viel von ihrer Bedeutung verloren haben. D. Red.





Monatschau.

Politik.

Auch der Januar stand noch im Zeichen des „Umsturzes“.

Fast eine Woche lang hat der Reichstag über die bekannte Vorlage debattiert, welche der Socialdemokratie durch eine Reform des gemeinen Rechts den Wind aus den Segeln nehmen soll. Die Vorlage ist dann nach Schluß der unendlichen Reden an eine Kommission verwiesen worden, und es muß sich nun herausstellen, ob zu den einzelnen Paragraphen eine mittlere Diagonale der Ansichten zu finden ist, über welche die Parteien im Stande wären, sich endgültig zu einigen.

Unsere Ansicht über das Gesetz haben wir im Januarbericht dargelegt; sie ist durch die langen Verhandlungen nicht erschüttert, sondern befestigt worden. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß eine Anzahl Bestimmungen getroffen werden, welche den Socialdemokraten ihr trauriges Handwerk der Verhehlung erschweren, oder ihnen die jetzt so häufige Verhöhnung von Recht und Geseßlichkeit unmöglich machen sollen. Und wenn wir auch die vom Minister gerügte Entschuldigung eines Brotdiebstahls aus Not noch nicht als „Verherrlichung von Verbrechen“ ansehen können, so kommen doch anderweitig solche Verherrlichungen und Verschönigungen in der That so massenhaft bei den Socialdemokraten vor, daß man nicht erst bei den Anarchisten zu suchen braucht, um kompromittierendes Material zu finden. So ist es beispielsweise ein Hohn auf alle gesetzliche und sittliche Ordnung, wenn der „Vorwärts“ sich immer wieder mit der Publikation von geheimen amtlichen Schriftstücken brücket, die er nur von meineidigen Beamten und auf dem Wege des Diebstahls erlangt haben kann. Wenn diesen und ähnlichen Praktiken durch Reform des Strafrechts ein Riegel vorgeschoben werden soll, so sind wir die letzten, das an und für sich zu bekämpfen und als überflüssig hinzustellen. Ein Anderes ist es freilich, wenn diese in sich berechtigigte Revision des Strafrechts unter die socialpolitischen Maßregeln rubriziert wird. In dieser Hinsicht wird sich auch das reformierte Strafrecht als ein Mittel von nur zweifelhafter Wirksamkeit ausweisen. Oder richtiger: es wird sich herausstellen, daß die große Bewegung des vierten Standes, auch wenn die Vorlage Gesetz wird, genau das bleiben wird, was sie vorher war, und daß nach durchgeführter Strafrechtsreform erst recht die Erkenntnis sich Bahn brechen muß: nicht ein neues Strafrecht, sondern ein neues Arbeitsrecht für Landwirtschaft, Handwerk und industriellen Arbeiterstand kann den socialen Frieden wieder herstellen.

In den Debatten des Reichstages ist freilich die Ansicht, welche den „positiven“ Kampf für das weitaus Wichtigere hält, als die Unterdrückung, nur recht schwach vernehmbar gewesen. Selbst bei den Konservativen war man geneigt, der Socialdemokratie den „berechtigten Kern“ zu bestreiten. Immerhin kam, wenn nicht im Hauptsatz, doch

im Nebenjah, der Wunsch nach Socialreform zum Ausdruck. Ganz bedenklich aber war, was als offizielle Stellungnahme der Freikonservativen vorgetragen wurde.

Als echter und rechter Typus des rücksichtslosen Kapitalismus, das man hier einmal mit dem oft mißbrauchten Epitheton „junckerlich“ bezeichnen könnte, machte sich der bekannte Herr von Stumm bemerkbar, indem er mit dünnen Worten erklärte, die sociale Frage sei nur mit Gewalt zu lösen. Die beste Antwort darauf ist ihm dann nicht im Reichstag, sondern von außerhalb durch Professor Adolfs Wagner gegeben worden, wenn dieser erwiderte, daß solche Lösung nicht preussisch, nicht deutsch, sondern russisch sei. Aber auch wo der Standpunkt, daß das Kapital nicht zu dienen, sondern zu herrschen habe, nicht mit gleicher Kaltblütigkeit vertreten wurde, ließ in den Debatten das warme Wort zu Gunsten der Enterbten des vierten Standes sich nur schwach und selten vernehmen. Die Abneigung gegen das berufsmäßige Führervolk und seine vielfach desperaten Existenzen überwoog das Mitleid mit den Geführten und Verfährten. Und doch liegt in der thatächlichen Fürsorge für diese, die ja hier zunächst in Worten zum Ausdruck kommen mußte, das einzige Mittel, sie wirklich einmal von ihren Verfährern zu trennen. Ganz besonders schwach waren solche Töne in den Reden der Regierungsvertreter vernehmbar. Hier hatte man vielmehr den Eindruck, daß es augenblicklich Programm und Absicht ist, der Aera Caprivi, die dem laissez faire huldigte, vor allem eine Aera der Entschiedenheit folgen zu lassen, die in der Repression bis an die äußerste gesetzlich zulässige Grenze zu gehen entschlossen ist.

Ein Seitenstück zu der Rede des Herrn v. Stumm war die Rede des Herrn von Bennigsen, des Vorkämpfers der Liberalen. Zwar dem brutalen Kapitalismus trat Herr v. Bennigsen entgegen und er rügte ausdrücklich das allzu offenerzige credo des freikonservativen Großindustriellen. Dagegen sprach der alte Nationalvereiner so recht aus dem Herzen des „gebildeten Bürgertums“, das seine Partei immer wieder zu vertreten vorgiebt, wenn er für die „Freiheit der Wissenschaft“ eine Lanze brach und in fast naiver Weise den bekannten feinen Unterschied machte zwischen dem Umsturz in Glacehandschuhen und dem Umsturz der schwierigen Faust. Wenn der Professor auf dem Katheder alle Autoritäten im Himmel und auf Erden untergräbt, so ist das „Wissenschaft“, die frei sein muß. Wenn aber der Arbeiter die Ergebnisse dieser Wissenschaft in sein geliebtes Deutsch überträgt, d. h. in die Sprache, die man in der Werkstatt und auf dem Baugerüst spricht, so ist das „Umsturz“, der bestraft werden muß.

Ist aber im Reichstag die Lage vielfach nicht so beurteilt worden, wie wir es im Interesse des inneren Friedens wünschen, so verzeichnen wir mit Genugthuung, daß sich in der konservativen Presse, z. B. in der „Kreuz-Zeitung“, gewichtige Stimmen haben vernehmen lassen, welche sich dahin aussprachen, daß es besser und richtiger sei, den Zukunftsstaat, soweit davon vernünftigerweise die Rede sein kann, historisch zu vermitteln und zu entwickeln, als abzuwarten, daß er uns unvermittelt von denen gebracht werde, die erst auf den Trümmern aller gegenwärtigen Kultur ihre Lustschlösser errichten wollen. Allerdings schließt sich dieser Wunsch an die Forderung, das Getreidemonopol mit einem Brotmonopol zu verbinden, also an ein agrarisches Testiderium. Aber er bleibt dabei nicht stehen. „Das socialistische Gespenst“, heißt es da, „kann uns nicht mehr schrecken.“

„Es ist immer besser, wir wachsen allmählich in den Zukunftsstaat hinein, als daß er plötzlich und umfänglich über uns kommt. Darüber wird freilich das Wanderschaftum mit seinem Dogmatismus in neues Entsetzen geraten. Allein was thut's? War doch in seinen Augen ein jedes der modernen socialen Reformgesetze nichts als ein weiterer Schritt zum socialdemokratischen Zukunftsstaate, und mit dieser Verächtlichkeit arbeiten die Herren noch immer, ohne zu bemerken, daß man im socialdemokratischen Lager, wo man doch besser über die eigenen Ziele unterrichtet sein muß, ganz anders denkt. Mit größter Entschiedenheit bekämpfen die socialdemokratischen Organe alle staatsmonopolistischen Vorschläge. Das beweist doch zum mindesten, daß die Socialdemokratie von ihnen keine Begünstigung, wie das Wanderschaftum verachtet, sondern im Gegentheil eine Gefährdung ihrer Interessen erwartet. In der Praxis wirkt ein Staatsmonopol nicht socialistisch, sondern geradezu antisocialdemokratisch, was die zahlreichen bereits bestehenden Staatsmonopole bestätigen. Nicht durch staatsmonopolistische Be-

Strebungen wird das Streben der Socialdemokratie geführt, sondern durch manchesterliche Doktrinen mit ihren bedenklichen praktischen Konsequenzen, mit ihrer Herrrüttung des ganzen Erwerbstebens. Im übrigen ist das Staatsmonopol in wirtschaftlicher Beziehung sogar nach manchesterlicher Auffassung ein Fortschritt gegenüber der Privatthätigkeit, weil es billiger erzeugt und billiger verteilt ist Grund seiner zweckmäßigeren Organisation. Nur da, wo das Staatsmonopol aus fiskalischen Gründen allzu scharf gehandhabt wird und schlecht und teuer liefert, wird es Unzufriedenheit erregen. Versucht man es dagegen mit einem Staatsmonopol ohne fiskalische Zwecke, mit einem socialpolitischen Staatsmonopol, das im großen und ganzen ohne erheblichen Nutzen, sondern so gut wie ausschließlich im Interesse der Erzeuger und Verbraucher arbeitet, so wird dagegen — außer etwa von dem betroffenen Interessententrefreie, nirgends Widerstand erhoben werden können, mit gutem Grunde selbst nicht von den oppositionellen Kreisen der Radical- und Socialdemokratie."

Das sind ähnliche Gedanken, wie wir sie oftmals ausgesprochen haben. Nur eine Politik in diesem Sinne würde den wichtigsten Teil der socialen Fragen nicht mehr in der Peripherie, sondern im Centrum anzugreifen suchen; ja, sie würde, energisch durchgeführt, vielleicht sogar die Umsturzvorlage überflüssig machen können.

Was aus dieser nun demnächst werden wird, steht dahin. Wir glauben nicht, daß der Reichstag so wesentliche Stücke der Novelle ablehnen wird, daß es der Regierung geraten scheinen könnte, eine Auflösung herbeizuführen. Zumal nicht zu erwarten ist, daß der neue Reichstag ein wesentlich anderes Gesicht zeigen könnte, als der alte.

Im übrigen sind wesentlich neue Momente, welche der Aera Hohenlohe ein charakteristisches Gepräge geben könnten, noch nicht hervorgetreten. Wohl hat der Fürst dem „Reichskanzler" den lange angekündigten Besuch in Friedrichsruhe abgestattet. Aber diesen Besuch sehen wir mehr als *captatio benevolentiae* bei der öffentlichen Meinung, als neue Kundmachung der hergestellten Versöhnung, denn als politisches Symptom an. Denn es liegt klar am Tage, daß der gegenwärtige Kurs mit seiner Reform des gemeinen Rechts ganz andere Wege geht, als die Politik drakonischer Ausnahmegeetze, welche Fürst Bismarck nicht müde wird, in jeder Nummer der „Hamb. Nachr." der Welt zu empfehlen. Und Fürst Hohenlohe mähte mit seiner ganzen Vergangenheit brechen, wenn er dergleichen „russischen" Anwendungen jemals nachgeben wollte. Auch das konnte Besorgnis erregen, daß nach jenem Besuch die Gerüchte intensiver auftraten, Graf Herbert Bismarck werde in den Staatsdienst zurückkehren, und Herr von Marschall und andere würden ihm weichen müssen. Aber zum Glück für unsere Beziehungen mit den auswärtigen Mächten scheint diese Rückkehr doch noch nicht bevorzustehen. Der Reichskanzler selbst nahm Gelegenheit, sie in einer Weise als unbegründet hinzustellen, daß Ueberraschungen durch Herrn Lutanns wenigstens für die nächste Zukunft noch ausgeschlossen scheinen.

* * *

Das unruhige Frankreich hat wieder einmal der Welt das Schauspiel eines jähen Regierungswechsels gegeben. Der Präsident Casimir Perier, der nach Carnots Ermordung gewählt und damals der Welt als ein Mann vorgestellt wurde, der allen Schwierigkeiten trotzen und im Notfall sogar die kräftige Faust gebrauchen würde, hat plötzlich und ohne ausreichend erkennbaren Grund sein Amt in die Hände der Nation zurückgelegt. Der Kongreß ist dann zusammengetreten und hat einen *self made man*, den ehemaligen Lohgerbergesellen Faure, zum Präsidenten erwählt.

Ueber die Gründe zu Periers Rücktritt ist viel geredet und geschrieben worden. Man hat ein Vorschreiten des Radicalismus und Socialismus erkennen wollen, und Befürchtungen, daß es nun nicht mehr weit sei bis zur Kommune, sind laut geworden. Dieses Vordringen ist aber in dem Grade wenigstens, daß es einen tüchtigen Mann hätte veranlassen können, die Pistole ins Korn zu werfen, durchaus nicht zu erkennen gewesen. Wäre aber wirklich die Linke dreister geworden, so hätten doch zunächst die zulässigen Mittel zu ihrer Befämpfung angewandt werden müssen, vor allem die Kammer-Auflösung und der Appell an das Volk. Nichts von alledem ist geschehen. Bei der ersten gelinden Schwierigkeit hat sich gezeigt, daß Herr Perier keine „Nerven" hatte.

Es haben denn auch bei Abwesenheit aller politischen Gründe diejenigen Erklärungen von Periers Entschluß, welche ihn auf rein private Gründe zurückführen, umso mehr Glauben gefunden, als diese Gründe pilanter Natur sind, und das Pitante in Frankreich um so lieber geglaubt wird, als es eben der Wahrheit durchaus zu entsprechen pflegt. Jedenfalls ist Perier von niemandem gestützt, sondern aus freiem Antrieb gewichen. Daher bedeutet denn auch die Neuwahl keinen Wechsel des Systems, sondern nur einen solchen der Personen, und die neue Person ist farbloser als die alte. Faure gilt für ähnlich unbedeutend wie Carnot, daher der Wik, er sei ein neuer Carnot, aber ohne den Großvater, viel Anklang gefunden hat. Wenn er seine Minister vielleicht etwas weiter von links her nimmt als Perier, so hat das wenig zu sagen. Er ist Kapitalist und Großkaufmann, und wird zu allem anderen eher geneigt sein als zu Socialreformen, welche diesen Namen im Ernst verdienen; auch hat er Beziehungen zu Deutschland und scheint es, daß die Chauvinisten nichts von ihm zu erwarten haben.

Kirche.

Wir beginnen unseren Bericht mit der Erwähnung eines Ereignisses, das in unserer Zeit wie ein Märchen klingt, es ist die jahrelange geistliche Amtsführung an hervorragender Stelle durch einen sittlichen Lumpen, der sich alle dazu erforderlichen Zeugnisse und Scheine durch eine Reihe der abgeseimtesten und unverschämtesten Betrügereien hergestellt hat. Jener Partisch in Oldenburg hat falsche Angaben gemacht über seine Herkunft, seinen Bildungsgang und seine Lebensführung, hat die Täuschung so weit getrieben, daß er eine simulierte Doktordissertation hatte drucken lassen, daß er Todesanzeigen seines Vaters als eines Wiener Professors versandte, der dort Vorier gewesen war, hatte sich auf Grund gefälschter Zeugnisse die Ordination erschwindelt, hat mehrere Predigtammlungen herausgegeben, sich in hervorragender Weise an der Organisation der christlichen Liebesthätigkeit beteiligt — kurz, er hat „in Segen“ gewirkt. Erst durch eine auffallende Differenz zwischen seinen Ausgaben und seinem Einkommen ist der Verdacht der leichtfertigen Geschäftsführung wach geworden, es kam sein Zusammenbruch mit der Entdeckung vieler Unterschlagungen, und die daran sich knüpfenden Untersuchungen haben dann erst endlich zu jenen überraschenden und beschämenden Entdeckungen geführt.

Beschämend ist die Sache für unsere Kirche nach zwei Seiten. Einmal bietet sie einen Beweis dafür, daß in den Gemeinden viel zu geringe Ansprüche an den Geistlichen gemacht werden. Es mag zugegeben werden, daß Partisch — von dem noch nicht festgestellt ist, ob er eigentlich Elementarlehrer gewesen oder ob er das Gymnasium bis Tertia absolviert hat, oder wie eigentlich sein Vorleben beschaffen gewesen ist — ungewöhnliche Gaben der Aneignung und der Verstellung besitzt. Immerhin ist eine derartige jahrelange Täuschung doch nur möglich bei einer weitgehenden Passivität und kirchlichen Gleichgültigkeit der Gemeinden und ihrer Organe. Wir haben Gott sei Dank Gemeinden, in denen ein Partisch unmöglich gewesen sein würde. Man denke an den Versuch einer solchen Täuschung im Wuppertthale! Und auch manche Segend unseres Ostens könnte hier angereizt werden. Aber freilich richtet sich der Vorwurf nicht nur gegen Gemeinden. Denn wenn diese es an Ansprüchen und christlicher Kritik fehlen lassen, so müssen die Pastoren selbst mehr Zucht an ihrem Stande üben. Wir hoffen, daß die viel angegriffenen Pfarrvereine nach dieser Seite hin eine gute Wirksamkeit üben werden. Wir sind die Verhältnisse, in denen Partisch lebte, ganz unbekannt, aber wie außerordentlich bescheiden oder dürftig müssen die Ansprüche an geistliche oder auch

nur theologische Gemeinschaft unter den Amtsbrüdern sein, wo ein raffinierter Betrüger und ein Mensch ohne theologische Bildung jahraus jahrein als lieber Bruder oder Herr Bruder verkehren kann. Ich bin weit davon entfernt, hiermit einen besonderen Vorwurf gegen die Oldenburger Geistlichkeit zu erheben. Ich gedente mit Leidwesen daran, in wie vielen anderen Städten Kechnliches schwerlich als ganz unmöglich bezeichnet werden könnte, und hoffe, daß diese traurige Erfahrung — die an sich einen ganz ausnahmweisen Charakter hat, doch eine heilsame Anregung giebt für das christliche Ehrgefühl der evangelischen Geistlichkeit, das nur durch recht brüderlichen und ernst christlichen Verkehr fortwährend stark und rein erhalten werden kann.

Eine andere Erwägung ist nicht weniger beschämend. Und sie bezieht sich auf den Charakter unserer Kirchenregimenten. Gegen Betrug durch so planmäßige Heuchelei wird sich niemand gänzlich schützen können. Aber ist nicht doch der Umstand, daß Partisch wirklich ordiniert worden ist, kurz gesagt ein Beweis für den zu bureaukratischen, zu unpersönlichen Charakter unserer Institutionen? Wenn wir mit unseren Freunden seit Jahren eine „bischöfliche“ Verfassung wünschen, so liegen — wie oft genug gesagt ist — darin absolut keine hierarchischen Tendenzen, sondern nur die Forderung einer persönlicheren Gestaltung der obersten Hirtenämter, einer Seelsorge an den Geistlichen und besonders an den zu ordinierenden Kandidaten. Der Fall Partisch kann als ein lehrreicher Beitrag für diese Frage nicht abgewiesen werden. —

Ein Fall recht entgegengelegter Art beschäftigt die kirchlichen Kreise und ihre Zeitschriften schon seit mehreren Monaten, den wir in unseren Berichten bisher noch nicht erwähnt haben, es ist der Fall Glage in Hamburg. Es giebt dort zwei sogenannte Kapellengemeinden, Gründungen der freien christlichen Liebe, deren Kapellen ursprünglich Mittelpunkte einer missionarischen Thätigkeit in Hamburg sein sollten. An der St. Anshartkapelle wirkte früher W. Baur und dann der sel. Rink. Die Gemeinden sind dem traditionellen Hamburger Kirchenystem nicht vollständig eingeordnet, so daß von den Juristen jetzt Zweifel erhoben sind, ob ihre Geistlichen überhaupt der Disciplinargewalt des Hamburger Kirchenregiments unterstehen. An der Anshartkapelle steht nun gegenwärtig als zweiter Geistlicher ein junger baltischer Theologe Glage, der sich mit Eifer der Predigt des Evangeliums und der Arbeit der inneren Mission in den großen Hamburger Gemeinden hingiebt. Derselben sagte einst ein Socialdemokrat nach einer von Glage gehaltenen Eidespredigt: er möge sich nur über die sogenannte Rechtfertigung des Meineides durch die socialdemokratische Partei nicht so aufregen, die Hamburger Pastoren seien ja zum Teil selbst meineidig, da sie sich auf die lutherischen Bekenntnisse hätten verpflichten lassen und doch das Gegenteil dessen predigten, was darin stände. Es ist begreiflich, daß dies Wort aus dem Munde eines Gegners um so schmerzlicher empfunden wurde, als es den wundesten Punkt der Hamburger kirchlichen Zustände traf. Nun ereignete es sich, daß im vorigen Herbst ein Hamburger Geistlicher Dr. Rebattu einen Vortrag hielt über die Erhaltung der Religion, welcher das Urtheil jenes Socialdemokraten nur zu bestätigen geeignet schien. Rebattu, ein Anhänger jener Richtung, die bei uns Protestantenvereiner heißen, die man aber auch Buddhisten nennen könnte, hatte ausgeführt, kein Pastor glaube mehr an Wunder, eine klare Gotteserkenntnis sei aus der Bibel nicht zu schöpfen, manche Anschauungen derselben seien Gottes unwürdig, besonders die Opferung seines Sohnes zur Erlösung der Menschheit u. s. w. Darauf veröffentlichte Glage einen Notzshrei, der mit warmen Worten und völlig deutlicher Sprache den Notstand bloßlegte, der in dem Abfall einer großen Anzahl von Geistlichen vom christlichen Glauben und der übernommenen Verpflichtung besteht und in der scheinbaren Unfähigkeit oder Abgeneigtheit der kirchlichen Behörden, diesen Notstand zu beseitigen. Treffend weist er darauf hin, daß es sich gar nicht um Formeln der Bekenntnisse handle, sondern um die Grundgedanken der hl. Schrift, welche von jenen Geistlichen gelehnet würden, während sie bei ihrer Ordination die hl. Schrift anerkannt hätten als

„die alleinige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurteilt werden sollen“.

Was ist die Folge dieses öffentlichen Auftretens gewesen? Man sollte annehmen, daß sich sofort die Wächter der kirchlichen Ordnung mit den Anklagepunkten beschäftigt und eine Untersuchung des Rebattuschen Vortrages eingeleitet hätten. Allein es ist im Gegenteil die Disciplinaruntersuchung über Glage verhängt. Vielleicht, daß man gegen einen Satz in seiner Broschüre vorgehen zu können meint, in dem er folgendes sagt: „Darf dieser Hülfesruf auf eine Erhöhung hoffen? Nach menschlichem Denken schwerlich. Wir sind ja hier in Hamburg eine kirchliche Republik, und darum sind in der kirchlichen Rechtsprechung die Plätze des Richters und des zu Richtenden sehr schwer zu sondern. Hat doch erst kürzlich wieder in der obersten Vertretung unserer Kirche eine Stimme an Einfluß gewonnen, deren optimistische Färbung jedes auf obrigkeitliche Heilung unserer Kirchennot hoffende Herz mit schwärzestem Pessimismus erfüllen muß.“ Weiter wird dann von einer Einführungspredigt berichtet, in der der Glaube an die Auferstehung Christi als Adiaphoron (gleichgültiges Mittel Ding) behandelt sei.

Die weitere Entwicklung der Sache ist heute noch nicht zu übersehen. Jedenfalls ist der Fall ein Zeichen der Zeit und sollte als solcher in der Periode des Kampfes gegen den Umsturz wohl beherzigt werden. Ich schließe sie ab mit folgendem Satze des Glagesehen Moskireies: „Ihr Christen alle auf und unter den Kanzeln, zur Hülf, zur Hülf unserem Volk! Seine größten Feinde sind die ungläubigen Pastoren. Die Lüge auf den Kanzeln ist uns weit gefährlicher als der Mangel an Kanzeln — ja weit gefährlicher auch als die modernen Zeitkrankheiten, vor denen wir zittern: Socialdemokratie und Anarchismus. Nicht eher werden diese Krankheiten geheilt werden, als bis die Kanzelnot überwunden ist. Nicht wirtschaftliche Reformen werden uns retten, sondern kirchliche Reformen — ja eine neue Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Darum zur Hülf, wer irgend helfen kann!“ —

Die Kanzelnot führt uns aber weiter zur Kathedernot. Wenn die socialdemokratischen Blätter heutzutage mit Behagen ausführen, daß sie bei ihren Schmähungen der Bibel und ihrer Leugnung der christlichen Offenbarungswahrheiten nur die Konsequenzen zögen von dem, was von theologischen Lehrstühlen herab längst gelehrt sei und gelehrt werde — wie viel mehr kann sich dann ein Rebattu darauf berufen, daß er nichts anderes vortrage, als was er von Lehrern gelernt habe, an die er für die Vorbildung zu seinem kirchlichen Amte offiziell gewiesen sei. Die Professorenfrage ist die in den kirchlichen und nicht kirchlichen Blättern am eifrigsten behandelte. Wir haben Veranlassung, in diesem Berichte auf dieselbe zu kommen, weil der Meinhold'sche Vortrag vom Bonner Ferienkursus, den wir bereits erwähnt haben, inzwischen im Druck erschienen ist, und zwar in einer Broschüre mit dem Titel: „Ein ernstes Wort an die evangelischen Christen aller Parteien“, in der hinter dem Referat über „Die Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte“ ein Nachwort folgt, in welchem sich der Verfasser für seine Stellung — wie üblich — auf Luther beruft und darum auch den etwas anspruchsvollen Titel „Wider den Kleinglauben“ gewählt hat.

Was Meinhold in seinem Referate bietet, ist den Theologen nichts Neues, und auch die Leser unserer Zeitschrift sind mehrfach darauf hingewiesen, u. a. habe ich im Augustheft v. J. die Ansichten der „Christlichen Welt“ über das Alte Testament mitgeteilt, die denen von Meinhold ungefähr entsprachen. Es sind eben die Anschauungen, welche von der sogenannten Wellhausen'schen Schule als sichere Ergebnisse ausgegeben werden, wonach die ganze Geschichte vor Moses ohne historischen Wert sei, die Gestalten derselben sind mythische Figuren, personifizierte Ideen. Die Spuren der vormosaïschen israelitischen Religion seien noch aufzuweisen, sei sei derselbe Götzendienst gewesen, den auch andere damalige Völker getrieben, Fetischismus, Totemismus, Anbetung von Steinen, Bäumen, Gewässern, mit Menschenopfern u. dgl. Der Gewittergott des Sinai-berges habe endlich siegreich die anderen Gottheiten verdrängt. Moses stellt dann etwas

höhere Begriffe auf und erst die Propheten vollenden den alttestamentlichen Gottesbegriff. Jesus und seine Jünger waren in den Kreis ihrer zeitgenössischen Anschauungen gebannt; auch sie hielten fälschlich die Patriarchen für historische Figuren; was Paulus von Abraham sagt, „macht seinem guten Herzen alle Ehre“, kann aber für uns durchaus nicht bindend sein u. s. w.

Drei Bemerkungen seien zu dieser Meinholtschen Veröffentlichung gestattet. Erstlich fällt jedem wissenschaftlichen Leser derselben das eigentümliche Verfahren auf, daß er mit konsequenter Einseitigkeit nur die Gründe und Aeusserungen seiner Gesinnungsgenossen anführt. Das Referat auf dem Ferienkursus wollte oder sollte über den Stand der Forschung orientieren. Nun erfährt man wohl durch einige Andeutungen, daß es auch Gegner jener Geschichtsauffassung giebt, auch die Namen derselben werden genannt; ihren Standpunkt selbst aber zu charakterisieren, ihre Gegengründe vorzuführen, ihre Verteidigung verständlich zu machen — dazu wird auch nicht einmal der Versuch gemacht. Es muß dies Verfahren unter den besonderen Umständen und in Erwägung des Zweckes jener Verhandlungen als eine unerlaubte Vergewaltigung der Zuhörer bezeichnet werden. Man würde sich versucht fühlen, es als eine wissenschaftliche Unredlichkeit zu bezeichnen, wenn in diesem Ausdruck nicht die Voraussetzung läge, daß der Referent wußte, was er that — eine Voraussetzung, die in diesem Falle nicht zutrifft. Denn Meinhold geht offenbar die Fähigkeit ab, den Standpunkt seiner Gegner zu verstehen, was mit allgemeinen theologischen Mängeln zusammenhängt, auf die ich gleich kommen werde. Hier sei nur noch einmal hervorgehoben, daß die Art der Beweisführung, die in der immer wiederholten Versicherung, daß der und jener — sehr viele — fast alle Forscher dies und das für ausgemacht hielten, einen recht schwächlichen Eindruck macht.

Zweitens sind die wissenschaftlichen Mittel, mit welchen Meinhold operiert, für das, was er beweisen will, unzulänglich. Er macht sich von vornherein die Aufchauung seiner Gegner zurecht als solcher, die auf dem Boden der Verbalinspiration stünden, die jede Textkritik ablehnten und sich gegen die Möglichkeit, daß die heiligen Schriften auf ältere schriftliche Urkunden zurückgehen, absolut verschloffen. Da nun aber die Verbalinspiration nicht haltbar, die Textkritik notwendig, die verschiedenen Quellen den Büchern Moses nachgewiesen seien, so werde die ganze Voraussetzung, daß wir hierin göttliche Offenbarungen und wirkliche Geschichte haben, ohne weiteres hinfällig. Man fragt vergeblich nach den Mittelgliedern dieses Schlußverfahrens. Es ist ein rein willkürlicher Schluß, der leider vereinzelt dasteht. Ohne weiteres wird z. B. auch angenommen, daß ein Bericht zu der Zeit, wo er aufgeschrieben sei, auch entstanden sein müsse, es wird gegen die Annahme einer länger andauernden mündlichen Ueberslieferung auf unsere Gegenwart verwiesen, wo dergleichen unmöglich sei u. dgl. m.

Doch dies führt uns (drittens) auf den eigentlichen Hauptpunkt. Meinhold versteht sich und seine Zuhörer, ohne zu fragen und zu beweisen, von vornherein auf den Standpunkt der naturalistischen Geschichtsauffassung. Ich würde, falls er dies leugnete, ihm gern zugeben, daß er auch hier nicht weiß, was er thut, lasse mir aber das Recht, ganz klar ausgeprägte wissenschaftliche Bezeichnungen sinngemäß zu gebrauchen, durch ihn nicht nehmen. Wir nennen diejenige Geschichtsauffassung naturalistisch, welche im Gegensatz zu der Leitung der Geschichte nach göttlichem Plan, die Entwicklung der Menschheit lediglich aus sich selbst heraus und ihrer Natur erklären will. Göttliche Zwecke, leitende Ideen sind hiernach ausgeschlossen, die Natur und der Zufall sind das Bestimmende. Und wenn so die allgemeine göttliche Zwecksetzung in der Weltgeschichte gestrichen wird, so ist natürlich eine specielle Offenbarung, wie wir sie im Alten Testament annehmen, erst recht unmöglich. Nun äußert freilich Meinhold hier und da Ansichten, welche in diese naturalistische Geschichtsauffassung nicht hineinpassen — das ist zugegeben; er redet von einer mitwirkenden Offenbarung bei dem Gottesbegriff der Propheten, von göttlichen Offenbarungen auch in Bezug auf das Neue Testament. Aber

dies ist nur der Beweis einer mangelnden philosophischen Durchbildung, welche solche glücklichen Inkonsequenzen gestattet. Bei seiner die alttestamentliche Heilsgeschichte zerstörenden Thätigkeit selbst schließt er eine andere als die naturalistische Auffassung der Geschichte der Menschen klar und deutlich aus. Die Frage, warum — wenn bei den Propheten und Aposteln göttliche Offenbarung „mitwirken“ konnte — dieselbe nicht auch in der Vorgeschichte des Mosaismus und der Uebersieferung derselben an die Nachkommen wirksam sein konnte, stellt er sich gar nicht. Vielmehr operiert er ganz einfach mit den Ideen des naturalistischen Darwinismus bezüglich der Völltergeschichte und weist die Frage nach einem Zweck in der Geschichte höhnend zurück. Hier tritt die Unselbstständigkeit des Denkens klar hervor; man folgt einfach den naturalistischen Autoritäten und glaubt ihnen, daß diese philosophischen Voraussetzungen — Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung seien.

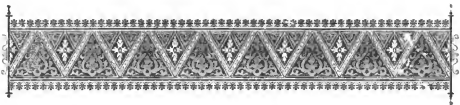
Das Nachwort der genannten Broschüre enthält sehr zu Herzen gehende Worte. Es wird in aufrichtiger und ergreifender Weise beschrieben, wie der Verfasser sich von den orthodoxen Anschauungen, in denen er erzogen, zu seiner jetzigen „Wahrheit“ durchgerungen habe. Das Tragische hierbei ist nur das, daß dieses Durchringen nur möglich war bei einer völligen Konfusion bezüglich der Grundlagen unseres wissenschaftlichen Verfahrens. Bekanntlich nennen die Materialisten ihre mechanische Welterklärung, wonach alles Leben auf zufällige Bewegungen und äußeres Abstoßen und Anziehen zurückgeführt wird, kurzweg die wissenschaftliche. Mit derselben Kühnheit wird von der Well-hausenschen Schule ihre darwinistische Geschichtserklärung, welche die Möglichkeit einer besonderen göttlichen Leitung ausschließt, für die wissenschaftliche erklärt. Noch immer hat unsere evangelische Theologie an dem unseligen Erbe der philosophischen Entwicklung zu leiden, und daher kommt es, daß man auch bei so wichtigen und in das kirchliche Leben und den Bestand der evangelischen Predigt einschneidenden Fragen revolutionär auftritt auf Grund der handgreiflichsten Verwechslungen, indem man, was eine philosophische oder religiöse Voraussetzung aller Wissenschaften ist, — als Ergebnis derselben anpreist, dem sich jedermann zu beugen habe. Nur dann werden die Gefahren der modernen Theologie überwunden, wenn eine klare Erkenntnis des Unterschiedes zwischen dem, was in der Theologie Wissenschaft ist oder werden kann, von dem, was Sache des Glaubens bleibt, zur Herrschaft kommt.

Je mehr dem Verfasser des „Nachwortes“ die Ehrlichkeit der Ueberzeugung zuzugeben ist und der Ernst der eigenen sittlichen Stellung, umso mehr ist dem Referenten über die altisraelitische Geschichte zu wünschen, daß er eine Ausdrucksweise vermieden hätte, die jedem allgläubigen Theologen als im höchsten Grade unwürdig und verlezend (um nicht zu sagen blasphemisch) erscheinen muß. Und es bleibt schließlich doch dabei: Entweder jene naturalistische Auffassung der Geschichte Israels, zu deren nicht gerade sehr geschickten Vertreter sich hier der Bonner Professor Reinhold gemacht hat — oder der Fortbestand des Evangeliums und der christlichen Kirche. Beides zugleich ist unmöglich.

Greifswald, den 22. Januar 1895.

M. v. Nathusius.





Der Jungfernquell.

Ballade

nach einer Ortsfage

von

Rudolf Bodt.

Das war ein schmuckes Städtchen
In seiner Berge Pann,
Und stolz, wer seiner Mädchen
Zum Weibe eins gewar'n;
In bunter Seide schwangen
Die Frauen sich beim Reihn,
Und wenn die Männer sangen,
So war's bei gutem Wein.

Denn wo, die Berge scheidend,
Sich dehnte das weite Thal,
Da gingen, friedlich weidend,
Die Kinder ohne Zahl,
Und neben Hirt und Herde
Riß mit gewalt'gem Zug
Den Segen aus der Erde
Der unermüde Pflug.

Dem Grafen einst, dem reichen,
Der auf dem Felsen saß,
Gehörten der Berge Eichen,
Des Thales Grund und Gras.
Das Thal ward ihm genommen,
Weil er die Treue brach
Dem Kaiser, der's den Frommen
Der Stadt zu eigen sprach.

Ein Stein lag in der Mitte
Des Marktes platt und rund,
Auf dem nach alter Sitte
Der Bürgermeister stund,

Wenn er des Rates pflegte
Mit seiner Mannen Schar
Und Ding und Schlichtung hegte,
Wie's seines Amtes war.

Und unter diesem Steine
Geborgen still und tief
Ruht in metall'nem Schreine
Der kaiserliche Brief,
Der gnädig zum Geschenke
Für Zeit und Ewigkeit
Des ganzen Thals Gesente
Der Bürgerschaft verleiht.

Der Kaiser, satt des Leides
Und Lebens, sank ins Grab.
Der Graf voll grimmen Reides
Blickt auf das Thal hinab:
„Nun ist der Tag erschienen,
Zu heissen mein altes Recht —
Bei Gott, ich zeige ihnen,
Wer hier der Herr, der Knecht!“

Und seinen Knappen strenge
Befiehlt er: „Zum Selag
Ruft mir der Städter Menge
Auf meinen Namenstag!
Und dafür sollt ihr sorgen:
Alles, was tanzt und trinkt,
Ist hier mein Gast, wenn morgen
Die Sonne niedersinkt.

Schenkt ein den dummen Wichtern,
 Füllt ihnen Kopf und Darm!
 Und weh euch, bleibt mir nüchtern
 Ein einz'ger aus dem Schwarm!
 Ihr aber haltet trocken
 Die Lippen von dem Wein —
 Es könnte sein, wir brocken
 Noch andre Suppen ein!"

Das war ein lust'ger Abend
 Im gräßlichen Revier:
 Die Knechte rußlos trabend
 Mit Wein und starkem Bier,
 Die stinken Baare springend
 Nach Fidel und Schalmei,
 Die Alten lachend und singend
 Mit jauchzendem Geschrei.

Und immer schneller füllen
 Die Knechte Kanne und Krug,
 Und immer toller brüllen
 Die Trinker bei jedem Zug,
 Und immer wider rasen
 Die kreischenden Melodien —
 Bis endlich auf den Rasen
 Sinkt Mann und Weib dahin.

Unmerklich sind die Becher
 Entfallen der müden Hand,
 In Reihen ruh'n die Becher,
 Die trunk'nen bei einand.
 Nur Eine steht in Thränen,
 Ein Mägdlein hochgestimmt,
 Die Schönste aller Schönen:
 Des Bürgermeisters Kind.

Der Graf folgt ihr schon lange
 Mit heimlicher Begier
 Und steht mit leisem Gange
 Jetzt plötzlich neben ihr,
 Und schlingt die Arme lästern
 Um ihres Nackens Schnee:
 „Kun sang' ich mir im Düstern
 Das scheue, schöne Reh!"

Die Jungfrau springt zurück:
 „Mich aber fängst du nicht!"
 Und schlägt mit stolzem Blicke
 Ihm klatschend ins Gesicht,
 Und flüchtet sich behende
 Ins bergende Gesträuch;
 Der Andre ballt die Hände:
 „Weh dir um diesen Streich!" —

— Mit sternentlofer Hülle
 Von schwarzer Nacht umflort,
 Brütend in Totenstille,
 Ruht der verlass'ne Ort.
 Da — in der Geisterstunde
 Wie Schatten huscht's heran,
 Und in des Marktes Runde
 Hebt leises Rausen an.

Ein Kechzen und ein Stöhnen
 Wie böser Geister Pein
 Und jetzt ein dumpfes Dröhnen
 Unheimlich klingt herein,
 Ein Wurmeln und ein Munkeln,
 Ein rollend leiser Ton —
 Und spurlos ist im Dunkeln
 Der dunkle Spul entflohn. —

Und horch, am andern Tage
 Hoch von der Kirche Turm
 Ertönt's wie laute Klage:
 Die Glocken läuten Sturm!
 Doch nicht in Feuerflammen
 Des Unheils Fackel loht —
 Das müde Volk zusammen
 Ruft eine größte Not.

Das stürzt aus allen Thüren
 Und rennt die Straßen entlaug,
 Die zu dem Marktplatz führen,
 Und fragt und fordert bang:
 „Ihr Brüder, was ist geschehen?
 Raht uns der Feind vielleicht?"
 — „Blickt her!" und wer's gesehen,
 Der zittert und erbleicht.

Denn wo der Stein gelegen,
 Der ihre Schätze barg,
 Da gähnt dem Volk entgegen,
 Als wär's ein schwarzer Sarg,
 Darin ihr Wohlstand schliefe,
 Ein schauerlicher Schlund,
 Und brodelnd in der Tiefe
 Gärt der morast'ge Grund.

„Und ist der Stein versunken
 Im finstern Element?
 Ist uns im Sumpf ertrunken
 Das teure Pergament?
 Hat wohl bei Nacht und Nebel,
 Davor dem Menschen graut,
 Hier angelegt den Hebel
 Des Höllenfürsten Faust?"

Da tritt, mit Ernst gebietend,
Der Bürgermeister auf,
Und winkend und begütend
Hemmt er der Fragen Lauf:
„Bekannt ist jedem Kinde
Des Bodens, der uns trägt,
Daß unter seiner Rinde
Geheime Kraft sich regt.

Wie oft in stillen Nächten
Traf's dröhnend unser Ohr,
Als ob mit Schreckensmächten
Der Erdengeister Chor
Aus Abgrund und Verliesen
Sich zu befreien strebt,
Daß unter unsern Füßen
Der Erde Bau gebebt.

Als ich, vom Schlaf erstanden,
Hertrat auf diesen Platz,
Da war der Stein abhanden,
Abhanden unser Schatz.
Wir gruben nach Stein und Kasten
Tief in den nassen Grund,
Doch lohnte unser Hasten
Kein freudenreicher Fund.

Und nahe war's, so wühlten
Wir unser eigen Grab, —
Der Boden, wie wir fühlten,
Sank unter uns hinab.
Wir schrien hinauf, in Eile
War Hülfe uns bereit,
Und mühevoll am Seile
Entflohen wir dem Leid.“

Und ängstlich blickt mit Flüstern
Die Menge in den Schlund,
Wo brodelnd tief im Düstern
Gärt der morastige Grund —
Da jagt mit blauen Haaren
Verstört ein Mann herbei:
„Helfst, helfst! des Grafen Scharen,
Sie rauben mein Jüder Heu!“

Und eh' der Mann geendet,
Ein Anderer stürzt heran:
„Der Graf hat mir gepfändet
Das pflügende Gespann!“
Noch klagt er — sieh, zu Pferde
Kommt Einer galoppirt:
„Die ganze Rinderherde
Hat uns der Graf entführt!“

Da fällt mit mächt'gem Schelten
Der Bürgermeister ein:
„So laß es ihn entgelten,
Und sehe Gott darein!
Ihr Männer, zu den Waffen!
In einer Stunde Zeit,
Der Stadt ihr Recht zu schaffen,
Steht alle hier bereit!“ —

Das ist ein wildes Fechten
Auf grünem Aehrenfeld
Von Bürgern und von Knechten,
Und jeder ist ein Held;
Der Schwache wird zum Tiger,
Der Starke wird ein Leu;
Hier Jubelruf der Sieger,
Dort Weh- und Wutgeschrei.

Die Halme und die Helme,
Die siegen wie gefät
Vom Pallasch, der wie Schelme
Die bravsten Burtschen mäht;
Das lobt und tracht und wehert
Und blüht Schwert wider Schwert,
Die Hellebarde schmettert
Zu Boden Mann und Pferd.

Und nach zwei kurzen Stunden
Da ist das Werk gethan.
Voll aus der Krieger Wunden
Saugt sich der Ackerplan.
Fast legte schon der Bürger
Die Sense aus der Hand,
Denn hundert tapf're Bürger
Ruh'n tot auf ihrem Land.

Doch zwei sind überblieben,
Die er bisher nicht traf:
Der Bürgermeister hüben,
Und drüben hält der Graf.
Der Bürger rückt zu Fuße,
Der Ritter hoch zu Roß
Zum ernst'n Todesgruße
Nun auf den Segner los.

„Wurm!“ ruft der Graf, „als Beute
Laß ich das Leben dir,
Bestätigt du mir heute,
Dies Thal gehöre mir.
Thu deinen Schwur! und melde
Den Weibern hinterher,
Daß hier auf meinem Felde
Heut Aehrenlese wär!“

— „Ich mag ihn nicht erwidern,“
Spricht jener, „euren Spott
Und bleibe bei den Brüdern
Im Leben wie im Tod.
Es ist gerechte Sache,
Für die ich kämpfen muß.
Doch Gottes sei die Rache
Und dieses Kampfes Schluß.“

Er faßt des Rosses Bügel
Und hebt den Dolch zum Stich —
Da stellt sich in die Bügel
Der Graf, und fürchterlich
Sauft nieder sein breiter Degen
Und spaltet ihm den Kopf:
„Da hast du Gottes Segen
Und meinen, frommer Tropf!“ —

Das Mägdelein in der Kammer
Liegt im Gebet vor Gott:
„O Herr sieh meinen Jammer,
Und meines Herzens Not!
Ich kann die Angst nicht bannen
Um das geliebte Haupt —“
Und bang eilt sie von dannen,
Der Sinne fast beraubt.

Da gelst ihr in die Ohren
Wahnsinniges Geschrei,
Da stutet aus Thüren und Thoren
Die heulende Menge herbei,
Da braust es, als wenn die Bogen
Des Sturms Gewitter ergaß —
Das Volk, es kommt gezogen
Mit seiner Leichen Last.

Und um den Zug zu schließen
Der trauer schweren Schar,
Legt man zu ihren Füßen
Den toten Vater dar.
Und schluchzend wirft die Arme
Sich über sein Gebein:
„O, daß sich Gott erbarme —
Nun bin ich ganz allein!“

Da kommt's herangeflichen,
Da packt's die Jungfrau an:
„Ein Glück, daß seinen Stichen
Bei Zeiten ich entrann!
Wohl hab' ich ihn erschlagen,
Doch war's in gutem Streit.
Dich aber will ich tragen
In meine Sicherheit.“

Das Mädchen hört die Stimme,
Die ihr das Herz zerbricht,
Und starrt mit wildem Grimme
Dem Grafen in's Gesicht,
Und drohend wie ein Rächer
Hebt sie die Hand empor:
„So lab' ich den Verbrecher
Zu Gottes Richtstuhl vor!“

Der Acker und die Weide,
Das werde dir zur Qual,
Zum bitterlichen Leide
Dir das geraubte Thal,
Das Blut der Bürger quäle
Den Mörder todesmatt —
Verflucht sei deine Seele,
Gesegnet diese Stadt!“

Sie fliegt davon im Sprunge,
Gewinnt des Marktes Rund
Und stürzt mit jähem Schwunge
Hinunter in den Schlund.
Schnell hat die schönen Glieder
Der dunkle Grund umfaßt, —
Und schweigend schliefst sich wieder
Der brodelnde Morast. — —

Am andern Morgen reitet
Der Graf die Fluren ab:
„Will seh'n, was ich erbeutet
Durch Wein und Waffen hab.“
In weiter, stiller Runde
Allein der finst're Mann —
Im tiefsten Wiesengrunde
Da hält er lauschend an.

Horch, wie ein leises Wehe
Beim letzten Erdengang,
Tönt ihm aus ferner Höhe
Der Kirchenglocke Klang.
Die Trauertöne singen
Den Männern Gute Nacht,
Die ihr Geschick empfinden
In ungerechter Schlacht.

— „Sie mögen sich mit dem Grabe
Begnügen stumm und still —
Ich halte, was ich habe,
Und habe, was ich will!“
Er lenkt mit leisem Rufe
Das schwere Roß nach Haus —
Doch Wunder! wo die Hufe
Gestanden, quillt's heraus.

Und sieh, und sieh! im Grase
Wird's plötzlich von Wassern hell,
Aufzischend vor der Nase
Des Gaules spritzt ein Quell,
Es wächst und wütht und wieselt,
Wie Schlangen durch das Kraut,
Und Wasser, Wasser rieselt,
Wohin der Reiter schaut.

Der Boden schwant und schittert,
Von unten gurgelt's dumpf,
Der bäumende Rappe zittert
Und stampft im tiefen Sumpf,
Und immer gewaltiger brechen
Die Brunnen der Tiefe auf;
Das Wasser, nicht mehr in Bächen,
In Strömen drängt's herauf.

Das ist ein Wallen und Wogen,
Wie Welle auf Welle sich häuft,
Und seruhin flieh'n die Bogen,
In denen das Ufer schweift —
Da plötzlich ein Bersten und Krachen,
Der Boden senkt sich hinab:
Der Abgrund öffnet den Rachen,
Ein tiefes, gräßliches Grab.

Und mit dem Boden versunken
Hinab bis über den Kamm
Das Roß, aufrecht ertrunken,
Gehalten vom zähen Schlamm,
Und mit ihm hinabgezogen
Der Reiter in sein Gericht,
Und schaurig aus den Wogen
Ragt sein verzerrt Gesicht.

Er fühlt der Wasser Schwellen,
Geschmiedet aus tote Tier,
Angstvoll die Augen quellen
Ihm aus dem Kopfe schier —
Und mahnend, wie leises Wehe
Beim letzten Erdengang
Tönt ihm aus ferner Höhe
Der Kirchenglocke Klang.

Und schon, als sollt' er nippen
Aus weingefülltem Glas,
Spielt um die bleichen Lippen
Das weiche, kalte Raß;
Den letzten Schrei um Hülfe
Bricht eine Welle ab —
Und zu dem Grab im Schiffe
Sinkt langsam er hinab.

Und rings des Thales Grenzen
Erfüllt ein einz'ger See
Und blickt mit stillem Glänzen
Zum Schlosse in die Höh.
Die Stadt vom sichern Hügel
Staut nieder auf die Flut
Und auf der Anmut Spiegel,
Der ihr zu Füßen ruht. —

Und zu derselben Stunde
Beim Kirchenglockenklang,
Tief in des Marktes Schlande
Rumorts mit wildem Drang.
In schwarzen Blasen schwellen
Empor Morast und Sand,
Und heiße Dämpfe quellen
Hoch über seinen Rand.

Ein Knall — und aus der Höhle
Erhebt sich schnell ein Witz
Wie eines Weibes Seele,
Von Schleiern zart umhüllt:
Ein Springquell ist gestiegen
Rein aus der schmutz'gen Nacht,
Und warme Wolken fliegen
Um seiner Schönheit Pracht.

Er steht wie eine Säule
Mit krankem Kapittel,
Ob ihn der Wind umheule,
Ob ihm die Sonne hell
Mit Regenbogenfarben
Durchweht des Schweißes Duff,
Er steht, und seine Garben
Berständen in der Luft.

Die wunden Männer naschen
Vorsichtig von dem Quell
Mit Baden und mit Waschen
Und sie genesen schnell.
Die schmerzgeplagten Kranken
Des Städtchens nah'n in Eil'
Und kehren heim mit Danken
Für ihres Leibes Heil.

Die Gräfin selbst, die Fromme
Die still sich krank gehärmt,
Sie bittet: „Daß ich komme,
Daß euer Born mich wärmt,
Erlaubt es ohne Schelten
Der armen Duldlerin,
Und gern will ich's vergelten,
Wenn ich genesen bin.“

Und als in neuen Flammen
Das Leben sie durchglüht,
Ruft sie den Rat zusammen,
Dort, wo die Quelle sprüht,
Neigt ihr das Haupt entgegen,
Und also spricht sie mild:
„Das ist der Jungfrau Segen,
Der ihrem Grab entquilt.

Er wird euch reich ersehen
Aus fremder, kranker Hand,
Was euch an andern Schätzen
So trauervoll entchwand.
Auch mir gab er Genesung
Durch eure und Gottes Huld:
So gönnet mir die Lösung
Der aufgehäuften Schuld.

In meiner Wälder Auen
Laßt eure Herden gehn,
Und braucht ihr Holz zum Bauen,
So holt's von meinen Höhen.
Und mich laßt diese Quelle
Umrahmen mit Gestein
Und drüben die Kapelle
Der heil'gen Jungfrau weihn.

Daß Gottes Gnade walte
Ob der versunk'nen Magd
Und Gottes Trost erhalte,
Wer hier in Schmerzen jagt.
Dann in des Kreuzes Schatten
Gebt meinem Flehn Gehör:
Denkt milde meines Gatten
Und — fluchet ihm nicht mehr.“

Das Kirchlein steht gegründet
In Gottes Huld und Glast,
Und jeder Tag verkündet
Des heil'gen Bornes Kraft,
Der spielend die Rotunde
Mit seinem Rauch erfüllt
Und aus marmornem Munde
Der Kranken Sehnsucht stillt.

Und immer dichter wallen
Die Massen Schar auf Schar,
Und Segen spendet allen
Der Quell und der Altar.
Und immer höher messen
Die Bürger ihren Schatz
Verlor'nes ist vergessen,
Und reich ist der Erbsatz. —

Das ist ein schmuckes Städtchen
In seiner Berge Bann,
Und stolz, wer seiner Mädchen
Zum Weibe eins gewann.
Im See des Thales spiegelt
Sich seine Schönheit hell,
Doch was sein Glück besiegelt,
Das ist der Jungfrau Quell.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Vom armen und reichen Staat. Finanz- und sozialpolitische Rückblicke und Ausblicke. Von Dr. W. Meuting, kaisert. Justizrat. (Berlin, D. Wahrs Buchhandlung [K. Hoffmann].) 1894.

Berf. hält unser jetziges Steuer-System für un-zweckmäßig, ungenügend und für eine Ursache unseres wirtschaftlichen und politischen Niederganges, eine Ansicht, mit der er jedenfalls nicht allein steht. Als Mittel zur Besserung schlägt er eine Reform unseres jetzt geltenden, dem römischen Recht entnommenen Erbrechts-Systems vor. Nur nahen Verwandten, eigenen Nachkommen, Ehegatten, Eltern, Geschwistern und Geschwisterkindern soll Erbberechtigung bleiben, allen entfernten Verwandten soll sie genommen werden, und das Vermögen des Erblassers dem Staat anheimfallen, vielleicht mit Ausschluß etwa eines Viertels, über das der Erblasser frei verfügen kann. Die hierdurch dem Staat zulleihenden Geldmittel werden zweifellos sehr bedeutend sein. Die Schrift enthält keinen Gehegentwurf, sondern eine allgemeine Anregung, die in leicht verständlichen, scharf formulierten Sätzen die vorgeschlagene Reform des Erbrechts treffend beleuchtet. v. H.

— Soll die christliche Missionsthätigkeit einen nationalen oder internationalen Charakter tragen? Von A. Re-rendsen, Missions-Superintendent. (Berlin, Buchhandlung der Berliner evang. Missions-Gesellschaft.) 14 S. 20 Pf.

Der Zweck des kleinen Heftes ist, die Leser für die Mission in den deutschen Kolonien zu erwärmen, und darum weist der Verf. nach, wie es sowohl im Interesse der Mission, als auch im Interesse unserer Kolonien liegt, daß deutsche Missionare in deutschen Kolonien arbeiten, also nationale Mission treiben. Wie von dem weit-

bekanntem Verf. nicht anders zu erwarten, ruhen seine Darlegungen auf genauer Kenntnis und sorgfältiger Prüfung der einschlagenden Verhältnisse. Man kann deshalb nur wünschen, daß dieser Ruf zur Arbeit bei unserem deutschen evangelischen Volke nicht unbeachtet bleibe. Eine Bemerkung darf ich jedoch dabei nicht unterdrücken. Wir kommen leicht in die Versuchung, in dem durch geschichtliche Verhältnisse faktisch Notwendigen das prinzipiell allein Richtige zu finden. Derartige scheint mir auch hier vorzuliegen. Gehört es wirklich zum Wesen der Mission, daß sie national ist? Den Hinweis auf die Zeit des Herrn möchte ich für verfehlt halten, und der Titel könnte ein wenig verändert werden. Wt.

2. Kirche.

— Die Bergpredigt, das Geheiß des Reiches Gottes, der Spiegel jedes Christen, kurz und schulgemäß erklärt von Preßing, königl. Seminar-direktor. (Gotha, G. Schöbmann.) 1894. 36 S. 40 Pf.

Was der Titel angiebt, enthält das Heft. Die Erklärung ist kurz; vermeidet alle Abschweifungen, ist schulgemäß; giebt eine sehr sorgfältige Disposition und ist anschaulich durch Bewertung biblischer Beispiele. Was der Verf. wünscht, diese Auslegung möge dazu beitragen, daß die Bergpredigt des Heilandes das wird, was sie sein soll, ein Lebensspiegel für Jung und Alt, kann deshalb wohl geschehen; wenn es nicht geschieht, ist's nur ein Beispiel dafür, daß man Güter, die man besitzt, nicht immer zu schätzen weiß. In der Auslegung wird man ja nicht immer ganz übereinstimmen. So ist mir die Vermutung, Matthäus habe als Jünger die gleichartigen Wägen zusammenzulegen gehobt und dies Geschäft auch auf sein Evangelium übertragen, nicht gerade einleuchtend, da die betreffenden Lebensgebiete doch

zu weit auseinander liegen. Zu bemerken ist noch, daß eine Auslegung des Vaterunsers unterblieben ist, offenbar in Rücksicht auf die Erklärung, welche in der Schule der kleine Katechismus bietet.

Wt.

— Der Einfluß des Christentums auf die Sklaverei in griechisch-römischen Ägypten. Ein Vortrag von D. E. Feichmüller. (Dessau, 1894. Verlag von V. Baumann.) Preis 60 Pf.

Der Vortrag ist in Dessau als Einleitung einer Reihe kirchengeschichtlicher Vorträge gehalten. Der Verf. führt aus, daß das Christentum die Sklaverei, diese offene, eiternde Wunde des Heidentums, als allgemein verbreitete Einrichtung vorfand, und daß die christlichen Gedanken, je mehr sie an Boden gewannen, zu ihrer Aushebung führen mußten. Dieser Sieg wurde aber nicht mit Gewalt, sondern hauptsächlich durch die Umwandlung der Herzen gewonnen. Je mehr sich später die Völker von dem wahren Christentum entfernten, desto mehr näherte sich auch das Verhältnis des Dienenden zum Herrschenden wieder dem des Sklaven zum Herrn — ein Blick auf unsere Zeit genügt, um die Wahrheit dieses Satzes zu beweisen. Zum Schluß meint der Verf., daß die bei uns leider vorhandene Lohnsklaverei, wie auch die wirkliche Sklaverei in unseren Kolonien nur durch die „Umwandlung der Herzen“, durch die Verbreitung und Vertiefung wahrhafter christlicher Gedanken beseitigt werden können. Der Vortrag zeichnet sich durch Klarheit und christlichen Inhalt aus und verdient gelesen und verbreitet zu werden.

v. H.

— Bericht über die Verhandlungen des Christlichen Studentenkongresses, abgehalten zu Frankfurt a. M. am 18. und 19. Mai 1894. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 104 S. Pr. 1,40 M.

Der betrübenden Tatsache gegenüber, daß das Gros der deutschen Studentenschaft sich dem Christentum und der Kirche immer mehr entfremdet, ist viel auf Abhilfe gethan worden, und ist z. B. der Vorschlag auch gemacht, eigene Seelsorger für Studenten zu bestellen. Doch bevor organische Einrichtungen getroffen werden können, haben sich schon freie Vereinigungen gebildet, deren Mitglieder sich selbst im Christentum stärken und überlegen wollen, wie sie in der Studentenschaft im allgemeinen den christlichen Geist wieder mehr heimisch machen können. Die Gnadauer Gemeinschaftsleute haben Veranlassung zu einer christlichen Studentenkonferenz zwecks „Vertiefung christlichen Lebens und Anregung christlichen Wertes unter der studierenden Jugend“ gegeben, deren letzte, so viel uns bekannt, in Bodenheim zusammengetreten ist. Manchen Teilnehmern aber waren diese Konferenzen zu pietistisch enge, sie fürchteten, auf diese Weise würde man keine lebendige Fühlung mit weiteren Kreisen der Studentenschaft und mit den akademischen Lehrern gewinnen, und es wurde daher, wohl besonders von Warburg aus, Anregung gegeben, eine andere Versammlung mit

erweitertem oder besser allgemeinerem Programm einzuberufen und sich zu dem Zwecke auch mit akademischen Lehrern in Verbindung zu setzen. Das Programm spricht ganz allgemein als Zweck es aus, zu beraten, wie in der evangelischen Studentenschaft der deutschen Hochschulen das Christentum gefördert werden könne. An der im Anschluß an den evangelisch-socialen Kongreß tagenden Versammlung nahmen 155 Personen teil, darunter 73 Studenten und 9 Dozenten. Daß die Theologen an Zahl überwiegen waren (54 Studenten und 8 Dozenten), versteht sich wohl von selbst. Gehalten wurden vier Vorträge, nämlich von Professor Cremer über die praktischen Ziele des Kongresses, von Direktor Bauer in Wiesbaden über die Sittlichkeit, von Prof. Reische in Gießen über „das akademische Studium und der Kampf um die Weltanschauung“ und von Professor Raumann: „Der Student im Verkehr mit den verschiedenen Volksschichten.“ Das Programm jagt, der Kongreß solle nicht im Dienste irgend einer einzelnen theologischen Richtung oder kirchenpolitischen Partei stehen, aber trotzdem fürchten wir, er wird es thun, oder vielmehr, wir hatten es für ganz undenkbar, daß er es nicht thue. Die Gießener haben sich an eine größere Anzahl von Dozenten gewandt, und unter denen, die sich mit den Zielen des Kongresses einverstanden erklärt haben, sind auch Namen guten, positiven Klanges (Cremer und v. Ratzfus), aber die Majorität besteht aus Kritischen vom reinen Wasser. So ist denn auch nicht das, was Cremer in freundlich-milder Weise eintleitend gesagt hat, für die ganze Haltung des Kongresses maßgebend geworden, sondern die eigentlichen Ziele und damit auch Gefahren kommen wohl in dem zu Tage, was Reische in seinem allerdings geistig sehr bedeutungsvollen Vortrage sagt. Und aber will es so scheinen, als ob hier wirklich eine ernste Gefahr für den Kongreß vorhanden ist. Er will „das Christentum“ in der Studentenschaft fördern, da möge er doch vor allem fragen, ob das, was er nun wirklich zu befördern vordat, auch noch das Christentum, nämlich unser altes, biblisches, bekenntnismäßiges Christentum ist. Wesley und Evangelium, Sünde und Gnade, Buße und Glauben, und zwischen allen diesen Gegenständen das am Kreuz zur Erlösung vergossene Blut des menschgewordenen Gottesohnes, das ist unser Christentum. Dagegen nach Prof. Reische steht das Wesen des Christentums in folgenden drei Säulen: 1) nach Matth. 10, 29 — 31 im Glauben an die Leitung des Himmels wie des Einzelnen durch Gott; 2) nach Matth. 11, 27 im Glauben an Jesu einzigartige Gottesgemeinschaft und Wahrheitsbesitz, und 3) nach Matth. 6, 33 in dem Festhalten an einem überweltlichen Ziele aller menschlichen Güter und Zwecke. Für welche theologische Schule da Propaganda gemacht wird, weiß der Kundige, und wenn nun dem Juristen Prof. Lehmann diese Basis noch nicht breit genug gewesen ist, so glauben wir mit Recht, den Kongreß warnen zu müssen, daß er sich nicht wider sein eigenes Programm in den Dienst einer einzelnen theologischen Richtung stellen möge. Gewiß,

es liegt eine große Gefahr darin, daß das Groß unserer Studentenschaft sich von Christenglauben abwende, aber für noch größer halten wie die andere Gefahr, daß man, um möglichst viele wieder zu gewinnen, ein Christentum zurecht macht, dem sein eigentlicher Lebenskern geraubt ist. Vieher seine pietistische Konventikel mit dem Bekenntnis zu dem Sohne Gottes, als große Kongresse, die sich um solche Lehrer sammeln. Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß der Vortrag des Direktors Bauer über die Sittlichkeit jedes Gewissens erst aufzuräumen im Stande ist. Wenn Professor Cremer als die drei Studentenlaster bezeichnet: Saufen, Raufen und Unkeuschheit, so möchten wir, daß über Keiße und Keufur auf späteren Kongressen ebenio ernst geeredet wüede, wie diesmal über die Unkeuschheit. J. P.

— Mehrere treffliche Schriften erbaulichen Inhaltes liegen uns zur Anzeige vor. Die Wissenshandlung in Hermannsburg hat eine ältere Schrift neu herausgegeben, nämlich des Urbanus Rhegius Seelen-Arznei nebst einer Lebensbeschreibung desselben von Georg Haezius (82 Seiten, 60 Pf.). Rhegius, ein Zeitgenosse Luthers (geb. 1489 nahe bei Lindau, gest. 1541 zu Gelle), wirkte erst in Augsburg und Hall und wurde dann Reformator des Herzogtums Lüneburg. Die „Seelen-Arznei“ schrieb er „für die Gesunden und Kranken in Todesnöten“ und zeigt darin, wie wir uns in Todesnöten wider den Schrecken der Sünde, des Todes und der Hölle wappnen können. Wer mit der Erbauungslitteratur unserer Kirche bekannt ist, der weiß, wiech treffliche Schriften zur Seelsorge an Kranken und Sterbenden wie besitzen. Das Büchlein des Rhegius ist eins der ältesten und besten, daher ist es dankbar anzuerkennen, daß man es von Hermannsburg aus neu herausgegeben hat.

Um eine Mutter bei dem Tode ihres Kindes zu trösten, hat eine Dame M. D. ein Büchlein geschrieben „Durch Leid zur Freud“ (Halle, Krause, 15 S., 1 N.), dem der Konsistorialrat Schubart in Breslau ein Geleitswort mit auf den Weg gegeben hat. Es gliedert sich in die Abschnitte: Ich muß — ich kann — ich will — ich darf leiden! immer aus der reichen Fülle des Gotteswortes und aus tiefer Erfahrung schöpfend. Am Schluß finden sich noch „Einzeln aufgesehene Dalme“, unter denen besonders seine Gedanken sich finden. Das auch äußerlich schön, nach Art der Trummond-Broschüren ausgestattete Heft verdient eine gute Empfehlung.

Ein originelles und interessantes Buch ist das nach dem Englischen bearbeitete: Daniel Quorn und seine religiösen Meinungen (Bolet, Jaeger & Kober, 144 Seiten). Der Bearbeiter, Hauptpastor Ernst Käbler in Weundhof, hat aus dem methodistischen Dorfschüler, Klassenvorsteher und Lokaldeberiger einen evangelischen Stundenhalter und Laienheifer gemacht, und die Vertlichkeit hat er von Gornwallis nach Deutschland, etwa nach Würtemberg oder dem Sieger Lande verlegt. Das Buch ist also nicht bloß übersezt, auch

nicht einmal bloß bearbeitet, es ist wirklich „neu geboren“. Das der englische Schuster seinen Doefsgenossen in englisch-methodistischer Weise sagt, daselbe sagt der deutsche Schuster so, wie es die süddeutschen Pietisten in ihren Stunden sagen würden. Bruder Daniel hält wöchentlich zwei Versammlungen in Adam Thomás guter Stube, und zwar gerade hier, damit die alte Großmutter, die seit Jahren das Bett hütet, daran teilnehmen kann. Seine Spezialität ist, daß er den „Sprichworten“ zu Weibe geht, in denen er meist nur grobe Täuschungen erblickt — halbe Wahrheiten und ganze Lügen. Wenn jemand seiner forsichtigen Beweisführung etwa mit so einem Worte wie: „seine Regel ohne Ausnahme“ oder „wer langsam geht, kommt auch zum Ziel“ und dergl. entgegentritt, dann kann er sehr in Eifer geraten und dann ruht er nicht eher, als bis er das alles als nichtsagende Phrasen hingestellt hat, hinter der sich nur die fleischliche Bequemlichkeit zu verdecken liebt. Dabei entwickelt der brave Schuster große Schlagfertigkeit, tüchtige Bibelkenntnis und einen guten Humor. Sekterrischen Reigungen und sektirischen Lehren huldiget er nicht, wenn auch die Kirche und ihre Lehre nicht gerade ausdrücklich zu Worte kommen. Kurz, es ist gesunde Vektüre, an der man seine Freude haben kann.

Auch eine Predigtsammlung liegt vor, allerdings kein ganzer Jahrgang, sondern nur eine Sammlung von Festpredigten zu bestimmtem Zwecke herausgegeben, nämlich Festkänge von Ernst Haad (Schwerin i M., Bahn, 191 S.). Der Verfasser, der bisher Pastor an St. Nikolai in Schwerin war, hat bei seinem Eintritt in den Oberkirchenrat diese 13 Predigten seiner bisherigen Gemeinde als einen „Abschiedsgruß und als ein Zeichen der bleibenden Gemeinschaft am Evangelio“ gewidmet. Wenn er selbst das Buch auch nur als eine „bejehende Gelegenheitschrift“ angesehen haben will, so muß doch wohl geurteilt werden, daß die Predigten bei weitem das Mittelmaß übersteigen, es sind aus der Fülle des evangelisch-lutherischen Schrifttums geborene, geistreiche Zeugnisse von Christo. Eine Bußtag- und eine Reformationspredigt zeigen nach der eigenen Erklärung des Verfassers am klarsten seinen kirchlichen und theologischen Standpunkt. J. P.

— Das Licht der Welt. Ein Jahrgang Evangelien-Predigten von Max Forberg, Superintendent in Schöneberg. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion.)

Die drei Teile sind nun zu einem Bande vollendet, sie führen die Einzelitel: Die frohe Botschaft und die Erziehung Christi (bis Efstomih) — Der Weg des Lebens und der Sieg (bis Trinitatis) — und: Das Leben im Licht. Die Herausgabe ist erfolgt auf die Bitte der Stadtmiffionsleitung hin. Das Vorwort beginnt: „Der christliche Glaube ist nicht ein schöner Traum und Wahn, sondern eine Thatfache. Unsere Ueberzeugung beruht auf geschichtlichen Ereignissen und auf innerlicher Erfahrung eines wie das andere für den Menschen von derselben thatfächlichen

Wirksamkeit. Trost und Hoffnung für das Leben und Sterben beruhen darauf. Der den Schwerpunkt des inneren Lebens von diesem Gebiet der Thatfachen auf das der Umdeutungen und Vorstellungen verlegt, der zerstört die Kraft der Zuversicht und sät den Zweifel aus." — Durch diese Mitteilungen ist das Buch in seiner Tendenz und seinem beherrschenden Geiste charakterisiert. Was im einzelnen den Inhalt der Predigten betrifft, so ist er durchaus schriftgemäß, sie sind reich an treffenden Gedanken und an lebendigen Beziehungen auf das Leben der Gegenwart. Letzteres ist für die Predigten geradezu bezeichnend. Die Sprache ist besonders schön, sie würde sie öfters einfacher wünschen. Und dies ist der Tadel, den ich auszusprechen habe: die an sich ziemlich langen Predigten bringen oft zu viel; es werden Beziehungen angeknüpft, Schlaglichter geworfen, Gedanken angedrückt, die alle wahr und richtig und auch lehrreich und erbaulich sind, wodurch aber der einheitliche Gang öfters gehindert wird. Dazu kommt auch, daß die Art, zu disponieren, die einheitliche Wirkung der Predigt nicht fördert. Die bezeichneter Mängel treten natürlich dadurch zurück, daß man die Predigten gedruckt vor sich hat und so den Faden leicht immer wieder aufnehmen kann, wenn man ihn etwa einmal verloren hat. Und ich weiß nicht, daß das Buch in seiner glaubenswarmen und frischen, anregenden Art vielen Lesern zum Segen werden wird.

— Evangelien-Predigten des ersten Jahrgangs von Immanuel Erhard Köster, evangelisch-luth. Pfarrer zu St. Martin in Groß-Ingersheim. 4. Aufl. (Reißeim, 1892. G. Müller.)

Die schon mehrmals wiederholte Auflage dieses äußerlich nicht sehr schön ausgestatteten Predigtbandes ist wohl zu verstehen. Der Vertreter des konfessionellen Luthertums in Württemberg, der mit diesem seinen Standpunkt ähnlich wie Löhe einen Christkatholischen, kirchlichen Zug verbindet, redet einfach, praktisch, originell. Man wird in dem ganzen Bande keine unnötigen Phrasen, keine nur ausfallenden Beiwörter u. dgl. finden. Es ist immer von wirklichen Sachen die Rede. Die Predigt folgt zumeist einfach dem Bibeltext, wenn auch gewisse Abschnitte gemacht sind, die die einzelnen Teile charakterisieren. Die Einleitung ist oft die denkbar kürzeste, wie Luther auch zumeist mit der Ankündigung des Themas beginnt. Auch sind die ganzen Predigten erdbisch kürzer als die meisten ihresgleichen. Es hängt wohl mit der Anschauung des Verfassers von der Aufgabe der Kirche und des Amtes zusammen, daß er auf konkrete Zeitverhältnisse wenig direkte Anwendungen macht.

— Im Lichte des Herrn. (Zef. 2. 5) Eine Sammlung fortlaufender Predigtjahrgänge über die in den verschiedenen evangelischen Landeskirchen Deutschlands bestehenden Verstopfen. Unter Mitwirkung namhafter Prediger aus ganz Deutschland herausgegeben von A. Ohl, Pfarrer in Wiesheim, und Chr. Kolb, Stadtpfarrer in Stuttgart. Bd. II: Die Episteln des 2. württemberg-

gischen Verstopfen-Jahrgangs. (Stuttgart, 1893. Weierer & Pfeiffer.)

Es kann sich hier nicht um eine eingehende Bruterleitung handeln, die bei den 70 Predigten dieser Sammlung sehr Verschiedenes berücksichtigen müßte. Ich beschränke mich auf folgende allgemeine Bemerkungen: Es ist ein Zeichen der Zeit, daß aus so verschiedenen Quellen — es sind alle möglichen kirchlichen Richtungen und alle Gegenden des deutschen Vaterlandes vertreten — ein so einheitliches Werk entstehen konnte; es sind doch eben gewisse Grundzüge der deutschen evangelischen Predigt der Gegenwart gemeinsam; sie sind alle biblisch, alle legen einen gewissen Wert auf edle Sprache, alle folgen der Sitte, eine Einleitung, Thema und angekündigte Teile zu geben. Die hier gesammelten sind auch alle im ganzen verständlich und einseitig. Der Unterschied, den ich hervorheben möchte, ist der, daß immer diejenigen, welche in der Heranziehung des Stoffes sich möglichst beschränken, denen weit vorzuziehen, welche zu umfassende Dispositionen haben; als Beispiel des letzteren führe ich an eine Festpredigt wie diese: Drei Obergaben: 1) Osterfreude: das Grab ist leer! 2) Osterbäue: Saat und Ernte; 3) Osterlegen: Liebe für Ostern. Hier fehlt die oberflächliche Einheit. Als Beispiel für die andere Art diene eine Predigt des heimgegangenen Laupmann über Joh. 2, 13 — 17 von der Unbarmerzigkeit 1) des herben Wortes, dem die Demut fehlt, 2) der schönen Redensart, welcher die Wahrheit mangelt. Werkwürdig, daß gerade an den großen Festtagen, wo die Predigt so kurz gefaßt, einheitlich und konkret wie möglich sein müßte, die Prediger der Verjudung, auszufschwefeln und „in Jungen zu reden“ (cf. 1. Kor. 14, 2), am leichtesten verfallen. Die Sammlung ist recht verbienlich und kann in Vorgesottesdiensten unbedenklich angewandt werden.

— Die liebsten, d. h. erbantlichsten Predigten sind, wenn ich alle Richtungen und alle Jahrhunderte durchgehe, für mich doch immer die Sammlungen des sel. Heintzelmann. Als derselbe einst auf diese angedeutet wurde, wies er auf eine andere Schrift von sich hin, auf die er selbst noch mehr Wert lege. Ich habe sie seitdem viel gelesen, angewandt und empfohlen, und freue mich, daß sie nun endlich in 2. Auflage erschienen ist: Andachten über D. M. Luthers kleinen Katechismus von † Otto Heintzelmann, weiland Prediger in Vortzenburg. (Poissdam, 1893. A. Rein.) 248 S. in fl. 8°. — Es sind 124 lehrhafte Betrachtungen, jede nur zwei Seiten faßend, aber die einzelnen Sätze des Katechismus, z. B. drei über das 6. Gebot — eine über mich verlorenen, eine andere über mich verdammten Menschen — eine aber erlöst, erworben, gewonnen — drei aber erlöst von Sünden u. s. w. Ich stimme nicht überall mit jeder einzelnen Ausführung überein, aber ich kenne kaum ein anderes Buch, das zur inneren Aneignung des Scharfes unserer christlichen Lehre, also zur Erbauung durch die Vertiefung der Erkenntnis, so geeignet wäre wie dieses.

Eine Reihe von Schriften beschäftigen sich mit den letzten Dingen. K. v. R. hat Stimmen der Kirche über die Wiederkunft des Herrn gesammelt. (Basel 1893. A. Weering, 61 S.) Die Stellen sind etwas laienhaft ausgewählt d. h. ohne daß man einsehlich, warum gerade diese und warum monche so ausführlich. Es sind Stellen aus Luther, Melancthon, einigen Kirchenvätern Bengel, Herber 1c. 1c. Seine Hauptrolle spielt die Ansicht, daß die Welt jedes Jahrtausende stehen würde, wofür jüdische Apokryphen und deren Verwendung durch Paulus von Burgos und andere angeführt werden; danach kommt mit dem Ende des nächsten Jahrtausends das tausendjährige Reich. Man bekommt auch aus dieser Sammlung wieder den Eindruck, daß ein Unterschied ist zwischen den mangelhaften verkehrten Berechnungen der Zukunft und der bestimmten Hoffnung, daß überhaupt Christus wiederkommen werde. Wie innig diese letztere mit dem Bestehen des Christentums verbunden ist, dafür ein Zeugnis Herbers: „So lange dieser Glaube da war, war Christentum auf Erden; wenn er nicht mehr ist, ist's kein Christentum mehr, welche Theorie man auch haben mag.“ — In das Gebiet der verkehrten Berechnungen führt uns E. Wähe in seinem auf die Gnobauer Pfingstkonferenz gehaltenen Vortrag: Die biblische Lehre von den letzten Dingen und ihre Bedeutung für unser persönliches, christliches Leben für die Gemeinde und für unsere Arbeit am Reiche Gottes. (Berlin, 1892. Deutsch-evangelische Buch- und Traktatgesellschaft, 32 S.) Sovieles Interessantes und Bedeutames unser Freund Wähe bringt, so redet er doch von den Aussagen der Heiligen Schrift öfters so, als ob es Rezepte wären, so über die Lage des Habes, des Paradieses, die „Gestalt“ der Verstorbene n. s. w. — Pfarrr Hermann Faulhaber beantwortet die Frage: Was ist es um das tausendjährige Reich? (Schw. Hall, Buchhandl. für innere Mission. 64 Pf.), und zwar in Form eines Gespräches, in dem ein Reister einen Freund überzeugt von dem reichen Trost, der für die Kirche in dieser Lehre liege, daß noch ein irdisches Reich Christi auf dieser Erde uns bevorstehe und noch demselben erst das Kommen zum Gerichte zu erwarten sei. Ein 2. Teil heißt: Noch einmal das tausendjährige Reich, seine menschlich-geschichtliche Denkbareit und Vorstellbarkeit (ebenda). — Der Ton, in dem Faulhaber die Sache behandelt, ist sehr wohlthuend, und es ist gewiß förderlich und erbaulich, sich mit ihm zu beschäftigen. Die ganze Lehre vom sogenannten tausendjährigen Reich aber halte ich für eine Irrlehre, die sich auf eine ganz falsche Grundlage von Offenbarung 20 stützt (wo nicht gesagt ist, wo die Stühle gesetzt wurden, und nicht von Leiblich Aufstehenden die Rede ist, sondern von den „Seelen der Enthaupteten“ 1c.). Für das „Tröstliche“ des Gebantens, im Unterschied von der Hoffnung auf den neuen Himmel und die neue Erde, habe ich kein Verständnis und finde auch nicht, daß sich jemals die Apokalypse damit getroffen haben. Eine eingehende Widerlegung der Irrlehre und eine positive Darstellung der christlichen Hoffnung be-

züglich der irdischen Weltentwicklung würde hier zu weit führen, ich habe dieselbe füglich an anderer Stelle ausgeführt, nämlich im 2. Teil meiner „Witardet der Kirche an der Lösung der sozialen Frage“.

Als eine wirkliche Erbauungsschrift darf der Vortrag von Professor Dr. M. Käfer bezeichnet werden, den er in der Buppertsholer Festwoche gehalten hat über „das Sterben unseres Herrn und Heilandes im Lichte seiner Verkündigung und seines Lebens“. (Barmen 1894. Buppertsholer Traktatgesellschaft, 33 S.) Jesus hat keine Enttäuschungen erlebt, wie die modernen, sentimentalen Leben-Jesu-Darstellungen sagen, sondern er ist von vornherein mit dem Bewußtsein aufgetreten, daß der gewaltsame Tod sein Los sein würde und daß dieser um der Erlösung der Menschen willen nötig sei. Die nähere Ausführung bei K. ist ebenso lichtvoll für das Verständnis der Evangelien, als der Lehre von der Versöhnung. — Wiedergeburt und Befreiung in ihrem gegenseitigen Verhältnis nach der Heiligen Schrift. Von Emil Wöder, Pastor und Rektor der evangelisch-lutherischen Pfortenanstalt in Hensburg. (Wätersloh, 1893. C. Bertelsmann, 91 S.) — Der Verfasser wendet sich einerseits gegen die pietistisch-metaphysische Vermengung der beiden Begriffe, und hält an der Verbindung der Wiedergeburt mit der Kindertaufe fest, und andererseits gegen die „neulutherische“ Auffassung der Wiedergeburt als einer mystischen Naturerneuerung (bei Franz 1c.). So viel Treffliches in diesem beiden Richtungen auch gesagt wird, so stimme ich doch in den positiven Ausführungen nicht zu. Der Verfasser lehrt eine verlierbare Wiedergeburt der als Kinder Getauften. Der Fehler scheint mir darin zu liegen, daß er den Begriff Wiedergeburt als eines rein göttlichen Handelns ohne menschlich-persönliches Juthun nicht durchführt; daher auch sein Protest gegen das Taufformular, bei dem man die Paten fragt und nicht das Kind, während ich die letztere Art für ein ganz verkehrtes Festhalten einer Tradition halte, die ihren Sinn verloren hat. Ich empfehle trotzdem die kleine Schrift als ein gutes Mittel der Anregung zur Vertiefung der christlichen Erkenntnis, mit der es auch in guten christlichen Kreisen öfters noch recht mangelhaft bestellt ist.

M. v. N.

3. Philosophie.

— Zur Philosophie der Geschichte von Karl Steffenen, weiland Professor der Philosophie an der Universität Basel. Ausgabe aus seinem handschriftlichen Nachlaß von Pfarrr Balmer mit einem Vorwort von Professor Euden. (Basel, Verlag von R. Reich.) 1894.

Der Pfarrr Balmer giebt ein sehr warmes Lebensbild des Verfassers. Man sieht daraus, welche Bedeutung Steffenen für seine Schüler besaß. Sein: Er hat's gesagt! gott ihnen als eine sehr bedeutende Instanz. Steffenen gehört aber

zu den wenigen Professoren, welche schriftlich fast gar nicht in die Oeffentlichkeit hinausgetreten sind, — einige Aufsätze in den Gekrönten Monatsblättern kann man doch kaum rechnen. — Darum ist er auch über den engeren Kreis der Hörer hinaus nur wenig bekannt geworden. Und doch muß er ein bedeutender eigenartiger Mann gewesen sein. Freisich, wenn die Charakteristik richtig ist, eine gemischte, eine wunderbar gemischte Natur. Eine Harmonie aus Descarts tiefer eruster Stephe, aus St. Martins Menschen der Sehnsucht, aus Baaders unterirdischem Graben und aus der nüchternen und überall kritischen, streng wissenschaftlichen, methodischen Weisheit eines Kant oder eines Schleiermacher, eine solche Erscheinung ist eben nur möglich in einer Zeit, welche wie die unsere die Einwirkungen der Vergangenheit sammelt, aufnimmt, und wieder von sich aus wirken läßt. Wenden wir uns aber von der Persönlichkeit zu den Aufzeichnungen. Philosophie der Geschichte, was ist das? was will sie? Steffensen stellt ihr eine doppelte Aufgabe: Einmal sucht sie das geschichtliche Bewußtsein ganz von den fremden Beimischungen, die dasselbe überwuchern, zu reinigen, dann es zu vertiejen und zu verklären und in die Sphäre des Gottesbewußtseins emporzutragen, Wem eine solche Aufgabe. Aber eine überaus schwierige. Zumal in unserer Zeit, wo die physische Betrachtung des Menschen alles sein will. Da giebt es natürlich keine Philosophie der Geschichte. Wie schwierig die Aufgabe ist, sieht man auch daran, wie vieles der Verfasser erst aus dem Wege räumen und zurecht stellen muß, ehe er überall der Lösung näher treten kann. Die Nichtigkeit der Lösung wird aber einzig und allein bedingt von der Stellung zu Christo. Und nun redet Steffensen wohl von einer Gottheit Christi, aber er versteht darunter, daß Christus mit seinem Selbstbewußtsein in die wahren letzten metaphysischen Gründe zurückreiche, und zwar ist dieses Selbstbewußtsein zugleich völlig geschichtlich, nicht isoliert individuell philosophisch, sondern das Bewußtsein des Sohnes Davids und Abrahams, des Menschensohnes, welches aber bei ihm durchaus heroisch ist, das ganze Wesen und Dasein durchdringend, mit sicherem schrankenlosen Ausblick in die Zukunft und die Lebenswirkung bis zur Vollendung der menschlichen Geschichte. Das verstehen wir nicht unter der Gottheit Christi. Darum, trotz aller Vorzüge, welche Euden an dem Werk rühmt: Mit solcher Kraft des Denkens, solcher Wahrhaftigkeit der Gesinnung, solcher Gewalt der Darstellung hat das Werk einen großen heroischen Zug, es muß entgegenkommende Gemüther anregen, waden, erwecken, — ich glaube nicht, daß es die richtige Lösung darbietet. Obgleich ist seine Form bei aller Schönheit und Kraft viel zu schwierig, als daß es für weitere Kreise zugänglich sein könnte. 1).

4. Biographie.

— Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Von Dr. C. Lange, an der Universitätsbibliothek in Greifswald. Mit zwei Porträts.

168 S. 2 R. 40 Fl., geb. 3 R. (Wätersloh, C. Bertelsmann.)

Mit welcher Oberflächlichkeit berühmte Litteraturhistoriker biweilen zu Werke gehen, kann man an der Besprechung Grillparzers wahrnehmen. Gerwinus schiebt in diesem Dichter nur den Schicksalsträger, der überall den gesunkensten Begriff von Welt und Kunst verrät. Sappho und Medea werden von ihm kurzer Hand zu Schicksalstragödien gestempelt und die Schicksalstragödie „Die Ahnrau“ nicht einmal genannt. Vilmar nennt wenigstens die Ahnrau, aber von den sonstigen Dramen Grillparzers schweigt er. Das ist gerade so, als wenn man Bismarck um des mißlungenen Kulturkampfes willen einen unfähigen Staatsmann nennen wollte. — Zum Glück lehrt man sich an solche Beurteilungen nicht und erfreut sich an der Gesamtausgabe, die jetzt mit 20 Bänden in fünfter Auflage erschienen ist.

Der Verfasser wird dem großen Dramatiker als Biograph wie als Litteraturhistoriker nach allen Seiten gerecht. Er verschweigt nicht die Schatten in Grillparzers Leben und bekündigt nicht die Schwächen und Irrtümer in seinen Dichtungen. Er hat auch den Urker, den Denker und Kritiker Grillparzer charakterisirt. Wer das Litteraturverzeichnis und die 55 Anmerkungen im Anhang durchnüßert, kann schon daraus abnehmen, daß wohl es mit einem überaus fleißigen, unermüdeten Autor zu thun haben. — Was Grillparzer dichtete, waren keine Buchdramen, die in den Bibliotheken vermodern, wir wissen von ihm selbst, daß er seine Dramen aufführen sah, wenn er sie schrieb; „die Gabe der dramatischen Anschauung besah er in ganz ungewöhnlichem Grade.“ Es war das Verdienst von Heinrich Laube, die Dramen Grillparzers neu in Scene geleht zu haben und ihm sind die deutschen Theater mit rühmlichem Eifer gefolgt. Auch die litterarische Würdigung des Dichters bewegt sich, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, in entschiedener steigender Richtung; daß diese Würdigung durch Langes Buch gefördert wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Des Verfassers Urtheil ist so wohlwollend, daß man ihm fast überall folgen kann. — Ich habe nur einen schiefen Gedanken in dem trefflichen Buche gefunden. Seite 124 heißt es: „er war trotz seines Junggelehtentums einer der feinsten und tiefsten Kenner der Frauenseele.“ Ich meine, gerade ein Mann, der wie Grillparzer in reiner und leider auch in unreiner Weise mit Frauen in intimster Weise verkehrt hat, der das Glück gehabt hat, der Bräutigam und später der Freund einer Kathi Fröhlich zu sein, konnte als Junggelehter reiche Erfahrungen im Gebiete der Frauentheorie und des Frauenlebens sammeln. O. K.

— Friedrich Meyer, Pfarrer und Rektor der Diakonissen in Neudittelsau. Ein Lebensbild von Emil Kraus. (Wätersloh, Bertelsmann.) 1895. 349 S. 4 R.

Am 2. Januar 1872 war Wilhelm Löße, der geistgesalbte, allen gläubigen Evangelischen wohlbeliebte Pfarrer von Neudittelsau und Gründer des Vereins für innere Mission im Sinne der

lutherischen Kirche sowie des Diakonissenhauses, daselbst entschlafen. Der wohl größte Pastor, der hervorragende Leiter auf dem Gebiete der weiblichen Diakonie innerhalb der lutherischen Kirche unseres Jahrhunderts war dahin gegangen, wer sollte seinen Platz ausfüllen? Die Ortspfarrei wurde abgetrennt, ebenso die Leitung der Risikionsanstalt, aber wer sollte an die Spitze der Diakonie treten, um dies Werk in dem eigentümlich hohen, idealen Sinne Vöhes fortzuführen? Das Kuratorium wandte sich an den Altenburger Superintendenten Lohse, an den Hefen Müller, wurde aber immer wieder hingewiesen auf den Pfarrrer Meyer zu Nischelsdorf in Hefen, und am 31. Oktober 1872 wurde dieser in sein neues Amt feierlich eingewiesen. Sein bisheriges Leben war ein einfaches gewesen. Er war am 17. März 1832 zu Darmstadt geboren, Sohn eines Gerichtsfretärs. Künstlerisch, namentlich musikalisch sehr reich beanlagt, wies ihn manches auf eine dem entsprechende Laufbahn, aber doch entschied er sich für die Theologie und ging 1849 auf die Universität Witten, wo er alsbald dem beginnenden lutherischen Glaubensleben nahe trat und zu den Begründern des Wingolf gehörte. Als er Kandidat geworden und bald zum Erzähler der jungen Grafen von Erbach berufen war, schloß er sich der „lutherischen Einigung“ in Hefen an, einer Verbindung von lutherischen Geistlichen, welche das Recht der lutherischen Kirche und ihres Bekenntnisses durch Wort- und Thatzeugnis gegen die Kirchenregimente hart hervor tretende unionistische Strömung trotz allerhand äußerer Nachteile verteidigten. Bis 1860, wo er die Erbachsche Patronatspfarre Gattersbach erhielt, blieb er im gräflichen Hause, und 1871 siedelte er auf die Pfarre in Nischelsdorf über. Immer mehr vertiefte sich seine Erkenntnis in konfessionell lutherischer Richtung, immer entschiedener aber suchte er auch das Erlaunte in That und Leben umzusetzen, ohne wohl oft genügend zu bedenken, daß durch den Rationalismus und durch eine indifferente Kirchenbureaucratie die Kirche nach und nach zu einem Trümmerselde geworden war, und daß nur langsam auf dem Wege der Seelsorge und der Einwirkung auf das Kirchenregiment eine Besserung eintreten könne. Meyer hatte den seligen Vöhe von 1856 an dreimal besucht und er gehörte zu den Hefen, von denen Vöhe gesagt hatte, daß sie ihn am besten verständen; nun war er sein Nachfolger geworden und bis zu seinem Tode 1891 hin hat er treulich auf den von Vöhe bezeichneten Bahnen weiter zu arbeiten gesucht. So wird seine Biographie zugleich zu einer Geschichte des Dettelbauer Diakonissenhauses während der Jahre 1872–91. Kein Diakonissenhaus hat eine so ausgeprägte Eigentümlichkeit wie das Dettelbauer, der Geist seines begabten Stifters wirkt bis heute, wo schon sein zweiter Nachfolger dort waltet, in ihm fort. Es war Vöhe in all seinem kirchlichen Handeln um feste, klare kirchliche Organisation zu thun, die die Bürgschaft göttlicher Dauer in sich trug, und nicht um subjektive, wankende Einrichtungen, die sich im Kampfe mit der Welt als Eintagsfliegen erweisen. Wer

Vöhes scharf ausgeprägte Sonderart kennt, der muß staunen, wenn er jetzt 22 Jahre nach seinem Tode dieser noch allenthalben in Dettelbau begegnet. In einem langen Kapitel (S. 64–206) schildert der Biograph, wie Meyer eben als Nachfolger Vöhes das Diakonissenhaus geleitet hat, und nicht bloß für den Berufsarbeiter auf diesem Gebiete, sondern für jeden, der diakonische Theorie und Praxis kennen lernen will, ist dies Kapitel äußerst wichtig. Nur eine kurze Aeußerung Meyers, aus welcher die dortigen Prinzipien besonders scharf hervorspringen, möchten wir anführen. Er sagt S. 86: „Jede Schwesterngemeinschaft, die bloß zur Verrichtung von Barmherzigkeitswerken zusammengeschlossen wäre, deren innerste Kraft nicht im bewußten, gemeinsamen Streben nach Erbauung im Glaubensleben und im getreuen, gehelligten Wandel nach Christo läge, die wäre ein Schade fürs Reich Gottes und wäre nicht wert, daß sie bestände.“ So ist denn unter Meyer nicht weniger wie unter Vöhe der Hauptton nicht so sehr auf die Leistungsfähigkeit, als auf die christliche Charakterbildung der Schwestern gelegt worden, man hielt daran fest, „daß der Diakonissendienst nur als ein aufrichtiger Gottesdienst aus der Liebe zu Gott und der Gottesfurcht heraus etwas vor Gott tauge, daß im Diakonissenberufe die Darstellung eines gottgeweihten Lebens im Glauben und in der Liebe zum Bau der Kirche Gottes auf Erden das Größere sei, durch welches das Kleinere, der Dienst an den Armen und Elenden, erst seinen Wert erhalte“. Dies Ideal hat Dettelbau immer mit allem Ernste und gegenüber allem Unverstande der Welt festgehalten. — In langen, schweren Leiden hat der Herr seinen Knecht vollendet, doch noch auf seinem Sterbebette hat er bekennen dürfen: „Was ich in meinem Amte und Dienste nach dem Bekenntnis der lutherischen Kirche gesagt und gelehrt habe, darauf will ich selig sterben allein durch seine Gnade. — Der Biograph verschweigt auch nicht die Schranken in dem Wesen seines Freundes, die ihm auch gerade in seinem Berufe hinderlich waren. Ob er mit dem, was er hin und her in seinem Buche darüber andeutet, recht urteilt, entzieht sich unserer Kenntnis.

J. P.

— Anna von Eichel, die Stifterin des Diakonissenhauses zu Eisenach. Ein Lebensbild von Jenny von Krusenbergl. (Eisenach, Wildens.) 66 S. 1 Rr.

Anna von Eichel wurde als Tochter eines sehr reichen Fabrikanten im Jahre 1822 zu Eisenach geboren. Sie war schön und begabt und so verlebte sie, zumal ihre Eltern zu den vornehmsten und bedeutendsten Familien Thüringens in Beziehung standen, einen Lebensfrühling, wie er nicht vermöblicher gedacht werden kann. Als schon herangewachsene Jungfrau gehörte sie zu den intimen Kreisen der Herzogin von Orleans, welche ja mehrere Jahre in Eisenach eine Zuflucht fand. Wiederholt war sie auch lange in Rom und wurde dort zur Kennerin und Schöpferin der Kunst. Gräfin Clara Bassett war es, welche ihr Der

für das Höchste, nämlich für den Glauben und für die aus dem Glauben flammende Liebe, gewann. Viel eigene Krankheit, viel herbe Familien-trauer gaben ihr Verständnis für fremdes Leid und legten ihr die Frage nahe, wie sie mit den so reichlich ihr zu Gebote stehenden materiellen Mitteln helfen könne. 1866 kaufte sie das erste Grundstück, ein Kinderhospital für das geplante Diakonissenhaus, und das Dierieternstift in Hannover gab ihr die ersten Schwestern, Schwester Elisabeth Bernstorff war die erste Leiterin, Pastor Beder (jetzt in Kiel) und dann Pastor Schubart waren die Stiftsgeistlichen. Nächsten Jahre lang, unter immer zunehmender Leibeschwäche hat Anna von Eichel für ihre Stiftung gesorgt, hat das große Diakonissenhaus und die Kirche gebaut und ist so ihrem Lande ein Segen geworden. Fest stand sie im lutherischen Bekenntnisse, und allem Widerstande der Behörden zum Troste hat sie durch ihre Stiftung auch dem lauterem Evangelium in Eisenach wieder eine Stätte geschaffen. Am 7. November 1884 hat Gott sie von hinnen gerufen. „Das Gefäß ist zerbrochen“, so sagte Pastor Schubart an ihrem Sarge, „aber der Duft der Narbe erfüllt das ganze Haus, die ganze Stadt. Wenn die Nacht einbricht, leuchten die Sterne; wenn die Todesnacht einbricht, die Namen begnadigter Gotteskinder.“ Die Freunde der Seligen werden der Verf. für das von ihr geschriebene Lebensbild dankbar sein, aber dankbar sein wird auch, wer, wie der Referent, erst durch dies Büchlein die Bekanntheit eines so begabten und doch so demüthigen Gotteskinder, wie Anna von Eichel war, gemacht hat. J. P.

— Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen von Friedrich Becht. 2 Bände. Mit einem Bildnis des Verf. 357 u. 337 S. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.) 10 M., geb. 12 M.

Der bekannte Kunsthistoriker Friedrich Becht hat im achtzigsten Lebensjahre seine Lebenserinnerungen veröffentlicht. Da er in seinem langen Leben in Deutschland, England, Frankreich und Italien eine große Menge berühmter Männer, vor allem eine Menge Maler und Dichter kennen gelernt hat, und da er mit Erfolg bestrbt war, sich als Schriftsteller das Lob deutscher Ehrlichkeit zu verdienen, so kann man seinen Mitteilungen Interesse und Vertrauen entgegenbringen. Wie sorgfältig und wahrheitsgetreu Becht erzählt, habe ich besonders an einem Beispiel wahrnehmen können. I, 244 wird von dem Tode des Berliner Doctors Büstenbinder berichtet, der im Sommer 1844 auf dem großen Gurgler-Gletscher verunglückte. Er wollte sich nicht anfeilen lassen, stürzte in eine Eisspalte, wurde nach mehreren Stunden zwar noch lebend ans Tageslicht gebracht, starb aber alsbald von Kälte und Nässe erschöpft. Ich wußte seit Jahrzehnten von diesem Falle. Im August 1890 lernte ich auf dem Wege nach dem Kamosjoch den alten Führer Simon Santer kennen, und als ich ihn nach dem Tode des Dr. Büstenbinder fragte, erzählte er mir den Hergang genau so wie

Becht. Sonter war einer von denen gewesen, die von den Begleitern des Verunglückten zu Hilfe gerufen worden sind.

Friedrich Becht, geboren in Konstanz am 2. Oktober 1814, stammt aus einer gemüthlichen Ehe. Sein Vater war ein römisch-katholischer Franke, seine Mutter eine reformirte Burgauerin. Ohne rechte Schulbildung, im Zeichen nordürstlich unterrichtet, ging er 1833 als Lithograph nach München, 1836 nach Dresden, 1838 nach Leipzig. Aus dem Lithographen war mittlerweile ein Maler geworden. 1839 wurde er ein Schüler von Paul Delaroché in Paris, nach einem zweijährigen Aufenthalt in seiner Vaterstadt ging er wieder auf zwei Jahre nach München, 1845 nach Leipzig, im nächsten Jahre nach Dresden, wohin er nach einem Auszug nach London und vorübergehendem Aufenthalt in der Stadt des deutschen Parlaments 1849 zurückkehrte. Der Ueberlieferung folgend, war er dann längere Zeit in Italien, wohin er seine Frau, die Tochter eines Ulmer Finanzbeamten, mitnahm. Seit 1854 ist München sein dauernder Wohnort.

Friedrich Becht war bis 1883 Maler, Dr. Kolb in Augsburg hat ihn zum Journalisten gemacht und aus diesem hat sich der Schriftsteller entwickelt. Seinen Malerberuf hat Becht sehr gering angeschätzt, er bekennt wiederholt, daß es ihm an ausreichender Begabung gefehlt, daß er mit diesem oder jenem Bild einen Durchfall erlebt habe. Und doch hat er sich als Maler ein Vermögen erworben, das ihm bei der ihm eigenen Nüchternheit und Sparsamkeit das hohe Gut der Unabhängigkeit verschafft hat. Als Schriftsteller genießt er einen ungleich größeren Ruf, aber die materiellen Erfolge seiner Bücher: „Südfraüchte“, „Deutsche Künstler“ (4 Bände), „Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert“, sowie seiner Berichte über Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen sind in mäßigen Grenzen geblieben. — Da ihm kein Ansehen der Person gilt, konnte es nicht fehlen, daß die Beziehungen zu manchem berühmten Mann durch seine unbestechliche Kritik getrübt, wenn nicht zu Feindseligkeiten oder „Konflikten“ umgestaltet worden sind. Mit seiner Ehrlichkeit geht seine Gerechtigkeit Hand in Hand. Was zu loben oder zu tadeln ist, sagt er frei heraus, mag er nun den Epuristen und Franzosenfreund Heine, den Tonidichter und Herrscher Richard Wagner, den Klassikisten Kaulbach oder den Realisten Piloty beurtheilen. Nicht gerecht bespricht er die christlichen Maler: Cornelius, Schnorr, Overbeck, Steinle; das hängt aber mit seiner Gottlosigkeit zusammen. Er ist noch heute seinem Vater dankbar dafür, daß er seinen Religionsunterricht erhalten hat. Was ihm „an Glaubensartikeln aufgepakt“ worden ist, hat er nach und nach abgestreift. Zuletzt hat ihn noch die Bekanntheit mit D. Fr. Strauß und den Rest seiner „Hoffnung auf den Himmel“ gezeichnet. Darwin und Strauß haben als eine Art Deprimierender das „Wunder“ vollkommen aus der Welt geschafft — für ihn — und den persönlichen Gott gar keinen Platz mehr im Universum einnehmen lassen — in seinen Augen. Dafür spricht er dann ge-

gelegentlich von der „Unbarmherzigkeit des Schicksals“, ohne zu überlegen, daß ein Schicksal gar nicht existiert, weder ein barmherziges noch ein unbarmherziges. Er gerät in Zorn über Moses und den Gott Israels, wo er recht geringlichsig von Michel Angelo's Moses spricht. Ich muß sagen, daß mich der uralte Mann, der nicht weit von der Nacht des Todes ist, um seiner Glaubens- und Gottlosigkeit willen von Herzen dauert. Möchten ihm die Augen über all das noch aufgehen, das er darum nicht sieht, weil er wie der Vogel Strauß beim Herannahen des Feindes verfährt.

Dagegen ist Becht in deutsch-nationaler und national-ökonomischer Hinsicht ein Mann von gesunder Anschauung. Die Juden haben nach ihm noch jeden Staat ruiniert, in dem sie zuviel Einfluß gewonnen haben. Von Verthold Auerbach rühmt er, daß er weit entfernt gewesen sei „von dem widerwärtigen Kosmopolitismus so vieler seiner Stammesgenossen, der im Grunde nichts anderes ist als der absoluteste Egoismus, wie er die jegige so aufwässen gewachsene Unbeliebtheit der Rasse wohl erklärt“. Einen Abschnitt über Tirol schließt er mit den Sätzen: „Ist das aber nicht ein wahrer Bankrott unserer Staatskunst, daß wir dem Judentum und Kapitalismus zuliebe unjener Bauernstand zu Grunde gehen lassen, selbst diese Tiroler Bauern, während kein schönerer und gesunderer Schlag Menschen in Deutschland aufzufinden ist als dieser, der trotz seiner zähen Tapferkeit über kurz oder lang gleichwohl der Vernichtung anheimfallen muß, wenn wir die Verhältnisse nicht gründlich ändern. Ich sage wir, denn auf uns liegt die Verpflichtung, hier Wandel zu schaffen oder über dieser verjämten Aufgabe unrettbar zu Grunde zu gehen.“ Bei Erörterung von Freibandel und Schutzoll kommt er auf die Wehrfähigkeit Deutschlands zu sprechen, die, wie jedes Kind weiß, ganz aus der Gesundheit unseres Bauernstandes beruht. Dabei wirft er einen Seitenblick auf die bei den Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Juden, wie auch beim Reichstag herrschende Verblendung. Vom Parlamentarismus hat Becht schon in der franfurter Paulskirche nicht viel gehalten, jetzt nennt er ihn „die nichts-würdige Marotte unseres Jahrhunderts“, eine „beuchlerische Freibeitstügel“.

Becht beklagt, daß das deutsche Volk so bald nach 1870 in die Auslanderei zurückgefallen sei und seinen nationalen Stolz fast ganz verloren habe. Darum hat er auch erkannt, daß Berlin „diese ungesund ins Riesenhafte gewachsene, mit jüdischen und französischen besonders aber mit jüdischen Bestandteilen viel zu stark gemischte Einwohnerchaft den denkbar ungünstigsten Boden für die Heranziehung eines uns selber noch so sehr fehlenden gesunden Nationalgeistes abgibt“. — Er hält es für einen schweren Irrtum, „daß die Kunst etwas Internationales, eine Art Weltsprache sei, die man überall versteht, also auch überall lernen könne. Daß sie, wenn überhaupt etwas, nur der höchste Ausdruck des nationalen Lebens sein, also auch nur aus dem Boden des eigenen Volkstums gedeihen könne, das sehen ja nicht einmal Cornelius und seine Genossen ein, die bei

deutschen Kunst in Rom hatten neues Leben einflößen wollen und das Papsttum dabei Vate stehen ließen, was jedenfalls noch thörichter war“. Jahreslangen Aufenthalt in Italien hält Becht für die größte Gefahr bei der Entwicklung eines deutschen Talentes. Darum lobt er M. v. Schwind, der in Rom, ohne von der italienischen Kunst beeinflusst zu sein, an seinen echt deutschen Bildern weiter malte. Noch nachteiliger ist das Studium deutscher Vater in Paris. — Wie er zu den von fremdem Volkstum nicht angetrunklenen Dichtern Männer rechnet wie Uhland, Heibel, Mörike, Schöffel, dagegen nicht Heine und den „vornehm fühlen“ Heije, dem „alle nationalen Interessen“ weitausliegen, so zählt er zu den echt deutschen Matern: Fäblich, F. Richter, Frejberger, Grüner, Knans, Bantier, Hefel, Menzel, Schwind, S. Kaufmann, Laib.

Den vor König Maximilian II. von Baiern in München versammelten Rusenhof beurteilt Becht vom engeren Vaterland des Königs aus darum ungünstig, weil es fast ausschließlich Norddeutsche waren, die nach München kamen und den Einheimischen vorgezogen wurden.

In Bade Nippoldsau traf Becht einmal mit Gervinus zusammen, „der da auch Wasser trank und für alte Weiber arafste. Glaubt ich den Professorenbündel in München schon hintänglich kennen gelernt zu haben, so wurde ich hier bald eines Besseren belehrt, denn so rein und potenziert habe ich ihn niemals, weder vor noch nachher wieder gefunden als bei diesem Gelehrten, der ihn förmlich aus allen Poren schwigte und pustete.“

Wer Becht noch nicht kennt, wird sich an dem einfachen, klaren, ungezierten Stil des nicht nach Effekt haschenden echt jüddeutschen Verfassers erfreuen. Fremdwörter wie affabel, Depit, Immonbezajo (Schmuz) hätten übrigens vermieden werden sollen. — An Rürtilischem ist mir folgendes aufgefallen: Die Polen aus der Polokei bei Heine heißen Krapulinsky und Woschlapstky, nicht aber Schnapphahnstky und Schubjastky. — Demütig waren Nietzsche und L. Richter ohne Zweifel, warum sie aber „feutimental“ gewesen sein sollen, ist nicht einzusehen; Becht hat vielleicht dabei an den christklaubigen, frommen Sinn dieser Männer gedacht. Der vorletzte heffische Kurfürst war wohl ein lebenslustiger Spieler; daß er aber das verpiefte Gold „seiner Unterthanen abgepreßt“, daß er „die armen heffischen Bauern bis aus Blut ausgezogen habe“, ist ausgewachsene Athernheit. Wie soll der Kurfürst das gemacht haben? — Der Damburger Brand war 1842, nicht 1843. — Arnold Ruge war Pommer, nicht Meßlaburger. — Seit Karl August heißen die Landesherren von Sachsen-Weimar Großherzoge, nicht Herzoge. O. K.

— Das Vaterhaus. Bilder aus der Kindheit von Louise Richter. (Basel, Jaeger & Kober.) 104 S.

Louise Richter — wohl zu unterscheiden von der Desherreiderin Karoline Richter — wurde 1823 geboren und starb in Stuttgart als Wittin des Gymnasialprofessors Zeller 1889. Die Rittera-

turgeschichten nennen sie zwar nicht, in Schwaben aber ist sie doch wohlbekannt als Verfasserin von Jugendschriften — Barth und Wieninger führten ihre ersten Schriften ein — und von Erzählungen aus der unterländischen Geschichte, namentlich aus der Hofenstaufenzeit. Das vorliegende Büchlein ist aus ihrem Nachlasse veröffentlicht. Es enthält ungemein lieblich geschilderte Bilder aus ihrer eigenen sonnigen Kindheit in dem unterhalb des Hofenstaufen gelegenen Pfarrhause. Wiederholt habe ich das Büchlein gelesen und vorgelesen, es ist alles so lebenswahr geschildert, der jugendlich elastische Vater, der wie ein guter Kamerad der Kinder Liebling ist, und die viel beschäftigte Mutter, die oft vor wirtschaftlicher Ueberlastung in die kleinen Interessen der Kinder nicht mit eingehen kann, die Knappheit, ja Armut des äußeren Lebens und daneben der ideale Reichtum des geistigen Lebens, all die kleinen Weiden und Freuden auf dem Dorfe, die Fahrt auf den Rehberg, die Wanderung nach Stuttgart, Weihnacht, Oestern, der Waldspaziergang — kurz eine Fülle ebenso fein beobachteter, wie mit pietätvoller Liebe geschilderter Bilder aus einer glücklichen Kinderzeit. Wer's liest, wird oft mit Wehmut und Freude seiner eigenen Kinderjahre gedenken.

J. P.

— Die Abenteuer eines deutschen Orgelvirtuosen. Aus Joseph Maria Homersers Leben. Nach vergilbten Papieren und persönlichen Mitteilungen in Form gefoßt und aus Licht befördert von Wilhelm Steinhäuser. (Weilhausen, Cyrus Andres.) 1894.

Der Organist Homerer an der (katholischen) St. Cyriacuskirche zu Duderstadt hat in seiner Jugend größere Reisen durch ganz Europa als Orgelvirtuose gemacht, die in dem vorliegenden Buche anspruchlos geschildert werden. Die Darstellung gewinnt erhöhtes Interesse dadurch, daß der Autor mit zahllosen zu ihrer Zeit berühmten Komponisten und ausübenden Künstlern in Berührung gekommen ist, und daß er vor vielen weltlichen Potentaten, auch vor dem päpstlichen Hofe in Rom, seine Kunst hat produzieren dürfen. Naturgemäß bringt ein jahrelanges Reiseleben auch Abenteuer aller Art mit sich, die oft merkwürdig genug sind, um den Leser in Spannung zu versetzen. Zum Beispiel wäre 1848 Verfasser in Ostfriesland beinahe getödtet worden, weil man ihn für den vertriebenen Herzog von Uccia hielt. Inzwischen hätte sich aus dem Stoff mehr machen lassen bei geschickterer Bearbeitung und strengerer Sichtung. Der Leser muß manche Schilderung sehr unbedeutender Kleinigkeiten in den Kauf nehmen. Doch auch so ist das Buch von musikalischem und kulturhistorischem Interesse. Der Mann, um den es sich handelt, ist eine sympathische christliche Persönlichkeit.

— 1813—1814. Briefe aus dem Hauptquartier der verbündeten Armeen von Lady Burghersh, herausgegeben von ihrer Tochter Lady Rose Weigall. Autorisierte

Uebersetzung aus dem Englischen von Marie v. Arret. (Berlin, Verlag von Witscher und Köstel.) 1894.

Kaum 20 Jahre alt, begleitete Lady Burghersh, die Nichte des Herzogs von Wellington, ihren Gemahl, welcher 1813 zum Militär-Bevollmächtigten Englands im österreichischen Hauptquartier ernannt war und von dem sie sich nicht trennen wollte, von London über Schweden, Berlin und Weimar in das große Hauptquartier der Verbündeten und gelangte über Frankfurt, Freiburg und Basel nach Frankreich und Paris. Ueber die Ergebnisse der jungen Frau während ihrer zum Teil allein ausgeführten, abenteuerlichen Fahrten berichten die an ihre Mutter und andere Verwandte gerichteten Briefe. Wer von ihnen geschichtlich oder politisch wertvolle Mitteilungen erwartet, wird getäuscht werden. Zwar schreibt die Verf., die fast immer die einzige Dame inmitten der zahllosen Generale, Diplomaten und Schlachtenbummeler aller Art war: „ich erfahre alles“, aber sie teilt uns so gut wie nichts davon mit, und ihre hübsch geschriebenen Briefe sind somit nur eine angenehme Unterhaltung, ein Zeitvertreib für eine müßige Stunde, für den Preußen um so angenehmer zu lesen, als ihr Urteil über Friedrich Wilhelm III., seine Eöhne, Pläcke und die preußischen Truppen in hohem Grade anerkennend lautet. Eine Ironie des Schicksals war es, daß sie während ihres Aufenthalts im großen Hauptquartier, namentlich in Frankreich, vielfach von ihrem Gatten getrennt war und so den Jwed ihrer Reise nur ungenügend erreichte. Der unternehmungslustigen Tochter Albions scheint das Bewußtsein nicht gekommen zu sein, daß sie auf den Kriegsschauplatz überhaupt nicht gehörte, daß sie mit ihrem großen Troß von Dienern und Pferden den Offizieren nur die Quartiere und Ställe fortnahm und ebenso kräftig wie unnötig zur Erwidmung des schon genügend ausgefüllten Landes beitrug. Die Uebersetzung ist gut.

v. II.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Von Gibraltar nach Moskau. Skizzen aus der Mappe eines Litteraten. Von Karl Weiß. Zweite verbesserte Auflage. (Weizsig, 1895. Verlag von Th. Schröder.)

Einige zwanzig Reiseerinnerungen, die unter sich in keinem anderen Zusammenhange stehen und vielleicht zum Teil schon einzeln früher in Zeitungen veröffentlicht sind. Die Rehrzahl sind Städtebilder aus Spanien, Italien, Frankreich, England, Holland, Deutschland und Rußland, zwischen ihnen einige Skizzen anderer Art, so über die Sirtinische Madonna in Dresden u. s. w. Allen diesen Bildern gemeinsam ist der Gebanengang und die ernste, sittlich und christlich gerichtete Lebensanschauung, die im wohlthuenden Gegenfatz zu dem oberflächlichen, oft irrischen Ton steht, der viele andere Reisebeschreibungen kenn-

zeichnet. Der Verf. beschreibt die von ihm besuchte Städte kurz und mit lebhaftem Gefühl für das Vaterliche und knüpft hieran geschichtliche Rückblicke und Betrachtungen, in denen er auch den Charakter des betreffenden Volkes schildert. Er läßt im Geist die Gestalten vorüberziehen, die einst den Platz bevölkert und ihm oft den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben. Als Beispiel: Im „Tower zu London“ führt er uns die Söhne Edwards, Richard III., Anna Bolenn, Jane Grey, Essex und Elisabeth vor Augen, Namen, die erste Erinnerungen erwecken und deren Geschichte im Einklang mit der äußeren Erscheinung des dämmerblidenden Towers stehen. In einzelnen Bildern nennt der Verf. Deutschland vor seinen Nachbarn und ihrer Art; er möchte dazu beitragen, unserem Vaterlande christlichen und deutschen Sinn, Friede im Innern und Macht nach außen zu erhalten. Die Anhäufung geschichtlicher Erinnerungen in allen Bildern wirkt auf die Dauer etwas ermüdend, zumal viel Bekanntes erzählt wird. Die Stizzen sind gut geschrieben, nur macht sich hier und da Gefühllosigkeit und Sentimentalität zu sehr bemerkbar. Das Buch kann als ganz unterhaltend, anregend und zum Vorlesen im Familienkreise geeignet bezeichnet werden. v. H.

6. Poesie.

— *Nielot. Ein Sang aus Mecklenburgs Vorgeschichte.* Von E. Frhr. v. Hedlig. (Berlin, Jülchen.) 143 S. 1,50 M.

Der Dichter behandelt die schon mannigfach geschichterten Verzweigungskämpfe der christlichen Wenden in Mecklenburg gegen die heidnischen Sachsen im 12. Jahrhundert. Die Gesinnung, die sich in diesem Sange auspricht, berührt nur sympathisch. Eine so besondere poetische Kraft vermögen wir freilich dem Epos nicht nachzuräumen, daß wir ihm überall eine litterarisch interessierte Aufnahme in Aussicht stellen möchten. Doch glauben wir, daß, wo das geschichtliche und lokale Interesse vorhanden ist, es dem Buchlein an freundlichen Lesern nicht fehlen wird.

— *Lieder des Himmels.* Von Hans S. Basse. (München, Verlag von R. Schüller [A. Ackermanns Nachfolger].)

Dem äußeren Umfang nach scheint die nur 12 Centimeter hohe und 8 Centimeter breite Sammlung von 28 Gedichten bestimmt zu sein, von Ort zu Ort in der Brusttasche mitgeführt zu werden. Wir möchten aber bringen vor diesem Gebrauche und überhaupt vor dem Ankauf warnen, weil und gleich inhaltsleere, noch dazu atheïstisch und pessimistisch gehaltene Reimerreien nur selten vor Augen gekommen sind. Als Probe lassen wir eins dieser „Lieder des Himmels (!)“ folgen:

„Lächelnd schließ' ich meine Augen,
Lächelnd denk' ich an den Tod,
Und ich fühle, daß ein Jenseits
Nur die Thorenfurcht bedroht.

Wünschen aber kann ein Jenseits
Nur des Bettlers Erdenquai;
Ich träume von einem eignen
Rohrblüthenhal“

Diese Verse werden genügen! v. H.

7. Unterhaltungslitteratur.

— *Die Bildungsmäden.* Roman von Oskar Nyssing (Otto Mora). (Verein für Freies Christum, Berlin W., Weidischstr. 35.)

„Der Verein für Freies Christum“ — so heißt es im Prospekt — „wird es sich zur Hauptaufgabe machen, die Verbindung herzustellen zwischen den gebildeten, vorurteilsfreien Leuten, deren geläutertes Verstandnis für die unsere Zeit bewegenden Fragen sie vor jeder Einseitigkeit des Urteils bewahrt, und zwischen den schaffenden Künstlern, die auf ein solches Elite-Publikum angewiesen sind.“ Die Mitgliedschaft des Vereins für Freies Christum ist gegen Zahlung eines Jahresbeitrages von 12 Mark (oder vierteljährlich 3 Mark) zu erwerben. Hierfür werden den Mitgliedern jährlich 8 Bände von durchschnittlich 250 bis 400 Seiten postfrei zugesandt. „In einem derartig billigen Preis sind bisher gute noch gänzlich unveröffentlichte Bücher dem deutschen Publikum noch niemals geboten worden.“ — Ja, wenn sie nur gut wären, die Bücher! Aber auch schon im Prospekt wird potentiisiert gegen die „Familienblattprädrie“ ähnlicher Vereine. „Tiefe Töchterkatholikerei, diese altjüngferliche Sittlichkeitsthoraxen sind die ärgsten Feinde jeder wahren Kunst. Diese übertriebene Prädrie ist gerade wahrer höherer Sittlichkeit mindestens ebenso gefährlich, wenn nicht gefährlicher als übertriebene Erotik. Eine gesunde Natürlichkeit, wie sie z. B. in den Dichtungen unseres Goethe pulsiert, ist, wie jeder andere Kunst, so auch der des Dichters unabweisbare Lebensbedingung.“ Die litterarischen Größen nun, welche den Verein mit der „höheren“ Sittlichkeit bilden, sind die Herren Oskar Nyssing (oder Otto Mora?), Adalbert von Hanstein, Karl Weibtreu, Karl Schmidt, W. G. Conrad, D. J. Vierbaum, Konrad Alberti und Gustav Falke. Die Herren sind so freundlich gewesen, da sonst schwerlich jemand auf den Gedanken kommen würde, sie um ihr Bild zu bitten, sich auch gleich auf einem dem Buche beigelegten Prospekt sänftlich für die Nachwelt abtoterieren zu lassen.

Wenn die Bilder ähnlich sind, so ist Herr Oskar Nyssing (oder Otto Mora?) ein recht gesund aussehender junger Mann von 18—20 Jahren, der mit großer Sorgfalt frisirt ist. Wir heben seine Jugend als mitdernden Umstand hervor. Denn der Roman, den er verbrochen, ist nur ein Neu-Kuppiner Bilderbogen. Der Titel „Die Bildungsmäden“ legt die Vermutung nahe, daß das Thema der Ueberbildung, des Ueberdrusses an einer hoch entwickelten Kultur behandelt werden sollte im Gegensatz zur frischen, unverfälschten

Natur. Dazu aber wird kaum ein Anlauf genommen. Eine Anzahl Personen kommen und gehen, und treffen sich immer gerade zufällig, wenn der Autor ihre Zusammenkunft braucht; ein weltlicher Typus bildloser Bildungsmäßigkeit kommt aber gar nicht vor. Wenn eine junge, sittlich haltlose Frau, die einen alten verdoctrineten Professor geheiratet hat, in Ehebruch fällt, so hat das mit Bildungsmäßigkeit im Grunde nichts zu thun. Und wenn ein anderer ein Gut im Osten übernehmen muß und deshalb die Sozialisten verläßt, zu denen er im Grunde gar nicht gehört, so hat auch das mit dem gestellten Probleme nichts zu schaffen. Das Problem wird eben gar nicht behandelt. Eine klar erkennbare Welt- und Lebensanschauung tritt in dem Buche nicht zu Tage. Religion und Sittlichkeit werden nicht gerade offen belächelt. Aber der junge Autor verweilt so gerne und so breit bei der Schilderung bedenklicher Situationen, daß auch schon deshalb das unreife Buch abgelehnt werden müßte. Hier und da hatten wir übrigens die Empfindung, daß der Autor besser sei als die Gesellschaft, in die er sich begeben hat. Möchte er zu der Erkenntnis gelangen, daß es höhere Ideale gibt, als die er sich bisher gestellt hat, und daß die christlichen Tugenden der Selbstverleugnung, Mäßigkeit, Sittlichkeit, Arbeitsamkeit doch erheblich mehr wert sind als naturalistisches Genußleben. Im Christentum giebt es freilich auch keine „Bildungsmäßen“.

— Glückskinder. Von E. Winter. (Hamburg, 1894. Verlag der Ev. Buchhandlung der Niederächs. Gesellschaft.) 111 S. 60 Pf., geb. 1,20 M.

Vorstehende Schrift ist der vierte Band der von der Niederächsischen Gesellschaft herausgegebenen „Erzählungen für das Volk“. Diese einfache, nach dem Leben erzählte Geschichte hat zum Mittelpunkt eine lindlich gläubige Botenfrau, die von allen die „Bandhanne“ genannt wird. Ihrem bis ins hohe Alter bewahrten lindlichen Sinne muß man es zuschreiben, daß sie außer den Menschen ihrer Umgebung auch den Bach, Pflanzen und Tiere freundlich und lieblich anredet und daß sie auch von Unbekannten freundlich und lieblich behandelt wird. Die vollständig erzählte Geschichte hat den Vorzug, daß sie keine Liebesgeschichte enthält. Für Volksbibliotheken, Dienstboten eignen sich die „Glückskinder“ vorzugsweise. O. K.

— Die Wunde der Zeit. Roman von Ernst Remiu. (Jena, Verlag von H. Costenoble.) 1894. 6 M.

Die Wunde der Zeit: Genußsucht im Bunde mit Gottlosigkeit, kann nicht durch philosophische Systeme geheilt werden, nur der Glaube und die aus ihm entspringenden Thaten sind wirksame und erfolgreiche Mittel zu ihrer Besserung, und der Adel, überhaupt die gebildeten Kreise des Volkes müssen sie gebrauchen lernen — das ist der Grundgedanke des vorliegenden Romans, und er ist gewiß ein guter. Freilich fordert seine

Durchführung große Begabung und Kunst der Darstellung, viel Menschenkenntnis und Verfaß der Charakterisierung. Der Verf. (oder Verfasserin?) besitzt von allem diesen etwas, aber nicht genügend, um dem Stoffe gerecht zu werden; sein Buch ist außerdem zu schnell zusammengeschrieben. Der Held des Romans, Arnold Rathjens, ist ein junger Gelehrter, der zum Mittelpunkt eines Kreises von jungen Leuten wird, die sich berufen fühlen, ideale Anschauungen durch Vitteratur und Kunst zu verbreiten; er ist indes unbefriedigt, weil er die Hohlheit seiner unreifen Weisheit fühlt, wird überreizt und tötet im Zweikampf einen Bekannten, den Typus der kalten Selbstzufriedenheit. In der folgenden Zeit, auf der Festung, gelangt er zum Christenglauben, der ihm durch ein junges Mädchen aus vornehmer Familie vermittelt wird. So ist er ein moderner Faust, aber seine Handlungen wirken nicht immer wie beabsichtigt auf den Leser, sondern erscheinen oft unmotiviert und wenig glaubhaft. Eine Menge anderer Menschen sind in diese Geschichte verweben: eine altadelige, ehrenreife Familie, ein mediatisirter Fürst von vornehmer Gesinnung, eine Berliner Geheimratsfamilie mit zwei Nichten, von denen die eine eine ganz gute Vertreterin großhätziger Verlogenheit ist, und last not least eine Gouvernante, ein Musterbild von Schönheit und Tugend, in die sich, wie in den englischen Gouvernantenromanen, jeder verliebt, der in ihre Nähe kommt, und die schließlich in edler Selbstverleugnung sogar dem Fürsten einen Korb giebt.

Wie in so vielen modernen Romanen läßt der Verf. auch in diesem Buche seine Menschen ein möglichst schlechtes Teufel sprechen, obwohl es beinahe unerträglich ist, alle Augenblicke aus Küßdrücke zu stoßen, wie: „es lebt hier jeder seinen Stiebel; ich will dir gleich mit den richtigen Standpunkt geben; der Kerl wird etlig“ u. s. w. Ebenso unangenehm ist die Verwendung von Fremdwörtern, die heute in der Unterhaltung glücklicherweise gar nicht mehr gebraucht werden. Ohne Gerüche geht es auch hier nicht ab. Da kommt „von dem gefenken Kopf eines jungen Mädchens der Eigengeruch (1) ihres üppigen dunklen Haares, vermischt mit einem feinen Wohlgeruch, der von ihrer ganzen Person sich zu lösen schien.“ So gut der Grundgedanke des Romans auch ist, so wenig gefällt uns seine Durchführung, und wir möchten dem Verf. den Rat geben, in Zukunft seine Bücher von realistischen Zutaten möglichst frei zu halten und Stoff und Form in besserer Einklang, als dies in seiner „Wunde der Zeit“ geschehen ist, zu bringen. v. H.

— Treue um Treue. Eine Geschichte für die Jugend und ihre Freunde von R. Rüdiger. Mit 5 farbigen Bildern und 12 Illustrationen nach Zeichnungen von R. Schubert. (Schwaben, Bahn.) 221 S. 3 M., hübsch geb. 3,80 M.

Rauchen hübschen historischen Roman hat uns die Frau Rüdiger schon gegeben, aber nachdem ich diese Kindergeschichte gelesen habe, möchte ich sagen, ihre Begabung weist sie auf das Kinder

buch und nicht auf den historischen Roman, denn sie ist eben vor allem Frau und Mutter und nicht Gelehrte und Ersafferin großer Probleme. Diese Kindergeschichte ist wirklich vortrefflich, ja sie ist das, was das Titelblatt verspricht, eine Geschichte auch für die Freunde der Jugend. Ich habe das Buch mit steigendem Interesse gelesen und ich will nur gestehen, daß es mir an mehr als einer Stelle schier die Augen sucht gemacht hat. Im Vorderhause wohnt die reiche Kaufmannsfamilie, im Hinterhause aber die ärmere des Buchhalters, beide Familien aber in inniger Treue für gute und böse Zeiten mit einander verbunden. Die Treue, die der Kaufmann dem Buchhalter erwiesen, vergilt ihm dieser, als widrige Verhältnisse das reiche Kaufhaus gestürzt und als die Familie verarmt ist. Von viel Kindern in beiden Familien hören wir, das lebt alles vor unseren Augen, viel moralisirt wird nicht, aber was aus dem Christenglauben geborene Treue wert ist, das muß Jung und Alt aus diesem prächtigen Buche herausfühlen. Möge es nicht die letzte Kindergeschichte sein, die uns die Verf. erzählt.

J. P.

— Im Schmiedeseuer. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) 304 und 327 S. 10 M., geb. 12 M.

Ebers hat schon einmal einen zweibändigen, Alt-nürnbergers Weihnachtroman geliefert: „Die Öred“. Diesmal ist der Verfasser bis ins 13. Jahrhundert zurückgestiegen, in die Zeit, da Rudolf von Habsburg in Nürnberg Hof hielt (1289). An Vangeweiltheit übertrifft der neue Alt-nürnbergers den alten. Es mag dies damit zusammenhängen, daß Ebers' Beliebtheit sich mehr und mehr in die Kreise der Dactische zurückzieht. Kommt doch in den zwei Bänden trotz fünf Liebespaaren, von denen zwei die Hauptrollen spielen, nur ein einziger Kuß auf den Mund vor, und diesen Kuß geben sich obendrein zwei „Weibsbilder“, um ein Wort zu gebrauchen, das der Verfasser bisweilen für „Tamen“ zu setzen beliebt. Waren es im 15. Jahrhundert die Freundinnen Öred und Ann, die uns mit der Liebe Leid und Lust bekannt gemacht haben, so sind es im 13. Jahrhundert die Töchter des Patriziers Ernst Örtlieb, Eis und Eva, die die Hipe des Schmiedeseuers als eines Fegeneers aushalten müssen, ehe sie sich mit ihren vortrefflichen Männern verheiraten können. Der wunderbare Zufall, daß die Taufnamen der beiden Schwestern mit E anfangen, hat den Verfasser bestimmt, die Nürnberger von den beiden E's hätte er wenigstens E's geschrieben) reden und damit einen Pluralis in den Mund nehmen zu lassen, der in Nürnberg wie in ganz Süddeutschland als ein greulicher Eindringling in die hochdeutsche Sprache gilt. Dazu die „Örtlieb's“, die „Eysvogels“, die „Schortius“, die „Luchers“!! Und doch sagt man auch im Norden „die Wessens“ und nicht „die Wess's“.

Die ältere Schwester Eis ist nach Ueberwindung einigen Schmiedeseuers die Braut des jungen, ehr-

baren Kaufherrn Wolff Eysvogel geworden. Gleich im ersten Kapitel wohnen wir einem sieben Seiten langen Zwiegespräch der beiden Liebenden bei, das von einem hochgelegenen Fenster und vom Hofe aus geführt wird. Der Liebhaber ist von Geschäftssorgen gebrückt und kann sich deshalb nicht entschließen, der Einladung: „So komm doch herauf“ zu folgen und der Braut den „Gutenachtkuß“ zu geben. „Rein, Eure Knechte sind fort, und bevor die Mägde mir öfnen . . . Da steigt der Mond schon über die Linde. Es geht nicht. Morgen aber, und zu Gott mit leichteren Sorgen . . .“ — Der Mond spielt überhaupt eine große Rolle in diesem Romane, bildlich und thatfächlich. Liebet doch die jüngere Schwester Eva, „eine fromme, den Wandsbildern abholde Jungfrau“, als Nachtwandlerin an Mondlicht, allerdings nur einmal, um des Schmiedeseuers willen. Eva ist von ihrem Vater mitgenommen worden zu einem Tanze, den der Kaiser den Geschlechtern gegeben hat, und obwohl sie seit Jahren in dem Gedanken lebt, Ronne zu werden, hat sie sich knall und fall in den tapferen schweizerischen Edelmann Heinz Schortiu verliebt, der ihre leidenschaftliche Klosterwidrige Liebe erwidert. Alle bisherigen Beziehungen zu Tamen, wie z. B. zu der mit ihrem Vater im Örtliebischen Hause als Gast wohnenden Gräfin Cordula von Monfort, giebt er auf, sein bisheriges „zügelloses“ Leben ist er milder, er denkt nur an die wunderschöne achtzehnjährige Eva. Nun begiebt sich eines Nachts Schredliches, wirklich Schmiedeseuerliches. Heinz ist auf der Straße vor dem Örtliebischen Hause, da geht die Thüre auf und im „Nachtgewand“ erscheint die Schlafwandlerin Eva. Als sie ins Haus zurückkehrt, folgt ihr der Ritter dahin, die Gräfin Monfort lehr, von Fadelträgern begleitet, in Gesellschaft von Berengern nach Hause zurück, während der Ritter mit der aus dem Krankenzimmer der Mutter herabgeistes Eis spricht. Dazu kommt Vater Örtlieb, der eine Unterredung mit dem alten Eysvogel gehabt hat und von diesem, trotz entschiedener Ablehnung seiner Darlehnsgefuche, bis ins Haus verfolgt wird. Sofort gehen die übelsten Gerüchte über die unschuldige Eis um, die jetzt von der Familie Eysvogel nicht mehr als Verleib des Sohnes angesehen wird. Wolff bleibt aber der Braut treu. Da er jedoch das Unglück hat, bei einem nächtlichen Ueberfall einen jungen Weidwacker zu erstehen, so flüchtet er sich, um der Strafe des eben erst von Rudolf verbotenen Raubriensbruchs zu entgehen, in die Wohnung eines zuverlässigen Mannes. — Auch Eva erlebt den Schmerz, sich von dem Geliebten trennen zu müssen. Heinz Schortiu hat den Befehl erhalten, die Raubritter Siebenzug unschädlich zu machen. Zu diesen gehört auch der Eysvogelsche Schwiegersohn Seiz Siebenburg. Auch der alte Örtlieb hat Unglück. Der hitzige Mann hat einem die Ehre seiner Tochter Eis schwer kränkenden Schneider eine erhebliche Körperverletzung beigebracht und wird dafür in Haft genommen und gehalten, obgleich es sich nur um Zahlung von Beirgeld durch den der That geschändigen reichen Mann handelt. Zuletzt wird

Kaiser Rudolf in recht rebellerischer Weise dafür thätig, daß der unschuldige Wolff begnadigt und der gleichfalls unschuldige Heinz, weil er seinerzeit in das Cortiebische Haus eingedrungen ist, woraus alles Unheil seinen Ursprung genommen hat, zur Zahlung des Wehrgeldes verurteilt wird. Dann folgen die Hochzeiten. — In diesem Ziele gelangt auch der ehemalige Lehrer und derzeitige Diener Schorlins, der nicht ganz dreizehnhältige Viberti, der die brave Gürtelmutter Kästerle im Hause Cortieb viele Jahre geliebt hat. Auch die Gräfin von Konfort tritt mit einem getreuen Verehrer in den Ehestand, ebenso ein drittes Paar.

Viberti wird vom Verfasser mit mancherlei Buchhabenspielererei bedacht. Weil Standhaftigkeit und Treue seine Haupttugenden sind, hat man ihm „auf den langen Rod und Kogel“ die Buchstaben S und T genäht, eine Auszeichnung, die sich kein Herr nach Belanntwerden mit der schönen Eva ebenfalls wünscht. (Daß „Standhaftigkeit“ im Mittelhochdeutschen nicht vorkommt, scheint Ebers nicht zu wissen.) Viberti war anfangs gegen die Verbindung mit Eva, weil sie nicht alle vier G: Weisheit, Gestalt, Gut und Geld besaß. Später gab er seinen Widerspruch auf, weil er bei Eva „die vier T's“ entdeckte hatte: Tugend, Treue, Thatkraft und Trost. Ebers wollte mit diesen Spielereien ohne Zweifel dem Umstand gerecht werden, daß Viberti einst Schullehrer war. Sehr geistreich sind diese Buchstabenstücke gerade nicht. Ebers stellt überhaupt an den Witz geringe Forderungen. Gräfin Cordula, die besser war, als ihr Ruf, hat bei einem Brande mehrere Stück Kindvieh gerettet, sich dabei aber das Beste an ihr, die „runden Arme“, verbrannt. Die Narben werden ihr beim Besuch von Tanzgelegenheiten lästig werden. Das läßt sie die Kennerin thun: „Ein Kalb, das eine Gräfin aus dem Tanzsaale weist! Wie findet ihr das? Es giebt doch manchmal noch etwas Neues.“ Sollte es Badfische geben, die über diese vermeintlich wichtige Bemerkung lachen können?

Auch der vorliegende Roman ist nicht arm an materiellen und formellen Gebreden.

Wenn Heinz Schorlin aus dem Marschfelde schwere Wunden empfangen hat, war es unmöglich, ihn den weiten, weiten Weg nach Rürnberg machen zu lassen, um ihn dort zu pflegen.

Der Speiseaal des Kaisers wird durch eine schwarzgelbe Seidenschur abgeschlossen. Die Farben Rudolfs von Habsburg waren aber rot und weiß. Erst durch seine Schwiegermutter ist er mit den österreichischen Farben in Verbindung gekommen. —

Ebers läßt im 13. Jahrhundert Herzoge und Prinzessinnen von Rastau anstreten, damals gab es aber nur Grafen von Rastau. —

Der „Docht im Karpfenteich“ ist bekanntlich erst im 19. Jahrhundert von Heinrich Leo entdeckt worden, es ist deshalb ganz ungeschichtlich, diesen Ausdruck einem „Weisbilde“ des 13. Jahrhunderts in den Mund zu legen. —

Gebankensigkeiten begegnen wir im zweiten Band, wo Ebers den Schwestern Cortieb „Wahn

bis in die vorderste Zuschauerreihe“ brechen und dann die Schwestern sich noch „weiter vorwärts drängen“ läßt, oder wenn ein Mann mit Kreide und Rechenbrett erscheint und mit der Kreide nicht auf das Rechenbrett, sondern „auf den grünen Tischüberzug ganze Reichen von Zahlen“ schreibt. — „Geringere zu oerachten“ hält Ebers für ein „stolzes Vorrecht“ des Adelsstandes und eine fast 70 Jahre alte Frau hält er für fähig, einen lehrstündigen Ritt zu unternehmen. —

Bücher, die für Badfische geschrieben werden, pflegen im gezierten Stil, im „Papierstil“ abgefaßt zu werden. Zu den Vorzügen dieses Stiles gehört es, daß man frug sich fragte schreibt, daß man die Hüßigkeitwörter des im Leben anmaßlos gesprochenen Datto-Bar-Stiles verachtet und grammatigisch Sorgfalt als einer Bedanterie zu entschlagen sich bestrift. So sagt Ebers I, 9: „daß ihr sie zum Nachgeben bewegt“, während es S. 65 richtig heißt: „dazu betrog ihn“. Die Mehrzahl von Kaplan ist Kaplane, nicht Kaplane. — Das Verbum grauen wird mit dem Datio, nicht mit dem Accusatio konstruiert. — Von Barfüßlern hat von Barfüßern, von der Firmelung statt von der Firmung zu sprechen, ist immer ein Etüd protestantischer Unwissenheit. Wie kommt Ebers dazu, den Reikentanz das Raien zu nennen? Sonstige mittelalterliche Wörter hat er in Fußnoten erklärt. Durch Wörter, wie Flacker, Sudente, Kogel, Lautmerung, Müßling, Pfänder, Niese, Schapel, Leben, Wartliche hat Ebers seinem modernen Stil etwas altertümlichen Schimmer verliehen. Gebärdenschwachen Fiemern werden die Erklärungen oft zwei, dreimal wiederholt. —

Der Periodenbau, das Deutsch der Eberschen Romane ist maniert, gekünstelt, in jedem Falle unangenehm. Welche Ungeheuer von Perioden enthalten folgende Sätze: „Verdrossen hatte Viberti ihr nachgeschaut und dabei die tolle Verliebtheit, die seinen Schutzbefohlenen um den Verstand brachte, und mit der er sich selbst, ihn und vielleicht auch das unschuldige Kästerle, dessen waderes Eintreten für die Herrin ihm übrigens besonders wohl gefiel, in Schaden zu stürzen drohte, derb genug oerwünscht“. — „In lebhaftem Gespräch, lachend und zufrieden, den tollen, nächtlichen Ritt, den Cordula von Konfort vorge schlagen, und der sie auf dunklen Waldwegen, die das Mondlicht nur flüchtig streifte, oft aber auch querfeldein, über Gräben und durch Wäde geführt hatte, ohne Unfall an Mensch und Tier zurückgelegt zu haben, waren sie eingetreten.“ Zwischen die drei ersten und die drei letzten Wörter, die zusammengedehnt, sind 44 Wörter eingeschoben worden. Gesprochen wird ein derartiger Satz nie, auch nicht vom gewandtesten Redner, das Papier aber ist gedulbig. — In dem Satze: „Doch oerstanden die Umstehenden nur — es waren ihre letzten — die Worte“ gehören die beiden letzten Worte hinter nur. — Ein noch stärkeres Beispiel zerhackter Rede enthält der Satz: „Denn jetzt — sie fühlte es — wünschte er, gleichviel aus welchen Gründen, redlich, sie mit dem Sohne zu oer-einen“. — Daß bei Einschachtelung von Zwischen-

läßen oft ganze Sagteile verloren gehen, liegt in der Natur der Sache. So hat der erste Relativsatz in folgendem Schachtelsatz seinen Schwanz verloren: „Die Aube der Bewunderung, mit der die geschickte Frau selbst, ihr Töchterlein, die Wagg, sowie die Gewatterin, die sie aufgefodert hatte, sich wie von ungefahr als Fischauerin bei ihr einzustellen, mußte Eva, weil die Zeit drängte, bald unterbrechen“.

Unschön sind endlich Saphansätze, wie: „Sie, Es, hätte einen der Aufwörter entjenden können“ u. s. w., „Zhr, Eva, erschien es wie ein Geschenk“ u. s. w., „Er aber, Heinz“ u. s. w. Die Fürwörter sind hier ganz überflüssig; sie haben mich an den Strophenanfang des Heisen-Darmstädtischen Gesangbuchliedes „Hoher Stand“ erinnert: „Er, sind ihm and're unterthan, Er sei ihr Vater, kein Tyrann!“ —

Von Charakterzeichnung bei Ebers zu reden, ist unmöglich, denn seine Romane sind, um J. Scherz zu citieren, „Wasserjuppenromane“ oder „Wachsfigurenbuden antiquarischer Romaneffitterung“. O. K.

8. Verschiedenes.

— Der Pfadweiser. Rat für Eltern, Vormünder, heranwachsende Schüler in Hinsicht auf die Berufswahl. Von Dr. W. Armknecht. Zweite, unter Benutzung ministerieller Quellen umgearbeitete und vervollständigte Auflage von D. Kaufsch. (Berlin, 1894. Verlag von Wiegandt und Grieben.) Preis 2,50 M.

Der Verfasser will dem ins Leben tretenden jungen Mann hilfreichen Rat geben, welche Bedingungen vor dem Eintritt in irgend einen Beruf zu erfüllen sind, welche Ansichten die einzelnen Berufswege bieten, wie hoch sich die Kosten belaufen, ehe eine ausreichende Einnahme zu erwarten ist u. s. w. Also keine leeren Redensarten, kein Räthnen oder Tadeln der einzelnen Berufe — sondern bestimmte, praktische, möglichst zuverlässige Hinweise in den angegebenen Richtungen. Die besprochenen 32 Berufsstände gehören nicht ausschließlich der höheren, staatlichen Laufbahn an, sondern umfassen so ziemlich alle Berufe, die man ergreifen kann, wenn man aus der Thätigkeit des Lohnarbeiters heraustrreten will. So weit wir sehen können, sind die Angaben zuverlässig; bei dem wichtigsten Gegenstande, der Geldfrage, sind Durchschnittszahlen angenommen, die wenigstens ein Bild geben, wie viel gebraucht wird, und zwar bei bescheidenen Ansprüchen, ehe der Haken der finanziellen Selbständigkeit erreicht ist. Vorwiegend berücksichtigt sind die Verhältnisse Preußens und des Reiches, diejenigen Süddeutschlands sind außer Betracht gelassen. Eine kurze Zusammenstellung der Bestimmungen u. s. w. für Einjährig-Freiwillige, sowie eine Uebersicht der auf deutschen Hochschulen gewählten Stipendien sind willkommenes Beigaben; bei letzterer sind da, wo nicht alle Stipendien aufgeführt werden

konnten, Hinweise gegeben, wo Näheres zu erfahren ist. Die Berufswahl des weiblichen Geschlechts ist nicht mitbesprochen. Das Buch wird für solche, die auf dem Lande leben oder aus anderen Gründen weniger Beziehung zur Außenwelt haben, ein zuverlässiger Ratgeber sein. v. H.

— Zwischen den Zeiten. Dies und das für besinnliche Leute. Von Arthur Bonus. (Heildronn, Salzer.) 160 S. Pr. 2 M., geb. 3 M.

Mit diesen Betrachtungen haben wir uns, offen gestanden, nicht befremden können. Wir geben zu, daß der Geschmack verschieden ist, und daß es Leser geben mag, welche „besinnlich“ genug sind, auch den willkürlichen Gedankensprünge eines phantasiebegabten Plauderers gefoham zu folgen und zwischen den Zeiten zu suchen, was in den Zeiten nicht zu finden ist. Wir unfererseits gehören zu denen, die das Tappen im Halbdunkel, das Laften von einer Andeutung zur anderen nicht sonderlich lieben. Wir sind vielsach nicht im Stande gewesen, zu erraten, was eigentlich der Autor sagen wollte, und wo wir es errieten, waren wir nicht immer angenehm berührt. Mit den Spekulationen z. B. über die Sündenvergebung (S. 124) wissen wir schlechterdings nichts anzufangen. Von der Gottferne sagt Verfasser: „Sie ist nicht jenes Gefühl des Sündeneulends, das unsere Frommen zum Zeit mit großer Virtuosität in sich erwecken, um sich einen religiösen Ertrag auszu verschaffen, unsere Frommen von jener Sorte, die in Gott den großen Speisemeister sieht, der ihnen aus allerlei saurem und süßem Geschmack ein pilantes Gericht für religiös überreichte Gaumen bereitet“ u. s. w. Wir glauben nicht, daß es „Fromme“ von dieser Art giebt. Aber auch wenn es deren gäbe, wäre die Sprache des ersten Gegenstandes nicht würdig. Ueber die Auferstehung Christi spricht Verfasser in einer Weise, die recht geeignet ist, unkritische Gemüter zu verwirren. Die Thatfache, daß die Jünger den Auferstehenden mit leiblichen Augen gesehen, wird nicht offen bestritten, auch nicht in der alrationalistischen Weise erklärt. „Aber nur sie“ — heißt es — „sahen ihn, denen die Augen des Geistes aufgegangen waren, ihnen schärften sich dadurch auch die leiblichen Augen, so daß sie ihn auch sahen und seine Stimme hörten. Aber das doch nur vorübergehend und auf Augenblicke, dann war's verschwunden.“ Verfasser wünscht, man möge zwischen den Zeiten lesen. Wir glauben, hier zwischen den Zeiten recht deutlich lesen zu können, daß er der Ritsch'schen Schule angehört!

— Glaubens- und Sittenlehre zum Inwendiglernen. Von Eduard Lauterburg. (Rüch, Verlags Magazin [3. Schabeis].) 1895. 56 S. 60 Pf.

Der Verf. ist f. J. aus Pfarramt und Kirche ausgetreten und will nun denen, welche sich und ihren Kindern nicht durch Auswendiglernen von oberhand unangemessenhängenden Versen, Sprüchen und Geschichtlein eine fertige Weltanschauung wollen eintrichtern lassen, sonderu als Haupt-

bedingung zur Ausbildung eines fruchtbaren Innenlebens das eigene Denken betrachten, Anhaltspunkte bieten. Der Verf. hält es also nicht mit dem Auswendiglernen, ihm liegt am Auswendigwissen. Dabei verdient er unsere Zustimmung, aber die Verse und Sprüche tragen doch nicht die Schuld, wenn sie nicht inwendig gewußt werden? Sich etwas eintrichtern lassen, ist auch nicht jedermanns Sache, zumal noch immer der rechte Trichter nicht gefunden sein soll. Die Abneigung gegen die fertige Weltanschauung werden wir nun nicht alle teilen, warum soll die Weltanschauung nicht fertig sein, wenn sie nur die richtige wäre? Aber da liegt es, sie soll eine durch eigenes Denken erworbene sein. Aber werden wir damit ans Ziel kommen? Dem Verf. ist nicht bange. Dazu ward dem Menschen ja die Vernunft, sie ist das innere Licht oder das geistige Auge, womit wir die Wahrheit vom Irrtum unterscheiden. Das wird also eine Glaubens- und Sittenlehre ergeben, wie man sie etwa vor 100 Jahren schrieb, wo man einer vernünftigen Verehrung Gottes mit dankgläubiger Anerkennung von Gott, Tugend und Unsterblichkeit huldigte. Aber die Zeiten sind doch andere geworden. J. B. mit der Unsterblichkeit ist es doch eine recht unsichere Sache; p. 12: „Ob der einzelne Mensch nach seinem Tode weiterlebt, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls wird im Tode sein Leib, ob er sich nun langsam in der Erde oder rasch im Feuer zerfalle, zu Staub. Das Weiterleben der Seele ohne den Leib aber wäre nur dann sicher, wenn sich nachweisen ließe, daß die Seele nicht bloß eine Bewegung körperlicher Teilchen, eine Thätigkeit des Gehirns . . . sei.“ Daß die Seele etwas anderes ist, läßt sich aber nicht nachweisen, folglich . . . Aber wie ist es denn mit der Vernunft. Daß sie etwas anderes ist als eine Bewegung des Gehirns, läßt sich dann wohl ebenso wenig nachweisen, folglich? Was sollen wir dann aber mit

diesem vernünftigen Buch zum Inwendiglernen? An manchen anderen Stellen des Büchleins muß man sich wundern, welche eine eigenartige Gabe es doch ist, lähne Lustsprünge zu machen und sich mit einem „es muß“ über die Mängel des Lebens hinwegzusetzen; p. 12: „Da der Mensch sich allmählich aus den niedrigeren Lebensweisen entwickelt haben muß, . . .“ p. 11: „Wir können uns einen wirkenden Gott ohne Welt gar nicht vorstellen. Vielmehr müssen wir annehmen, daß die Welt, wie Gott, von Ewigkeit her besteht.“ Woju giebt es Uebel in der Welt? Des Verf. Vernunft weiß die Lösung: „Das Uebel soll dem Menschen den Genuß des Erfreulichen ermöglichen.“ Noch eine Probe aus der Sittenlehre: „Die gute Gesinnung und die Tugend entspringen nur aus der Freude am Guten. Und diese Freude wird im Menschen geweckt durch den Glauben daran, daß er zum Guten fähig ist und daß sich alles Gute mit der Zeit verwirklichen läßt und verwirklichen wird.“ — Ich denke, wir bleiben doch lieber bei unseren alten Versen und Sprüchen und befehligen uns, die inwendig zu lernen, und bitten den Verf., es doch noch einmal mit ihnen zu versuchen.

Wt.

— Aberglaube und Sympathie in der Altmark. (Bismark [Prov. Sachsen], Louis Verlag.) 1894. 42 S. 15 Pf.

Das kleine anspruchslose Heft bietet eine Zusammenstellung abergläubischer Gebräuche und Meinungen in sachlicher Ordnung. Wer es nicht glauben will, wach eine Fülle von Aberglauben noch in unserem Volke, namentlich auf dem Lande, lebt, kann sich hier davon überzeugen. Daß es damit in der Altmark besonders schlimm steht, glauben wir dem Verf. nicht ganz, es ist anderwärts nicht besser. Recht hat er darin, daß er meint, allein das Evangelium könne diese Ueberreste des Heidentums verdrängen.

Wt.





Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen
in der alten und neuen Welt.

Von

Heinrich von Struve.

XII.

Ein mißlungener Versuch.

Nach bestelltem Felde ging im folgenden Jahre das leidige Frachtfahren wieder los. Verschiedene Reisen waren gemacht mit kurzen Ruhepausen. Die letzte des Jahres war gut ausgefallen und ich konnte, da wir herauf keine Ladung erhalten hatten, den Wagen vorausreiten. Unterwegs überfiel mich ein schrecklicher Nordsturm. Ich wurde durch und durch naß und dann mit Eis überzogen. In diesem Zustand mußte ich dreißig Meilen, fast einen ganzen Tag, reiten. Zu Hause angelangt und abgestiegen, konnte ich mich kaum hineinschleppen, und verlor das Bewußtsein. Nachdem ich mit Schwierigkeit von meiner guten Minna zu Bett gebracht war, brach heftiges Fieber aus, das in Lungenentzündung überging und mich drei Wochen zwischen Leben und Sterben hielt. Meine kräftige Konstitution überwand die Krankheit, trotz der Medikamente des amerikanischen Dampfdoctors, der mich mit Merkur vollstropfte, so daß mir alle Zähne im Munde auszufallen drohten und ich noch wochenlang, nach eingetretener Besserung, nur Brühen eingelöst erhalten konnte. Endlich, nach fast zehnwöchentlichem Krankenlager, konnte ich wieder anfangen, etwas zu arbeiten. Ich gab nun meinen bisherigen Erwerb auf, verkaufte meine Wagen und Ochsen und wollte mich nun ausschließlich mit meinen Feldern beschäftigen, dabei Syrup aus chinesischem Zuckerrohr fabrizieren, etwas Pfirsichbranntwein brennen, zu welchem Zweck ich mir eine kleine Brennerei einrichtete, und auf diese Weise uns erhalten.

Durch Vogel angeregt, hatte ich mich sehr für die sociale Frage zu interessieren angefangen, und mit verschiedenen meiner Bekannten, die alle der Schuh drückte und die nicht vorwärts kamen, mich über diesen Gegenstand unterhalten, welche ebenfalls sehr viel Geschmac an dieser wichtigen Frage fanden. Da war ein sehr guter Mensch, ein Herr von Merscheid, früher in einem ungarischen Regiment Offizier, dann ein Herr von Jänischke, auch früher österreichischer Offizier, ein Herr von Roienberg, früher Gutbesitzer in Ostpreußen, ein Herr Studer, Lehrer aus der Schweiz, und noch einige sehr achtbare Männer, welche alle fühlten, daß sie vereinzelt nicht fortkommen und trotz Eifer und Anstrengung eben nicht so viel leisten konnten, um ein erträgliches Leben zu führen. Alle diese lud ich ein, den Gegenstand zu überlegen.

Es war ja klar, daß, wenn diese zehn Familien zusammenzögen und gemeinsam wirkten, ganz andere Erfolge erzielt werden könnten. Wenn an der Stelle von zehn schlechten Küchen eine wohlfeingerichtete hergestellt und von zwei Personen statt von zehn besorgt würde, wenn statt zehn elender Wascheinrichtungen eine gute Dampfwaschanstalt geschaffen und statt von zehn Frauen, die sich abquälten mußten, ein paar Personen weiblichen oder männlichen Geschlechts dies Geschäft besorgen könnten, wenn zehn Haushaltungen, die jährlich durchschnittlich für hundert Dollar Waren kaufen und im schlechten Vorratshause unterbringen und von da allmählich das Jahr hindurch aufbrauchen mußten, statt dessen für tausend Dollar gemeinsam die verschiedenen Waren sowohl für eigenen Gebrauch, wie zum Handel im großen einkaufen könnten, so müßten doch alle diese Familien eine viel bessere Existenz gewinnen. An diese Vorteile könnten sich viele andere anschließen, wie eine Schule, eine Kleinkinderbewahr-Anstalt, eine Bibliothek, ein Lesekofal, wo, statt einer Zeitung in zehn Häusern, zehn Zeitungen auflagen u. s. w. u. s. w.

Ich fertigte einen kleinen Plan und verfaßte eine Denkschrift, in welcher ich oben berührte Vorteile noch näher ausführte, und ließ sie unter besagten Freunden zirkulieren. Sie begeisterten sich sehr für den Gedanken. Es war die Frage, wie der Plan zur Ausführung gebracht werden könnte. Ich schlug folgendes vor: Meine Farm war die größte und bot den größten Spielraum für die Ausführung. Ich wollte sie nebst Viehstand zur Verfügung stellen. Für jede Familie sollte ein Haus gebaut, in der Mitte ein größeres Lokal hergestellt werden, in welchem das Lesezimmer und die Bibliothek untergebracht, und das auch als Versammlungsort benützt werden sollte. Die Gebäude für Küche und Waschanstalt waren zum Teil vorhanden oder sollten, so wie die übrigen erforderlichen, passend angelegt werden, wozu die Derilichkeit als sehr geeignet und geräumig sich erwies. Die Familien sollten ihre kleinen Farmen verkaufen und mit ihrer Habe sich anschließen, der Erlös ans denselben wäre ausreißend, um bezeichneter Einrichtungen zu begründen. Da alle sehr für diesen Plan schwärmten, lud ich sie ein, sich bei mir zu versammeln, um alle Punkte gründlich zu erörtern und nach Feststellung derselben Statuten aufzustellen und zu unterzeichnen. Dies geschah denn auch, und die Gesellschaft war begründet, — auf dem Papier! Man hatte mich zum Vorsitzenden erwählt und als Dirigenten bevollmächtigt. Jänßche wünschte alsbald anzuziehen mit Kind und Regel; auch Studer war bereit. Beide stellten sich ein, aber mit leeren Händen! Andere konnten ihre Farmen noch nicht los werden, und so hatte ich eine Anzahl Menschen zu erhalten, welche zwar zu arbeiten versprochen hatten, aber dies so launselig thaten, daß das Wirtschaften ganz desorganisiert wurde. Jänßches Frau hatte die Molkerei und Milchwirtschaft übernehmen wollen, Minna die Aufsicht über die Kinder und den Unterricht der größeren auf sich genommen, der Desterreicher wollte die Küche und Schweine übernehmen und Studer mit uns im Felde arbeiten, bis die Familien alle angezogen sein würden, wo er dann als Lehrmeister die Schule, Bibliothek und Lesekabinett antreten sollte. Frau Jänßche blieb bis 9 Uhr im Bett, statt um 6 Uhr schon die Küche gemolken und entlassen zu haben, ihr Herr Gemahl sah behaglich im Schatten und schmauchte seine Pfeife, aufstalt die Schweine zu füttern, die Küche in Ordnung zu bringen und das Mittagessen vorzubereiten, Studer aber verfügte sich besitzig im Felde gerade dahin, wo er nicht nötig war und nicht angewiesenermaßen gearbeitet werden mußte. Unter diesen Umständen konnte es unmöglich fortgehen, ich machte Vorstellungen, welche mit Schmolken und Grollen beantwortet wurden. Da alles nichts half und die guten Socialisten zur Erfüllung der übernommenen Pflichten in geeigneter Weise nicht zu bringen waren, sah ich mich genötigt, eine Generalversammlung einzuberufen, welche die betreffenden Genossen zur Ordnung rufen und ermahnen sollte. — Diese trat denn auch zusammen und vernahm beide Teile. Die Angeklagten behaupteten, daß ich sie kommandieren und den Diktator spielen wollte, weil ich einen geordneten Zustand anstrebte. Da war ein Zusammenbleiben nicht möglich, und da auch keine der früher so begeisterten Familien Anstalt machte,

programmmäßig zu handeln, so erklärte ich mit den Meinigen den Austritt aus der Gesellschaft, womit der sociale Traum aufhörte. Die beiden Genossen verzogen sich denn auch bald, und der frühere Lebenslauf wurde wieder eingerichtet und fortgesetzt.

Wenn schon zehn den gebildeten Ständen angehörige Familien nicht unter einen Hut zu bringen sind, so sehr sie auch im Einzelleben zu leiden hatten und die großen Vorteile gemeinsamer Handlung auch voll einsehen — wie soll ein ganzes Volk sich unter sociale Ordnung fügen? Die Bestrebungen, auf diesem Wege zu einer Verbesserung der gesellschaftlichen Angelegenheiten zu gelangen, sind eine Chimäre und werden nie mit Erfolg gekrönt werden.

Wohl recht hatte ein Amerikaner, wenn er mir oft sagte, als wir über diese Frage debattierten: „nur mit dem Bajonett oder religiösem Eifer seien derartige Unternehmungen zu stande zu bringen“.

XIII.

Rückkehr.

Es traten nun drei Jahre in unser Leben, welche schwere Prüfungen über uns verhängten. Fürchterliche Dürre vernichtete in dieser schweren Zeit alle Ernteausichten. Die Saaten verdorrten, die Wälder trockneten vollständig aus, sogar der Colorado hatte nur stellenweise in Löchern Wasser.

Das Vieh hatte kein Gras mehr und kein Wasser und ging zu Hunderten zu Grunde. Es kam dahin, daß wir oft kein Brot mehr hatten und uns kein Mehl kaufen konnten. Die Not wurde herzbrechend, und da ganz Texas unter dieser zu erliegen drohte, hörte Handel und Wandel auf. Alle Freunde waren in derselben Notlage und konnten nicht helfen, da sie selbst wie wir der Hilfe bedürftig waren. Da schrieb meine gute Minna ohne mein Wissen an die Ihrigen nach Deutschland und bat um Rettung. Diese kam zur rechten Zeit groß und edel. Wir wurden nach Deutschland zurückgerufen und uns die nötigen Geldmittel zur Verfügung gestellt. Für mich sollte eine Anstellung ermittelt werden, wozu die Ansichten gut seien, da großmütige, hohe Personen sich für uns interessierten. Notgedrungen und dankbar mußte ich mich dem Anerbieten zum Heil der Meinigen fügen, wenn es mir auch schwer wurde, Texas zu verlassen und den elden Verwandten zur Last zu fallen. Ich wollte Minna vermögen, mit den Kindern zu ihren treuen, hochherzigen Verwandten zu ziehen und mich zurückzulassen, wozu sie aber die Einwilligung verweigerte; die treue Gattin wollte unter keinen Umständen allein die rettende Hand ergreifen. So mußte ich versprechen, nachzukommen, sobald ich über unser verbliebenes Besitztum würde verfügt haben. Auch Amand und Louis rieten sehr zu, sie waren erwachsen und Texaner geworden und würden sich gut forthelfen können. So wurde beschlossen, daß Minna und die Kinder sich mit dem letzten deutschen Schiff auf die Reise begeben sollten, während ich so lange auf unserer Farm verbleiben wollte, bis ich Vieh und Mobiliar verkauft und über die Befizung auf die eine oder andere Weise verfügt hätte, denn ich wollte für meine Person wenigstens so viel Geld aufbringen, um meine Reise selbst zu bezahlen und für einige Zeit auf eigene Kosten leben zu können. Es war März 1860 geworden, als das letzte deutsche Schiff seine Abfahrt anzeigte. Ich brachte meine Lieben nach Galveston und an Bord, wo sie leidlich untergebracht wurden. Der Abschied war ergreifend und sehr bitter, aber ein nicht zu fernes Wiedersehen stand ja in Aussicht. Das Schiff spannte seine Segel und entschwebte. Ich aberehrte allein auf die verlassene Farm zurück. Amand und Louis gingen verschiedenen Geschäften nach. Sie hatten von der Mutter mit strömenden Thränen Abschied genommen, und besonders Amand hat nie aufgehört, mit inniger Liebe ihr anzuhängen.

So war ich nun ganz allein mit meinem Pferde und ein paar Hunden. Die Zelter waren nicht bestellt worden und ruhten aus. Die entsetzliche Trockenheit hatte aufgehört und das übrig gebliebene Vieh erholte sich, so daß ein ordentlicher Preis zu erhoffen war, denn das Geld fing an, häufiger in Texas zu circulieren, als dies früher der Fall war, und Produkte und Grundstücke konnten jetzt für bares Geld verkauft werden. Jedoch konnten diese Geschäfte vor Juli nicht abgethan werden. Die beiden Farmen, welche auf dem Lande eingerichtet waren, verpachtete ich an einen schweizerischen Doktor, der einen hübschen Pachtzins versprach, aber nie zahlte. Ein Freund übernahm die Vollmacht und Sorge über das zurückgelassene Grundeigentum. Alles Bewegliche war nach und nach verkauft und lieferte mir eine Summe, welche meinen erwähnten Absichten entsprach. So kam denn der Tag, an dem ich auch von meinen lieben, braven Söhnen scheiden mußte. Sie brachten mich bis zur Eisenbahn mit meinem Gepäck. Der Abschied war unbeschreiblich ergreifend und noch heute denke ich mit Thränen an denselben.

Ich hatte meine Reise so geplant, daß ich erst nach New-Orleans, von da den Mississippi und den Ohio hinauf nach Cincinnati gehen und dann per Bahn nach New-York reisen wollte, woselbst ich einige Zeit bei Bruder Gustav zu weilen wünschte. So wurde es auch ausgeführt. Von Galveston dampfte ich in Gesellschaft von 100 Oefsen, mehreren Elephanten und anderen zum Cirkus gehörigen Bestien nach New-Orleans. Dort angelangt, sah ich einen Dampfer liegen, der seine Abfahrt auf den Abend nach Cincinnati ankündigte. Das war gerade für mich. Ich brachte von dem Galveston-Dampfer mein Gepäck direkt auf den anderen, bezahlte meine Passage und bezog meine Kabine. Ich war nun Gast des Schiffes und auf demselben zu Hause. Vor allem mußte ich aus dem Texasfarmer einen Gentleman machen, was sehr geschwind in der Stadt besorgt wurde.

Aus dem Schiffe wieder angelangt, wurde ich alsbald ganz anders angesehen und behandelt als vorher, da ich im Farmerkostüm an Bord kam. Man sieht, daß vielleicht in Amerika noch mehr als anderswo Kleider Leute machen und nach ihnen geurteilt wird. Anstatt aber am Abend abzudampfen, blieb das Schiff noch vier Tage im Hafen, was mir sehr angenehm war, denn ich konnte so die große Stadt kennen lernen und in aller Ruhe von der Plattform meines schwimmenden Hotels aus das höchst mannigfaltige Leben auf den Quais beobachten. Am Abend desselben Tages kam noch ein Herr an Bord, der sich als Schiffskapitän vorstellte. Wir wurden bald miteinander bekannt und gingen noch in der Nacht, da es furchtbar heiß auf dem Schiffe war, an Land, wo er mich mit Sorbet traktierte.

Die folgenden Tage gingen angenehm mit Durchschlendern der Straßen, Besichtigung der Umgegend u. s. w. dahin. Währenddem füllte sich allmählich das Schiff mit allerlei Passagieren. Am Abend des vierten Tages wurde der Anker gehoben und fort ging es, den Vater der Flüsse, den Mississippi hinauf. Wir empfanden bald mit großem Wohlbehagen den Luftzug aus dem Strome, der auch die Massen Moskitos verjagte, die uns vorher so sehr gequält hatten. Man saß unter der prächtigen Schiffsveranda, machte Bekanntschaften und unterhielt sich. Auf dem Oberstod des schwimmenden Palastes war es besonders angenehm nach Sonnenuntergang. Ich ließ mich dort schon am ersten Abend nieder, und wurde bald darauf von einem sehr würdig aussehenden Herrn mit schneeweißem langen Haar und Bart angesprochen. Es gesellte sich ein junger Mann und eine Dame zu uns, welche mit dem alten Herrn reisten, der sich so freundlich an mich gewandt hatte. Im Verlauf der Unterhaltung, welche sich entspann, ergab es sich, daß die drei zusammengehörten. Nach ein paar Tagen schloß sich der Kapitän und ein schottischer Bergmann unserem Kreise an und wir machten aus, daß wir alle Nachmittage zusammentommen und abwechselnd über ein Thema sprechen wollten, das aufgegeben wurde. Es waren recht angenehme Stunden, welche damit

hingebacht wurden. Eines Nachmittags, als wir zusammenaßen, ergriff der alte Geistliche, denn ein solcher war es, der mir so freundlich entgegengekommen war, meine Hand, seine Augen wandten sich nach mir, er sank in den Lehnstuhl zurück, seine Augen fielen in die Höhlen zurück und er begann zu sprechen, während die junge Dame, welche des Greises Amanuensis war, zu Weistift und Papier griff und die Worte, die er sprach, nachschrieb. Seine Rede währte wohl 10 Minuten, dann richtete er sich wieder auf und sagte, sein verstorbenen Freund Allan habe ihm mitgeteilt, was er gesprochen, und forderte die Dame auf zu lesen, was sie niedergeschrieben hatte. Es war die Charakterbeschreibung eines Mannes, die in manchen Beziehungen auf mich paßte, aber zu schmeichelhaft, um sie auf mich beziehen zu können. Nach Verlesung dieser Aufzeichnung drückte er mir wieder die Hand sehr herzlich und sagte, es wäre diese Schilderung doch richtig, denn die Geister sähen klar und täuschten sich nicht. Ich erkannte aus diesem Vorfalle, daß ich es mit Spiritisten zu thun hatte, die aber, wie ich fest überzeugt bin, gutgesinnte und wohlmeinende Menschen waren. Wir blieben die ganze Fahrt bis Cincinnati in freundlichstem Einvernehmen.

Des Abends saßen wir auf der obersten Plattform, wo der junge Mann, ein Engländer, und die Dame schöne Duette sehr lieblich sangen und uns damit hoch erfreuten.

Unter diesem angenehmen Zusammensein langten wir nach zehntägiger Fahrt glücklich am Ziele an, wo wir uns trennten. Beim Abschiednehmen sagte mir der Greis, nach oben weisend: "Dort sehen wir uns wieder, leben Sie wohl." Dieser Abschied machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich mußte lange an den guten Alten denken, und bis heute steht er noch deutlich vor meinen Augen.

Ich hielt mich in der Hauptstadt des Westens nicht auf, sondern setzte mich gleich auf meinen Platz im Eisenbahnwagen, um die Nacht über sault zu schlafen. Ich konnte daher wenig von der Gegend sehen, nur bemerkte ich, daß die Bahn durch große mit einzelnen neuen Niederlassungen untermischte Wälder ging. Den folgenden Morgen kamen wir nach Cleveland, dann nach Buffalo und Albani und endlich nach 36stündiger Fahrt nach New-York.

Hier mußte ich über Nacht bleiben und konnte erst den darauf folgenden Morgen nach Stapleton auf Staaten Island gelangen, wo Gustav wohnte.

Auf das liebevollste von Bruder und Schwägerin empfangen, fühlte ich mich bald heimisch. Sie bewohnten eine geräumige Villa, von deren Veranda aus man eine wundervolle Aussicht auf die prachtvolle New-Yorker Bai, auf Long Island, auf New-York und im Hintergrunde auf die blauen Berge, die Pallisaden und die Schwesterstädte Brooklyn und Williamsburg genoß. Man konnte von da alle ankommenden und abgehenden Schiffe und das rege Leben auf der Bai beobachten. Ich zog aus dieser vortrefflichen Lage den vollsten Nutzen, indem ich den größten Teil meiner Zeit auf der Veranda zubrachte. Gustav schrieb noch an seiner Weltgeschichte. Wir verlebten einen sehr schönen Sommer zusammen, machten hübsche Parteen auf der malerischen Insel umher und fuhren den Hudson hinauf zu verschiedenen Freunden, welche in der Nähe des herrlichen Stromes wohnten. Eine hübsche Beobachtung machte ich eines Tages beim Uebersehen nach Staaten Island. Als ich das große Fährboot betreten hatte, sah ich eine Schar von etwa 300 Mann in Reih und Glied herankommen, die ebenfalls mit der Dampffähre übersehen wollten. Es war ein Teil der 1600 deutschen Sänger, die vom Gesangsfest in Buffalo aus einen Abstecher hierher machten. Mit wehenden Fahnen, mit Schärpen in den deutschen Farben und mit Sängerbzeichen geschmückt, marschirten sie auf die Fähre, allgemeines Aufsehen erregend. Da fiel mir auf, wie ein Amerikaner die Sänger mit furchtbar grimmigen und finsternen Blicken betrachtete. „Wer ist der Mann dort?“ fragte ich meinen Begleiter und bekam die Auskunft, daß es der Hauptführer der sogenannten Know-nothings war, der Partei, die

sich in politischer Beziehung den eingewanderten Elementen der Bevölkerung gegenüber sehr ablehnend verhielt und ihnen alle politischen Rechte verweigert wissen wollte.

Als nun das Boot in die Bai hinausfuhr, traten die deutschen Sänger zusammen und stimmten im vollen Chor das herrliche Lied an: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Da war es nun interessant zu beobachten, wie sich die finsternen Züge jenes Mannes während des Gefanges zusehends änderten. Der finstere Grimm verschwand und der Ausbruch des stauenden Entzückens trat an seine Stelle. Als das Lied zu Ende war, sprang er auf, ging auf den Dirigenten zu und schüttelte ihm die Hand mit den Worten: „Etwas so Schönes habe ich in meinem Leben noch nicht gehört.“ Da hatte das deutsche Lied wieder einmal einen Sieg errungen.

Hier in New-York erhielt ich die ersten Nachrichten von meinen Lieben, da mehrere nach Texas gesandte Briefe verloren gegangen waren. Mit Unruhe hatte ich schon auf Briefe gewartet und war glücklich, endlich zu erfahren, daß sie nach zehnwöchentlicher, schrecklich langweiliger Fahrt glücklich in Deutschland angekommen und mit offenen Armen und innigster Liebe von den teuren Eltern und Geschwistern empfangen worden waren. Ich erhielt von jetzt an öfter Briefe, welche aber nicht so aussichtsvoll sich erwiesen, wie ich nach den früheren Berichten erwarten durfte, die nach Texas gesandt worden waren, um mich nach der deutschen Heimat zurückzurufen. Diese Ausichtslosigkeit jagte mir keinen kleinen Schrecken ein, denn ich hing nun gleichsam in der Luft. Von Texas losgerissen, wo ich allenfalls für mich allein hätte Unterkunft finden können, bis etwas Gewisses für mich gefunden werden könnte, und in New-York ohne alle Anknüpfungspunkte, war ich in einer sehr prekären Lage. Da schlug mir Gustav vor, für seine Weltgeschichte in Deutschland zu reisen. Es war ihm von Männern, welche eben dort gewesen waren, vorgepiegelt worden, daß das Werk reisenden Abhag finden würde, auch hatte ein gewandter Mann sich erboten, das Geschäft zu unternehmen und alles Risiko auf sich zu nehmen.

Ich griff daher nach dem brüderlichen Anerbieten, wie man nach einem Strohalm greift, um sich vor dem Ertrinken zu retten. Ich bedachte dabei nicht, daß ich dadurch die gütigen Protektionen verscherzte, die hohe Personen mir hätten angedeihen lassen. Länger konnte ich unmöglich in Unthätigkeit verharren, ich mußte nach einem Erwerb ausschauen, und so reiste ich von New-York ab. Natürlich zog mich mein Herz zuerst nach den Lieben im elterlichen Hause. Nach achttägigem Dampfen kam ich in Hamburg an.

Beim Aussteigen wäre ich um ein Haar ums Leben gekommen. Nach der Landungsbrücke gehend, konnte ich in dem stockfinstern Gang, der dahin führte, die Luke des Maschinenraumes nicht sehen, die man leichtfertigerweise hatte offen stehen lassen, und glitt mit dem einen Fuß hinab. Hätte ich mich nicht noch an der Wand festhalten können, so wäre ich ganz hinabgefallen; das ganze Gewicht des Körpers stützte sich dabei aber auf den beschädigten Fuß und dies verursachte solche Schmerzen, daß ich unfähig war, auch nur einen Schritt zu gehen. Glücklicherweise waren Menschen in der Nähe, die auf meinen Hilferuf herbeieilten und auf welche gestützt ich ans Land kommen konnte. In kläglichem Zustand begann ich die Reise über Berlin nach Freienwalde, dem Wohnort der Lieben, wobei die Mitreisenden überall aufs freundlichste mich stützten und mir halfen. Es war Nacht, als ich ankam, und ich konnte daher nicht alsbald zu den Meinigen eilen, sondern mußte den folgenden Morgen abwarten. So kam ich nun ganz als Krüppel zum väterlichen Hause, woselbst ich vom teuren Schwiegervater empfangen wurde, wie immer mit größter Liebe und Herzlichkeit. Der Schreck war groß, mich in diesem Zustand wiederzusehen, und in der That sah der Fuß arg aus, ganz schwarz bis zum Knie. Wer konnte wissen, welche Folgen das Unglück haben würde. Minna war entsetzt, als wir uns in die Arme fielen und ich nicht stehen konnte, sondern sitzend sie ans Herz drücken mußte. Inbess nach einigen Tagen ging es besser und nach drei Wochen war das Bein gesund wie vor dem Fall.

XIV.

Neue Versuche. In Rheinsfelden.

Mein Unternehmen, dem ich nach einiger Zeit nachgehen mußte, konnte selbstverständlich die Billigung der Eltern und Geschwister nicht haben, die sich so bemüht hatten und noch bemühen wollten, mir eine Existenz zu verschaffen, aber dies nur in den Kreisen thun konnten, in denen sie sich bewegten. Aus der anderen Seite war ich Verpflichtungen gegen den Bruder eingegangen, welche ohne verführtes Wirten nicht abgeschüttelt werden konnten. Ich muß noch erwähnen, daß ich in New-York die Bekanntschaft des Redakteurs und Eigentümers einer bedeutenden deutschen Zeitung gemacht hatte, der mich beauftragte, von Deutschland aus ihm wöchentlich einen Artikel über irgend einen interessanten Gegenstand zu senden, wofür er mir 5 Dollar versprach. Ich nahm dies gerne mit; aber nachher zahlte er doch nicht. Als ich auf einige Zeit nach Berlin ging, um wegen der Weltgeschichte bei den Buchhändlern umzufragen und Stoff zu meinen Artikeln zu finden, machte ich die Bekanntschaft einiger Redakteure von dortigen Zeitungen. Als ich einen von ihnen einmal besuchte, sagte er mir, daß anderen Tages eine sehr interessante Versammlung des großen Berliner Handwerker-Vereins stattfände, wo ich Stoff zu einem guten Artikel erhalten könne. Ich nahm dies gerne an und holte ihn den folgenden Abend ab. Wir setzten uns gegenüber der Tribüne des Präsidenten auf die Bank, die für die Redakteure und Korrespondenten bestimmt war. Der Präsident bestieg seinen Sitz, eröffnete die Versammlung, welche aus etwa 1000 Personen bestand, und las die Traktanda vor. Auf einmal fiel sein Blick auf mich; unsere Augen begegneten sich und er rief mir zu: „Sind Sie nicht Struve aus Texas?“ Auf meine Bejahung stürzte er von seinem Throne herunter, ergriff meine beiden Hände und sagte: „Kennen Sie mich nicht? Ich war ja bei Ihnen in Texas; Sie nahmen mich so freundlich auf und behielten mich einen Tag!“ Nun begann ich mich auf einen Reiter, der eines Abends auf einem großen Maultier an meinem Hause vorbeiritt und nach dem Wege nach La Grange fragte, worauf ich ihm sagte, daß er dahin nicht mehr gelangen könnte; der Weg sei schlecht und 8 Meilen lang, auch im Dunkeln leicht zu verschlen. Er blieb; ich fand einen hochgebildeten Herrn in ihm und lud ihn ein, sich einen Tag bei mir auszurufen, was er dankbar annahm, indem er sich als Professor M. vorstellte, der Texas im Auftrage eines Komitees bereisen sollte, welches eine Ansiedelung zu unternehmen wünschte.

Er schleppte mich nun auf die Tribüne, stellte mich der großen Versammlung vor und forderte mich auf, den Anwesenden etwas über die Sklavenfrage in Texas zu erzählen, was mich ziemlich in Verlegenheit brachte, da ich kein Redner bin. Indes zog ich mich so gut wie möglich aus der Verlegenheit und wurde freundlich beklatscht. Nach Schluß der Versammlung begrüßten mich viele und schüttelten mir die Hand, Professor M. überschüttete mich aber während meines Aufenthaltes in Berlin mit freundlichen Aufmerksamkeiten. So kann man wirklich den Satz für wahr erklären: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen auf die sonderbarste Weise.

Meine buchhändlerischen Bestrebungen im Interesse der Weltgeschichte waren bei allen Berliner Buchhändlern gänzlich erfolglos, ein Verkauf aus der Hand aber bei Gefinnungsgenossen Gustavs nicht ausführbar, denn sie waren nicht wohlhabend genug, um ein so theures Werk zu kaufen; die wohlhabenden Klassen aber kauften nicht, weil die republikanische Tendenz nicht nach ihrem Sinne war. Ganz denselben Fehlerfolg hatte ich in Hamburg, in Leipzig, in der Schweiz, wohin ich gereist war. Ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich ein ganz unfruchtbares Unternehmen angegriffen hatte, und daß mein armer Bruder von jenen Männern irreführt war, die ihm eine großartige Verbreitung seines Werkes in Aussicht stellten, an dem er 30 Jahre gearbeitet, für welches er alle Bibliotheken Deutschlands und Englands durchsucht und worauf er seine Lebenshoffnung gesetzt hatte. Ich sah ein, daß ich dies aufgeben mußte, um auf

anderen Wegen mein Heil zu versuchen. Wenigstens einigen Trost erfuhr ich, indem ich meinen Freund Vogel wieder sah, der Rektor der Bezirkschule in Rheinfelden, Kanton Aargau, geworden war und mich mit Freundschaft begrüßte und aufnahm. Ich verweilte mehrere Tage bei ihm.

Ich mußte nun entmutigt und traurig nach dem Norden zurückkehren, besuchte meine liebe Schwester G. auf dem Rückwege in Raftadt und eiste dann ohne Unterbrechung zu den Meinigen nach Freienwalde ins treue Elternhaus. Nachdem ich dabelbst einige Zeit in bitterem Leid verweilt hatte und in Unthätigkeit ganz niedergebeugt war, wurde mir von meinem Schwager Gustav der Vorschlag gemacht, provisorisch, um doch etwas zu thun zu haben, die Verwaltung eines Gutes zu übernehmen, welches sein Schwiegervater in der Provinz Posen besaß.

Ich nahm den Antrag gern an, wenn auch eine solide Versorgung dadurch nicht in Aussicht gestellt wurde. Mit Eifer widmete ich mich den Geschäften und hatte wenigstens die Genugthuung, daß der Besitzer sehr mit meinen Leistungen zufrieden war. Etwas über ein Jahr blieb ich dort, eine bessere Existenz bot sich nicht und so mußte ich weiter denken. Der Krieg zwischen den freien und Sklavenstaaten der Union war ausgebrochen, und schon war ich im Begriff, ebenfalls wie Bruder Gustav, der ja viel älter war als ich, an demselben teilzunehmen und meine Knochen zu Markt zu tragen, als Freund Vogel mir einen dringenden Brief sandte, der mich bestimmen sollte, nach Rheinfelden zu kommen und ein Eigentum zu kaufen, das um einen Spottpreis zu verkaufen sei, aus dem ich aber gewiß etwas Prächtiges herstellen könnte. Mit einem Kapital von 20,000 Frank lösse es acquiriert und eingerichtet werden. Ja, aber woher eine solche Summe nehmen? Da kam von hoher, großmüthiger Hand ein Wechsel auf 10000 Frank lautend an; die andere Hälfte würden wohl die Verwandten beisteuern. Da war eine Art Aussicht geschenkt; aber ob diese zweite Hälfte beschafft werden könnte, war sehr fraglich, da die guten Verwandten ja schon mehr für uns gethan hatten, als ihre Mittel eigentlich erlaubten. Der Versuch aber mußte selbst mit der ersten Hälfte gemacht werden. Mein Plan war daher, zum Freunde zu gehen, das Besitztum zu besichtigen und die Bedingungen zu studieren; wenn sich diese als günstig erwiesen, zugreifen, wenn nicht, mit Dank den Wechsel der hohen Geberin zurückzustellen und mit meinen in Reserve gehaltenen Mitteln durch Frankreich nach Havre zu reisen, dafselbst Passage nach New-York zu nehmen und dort mich um eine Artillerie-Compagnie zu bewerben, die ich als alter Artillerist mich wohl getraute führen zu können und auch zu erhalten hoffen durfte, da solche Leute selten waren. Aber dahin sollte es nicht kommen. Die Lage besagten Besitztums war wunderschön am Ufer des herrlichen Rheins, der gerade da über Stromschnellen rauschte, und der Preis so billig, daß kaum das Baumaterial der beiden sehr soliden, noch nicht ganz fertigen Häuser bezahlt war, dabei ein ansehnlicher Garten. Die Kreditoren, welche das Grundstück subhastieren lassen wollten, da der frühere Eigentümer gestorben war, waren gern zufrieden, ihr Geld stehen zu lassen, wenn ein ordentlicher Mann das Grundstück antreten wollte. So waren denn die 10000 Frank nebst meiner kleinen Reserve ausreichend, das Unternehmen zu riskieren. Mit ganz kleiner Anzahlung übernahm ich das Grundstück und behielt hinreichend Barmittel, um die Häuser herzurichten und das Nötigste zu beschaffen. Da in einer Entfernung von 10 Minuten eine Saline sich befand, welche eine heilkräftige Sole enthielt, beschloß ich ein Solbad zu begründen. Im Juni war ich nach Rheinfelden gekommen und bereits im August konnten Sol- und Rheinbäder genommen werden, welche die laufenden Ausgaben deckten. Ich konnte nun daran denken, mich wieder mit den Meinigen in eigener Heimat zu vereinigen. Die Vereinigung erfolgte auch wirklich im September.

Es war nun freilich keine Kleinigkeit, ein Etablissement, das eine zahlreiche Familie anständig zu erhalten im Stande sein sollte, mit so kleinen Mitteln zu begründen und zu entwickeln. Es gelang aber über Erwarten, es wurde von Basel ausgeholfen

und Kredit über Kredit angeboten, ohne gesucht worden zu sein, und so gelang es mir, durch Ausbau und Neubau schon im zweiten Jahre Zimmer und andere erforderliche Räumlichkeiten anständig in Betrieb zu setzen. Das diplomatische Corps aus Bern besuchte nebst anderen vornehmen Herrschaften die Anstalt mit vorzüglichem Erfolge. Die Kuren, welche nie fehlschlagen, waren zum Erstauen.

XV.

Zum zweiten Male nach Texas.

So ging es vortrefflich bis zum französisch-deutschen Krieg, welcher auch für meine Angelegenheiten einen Wendepunkt bildete. Ich gehe über die Zeiten des Kampfes gegen widrige Umstände und Unglücksfälle hinweg. Zweimal hatte der Rhein eine schreckliche Verheerung in meinem Etablissement angerichtet. Dann wurde das Maß des Unglücks voll, indem meine gute Minna von schwerem Nervenleiden befallen wurde und in andere Umgebung gebracht werden mußte. Das ganze Familienleben war zerstört, die Mädchen konnten ohne mütterlichen Schutz nicht bleiben und fanden ein einseitiges Asyl bei den edlen Tanten, während Konrad schon auf eigenen Füßen stand und die beiden ältesten Töchter, nachdem sie eine gute Ausbildung erhalten hatten, ihre Talente vornehmen jungen Damen widmeten. Ich war von den abermaligen schweren Schicksalsschlägen und Enttäuschungen dermaßen erschüttert, daß ich zu unterliegen fürchten mußte. Da bemächtigte sich meiner die Sehnsucht, meine braven Söhne in Texas wieder zu sehen und geistige Stärkung und Gesundung bei Amand zu suchen, welcher im Westen in schöner gesunder Gegend sich niedergelassen und eine Familie gegründet hatte. Im Herbst, nachdem die Weinigen gut versorgt waren und Konrad das Etablissement zur Verwaltung übernommen hatte, konnte ich meinen Voratz ausführen und überschritt abermals den Ocean mit schwerem Herzen, denn ein Wiedersehen war zum mindesten sehr in die Ferne gerückt, ja bei meinem schon damals vorgerückten Alter überhaupt fraglich. Ich dachte damals nicht, daß ich heute in meinem achtzigsten Jahre noch in Rüstigkeit diese Erlebnisse würde aufzeichnen können. Die Reise, welche ich auf einem Bremer Dampfer antrat, der direkt nach New-Orleans fuhr, ging glücklich von stattem, und ich konnte nach 24-tägiger Fahrt, die wir brauchten, um nach Havanna zu gelangen, den Fuß auf das Festland setzen. Von da brachte mich ein anderer Dampfer nach Galveston, und so war ich glücklich wieder im alten Texas.

Freund B., welchen Louis von meinem Kommen benachrichtigt hatte, war so freundlich und aufmerksam, mir an die Landungsstelle einen Wagen zu schicken und wollte mich bei sich beherbergen, was ich aber nicht annehmen konnte, da ich mit meinem vielen Gepäc ihn nicht belästigen wollte. Ich wurde aber aufs freundlichste von ihm und einigen anderen Bekannten bewillkommenet.

Einige Tage hielt ich mich unter den alten Bekannten aus meiner Farmerzeit auf. Wie B., so hatten auch viele andere sich vom Lande nach der ansehnlichen Handelsstadt gezogen und andere Geschäfte unternommen. Die Verhältnisse hatten sich in den 18 Jahren meiner Abwesenheit sehr geändert; anstatt per Ochsenwagen oder zu Pferde zu reisen, saufte man jetzt auf Eisenbahnen dahin. Ich kam daher schon in einem Tage nach Columbus, von wo mich Louis abholen sollte. Er war aber noch nicht da und ich mußte mich nach einem Gasthose umsehen. Er wurde mir gezeigt. Als ich daselbst erschien, begrüßte mich der Wirt, der mich erstaunt ansah und mir sagte: „Sie kommen mir so bekannt vor, wir müssen uns früher schon begegnet sein?“ „Sie mir auch“, erwiderte ich, „mein Name ist Struve.“ Da umarmte er mich und rief: „Ich bin ja der Kulo, den Sie einmal tüchtig durchgebläut haben; 'aber Sie' waren doch ein guter Kerl, und wir vertragen uns „ja bald wieder.“ Er hatte nämlich während meiner

Farmzeit meine zweite Farm gepachtet und ich hatte ihm oft geholfen und ihn aus mancher Not gezogen; er hatte mir aber die handgreifliche Lehre verziehen, die ich ihm wegen einer Ungezogenheit gegeben hatte. Nun schied er in der Stadt herum, um verschiedenen Bekannten meine Ankunft zu melden und sie her zu beschreiben. Da kamen sie denn auch bald; sie waren dick und schwer geworden und hatten sich in das Städtchen zurückgezogen, um allerlei Geschäfte zu betreiben. Sie alle waren voller Herzlichkeit und alle luden mich ein, bei ihnen zu wohnen und so lange bei ihnen zu bleiben, als es mir gefiele. Auch der jüdische Kaufmann, mit dem ich viele Geschäfte gemacht hatte und mit dem ich sehr gut stand, stellte sich ein und redete mir zu, bei ihm zu bleiben, er wolle mir, solange ich da bliebe, unentgeltlich die Cigarren liefern. Kulo aber sagte, er lasse mich nicht los, ich müßte bei ihm bleiben, er behielte mich für die halbe Zechen. Das waren ja alles recht freundliche Beweise, daß ich in gutem Andenken geblieben war, und konnte ich mich schon darüber freuen. Meines Bleibens war aber in Columbus nicht, denn Louis kam den anderen Morgen und holte mich ab. Er hatte ebenfalls geheiratet und die Tochter eines früheren Nachbarn, eines Herrn von Lassaug, gewählt, war zur Unterstützung zu den Schwiegereltern gezogen und hatte sich daselbst gut eingerichtet. Unser Wiedersehen nach 16 Jahren war sehr herzlich, wir hatten uns beide sehr verändert, er war ein kräftiger starker Mann, ich ein alter weißhaariger geworden. Die 20 Meilen zu seiner Farm waren bald zurückgelegt und mit alter Freundschaft wurde ich von Freund Lassaug, seiner Gattin und von Clementine, meiner Schwiegertochter, empfangen. Die früheren Nachbarn, die alle noch auf ihren alten Plätzen saßen, wurden besucht und freuten sich, mich wieder zu sehen.

Unsere frühere Farm, welche ich Amand und Louis überlassen hatte, und welche sie verkauften, da sie sich mehr ausdehnen wollten, besuchte ich auch. Aber da sah es traurig aus. Sie war zwar einfach, aber sehr sauber und freundlich gehalten worden, als wir sie noch bewohnten, jetzt aber war sie abscheulich zugerichtet und vernachlässigt. Ein frei gewordener Neger kaufte darauf. Die Gärten und Obstanlagen sahen wüst aus und ich wandte mich mit Abscheu von dem häßlichen Wilde, das früher so einladend ausgesehen hatte. Nach einem mehrwöchentlichen, angenehmen Aufenthalt ging ich weiter gegen Westen zu meinem braven Amand, der noch 120 Meilen weiter seine Heimat hatte. Bei ihm wollte ich mich aufhalten, denn wir standen uns sehr nahe, hatten wir doch miteinander so viele Tage in Wind und Wetter durchgemacht, so viele Nächte im Zelt oder unter freiem Himmel zugebracht und manche Gefahren zusammen bestanden. In Austin mußte ich ihn erwarten; 40 Meilen von dort entfernt hatte er seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Nach zwei Tagen, welche ich benutzte, mich mit einem Pferde und Sattel und Zeug zu versehen, langte er an. Unser Wiedersehen war rührend. Schnelligst machten wir uns auf den Weg, denn in zwei Tagen war Weihnachten, das im traulichen Familientreife gefeiert werden mußte. Christiane, seine Gattin, nahm mich freundlich auf und brachte mir die drei lieben Enkel, welche damals vorhanden waren, Janie, Heinrich und Stephan. Seitdem haben sich noch sechs Brüder den früher angelangten angeschlossen. Das Weihnachtsfest, zu dessen Feier einige Nachbarn sich eingefunden, wurde in fröhlicher Freude begangen. Das alte Texasleben begann nun für mich wieder in seiner Einfachheit und Natürlichkeit. Der nette kleine Raum, der für mich hergestellt worden war, bildete einen Teil der Galerie, so daß ich alsbald ins Freie gelangen konnte.

Amand zeigte mir nach einigen Tagen seinen ansehnlichen Besitz, seine Schafherde, Viehstand und Pferde, so daß ich bald ganz zu Hause und eingebürgert war. Die Kinder schlossen sich rasch an den Großvater an, steckten viel mit ihm zusammen und wurden mir sehr lieb. In der Familie von Amands Schwager, der in der Nähe seine schönen Besitzungen hatte, fand ich sehr angenehme Ansprache und sehr freundlichen Umgang. Auch einige andere Deutsche hatten sich in nicht großer Entfernung angesiedelt. Besonders die zahlreiche Familie des früheren Pastors Fuchs aus Mecklenburg

zog mich sehr an. Der würdige Greis lebte wie ein Patriarch; um ihn herum waren mehrere Söhne auf ihren Farmen, und seine Töchter lebten ebenfalls in seiner Nähe verheiratet im Wohlstand. Ihm war das Glück zu teil geworden, alle seine Kinder so nahe zu haben, daß er in wenigen Stunden sie besuchen und von ihnen besucht werden konnte. Der treffliche, hoch gebildete Mann war ein vorzüglicher Umgang für mich und wird mir unvergeßlich sein; ebenso seine ausgezeichnete Gattin.

Um doch in etwas nützlich sein zu können, übernahm ich den Unterricht der sieben Enkel und der Kinder von Amands Schwager, welche herüberkamen und mit den Cousinen und den Cousins eine kleine Schule bevölkerten.

Auf der Farm befanden sich mehrere Hunde, welche teils zu Jagdweden, teils zur Bewachung des Hofes und teils zur Begleitung der Schafe auf die Weide gehalten wurden. Unter den letzteren zeichnete sich besonders ein starker, mittelgroßer Schäferhund aus, indem er einen ganz besonderen Charakter an den Tag legte. Er war ein Sonderling; um seine Kameraden kümmerte er sich gar nicht, wollte sich nicht mit ihnen gemein machen und lebte ganz für sich. Nur wenn kein anderer Hund vom Schäfer zur Begleitung gerufen war, stellte sich Ratsch ganz unaufgefordert an das Thor des Schafstalles und ging dann ganz ernst und gemessen hinter der Herde her, nur dann und wann ein Schaf zurücktreibend, das sich zu weit entfernte. Er war sehr tapfer und hatte schon manchen Kampf gegen die Wölfe mit Auszeichnung bestanden, sonst war er friedfertig. Wenn er nicht im Dienst war, hielt er sich in der Nähe des Hauses auf und lag am liebsten auf der kühlen, schattigen Galerie. Aber nur wenn die Knaben nicht zu Hause waren, wagte er es, sich vorsichtig dahin zu schleichen, denn er sollte sie eigentlich nicht betreten und wurde von den Knaben, wenn sie ihn einmal dort ertappten, gar unfsant hinuntergejagt.

Da ich gewöhnlich mit meinem Buche auf der Galerie saß, so hatte ich viel Gelegenheit, Ratsch zu beobachten, der mich sehr interessierte. Es bildete sich bald eine große Freundschaft zwischen uns, denn ich behandelte ihn gut, sprach freundlich mit ihm und warnte ihn, wenn er sich vergessen hatte und ganz leise auf die verbotene Galerie geschlichen war. Wenn ich ihn dann anredete und sagte: „Schäm dich, Ratsch, du weißt, daß du nicht hierher kommen sollst; wenn die Knaben kommen, kriegst du wieder Schläge und Prüffe“, dann sah er mich ganz beschämt an und ging mit eingezogenem Schwanz die vier Stufen in den Hof hinab. Unten angekommen, drehte er sich aber geschwind um, sah mich freundlich an, gewissermaßen an mir zu danken, daß ich ihn für sein Vergehen nicht gestraft hatte, und legte sich zufrieden zur Ruhe, so nahe wie möglich bei meinem Stuhl. Alle Morgen kratzte er an meiner Thüre, wartete so lange, bis ich ihm aufmachte, sah mich dann freundlich an, wedelte mit dem Schwanz und ging seiner Wege. Das war sein Morgengruß, den er mir regelmäßig darbrachte. Wenn ich ausging oder ausritt, folgte er mir und ließ sich durch nichts abhalten. Er war so schlau, daß ich, wenn seine Begleitung nicht erwünscht war, mein Pferd nicht in seiner Gegenwart bestellen durfte. Denn wenn er das hörte, verschwand er alsbald, damit man ihn nicht sehtbinden könne, und wartete in einiger Entfernung, bis ich kam.

Seine Anhänglichkeit an mich war so groß, daß er ohne mich nicht meinte leben zu können. Als ich Texas verlassen und den guten Ratsch zurücklassen mußte, suchte er mich tagelang, magerte sichtlich ab und starb nach etwa zwei Monaten.

Es war mir eine große Freude, bei Janie, meiner Enkelin, dieselbe Liebe zur Tierwelt zu finden, die ich selber hatte. Sie hatte ja auf dem Gute ihres Vaters reichlich Gelegenheit, mit der sie umgebenden Tierwelt bekannt zu werden und sie lieb zu gewinnen. Natürlich befanden sich auch viele Gänse, Enten und Hühner auf der Farm. Mit diesen machte sie sich besonders viel zu schaffen, und die Fütterung und Beaufsichtigung derselben war ihr von der Mutter ganz übertragen. Sie hatte täglich die Nester der Hühner zu untersuchen und die gelegten Eier einzusammeln.

In einem Frühjahr war die Gänsezucht nicht gut geraten. Von allen ausgebrüteten Gänselein war nur eins übrig geblieben, und dies würde wohl auch gestorben sein, wenn sich nicht Janie seiner erbarmt und es in ihre besondere Pflege genommen hätte. Sie nahm es zu sich in ihr Stübchen, wärmte und fütterte es sorgsam, und hatte zur Belohnung nun auch die Freude, das Gänselein sehr gedeihen und wachsen zu sehen. Nun war aber auch eine große Freundschaft zwischen den beiden entstanden. Wo Janie ging, da folgte ihr auch der Vogel und wollte sich durch nichts abhalten lassen, immer bei ihr zu sein. Aus dem Gänselein wurde aber nach und nach ein stattlicher Gänserich. Doch auch als solcher wollte das Tier durchaus die Gewohnheit nicht aufgeben, seine liebe Pflegerin zu begleiten und sich ihr ganz allein zu widmen. Ueberall, selbst bei ihren Besuchen in der Nachbarschaft, mußte er dabei sein. Nach einem Jahre war Hans, wie Janie ihren Pflegling nannte, sehr stark und tapfer geworden, und aus dem Schälpling hatte sich ein Beschützer entwickelt. Hans griff mit Schnabel und Flügeln alles an, was sich seiner Herrin nähern wollte. Er scheute sich nicht, selbst Hunde und auch Menschen energisch zu bekämpfen und verfolgte sie weithin, wenn sie im Eherz oder Ernst vor seinen Bissen und Schlägen flüchteten. Besonders hatte er eine Wut gegen die Knaben und Hunde, und wenn die ersteren ihn neckten und reizten, slog er gegen sie und richtete sie übel zu. Bei allen Hunden, selbst den größten, hatte er sich so in Respekt gesetzt, daß sie ihm gern aus dem Wege gingen und sich ihm nicht zu nahen wagten. Die Knaben aber mußten sich mit Stöcken bewaffnen, um sich seiner zu erwehren. So komisch diese Tapferkeit sich auch ausnahm, und so interessant es auch war, seinen Angriffen und Kämpfen zuzusehen, so wurde Hans doch auf die Dauer unbequem. Da mit zunehmendem Alter und wachsender Kraft seine Unverschämtheit immer größer wurde, so mußte Hans auf Befehl des Vaters angebunden werden. Unter Thränen hatte Janie es erwirkt, daß sein Leben geschont wurde, nachdem er einen der Brüder nicht unerheblich verletzt hatte. Mit einer Schnur am Bein an einen Baum im Hofe mit nicht zu großem Spielraum angeheftet, war der arme, tapfere Hans tieftraurig. Das Futter schmeckte ihm nicht mehr, er wurde kleinmütig und verzagt und starb nach einigen Wochen am gebrochenen Herzen.

In gemüthlichem Zusammensein und unter fleißigem Schaffen gingen die Jahre rasch dahin. Amand war rastlos, seinen Besitz zu vervollkommen und seinen Viehstand zu vermehren. Besonders widmete er sich der Schafzucht, Feldbau trieb er nach Bedarf, Rindvieh- und Pferdezucht waren Nebenweige. Er war unermülich. Zudem war er von seinen Mitbürgern, vornehmlich Amerikanern, zum Friedensrichter gewählt worden, da er als kernbraver, grundehrlicher Mann geschätzt war.

XVI.

Nach Brasilien.

Während dieser Jahre hatte meine älteste Tochter, meine gute Stephanie, einen Ingenieur geheiratet, der einen Ruf nach Brasilien erhielt, um dort Eisenbahnen zu projektieren.

Auch Konrad, welcher in Rheinselden das väterliche Besitztum verwaltet hatte, hatte daselbe aufgegeben, liquidirt und sich entschlossen, ebenfalls in Brasilien sein Glück zu versuchen. Bei der Liquidation kam für uns nichts mehr heraus. Die schrecklichen Krache, welche überall in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Frankreich ausgebrochen waren, hatten allen Unternehmungsgeist getödtet, und so ging das schöne Anwesen, an dem ich so lange gebaut und in dem ich meinen Rest von Thatkraft in jahrelangem Mühen aufgebraucht hatte, ohne Nutzen verloren.

Also auch Konrad ging mit seiner Gattin, seinen zwei Knaben und meiner Tochter Sophie nach Rio de Janeiro. Stephanie und ihr braver Mann Paul Larcher luden

mich dringend ein, zu ihnen zu kommen. Auch zog mich mein Herz sehr dahin, wo ich Stephanie, welche so viel allein war, während Larcher seinen Vermessungen nachgehen mußte, die ihn tagelang fernhielten, zum Schutze und zur Hülfe dienen konnte. So sollte ich also meinen braven Amand verlassen, der mir mit seinen Kindern so sehr ans Herz gewachsen. Im Herbst 1879 verließ ich das gastliche Haus, meinen reichsten Segen und die besten Wünsche zurücklassend.

Ich mußte von Galveston erst nach New-York reisen, von wo eine regelmäßige Dampferlinie nach Rio ging, denn von Texas aus fand keine Kommunikation nach Brasilien statt. Dort nahm ich Passage nach Rio de Janeiro. Es war ein prachtvolles Fahrzeug, in welchem ich mehrere Wochen wohnen sollte. Eine Reisegesellschaft aus allen möglichen Nationalitäten war hier zusammen gekommen. Spanier, Cubaner, Amerikaner von den Süd- und Nordstaaten, Portugiesen, Franzosen und auch ein paar deutsche Kaufleute waren an Bord.

Meinen engeren Kreis bildete ein französischer Kapitän, der als Imperialist in Frankreich unter der Republik nicht leben wollte, mit seiner lebenswürdigen Frau, ein paar nette junge Amerikaner aus Florida, gute Schachspieler, und zwei äußerst höfliche Spanier. Die Zeit ging sehr angenehm hin. Es wurde viel Schach gespielt, gesungen und sonst musiziert.

Nur französisch und englisch wurde gesprochen, man hörte kein deutsches Wort. Die zwei deutschen Kaufleute saßen mit professionierten Spielern im Spielsalon und spielten fortwährend, waren auch keine anziehenden Persönlichkeiten. Wir liefen die Insel St. Thomas an, gingen an den westindischen Inseln vorbei nach Para, wo bei vierstündigem Aufenthalt viele Passagiere an Land gingen und mit herrlichen Früchten zurückkamen, dann wurde in Pernambuco und Bahia angehalten, und endlich, nach 24 Tagen, sahen wir den Zuderhutberg am Eingang der prachtvollen Bai von Rio. Es ist wohl eine der schönsten Scenerien der Welt, welche sich dort dem Auge bietet, und kein Pinsel und keine Beschreibung kann sie so darstellen und den Eindruck schildern, welchen man empfindet, wenn man, durch den schmalen Eingang fahrend, das prachtvolle Panorama vor sich hat.

Die Landung erfolgte sehr bald. Larcher war auf seinem Posten in Pinierhos und konnte also nicht da sein, um mich zu empfangen, und Konrad mochte den Tag nicht wissen, an welchem das Schiff ankam. Seine nähere Adresse hatte ich nicht und konnte ihn daher nicht auffuchen. Der folgende Tag brachte mich zu den guten Kindern, die mich mit Jubel empfingen. In Rio hatte ich viel Umstände mit meinem vielen Gepäck und mußte es einstweilen auf dem Bahnhof lassen. Larcher telegraphierte sogleich, und bald war es zur Stelle.

XVII.

Brasilianisches Leben. Besuch beim Kaiser Dom Pedro.

In Pinierhos lernte ich nun erst das brasilianische Leben kennen. Man ist sehr höflich und außerordentlich gastfrei auf den großen Kaffeeplantagen. Auf der in der Nähe von Pinierhos liegenden, deren reicher Besitzer kinderlos gestorben war, waren über 600 Negerklaven, ohne Weiber und Kinder zu rechnen. Er hatte im Testamente bestimmt, daß sämtliche Schwarze nach 5 Jahren ihre Freiheit erlangen sollten. Während dieser Zeit sollte ein Verwalter bestellt werden, der verpflichtet war, offene Tafel für 30 Personen zu halten. Der Uebersehfuß des Ertrages sollte zur Hälfte der katholischen Kirche ausgezahlt werden, während die andere Hälfte für des Verstorbenen Bruder bereit gehalten werden sollte. Nach Ablauf dieser 5 Jahre sollte jede Negerfamilie ermächtigt werden, auf dem ungeheuren Gebiete sich niederlassen und das zur Erhaltung

erforderliche Land in Besitz nehmen zu dürfen. Sämtliche Familien, welche sich seit einiger Zeit da oder dort auf dem Lande angebaut hatten, sollten ohne eine Krante zu zahlen so lange da wohnen und so viel Land kultivieren dürfen, wie sie bebauen konnten. Erst nach dieser Zeit fiel die große Besizung dem Bruder zu, der verpflichtet war, obige Verfügungen inne zu halten. Das war ein großmütiges Testament, und damit hatte sich der Verstorbene ein schöneres Monument gebaut, als von Bronze oder Marmor. Wir gingen öfter nach dem außerordentlich weitläufigen Wohngebäude und wurden stets mit der größten Höflichkeit vorzüglich bewirtet.

Von der Freigebigkeit, mit welcher Früchte und Erzeugnisse verschiedener Art, Milch, Eier und dergleichen an Bekannte verschenkt wurden, hat man keinen Begriff. Natürlich bezieht sich dies nur auf die großen Güter, aber im ganzen genommen habe ich unter allen Klassen und Farben viel Gutherzigkeit und offenhändiges Wesen beobachtet; nur Geld war nicht zu haben; dies zu behalten war immer ihr eifriges Bestreben. Ein eigentümlicher Widerspruch im Charakter des Brasilianers. Man konnte beim ärmsten Neger oder Farbigen, welcher in der Gegend eine Hütte mit kleinem Felde besaß, vorsprechen; alsbald bot er eine Tasse Kaffee an, der sogleich bereitet wurde, wenn man das Anerbieten annahm.

Während eines Aufenthalts in Petropolis besuchte ich fast täglich einen daselbst wohnenden gastfreundlichen deutschen Maler, der den Kaiser, die Kaiserin und deren Familie mehrere Male malen durfte und sehr gut am Hofe angeschrieben war. Ich hatte ihm mancherlei aus meinem Texasleben erzählt, woran er eine angenehme Unterhaltung fand, während er an seiner Staffelei beschäftigt war. Eines Tages kam, während ich gerade bei ihm saß, ein feiner Herr, dem ich vorgestellt wurde. Es war der Kammerherr des Kaisers. Mein Freund, der Maler, sagte nun dem Herrn, daß ich wohl dem Kaiser einige Zerstreung geben könnte, da er sich so sehr für die Vereinigten Staaten interessiere und sich gerne über dortige Verhältnisse unterrichte. Der Kammerherr stimmte dem sehr zu und bot sich an, mich vorzustellen, was ich aber glaubte ablehnen zu müssen, da ich gar nicht zu einer derartigen Präsentation vorbereitet sei und das geeignete Kostüm nicht bei mir hätte. Der freundliche Herr sagte aber, dies sei kein Hindernis, der Kaiser lebe ganz als Privatmann und lege auf derartige Aufmerksamkeiten keinen Wert. Wir trennten uns bald nach kurzer Unterhaltung und ich glaubte, damit wäre die Sache erledigt. Wie wunderte ich mich aber, als mein Herr Kammerherr am folgenden Morgen bei mir erschien und mir mitteilte, daß er mit Sr. Majestät von mir gesprochen habe, und daß derselbe wünschte, mich zu sehen.

Ich remonstrirte wiederum, daß ich ja nicht so in Reifselleibern erscheinen könne. Er erklärte das für nicht stichhaltig, nahm ohne weiteres meinen Arm und loiste mich nach dem Palais. Dort angelangt, hieß er mich ein wenig warten, kam dann bald darauf wieder und führte mich durch mehrere Gemächer in das Kabinett des Kaisers. Nach meiner tiefen, respektvollen Verbengung kam er auf mich zu, gab mir die Hand und bot mir einen Stuhl in der Nähe des Fauteuils, auf dem er sich niederließ. Er eröffnete die Unterredung zuerst in Englisch, das ihm aber schwer fiel, und ging dann ins Französische über. Er fragte mich nach meinem Geburtslande, wie lange ich in den Vereinigten Staaten gewesen, wie es mir dort gefallen, was ich getrieben u. s. w. Ich gab ihm über alle diese Fragen Bescheid. Besonders amüsierte ihn die Darstellung meines texanischen Hinterwäldlerlebens, der Fahrten, der sonderbaren Menschen, welche ich bei diesen Reisen kennen gelernt, und überhaupt des Kulturstandes meines Adoptivvaterlandes. Nach ungefähr einer Stunde entließ er mich mit gütigem Händedruck und sagte: „au revoir, au revoir“.

Ich kann nicht beschreiben, welchen großen Eindruck die freundliche, wohlwollende Physiognomie, das vornehme und doch so gütig-schlichte Wesen dieses vortrefflichen Mannes auf mich gemacht hat.

Vorüber ich aber meine Klossen machen mußte, das waren die sehr unkaiserlichen Equipagen. Ich sah, daß die Reiter, welche auf den Pferden vor dem Wagen des Kaisers ritten (er hatte immer sechs kleine, unansehnliche Tiere vor dem Wagen, wenn er einmal ausfuhr), oft sehr unreine und schäbige Livreen trugen, daß die Geschirre an vielen Stellen gestickt waren und das ganze Gespann durchaus nichts Kaiserliches an sich hatte.

Der Park, in dem das Palais stand, war sehr schlecht gehalten, sicher am schlechtesten von allen Gärten und Parks in Petropolis.

Der Kaiser hatte für all dieses kein Auge und seine Diener machten sich das zu nuze und gaben sich ihrer angeborenen Trägheit hin.

Es fiel mir in Petropolis zuerst sehr auf, daß ich oft, besonders wenn ich einen hohen Hut trug, mit tiefen Reverenzen geehrt wurde, was mir überaus komisch vorkam, bis mir gesagt wurde, ich sähe dem Kaiser Dom Pedro sehr ähnlich; ich hätte dieselbe Figur, Größe und Korpulenz, auch denselben weißen Bart, wie er. Nur wenn ich beim Gruß den Hut abnahm, würde man den Unterschied gewahr, da mein Kopf sehr kahl, der seinige, wenn auch weiß, doch gut behaart sei.

Nun, ich ließ mir eine solche Ähnlichkeit gerne gefallen, denn einem so guten Menschen ähnlich zu sehen, kann nur schmeichelhaft sein.

Der Kaiser war sehr rüstig. Ein Herr seiner Umgebung erzählte mir, daß bei einer kurz vorher stattgehabten Vereisung der Provinz Parana, die der Kaiser unternommen hatte, derselbe immer vorangeritten sei und alle Strapazen der Reise im wilden Lande kräftig durchgemacht habe, ja, besser als einige seiner Wegleiter, die zurückbleiben mußten und nicht mit dem alten Fürsten gleichen Schritt halten konnten. Mit Lachen habe er die jungen Herren über ihre Schwächlichkeit aufgezo-gen und mit der düchtigsten Beföstigung ohne alle Ausstellungen vorlieb genommen, während sein Adjutant und der Erzähler selbst sehr niedergeschlagen und verdrießlich dabei gewesen seien.

XVIII.

Eine Affenfamilie. Weihnachtsfeier in Eugenio novo.

Mein größtes Vergnügen während des mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Petropolis waren Spaziergänge in die Umgegend, um die landschaftliche Schönheit derselben zu genießen. Die Stadt liegt etwa 1200 Fuß über dem Meere auf einer Hochebene des Orgelgebirges und hatte eine herrliche, gesunde Lage, von Höhen umgeben, die mit Urwald bestanden sind. Der Ort selbst besteht aus vielen schönen Villen, von prächtigen Gärten umgeben, und hat nur eine einzige Straße, in welcher sich viele Hotels und Geschäftslokale der Kaufleute befinden. Bei einem dieser Spaziergänge, welche ich besonders gerne in die Wälder richtete, geriet ich auf einen Fußpfad, der mich zu einer Anhöhe führte, auf welcher sich von einem Garten umgeben ein allerliebste-s, im Schweizerstil erbautes Häuschen befand. Es war heiß, und da ich bereits mehrere Stunden herumgeschlendert war, spürte ich einen starken Durst und hoffte diesen bei diesem reizenden Häuschen stillen zu können.

So stieg ich denn die Anhöhe hinan. An dem Pfortchen, das in dem Garten-zaun gegenüber der Hausthüre angebracht war, klopfte ich nach brasilianischer Sitte in die Hände, um dem Bewohner meine Ankunft zu melden und mir einen Trunk Wasser zu erbitten.

Auf dieses Zeichen zeigte sich ein Mann an dem Eingang der Villa und lud mich freundlich ein, näher zu treten. Mit Vergnügen folgte ich der gütigen Einladung und war nicht wenig erstaunt, in deutscher Sprache und zwar in österreichischem Dialekt angeredet zu werden. Es war ein im besten Lebensalter stehender Herr, der sich mir

als Eigentümer dieser lieblichen Wohnung vorstellte und mir gleich sagte, daß er mich als einen Landsmann erkannt habe, als ich die Anhöhe heraufkam und am Pförtchen Einlaß begehrte. Noch mehr war ich verwundert, zwei sehr fein möblierte Zimmer wahrzunehmen, welche deutlich bezeugten, daß der Bewohner kein gewöhnlicher Kolonist war, wie es so viele in den Umgebungen von Petropolis giebt; die Bücherschränke in dem einen Zimmer bewiesen, daß er ein Mann von Bildung war und geistige Interessen hatte. Sehr bald wurden wir miteinander bekannt, und auf mein neugieriges Befragen, was ihn veranlaßt habe, in dieser zwar wundervollen, aber doch sehr einsamen Gegend sich anzubauen, erzählte er, daß gerade das Fernsein von menschlichen Wohnungen ihn hierzu bewogen habe, da er ein Freund der Natur sei, welche nur in der Einsamkeit sich unverdorben erhalten könne. Nachdem mich mein freundlicher Wirt mit Orangen und anderen Früchten erquickt hatte, war ich gespannt, zu erfahren, ob denn außer ihm niemand mehr erscheinen werde. Da dies nicht geschah, so fragte ich ihn, ob er denn ganz allein hier lebe und keine Familie habe. Er lachte und sagte, darüber hätten sich schon manche gewundert, indes wäre er doch nicht so ganz allein, und wenn ich wünschte, wollte er mir seine Familie vorstellen. Damit trat er an die Thüre und ließ einen lauten Pfiff erschallen, worauf er sich wieder zu mir setzte. Bald hörte ich eine Klingel läuten und bemerkte erst jetzt, daß an dem Pförtchen eine Klingel angebracht war. Ich sah, daß etwas an dem Klingelzug zerrie, konnte aber nicht erkennen, was es war. Wie erstaunt war ich aber, als ich einen ganzen Trupp kleiner Affen hereinkommen sah, nachdem der Herr das Pförtchen geöffnet hatte. Es waren zwei größere und drei kleinere Aeffchen, nicht so groß wie eine gewöhnliche Hauskatze, aber größer als Eichhörnchen. Sie sprangen ins Zimmer und setzten sich ganz ordentlich, die zwei größeren vorn, die drei kleineren hinter ihnen, auf einen breiten Stuhl. „Dies ist meine Familie“, sagte mein werter Wirt, „und es ist mir gelungen, sie so zu civilisieren, daß sie sich ganz anständig betragen.“ Nachdem sie am Morgen ihr Frühstück erhalten, dürfen sie ins Freie, aber nicht eher, als bis ich ihnen das Pförtchen geöffnet habe, denn es ist ihnen nicht erlaubt, über das Geländer zu klettern, ebenso dürfen sie beim Nachhauftkommen nicht über das Geländer springen, sondern müssen bescheiden läuten. Natürlich hat es mir ziemliche Mühe gekostet, sie so zu erziehen, umsomehr, als sie im Walde oft in schlechte Gesellschaft kommen, welche sie auch oft bis an die Einfriedigung begleitet. Sehr komisch ist aber ihre Wut, wenn ein wilder Affe sich untersteht, auf das Geländer zu springen; da schreit der Herr Papa entsetzlich und wirft mit Steinen und Erde nach dem Eindringling und ruht nicht, bis dieser die Flucht ergreift.“

Nachdem ich meinen herzlichen Dank für die gütige Bewirtung ausgesprochen und meinen Wunsch, ihm wieder einen Besuch zu machen, ausgedrückt, schied ich von diesem interessanten Mann. Das einsame Schweizerhäuschen, sein liebenswürdiger Eigener und seine Affenfamilie blieben mir stets in angenehmer Erinnerung.

In Pinierhos blieben wir nur noch ein Jahr und verfügten uns dann in die Nähe von Rio. Wir mieteten ein allerliebstes Häuschen mit einem Orangengarten in Eugenio novo, von wo aus mein Schwiegersohn in 15 Minuten täglich in die Stadt fuhr, um in seinem Bureau Pläne zu entwerfen und auszuzeichnen. Wir besaßen uns hier sehr gut und waren sehr zufrieden.

Unser Garten grenzte an eine ansehnliche Villa mit sehr großem Garten. Die Bewohner derselben waren Farbige, der Mann ein Mulatte, die Frau eine Negerin. Die Kinder waren ziemlich dunkel. Die älteste Tochter, ein sehr hübsches Mädchen, die eine gute Erziehung in einer Pension in Rio de Janeiro erhalten hatte, war wirklich eine Dame zu nennen. Der Vater der Familie hatte eine bedeutende Kohlenhandlung in der Hauptstadt. Diese Menschen erwiesen uns vom ersten Tage an eine freundliche Nachbarschaft, welche uns sehr für sie einnehmen mußte. Während der ganzen Zeit unseres dortigen Aufenthaltes blieben sie sich immer gleich an Gefälligkeit, Dienstbereitschaft und herzerwerbender Freundlichkeit. Es verging kein Tag, wo sie uns nicht

irgend eine Aufmerksamkeit erwiesen. Entweder brachte die älteste Tochter hübsche Blumen für Stephanie oder sie sandten durch eins der Kinder prächtige Früchte oder sonst etwas Gutes aus ihrem großen, gut gepflegten Garten. Auch er kam zuweilen, wenn Paul nicht in Rio war, und fragte, ob er etwas für uns besorgen und mitbringen könne, da er regelmäßig alle Tage dahin in sein Geschäft ging. Kurz, bessere Nachbarn kann man sich gar nicht vorstellen.

Das Weihnachtsfest war gekommen, da erging durch den Nachbarn selbst, der in Gala erschien, in freundlichster Weise eine Einladung zu Tisch und Abend. Wir konnten natürlich eine so höfliche Einladung nicht ablehnen und sandten uns ein. Ein kleines Musikcorps, aus einer Violine und zwei Gitarren bestehend, begrüßte uns bei unserem Eintritt; Wirt und Wirtin empfingen uns aufs freundlichste. Eine Anzahl von anderen Gästen, Portugiesen, Brasilianer verschiedener Farben, waren bereits erschienen und erwiesen uns die größten Höflichkeiten. Dann ging es in die Speisehalle, wo eine Tafel der ganzen Länge des großen Raumes nach aufgestellt und mit einer Masse von Speisen besetzt war. Alle Arten von Braten, Salaten, Gelees, Pickles, Fische in Mayonnaise, Seemuscheln, Austern, kurz alle möglichen Delikatessen, warm und kalt, hätten selbst dem größten Gourmand ein Mahl geboten, wie er es nicht schöner wünschen konnte. Ich wurde in die Mitte der Tafel placiert, das ist in Brasilien der Ehrenplatz, Paul zu meiner Rechten, Stephanie zu meiner Linken. Als alle Gäste ihre Plätze eingenommen hatten, bat der Wirt die werten Versammelten, sie möchten entschuldigen, daß er sie nicht so empfangen und bewirten könne, wie sie es verdienen. Dann ging das Speisen an. Portugiesische Weine standen in großen Krügen umher, auch Wasser, mit Eis gekühlt, war in hübschen Gefäßen auf Tischchen zur Verfügung. Von den Speisen wurde nicht der vierte Teil genossen, die Gelees ausgenommen, die starken Abgang fanden. Ebenso wurde sehr wenig Wein getrunken, umso mehr Wasser mit zerschnittenen Drangen oder Citronen. Das Dessert bestand aus prächtigem Obst verschiedener Art, frisch, getrocknet und in Zucker eingemacht. Leider konnte ich auf die Komplimente, die mir von vielen Seiten gemacht wurden, nur mit Verbeugungen antworten, während Paul den Dolmetscher machte. Dann kamen die drei Musiker, welche Amateurs und auch Gäste waren, mit ihren Instrumenten zu meinem Sitz und sangen an, zuerst einige Weisen zu spielen, worauf der eine Gitarrenspieler mich anfang und dann nach einer Verbeugung sich wieder zu seinem Sitze begab. Ich hatte mich natürlich erhoben und für die ehrenvolle Ovation meinen Dank mimisch ausgedrückt, was sehr befallsicht wurde. Paul sagte mir, der Herr, der mich angefangen, hätte ein extemporiertes Gedicht vorgelesen, in dem er mein würdiges Haupt verehrte und im Namen der ganzen Gesellschaft den Wunsch ausdrückte, daß es mir vergönnt sein möge, noch recht lange zum Glück und zur Freude des Senhor Dom Paulo und der Donna Stephania zu leben. Es war dies wirklich eine Höflichkeit und Ehrerbietung, die ich nicht verdiente. Der Schluß des Festes, das bis spät in die Nacht hinein währte, waren Quadrillen, bei denen gesungen wurde, und die wirklich sehr anmutig anzusehen und zu hören waren. Als wir uns bei Wirt und Wirtin empfahlen und für das schöne Fest unseren Dank aussprachen, überschüttete er uns mit Danthagungen, daß wir ihn beehrt hätten, worauf die ganze Gesellschaft uns das Geleit bis zu unserer Thür gab, wo die Komplimente wieder angingen. Ich war dann froh, als die guten Leute wieder in das Festhaus zurückgekehrt waren, von wo aus wir noch die sehr liebliche Musik und das Schlürfen der tanzenben Füße herübertönen hörten.

XIX.

Aus der brasilianischen Tierwelt.

Auch an diesem reizenden Orte blieben wir nur ein Jahr. Larcher übernahm von einem Eisenbahnunternehmer die Anlage einer Eisenbahn von der Bai ans bis an

den Fuß des Orgelgebirges, und von da die Tracierung einer Serpentinchauffee hinauf nach Thebepolis, einer Sommerfrische für die Ausflügler von Rio. Wir wurden im Gebirge in einem sehr weitaufigen, mehrere hübsche enthaltenden Gehöfte mit Namen *Barrios* einquartiert. Die Lage war höchst romantisch und die Unterkunft sehr bequem und geräumig.

In dem bei *Barrios* sich ausdehnenden Urwalde hatte ich einmal Gelegenheit, eine Luze zu sehen. Leider kam ich nicht zum Schuß, da sie in großen Sägen im Dickicht verschwand. Es war dies am hellen Tage und ganz in der Nähe des Gehöftes. Auch Affen hörte ich oft in den turmhohen Waldriesen Lärm machen, konnte auch einen aus seiner Blätterburg herabholen. Es that mir aber dann sehr leid, denn es machte einen sehr jämmerlichen Eindruck, wie das arme Tier angeschossen von Ast zu Ast stürzte, indem es vergeblich sich anzuklammern suchte, und endlich bitterlich klagend wie ein Mensch auf den Boden herabfiel, wo ich mit einem zweiten Schuß seinem Leiden ein Ende machte. Seine Kameraden ließen noch lange ein entsetztes Klagegeschrei ertönen. Als ich den Platz verlassen hatte, kamen sie herab an die Stelle, wo er sein Leben ausgehaucht hatte, und konnten sich lange nicht beruhigen. Es war ein meterhoher Brüllaffe, lang geschwänzt. Ich konnte aber, nachdem er abgehäutet und zugerichtet war, nichts von ihm genießen, da sein Klagegeschrei noch in meinen Ohren klang. Es soll aber ein wohlschmeckender Braten gewesen sein. Anderes Wild konnte ich nicht erblicken, obgleich hoch oben im Gebirge viele Tapire und auch in unserm Bereiche viele Wildschweine, auch große und kleine Faunistiere sich befunden haben sollen. Die Vogelwelt war sehr reich; Mengen der reizenden kleinen *Inseparables* konnte man leicht fangen, Papageien tummelten sich in Scharen in den Bäumen. Kolibris verschiedener Art und Größe kamen oft in die Zimmer geflogen und waren gar nicht scheu. Die Flora und Pflanzenwelt war unbeschreiblich reich und prachtvoll, ebenso die Insektenwelt mit den prachtvollen Schmetterlingen und Käfern. Von Reptilien und Schlangen, welche besonders reich vertreten sein sollten, ist mir nichts begegnet. Am schlimmsten waren die abscheulichen Sandflöhe, welche sich unter die Nägel an den Beinen einfrassen und nicht nur vorübergehende Schmerzen, sondern auch schlimme Wunden verursachten und mir fatale Leiden brachten, bis ich Mittel fand, welche ihnen den Zutritt verwehrten. Ameisen gab es in Milliarden. Alle möglichen Gattungen dieser emsigen Tierchen konnte man in ihrem Treiben beobachten.

Bei einem Spaziergang im Orgelgebirge begegnete ich auf dem Fußwege, den ich betreten, einer nach Milliarden zählenden Schar der sogenannten *Armeeamise*. Es war eine Kolonne von einer Elle Breite und wenigstens 600 Ellen Länge, welche auf dem Fußsteig heranlam. Ich wußte anfangs nicht, was da für eine fürchterlich lange Schlange sich heranschlangelte, denn wie eine solche sah es aus der Ferne aus. Beinahe erschreckt trat ich zur Seite und sah dann freilich, daß es keine Schlange, sondern dicht geschlossene Massen von schwarzen Ameisen waren. Da ich etwas im benachbarten Orte zu thun hatte, folgte ich der Kolonne nicht und dachte nicht mehr daran. Als ich beim Nachhausegehen in die Nähe unserer Wohnung kam, sah ich, daß meine Hausgenossen vor dem Hause mit Kisten und Koffern standen, welche in Brasilien von Blech zu sein pflegen, um die darin enthaltenen Gegenstände vor den verschiedenen häßlichen Insekten, welche fast alle Häuser mitbewohnen und unangenehm machen, zu sichern. Auf mein fremdetes Fragen, was das zu bedeuten habe, erhielt ich die Antwort: „Die Armeeamisen seien im Hause, da hätten sie schleunigst ausziziehen müssen.“

Ein solcher Besuch ist übrigens eine Art Wohlthat. Da alle Lebensmittel in blechernen Behältern eingeschlossen sind, so können die Ameisen an diesen keinen Schaden anrichten. Dagegen vertilgen sie alles sonstige in den Häusern befindliche Ungeziefer, besonders die ekelhaften Kuturuzen, welche alle brasilianischen Häuser besetzt halten. Aus allen Winkeln, Fugen und Löchern treiben die erbitterten Feinde, die Ameisen, diese heraus. Obgleich zwanzigmal größer, sind sie im Ru von einer Schar Schwarzer an-

gefallen, getötet und aufgefressen, so daß nur die leere Hülle und die Flügel übrig bleiben. In wenig Stunden haben die schwarzen Ameisen ein Haus gänzlich gereinigt und ziehen dann zufrieden weiter. So war es auch bei uns. Für lange Zeit hatten wir Ruhe vor allen unangenehmen Belästigungen und wünschten uns wenigstens halbjährlich den Besuch einer solchen Armee.

Das Anwesen, in welchem wir in Barrieros wohnten, stand uns ganz allein zur Verfügung. Der Unternehmer, der Larcher angestellt hatte, wünschte, ich möchte in dem einen Gebäude ein Hotel einrichten, das an diesem Punkte sehr gut rentieren würde, da bis dahin die Diligence ging. Von dort mußten dann alle Passagiere per Maultier nach Theresopolis gebracht werden. Da die Kutsche erst abends 9 Uhr da anlangte, waren die Reisenden gezwungen, hier zu übernachten, zu souperieren und zu frühstücken, um am anderen Morgen weiter zu reisen. Er versprach, alles Nötige zu liefern, selbst die Maultiere zur Beförderung der Gäste. Der Mann schien respektabel zu sein. Jedenfalls war er ein gebildeter Mensch, sprach französisch wie ein Franzose, war auch in Paris gewesen und hatte in dem brasilianischen Finanzminister einen Freund und Protektor, von dem er die KonzeSSION zu besagten Bauten erhalten hatte. Wir glaubten ihm daher Vertrauen schenken zu dürfen, um so mehr, als er uns sehr nobel in seinem prächtig eingerichteten Wohnsitz in Theresopolis bewirtete und uns seine Familie vorstellte. Unter diesen Umständen, da ich ja auch gar nichts zu riskieren hatte und die gute Stephanie mit einer Gehülfin die Küche besorgen wollte, glaubte ich diese Gelegenheit, und sei es nur zum Zeitvertreib, ergreifen zu müssen, um eine Thätigkeit zu erhalten. Das noch ganz neue Gebäude enthielt 8 Schlafzimmer mit 16 Betten, einen Salon und ein Speisezimmer. Monsieur Bajana, der Unternehmer, hielt bezüglich der Lieferung des nötigen Mobiliars und Gerätes Wort, aber mit den Maultieren, auf die ich besonders gerechnet hatte, hatte es gute Wege. Die einzige Bedingung war, daß ich ihn alle Wochen einmal beherbergen und bewirten sollte, da er wöchentlich am Sonnabend nach Rio reiste und am Montag zurückkam, aber nicht abstieg.

Sehr bald war die ganze Geschichte in Ordnung. Larcher hatte die erforderlichen Vorräte angeschafft und ich hatte das Arrangement besorgt und war nun Maître d'Hotel, Oberkellner und Kellner in einer Person. Es wurden nun auch bald Passagiere gebracht und sie waren erfreut, ein ordentliches Unterkommen zu finden, während sie früher in einem Schuppen übernachteten und auf die von Theresopolis bestellten Maultiere warten mußten. Die Angelegenheiten würden sich gar nicht übel gestaltet haben, wenn nicht nach und nach zu Tage gekommen wäre, daß Mr. Bajana ein arger Schwindler war, in großer Geldklemme steckte, was sich darin zeigte, daß Larcher immer unregelmäßiger seine Besoldung erhielt und endlich gar nicht mehr bezahlt wurde. Da dieser Zustand einige Monate andauerte, mußte mein Schwiegervater ein ernstes Wort mit dem hohen Herrn sprechen, und da dies nichts fruchtete, kündigte er dem Patrone und stellte die Arbeit ein. Wir gaben darnach das Wirtshaus auf, ohne Schaden gelitten zu haben. Im Gegenteil, es hatte alle Kosten gedeckt und wir hatten mitgelebt.

Am Fuße des Orgelgebirges, noch etwas in den Bergen, konnten wir ein leerstehendes, sehr nettes Landhaus mit zwei Nebengebäuden und einem großen Garten voll Orangen und Kaffeestrauchern und Bananen um sehr billigen Preis mieten und zogen sofort dahin. Paul bekam von anwohnenden Grundbesitzern einige Landmessungen übertragen und hatte daher einige Einnahmen. Die Lage war herrlich, die Aussicht entzückend. Ein starker, schöner Bach stürzte vom Gebirge herab und lieferte die angenehmsten Bäder. Eine Menge Gutsbesitzer besuchten uns täglich. Sie bildeten sich ein, daß ich ein reicher Amerikaner sei, und glänzende Geschäfte mit Landkäufen wurden unter den günstigsten Bedingungen uns angeboten, welche uns hätten reich machen können, wenn wir Kapital gehabt hätten. Es wären diese Verhältnisse ganz hübsch gewesen, wenn eine solide und dauernde Stellung in Aussicht gestellt worden wäre.

aber diese war für Paul, meinen Schwiegersohn, nicht zu erwarten. Wir mußten daher weiter sehen und nach Rio ziehen.

Für mich war nun kein Bleiben mehr; ich konnte den Guten nicht als Schwergewicht mich anhängen und mußte an Trennung denken, die uns sehr schmerzlich war.

XX.

Zum dritten Male nach Texas.

Von Amand kamen aus Texas wiederholte Einladungen für mich und meine Tochter Sophie, die ja auch bisher in Brasilien bei Larchers gewesen war. Da sie einen Sonnenstich erlitten hatte, war für sie die große Hitze in Brasilien sehr gefährlich und die Uebersiedlung in ein kühleres Klima sehr wünschenswert. Daher wurde Rückkehr nach Texas beschlossen.

Nachdem ich mehrere Tage nach einer Reisegelegenheit nach Galveston gesucht hatte, fand ich endlich ein deutsches Schiff, das nach besagtem Hafen Kaffee zu bringen hatte, und erhielt auf demselben für mich und Sophie Passage. Die Abfahrt sollte gleich stattfinden, wenn die Ladung voll sei.

Wir sollten das Schiff gleich beziehen, um nicht etwa Aufenthalt zu verursachen. Es mußte nun geschieden werden. Die Trennung von meiner guten Stephanie und von Paul war sehr bitter und schwer; wann sollten wir uns wiedersehen? Gegen Ende September wurden die Anker gelichtet, und fort ging es gegen Norden.

Die Schiffsreise bis Galveston dauerte volle zehn Wochen und war entsetzlich langweilig. Als wir danach den Boden von Texas wieder betraten, wurden wir auch diesmal sehr freundlich von B. und anderen Bekannten willkommen geheißen. Es wurde uns gestattet, bis zu unserer Abreise ins Land das Schiff als Wohnung zu benutzen.

So blieben wir einige Tage in Galveston und reisten dann rasch mit der Bahn bis Columbus, wo wir einen Tag inognito verweilten, da ich nicht wieder von den wohlmeinenden alten Bekannten eingeladen und aufgehalten sein wollte. Von Columbus aus war seit meiner Abwesenheit eine Bahn bis La Grange gebaut worden. Wir konnten nunmehr bis ganz nahe an den Wohnort meines Sohnes Louis fahren. Auf der letzten Station vor La Grange trafen wir ihn ganz zufällig, und er konnte uns daher gleich mit unserem Gepäck ausladen und zu sich heimführen. Auch jetzt wurden wir wieder vom alten Freunde Lassaux und den Seinigen, sowie von Clementine mit Herzlichkeit empfangen. Hier hielten wir uns einige Tage auf und setzten dann unsere Reise fort bis Austin, wo Amands Wagen uns aufnahm.

Von den Kindern mit Jubel, von den Eltern mit aller Herzlichkeit aufgenommen, begann ich mein drittes Texasleben. Mein früheres Stübchen war wieder für mich hergerichtet. Die Kinder besuchten jetzt eine in der Nähe inzwischen angelegte Schule, so daß ich nicht mehr Schullehrer zu werden Gelassenheit fand; und doch wünschte ich eine Thätigkeit zu erhalten. Dazu wurde mir sehr bald die Möglichkeit geboten, indem Amands Schwager mir das kleine Postamt abtrat, das er bisher verwaltet hatte. Dasselbe bot wenigstens eine Beschäftigung, brachte auch etwas ein: freies Porto für mich bis zum Betrag von 200 Dollar und eine Lantieme für verkaufte Briefmarken. Das Aemtschen lieferte mir immerhin das erforderliche Taschengeld. Meine Korrespondenz mit dem Generalpostamt, die Buchführung über verkaufte Postmarken und das Expedieren und Registrieren der abgehenden Postfächer gaben mir eine erwünschte Arbeit, ebenso das Abgeben der angelangten Briefe und sonstigen mit der Post ankommenden Stücke an die abholenden Bewohner der Umgegend, wodurch mir oft auch zu angenehmer Unterhaltung Gelegenheit geboten wurde. Amands unermüdete Arbeitsamkeit ging ihren gewohnten Gang. So ging die Zeit hin.

XXI.

Rach Edinburgh und Eisenach.

Nach einigen Jahren sah ich mich zum dritten Male vor die Nothwendigkeit gestellt, das liebgeordnete Texas zu verlassen. Die Vertauschung des brasilianischen Klimas mit dem texanischen hatte nicht die erhoffte günstige Wirkung auf den Zustand meiner Tochter Sophie ausgeübt. Ihr Gemüth war derartig in Mitleidenschaft gezogen worden, daß ihre Rückkehr nach Europa zur Heilung nothwendig erschien. Ich war der Einzige, der sie hinüberbringen konnte. Meine Tochter Fanny hatte sich inzwischen in Edinburgh niedergelassen, und die Mutter, meine liebe Minna, war zu ihr gezogen. Dieselbe war, nachdem sie die Anstalt für Nervenleidende verlassen, zur Nachtur zu meinem Neffen G. nach Gernsbach im Murgthale gegangen, hatte sich daselbst unter der liebevollen Pflege der ausgezeichneten Gattin desselben erholt und war dann zu ihren lieben Schwestern nach dem Norden abgeholt worden, wo sie auf das beste versorgt war, bis sie zur Tochter nach Edinburgh gehen konnte. Auch Amy, unsere jüngste Tochter, lebte als Erzieherin in Schottland.

So kam der Plan zur Rückkehr allmählich zur Reife, und mir erwuchs damit die Hoffnung, bei der teuren Gattin bleiben und mein Leben mit ihr beschließen zu können. Da auch Amand dem Plane zustimmte, so wurden im Jahre 1884 die Anstalten zur abermaligen Abreise getroffen. Die Reise sollte von Galveston nach New-York und von da nach Antwerpen gehen. Dort wollte Fanny uns erwarten.

So mußte ich also wieder scheiden aus dem Hause meines treuen Amand, das mich zweimal mit so vieler Liebe aufgenommen hatte, und das mir so lieb geworden war, aus dem Kreise der Enkel, welche mir ans Herz gewachsen waren und die auch dem alten Großvater angingen. Der Abschied war schwer und bitter, denn an ein Wiedersehen hienieden war kaum mehr zu denken. Aber der Reife Ziel war auch ein schönes, sie führte mich der Vereinigung mit meiner teuren Gattin und Tochter, von denen ich so lange getrennt gewesen war, entgegen. Amand brachte uns nach Austin, wo wir für dieses Leben von einander schieden.

Von da gingen wir mit der Bahn nach Galveston, schifften uns daselbst nach New-York ein und langten nach 10tägiger Fahrt glücklich daselbst an. Von da reisten wir, auf einem belgischen Dampfer Passage nehmend, nach Antwerpen. Dieser Teil der Reise war ein sehr unangenehmer; auf keinem der Dampfer, mit denen ich so manches Mal den Ocean durchkreuzt hatte, wurden die Passagiere so schlecht versorgt und so unhöflich behandelt, wie auf diesem, den wir leider wählen mußten. Wir waren daher sehr froh, als wir denselben wieder verlassen konnten. Fanny stand am Ufer, als das Fahrzeug anlegte. Unser Wiedersehen war ergreifend. Folgenden Tages fuhren wir nach Kaiserswerth, wo Sophie in der Dialonissenanstalt Heilung suchen sollte, und eilten dann dem Endziel der langen Reise entgegen. Wir erreichten Edinburgh am 2. Dezember 1884. Was ich beim Wiedersehen mit meiner teuren Minna empfand, kann nicht beschrieben werden!

Das Leben, das ich in Edinburgh zu führen hatte, war ganz verschieden von dem, das ich seit 1876 geführt hatte. Das ungenierte, zwanglose Hinterwälderdasein ohne allen Formenzwang mußte dem konventionellen und allen möglichen Rücksichten und Gewohnheiten unterworfenen Stadtleben weichen, wie es besonders in England und Schottland üblich ist.

So unbequem es auch für mich war, bei Diners und Abendgesellschaften im schwarzen Frack und weißer Halsbinde mich bewegen zu müssen, so brachten es doch die gesellschaftlichen Beziehungen Fannys mit sich, und ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, was ich denn auch that.

Während meines Edinburghlebens machte ich vielerlei werthe Bekanntschaften unter Deutschen und Schotten, mit welchen ich angenehmen Umgang unterhielt. Auch hielt ich zuweilen auf Wunsch von verschiedenen schottischen Damen, welche in Deutschland errogen waren, Vorträge über geschichtliche Themata, besonders über deutsche Geschichte, über Kaiser Wilhelm I. und das Hohenzollernhaus, über die italienische Einigung und Victor Emanuel, über den Einfluß Rußlands besonders auf Deutschland, welche Beifall fanden. Mein Aufenthalt in der schönen Hauptstadt Schottlands war daher ein recht angenehmer, mit Ausnahme der Zeiten, wo Krankheit meiner Lieben mich in Mitleiden- schaft zog.

Meine liebe Minna wurde leider mehrmals von schwerer Krankheit heimgesucht. Einmal stand es so schlimm mit ihr, daß wir fürchteten, die Geliebte zu verlieren. Gott Lob und Dank, die Gefahr ging vorüber und sie erholte sich allmählich wieder. Was mich anlangt, so hat mir der Allgütige eine kräftige Gesundheit und noch regen Geist bis in mein hohes Alter verliehen.

Im Jahre 1886 gab es noch einmal einen schweren Abschied zu nehmen. Unsere jüngste Tochter, welche von * * * aus, wo sie eine sehr angenehme Stellung in einem angesehenen schottischen Hause gefunden hatte, uns öfter in Edinburgh besuchte, wurde im Sommer dieses Jahres die Gattin eines deutschen Geistlichen, der im Begriff war, im Dienst der Gohrnerschen Mission nach Ostindien zu den Kols zu gehen. Zur Erlernung der englischen Sprache war er vorher nach Edinburgh gekommen und verschah dort eine Zeitlang das Pfarramt an der deutschen Gemeinde, welches durch den plötzlichen Tod des durch seine Schriften wohlbekannten und von uns und fast allen seinen Gemeindegliedern hochgeschätzten Pfarrers Wagner-Groben valant geworden war. Im Juli fand in der deutschen Kirche die Trauung des jungen Paares statt, der die Abreise nach Deutschland noch an demselben Tage folgte, da schon im September in Berlin die Abordnung und Ausfendung auf das Missionsfeld erfolgen sollte. So waren nun also fünf unserer Kinder in unerreichbarer Entfernung von uns geschieden. Sophie war inzwischen aus Kaiserswerth auch zu uns nach Edinburgh gekommen. Die erhoffte Besserung ihres Zustandes war leider nicht eingetreten.

Fanny, die ein eigenes Erziehungs-Institut ins Leben gerufen hatte, gab sich ihrer Erziehungs- und Unterrichtsarbeit mit großem Eifer und außerordentlicher Energie hin und fand auch reichliche Anerkennung dafür. Aber ihre Gesundheit war einer so angestregten und aufreibenden Thätigkeit, zumal in dem feucht-kühlen, nebligen Klima Schottlands, auf die Dauer nicht gewachsen. Sie sah sich genötigt, Schottland zu verlassen, so schwer es ihr auch werden mochte. Damit war auch für uns die Nothwendigkeit entstanden, noch einmal unseren Wanderstab weiter zu legen, um ins deutsche Vaterland zurückzukehren. Fanny begründete sich in Leipzig eine neue Existenz, wir aber wollten uns in der Stille nach Eisenach zurückziehen.

Am 15. März 1890 schifften wir uns in Leith ein und kamen nach kurzer Fahrt glücklich in Hamburg an. Während der Fahrt auf der unruhigen Nordsee hatte Minna von der Seekrankheit zu leiden; bei der Ankunft auf deutschem Boden war sie aber schnell wieder erholt und bald gut im Stande, die Reise nach unserem Bestimmungsort in schönen Thüringen zu unternehmen. Am 18. März langten wir in Eisenach an. Dort ließen nun die geselligen Verhältnisse für uns sehr viel zu wünschen übrig. In Edinburgh hatte ich viel Gelegenheit gehabt, mit verschiedenen deutschen Landstleuten das edle Schachspiel zu üben, das mir immer sehr lieb gewesen ist. Hier in Eisenach hatte das Schachbrett, das mich schon auf so vielen Kreuz- und Querzügen begleitet hatte, zunächst gute Ruhe. Erst nach Monaten fand ich Gelegenheit, es wieder zu benutzen. Die landschaftlichen Schönheiten Eisenachs blieben für Minna ganz verschlossen, da sie zu schwach war, um auszugehen, und auch ich konnte wenig davon genießen, da mir noch insolge jener Verletzung des rechten Fußes, die mich damals in Texas so schwer darniedergerworfen hatte, das Bergsteigen zu schwer wird.

Erst nach Jahresfrist erhielt ich etwas mehr Umgang, indem ich mich dem christlichen Männer- und Jünglingsverein anschloß und dadurch gute Bekanntschaften machen konnte und einen Abend in der Woche eine gemüthliche Geselligkeit erhielt.

Die Beobachtungen, welche ich seit meiner Rückkehr über deutsche Verhältnisse und über die politische Lage Deutschlands machen konnte, entsprachen nicht den Vorstellungen, welche ich mir gemacht hatte. Ich hatte gehofft, mein Geburtsland nach gelungener Einigung stark, glücklich, frei und wirklich einig zu finden, denn die Nachrichten, die ich in Schottland aus englischen Zeitungen schöpfte, hielt ich für beeinflusst vom Neide und von der Parteilichkeit und glaubte ihnen nicht. Aber nun sah ich's selbst. Es betrübte mich sehr, das mächtige Volk, das in so außerordentlicher Kraft seinen Erbfeind niedergeworfen und seine Einigung errungen hatte, nach der es sich so lange gesehnt, dennoch unzufrieden, zerrissen durch widerliches Parteiwesen und unter großen Nothständen seufzend zu finden. Die Gehässigkeit, mit welcher sich die Parteien untereinander in ihren zum großen Theil in Juden Händen befindlichen Zeitschriften anfallen, ist abscheulich und muß jeden, der das deutsche Volk liebt, mit Trauer erfüllen. Die demütigende Abhängigkeit von dem Judentum, das seinen Einfluß bis in die höchsten Kreise zur Geltung zu bringen weiß und das Volk, das Beamtentum und selbst den Adel zum großen Theil korrumpirt hat, ist schrecklich für jedes unabhängige und vaterlandsliebende Gemüt. Dabei die immer schlimmer werdende Verarmung des Mittelstandes, welcher doch allein dem Staate einen festen Halt geben kann, der Mammonsdienst, der unter dem verderbenden Einfluß des Judentums eingerissen ist, das alles ist für den, der nach langer Abwesenheit ins Vaterland zurückkommt, sehr in die Augen springend und muß ihn mit Trauer und Schreden erfüllen.

S c h l u ß w o r t.

So will ich denn diese Blätter schließen, welche ein langes, wechselvolles Leben bis nahe zu dessen Ende beschreiben. Wohl hätte ich noch manche Begebenheiten mit einschließen können, die vielleicht Interesse erregt hätten, aber schon ist die Erzählung sehr lang geworden, so daß ich fürchte zu ermüden, wenn ich sie weiter fortspinne.

Wäge der freundliche Leser, der das Büchlein durchblättert und die Schilderung der Prüfungen mit Theilnahme aufnimmt, den Dank annehmen, den dafür empfindet

der 82jährige Heinrich von Struve.

Rothenberg bei Hirschhorn, den 20. April 1894.





— Babette Huber, —

die letzte Protestantin im Taufererthal.

von

H. von Schreyerhofen.

Wo die alte Bischofsstadt Bruned im Buxerthal ihre alterstgrauen Mauern erhebt, breitet sich gegen Norden eines der schönsten, fruchtbarsten Thäler Tirols aus, das Taufererthal. Eis- und Schneegekrönte Berggipfel bilden von allen Seiten auf die grüne Thalebene nieder und senden unter Donnern und Brausen ihre Wasser hinab. Geröllbedeckte Wiesen und aus Schutt aufragende Hausstrümmen berichten von ihrer oft verheerenden Gewalt, die den Fleiß und die Arbeit der Menschenhand in wenigen Stunden für Jahre hinaus vernichtet.

Den Thalschluß bildet die mächtige alte Burg Taufers, hoch auf einem Felsen thronend, um welchen sich der schäumende Ahrnbach in enger Schlucht den Ausweg erzwungen hat. Hinter der Burg wird das Thal enger und wilder, bis es in der Brettau die Tauern erreicht und der Wanderer das Zillertal oder die Krimml im Salzachthale zum Abstieg wählen kann.

Auf einem der mattenreichen Vorberge des Schwarzensteins, nicht weit von der kleinen Ortschaft Sankt Johann, steht ein großes, steinernes Haus mit steilem Dache und hohen, durch Läden und Eisenstangen verwahrten Fenstern. Es giebt verschiedene solche Häuser im Thale, die einen auffallenden Gegensatz zu den niedrigen Gebirgshäusern mit ihren flachen Dächern und kleinen Fenstern bilden. Diese sogenannten Grafenhäuser, früher von ihren Besitzern, den Grafen von Taufers, an zuverlässige, treue Diener verliehen, lassen durch ihre Lage unschwer ihre erste Bestimmung erkennen, feste Rückhalts- und Beobachtungspunkte für die stets raub- und kampflustigen Burgherren abzugeben.

In dem Grafenhanse bei Sankt Johann wohnte bis Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts das Geschwisterpaar David und Babette Huber, freundliche, alte Leute, die bis zuletzt der Kleidung ihrer Jugendjahre treu blieben, indes sich ringsumher die alte Tracht zierlicher und moderner gestaltete.

Der Pflanzen- und Käfersammler David Huber war wohl bekannt, denn der Verkauf seiner Sammlungen führte ihn häufig in andere Gegenden. Einmal jährlich begleitete ihn seine Schwester, noch im späten Alter eine feine, anmutige Erscheinung mit zarten, regelmäßigen Zügen. Auch ihr Lächeln behielt bis zuletzt seinen herzgewinnenden Reiz und ihre braunen Augen den leuchtenden Glanz, aber auch den festen, geraden Blick, vor dem mancher den seinen niederschlug und sich beschämt abwendete, anstatt das Spottwort zu wagen, das ihm schon auf der Zunge schwebte.

Selbstvergeßend und anopfernd, stets hilfsbereit, waren die Geschwister dennoch schon gemieden, und ward für die angenommene Hilfe hernach schnell Buße gethan, denn David und Babette hielten sich nicht wie die übrige Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche. Trotz aller Anfeindungen und gehässigen Verfolgungen ihrer Nachbarn blieben die Geschwister ihrem evangelischen Glauben treu, dem Babette einst in demüthiger Erkenntnis ihrer Schwäche rückhaltlos geopfert, was ihrem liebenden Herzen das Theuerste war.

Sie war noch ein Kind, als das Nachtgebot Napoleons das Land Tirol von Oesterreich trennte und Bayern zuteilte. Die allgemeine, tiefgehende Unzufriedenheit darüber ist bekannt. Sie führte, durch die rückichtslose Härte der neuen Behörden gegen die alten Einrichtungen genährt, zum allgemeinen Aufstande. Das Volk, das jäh am Altgewohnten hing, sah sich in seinen heiligsten Empfindungen verletzt, der anstrebenden Leidenschaft schien Selbsthülfe geboten.

Man weiß, wie emsig die Fäden der Verschwörung gesponnen und so dicht über das ganze Land gezogen wurden, daß wenige Stunden genügten, die Fahne des Aufsturus in allen Thälern aufzurichten. Ohne fremden Beistand vertrieben die Tiroler im April 1809 die Bayern, von Oesterreichs Kaiser dafür mit Dank belohnt. Er werde „alles aufbieten, damit das harte Loos, seinem Herzen entrisen zu werden, dies Land nie wieder treffe“.

Noch am 6. October hieß es, Oesterreich habe sich seinem tapferen Tirol fest zugesagt. Nach dreimaligen blutigen Kämpfen waren alle Bayern und Franzosen aus Innsbruck verdrängt, der Sandwirt Andreas Hofer ward als Höchstkommmandirender eingesetzt und auf Oesterreichs Beistand gewartet. Da kam die Nachricht vom Friedensschlusse, in dem sich Oesterreich von Tirol lossagte.

Daran zu glauben schien Verrat, doch das grausame Vorgehen der Franzosen, die entseßliche Rache für den hartnäckigen Widerstand nahmen, sprach für die Wahrheit der Nachricht. Und was durch die Hülfe und Beistimmung Oesterreichs gerechtfertigt schien, galt jetzt für strafbar.

Damals war der Glaubensunterschied zwischen dem Protestanten Josef Huber, dem Vater Davids und Babettens, und seinen Landsleuten vergessen. Das Grafenhaus war ein wichtiger Stützpunkt für die Huzüge aus den nördlichen Alpenhöllern, und Josef Hubers Verstand, Mut und seine Tüchtigkeit verschafften ihm Einfluß und Ansehen. Er sah die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes ein und riet zur Unterwerfung. Er galt vielen als ein Verräter, besonders, als er sich nicht an dem Sturme auf Bruneck beteiligte.

Unter Anführung des schwärmerischen Kolb, Kommandanten von Vienz im Pustertthale, der es verstand, die Leute immer wieder bis zur Raserei zu entflammen, warfen sich die Bergschützen am 2. Dezember 1809 noch einmal auf Bruneck, wo sich der französische General Almeras verschanzte hatte. In diesem letzten, grimmigen Verzweigungskampf that sich der Lucknerwirt Johann Hofer aus dem Dorfe Mühlen im Taufertthal, ein Freund Hubers, besonders hervor. Er war als erbitterter Franzosenfeind bekannt, hatte gleich anderen Wirten, wie Anton Dypacher am Fochberge, Peter Hueber in Bruneck und dem Tharerwirth Siegmayr in Dlang, in seinem Hause den Verschwörern reichliche Gelegenheit zu Besprechungen und Zusammenkünften verschafft, und war durch seine ungewöhnlich große, hagere Figur und sein wildes, kühngeschmittenes Antlitz leicht kenntlich.

Der Kampf endete mit gänzlicher Niederlage der Tiroler.

Der Lucknerwirt entkam in die Berge, ward geächtet, zum Tode verurteilt und durfte auf kein Erbarmen rechnen, fiel er in die Hände der Franzosen. Die entseßliche Hinrichtung des Tharerwirthssohnes Peter Siegmayr aus Dlang, der sein sicheres Versteck verließ, um seinen Vater zu schützen, zeigte allen, was sie zu erwarten hatten.

Bis in ihr hohes Alter vergaß Babette Huber niemals den namenlosen Schrecken, mit welchem sie den Luchnerwirt Johann Hofer in einer bitterkalten Januarnacht des Jahres 1810 vor sich sah. Die Zeit war nicht danach, daß selbst Kinder unbefangen bleiben konnten, die Gefahr des Ergreifenwerdens stand in allen Schrecken vor ihr.

Schlamm genug sah er aus. Seine Kleidung war beschmutzt und zerrissen, sein langer Bart wirt und zerzaust und voller Eiszapfen, ein Windstoß hatte ihm den Hut entführt und sein Haar war mit Moos und Tannennadeln bedeckt. Seine Augen waren blutunterlaufen, die nackten Arme voll Beulen und Schrammen, und seine wunden Füße trugen ihn kaum noch. Hunger und Kälte hatten den kräftigen Mann zum Schatten gewandelt. Nechzend schwanke er in die Stube und fiel auf die Ofenbank nieder, wo Babette und David kauerten.

Huber speiste, wärmte, verband und kleidete den gejagten Mann. Dann aber trieb er ihn zum Weitergehen. Er wollte ihn begleiten, die Almhütte am Fliotienkees war sicher —

Doch der Luchnerwirt glaubte sich verraten, ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt. Wohl hatte er Josef Huber zornig angelassen, als er der Lügenstimme Kolbs nicht hatte glauben wollen, in seiner äußersten Not wendete er sich vertrauensvoll ihm wieder zu.

„Kein Mensch, ja auch kein Heiliger,“ sagte er und ergriff Hubers Hand —

„Sehe dein Vertrauen auch lieber gleich auf den Allerhöchsten, Luchnerwirt, der verläßt dich nicht, so du ihn anrufst,“ versetzte Huber ernst. „Aber wohin kann ich dich bringen, welcher Fled ist sicher?“

Da glitt Babette von der Bank herab, schlich sich an ihren Vater heran, kuppelte ihn am Kermel und flüsterte ihm etwas zu, wobei sie bittend die Hände zusammenlegte.

Bestürzt blickte Huber sie an und dann auf den Luchnerwirt, der mit geschlossenen Augen in tiefster Erschöpfung am Ofen lehnte. „Du hast recht, Kind!“ sagte er nach einer Weile. „Die Gefahr ist sehr groß, und andere Hülfe unserer Augen verborgen. Wir sollen und dürfen dort bergen, was in Gefahr ist.“ Er stieß den Schlummernden an, jede Minute Verzug konnte gefährlich werden. „Luchnerwirt, ich weiß ein Versteck, wo dich niemand sucht, es kennt es kein Mensch, nur ich und meine Kinder —“

„Dann bin ich verloren, Kinder schwagen,“ sagte der Verfolgte flüster.

„Die meinen nicht,“ versicherte Huber, indes Babette die Hand Hofers ergriff und flüsternd sagte, sie erzähle es niemandem, gewiß nicht. „Ich gebe dir ein wichtiges Geheimnis preis,“ fuhr Huber fort, „doch wird Gott alles zum Besten lenken. Er kann die Seinen retten, wie er will; ich darf jetzt nicht zögern, weil uns dieser Zufluchtsort auch noch einmal nötig sein könnte, wie früher unseren Glaubensbrüdern.“

„O alle ihr Heiligen!“ höhnte der Luchnerwirt. „Wäre ich doch lieber im offenen, ehrlichen Kampfe gefallen, wie so viele, als wie ein gehektes Tier von einem Schlupfwinkel zum anderen kriechen zu müssen und vielleicht doch noch von den verfluchten Franzmännern gepackt und aufgeknapft zu werden!“

Babette streichelte mitleidsvoll seine Hand; er dauerte sie unsäglich. Huber trieb zur Eile. „Gedenke es einst meinen Kindern, Johann —“

„So wahr die Heiligen mir beistehen —!“

„Was sie aber nicht thun, da dir Gott durch den Mund eines Kindes hilft! Gott hört dich jetzt und wird wissen, ob du dein Wort hältst, Luchnerwirt,“ sagte Huber ernst.

Der Luchnerwirt nahm Babette in seine Arme. „Ich will dir's nie vergessen.“ Und er hielt sein Wort.

Gegen Morgen, als die Thäler noch mit dem Mantel der Nacht bedeckt waren und sich nur die Berggipfel gegen den Himmel abzeichneten, lehrte Huber zurück. Der Luchnerwirt war geborgen, so leicht fand ihn niemand in der Höhle, die ein Geheimnis der Protestanten war, aus der Zeit, wo die römische Kirche aufs neue mit Feuer und Schwert ihre abtrünnigen Kinder zu bekehren suchte.

Josef Hubers Vorfahren waren mit ihren Herren, den Burggrafen von Taufers, durch Luthers Donnerstimme geweckt, eifrig thätig gewesen, der reinen Lehre den Weg zu bahnen. Es ward Gottes Wort frei von den Ranzeln gepredigt, Luthers Lieder gesungen und das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht. Ein frischer Wind wehte durch diese grünen, von Eis und Schnee umgebenen Thäler, der die Fahne der Reformation hoch aufflattern ließ. Aber wie die verheerenden Wasserstürze die schönsten, fruchtbarsten Wiesen und Felder in tote, wüste Stätten wandeln, so schwanden alle die herzerfreuenden Geistesblüten vor dem Ansturm der Jesuiten. Kein Mittel, kein Weg ward unerforscht gelassen, um die Herrschaft der römischen Kirche und ihres Oberhauptes wieder zu befestigen, und unter diesem gewaltigen Drucke wendeten sich auch die Grafen von Taufers reuig der römischen Kirche wieder zu. Ihre Diener, die Hubers, blieben der evangelischen Lehre treu, mit Wissen und Willen ihrer Herren, welche Treue und Brauchbarkeit auch bei den Protestanten zu schätzen wußten und sie gegen Verfolgungen schützten.

Der letzte Burgherr, ein wilder, übermütiger Mensch, hatte einst spottend seinem Diener zugerufen, auch er habe sich ein Bibelwort zur Lebensregel erwählt: „Freue dich, o Jüngling, deiner Jugend!“

Ruhig hatte der alte Huber vor ihm gestanden und leise geantwortet: „Es giebt einen Nachsah dazu, gnädiger Herr, der heißt: „Vergiß aber nicht, daß du von allem wirst Rechenschaft geben müssen.“

So leise die Worte gesagt waren, so laut tönten sie später im Herzen des Burgherrn wieder, als bitteres Herzleid und schwere Krankheit über ihn und die Seinigen kam. Mit Kasteiungen, Bußen und Opfern versuchte er sich Frieden zu schaffen, versprach Schenkungen an Klöster und Pfarreien — doch Ruhe fand er nicht. Da gab er dem Drängen des Bischofs von Brixen nach und gelobte, alle Urkunden über den einstigen Sieg der Bittenberger Rachtigall in diesen Thälern, welche in der Burg aufbewahrt wurden, zu vernichten.

Im Jahre 178* in einer Novemberrnacht brannte im Schloßhofs ein großer Holzstoß, und leuchtend schleppten schwarze Gestalten herbei, was sie in Bibliothek und Archiv als verdächtig erkannt. Die auf- und niederzüngelnden Flammen warfen grelle, rote Lichter bis zu dem Fenster hinauf, wo der Burgherr stand und auf die heiße Stut hinabsah, die das Andenken an die mutig ergriffene und hochgehaltene Geistesfreiheit seiner Vorfahren verzehrte.

Besser zu viel, als zu wenig, meinte der Bischof, und so loderten Archiv und Bibliothek zusammen auf. Die Briefe der Bruneder Ratsherren über die neue Kirchenordnung, die Predigten des Taulerius, die lutherische Bibelübersetzung und alte Rechnungsbücher zerfielen mitfammen in Asche.

Noch immer fand der Burgherr keine Ruhe, die Flammen dieser Nacht verfolgten und peinigten ihn wie eine neue Schuld.

Da war es Josef Huber, damals ein junger Mann, der seinem verzweifelnden Herrn von einem Frieden sprach, der nur durch innere Reue und Buße, die den Schuldigen zu Jesu Füßen niederwirft, erlangt werden könne. Als der Burgherr starb, lag seine Hand in der seines treuen Dieners, einen römischen Priester hatte er nicht mehr sehen wollen.

Sein Letztes war, Huber und seinen Nachkommen das Wohnrecht im Grafenhaus bei Sankt Johann zu verleihen.

Kurz ehe die bischöflichen Abgesandten das Schloß durchstöbert, hatte Josef Huber von den kostbaren Büchern einige in der ihm bekannten Höhle versteckt. In der Mitte des langgestreckten Tauferrertales hat sich der Mühlwaldbach einen Weg durch die Granitfelsen gewählt und dadurch ein Rebenthal geschaffen. Vielleicht ist seiner Arbeit auch die Höhle zu verdanken. Jetzt braust der Bach tief unter ihr dahin, doch sind

die Spuren seiner unablässigen, nie endenden Arbeit noch überall sichtbar an den oberen Felsen.

An halber Höhe dieser Felsen zieht sich ein kaum bemerkbarer Pfad hin, hört in jähem Absturze auf, und nur der Eingeweichte weiß die Stufen zu finden, die auf einen mächtigen Kiefernbusch zuführen, der eine schmale Felspalte verdeckt. Sie ist der Anfang eines niedrigen, dunklen Ganges, an dessen Ende sich eine helle, geräumige Höhle befindet, die durch schräge Oeffnungen Licht und Luft erhält.

Hubers Kinder kannten die Höhle gut, hatte ihr Vater sie doch hier in Gottes Wort und Lehre unterrichtet, mit ihnen hier gebetet und gesungen. Leichtfüßig eilte Babette nach zwei Tagen mit Lebensmitteln den Weg entlang. Dem Kinde ward nicht nachgeschpürt, meinte Huber.

Der Luchnerwirt saß inmitten der Höhle auf einem Steinblock, den Stützen kampfbereit im Arm. Kälte und Hunger quälten ihn nicht mehr, aber Zorn und wider Grimm fraßen an seinem Herzen. Hatte er nicht für seinen Kaiser gekämpft, war nicht das Recht auf seiner Seite gewesen? Und dafür mußte er wie ein feiger Verbrecher das Licht meiden. . . . Vor Wut und Scham hätte er laut hinausschreien mögen. Er biß knirschend die Zähne aufeinander, verwünschte die Heiligen — — endlich blickte er auf. Vor ihm stand Babette Huber und sah ihn an.

Er erschrak. War sein Weib krank, oder sein Bube, der Franz? Oder war seiner Schwester Margret etwas geschehen?

Nein, Babette wußte nichts davon.

Warum hatte sie ihn denn so angeschaut?

„Weil du mir halt gar so leid thust, Luchnerwirt,“ sagte das Kind treuherzig und legte die Hand auf die seine.

Da sank des trotzigen, zornigen Mannes Haupt auf ihre Schulter und große Thränen rannen aus seinen Augen in seinen wirren Bart hinab.

Die Kleine küßte unklar, wie schrecklich es sei, einen solchen Mann weinen zu sehen, und versuchte ihn zu trösten. Sie sprach von dem himmlischen Vater, in dessen Hand auch sein Geschick ruhe, und dessen Liebe nur schade, was gut und heilsam sei. Der große, allmächtige Gott könne ihm helfen, er müsse nur recht bitten, nicht die Heiligen, die nur Menschen gewesen — Kinderworte, auf Kinderart geredet, packten und bewegten sie den finsternen, mut- und ratlosen Mann gewaltig. Neues Vertrauen regte sich in ihm, und er gelobte Babette, ihr nie zu vergessen, was sie jetzt an ihm gethan.

Als sie ihn verließ, bat er, daß sie im Luchnerwirthshause nachsehen wolle, ob es allen dort wohlgehe.

Das Haus lag am Ausgange der Schlucht, ein hübsches Haus mit breiter Holzgalerie und weit überhängendem Dach, dessen Holzschindeln mit Steinen beschwert waren. Im Sommer blühte es im Garten gar bunt, der Bach strömte daran vorüber und die duftenden Blüten wilder Rosenbüsche tanzten lustig auf den rauschenden Wellen mit weiter. Aber jetzt war der Garten mit Schnee bedeckt, an den Bachrändern stand das Eis, und die Rosenbüsche waren kahl. Krächzend flogen einige Krähen auf und strichen mit schwerem Flügelsschlage nach dem breiteren Pustertthale hin. Auf den Bergen lagen dunkle Wolken und verhäulten den Himmel.

Neben dem Rosengesträuch war ein Marienbild errichtet, vor dem Babette ein Weib im Schnee liegen sah — Margret, des Luchnerwirts Schwester, groß und hager, wild und leidenschaftlich wie er.

Nur selten hatte Babette sie gesehen, Huber hielt seine Kinder fern von anderen Leuten; jetzt meinte das Kind, sie wie den Luchnerwirt trösten zu müssen.

Kaum berührte Babette die Knieende, so sprang sie auf. Ihre Augen glühten, ihre Lippen zitterten. Sie haßte Josef Huber, weil er Protestant war, und nannte ihn feige, weil er zur Unterwerfung geraten, und weil er den Landrichter beredet, die Männer samt und sonders in die Tauern zu schicken, anstatt den Vernichtungskampf

gegen die Franzosen fortzusetzen. Sie bildete sich ein, Huber und der Landrichter möchten den Luchnerwirt ausliefern, um ein rasches Ende der Unruhen herbeizuführen, und hatte in ihrer haltlosen Verzweiflung über ihres Bruders Gefahr die Weiber in Mühlen durch die Sturmglocke zusammengerufen und ihnen befohlen, sich zu bewaffnen. Kammen die Franzosen wieder, um den Luchnerwirt zu suchen, so wollte sie mit den bewaffneten Weibern ihm Zeit zur weiteren Flucht verschaffen.

„Warum kniest du vor dem Bilde und betest nicht zum lieben Gott, der dich hören kann?“ fragte Babette ernsthaft.

Der Zorn, der in Margret tobte, entlud sich in wilden Schmähungen gegen Babettens Vater. „Ihr wollt den Birt verraten, man sollte euch Keßer verbrennen!“ schrie sie und stieß die Kleine von sich. „Mache, daß du wegstommst! Du suchst nach ihm, aber ich schütze ihn vor euch, und die heilige Jungfrau wird mir dazu beistehen!“

Babette schrak zurück. Dunkle Röthe stieg in ihr Antlitz, ihre braunen Augen blickten, doch sie vergaß nicht, daß sie nichts verraten durfte. Sie sagte nicht, daß sie wisse, wo der Luchnerwirt sei, sie stieß nur hervor: „Deine heilige Jungfrau kann dir nicht helfen, sie weiß gar nicht, wo der Luchnerwirt ist.“

Butentbrannt holte Margret zu einem Schlage aus, dem die Kleine nur durch die Schnelligkeit ihrer Füße entging, die sie eilig durch das Dorf Mühlen trugen, auf dessen Kirchplatz sich die mit Dreschflegeln, Heugabeln und Schürstangen bewaffneten Weiber um hellodernde Feuer geschart hatten.

Abends fragte Huber die Kleine nach dem Luchnerwirth, und sie berichtete von den bewaffneten Weibern.

Margrets Zorn über den Rückzug der Männer in die Tauern war kindisch, ihre Weiberbewaffnung frevelhaft, sie konnte die Franzosen aufs neue gegen die Tauserer reizen und den Aufenthalt der Männer in den Tauern verlängern. Die Kälte war arg, es mangelte an Lebensmitteln, die Leute fingen an zu murren. Sollten die Grausamkeiten wieder beginnen? Der Landrichter mußte benachrichtigt werden, daß er die Weiber in Mühlen zur Ruhe verweise — Babette sollte der Bote sein.

„Thust's nicht gern?“ fragte Huber, peinlich überrascht durch Babettens Ausdruck.

In Thränen ausbrechend, wiederholte Babette Margrets Beschuldigung. Es war das erste Mal, daß ihr die Ungerechtigkeit der Welt entgegentrat. Sie hatte den Leuten Gutes gethan, die ihr so Schlechtes zutrauten. Alles in ihr empörte sich dagegen. In ihrem Kinderherzen lebte eine fast leidenschaftliche Sehnsucht nach Liebe, nach Anerkennung, nach Frieden mit aller Welt. Sie war so liebbedürftig und so unglücklich in dem Gedanken, verkannt zu sein.

Huber seufzte auf. „Wer nicht angesteckt ist von der Sucht, den Menschen zu gefallen, noch von der Furcht, ihnen zu mißfallen, der genießt die Fülle des Friedens,“ sagte er mit den Worten des Thomas von Kempen. „Die Menschen mögen gut oder böse von uns denken, wir sind deshalb doch nicht anders,“ fuhr er fort und zog Babette näher. Lange redete er eindringlich mit ihr, aber sie hing den Kopf, weinte bitterlich, konnte sich aber nicht trösten. Da fiel Huber auf die Kniee nieder, streckte die Hände empor und flehte in heißem Gebet, Gott selbst möge des Kindes Herz bewahren und in alle Wahrheit führen. „O mein Herr und Gott!“ rief er zum Schluß, „führe du mein Kind so, daß sie dir nachfolgen und dieser Welt Herrlichkeit wie dieser Welt Leiden für nichts achten lernt! Ich bitte nicht um irdisches Glück für sie, sondern daß du sie mit starker Hand zu dir ziehen mögest.“ Dann erhob er sich. „David,“ sagte er zu seinem Sohne, dessen ruhiger Ernst eine Sorge für seine Zukunft nicht aufkommen ließ, „dir lege ich Babettens Wohl, ihr ewiges, himmlisches Wohl an das Herz. Kein Erdenglück kann euch je wieder Frieden geben, werft ihr einmal die Gnade weg. Babett', wahre deine Seele, halte ihren Frieden höher als alle Freuden, alles Glück der Welt.“

Mit weit offenen, glänzenden Augen blickte Babette auf. Tiefer als alle Ermahnungen sanken diese aus dem innersten Herzen des besorgten Vaters kommenden Worte in die Kinderseele, um nie wieder vergessen zu werden.

*
*
*

Die Kälte nahm zu; von den Felsenwänden hing das Eis wie ein schimmernder, glühender Ueberzug nieder. Auf den breiten Nesten der mächtigen Tannen lag der Schnee gleich weißen Tüchern ausgebreitet, an einzelnen Wegstellen war er wie hohe Mauern zusammengeweht. Brach von Zeit zu Zeit ein Baum unter der Schneelast nieder, so konnte man das Krachen und Sausen weithin hören.

Babette eilte in das Thal hinab, um dem Landrichter, der unterhalb der Burg im Dorfe Sand wohnte, ihres Vaters Wunsch und Bitte zu überbringen. Sie lief über den Burgberg, blieb dort aber erschreckt stehen und wagte sich nur langsam wieder weiter. Was war geschehen?

Mit jedem Schritte ward der Lärm und das Geschrei deutlicher, auch Schüsse klangen herauf, und bald erkannten Babettens scharfe Augen Soldaten, Franzosen, die unten im Dorfe Wachsfeuer angezündet hatten. Wüstes Loben schallte herauf, untermischt mit dem lauten Jammern der Frauen, dem Kreischen der Kinder, dem Bellen der Hunde und dem Gackern wild umherflatternder Hühner. Dann unterschied die Kleine den Namen des Ludnerwirts, nach dem die Soldaten schrien, um ihn zu erschließen und dann aufzuhängen wie den Wirtsohn von Dlang, dessen steif gefrorene Leiche sie zum abschreckenden Beispiel mit sich geschleppt hatten. In den Häusern ward geplündert, zerfchlagen, was nicht mitnehmerswert schien, geschossen, sobald jemand Widerstand versuchte, und Furcht und Schrecken verbreitet.

Mit zitternden Knien schlich Babette am Berge entlang und suchte auf weitem Umwege das Schloßchen Reumelans zu erreichen, wo der Landrichter wohnte. Sie war von Natur furchtsam, ihr Herz pochte angstvoll, es zog sie wie mit Gewalt zurück — doch ihres Vaters Worte klangen noch in ihr nach und sie hielt, sie dürfe nicht umkehren. Sie faltete die Hände, sie betete und dann schlich sie vorwärts.

Vor dem Schloßchen beratschlagten die französischen Offiziere. Sie wagten sich nicht ohne Führer in die engen, unheimlichen Thäler, der künstliche Bergsturz bei Oberau, dem so viele zum Opfer gefallen, war noch in aller Gedächtnis. Einen Führer aber fanden sie nicht.

Durch ein Seitenpörtchen schlüpfte Babette unbeachtet hinein. Der Landrichter, ein freundlicher alter Herr, nahm sie gütig auf. Ja, hätte er nur ein Duzend solcher Männer wie den Huber, so wollte er bald Ruhe und Ordnung im Lande wieder herstellen. Huber sei ein Mann nach seinem Herzen.

Mit stolz aufleuchtendem Blicke sah Babette auf. „Du hältst uns nicht für schlecht und böse, Landrichter, weil wir nicht zur Jungfrau Maria beten, nicht wahr?“ fragte sie in aufwallendem Vertrauen.

Freundlich streichelte der alte Herr ihre runde Wange. „Nein, mein Kind, aber besser wäre es, du gehörtest zu uns. War deinem Vater das Leben schon oft zu schwer, so werden dir noch weniger Rosen blühen und die Dornen dich zeitig stechen.“ Dann fiel ihm Huberts Botenschaft wieder ein. „Die nichtsnützigen Weibsbilder! Nur deshalb sind die Franzosen wieder gekommen, sie haben davon gehört, denken, der Ludnerwirt stecke dahinter.“

„Der Vater hat ihn weggebracht, sie finden ihn nimmer,“ flüsterte Babette.

„So mag er nur stille sitzen, denn wie gehen die Franzosen mit denen um, die in ihre Hände fallen. Sieh dort, Kind, o der Schändlichkeit!“ Der Landrichter zeigte durch das Fenster, und Babette sah mit Entsetzen die Leiche des unglücklichen Peter Siegmayer aus Dlang der Statue des heiligen Nepomuk gegenüber an der Schloßmauer hängen, wo diese den Weg nach Mühlen zu begrenzte.

Noch stand der Landrichter neben der Kleinen, als die Thür aufgestoßen ward und eine Anzahl Weiber hereinstürmte, an ihrer Spitze Margret Hofer. Sie fielen vor dem Landrichter auf die Kniee und baten schreiend um Gnade für den Ludnerwirt.

„Hat er sich ausgeliefert, ist er gefangen?“ fragte der alte Herr namenlos erschreckt.

„Nein, aber du willst ihn ausliefern, deshalb sind die Franzosen da!“ rief Margret, die jetzt Babette erblickte und sofort ihren schlimmsten Argwohn bestätigt sah. Sie sprang auf, packte des Landrichters Arm und schrie wütend: „Stirbt der Ludnerwirt, stirbst auch du, Landrichter, das schwöre ich dir!“

„Und so ihm etwas geschieht, hast du allein die Schuld, verrücktes Weib! Du allein hast die Franzosen wieder hergelockt mit deiner Weiber-Compagnie. Alles Unheil fällt auf deinen Kopf und jedes Haus, jeder Balken, den sie anzünden, muß dir auf der Seele brennen.“ So zornig hatte man den Landrichter noch nie gesehen.

„Die heilige Jungfrau wird alles zum besten lenken,“ sagte Margret hochmüthig.

„Das konnte sie viel leichter vorher als jetzt nach deiner Dummheit. Nacht, daß ihr heim kommt und redet nicht vom Ludnerwirt, so lieb euch euer Leben ist. Nennst seinen Namen nicht, das ist seine und eure einzige Rettung.“ Mit derben Worten verwies der Landrichter den Frauen ihre Thorheit und schickte sie weg, fast ebenso froh wie Babette, als die letzte hinaus war. Man hörte sie den Garten durchreiten, vor dem heiligen Nepomuk aber blieben sie stehen, sankten ihn aus, daß er solchen Greuel dulde, und jammerten zugleich über das Glend, daß solches neben ihm geschehen könne.

„Glaubst du auch, daß das Steinbild weiß, was geschieht, und es ändern könnte?“ fragte Babette nach einer Weile mit ernsthaftem Blick.

„Das verstehst du nicht,“ sagte der alte Herr kurz.

Er behielt Babette da, bis die Franzosen gegen Abend wieder abzogen, da ihr Suchen nach dem Versteckten erfolglos blieb.

Es war das letzte Mal, daß sich Franzosen im Thale zeigten, die Kunde ihres Abzuges rief die Männer aus den Tauern zurück, nach und nach kehrten Ruhe und Ordnung überall wieder ein. Stillschweigend fand sich einer der Gedächtneten und mit dem Tode Bedrohten nach dem anderen ebenfalls heim, und die Behörden thaten, als sähen und wüßten sie nichts.

Auch der Ludnerwirt war eines Tages, von Babette geleitet, im Hause unter den Seinen erschienen, jubelnd von seiner Schwester begrüßt, die laut versicherte, sie habe es ja gewußt, er habe in den Mantelfalten der heiligen Jungfrau gelegen.

„Aus denen du mich durch deine Dummheit beinahe herausgeholt hättest,“ sagte er barsch. „Ich weiß, was du angestellt hast, und daß du allein die Franzosen — der Huber hatte ganz recht. Mit den Heiligen laß mich in Ruhe, die haben mir nicht geholfen, das wissen Babette und ich besser.“

Babette sah lächelnd auf, doch ihr Lächeln erstarb unter Margrets haßerfülltem Blick, die sich für diese Demütigung zu rächen gelobte.

* * *

Gar manche Stunde verbrachte der Ludnerwirt im Grafenhanse, nahm auch seinen Sohn, den Franz, oft mit. Er meinte, Babette könne einmal Ludnerwirtin werden, trete er das Haus an Franz ab. Daß die Hubers sich nicht zur römischen Kirche hielten, schien ihm ein Vorzug, wie er seiner Schwester auseinander setzte. „Der Huber macht keinen Umweg, geht gleich vor die rechte Schmiede, das ist besser, als deine vielen Heiligen.“

Margret schwieg, solange er in der Nähe war, gelobte aber, solches den Hubers nicht zu vergeßen.

Sobald Babette und David alt genug waren, brachte Huber sie in eine kleine evangelische Gemeinde jenseits der rötlich schimmernden Dolomiten, von wo er sich einst

sein früh verstorbenes Weib geholt. Dort wurden sie in den Bund evangelischer Christen aufgenommen und gingen zum erstenmal zum Tische des Herrn.

David besuchte von dort aus eine Schule, um für sein Leben zu lernen, was ihm sein Vater nicht lehren konnte; Babette lehrte mit ihrem Vater nach Jahresfrist heim.

Es schien, als sei Babette durch diesen bedeutsamen, wichtigen Schritt auf einmal eruster, reifer und verständiger geworden, ja in ihrer geistigen Entwicklung so fortgeschritten, daß Huber oft meinte, seine frühere Sorge um sie sei übertrieben gewesen. Sie ließ sich durch nichts anstecken, was um sie her vorging, und schien innerlich stets sicher und unbeirrt.

Eine große Ruhe kam über Huber, aus welcher sich eine Mattigkeit — zum Sterben — entwickelte. Als David herbeigerufen ward, hatte seine Stunde geschlagen.

Es war ein klarer, heiterer Herbsttag. Die Spitzen und Grate der mächtig aufragenden Berge hoben sich scharf von dem tiefblauen Himmel ab. Die Fenster im Grafenhause standen weit offen, die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fielen ungehindert auf das Lager des Sterbenden, von dem der Luchnerwirt soeben den letzten feierlichen Abschied genommen hatte.

Vor der Thüre hatte er die schluchzende Babette in seine Arme gezogen und ihr laut gelobt, zeitlebens ein treuer, liebevoller Vater für sie zu sein.

Das tiefbetrübt Mädchen wußte wohl, wie er es meinte. Längst hatte Franz ihr sein Herz in leidenschaftlicher Liebe zugewendet; ihr reizendes Antlitz, ihr liebliches Lächeln, ihre braunen, glänzenden Augen hatten ihm täglich tiefer Herz und Sinn gesungen genommen, und sein Vater freute sich dessen. Doch der eigene Vater konnte ihr nicht ersetzt werden, sie weinte unter des Luchnerwirts tröstenden Worten und ging wieder hinein, wo David neben dem Lager saß.

Als die Schneespitzen sich in rotes Licht tauchten, das Geläut des heimziehenden Viehes sich mit dem Zirpen der Grillen und dem Summen der Insekten vermischte, nahm Huber die Hände seiner Kinder in die seinen und befahl sie, die er schußlos in feindlich gesinnter Umgebung zurückließ, der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes.

Mitten in der Rede stockte seine Stimme, ein Schatten flog über seine Züge. „Babett!“ sagte er mit angstvollem Flüstern, „wahre deine Seele, laß nicht von deinem Glauben! David, Sorge du dafür —“

Der Glanz der untergehenden Sonne lag verklärend auf seinem Angesicht — dann sank die Sonne hinter die Berge, und nun sahen die Kinder, daß Huber tot und seine Seele mit dem letzten Worte entflohen war.

„Wahre deine Seele!“ Hubers letztes Vermächtnis an seine Tochter.

*
*
*

Kaum war die Trauerzeit verstrichen, so verlobte der Luchnerwirt seinen Sohn mit Babette; sein Herzenswunsch war damit erfüllt. Die Einreden seines Weibes wie seiner Schwester schnitt er kurzweg ab, er war Herr im Hause; wer sich nicht fügen wollte, konnte sein Haus meiden und weggehen.

Franz war selig, und nur Davids ungern und zögernd gegebene Zustimmung trübte Babettens Glück. Der Luchnerwirt versicherte, noch auf dem Sterbebette habe Huber in die Heirat gewilligt — David konnte nicht freudig ja sagen. Der Schatten, der sich dadurch zwischen den Geschwistern erhob, machte beide unglücklich — so weit Babette jetzt unglücklich sein konnte.

Mit einem Eifer, der fast etwas Krankhaftes hatte, betrieb der Luchnerwirt die Vorbereitungen zur Hochzeit — immer hastiger und drängender. Und dann ward allen klar, warum es ihn so gedrängt und getrieben hatte — wenige Tage nur lag er krank, dann war er plötzlich, unerwartet gestorben, und man trug ihn hinaus auf den Friedhof, vor welchem Margret zu seinem Schutze die Weiber aufgerufen hatte.

Nun war die Stimme verstummt, die allein Margret in Schranken gehalten, die Hand, welche sich schützend über Babette strecken wollte, lag kalt und machtlos im Grabe. Und nun erhob Margret laut ihre Stimme, die keine weichen, wohlthunenden Töne für das gehagte Mädchen hatte; und ihre Hand versuchte das Band zu lösen, das Franz gefesselt hielt.

Noch grüntem die Kränze auf des Luchnerwirts Grab, noch meinte Babette, sein herzlicher Gruß sei kaum verhallt, da zeigten ihr die kalten Wände Margrets und der Luchnerwirthin, daß sie nur largen Willkomm zu erwarten habe. Babette gestand es sich nicht ein, es konnte nur ein Irrthum sein, aber sie fand den Weg nicht mehr hinab ins Thal. Und Franz kam lieber hinauf, es schien ihm nicht mehr behaglich im eigenen Heim.

Vor Babettens holdem Lächeln, ihrem aufleuchtenden Blick schwand die Urruhe, die des Pfarrers, der Mutter und der Ruhme Warnungen, Vorstellungen und Bedenken in Franz erregten.

So lange Franz Trauer um seinen Vater trage, dürfe nicht an Feste und Hochzeit gedacht werden, lautete der Ruhme Ausspruch, und Franz gab seiner Mutter Bitte nach, die dasselbe meinte und ihm ans Herz legte.

Sah Franz in Babettens klare, schöne Augen, dann vergaß er alles, was seine Hausgenossen über sie sagten, fern von ihr, gewannen die bösen Einflüsterungen mehr und mehr Macht über ihn. Steter Tropfen höhlet den Stein. Kopf und Herz gerieten bald in argen Zwiespalt bei Franz.

Es griff niemand seine Liebe zu Babette an, man fragte ihn nur, wie groß wohl ihre Liebe zu ihm sei. Täglich, stündlich ward ihm vorgehalten, wie peinlich und störend es wäre, ihre Erlaubnis einholen zu müssen zum Aufhängen eines neuen Heiligenbildes, oder nicht zu wissen, ob die Fronleichnamsprozession am Hause halten dürfe, und ob das Haus auch dazu gebührend geschmückt werde. . . . Wann war es, daß die Frage zum erstenmal in Franz auftauchte, ob es nicht besser sei, Babette wäre seines Glaubens? . . . Und als er sich das einmal gefragt, meinte er bald, es sei ein Liebesbeweis, den er von ihrer Zuneigung wohl erwarten könne. Ja, er war dazu berechtigt, hatte doch der Pfarrer von dem Verdienste gesprochen, das sich Franz um die Kirche erwerben könne, berebe er Babette dazu. Auch das Fegefeuer werde zweifellos dadurch für den Luchnerwirt abgekürzt. Babette hatte alles Glück, das irdische für Franz und das himmlische für seinen Vater, in ihrer Hand.

Unzählige Male hatte Franz versucht, dies alles seiner Geliebten auseinander zu setzen, er fand niemals das rechte Wort. Endlich sagte er sich, er werde im eigenen Hause, von Mutter und Ruhme unterstützt, mehr Mut haben.

Babette hatte alle Urruhe und Verstimmung ihres Verlobten auf den jähen Tod des Vaters und ihre verzögerte Verbindung geschoben. Seine Botschaft, die sie zu seiner Mutter rief, schien die endliche Lösung für alle Fragen zu bedeuten. Wahrscheinlich sollte der Hochzeitstag bestimmt werden.

David war auf einer mehrtägigen Wanderung begriffen. Babette war dessen froh, sicherlich hätte er noch einmal ihr Herz mit Ermahnungen und Vorstellungen bestürmt. Aber — wie kam es denn, daß ihr Herz trotz Davids Abwesenheit nicht freudig aufpochte, daß es sich wie eine schwere Last auf ihre Brust legen wollte?

Zögernd schritt Babette den Gartenweg entlang und betrat die Straße. Ein runder, schwarzer Filzhut, auf dessen Krempe eine Goldtrobdel ruhte, beschattete ihr liebliches Antlitz, welches heute einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck zeigte. Ihre braunen Augen sahen nachdenklich auf die großartig wilde Umgebung, auf die zackigen Felsen, die Schneespitzen, welche von allen Seiten auf sie niederblickten. Ein brausender Wasserfall hing wie ein schimmerndes Silberband zwischen dem dunklen Grün der Bergtannen; zur Seite der Straße eilte der grüne, durchsichtig klare Ahrnbach über die jeinen Lauf hemmenden Felsblöcke hastig thalwärts, wobei er wohl hier und da den

Weg unterspülte, kleinere Steine mit fortrollte und wie ein mutwilliges Kind zu zerstören suchte, was er erreichen konnte. Unter den unsäglich weißen, blendenden Schneefeldern lagen dunkle, erusste Waldstriche, von denen sich das frische Grün der Wiesen leuchtend abhob. Ueber den Vorbergen wehte weicher, bläulicher Duft.

Der Tauernwind durchschauerte die Wandelnde kalt, als sei er über Eis und Schnee gegangen. Sie nahm ihren Hut ab, um sich die heiße Stirn kühlen zu lassen. Der Wind wehte in der sonnigen Thalebene unten nicht so frisch und erquidend, die Luft war nicht so frei und leicht . . . es war alles anders. Eine Art Angst wollte sich in Babette regen, Angst vor den Wehen im Luchnerwirthshause. Sie schalt sich innerlich über die Thorheit. Es war nur der Nachklang der langen Zeit voll Trauer und Unsicherheit.

Am Ausgange des Thales grüntem Alpenrosenbüsche, von denen Babette so oft in früheren Jahren die ersten Blüten für ihren Vater gepflückt. Sie hielt den Schritt an, brach einen kleinen grünen Zweig, und plötzlich standen ihre Augen voll Wasser, eine peinigliche Sehnsucht nach ihrem Vater befiel sie.

Dort lag die Burg, breit und mächtig, ein Denkmal der einstigen Macht ihrer Besitzer. Langsam bröckelte Stein für Stein von den Zinnen, die Mauern zerfielen, im Schloßhofs, wo die Flammen gelodert, wucherten Gras und Kräuter, und das Geschlecht, das einst hier gehaust und diese Hallen belebt, war ausgestorben und vergessen. Die Strafe des Abfalls von der reinen Lehre, hatte Huber oft gesagt.

Babette hatte die Hände auf das Herz gedrückt und blickte lange auf die Thürme und Zinnen, die sich aus grünem Waldesbüschel erhoben. Dort durch das schattige Grün an der Bergwand zog sich der Fußpfad hin, den sie eingeschlagen, als die Franzosen zum letztenmal das Thal mit Angst und Schrecken heimgesucht. Und dort sah sie schon das Schloßchen Neumelans, wo der Landrichter Attlmayer gewohnt.

„Die Dornen werden dich zeitig genug stechen.“ Hatten für Babette bisher nur die Rosen geblüht?

Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust, als sie an der Repomustatue vorüberschritt. Der Heilige hatte weder damals noch je den Greueln gewehrt, Lob oder Tadel war auch spurlos an ihm hingegangen. Margrets Zanfen an jenem Morgen — o, ob Franz der Ruhme nicht eine andere Heimat herrichten konnte? Gewiß, es that nicht gut, sie im Hause zu behalten.

Immer schwerer war der Druck geworden, der Babettens Herz beklemmte. Sie hatte gehofft, Franz werde ihr entgegen kommen, ihrer warten, niemand war zu sehen, Babette erblickte die Luchnerwirthin mit Margret im Garten. Die oft leidende Frau sah an warmen Tagen gern unter den Rosenbüschen an dem rauschenden Wasser.

Nicht immer mildern graue Haare die Herzenshärte eines Menschen. Ein Zug höhnißchen Triumphes glitt über Margrets Gesicht und ließ ihre Augen ausblitzen, als sie Babettens Zögern bemerkte.

Weder sie, noch die Luchnerwirthin hießen das Mädchen willkommen.

„Mach's kurz, Schwiegerin!“ sagte Margret, und Babette wußte jetzt, daß man ihr nichts Freundliches, nichts Gutes zu sagen hatte. Ihr war, als sei sie wieder das Kind, dem Margret mit einem Schlage drohte, als liege Schnee, als seien alle Blüten des Sommers erstorben und der Frost senke sich langsam, ertönd auf sie nieder.

„Warum ist Franz nicht da?“ fragte sie beklommen mit angstvoll aufspodendem Herzen.

„Weil wir mit dir reden wollen,“ sagte die Luchnerwirthin, und Margret fügte hinzu, er habe gemeint, sie könnten es kürzer abmachen.

„Was — was meint ihr?“ stammelte Babette erbleichend.

Einen Augenblick weidete sich Margret an Babettens Bestürzung. Dieser Augenblick entschädigte sie für vieles. Und wie hatte sie ihn herbeigesehnt. „Den Heiligen sei Dank, daß er eingesehen hat, er kann nur ein Weib nehmen, das mit zur Messe geht — weiter nichts —“

Wäre ein Blickstrahl vor Babette niedergeschlagen, sie hätte nicht jähler erschrecken und zusammenzucken können. Und dann war ihr, als habe sie dies schon lange gewußt, als habe sie es heute auf dem Wege nur nicht verstehen, nicht wissen wollen, als habe sie es weggeschoben, um sich bis zum letzten Augenblick ihres schwindenden Glückes noch zu freuen. Aber die bange Ahnung hatte sie längst verfolgt — und nun verstand sie alles Fremdartige an Franz.

Die Luchnerwirtin rief sich die immer kalten Hände. „Die heilige Jungfrau hat dem Wirte das Gefährde abgenommen — er hat es dem Pfarrer auf dem Todbette gebeihtet — der Franz solle nur eine richtige Katholikin nehmen — er starb zu schnell, sonst —“

Babette hörte nichts weiter, das Brausen des Baches füllte ihre Ohren, ihr Kopf brannte, es drehte sich alles mit ihr. O, der entsetzlichen Lüge! „Es fällt — euch — sehr spät ein —“. Sie legte die Hand über ihre Augen, noch einmal giug es wie eine brausende Welle über sie dahin, ein Frösteln lief durch ihre Glieder und dann blickte sie ruhig auf. Langsam giug ihr Blick durch den Garten, über die Berge, von denen die Wässer donnernd niederstürzten — man hörte das Tosen sogar hier — über die sonnenbeschienenen Wiesen, auf denen sie oft mit Franz gespielt, und dann sah sie Margret fest und groß an. „Wofür hat der Wirt solches gelobt?“

„Für seine Rettung vor den Franzosen durch die Allerheiligste.“ Beide Frauen betraugten sich.

Babette nickte der Ruhme mit einem fast mitleidsvollen Lächeln zu. „Ich habe geschwiegen, es kam nichts mehr darauf an, doch habe ich den Wirt vor den Franzosen gerettet. Mir verdanke er sein Versteck, nur ich kenne es. Einen Tag um den anderen bin ich bei ihm gewesen, um ihm Speise und Trank zu bringen. Als ich dich hier im Schnee liegend traf, Ruhme, da kam ich von ihm —“

„Man hat nicht immer reine Töpfe, die Heiligen müssen sich oft unwürdiger Werkzeuge bedienen!“ schrie Margret zornig und stieß ihren runden Hut herunter, so daß der Wind ihr graues Haar zausen konnte.

„Doch nicht solcher, die auch die Heiligen nur für schwache, sündige Menschen erkennen und ihrer Macht mißtrauen.“ Babette atmete tief auf.

Margrets Zorn ersticke fast ihre Stimme. „Ihr hattet den Luchnerwirt verzaubert, ich hab's immer gewußt,“ presste sie endlich hervor.

Der Luchnerwirtin Herz hörte Wahrheit aus Babettens Worten heraus. „Hat er dich deshalb so gar gern gehabt?“ stüsterte sie und zog das Mädchen zu sich heran, gerade als Franz aus der Hausthüre sah.

Diese lieblosende Bewegung seiner Mutter, mit seiner eigenen Ueberzeugung von Babettens Liebe gepaart, nahm Franz den letzten Zweifel an der sofortigen Einwilligung des geliebten Mädchens. Schon von weitem dankte er ihr, daß sie ihm zuliebe, seinetwegen —

„Nichts thut sie deinetwegen, die schlechte Dirne!“ schrie Margret ihm an.

Schon stand Babette vor Franz und ihr Blick lag mit einer angstvollen Frage auf ihm. „Franz, ist es wahr, hat die Ruhme in deinem Auftrage geredet?“

„Ja freilich, es war ja doch so am besten für uns, Babett.“ Franz zog sie hinter das Haus, wo sie vor Margrets scharfen Augen geschützt waren.

„Dein Vater meinte es anders,“ sagte Babette, und dachte daran, wie wenig noch geseht hatte, daß der Luchnerwirt sich zum evangelischen Glauben bekannte. Nur das Aufsehen, den häuslichen Kampf hatte er geseht.

Eifrig meinte Franz, es gehe ja keinem Menschen etwas an, wenn er seinem Weibe erlaube zu glauben, was sie wolle, aber der Pfarrer habe doch gesagt — und nun führte er alles auf, was ihm Pfarrer, Mutter und Ruhme so oft vorgestellt. Es sei doch besser, ja sei eigentlich ganz nötig, daß sie ihm das Weihwasser reiche, den Schutzpatron des Hauses verehere, der es sie sonst entgelten lassen werde, und ihm in

die Messe folge. Fest in seiner Ueberzeugung, sie werde es thun, sie habe ihn ja lieb, malte er sich und ihr aus, welsch ruhiges, glückliches Leben ihrer dann warte.

Aber unter seinen Worten klang eine andere Rede in Babette wieder, eine Rede, die sich ihrem Herzen eifrig tief eingedrückt hatte. Den Blick auf die rötlichen Dolomitzberge geheftet, stand Babette im Geiste vor dem Prediger, der sie zum Tische des Herrn zugelassen. „Du bist nicht berufen, mit lauter Stimme zu predigen, meine Tochter, wohl aber um durch deinen Wandel die Wahrheit deines Glaubens zu bekräftigen, zu zeigen, daß Gottes Wort, wie die lutherische Bibel es uns lehrt, jederzeit die Leuchte deines Fußes ist. So sollst du inmitten der römisch Gesinnten das Banner der evangelischen Kirche hoch halten.“

„Meiner Mutter zuliebe, die sonst nicht glücklich sein könnte,“ sagte Franz, der Babettens Schweigen nicht ganz begriff und ungeduldig ward.

Da wendete sie den verschleierten Blick ihm langsam wieder zu und wieder ging es wie ein Frösteln durch ihre Glieder, als durchkäste sie der Tauernwind, der um das Haus wehte und durch die Rosensträucher raschelte, als suche er nach längst vergangenen Blüten. Der Herbst bringt im Gebirge keine Rosen mehr — ja, blühen überhaupt für Babette noch Rosen? Sie wiegte leise den Kopf, sie verneinte es sich selbst, sie fühlte jetzt die Dornen, sie stachen sie tief in das Herz. „Ich hatte meinen Vater auch sehr lieb,“ fiel es tonlos von ihren weiß gewordenen Lippen.

Franz wußte das, aber Josef Huber war schon lange tot —

„Der Tod macht ein Ende allen Habers, nicht der Liebe.“ Babette blickte Franz so ernst und unverwandt an, daß es ihm unheimlich ward. Er bat hastig, sie möge der Sache ein Ende machen, ja sagen, und dann könne der Hochzeitstag bestimmt werden. Es sei so einfach — ein Wort genüge —

„So einfach!“ wiederholte Babette mit zuckenden Lippen. „Aber ich möchte doch mit David reden, komme morgen zu uns ins Grafenhaus, dann will ich dir sagen —“

„Daß du es thun willst. Natürlich, ich wußte es ja!“ rief Franz jubelnd und wollte sie umarmen, doch Babette schob ihn sanft zurück.

„Ich erwarte dich morgen, Franz.“

„Welche Angst du vor David hast!“ Unzufrieden, ja getränkt trat Franz zurück und ließ Babette ohne weiteren Abschied weggehen. Auch den Frauen unter den Rosenbüschen sagte sie nicht Lebewohl, und Franz wußte kaum, wie er ihr eigentümliches Wesen deuten sollte. Sicherlich hatte sie Angst vor David; er wollte zeitig hinausgehen, ihr gegen David beistehen, sie vielleicht dann wieder mitbringen, damit der Hochzeitstag endlich festgesetzt werde.

Babette war in das Mühltalthal geeilt; ihr war, als müsse sie den entlegensten Fleck, den sie kannte, aufsuchen, um ungestört über das nachzudenken, was ihr geschehen war. In der Höhle war sie ganz allein — dorthin zog es sie.

Durch die schrägen Felspalten fiel nur gedämpftes Licht; ein Busch hatte seine Zweige hineingedrängt und auf dem Boden lagen welke Blätter. Als Babette die Höhle betrat, verstumte das Rauschen des Wassers und das Brausen des Windes, tiefe, totenähnliche Stille umgab sie plötzlich, kein Laut war hörbar. Babette atmete wie erleichtert auf und sah sich um. Dort lag der Steinblock, wo sie den Lutznerwirt so oft hatte sitzen sehen. Was würde er wohl zu Franzens Verlangen gesagt haben? Babette dachte mit Bedauern des guten Mannes, der es so gut mit ihr gemeint, und dessen Lieblingswunsch so kläglich zerstört ward. Sie selbst ging die Sache nichts an, es war wie etwas Fremdes für sie, nur die Enttäuschung des alten Mannes — aber dafür konnte David wieder ganz ruhig und zufrieden sein.

David! Er hatte also doch recht gehabt mit seinen Befürchtungen, seiner Angst —

Babette sank auf den Steinblock nieder und presste die Hände vor ihr Antlitz. Ihr erstes klar bewußtes Gefühl war eine tiefe Beschämung, eine demüthigende Selbsterkenntnis, denn nur ihre Gleichgültigkeit, ihre Lauheit, ihr Augen- und Ohrenschließen,

absichtlich und geflissentlich, hatte die Erwartung ihres Uebertrittes hervortreten können. Ihrem Vater oder David hätte es niemand zugemutet.

Es wäre besser, du gehörtest zu uns, hatte der alte Mann in Neumelans gesagt. Ja, wäre es nicht besser, in Frieden mit aller Welt zu sein, wie sie es sich schon als Kind ersehnt, glücklich mit Franz, geliebt von Mutter und Nuhme? —

Das alte Sehnen erhob sich noch einmal mächtig in ihr — o warum war ihr Streit und Kampf beschieden! Wohin sie blickte, gähnte ihr Unfrieden entgegen. Babettens Herz blutete, sie fühlte den unaussprechlichen Schmerz, der ihrer wartete — aber aus der Tiefe ihres verzweiflungsvollen Kummers rang sich ein Ahnen des ewigen Friedens empor, den nichts auf Erden stören kann. In plötzlicher, blickartiger Erkenntnis empfand sie, daß ihre Sehnsucht nach Frieden nur ihm gegolten und daß sie sich ihn bewahren müsse, wenn auch mit brechendem Herzen. Aber — so räthelvoll ist der Mensch — unter dieser Erkenntnis spiegelte ihr Herz ihr zugleich die Möglichkeit vor, dennoch mit Franz glücklich sein zu können. Wenn sie ihn durch anscheinende Nachgiebigkeit fesselte, dann berebete, mit ihr in der Bibel zu lesen, ihm aus dem Katechismus den Irrtum seines Weges bewiese — —

Hätte er wohl den Mut zu thun, was seine Kirche, sein geistlicher Berater ihm unterlagten? Gewiß nicht! Aber sie, Babette Huber, die Tochter des treuen Knechts, der seines Herrn geängsteter Seele den Friedensweg gezeigt, sie wollte den traurigen Mut haben, sich und andere mit einer Lüge zu betrügen, ja Gott den Herrn . . .

Ein Entsetzen vor sich selbst, das ihre Glieder lähmte, befiel Babette; kraftlos sanken ihre Hände nieder. Wollte sie so ihre Seele wahren, so durch ihren Wandel die Wahrheit ihres evangelischen Glaubens beweisen und das Banner der reinen Lehre hoch halten? Der Gedanke an Franz trat zurück vor dem vernichtenden Vorwurfe, durch ihre Lauheit das Ansehen der evangelischen Gemeinschaft zu schädigen. Sie empfand die Verantwortung, die jeder einzelne für das Ganze trägt . . . Und nun fühlte Babette auch, wie gnädig Gott sie durch des Luchnerwirts schnellen Tod bewahrt hatte vor der unverständenen Friedenssehnsucht ihres unerfahrenen Herzens . . .

„Vater, ich wahre meine Seele!“ Babette warf sich auf die Kniee, drückte das Gesicht auf ihre gefalteten Hände und betete mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis, wie sie es als Kind an dieser Stelle so oft gethan.

Und dann weinte sie bitterlich, schmerzlich und lange.

Spät abends lehrte David heim. Babette empfing ihn an der Hausthüre, liebevoll und mit einer demütigen Unterordnung, die ihn zu Fragen trieb, welchen sie zwar wehrte, sie aber am nächsten Morgen zu befriedigen versprach. „Habe Geduld!“ bat sie, und David schwieg.

Die ganze Nacht durch saß Babette am Fenster und sah dem langsamen Aufsteigen des Mondes zu, der das Thal mit seinem milben, träumerischen Lichte erfüllte. Das Rauschen des Baches klang weit durch die stille Nachtluft und rief Babette immer wieder das Wasserrauschen unter den Rosenbüschen zurück. Dann sah sie Margrets zornigen Blick und ihren wilden triumphierenden Ausdruck — nein, Margret sollte nicht triumphieren. Als die Morgendämmerung den Himmel licht färbte und die Bergspitzen sich dunkel dagegen abhoben, schlossen sich Babettens Augen endlich — sie wußte genau, was sie Franz sagen wollte.

Raum war Babette angekleidet, so sah sie Franz schon mit eiligen Schritten näher kommen. Vor einem mit Flittergold und Strohblumen geschmückten Kreuzifix unweit der Straße beugte er einen Augenblick das Knie, murmelte hastig ein Gebet, nickte Babette zu, während er sich noch einmal bekreuzte, und sprang dann wieder auf.

Oft genug hatte Babette ihn so beten sehen, sich abgewendet und es nicht beachtet, heute gab es ihr einen Stich in das Herz. Die Kluft zwischen ihr und Franz schien immer weiter und tiefer zu werden und war ohne Brücke.

Franz teilte das einfache Frühstück der Geschwister, bei dem nur er es sich gut schmecken ließ. Er sah den ängstlichen Blick, den Babette auf David richtete, und fand ihre Furcht thöricht. David mußte, ward es ihm richtig vorgestellt, einsehen, Babette müsse ihrem Herzen folgen. David konnte ihm, was er wollte, mußte aber seiner Schwester die gleiche Freiheit lassen.

Ruhig wartete Franz, bis Babette aufstand und sich neben David stellte.

„David,“ fing sie mit leiser, bebender Stimme an, „ich hatte Franz gestern gebeten, sich die Antwort auf eine Frage heute hier zu holen. Nicht, daß ich gestern noch ungewiß gewesen wäre, ich wollte sie ihm aber lieber in deiner Gegenwart geben.“

Franz nickte ihr ermutigend zu. Sie brauchte sich wahrlich nicht zu fürchten, war er doch da, und um es ihr zu erleichtern, sagte er: „So ist es recht, Babett, sprich nur ganz offen. David kann nichts dagegen haben und es für kein unbilliges Verlangen halten, daß du als mein Weib auch meiner Kirche angehören sollst.“

Ohne Besinnen war David ausgesprungen, hatte seinen Schemel zurück gestoßen und sich Babette zugewendet. Seine kleine, schwächliche Gestalt schien zu wachsen, Entzündung lag auf seiner Stirn, sein Blick flammte, seine Hand war drohend ausgestreckt, als er mit herbem Vorwurf ausrief: „Erfüllst du so unseres Vaters letzte Bitte?“

Babette zog seine Hand nieder und drückte sie an ihre Brust. „Zürne nicht, auch wenn ich geirrt hätte —“

„Und die Kirche kann nicht irren, sagt der Pfarrer,“ fiel Franz ein und wollte sich Babettens Hand bemächtigen, die sie ihm schnell wieder entzog.

„Franz, soll ich als dein Weib in meiner Bibel lesen, auch auf meine Weise beten und das heilige Abendmahl in meiner Gemeinde nehmen dürfen wie bisher?“ fragte Babette, durch Davids Blick, dessen Vorwurf sie nicht mehr ertrag, vorwärts gedrängt.

„Wozu, wenn du doch katholisch bist? Das wird der Pfarrer natürlich nicht wollen,“ sagte Franz, überzeugt, Babette rede nur Davids wegen so unsicher.

„Ich könnte aber doch das gleiche Verlangen an dich stellen, Franz? Mein Glaube ist mir doch gewiß ebenso heilig, wie dir der deine?“

„Nun ja, du thust es aber doch mir zuliebe, und weil Mutter und die Ruhme es wünschen.“ Franz schob sich umbehaglich hin und her, strich seinen Schnurrbart, rückte an dem breiten Hosengurt und lästete seinen spitzen grünen Hut. Was sollte das lange Reden? Schon dauerte ihn die Zeit. Ungeduldig sah er durch das Fenster auf die höher steigende Sonne, er wollte ja Babette mitnehmen.

Babette atmete tief auf. „Soll ich der Menschen halber mich von Gott scheiden? Meinst du, aus Liebe zu dir könnte ich ihn aufgeben? Nein, Franz, so groß ist meine Liebe zu dir nicht. Auch deinetwegen will ich meinen Herrn und Heiland nicht verleugnen, ich kann nicht mit dir bekennen, das Verdienst und die Fürbitte der heiligen Jungfrau oder der anderen Heiligen wasche mich rein von allen Sünden.“

„Du — du hast mich nicht lieb?“ Franz sah Babette verständnislos an, die an Davids Brust gesunken war. Seine Arme hatten sie umfangen und seine Lippen sich auf ihre Stirn gepreßt, sein Herz jubelte auf.

Mit einem Dankesblick auf David wendete sich Babette wieder zu Franz. „Ich habe dich so lieb, daß ich bis aufs Blut für dich arbeiten und willig mein Leben für dich hingeben will, aber nicht mehr, Franz. Erst gestern ist mir klar geworden, welches Elend uns erwartete, und sage dir deshalb, nimm ein anderes Weib, ein Weib deines Glaubens, das dich nicht mit den Deinen entzweit.“

Franz glaubte zu träumen. Wußte Babette, was sie redete?

Ja, Babette wußte es, und Davids Freudentränen zeigten, daß auch er es wußte. Die zornigen Vorwürfe, ja der Wutausbruch wie die Verweisung von Franz konnten Babette nicht mehr irren machen.

Es war für Franz unmöglich, sich so schnell in die jähe Vernichtung all seiner Hoffnungen zu finden. Als er die Auslosigkeit seines Tobens ein sah, ging er zu Ber-

sprechungen und Bitten über. Sie sollte in allem ganz frei sein, nur ihn nicht aufgeben und verlassen.

Da trat Babette auf ihn zu, legte ihre Hand auf seinen Arm, richtete ihre in Thränen schwimmenden Augen auf sein hübsches, von Lust und Sonne gebräuntes Antlitz und sagte aufschluchzend: „Und willst du jetzt ein, weil du versprichst, mich in meinem Glauben nicht zu stören, meinst du denn, Franz, ich könne ruhig zusehen, daß die uns geschenkten Kinder auf anderen Wegen zur Seligkeit wandelten, als ich? Sollte ich sie, die mein Herzblut genährt, die ich mit Schmerzen geboren, von vornherein als verloren ansehen? Oder könntest du zugeben, daß Kinder, die deinen Namen, dein Antlitz trügen, sich abwendeten, wenn du deine Kniee vor Bildern beugtest, die ich sie nicht lehren dürfte auch zu verehren? Hätten wir nicht gleichmäßige Rechte und Pflichten? Nein, nein, Franz, der Kampf, der jetzt unsere Herzen zerreißt, darf nicht weitergetragen werden, es ist genug so. Ich werde für dich beten, so lange meine Lippen sich regen können, Franz, mein Herz kann dich nie vergessen, aber dein Weib kann ich nicht werden.“

Mit einem herzzerreißenden Wehertus sank Franz zu Boden, preßte sein Gesicht in Babettens Kleid und brach in lautes Zammern aus.

Leise ging David hinaus.

„Du kannst es nicht thun, es ist unmöglich!“ schrie Franz auf, doch Babette blieb fest, selbst als er die größtlichen Verwünschungen gegen alle ausstieß, die ihn um sein Lebensglück gebracht.

Taumelnd, als kämpfe er gegen einen schweren Sturm an, erhob er sich dann. „So möge es dich nie gereuen, mich zu Grunde gerichtet zu haben!“ Noch einmal umarmte er Babette, bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen und stürzte davon.

An Davids Herzen fand Babette Trost, Verständnis und innigste Liebe. „Gott wird dich nicht verlassen, meine Babette!“

„Ich bin tief betrübt und mein Herz thut mir sehr weh, David, aber ich kann Gott für seine Rettung aus großer Gefahr danken.“ Und mit einer tief ergreifenden Demut führte Babette Davids Hand an ihre Lippen.

* * *

Franz schien sich in sein Geschick zu finden, das Grafenhaus sah ihn nicht wieder. Die Schneezungen der Berge wurden länger, die Winde kälter, die kahlen, entblätterten Bäume beugten sich tief unter ihrem eisigen Hauche, nur die immergrünen Tannen streckten ihre Zweige zum grauen, schneebedadenen Volkshimmel empor.

Eine peinliche Unruhe bemächtigte sich nach einiger Zeit Babettens; ihr war, als drohe ihr noch ein Kampf, als müsse sie sich dazu stärken. Tiefe Wunden heilen langsam, oft wächst der Schmerz. Babette bat David, mit ihr die Glaubensbrüder jenseits der Dolomiten aufzusuchen, sie sehnte sich nach geistlichem Zuspruch und nach den Gnadenmitteln, die uns gegeben sind um unserer Schwachheit willen.

Der erste Schnee war gefallen, die Wege wurden schon beschwerlich, doch David war bereit, mit Babette zu wandern. Sie wollten das Taufererthal nicht berühren, Babette scheute die Nähe des Geliebten, die Möglichkeit, ihm oder den Seinigen zu begegnen.

Noch war Babette mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt, da hielt ein kleiner zweirädriger Wagen vor dem Garten des Grafenhauses, und mit namenlosem Erschrecken erkannte sie das finstere, zornige Antlitz Margreths und die ängstlichen Augen der Lucknerwirtin.

Was wollten die beiden Frauen hier? Ein Schwindel befiel Babette, ihr Herz pochte zum Zerpringen. Hatte sich Franz ein Leid angethan, wollte man ihr darüber Vorwürfe machen, die schon jetzt ihr Herz bestürmten?

Mit wankenden Knien ging sie hinab, da schlug die harte, laute Stimme Margrets an ihr Ohr. Sie kam mit der Luchnerwirtin als Abgesandte von Franz, der die Frauen schickte, seine Bitte zu wiederholen und zu unterstützen.

Erst jetzt, nach Wochen. . . Was lag dazwischen?

Schwere Krankheit des Unglücklichen und stürmische Kämpfe mit den Seinigen. Daß Margret nicht freiwillig hier stand, das sagten ihre ersten Worte.

Der Verlust des heiß und leidenschaftlich geliebten Mädchens hatte Franz auf das Krankenbett geworfen, und in seiner haltlosen Verzweiflung wußte ihn seine Mutter nur durch das Versprechen, ihm Babette wieder zu gewinnen, vor dem Aergsten zu bewahren. Ohne Babette galt ihm das Leben nichts.

Grollend und ungeru fügte sich Margret seinen Wünschen.

Weder Franz noch seine Mutter verstanden Babettens Charakter, ihre weiche Fügsamkeit mußte zu überreden sein; so glaubten sie.

Der Anblick des verhassten Mädchens ließ Margret sofort alle Versprechungen wie ihre Angst für Franz vergessen. Jedem freundlichen, versöhnenden Worte der Luchnerwirtin fügte sie ein hartes, bitteres bei.

Babette achtete nicht darauf. Die Bitten der um ihres Sohnes Glück bangenden Mutter bewegten ihr Herz unfäglich. Sie kniete nieder vor ihr, drückte die zitternden Hände der alten Frau an ihre Brust und wiederholte ihr alles, was sie Franz gesagt. Sie könne nicht Franzens Weib werden, wenn sie ihn auch nie vergessen werde, aber in den höchsten und heiligsten Empfindungen ihres Lebens uneins zu sein, mußte immer an ihrem Herzen nagen.

„Es ist nur dein Eigensinn, dein Trostlopf!“ schrie Margret wüthend.

Vergebens bat die alte Frau, sie möge schweigen, Margret riß die Babette immer aufs neue mit Bitten Bestürmende zornig in die Höhe. Schämte sie sich nicht, der Kegerbirne so viel gute Worte zu geben? Als Heze sollte man das Mädchen anzeigen, der Pfarrer habe ganz recht, es sei früher viel besser gewesen.

Da machte sich die Luchnerwirtin von Margret los, zog Babette auf die Seite und flüsterte ihr zu, Franz habe schon eine andere Heimat für die Ruhme ausgesucht. Doch Babette lächelte sie traurig an. „Rein, Mutter, ihr würdet es mir nie vergessen, du selbst —“

Da ging ein schwaches Rot über die Wangen der alten Frau. „Mache Franz glücklich, und ich will alles thun, was du willst, was es auch sei — auch er —“

Einen schnellen Blick tauschten die beiden Frauen, ein Atemzug gespannter Erwartung, dann schlug Babette die Hände vor ihre Augen und rief laut: „Rein Gott, mein Gott, rette mich vor meinem eigenen Herzen! Rein, Mutter, es geht nicht! Ich darf es nicht, ich kann es nicht!“

Als sie wieder aufsaß, hob Margret die Luchnerwirtin auf das Sitzbrett des Wagens, und die alte Frau wendete sich ab, um das Mädchen nicht zu sehen, das ihr den Sohn nicht erhalten wollte.

Babette hatte noch einmal gekämpft und gesiegt.

* * *

Erst nach Jahresfrist lehrten die Geschwister in das Grafenhaus zurück. Die feine, schlanke Gestalt Babettens erschien wieder im Garten, aber nie besuchte sie das Thal jenseits der Burg. Die Luchnerwirtin und Margret waren lange gestorben, ehe es Babette erfuhr; von Franz wußte man nichts. Hand in Hand, eins in allem gingen die Geschwister durch die sich immer ruhig abspinnenden Jahre. Babettens Haar ward grau, oft ruhten Davids Augen voll banger Sorge auf ihrem bleichen Antlitze, aber noch hatte sie ihn regelmäßig zu den Glaubensbrüdern begleiten können.

Ringsumher änderte sich viel. Andere Wege, neue Einrichtungen, fremde Menschen, ein neues Geschlecht, das von den Hubers nichts wußte. Nur die Berge sahen in un-

veränderter Majestät nieder auf das grüne Thal und predigten von den gewaltigen Thaten Gottes und seiner unbergänglichen Gnade und Barmherzigkeit.

Es war an einem Augustmorgen, die Sonne sandte längst ihre heißen Strahlen in das Thal, da wartete David vergeblich auf Babette. Als er ihr Zimmer betrat, lag sie bleich und matt auf ihrem Bett und deutete sprachlos mit einem unsäglich lieblichen Lächeln nach oben. Wunderbarer Glanz leuchtete in ihren Augen, und David dachte ihrer Worte beim Verlassen des Dolomitenthales: „Nun bin ich gestärkt zur großen Reise.“

David eilte hinab nach Taufers zum Arzt.

Wie war alles dort unten anders geworden. Neue Häuser waren entstanden, kaum fand er sich zurecht. Der alte Arzt war gestorben, seine Stelle hatte ein junger, rascher Mann eingenommen, der dem Rufe Davids sofort folgte. Schüchtern hatte David sein Anliegen vorgebracht und hinzugefügt: „Ich bin David Huber, der Protestant, ich bin kein Katholik.“

Erstaunt sah ihn der Arzt an. „Das ist für mich gleichgültig, ich bin nicht der Pfarrer.“

Auf dem ganzen Wege nach dem Grafenhaus grübelte David über die Worte nach. Die Welt war eine andere geworden, und er wußte nicht recht, ob er sich darüber freuen dürfe.

Babetens Tage waren gezählt. Der Arzt verbreitete die Kunde im unteren Thal, Babette Huber im alten Grafenhaus liege auf dem Sterbebette. Alle Leute erinnerten sich dadurch wieder längst begraben gewählter Geschichten, und den Fremden ward erzählt, wer sie war, und wie ihr Vater mit der verfallenden Burg und sie selbst mit dem im Tirolerkriege verfolgten Luchnerwirte und seinem verschollenen Sohne Franz zusammenhing. Man wandelte hinauf und blickte das Grafenhaus an, in dessen Mauern die letzten Protestanten hausten.

Der Himmel war bedeckt, ein sanfter Regen hatte die Sommerschwüle gemildert, auf Büschen und Gräsern glänzten die Tropfen noch gleich Thränen. Vor dem Garten des Grafenhauses spielten Kinder, ihre fröhlichen Stimmen drangen in das Zimmer, wo David an Babetens Lager saß, den lummervollen Blick auf die geliebten Züge geheftet, denen er so bald für immer Lebewohl sagen sollte. Er wußte, er blieb allein, sie ging von hinnen. Tiefe Trauer erfüllte ihn, doch die Bitterkeit, die ihn damals beschlich, als er sie an und durch Franz zu verlieren fürchtete, lag ihm heute fern.

Der Tauernwind strich um das Haus, die Kinderstimmen klangen lauter. Babette schlug die Augen auf. Sie hatte die Kinder geliebt und ihnen Gutes gethan, so viel man es zuließ, und alle Kinder liebten die milde, schöne Frau, bis man ihnen lehrte, ihr den Rücken zuzukehren und sie zu verspotten.

„Sie wissen es nicht besser,“ sagte Babette dann und zerdrückte die Thräne, die immer wieder aufstieg.

Unter den lachenden Kinderstimmen war ihre Erinnerung weit zurückgeeiit. Ihre Augen begegneten Davids seuchtem Blick. „Bald wird Franz wissen, daß alles zum Besten war — wir sehen uns alle wieder,“ hauchte sie, und in tiefer Bewegung beugte sich David über sie.

Da ward die Thür aufgestoßen und ein Barfüßermönch, eine lange, hagere Gestalt, erschien auf der Schwelle.

Es geschah oft, daß die für die Klöster Heischenden auch im Grafenhaus angesprochen. David erhob sich rasch und wies den Mönch hinaus. Der Frieden dieser Stunde durfte nicht gestört werden.

„Ich komme nicht der Almosen wegen, ich komme nicht zu dir, David Huber. Babette, Babette, erkennst du mich? Sprich nichts in deinem Herzen und sag dir, was mich herführt? Es trieb, es drängte mich her, ich muß dich noch einmal sehen.“

Mit plötzlich wiederkehrender Kraft erhob sich Babette. David sah nichts in dem abgekehrten Gesichte, dem wilden, unfröhlichen Blick, den tiefen, scharfen Zügen, das eine Erinnerung an einst weiden konnte, doch Babette rief laut den Namen des Jugendliebten, jubelnd, dankerfüllt. Der lange Schmerz sollte seinen Abschluß finden, die Herzen nach dem schweren Kampfe versöhnt scheiden.

Schluchzend sank Franz neben Babettens Lager nieder und stammelte ihren Namen.

David ging hinaus in den Garten. Erst jetzt verstand er die Größe einer Liebe, die das Leben ausfüllt, dem Glauben aber zum Opfer gebracht war. Ihm selbst eine unbekannte, fremd gebliebene Versuchung, lernte er Babettens Sieg erst jetzt ganz würdigen. Sie hatte ihre Seele gewahrt. . . . Der Wind trieb welke Blätter durch den kleinen Garten, dessen spärliche Blumen die Köpfe senkten. Die Kinder waren bei Davids Anblick zurückgewichen, er merkte es nicht. Seine Gedanken weilten bei Babette, und ihr Leben in seiner stillen Demut und selbstlosen Hingabe stand in leuchtenden Farben vor seinem Geiste. Keine Klage, kein Wort des Bedauerns war jemals aus ihrem Munde gekommen — und doch hatte sie die Liebe zu Franz nie überwunden, ihr Herz erkannte ihn —

Warum war er jetzt gekommen, nach so langen Jahren, jetzt in dieser letzten Stunde? Warum drängte er sich noch einmal zwischen die Geschwister? . . . Bleichte diese Frage so jäh Davids Wangen und hemmte er deshalb den Schritt?

Hand in Hand saßen die so lange getrennt Gewesenen die Zeit ihrer glücklichen Jugend wieder vor sich erstehen, die Lippen redeten wieder in alten, trauten Klängen. Als hätten sie sich gestern getrennt, so rasch war die Brücke geschlagen und reichte sich das Damals an heute.

„Meine Babette, meine heiß Geliebte! Im Leben hat dein Wille uns fern von einander gehalten, soll ich dich nicht droben wiederfinden?“ fragte Franz endlich und preßte Babettens Hand an seine Brust.

Aufleuchtend blickten ihre Augen ihn an. „Nichts trennt uns droben — wir finden uns — vor Gottes Thron —“

„O, du nie Vergessene, die ich über alles geliebt,“ flüsterte Franz mit leidenschaftlicher Innigkeit, „gieb mir einen, den letzten Liebesbeweis, auf daß ich mein Leben bis zum Ende zu ertragen vermag. Ich wollte es wegwerfen, doch die Hoffnung auf diese Stunde hielt mich aufrecht.“ Er erhob sich, mit düsterem Feuer ruhten seine Augen auf Babettens weißem Antlitz, über welches sich ein Schatten stahl. Die Hände erst stehend ausgestreckt, dann in heißer Beschwörung auf sie gelegt, fuhr er mit tönender Stimme fort: „O du, die mein Leben einsam und kummervoll gemacht, gieb mir in dieser letzten uns noch verliehenen Stunde das Recht, die Segnungen der Kirche, ihre Hülfe, ihren allmächtigen Beistand für deine Seligkeit in Anspruch zu nehmen. Laß mir die Gewißheit, dich wieder zu finden, mit dir vereint zu werden durch die Fürbitte der jungfräulichen Gottesmutter, durch sie, der ich mich dieser Stunde halber ganz geweiht. Schlage meine Hand, die dich ihr zuführen kann, nicht abermals aus, o Heißgeliebte! Nicht zum irdischen Bunde biete ich sie dir, zur Vereinigung unserer Seelen, zu meinem Trost, zur Hoffnung für mich —“

„Babette, wahre deine Seele!“ klang es laut und feierlich durch das Zimmer.

Von unwiderstehlicher Angst gepackt, hatte sich David auf den Sockel des unteren Hausstockes geschwungen und seines Vaters letzte Worte hinauf gerufen. Ganz plötzlich hatte sich die Antwort auf seine Frage ihm aufgedrängt, er wußte, weshalb Franz noch in dieser letzten Stunde gekommen war. „Babette, wahre deine Seele!“

Babette stieß die Hand zurück, welche Franz auf sie gelegt, und streckte die ihre David entgegen, der schon vor ihr stand. „Ich wahre meine Seele, niemand soll mir meine Krone rauben.“ Ihr Antlitz zeigte einen Schimmer, der von keinem irdischen Lichte herrührte, verklärt blickten ihre Augen auf David. „Ich denke unseres Vaters

und seiner Mahnung, die mich in den schwersten Stunden meines Lebens gehalten hat. Ich schwankte nicht, fürchte nichts, mein David! Ich wahre meine Seele, ich baue auf Gottes Wort und seine Verheißungen." Auf ihren Wink hielt David sie umfaßt, so daß ihr Haupt an seiner Schulter ruhte. Ihr Blick suchte Franz, der David mit finstern Antlitz wild anstarrte. In seinen Zügen stand nichts vom Frieden der Seele zu lesen, aus seinen glühenden Augen sprach noch immer ungebändigte Leidenschaft und ein zerrissenes Herz. „Du armer Franz!“ Babettens Stimme wurde matter, aus ihren Augen brach ein Strahl unsäglichsten Erbarmens. „Du armer Mensch, der du dich lieber auf Menschenhülfe und Menschenverdienst verlässest als auf des großen, allmächtigen Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Mir hilfst meines Heilandes Leiden und Sterben aus aller Noth, ihm allein übergebe ich mich, ihm und seiner Gnade. Lob und Dank sei dir, du treuer Herr und Gott! Du hast mich erlöst, dein bin ich, Herr Jesu!“

Noch einen Augenblick sah Babette mit ausgebreiteten Armen aufrecht da, dann sank ihr Haupt zur Seite. Sanft ließ David sie niedergleiten. Noch einmal atmete sie tief auf, schloß die Augen und war hinübergegangen, um den von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der sie so gnadenvoll mit starker Hand gehalten und geschützt.

Die lustigen Kinderstimmen klangen wieder ganz nah, das Geläute weidenden Viehes tönte dazwischen, vor dem Kreuzifixe, an dem das Fittergold und die dürren Kränze im Winde raschelten, knieten zwei Frauen und murmelten Gebete. Ein Raubvogel zog seine Kreise, und ernst blickten die von Gottes Macht und Herrlichkeit zeugenden Berge nieder auf das Haus, aus dem eine Seele zu dem Frieden eingegangen war, den sie sich in der Angst dieser Welt so heiß ersehnt.

Der Tauwind strich durch die offenen Fenster — als David aufsaß, war Franz verschwunden.

David blieb nicht länger im Grasenhause, er verließ das Thal und siedelte sich unter seinen Glaubensgenossen an. Es giebt keinen Protestant mehr im Taufererthal.

Ein hagerer Barfüßermönch ward noch oft vor dem Grasenhause gesehen; am zweiten Jahrestage von Babettens Heimgang fanden ihn Kinder tot vor der Thür. Man hatte ihn den verrückten Luchnerfranz genannt.





Titelwesen und Aneide in Deutschland.

Von
Dr. Paul Bartels.

Es ist von jeher ein ebenso berechtigter als bedauerlicher Vorwurf gewesen, den unsere Nachbarn gegen uns Deutsche erhoben haben, daß wir in übermäßiger Weise hervorragendes Gewicht auf Formalitäten in Rang und Titel, in Begrüßung und Aneide gelegt haben. Und wie der Deutsche in gewohnter Gründlichkeit es hierin zu einer Mannigfaltigkeit und Abstufung gebracht hat, die einer besseren Sache würdig wäre, so hat er auch hier wie in anderen Dingen am längsten und zähesten an Zuständen festgehalten, die bei den übrigen Nationen längst überwunden sind und nur noch der Geschichte angehören. Der Kastengeist strenger Sonderung, die Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit, selbst in lächerlichen Kleinigkeiten, echt individualistisch-partikularistische, also urdeutsche Züge, freilich hier zu Zerrbildern geworden — sie treten uns hier neben urdeutschen, konservativem Festhalten am Gewordenen auf das schärfste entgegen, daß ein Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ seine Freude daran haben könnte. „Du“, „Ihr“, „Er“, „Sie“, alles Bezeichnungen für die angeredete Person der Einzahl, sie kommen in wohlthuerender Abwechslung bald nach, bald neben einander in der Geschichte unseres Volkes vor, stets mit Rücksicht auf die Bedeutung der angeredeten Persönlichkeit. „Wohlgeboren“ und „Hochwohlgeboren“ — noch jetzt sind sie vielfach mit einander im Kampfe. Hat doch jüngst ein königlicher Landrat sogar deswegen eine Klage gegen einen Rechtsanwalt erhoben, der ihm auf die Titulatur „Wohlgeboren“ mit gleicher Münze heimgezählt hatte, statt das schuldige „Hochwohlgeboren“ anzuwenden! Und man sollte meinen, mehr als „wohlgeboren“ zu sein könne doch niemand verlangen. Aber nein, unter „hochwohlgeboren“ thut es der Adel, der Militär- und Beamtenstand heutzutage nicht mehr. Und nun gar „hochgeboren“! Freilich darf man da nicht etwa an den Türmer oder den Bergbewohner denken, die wirklich „hoch“ geboren sind. Nein, nur der Grafenstand hat auf diese Erhöhung Anspruch. Und noch im vorigen Jahrhundert gab es daneben eine ganze Ffuit von ähnlichen Ehrenbezeugungsformeln, wie „Wohlbedelgeboren“, „Hochbedelgeboren“, ja sogar „Hochwohlbedelgeboren“!

Wird das jemals anders werden im deutschen Volke? Und wann? Und wie kommt es, daß gerade bei uns Deutschen sich dergleichen so lange hat halten können, obgleich es doch den Spott aller Verständigen geradezu herausfordert? Solche Fragen haben sich gewiß schon den meisten unserer Leser mit Notwendigkeit aufgedrängt. An diesem Orte auf ihre Beantwortung näher einzugehen, ist nicht unsere Absicht. Nur soviel vorkäufig: es ist schon manches besser geworden in dieser Hinsicht und es wird mit der Zeit auch noch weiteres sich bessern, je mehr der Kastengeist, der Geist der Spaltung und Trennung der verschiedenen Klassen und Stände in unserm Volke sich

wird überwinden lassen. Dieser Sondergeist aber, der dem deutschen Volke recht eigentümlich ist, und der fast alle Schichten und Kreise desselben durchdrungen hat, ist, wie gesagt, nur eine besondere Erscheinungsform des uralten deutschen Partikularismus, der sonder und Scheidet, statt zu verbinden und zu einigen. Hieraus läßt sich auch die jähe Lebenskraft jenes Unwesens beurteilen. Wie aber mit dem nationalen Aufschwunge unseres Volkes und mit seiner politischen Einigung jener Sondergeist der einzelnen deutschen Stämme stärker zurückgetreten ist — ganz verschwinden wird er freilich niemals —, so bemerken wir auch in unserer Zeit mehr und mehr ein stärkeres Ueberbrücken der Kluft, die der gesellschaftliche Sondergeist geschaffen hat. Wann das vollständig geschehen sein wird, und ob es jemals dahin kommen wird, das läßt sich ebenso schwer sagen, wie sich die Frage etwa ohne weiteres bejahen läßt, ob es wünschenswert ist, daß einmal völlige sociale Gleichheit auf Erden herrscht. Soviel aber ist gewiß, daß es in unserem Jahrhundert schon ein gutes Stück besser geworden ist mit dem Unfug des Titel-, Rang- und ähnlichen Formelwesens. Sind doch gottlob solche Zustände heutigentags unmöglich, daß sich deutsche Fürsten, wie es vor 200 Jahren auf dem Reichstage zu Regensburg noch geschah, darum streiten, wer aus purpurnem und wer aus grünem Sammet sitzen, wer von Edelstuben und wer von Lalaien bedient sein, wer mit goldenen Messern und Gabeln speisen soll und wer mit silbernen, während zur selben Zeit die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stehen. Aber auch in unseren Tagen haben sich schon manche erfreuliche Wandlungen gezeigt. Der Kanzleistil, auch so ein echt deutsches Ungetüm, hat unter den wiederholten Angriffen des Spottes und Hohnes allmählich anfangen müssen, die schlimmsten Dinge auf diesem Gebiete auszumergen. Wer „erstirbt“ wohl heute noch „submissese“ in tiefster „Devotion“? Wer kennt noch Ausdrücke wie „ehrenfest“, „ehr- und tugendhame“ u., wer wüßte sich noch auf der Stufenleiter des „Wohlgeborenen“ und seiner vielfachen Zusammensetzungen zurecht zu finden?! Vielmehr haben geradezu königliche Verordnungen auf diesem Gebiete die größte Einfachheit vorgeschrieben. Gewiß, es ist anders geworden gegen früher. Ein deutsches Krähwinkel, wie es Kopehne, ein Grünwiesel, wie es Hauff schildert, wird man wohl heute in deutschen Landen kaum mehr finden, mag auch mancher Freund der „guten alten Zeit“ es bedauern, daß mit ihnen ein Stückchen deutscher behaglicher Gemüthlichkeit mit versunken ist.

Aber gerade da, wo sich solche Wandlungen vollziehen, hat es auch ein besonderes Interesse für den Beobachter, die Entstehung und die Geschichte desjenigen noch einmal zu überblicken, was nun ins Grab sinkt, und daneben dasjenige auf seine Lebensfähigkeit zu prüfen, was weiter fortlebt. Es würde für den Zweck dieser kleinen Untersuchung zu weit führen, das ganze Gebiet der Titel und Standesbezeichnungen, der Anreden, Begrüßungen und Ergebnissausdrücke zu durchstreifen. Es sei nur zweierlei herausgegriffen, einmal die Anrede in der zweiten Person der Einzahl, die sich auch jetzt noch in der doppelten Form des „Du“ und „Sie“ erhalten hat, sodann die Titulatur des „Wohlgeborenen“ und seiner Verwandten, die ebenfalls noch heutigen Tages ihr bemitleidenswertes Dasein teilweise weiter fristet.

Das „Du“ ist ursprünglich die einzige und natürliche Anredeweise. Erst vom 9. Jahrhundert ab dringt daneben der Gebrauch des „Ihr“, das „Ihrzen ein und wird bald allgemein gegen Höherstehende angewendet. Die Schriftsteller des Mittelalters suchen den Ursprung dieser seltsamen Erscheinung bei den Römern, was auch teilweise richtig ist. Wenigstens ist der sogenannte Pluralis majestaticus, die Anwendung des „Wir“ für „Ich“ auf die römische Kaiserzeit zurückzuführen. Von Rom und Byzanz ist er dann zu den germanischen Herrschern gekommen. Und seitdem hat sich diese Sitte bis auf den heutigen Tag gehalten („Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen“ u.). Die Folge dieses Gebrauches, daß Höherstehende sich mit „Wir“ bezeichnen, ist naturgemäß die, daß sie von Niedrigerstehenden mit „Ihr“ angedredet werden. Dieses „Ihr“ wird dann allmählich der allgemeine Ausdruck der Ehrerbietung

und Höflichkeit und beschränkt den Gebrauch des „Du“ nur auf vertrauliche Verhältnisse. Ähnlich hat sich die Sache bei den meisten anderen Völkern entwickelt. Noch heute ist bekanntlich das *vous* bei den Franzosen die allgemein übliche Anredeweise, während das *tu* nur im vertraulichen Verkehr angewendet wird (weit seltener noch als unser „Du“); ja bei den Engländern hat das „you“ sogar das „thou“ vollkommen aus der Umgangssprache verdrängt. Aber während nun dort diese Veränderung des Fürworts, nämlich der Wechsel zwischen Einzahl und Mehrzahl, die einzige geblieben ist, hat dasselbe in Deutschland noch mehrfache eigentümliche Wandlungen erfahren. Freilich vom 9. bis zum 15. Jahrhundert ist im allgemeinen ein ähnlicher Brauch bei uns herrschend gewesen, wie jetzt im 19. Jahrhundert: man unterschied nur das „Duzen“ vom „Ihrzen“ (beide Ausdrücke gehören bereits jener Zeit an). Und zwar wird das erstere nur von Eltern gegen ihre Kinder, von Höherstehenden gegen Geringere, von Seitenverwandten und Freunden unter einander, außerdem von Töchtern gegen ihre Mütter angewendet; der Sohn redet beide Eltern mit *Ihr* an (s. Grimm, „Du“ im deutschen Wörterbuche). Im Zustande leidenschaftlicher Erregung durchbricht aber häufig das natürliche „Du“ die von der höflichen Sitte auferlegte Schranke. Kriemhilde redet Brunhilde im *Borne* wieder mit „Du“ an, während beide kurz zuvor bei ihrer Entzweiung an Stelle des früher vertraulichen „Du“ das „Ihr“ haben treten lassen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts nimmt das *Ihrzen* immer mehr überhand. In Angehörige des Ritterstandes fühlen sich vielfach beleidigt, wenn sie von ihresgleichen mit „Du“ angeredet werden (vgl. hierzu wie zu dem Folgenden *Venede* in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht VI, 5, S. 321 ff.). Auch in den nächsten beiden Jahrhunderten bleibt die bisherige Scheidung der Stände, wie sie sich im Gebrauche der beiden Fürwörter äußert, im allgemeinen noch bestehen. Trotz des Aufblühens der Städte, deren Bürgerstand den Stand der Ritter vielfach aus seiner bevorrechtigten Stellung verdrängt, kommt der Fall nicht vor, daß ein Bürger einen Ritter etwa mit „Du“ anredete, während dieser den Bürgermann ohne weiteres duzt. Dagegen tritt mit der Rezeption des römischen Rechts der Gelehrtenstand der *Doctores* und *Magistri* zwischen beide, der nun ebenfalls das *Ihr* beansprucht. So nennt Luther seinen Sohn Hans *Ihr*, als dieser die Würde eines Magisters erworben hat.

Um diese Zeit (Anfang des 16. Jahrhunderts), die ja überhaupt eine Uebergangszeit vom Alten zum Neuen ist, werden auch schon bestimmte Vorschriften nötig, die den gesellschaftlichen Verkehr näher regeln. Doch bleibt im allgemeinen der Zustand noch ziemlich unverändert. So erfahren wir, daß der Kaiser alle seine Unterthanen, auch alle Geistlichen bis an den Papst duzt, daß sich die Geistlichen unter einander *ihren*, ebenso die gleichstehenden weltlichen Fürsten und Grafen, während beim Adel das *Du* wieder herrschend geworden ist (das *Ihrzen* wendet er nur gegen solche an, die er als nicht ebenbürtig betrachtet, darin liegt also eine entschiedene Neuerung). Sonst bleibt im ganzen die Sitte bestehen, daß der Höhere den Niedrigeren „Du“ nennt, dieser jenen „Ihr“. Diese Sitte regelt auch den Familienverkehr zwischen Eltern und Kindern, außer in den Kreisen des Adels, in denen auch die Eltern von den Kindern „Du“ genannt werden. Treten Kinder bürgerlicher Eltern in einen höheren Stand ein, so erhalten sie von den Eltern die Anrede „Ihr“. Eine Aenderung ist inzwischen auch darin eingetreten, daß man im Unwillen und Zorn das frühere „Du“ mit dem fremden „Ihr“ vertauschte. Uebrigens fanden häufig Ausnahmen von diesen Regeln statt.

Eine durchgreifende Aenderung tritt aber noch im Laufe des 16. Jahrhunderts ein, insofern die Anrede sich nicht mehr allein der zweiten Person (Einzahl und Mehrzahl) bedient, sondern anfängt, die dritte Person des Fürwortes, zunächst in der Einzahl, zu gebrauchen, den Angeredeten also gewissermaßen als dritte Person zu behandeln. An dieser Veränderung trägt Titelsucht und bedientenhafte Schmiegsamkeit gleichmäßig die Schuld. Schon seit der Zeit des 14. Jahrhunderts läßt sich diese Titelsucht bemerken, besonders im Fürstenstande. An Stelle der Anrede mit „Herr“,

die man bis dahin ausschließlich wirklich Höherstehenden, auch Kaiser und Fürsten, gegenüber angewendet, sind Ausdrücke wie „Gnade“, „Weisheit“, „Gestrenghgkeit“ u. getreten, dem Kaiser gegenüber „Majestät“. In der lateinischen Sprache sind solche Kanzleistilwendungen schon früh unter den römischen Kaisern vorgekommen. Vermutlich hat die Ausbreitung des römischen Rechtes in Deutschland, die zugleich zur Befestigung der fürstlichen Landeshoheit mächtig beitrug, hierbei wesentlich mitgewirkt. Jedenfalls hat mit der Ausbildung der Landeshoheit zugleich der höfische Geist der Untertänigkeit und der Bedientensinn sich in bedauerlicher Weise verbreitet, wie das deutlich aus den „Komplimentierbüchern“ jener Zeit hervorgeht. So heißt es in einem solchen Büchlein vom Jahre 1648: „Nun muß man auch riechen nach der Hof-Lust, woher dieselb am meisten wehet, dahin man sich zu wenden hat, damit man immer Gnaden-Lust behalte“. „Man muß dertshalben niemand öffentlich offendieren, sondern vielmehr allwege jeglichem applaudieren und beispflichten auch in halb wahren Sachen“ (s. Deneke a. a. O. S. 325). Wie dieser Geist der Bedientenhaftigkeit und Kriecherei auch zugleich zur Unwahrhaftigkeit und Heuchelei führte, das mag hierbei nur angedeutet werden. Auf alle Fälle war er der immer stärkeren Verbreitung der Ergebnheitsausdrücke und der devoten Anredeweise überaus günstig. Indem nun jene abstrakten Ausdrücke wie „Gnade“ und „Majestät“ u. a. an Stelle des Anredewortes traten, ging die Anrede unwillkürlich aus der zweiten in die dritte Person über („Eure Majestät weiß“, aber auch daneben: Eure Majestät wissen“, so wenig im letzterem Falle die Mehrzahl paßt). Und während auf der anderen Seite das Wort „Herr“ geradezu als Anredeform in immer weitere Kreise drang, die noch für höflicher galt als das einfache „Ihr“, so wendete man hierbei bald mit Vorliebe nur noch die dritte Person an, indem man etwa anredete: „Wenn es der Herr erlaubt“ u. Sollte im Laufe des Satzes an Stelle des Wortes „Herr“ das Fürwort treten, so konnte dies natürlich nur die dritte Person („Er“) sein (bei Frauen „Sie), wobei das dazu gehörige Prädikat dann entsprechend in der Einzahl erscheint. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts fängt man an, Anredewörter „Herr“ und „Frau“ ganz wegzulassen, und nun erscheint die unnatürliche Anredeweise in der dritten Person ganz unverhüllt. Wir sind damit in das Zeitalter des „Ergens“ (d. h. „Er“-Sagens) eingetreten, das im 17. Jahrhundert neben das Duzen und Ihrzen tritt, aber für die höflichste und vornehmste der drei Anredeweisen gilt; selbst den höchststehenden Personen gegenüber wird sie angewendet.

Doch blieb das 17. Jahrhundert auch hierbei noch nicht stehen. Wie es neben dem Duzen das Ihrzen hatte, so trat nun auch in strengster Folgerichtigkeit zu dem Ergzen noch das „Siezen“ als der letzte Schritt. Wie wir oben sahen, war die Mehrzahl des Zeitwortes schon bei gewissen Ergebnheitsausdrücken (wie Majestät, Gnade, Weisheit u.) vorgekommen. Derselbe Ergebnheitsinn hatte sogar zu der Unnatur geführt, es bei dem konkreten Worte „Herr“ anzuwenden, z. B.: „Wollen der Herr die Güte haben“ u. dgl. Was Wunder, wenn zuletzt das „Sie“ ebenso wie das „Er“ auch ganz allein als Anrede auftrat. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde diese Anredeweise die ehrenvollste. Um diese Zeit hatte man also tatsächlich vier Formen der Anrede: „Du“, „Ihr“, „Er“ („Sie“), „Sie“. Der Unterschied zwischen diesen Formen war nach einem tonangebenden Modejournal jener Zeit folgender: 1. „Du“ wird gebraucht vom Vater gegen das Kind, zwischen Geschwistern, guten Bekannten, in niederen Ständen, zwischen Schülern, der Bauerjugend, vom Freiherrn gegen Leibeigene und Dorfunterthanen (mit Ausnahmen). „Gemeine Juden“ erhalten fast überall „Du“. Der Knecht und die Magd kann's resistentieren, d. i. süglich Empfindlichkeit darüber auslassen, wenn ihm das drückende „Du“ aufgehalet werden will; aber der Jude nicht. 2. „Ihr“ ist gewöhnliche Anrede des Dieners und der Magd durch Herrn und Frau, des Bauern durch den Bürger, der Gesellen durch den Handwerksmeister. Die „Oberen“, d. h. Magistrats- und Kanzleipersonen, Offiziere, angesehene Kaufleute, bedeutende Künstler reden den Rärner, Fuhrmann, Mietskutscher, Gärtner,

Soldaten, Winger mit „Ihr“, den Handwerker und Professionisten mit „Er“ an, allmählich erlangen diese höherstehende Bezeichnung auch die Bedienten. 3. [Das „Er“ ist wieder seltener geworden; die Behörden wenden es noch gegen sämtliche Handwerker, auch die feineren (wie Gold- und Silberschmiede, Uhrmacher, Barbier) an, die sonst, ebenso wie die Krämer und Gastwirte, schon mit „Sie“ angeredet werden.] Der Pfarrer spricht zum Schulmeister und Küster „Er“, aber lateinische Informatoren und öffentliche Schullehrer verlangen „Sie“. Polizeidiener und Amtsknechte erhalten noch „Er“, aber in der Not nennt der Bürger jede Amtsperson „Sie“. Ueblente auf dem Lande erlauben sich gegen Amtmann, Pfarrer u. s. w. „Er“, stoßen aber leicht damit an . . . Wird ein Handwerker in ein Gericht oder einen Rat gewählt, so heißt es „Sie“ und „Herr“, nicht mehr „Er“ und „Meister“, überhaupt nimmt „Er“ ab, je mehr „Herr“ zunimmt . . . „Er“ ist noch Ausdruck der Vertraulichkeit, z. B. zwischen vornehmen Personen, „Er“ und „Sie“ (Einzahl) zwischen Ehegatten (Deneke a. a. O. S. 327, der dabei das Modejournal von Vertuch und Kraus vom Jahre 1787 zu Grunde gelegt hat). Daß der Schulmeister in der Anrede hier dem Handwerker gleichgestellt wird, kann bei der damals noch allgemein herrschenden Verachtung des Standes der Schulmeister nicht wunder nehmen. Kam doch noch in unserem Jahrhundert im Brandenburgischen ein Fall vor, daß ein Lehrer und Küster, der nebenher auch noch das Schneiderhandwerk betrieb, selber an seinen Pfarrer das Ansuchen stellte, ihn bei dem Aufgebote der Tochter weder als Küster noch als Lehrer, von welchen Titeln er nichts wissen wollte, sondern allein als Meister des wohlloblichen Schneidergewerks zu S. zu nennen! (Fischer, Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes. Hannover 1892, Vb. I, S. 216).

Uebrigens verdrängt seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts das „Sie“ die beiden Zwischenstufen „Ihr“ und „Er“ allmählich in immer weiterem Umfange, soweit es nicht selber noch durch feinere Wendungen ersetzt wurde, wie z. B.: „Der Herr Hofrat wissen“ u. Bekanntlich kann man dergleichen in Offiziersstreifen noch jetzt oft genug hören: „Haben gnädiges Fräulein schon gehört?“ u. Ja, diese widersinnige Plural-Anwendung begegnet uns sogar in Fällen, wo es sich gar nicht einmal um die Anrede handelt: „Ihre Frau Mutter sind“, „Vater sind zu Hause“, ja eine höfliche Waid sagte sogar: „Ja Herr Hofrat, Ihr Kaffee sind eben hinaufgetragen“. Als würdiges Seitenstück dieser Thorheit ist noch hinzuzufügen, daß selbst Hunde mit „Er“, Hunde großer Herren sogar von Lakaien mit „Sie“ angeredet werden (Deneke a. a. O. S. 328).

Im schriftlichen Ausdruck hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Gebrauch des Fürworts „dieselben“ statt „Sie“ immer mehr um sich gegriffen, oft noch verstärkt zu „Hochdieselben“, „Höchstieselben“, ja sogar „Allerhöchstdieselben“. Ein anderer Ersatz für das „Sie“, wenn es den vierten Fall (Accusativ) bezeichnen soll, ist die — grammatisch entsehrliche — Anwendung des dritten Falles „Ihnen“, selbst bei gebildeten Personen („Ich habe Ihnen gesehen“). Zunächst geschah das wohl nur Personen weiblichen Geschlechtes gegenüber, damit sie nicht glauben sollten, daß man bei den Worten: „Ich habe Sie gesehen“ die dritte Person der Einzahl („Ich habe sie gesehen“) im Auge habe. Reste dieser Sprechweise finden sich teilweise noch heute, besonders in Süddeutschland. Auch Wendungen wie „Ihnen Ihr Herr Vater“ gehören hierher. Hier ist offenbar inzwischen Wandel geschaffen, ein Beweis dafür, daß die Sprache noch und nach doch mit dem ärgsten Schutt aufräumt.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts hat sich der Gebrauch der Anredewörter folgendermaßen gestaltet: Ihr ist wieder vornehmer geworden als Er. Wer vorher geehrt wurde, erhält nun Sie, wer geehrt wurde, erhält Er. „Ihr“ hat wieder eine edlere Stellung, Gleichstehende in höheren Ständen bedienen sich seiner nicht selten; man fühlt, daß es weniger steif als das plurale Sie ist, oder der Blick auf den französischen und englischen Gebrauch hat es emporgehoben. Auch dadurch, daß das „Siezen“ allgemein, bis in den Bürgerstand, als gegenseitige Anrede eingedrungen ist, hat das „Ihrzen“ einen Ausdruck des Gefonderten und Ehrenwerteren empfangen“ (Grinn,

Deutsche Grammatik IV, 310). Doch beschränkt sich im ganzen schon die Anrede auf die beiden Wörter „Du“ und „Sie“. Nur die Geringsten erhalten „Er“, gewöhnlich werden auch tiefer Stehende mit „Sie“ angeredet. Kinder reden ihre Eltern vielfach noch mit „Sie“ an, doch kommt auch schon das gegenseitige „Du“ vor, das, wie wir sahen, in den Kreisen des Adels schon im 16. Jahrhundert Mode gewesen war. Auch in einem anderen Punkte zeigt diese Zeit wieder eine Rückkehr zur Vergangenheit, daß man im Affekt statt des „Sie“ ein herabsetzendes „Du“ anwendet (vergl. weiter oben Kriemhilde), nicht aber statt des „Du“ plötzlich ein entzweyendes „Sie“ oder „Ihr“, wie dies im 16. Jahrhundert Sitte geworden war. In unseren Tagen ist man dagegen wieder zu dieser Sitte übergegangen. Also viermaliger Wechsel innerhalb desselben Gebietes!

In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat sich der Sieg des „Sie“ über „Ihr“ und „Er“ endgültig vollzogen. Oder sollte mit der Zeit nicht doch noch einmal, wie so oft in der Vergangenheit, ein Rückschlag möglich sein? Jakob Grimm hat freilich die Hoffnung aufgegeben, daß das unnatürliche „Sie“, dieser Fleck im Gewand der deutschen Sprache, den wir nicht auswaschen können“, jemals wieder verschwinden werde. Dennoch brauchen wir nicht völlig daran zu verzweifeln. Es wäre immerhin denkbar, ein Fall, der ja im Anfang dieses Jahrhunderts schon teilweise eingetreten war, daß das „Sie“, nach Analogie der französischen und englischen Sprache, dem entschieden naturgemäßerem „Ihr“ wieder weichen müßte. Hat es doch bereits im vertrauten Familienverkehr jetzt überall dem „Du“ Platz machen müssen. Augenblicklich ist das „Ihr“ so ziemlich ganz außer Kurs gesetzt. Man findet es bisweilen noch in feierlichen Wendungen, die einer älteren Zeit angehören (z. B. im Hannoverschen bei der Ansprache des Geistlichen an die Gewattern, auch wenn es nur ein einzelner ist, bei Einführung eines Kirchenvorstehers x.). Das „Er“ ist seit 1848 aus der gewöhnlichen Umgangssprache verschwunden. Nur auf dem Lande in Niederdeutschland kommen beide Anredeformen noch vor, namentlich wird der Bauer noch in vielen Teilen des Lüneburgischen und Holsteinischen mit „He“ (oder hei = Er) von dem Gefinde angeredet, was also offenbar eine Ehrenbeziehung sein soll. Doch kann man hier nicht von festen Gesetzen sprechen. Mir sind z. B. auch Gegenden der Lüneburger Heide bekannt, wo sich alles dazt, selbst die Kinder älterer Bauern mit „Du“ anreden. Beim Gebrauch des „Sie“ ist es mehr und mehr Regel geworden — ähnlich wie im Französischen —, den Titel „mein Herr“ oder „gnädige Frau“ dem Anredeworte hinzuzufügen. (Ueber die „gnädige Frau“ und das „gnädige Fräulein“ siehe sich hierbei auch noch mancherlei sagen, wie sie die Ausdrücke „Madame“, „Mademoiselle“ [Mamsell], „Fräulein“ allmählich immer mehr verdrängt und ihren eigenen Gebietsumfang erweitert haben.) Leider hat sich neben dem „Sie“ aber auch noch immer die unerträgliche Anredeweise, die für noch feiner gilt, erhalten: „Wollen der Herr Hofrat erlauben“, „haben Excellenz gesehen“, „haben gnädiges Fräulein schon gehört?“ Ja, manche Herrschaften verlangen solche widersinnige Anrede geradezu von ihren Diensthöten, nur um sich nicht direkt von ihnen mit „Sie“ anreden zu lassen. In diesem Punkte wird hoffentlich in nicht allzuferner Zeit zunächst eine Aenderung eintreten.

Wie wir sahen, war das 16. und 17. Jahrhundert die Blütezeit der übertriebenen Höflichkeit- und Ergebenheitswendungen. Das zeigt sich nicht nur auf dem Gebiete der Anrede, sondern fast in noch höherem Grade auf dem des Titelwesens. Wortreichtum und Ueberschwenglichkeit im Ausdruck gehen Hand in Hand mit einer staunenswerten Mannigfaltigkeit in der Abstufung der Titulaturen. Ein Bild jener prästenhaften Wortfülle giebt uns der ehrenwerte Hauptpastor Schnupp aus Hamburg, der in satirischer Weise dagegen zu Felde zieht. So läßt er einen Gatten statt der Worte: „Frau, es hat neun geschlagen, gehe zu Bett, ich habe noch etwas zu thun“, sich in folgender geschraubter Rede ergeben: „Du Helfste meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülffin, meine Augenlust: das gegossene Erz hat den neunten Thon von sich gegeben; erbehe dich auf die Sculen deines Körpers und verfige dich in das mit Federn gefüllte

Eingeweide!" (s. Deneke a. a. O. S. 334). Es ist kein Zufall, daß eine Zeit, in der die Rede sich in so lächerlicher Gespreiztheit und Breite erging, auch eine Fülle von teilweise höchst sonderbaren Titulaturen ins Leben rief. Die Mehrzahl derselben ist hentigentages wieder vergessen. Nur diejenigen, die sich auf die „Geburt“ beziehen, haben noch mit Zähigkeit ihr Dasein weiter gefristet, wenn sie sich auch hinsichtlich ihres Gebrauches vielfach ebenso verschoben haben, wie die Anredewörter.

So ging das ursprünglich nur für Fürsten gebräuchliche „Hochgeborenen“ schon im 17. Jahrhundert auf den Grafenstand über, bei dem es sich auch bis jetzt erhalten hat. Der Adel, der anfangs das Prädikat „Hoch- und Wohlgedei!“ führte, tauschte dafür ein „Hochedelgeborenen“ ein, nachdem der erstere Titel allmählich auf die Gelehrten und höheren Beamten übergegangen war. Doch beanspruchten mehrfach auch die ratsfähigen Geschlechter in den Städten schon „hochedelgeborenen“ statt „wohlgedelgeborenen“ zu heißen. Ebenso dringt die Bezeichnung „hoch- und wohlgeborenen“ für die vornehmen Frauen nach und nach auch in die Kreise der Frauen des Mittelstandes ein. Am auffallendsten aber ist die Wandlung, die der Titel „Wohlgeborenen“ erfahren hat. Während er im 16. und 17. Jahrhundert als eine nur vom Kaiser an die höchsten Geschlechter des Reiches verliehene Auszeichnung galt, war er im Laufe der Zeit auf den gesamten Adel übergegangen, der dann aber im Anfang des 18. Jahrhunderts statt dessen schon ein „Hochwohlgeborenen“ verlangt. Seitdem hat „Wohlgeborenen“ mehr und mehr an Wert verloren und ist immer tiefer gesunken. Denn nicht nur der Offiziers- und höhere Beamtenstand hat seitdem ein Anrecht auf das „Hochwohlgeborenen“ erworben, sondern so ziemlich jedes Glied der sogenannten besseren Gesellschaft erwartet heutzutage, wenn überhaupt einen Zusatz zu seinem Namen, so jedenfalls das „Hochwohlgeborenen“ statt des einfachen „Wohlgeborenen“, das sich immer mehr auf die Kreise der kleinen Bürger und Handwerker beschränkt. Es will eben niemand mehr „wohlgeborenen“ sein! Freilich der Kanzeleisstil hinkt auch hier, wie gewöhnlich, der Verkehrsprache der Gesellschaft nach. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird ausdrücklich die gerichtliche Sprache im Königreich Sachsen bestimmt, daß die altgräflichen Häuser „Wohlgeborenen“ heißen, während die neuen „Hoch- und Wohlgeborenen“ heißen. Hier ist also sogar das einfache „Wohlgeborenen“ das Höhere! (Deneke a. a. O. S. 341.) Jetzt aber muß sich umgekehrt der gewöhnliche Sterbliche, der nicht von Adel ist oder dem Offizierscorps oder höheren Beamtenstande angehört, ruhig in sein Schicksal ergeben, wenn er von Vorgesetzten und Höherstehenden als nur „wohlgeborenen“ betrachtet wird.

Damit wollen wir denn auch diese Betrachtungen schließen, die jetzt am Schlusse hoffentlich weniger lehrerisch und demokratisch klingen, als es zuerst den Anschein hatte. Denn wenn sie auch auf der einen Seite das Ergebnis gehabt haben, zu zeigen, wie Eitelkeit und Titelsucht zum großen Teile zu den jetzt herrschenden Zuständen geführt haben, und wenn sie hiernach den Wert derselben manchem gewiß weniger bedeutsam erscheinen lassen als bisher, so ergibt sich doch auch auf der anderen Seite daraus, daß wir es hier nicht mit launenhafter Willkür Einzelner, sondern mit historisch gewordenen festen Verhältnissen zu thun haben, die also auch der Einzelne nicht nach Belieben beseitigen kann. Ja, wir dürfen sogar behaupten: wie alles radikale Anstürmen gegen geschichtlich Erwachsendes nur verhängnisvoll für gesundes Volkstleben werden kann, so würde ein plötzliches, rücksichtsloses Aufräumen auf diesem Gebiete erst recht verhängnisvoll werden. Denn wie Reiche und Arme unter einander wohnen sollen, so ist auch eine Scheidung nach Hoch und Niedrig, eine Gliederung in verschiedene Stände eine gottgewollte Ordnung, die in der Abstufung der Ehrenbezeugungen nur ihren äußeren Ausdruck findet. Das schließt natürlich eine historische Weiterentwicklung nicht aus, und in diesem Sinne allein dürfen wir denn auch von der Zukunft erwarten, daß sie mit Auswüchsen aufräumen wird, die sich inzwischen überlebt haben.



Marcella, ein Roman von Mrs. Humphry Ward.

Von

Julius Penzlin.

Ein neuer Roman (3 Bände) der Frau Humphry Ward ist in England ein litterarisches Ereignis. Die Dame hat sich durch Robert Elsmere und durch David Grieve einen solchen Namen erworben, daß jedermann nach einem neuen Buche von ihr greift. Allerdings, man scheint sich in England durch „Marcella“ enttäuscht zu fühlen. Die „Review of Reviews“ meint, das Buch erwecke nur ein schwaches Interesse, es wende sich mehr an den Verstand, als an das tiefe Gefühl, es gleiche einer in Schiefer geschliffenen Camee. Es sei wohl ein gut Stück ehrlicher Arbeit darin, aber gewissenhafte Mühe sei doch ein armer Ersatz für die Glut menschlicher Leidenschaft und für den Aufruhr des Herzens. Eine Enttäuschung haben wir auch beim Lesen des Romans erfahren, aber zunächst eine angenehme. Marcella ist nicht wie seine beiden Vorgänger ein religiöser oder vielmehr irreligiöser Roman, die Verfasserin verwirrt ihre Leser weder mit dem kritischen Rationalismus Elsmeres, noch mit der idealistischen Philosophie Grieves. Sie gebärdete sich in ihren früheren Romanen schier als Religionsstifterin, und sie hat ja auch in England eine große Elsmere-Gemeinde um sich gesammelt. Diese ihre Anhänger werden sich auch enttäuscht gefühlt haben, denn in seiner Elsmere- oder Egidy-Religion wird niemand durch die Marcella gefördert werden. Aber was ist es dann mit diesem Roman? Auf ihre ersten Wege, die sie in Miß Bretherton eingeschlagen hatte, kommt die Verfasserin auch nicht zurück, ein feiner Künstlerroman ist es nicht, was sie uns diesmal bietet. Hat man die ersten Bogen gelesen, so vermutet man, es werde ein socialpolitischer Roman werden, wie ihn Kingsley in Alton Locke uns gegeben hat, aber man hat bald den Eindruck, daß dafür denn doch die bezüglichen Fragen zu wenig tief angegriffen sind, und daß, was zur Lösung derselben beigebracht ist, denn doch zu „weiblich“ wäre. Wenn es auch mit der Theologie der Frau Ward oft nicht weit her ist, so merkt man doch, daß sie sich wenigstens Mühe gegeben hat, den Problemen näher zu treten, aber um was es sich eigentlich bei dem englischen Socialismus handelt, tritt in diesem neuesten Buche nirgends klar hervor, man kann es also auch wohl billigerweise der Verfasserin nicht zutrauen, daß sie mit ihren drei Bänden ein Problem hat lösen wollen, das sie überhaupt noch gar nicht einmal erfaßt hat. Sie führt einige socialistische Schlagworte an, wie Land-Reform, Rationalisierung des Grundeigentums, Achtstundenarbeit und dergl., sie bemerkt wiederholt, es sei keine Aussicht vorhanden, daß das socialistische Millennium noch bei unseren Lebzeiten anbräche, und sie hat schließlich keinen anderen Rat als den, daß jeder nach bestem Können in seinem Kreise für das Wohl des Nächsten und

damit des Ganzen reformatorisch zu wirken habe. Das ist liebenswürdig weiblich gedacht, und recht hat die Verfasserin damit, aber daß man mit solchen Mitteln keinen die Fülle des modernen Socialismus umspannenden Roman schreiben kann, versteht sich auch wohl von selbst. Weil wir aber wohl in der That kein Recht haben, der Verfasserin zuzutruhen, daß sie mit ihrem Roman in die sociale Frage hat eingreifen wollen, so werden wir sie auch nicht deswegen tadeln dürfen, daß sie diese Frage nicht in ihrer ganzen Tiefe und Breite erfaßt hat. Uns will es überhaupt so scheinen, als läge die Stärke der Frau Ward auch in ihren religiösen Romanen niemals so sehr in der tiefen Erfassung des Problems, als darin, daß sie sich liebend in einen Charakter zu versenken und diesen in seinen feinsten Nuancen zu schildern versucht. Daß dem so ist, darauf weisen in etwas schon die von ihr gewählten Titel hin: sie nennt ihre Bücher einfach mit dem Namen des Haupthelden, der ihr der Typus einer in der Gegenwart verbreiteten Gattung ist: Miss Bretherton, die kunstsinninge Schauspielerin, Elsmere, der begabte Idealist, der im Mißverhältnis zwischen Wollen und Können an einem verkehrten Bahn zu Grunde geht, Grieve, der Mann des praktischen Lebens, der nach allem Ringen und Kämpfen dahin kommt, die Dinge da stehen zu lassen, wo sie gestanden haben — der Unglaube wird, trotzdem es die Verfasserin eigentlich anders wollte, zur Tragödie des Lebens —, und nun Marcella, das ganz in das moderne Leben getauchte, auf eigenen Füßen stehen wollende und doch schließlich zum Geständnis seiner Schwäche kommende Weib.

Das „moderne Weib“ ist ein Lieblingsthema des neueren englischen Romans, namentlich von Schriftstellerinnen wird diese Romangattung kultiviert und die „gewagtesten“ Probleme werden dabei gerade von diesen Damen behandelt. In der vielgelesenen Story of a Modern Woman kommt eine Stelle vor, die dieser ganzen Litteraturgattung als Motto dienen könnte. „Das ist ein Thema“, murmelte Strangre, indem er leicht die Achseln zuckte, „von dem ich bekennen muß, daß es mir peinlich ist, es mit jungen Damen zu besprechen.“ „O“, erwiderte Alison mit ihrer ruhigen, ernsten Stimme, „dann bin ich aber eben keine ‚junge Dame‘, ich bin eben nur eine Frau mit dem lebhaftesten Interesse für die Schwestern meines Geschlechtes.“ Ob der Mann noch ein Recht hat, jungfräuliche Keinheit von seiner Braut zu fordern, wenn die Braut nicht mehr das Gleiche bei ihm voraussetzen darf; was sittlicher sei: Ehe ohne Liebe, oder Liebe ohne Ehe? „warum soll man nicht thun, was George Eliot that? Sieh, wie glücklich lebte sie mit Lewes, und er war doch ein verheirateter Mann!“ — ist es für eine Frau würdig, Mutter zu werden von einem ungeliebten Manne? — solche und ähnliche Themata suchen sich die Schriftstellerinnen mit Vorliebe aus.

Allerdings in diesem Sinne schreibt Frau Ward nicht den „Roman der modernen Frau“, ganz in die Kategorie von Olive Schreiner, Sarah Grant, Ella Hepworth Dixon u. a. gehört sie doch noch nicht, sie befolgt noch die etwas aktivierische Weise, daß Frauen selber erst recht nicht Themata diskutieren dürfen, über die ein Mann Bedenken tragen würde mit einer Frau zu sprechen. Die „Review of Reviews“ meint deswegen, Frau Ward habe das Problem des „modernen Weibes“ nur oberflächlich behandelt, die eigentlichen Tiefen habe sie nicht angerührt. Wir dagegen meinen, sie hat doch ein tiefes, seines Charakterbild geschaffen, sie hat uns gezeigt, wie das Weib, wenn es auch das ganze moderne Leben in sich aufnimmt und über die Schranken seines Geschlechtes hinweg zu sein glaubt, doch immer nur Weib bleibt und, zu seiner Beschämung und zu seiner Vergütung zugleich, endlich sich dessen bewußt werden muß, daß sie es bleibt und daß „er soll dein Herr sein“. Ob ich Frau Ward recht verstanden habe, ob ich, wie man meiner früheren Besprechung des Rob. Elsmere (1889er Jahrgang) vorgeworfen hat, wohlwollend hineingelesen habe, was nicht darin steht, lasse ich dahin gestellt. Jedenfalls ist der Roman so interessant, daß ich mir den Dank der Leser zu verdienen hoffe, wenn ich den Inhalt kurz skizziere und namentlich den Charakter

der Heldin als einen für die Gegenwart typischen zu analysieren versuche. Ob der umfangreiche Roman einen deutschen Uebersetzer finden wird, bleibt ja ohnehin fraglich.

Marcella ist die Tochter von Richard Boyce, einem Landadelmann. Vor Jahren als junger Gemann hat er seine vielversprechende Laufbahn durch mehrfache Handlungen ruiniert, er hat eine kurze Gefängnisstrafe gehabt, das Familienvermögen hat gelitten und der sehr geachtete Vater ist wohl aus Kummer bald gestorben. Nach dem Tode des Vaters ging das Gut auf Richards älteren Bruder über, Richard aber, der der socialen Acht verfallen war, verschwand mit seiner Frau eine Weile aus England und hielt sich auch hernach von seinen Standesgenossen fern. Die Frau, ein nicht ganz leicht verständlicher Charakter, hält zwar zu dem Manne, aber sie zeigt ihm nur die harte Pflichtseite; obgleich sie innerlich ihn noch liebt, vermeidet sie alles, was irgend ein Gefühl verraten könnte, sie zieht, ohne zu klagen, die Konsequenzen ihrer ganzen Lebenslage. Auch ihrem Kinde gegenüber zeigt sie keinerlei tieferes Gefühl, ja sie macht es zur Bedingung ihres Bleibens bei dem Manne, daß Marcella nicht im Elternhause erzogen wird. So wird das Kind früh schon den Eltern und den milderen Einflüssen des Elternhauses entzogen und kommt von einer Pension in die andere, sich allenthalben als eine schwer zu lenkende, unliebenswürdige „wilde Kage“ zeigend. Dann kommt die Zeit, wo sie erst für eine einzelne ältere Dame, dann für eine Fremdbin schwärmt, sich in Bücher stürzt und ein Phantasielieben führt. Dann schwärmt sie für einen Pastor, ist begeistert von seinen Predigten, wirft alles weltliche Treiben beiseite und wird mit einer geliebten Lehrerin fromm. Ruchlos ist das heranwachsende Mädchen durch und durch, von einem Extrem ins andere sich stürzend, begabt und dazu zu immer größerer Schönheit sich entwickelnd.

Als sie ihre Lernjahre hinter sich hat, will die Mutter sie doch noch von sich fern halten, darum soll sie in London für Zeichen und Musik ausgebildet werden, um später einmal auf eigenen Füßen stehen zu können. Auf der technischen Schule wird sie mit zwei Brüdern und einer Schwester Craven bekannt und wird durch diese alsbald eine begeisterte Socialistin, schließt sich auch einer socialistischen Gesellschaft, den „Venturisten“, an — wohl nur ein anderer Name für die in England bekannte Fabian Society — und träumt von einer Rolle, die sie bei der Herbeiführung des socialdemokratischen Zukunftsstaates spielen will. Da tritt eine Aenderung in ihrem Leben ein, indem ihr Vater durch den plötzlichen Tod seines älteren Bruders in den Besitz des Familiengutes Mellor kommt und die Tochter so auch wieder mit den Eltern vereint wird. Als Einundzwanzigjährige finden wir sie im Herrenhause zu Mellor, ein begabtes, impulsives, egoistisches, innerlich eigentlich ganz unerzogenes, aber doch interessantes, schönes Mädchen. Ihr Vater hatte gehofft, der umwohnende Adel werde die alten Geschichten vergessen haben, aber bald mußte er merken, daß alle sich von ihm fern hielten, und endlich sagte ihm ein recht kaltes, unhöfliches Antwortschreiben des größten und geachtetsten Mannes der Umgegend, des Lord Maxwell, auf eine geschäftliche Anfrage, daß man nichts mit ihm zu thun haben wolle.

Marcella, die ja wenig innere Gemeinschaft mit den Eltern hat, will den socialen Bann nicht ohne weiteres auch über sich ergehen lassen, zumal sie befürchten muß, daß es, wenn sie so vereinzelt dasteht, mit all ihren eifrigen Reformplänen nichts werden wird. Sie ist im Pfarrhause des Dorfes einige Male mit dem Enkel und Erben des Lord Maxwell, Aldons Raeburn, zusammengetroffen, sie hat gemerkt, daß sie auf diesen Eindruck gemacht, so wendet sie sich denn an ihn mit der Frage, was man gegen ihren Vater habe, und bittet ihn, seinen Einfluß für ihre Familie geltend zu machen. Es geht der Frau Ward hier wie in ihren früheren Romanen: die Personen, deren Grundsätze denen der Verf. wohl am wenigsten entsprechen, werden dem Leser die liebsten. Der alte verwitwete Lord, dem seine köstlich gechilderte Schwester hanshält, ist der entschiedene Tory, aber ein Mann von größtem Wohlwollen für seine Untergebenen und

von ehrenhaftester Gesinnung; der Enkel ist ein ernster Mann, der die ganze Schwierigkeit der Stellung des hohen Adels fühlt. Mit gewissenhaftem Studium sucht er die Fragen des modernen sozialen Lebens zu erfassen und zu durchdringen, und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit denkt er weniger an seine Rechte als an seine Pflichten. Seit seiner Univerſitätszeit ist er mit einem bedeutenden Socialpolitiker Hallin eng befreundet, mit ihm sucht er für das Wohl der arbeitenden Klassen zu wirken. Was übrigens Hallin eigentlich will, welche socialistischen Theorien er vertritt, bleibt dem Leser völlig unklar. Er ist offenbar der eigentliche Vertreter der Ideen unserer Verf., aber es ist sicher ein Hauptmangel des Romans, daß die geistigen Strömungen darin zu wenig scharf charakterisiert werden. Was Hallin social und was er religiös will, tritt nirgends klar hervor, bei seinem Sterben spricht er sich so etwas à la Eskmere aus, aber es bleibt bei Andeutungen und zur Klarheit kommt man nicht.

Es sind nun keine größeren Charaktereigenschaften denkbar, als der besonnene Raeburn und die noch völlig unerzogene Marcella, und dennoch fühlt er sich zu ihr hingezogen und wird auch nicht durch die Taktlosigkeit zurückgestoßen, mit der sie seine Hilfe sich erbittet. Leider aber steckt hinter der Taktlosigkeit zugleich eine böse Verrechnung. Marcella fühlt den Einfluß, den ihre Schönheit und Begabung auf Raeburn üben, sie versteht seine edle, zurückhaltende Männlichkeit nicht zu würdigen, sie hofft nur ihn gewinnen zu können, um dann selbst als Mitglied des hohen Adels eine socialistische Reformatorin werden zu können. Was sie wünscht, erreicht sie; mit schwerem Herzen geht der alte Lord auf die Wünsche seines Enkels ein und Marcella wird die Braut des Raeburn. Wie Marcella zuerst aufs Schloß zum Frühstück geladen wird, wie der Lord mit ritterlicher Höflichkeit und väterlichem Wohlwollen das „grüne“ und eigentlich recht unbescheidene Verede der Marcella anhört, während seine Schwester das Benehmen dieser „jungen Person“ eboking und höchst unpassend findet, wie es dann zur Verlobung kommt, das ist zum Teil wunderschön geschildert und wir bedauern wirklich, nicht ins Einzelne gehen zu können.

Nur in dem Augenblick, als Raeburn ihr seinen Antrag macht, kommt etwas wie tiefere Erkenntnis über Marcella, sie ruft: „O, Sie kennen mich nicht, obwohl Sie es meinen. Es ist noch alles unklar in mir, ich werde Sie quälen, verwunden, enttäuschen.“ Doch schon eine halbe Stunde später, als sie seinen Antrag angenommen hat, bemerkt sie: „Man wird sagen, ich heiratete Sie um des Reichthums und der Stellung willen, und in gewissem Sinne ist es auch so. Ich würde Sie nicht heiraten, wenn, nun, wenn ich Sie nicht gerne hätte. Aber Sie können mir große Hülfsmittel geben — Sie haben sie ja. Ich sage Ihnen offen, daß ich mich derer freuen und sie benutzen werde. O bedenken Sie wohl, was Sie thun. Ich werde wie eine sanfte, demüthige Frau sein. Eine Frau muß meiner Meinung nach ihre eigene Individualität heilig bewahren, sie sei verheiratet oder nicht verheiratet. Haben Sie wohl bedacht, daß ich vielleicht manchmal Dinge thun werde, mit denen Sie nicht einverstanden sein werden und an denen Ihre Verwandten Anstoß nehmen?“

Daß Raeburn sich zu einem verkehrten Schritt hat hinreißen lassen, daß diese Marcella ihn nicht glücklich machen kann, steht ja fest. Aber vielleicht kann Marcella eine andere werden. Zunächst tritt mit dem socialistischen Kandidaten für den Wahlkreis, Henry Wharton, eine neue Persönlichkeit in die Geschichte. Der alte Boyce hat ihn zufällig kennen gelernt und hat, um seine aristokratischen Nachbarn zu ärgern, ihn eingeladen, während der Wahlkampagne in Mellor zu wohnen. So kommt er auf Wochen mit Marcella in enge Berührung, und obwohl er ein ganz charakterloser, frivoler Mensch ist, so gewinnt er doch großen Einfluß auf das begabte Mädchen. Sie verrennt sich durch ihn immer tiefer in socialistische Ideen, wird immer bitterer gegen alles Bestehende und die Kluft zwischen ihr und dem Verlobten wird immer größer.

Mit großer Treue, aber oft wenig Verständnis nimmt sie sich der Arbeiter auf dem Gute an, vor allem der Familie Hurd, in der viel Krankheit und Arbeitslosigkeit

herrscht. Hurd steht im Verdacht, Wildbieb zu sein, Marcella sieht den Fehler nicht in der ungeregelten Lust des Diebes, sondern in der Selbstsucht der Reichen, welche Jagdgehege gegeben haben. Doch vorläufig verschafft sie dem Manne Arbeit und ist nun überzeugt, daß er das Widern um ihretwillen lassen wird, während er es nun erst recht thut, besonders um den Jäger des Lord, den er bitter haßt, zu ärgern. Der Lord giebt einen großen Ball zu Ehren des Brautpaares; Marcella giebt auch dabei viel Anstoß, doch als sie einen Augenblick mit dem Verlobten allein ist, überkommt sie ein Gefühl des Unrechtes, das sie an diesem Manne thut, und sie bricht in Thränen aus und zeigt sich unter seinen Tröstungen zuerst von einer weicheren Seite, die in Raeburn neue leidenschaftliche Hoffnungen erweckt. Nach Hause gekommen, kann sie nicht schlafen und geht unruhig bei hellem Mondschein in dem Bibliotheksaal zu Mellor hin und her. Zufällig kommt hierher auch Wharton, es kommt zu einer leidenschaftlichen Aussprache, und als sie überreizt und ermattet fast zusammenbricht, umarmt Wharton sie und küßt sie.

Völlig verzweifelt will sie am nächsten Tage alles an Raeburn sagen, damit das Verlöbniß gelöst wird, da erfährt sie schon am frühen Morgen, daß in dieser Nacht Hurd von dem Jäger erfaßt ist und daß Hurd den Jäger erschossen hat. Während alles darauf hinweist, daß Hurd nicht bloß in Notwehr gehandelt hat, sondern daß bedachter Mord vorliegt, sieht Marcella in Hurd nur das beklagenswerte Opfer der verkehrten Jagdgehege, und mit aller Leidenschaft, deren sie fähig ist, nimmt sie sich nicht bloß der Familie an, sondern sucht sie auch die Unschuld des Mannes zu beweisen. Da sie keinen besseren Verteidiger finden zu können meint als Wharton, der ein begabter Rechtsanwalt ist, so tritt sie mit ihm, der zwar Mellor verlassen hat, in lebhaftest Korrespondenz trotz allem, was vorhergegangen, wogegen für Raeburn kaum noch einen Gedanken übrig hat. Sogar an der Schwurgerichtssitzung nimmt sie teil und Raeburn ist ihr nur dazu noch gut genug, sie dorthin zu führen. Hurd wird zum Tode verurteilt, Marcella läßt sich von Wharton in sein Zimmer zu weiterer Besprechung führen, während Raeburn den Wagen besorgen muß, und dann verlangt sie von Großvater und Enkel, daß beide in ihrer hervorragenden Stellung ein von Wharton verfaßtes und nach Meinung jener Männer falsch begründetes Gnadengesuch unterzeichnen sollen. Raeburn bittet sie: „Kannst du nicht gerecht gegen mich sein, wenn du nicht großmütig sein kannst?“ Marcella aber ruft: „Gerecht! Du kannst von Gerechtigkeit sprechen? Du in diesem Schlosse, mit diesem Leben sprechen von Gerechtigkeit, wenn es sich darum handelt, einen Menschen wie Hurd zu töten? Und ich muß zurück in jene Hütte, zu jenem Weibe und ihr sagen, daß keine Hoffnung vorhanden ist — keine! Ja darum keine, weil du deinem Gewissen folgen mußt, du, der du alles im Ueberflusse haßt! O, ich möchte nicht dein Gewissen haben — lieber ein wenig Herz solltest du haben, das wäre besser! Bitte, komm zunächst nicht nach Mellor — Ich aber muß hin zu ihr, zu dem armen Weibe, zu solchen, die ich liebe, die ich im Herzen trage.“ Ernst spricht er zu ihr: „Du sprichst sehr verächtlich vom Reichtum, aber eins haßt du kein Recht zu verachten, nämlich den Mann, der dir sein innerstes Herz geweiht hat, und der dich jetzt nur um das Eine bittet, nämlich zu glauben, daß er nicht der grausame Feuchler ist, zu dem du ihn zu machen entschlossen bist.“ Sie aber hört auf nichts mehr, sie verläßt das Schloß und weigert sich auch, den Verlobten vor der Hinrichtung Hurds wiederzusehen, dann erst könne sie sich mit ihm aussprechen. In der Nacht vor der Hinrichtung wacht sie bei der kranken Frau und ihrem schwindsüchtigen Kinde. Als sie am Abend kam, hatte der Pastor mit der Frau gebetet, ihr aber waren das nichts als Heuchelworte; als aber gegen Morgen um die Stunde der Hinrichtung seines Vaters das Kind stirbt und das Weib verzweifelt nach dem Manne ruft, da kann auch Marcella nichts thun als im Gebete schreien zu dem, den sie nicht kennt: „Die einzigen Worte, die auch ihr wilder Geist nur finden konnte, um dem Weibe in diesen Augenblicken zu helfen, waren Worte des Gebetes, jenes alte schauernde Schreien,

womit die Menschenseele sich von Anbeginn an auf jenes wunderfame, sie umgebende Leben geworfen hat, von wo sie ausgeht und wohin sie zurückkehrt.“

Und nun kommt es zur Aussprache zwischen den Verlobten. Vergebens versucht er Marcella zu einer gerechten Beurteilung seiner Anschauungen zu bringen, sie erklärt ihm bald, sie könne nicht die Seine werden, ihr Leben gehöre hinfort nur den Armen und Unterdrückten. „Du mußt mich aufgeben, ja du mußt, und du wirst froh sein, von mir frei zu werden, wenn du erst weißt, was ich eigentlich bin.“ Es steht etwas zwischen ihr und ihm. Raeburn fragt, ob es eines anderen Mannes, ob es Whartons Einfluß sei. Und nun berichtet sie, was sich in jener Ballnacht zugegetragen, und sie muß gestehen, daß sie trotzdem mit Wharton um jener Sache des Wilderers willen in Beziehung geblieben sei. Sie hatte sich dies Geständnis so dramatisch ausgemalt, und nun diese tiefe Beschämung, die über sie kommt, als Raeburn seinen Hut nimmt und zu ihr sagt: „Sie haben mir ein großes Leid angethan, doch ich bitte Gott, daß Sie sich künftig nicht ein noch größeres selbst anthun. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch einmal schreibe oder Ihnen meinen Freund Hallin sende. Hernach werde ich Sie nicht weiter belästigen.“

Die alte Miß Raeburn sagt einmal zu ihrer Freundin Lady Winterbourne von Marcella: „this is your modern young woman, my dear — typical, I should think“. Allerdings nicht ganz „modern“ im Sinne der Frau Sarah Grant, aber doch wieder, insofern sie sich über viele Rücksichten hinwegsetzt, selbstbewußt ihre Gedanken vertritt und auf eigenen Füßen stehen will. Wie wird nun Frau Ward sie sich weiter entwickeln lassen? Vielleicht wirft sie sich jetzt ganz der modernen Socialbewegung in die Arme, emancipiert sich völlig und wird eine Agitatorin des Umsturzes. Oder aber, es kommen nach den herben Erfahrungen und auch Täuschungen der letzten Wochen andere, bisher mehr verborgene Elemente in ihr zur Entfaltung. Sie war bei aller Leidenschaftlichen Selbstständigkeitsucht doch eigentlich noch recht unerzogen und unerfahren, ja sie war doch noch recht unfertig und fiel gar leicht jedem Einflusse zum Opfer. Sollte das Leben sie nicht noch erziehen können?

Wir finden sie nach zwei Jahren als Gemeindefchwester unter den Londoner Armen wieder. Da lernt sie die sociale Frage nicht aus agitatorischen Phrasen, sondern angesichts des wirklichen Lebens verstehen, und es dämmert ihr die Wahrheit, daß diese sociale Frage nicht allein eine Lohnfrage, sondern vor allem eine Charakterfrage ist, die ethische Natur dieser Verhältnisse kommt ihr zum Bewußtsein. Frau Ward ahnt hier wieder, wie früher in David Grieve, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Es könnte nicht schaden, wenn sie von hier aus etwas ihren thörichten theologischen Dilettantismus in Rob. Elsmere revidieren wollte. Um dieselbe Zeit ist auch Wharton in London als Parlamentsmitglied und als Haupt einer sich zusammenschließenden, organisierten Arbeiterpartei. Die ganze sittliche Hohlheit des Menschen tritt immer klarer hervor: obwohl finanziell derangiert, versteht er doch, sich in den vornehmen Kreisen eine Stellung zu schaffen; obwohl er sozialistischer Abgeordneter, ist er immer nur der eitle Streber ohne feste Charakterüberzeugung. Auf's neue gelingt es ihm, auf Marcella Einfluß zu gewinnen: wenn er nur Geld hätte, welche Rolle könnte er spielen mit einer Frau von ihren Gaben an seiner Seite. Endlich läßt er sich von der Gegenpartei bestechen, er meint nun auf eigenen Füßen stehen zu können und nun macht er Marcella einen Heiratsantrag. In Marcella aber kämpft doch manches gegen die Einflüsse von seiten Whartons. Die Arbeit unter den Armen und der Verkehr, in den sie mit Hallin gekommen, haben ihre Lebensanschauungen vertieft und die innere Hochachtung vor einem Charakter wie Raeburn und dadurch eine noch unbewußte Liebe zu diesem ist gewachsen. Sie süßt das Unrecht, welches sie ihm gethan hat, sie möchte, da sie beide doch Nachbarn mit einander sein werden, auf irgend einen guten Fuß mit ihm kommen. Raeburn ist ins Ministerium getreten, und als sie einmal, um eine Rede Whartons zu hören, ins Parlament gegangen, trifft sie mit Raeburn in den Erfrischungs-

räumen zusammen. In nicht gerade taktvoller Weise läßt sie sich vom Impulse leiten und redet Raeburn an, indem sie sich nach seinem kranken Großvater erkundigt, Raeburn aber, der ihr Zusammensein mit Wharton falsch deutet, giebt ihr eine sehr kühl höfliche Antwort. Und noch einmal treffen sie einander, als Raeburn in etwas romanhaft unwahrscheinlicher Weise Marcella bei ihrer Gemeindegarbeit aus den Händen eines rohen Menschen befreit und die Verwundete in einer Droschke heimbegleitet. Halb und halb bittet sie ihn um Verzeihung: „Das ist nun ja alles einmal so gekommen; könnten wir, da wir doch Nachbarn sind, nicht wenigstens Freunde bleiben, und vielleicht besser verstehen, als wir uns früher verstanden haben?“ Raeburn sitzt ihr gegenüber mit der ganzen alten Liebe im Herzen, aber der Gedanke an Wharton hält ihm das Wort auf der Zunge zurück und nur mit Mühe bringt er ein höfliches: „wir können ja gar nicht anders als Freunde sein“ herans. Wie leicht hätte diese zweimalige Abweisung durch Raeburn Marcella in die Hände von Wharton treiben können, wenn nicht jene vorher ange deuteten Einflüsse ihr einen Widerhalt gegeben hätten. Immer wieder schiebt sie die Entscheidung hinaus, und als nun endlich Whartons unehrenhaftes Treiben ans Licht kommt, da macht sie sich ganz von ihm frei. Um diese Zeit stirbt Lord Maxwell, der Enkel bekommt Besitz und Titel und verläßt sein Amt und damit London, aber auch Marcella muß heim, um den erkrankten Vater zu pflegen. Während sie in Mellor ist, wird sie zu dem sterbenden Hallin nach Maxwell Court gerufen und kommt so wieder in Verührung mit dem jehigen Lord. Allein mit Hallin auf dessen Sterbebett bekennt sie ihm den ganzen Irrtum ihres bisherigen Lebens. Die Verfasserin entdeckt uns nicht, was sie gesagt hat, aber es wird wohl die weitere Ausführung eines Wortes von Dante sein, mit welchem sie kurz vorher ihrer Mutter ihren Seelenzustand angedeutet hat: „Erinnerst du dich der Worte aus dem Purgatorio über den Verlierer im Würfelspiel?

„Beim Auseinandergehn vom Würfelspiel
„Bleibt, wer verlor, verdrrießlich noch zurück,
„Und probt verführt noch einmal durch die Würfel,
„Indes die Menge mit dem Andern weggeht.“

Lernend durch das, was man verlor!“

Da die Verfasserin offenbar Hallin den Vertreter ihrer eigenen Anschauungen sein läßt, so verlohnt es sich, aus dem Munde des Sterbenden zu hören, wie Frau Ward jetzt über Religion denkt. Hallin führt dem Freunde gegenüber den Ausspruch eines englischen Philosophen an: „Die meisten Menschen sind, wenn die letzte Stunde kommt, in die Ordnung der Natur und den Willen Gottes ergeben. Sie denken weder an Dantes Hölle und Paradies, noch an Bunyans Weg des Pilgers. Himmel und Hölle sind keine Realitäten für sie, sondern Worte oder Ideen — äußerliche Symbole eines großen Mysteriums, doch wissen sie schwerlich, von welchem.“ „Sieh,“ fährt er fort, „so und doch nicht ganz so ist es mit mir. Meinem Verstande ist das Mysterium ganz unbekannt und dunkel, aber dem Herzen will es schon entschleiert scheinen, mit dem Herzen sehe ich.“ Und zu Marcella sagt er, nachdem er ihre Beichte gehört: „Wir verschwinden eins nach dem anderen ins Dunkel, aber jeder mag vor dem Scheiden seinem Genossen ein Zeichen lassen. — Nehmen Sie mein Zeugnis: es giebt einen Schlüssel, nur einen, Liebe — der geopfert Wille. Darin liegt alles, aller Staube, alle Religion, alle Hoffnung für Reich und Arm. — Ob wir uns mit klarem Verständnis zu jenem höchsten Willen, der unseren Willen fordert, durchfühlen, daran liegt wenig. Raeburn und ich waren verschiedener Meinung hierin, in Worten, wie im Herzen! Ich konnte Worte, Symbole gebrauchen, er nicht, und mir haben sie Frieden gegeben. — Jener höchste Wille, zu dem wir durch Treue und Leiden dringen, ist die Wurzel, die Quelle; er leitet uns im Leben, er trägt uns im Tode. Aber unsere Schwäche und Unklarheit bedürfen eines menschlichen Lebens, einer Stimme, uns daran zu lehnen, daraus zu trinken. Wir Christen sind Waisen ohne

Christus. Und wieder — was liegt daran, was wir über ihn denken, wenn wir nur an ihn denken. In einem solchen Leben ruhen alle Geheimnisse und alle Erkenntnis — und unsere Väter haben die Wahl für uns getroffen!“ Daß eine Religion, die höchstens durch unklares Fühlen dem Schwachen einen Halt, nicht aber dem Sünder im Gewissen eine Verführung bringt, einer Marcella nicht die wahre Hilfe sein kann, wird wohl klar sein. Immer nur neue gärende Fermente in die Seele des so zersahrenen modernen Weibes zu werfen, damit ist es wahrlich nicht gethan. Wir sollen nicht bloß, wie Hallin meint, immer im Dunklen tasten, sondern wir sollen erleuchtet werden zu Klarheit der Vollkommenen in Christo.

Doch wir folgen der Geschichte. Auch Marcellas Vater stirbt, und in großer Taktlosigkeit hat er in seinem Testamente den jetzigen Lord Maxwell zum Testamentsvollstrecker und damit zu Marcellas Kurator ernannt. Maxwell ergreift diese Gelegenheit, der früheren Braut wieder näher zu treten, mit Freuden, und wenn auch ihr Verkehr ein gezwungener und verlegener ist, so lernen sie sich doch tiefer kennen und jedes beginnt zu ahnen, wie das andere gesonnen ist. Da endlich erfährt Marcella, allerdings durch große Indiskretionen, daß Maxwell sie und sie ganz allein noch immer liebt, und nachdem sie eine schwere Nacht durchkämpft hat, ist es ihr klar, daß sie nun den ersten Schritt thun und ihn um Verzeihung bitten muß. Bei der nächsten geschäftlichen Besprechung bittet sie ihn, ein auf ihrem Schreibtische liegendes Blatt zu lesen: „Hier in diesem Zimmer haben Sie mir einmal gesagt, ich hätte Ihnen ein großes Leid angethan. Doch wer einem anderen ein Leid gethan, findet manchmal Vergebung, wenn er darum bittet. Lassen Sie mich aus einem Zeichen, einem Blick erkennen, ob ich darum bitten darf. Sonst, bitte, gehen Sie ohne ein Wort davon.“ Da kommt es denn zu einem vollen Bekenntnis ihrer Ungezogenheiten, ihres wilden, unbändigen Wesens, aber auch ihres Unrechtes gegen ihn, indem sie sich mit ihm verlobte nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung. Als aber Maxwell sie wieder in seine Arme schließt, sagt er: „Vergeben soll ich dir? Kann ein Mann der Hand, die ihn befreit, vergeben, der Stimme, die ihn neu gebiert? Wähle ein besseres Wort, mein Weib!“

Es ist wahr, „Marcella“ ist nicht ein die Seele tief durchschütterndes Buch, sondern mehr eine fleißig gearbeitete Charakterstudie. Werden wir in dem Buche mit den theologischen Thorheiten seiner Vorgänger verschont, so fehlt es doch auch hier an religiöser Tiefe und Gründung. Die Verfasserin kann aber nicht mehr geben, als sie hat, und immerhin ist ihre Schilderung des modernen Weibes interessant und wohl wahrer und sympathischer, als die der Frau Sarah Grant.





— † † † — Die Aera des Kartells. — † † † —

Eine wirtschaftliche Studie.

Von

Wilhelm Verdrow.

Aus dem wirtschaftlichen Leben der neuesten Zeit heben sich zwei besonders markante Erscheinungen heraus, welche einander merkwürdig widersprechen: die Bewegung für den Mittelstand und die Konzentration der großkapitalistischen, ja auch bereits der minder geldkräftigen Geschäftsbetriebe in Unternehmer-Ringen, Kartells, Trusts oder wie man diesen merkwürdigen Auswuchs der modernen Industrieentwicklung sonst immer heißt. Auf der einen Seite eine fast zärtliche, von allen Enden, privat wie staatslicherseits sich regende Teilnahme für die Erhaltung und Neubelebung einer Gesellschaftsklasse, welche durch die anscheinend unausweichliche und jedenfalls bis jetzt ungestörte Entwicklung des Fabrik- und Großhandelswesens dem sicheren Untergang geweiht schien, — eine Fürsorge, die sich bis zur Gründung von „Mittelstands-Zeitungen“ und zur Agitation gegen die im Sinne der Mehrheit gewiß sehr berechtigten Konsumvereine steigert, — und dem gegenüber seit mehr als einem Menschenalter, ganz vornehmlich aber seit 20 Jahren, eine ganz ungestörte, ja fast unangefochtene Zulassung der immer weiteren Konzentration von Industrie und Handel in Ringen, die dem arg beschwerten Mittelstand schließlich denn doch die letzte Spur von Widerstandskraft ausblasen müssen. Ja, eine vielseitige Verteidigung des gewerblichen Kartellwesens nicht nur unter Beteiligten, die pro domo, sondern auch unter Socialpolitikern, die für das Wohl des Ganzen sprechen. Sehen wir uns die Ansichten und die Thatsachen des strittigen Gebietes einmal geauer an, soweit sie sich in einer beschränkten Studie ausführen lassen.

Daß die Kartellfrage zu den einschneidendsten Erscheinungen des socialen Lebens der Neuzeit gehört, wird jetzt — etwas spät — allgemein anerkannt. Die in den letzten Septembertagen in Wien tagende Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik hat derselben einen breiten Raum gegönnt, und auf dem Kampffelde der Diskussion fehlte es weder dem Für, noch dem Wider an Stimmen. Professor Bücher-Leipzig gab in einem längeren Referat sowohl eine historische, als eine sachliche Uebersicht über die Entwicklung der industriellen Syndikate, die er lediglich als eine Epoche, und zwar eine kurze, in dem Fortgange des wirtschaftlichen Lebens angesehen wissen möchte. Unvollkommene Uebergangsbildungen, die einstweilen einige gesetzliche Maßnahmen zum Schutz der Arbeiter und des Publikums in gewissen Schranken halten mögen, — weiter scheint Bücher in den Kartellen nichts Absonderliches zu finden, und

sein Zukunftsbild: große einheitlich zu organisierende und jedesmal ganze Produktionszweige monopolisierende Aktiengesellschaften, entwirft ein besseres Schema seiner Ansichten, als lange Worte es vermöchten. Danach wären also der Monopole in Privat Händen nicht nur nicht zu viel, sondern im Gegenteil noch nicht genug. Uns will es nicht klar werden, wie damit die Uebergriffe der heutigen Ringbildungen, welche der Redner gern zugiebt, fortfallen und nicht vielmehr weit umfangreicher werden sollten! Wenn heutzutage der und jener Trust das Publikum dies und jenes Landes zeitweilig in den Fingern hat, sollten es nicht jene erträumten Riesen-Aktiengesellschaften permanent in der Tasche haben? Zudem, nähern sich nicht diese Privatmonopole im größten Stil bedenklich jenem von Karl Marx geschilderten Gipselpunkt des Kapitalismus, dem die „Expropriation der Expropriateure“ auf dem Fuße folgen soll? — Es fehlte freilich nicht an Stimmen gegen die Kartellbewegung, aber mehreren Berichten, und darunter dem gewiß glaubwürdigen des österreichischen „Handels-Museum“, zufolge ist die Ansicht von der gesunden Grundlage der großen Industrievereinigungen in der Diskussion des Vereins doch weit stärker vertreten gewesen, als die vom Gegenteil. Das ist eine merkwürdige Thatsache, und sie verdient doppelt, weiteren Kreisen bekannt zu werden, wenn sie in Zeitläufte fällt, deren Ereignisse so schroff das Gegenteil reden. „Die Großindustrie“, sagte in der Diskussion Direktor Kockert vom österreichischen Zuckerkartell, „produziert nur billig, wenn sie viel produziert, und es ist nichts als ökonomisch, wenn sie so viel als möglich produziert.“ Das sollte den Export zu niedrigeren Preisen, als sie im Inlande gelten, verteidigen, und scheint ihn ja auch zu verteidigen; aber sind denn die Kartelle Ursache, wenn viel produziert wird? Fast zu derselben Zeit brachte das Kabel die Nachricht aus New-York, der amerikanischen Zuckertrust habe, um die Preise in anständiger Höhe halten zu können, die Hälfte seiner Raffinerien geschlossen. „Zur Preissteigerung“ — und der Konsument? und die entlassenen Arbeiter? — Die Kartelle sollen selbst ein förderndes Moment sein im Kampfe des Schwachen gegen den Starken, konnte man im Verein für Socialpolitik hören; aber hörte man, den Ereignissen mehr als Worten lauschend, bisher nicht stets oder doch beinahe ausschließlich von Kartellen der Mächtigen, der Kohlen-, Eisen-, Zucker-, Petroleumproduzenten? Sogar von nationaler Förderung durch die Syndikate konnte man einiges vernehmen, während doch schon der Referent selbst einen Zustand als ungesund verurtheilt, der dem Ausland billigere Schienen und Lokomotiven verkauft, als dem Staate, und der dem Staatsbürger den Zucker und die Kohle teurer berechnet, als dem Ausländer. Die Volksempfindung hat die Industriekartelle längst verurtheilt, und daß sie es nicht ohne ein gewisses Recht thut, daß allerdings mancherlei faul sein muß in diesen manchmal ins Internationale anschwellenden Unternehmerverbänden, lehrt auch die Vorsicht und das Mißtrauen der letzteren gegen die öffentliche Meinung.

Professor Schmoller, der Herausgeber der Monographie des Vereins über die Kartelle, erzählt von den Schwierigkeiten, die es machte, auch nur einige Syndikatsvorstände zur Hergabe ihrer Statuten zu bewegen. Der Erfolg eines Rundschreibens mit dieser Bitte an etwa 40 deutsche Kartelle war gleich Null; die Antwort der meisten Befragten war einfach, eine Publikation sei unmöglich. Weshalb aber ist heute, wo jede Eterbelasse, jede Versicherungsanstalt, jeder Konsumverein seine Statuten publiziert, eine Veröffentlichung der Paragraphen eines Unternehmertartells unmöglich? Es ist fast nur eine Antwort denkbar. Mit Mühe und Not gelang es der Kommission, zehn deutsche Monographien nebst einer Anzahl Statuten und fünf Arbeiten über ausländische Kartelle zusammenzubringen. Füllen sich aber die Vertreter des Kartells derart in Geheimnisse, wo es die Art ihres Zusammenhanges und die Praxis ihres Geschäftsbetriebens betrifft, so ist es um so interessanter, wenigstens über die Thatsachen ihres Bestehens und die Folgen ihrer Thätigkeit so viel als möglich zu erfahren.

Daß die Vereinigten Staaten von Amerika, dieses berühmte Eldorado der Manchesterlichkeit, auch der goldene Boden der Syndikate sind, darf nicht wunder nehmen. Man

braucht nur an die amerikanischen Bahnen, eines der merkwürdigsten Kapitel menschlichen Unternehmertums, und an das Petroleum zu erinnern, um die Vorstellung wachzurufen, wie unumschränkte Machtmittel sich zeitweilig in einem oder in einem halben Dutzend Kapitalisten konzentrieren können. Was die Eisenbahnen betrifft, so lag gelegentlich der berechtigten Streikbewegung des letzten Sommers eine gewisse Verurteilung darin, zu wissen, daß die 40 oder 50 Millionen Mark, welche der Streik den Eisenbahn-Gesellschaften gestiftet hat, aus den Taschen einiger Nichtsalzmillionäre geflossen sind. Das Rockefeller'sche Petroleum-Monopol der Union aber machte ebenfalls vor nicht langer Zeit von sich reden, als man, wie die Zeitungen übereinstimmend berichteten, darauf ausging, das amerikanische mit dem russischen Oel-Syndikat zu verschmelzen. Glücklicherweise wurde aus dem Handel nichts, da wahrscheinlich das Konsortium Nobel-Rothschild in Batu ebensovienig Lust hatte, sich bei der Verschmelzung die Finger zu verbrennen, als die andere Finanzgruppe: Rockefeller und Genossen. Glücklicherweise, sagen wir, denn wäre das Petroleum-Monopol durchgesetzt worden, so befänden sich heute neun Zehntel der Produktion in einer Hand, und wenn sich insolge dessen der Ring in der Lage gesehen hätte, der Welt Preise zu diktieren, so darf man nicht daran zweifeln, daß er es gethan hätte. Hat doch die amerikanische Standard Oil Company allein schon in den letzten Jahren, nur unterstützt durch die dem russischen Petroleum zeitweilig gezogenen Holzschranken, den Preis ihres Oeles so schnell zu steigern verstanden, daß beispieisweise ihre 93er Produktion, obwohl sie der vorjährigen um 4 Prozent an Menge nachstand, derselben an Wert gleichwohl um 10 Prozent überlegen war. Daß im Falle des Gelingens eines internationalen Oelringes auch ferner der rückichtslofeste Egoismus und die brutalste Gewissenlosigkeit das Leitmotiv gewesen sein würde, dafür bürgt der Name Rockefeller. Sein Träger hat bisher seinen Willen der halben Welt, gleichviel ob Konsumenten, Händlern oder Eisenbahngesellschaften, ohne Widerspruch ausdrücken dürfen, er hat sein Vermögen in einem Menschenalter von Nichts auf 600 Millionen gebracht, — warum hätte es John Rockefeller nicht kigeln sollen, es, wenn die russische Konkurrenz fortfiel, schnelligst auf die Milliarde zu bringen? Was wir dabei zu verlieren hätten, zeigt schnell ein Blick auf die deutsche Petroleumzufuhr, die jetzt aus Amerika 722000 Tonnen beträgt. Am Gewinnungsorte mag diese Menge 20 Millionen Mark wert sein, in die Hände des deutschen Konsumenten gelangt sie derart verarmert, daß sie uns jährlich 170 Millionen kostet. Jede Preiserhöhung um nur einen Pfennig pro Liter kostet unserem Lande jährlich 10 Millionen. Das ist viel; ungeheuer viel aber ist es, wenn man es lediglich einem Ringe von Leuten opfern soll, deren ärmster 70 Millionen „wert ist“.

Und doch danken wir es nur noch der Konkurrenz von Batu und der Regsamkeit der wenigen freien Petroleumproduzenten der Union, welche dem Uebermut der Standard-Company noch notdürftig die Wage halten. Uebrigens haben sich sowohl die von der letzteren Gesellschaft unabhängigen amerikanischen Produzenten neuerdings ebenfalls zu einem Ringe vereinigt, als schon seit längerer Zeit die Hauptproduzenten des Gebietes von Batu; ein vortreffliches Beispiel für die aufstehende Wirkung der Trustbildung innerhalb einzelner Industrien, welche dadurch, wofern nicht die Staaten oder die öffentliche Meinung beizeiten hemmend eingreifen, mit Noturnotwendigkeit der internationalen und sessellofsten Monopolisierung entgegengetrieben.

Ueber die Ringbildung in der amerikanischen Zuckerindustrie wurde schon oben gesagt, daß sie für die laufende Campagne ihre Wirksamkeit in einer willkürlich eingeschränkten Produktion — natürlich mit der entsprechenden Preissteigerung — an den Tag legen wird. Eine der mächtigsten Unternehmerverbindungen in der neuen Welt, hat es der Zuckertrust, der unter dem unverfänglichen Namen „American Sugar Refining Co.“, gestützt durch die amerikanischen Eingangszölle für fremden Zucker, den Markt total in der Hand hat, durch seine gewissenlosen Operationen bereits soweit

gebracht, daß sich die in allen Staaten der Union gegen den Ring geführten Klagen endlich zu einem großen, von den Landesbehörden eingeleiteten Prozeß verdichtet haben, über den zu Beginn dieses Jahres die New-Yorker Handelszeitung berichtete. Ein halbes Duzend Geldleute haben auch hier wieder, sei es in Güte oder mit Gewalt, fast alle Raffinerien der Union in ihre Hand gebracht, und während die Konsumenten des ganzen Landes von diesem Konsortium die Preise diktiert erhalten, mußte das Schatzamt des Bundes jahrelang 40—50 Millionen Mark an die Zuckerpflanzer in Form von Prämien zahlen, ohne nachweisen zu können, daß schließlich alle der Zuckerindustrie gebrachten Opfer in ein paar unerfättliche Taschen flossen.

Auch der erwähnte Prozeß verlief ohne Resultat, — wann hätte je die Vereinigte Staaten-Regierung in einem Prozeß gegen die Geldaristokratie ihres Landes den Mut befaßt, recht zu behalten? Wohl mußten die dem Trust zur Last gelegten ungesetzmäßigen Handlungen (Aktienkauf, „Pool“-Bildung, Vernichtung der freien Konkurrenz u. s. w.) im wesentlichen zugegeben werden, aber am letzten Ende stand der Entscheidung doch wieder der verberbliche Paragraph der Bundesgesetzgebung im Wege, der dem Bunde die Jurisdiktion über Angelegenheiten innerhalb der Grenzen eines Einzelstaates verbietet. Natürlich sorgt aber die Sugar Refining Co. gleich jeder ihr ähnliche Gesellschaft dafür, daß ihr internationale Beziehungen zwischen den Einzelstaaten nicht nachgewiesen werden können: sie erdrückt oder unterjocht alle Einzelraffinerien, läßt aber ihnen allen ihren Namen, ihre eigene Verwaltung und Rechnungsführung, zufrieden, den Gewinn einzusteden.

Daß die Eisen- und Stahlwerke der Union sich ohne Ringbildung nicht mehr behelfen können, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß gerade die Walzindustrie, welche mit den ungeheuren in ihrer schweren Maschinerie festliegenden Kapitalien unter Störungen und Krisen am meisten zu leiden hat, in allen Ländern zur Kartellbildung neigt, die ihrer Produktion einen gewissen Grad von Stetigkeit giebt. In der Stahlbranche leiden die Vereinigten Staaten, wie in fast allen Zweigen, an Ueberproduktion; das Kartell, bestehend aus den vier ersten Walzwerken im Lande, der Bethlehem, Carnegies, Illinois und Pennsylvania Co., machte also einfach das große Zweiggeschäft der letzteren Gesellschaft in Sparrows Point für 1894 zu, zahlte dem Besitzer den jährlichen Reingewinn von 1 600 000 Mark bar aus und ließ sich die verminderte Produktion der übrigen Werke um so besser bezahlen. Kann der Unterschied zwischen der freien Konkurrenz und dem in Privat Händen konzentrierten Monopol trasser gekennzeichnet werden? Natürlich führt die Privatwirtschaft mit ihrer Konkurrenz immer zur Ueberproduktion, aber der Unterschied ist doch ein gewaltiger: hier produzieren die Einzelunternehmer weiter, solange sie es ertragen können, und begnügen sich während der kritischen Epoche mit einem verminderten Gewinn, dort schränkt man die Produktion ein, erhöht die Preise, steckt den Profit in die Tasche und jagt die Arbeiter eines oder einiger Werke auf die Straße. Oder glaubt jemand, daß die Pennsylvania Steel Co. von den ausgezahlten 1 600 000 Mark zuerst ihre unbeschäftigten Arbeiter auf Sparrows Point bezahlt hat? —

Auch die Brauer der Vereinigten Staaten — und wo wird in kossofalerem Maßstab gebraut, als im Lande der Abstinenz und der Temperenzler — scheinen sich unter dem Schutze eines, alle oder fast alle Bierfabriken des Landes einigenden Kartells recht gut zu stehen. Die New-Yorker Staatszeitung berichtete wenigstens vor einiger Zeit von einer Vereinigung, wie sie ihresgleichen in der Welt nicht haben dürfte. Das Blatt, das zu seinen Eröffnungen gelegentlich eines Streites zwischen mehreren Brauereien in St. Louis, dem „München“ der Union, gekommen sein will, schrieb etwa: Es besteht laut diesen Veröffentlichungen ein Brauerpool, welcher, einige wenige ausgenommen, alle Brauereien zwischen dem Atlantischen Ocean und der Pacifikküste einschließt. Der Pool ist der riesigste, welcher in den Vereinigten Staaten je bestanden hat und eine

unbeschränkte Kontrolle über die Geschäfte seiner Mitglieder ausübt. Sein Princip ist: einmal ein Kunde, immer ein Kunde! (? d. Verf.) Kein Wirt kann von einem anderen Brauer Bier bekommen, er hätte denn von seinem bisherigen Lieferanten Erlaubnis erhalten. Als das englische Syndikat funfzehn der Branereien vereinigte, konnte jeder Kunde des Syndikats unter funfzehn Sorten Bier wechseln, jetzt hat das aufgehört. Am 10. April läuft angeblich der diesjährige Kontrakt ab, und eine Anzahl St. Louis'er Wirthe will den Pool, sollte der Kontrakt erneuert werden, gerichtlich belangen.

Von der Errichtung eines Papier-Kartells in demselben gelobten Lande weiß neuerdings wieder die New-Yorker Handelszeitung zu berichten. Ein englisches Syndikat will danach 29 Wisconsiner Papier- und Holzbreifabriken mit ihren Wasserkräften (im Gesamtwert von 40 Millionen Mark) unter eine Verwaltung bringen und damit die tägliche Produktion von 13 000 Meilen Papier und 300 Tonnen Holzbrei monopolisieren. Beabsichtigt ist sogar die Ausdehnung des Trustes auf 50 Fabriken, deren Produkte dann ihren Vertrieb durch eine Centralgesellschaft in Chicago finden sollen.

Man sucht eben in diesem Lande der Freiheit jedweden Zweig der Produktion in möglichst schnellem Tempo in die Fesseln des Großkapitals zu schlagen. Vor zwei Jahren wurde z. B. ein „Umbrella-Trust“ begründet, der 60 Prozent der ganzen Regenschirm-Fabrikation des Landes, nämlich die elf größten Fabriken mit 35 Millionen Mark investiertem Kapital vereinigte. Glücklicherweise ist er am Widerstand der verbleibenden freien Konkurrenz rechtzeitig wieder zersplittert. Am einschneidendsten und vom Publikum mit dem größten Mißtrauen behandelt werden alle diese Versuche jedenfalls da, wo sich ihre Wirksamkeit auf die Monopolisierung von Lebensmitteln erstreckt. Leider fehlt es auch daran nicht, weder in der alten Welt, noch ganz besonders in der neuen. Da haben die Kalifornier die Kartellierung der Fruchtkonjerven-Fabrikation, die bekanntlich dort in ungeheurem Maßstab betrieben wird, dort die Sardinenhändler von Maine die Vereinigung ihrer Geschäfte beschlossen; hier will man den Weinbau in einen „Pool“ einigen wie die Bierbrauerei, dort die Konservierung des Lachses im Kartell betreiben. Was aus allen diesen Projekten, die zum Teil schon Gestalt angenommen haben, werden wird, und wie sich das amerikanische Publikum zu ihnen stellen wird, falls wirklich die Monopolisierung dieses oder jenes notwendigen Bedarfsartikels zu seiner erheblichen Vertenerung führt, bleibt abzuwarten.

*
*
*

Nun könnte man denken: das sind amerikanische Verhältnisse, die in ihrer Schroffheit und Einseitigkeit bei uns nicht statthaben und auch bei uns niemals Boden gewinnen können. Aber es wird schon ein kurzer Ueberblick lehren, daß es auch in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn, wenn auch nicht ebensoweit (wer weiß das übrigens, da nichts geheimer gehalten zu werden pflegt, als Kartellabmachungen?), so doch schon inunerhin ziemlich weit gekommen ist. Daß alle diese Kartellbestrebungen stets nur zur Stärkung der jedesmaligen Interessentkreise, die natürlich in allen Fällen, ob sie aus Gruben- oder Walzwerksbesitzern, aus chemischen Fabriken oder Färbereien, aus Fischern oder Schiffsrhedern bestehen, nothleidend sind, konstruiert werden, ist selbstverständlich, und es lohnt sich höchstens der anscheinend noch nie aufgeworfenen Frage, ob denn nicht am Ende nicht allein die Produzenten und Zwischenhändler aller Art, die den Markt mit notwendigen und recht oft leider auch unnützen Dingen überschwemmen, — ob am Ende nicht sie allein, sondern auch die Menge des kaufenden Publikums nachgerade recht nothleidend geworden sei? Bei dieser Auffassung würde man

dann in den mehr und mehr erstarkenden Konsumvereinen lediglich eine Abwehr gegen die ausbeutende Haltung von Produktion und Zwischenhandel zu erblicken haben.

Doch kommen wir auf die deutschen Kartelle zurück. In den rheinisch-westfälischen Kohlenbezirken giebt es seit zwei Jahren sowohl ein Kohlen- als ein Coakshyndikat, und diese, sowie das unter dem harmlosen Namen „Briquet-Verkaufs-Verein“ arbeitende Preßkohlen-Kartell erstrecken ihre Thätigkeit ebensowohl auf die Festsetzung der Produktion, die eben aus diesem Grunde gegen die früheren Jahre erheblich vermindert wurde, als auch auf die Normierung der Preise und aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Löhne. Man kann die Folgen dieser Ringbildungen in der Fundamentalindustrie für das ganz fertige Gewerbe nicht besser kennzeichnen, als es in dem 93er Jahresbericht der Handelskammer von Hagen geschehen ist, deren diesbezügliche Äußerungen wir deshalb unverkürzt wiedergeben: „In dem Berichtsjahre hat das rheinisch-westfälische Kohlenyndikat seine Wirksamkeit begonnen. In dem ersten halben Jahre ging das Geschäft noch fast überall in den alten, durch längere Abschlässe vorgezeichneten Bahnen. Nach und nach nahm das Syndikat die Zügel selbst in die Hand und zog sie schärfer an; jezt weiß die Industrie, daß sie nicht nur mit erhöhten Preisen, sondern auch mit einer strafferen Handhabung der Geschäftsleitung zu thun hat. Die Preise sind um 5 bis 10 Mark, in Einzelfällen noch mehr, pro 10000 Kilogramm gestiegen, und dabei können die industriellen Werte in manchen Fällen für Geld und gute Worte nicht einmal die Kohlen erhalten, welche sie jahrelang verwendet haben, an deren Gebrauch die Arbeiter gewöhnt und für deren Benutzung die gesamten Feuerungen eingerichtet sind. Die Zuweisung bestimmter Qualitäten wird als unmöglich bezeichnet, weil die Kohlen teilweise ohne Rücksicht auf die bisherige Kundschaft der einzelnen Zechen verkauft sind, und zwar vielfach an Händler, an welche die in eine Zwangslage versetzten Industriellen sich wenden müssen. Das Syndikat nützt seine Machtstellung aus, und die Industrie ist hiergegen machtlos. Die Großindustrie arbeitet mit seltenen Ausnahmen ohne Nutzen, trotz der ihr vom deutschen Reiche gewährten Schutzölle. Wenn es aber soweit kommen sollte, daß sehr große und wichtige Gewerbszweige teils ohne jeden Unternehmergewinn, teils mit Schaden arbeiten, weil die notwendigsten Produktionsmaterialien nur von einer Hand zu hohem Preise zu erhalten sind, so ist dies ein ungesunder Zustand, welcher das Dasein einer Industrie in dem Machtbereiche eines solchen Syndikats in Frage stellen kann. Wenn nun von einzelnen Seiten darauf hingewiesen wird, die Industrie habe nicht nötig, ihre Erzeugnisse so zu verschleudern, wie sie es thut, sie könne sich ebenfalls durch Kartelle und Syndikate schützen, so ist dem entgegenzuhalten, daß die Möglichkeit der Ausfuhr von den auf dem Weltmarkt geltenden jeweiligen Preisen abhängt, und daß selbst die Inlandspreise der Industrieerzeugnisse mehr oder minder vom Weltmarktpreise beeinflusst werden.“

Das ist ein Zeugnis für viele, ausgesprochene und unausgesprochene, und wenn die Hagener Handelskammer hier nur von dem Druck des Kohlenmonopols auf die Großindustrie spricht, so ist ihr Zeugnis um so unverbächtiger, denn wie viel machtloser steht nicht der Privatkonsument, der Handwerker und kleine Gewerbetreibende der ausbeutenden Macht des Unternehmer-Ringes gegenüber? Die Hagener Handelskammer that freilich, als gäbe es in Deutschland nur Kohlen-, keine Industriekartelle, und als wäre den letzteren die Bildung erschwert oder unmöglich. Leider wird sie sich vom Gegenteil überzeugen müssen, ja sogar davon, daß für die industrielle Ringbildung selbst jene Grenze kaum noch existiert, die sonst allen Vereinigungen gezogen ist, und deren Durchbruch man der Socialdemokratie so oft zum schweren Verbrechen gemacht hat: die Grenze der Rationalität — Was unser Vaterland betrifft, so sind beispielsweise die rheinischen Walzwerksbesitzer, die größeren Thonröhrenfabriken, die bedeutendsten Färbereien mitten im Prozeß der Kartellbildung, die nur noch da auf Widerstände stoßen, wo entweder einige Werke außerordentlicher Umstände wegen billiger als andere produzieren können und den daraus erwachsenden Vorteil ihrer großen Kundschaft nicht

opfern wollen, oder wo andere gleich mächtige Fraktionen den Kartelllustigen gegenüber treten, so z. B. die Weberien den Färberien. Dagegen schwimmen, trotz aller gegenteiligen Versicherungen, die deutschen Salzsäureproduzenten bereits mitten in den Wohlthaten des Syndikats. Die gestiegenen Preise 4,50 bis 5 Mark pro 100 Kilogramm gegen 2 bis 2,50 Mark vor wenigen Jahren legen Zeugnis für die Einträglichkeit des Geschäftes ab. Die unbequeme belgische Konkurrenz ist, jedenfalls doch durch eine Abfindung, zum Schweigen gebracht, und die Konsumenten müssen sich einstweilen die Selbstherrlichkeit des Salzsäuremonopols gefallen lassen. Von sonstigen gleichartigen Bindungen seien noch die vereinigten Emailierwerke und der Verein deutscher Zuteindustrieller genannt, von denen letzterer, ganz wie die Kohlenpartelle, seinen Mitgliedern von Quartal zu Quartal vorschreibt, was und wieviel sie produzieren dürfen.

Ungleich schneller hat die Ringbildung in Oesterreich-Ungarn um sich gegriffen, wo der Boden, sei es durch eine stärkere Kapitalkonzentration, sei es durch eine lockere Gesetzgebung, für derlei Unternehmungen besonders fruchtbar zu sein scheint. Ein vorzüglich organisiertes Eisenkartell besteht dort seit längerer Zeit und hat sich im verflossenen Juni auf drei Jahre erneuert. Ein Kupferkartell hat sich die Ringbildung in der Metallindustrie weitertragen, und die Glasproduzenten haben sich der Bewegung angeschlossen, um durch eine gemeinsame Preiserhöhung, vorläufig um 15 Prozent, ihrer gedrückten Lage abzuhelfen. Der letzteren Bindung liegt übrigens ein Kern von Berechtigung zu Grunde, da die österreichischen Glasfabriken gegenüber den fortgesetzten Preiserhöhungen des österreichischen Sodakartells in der That mißlich gestellt sind. Ueber die letztere Vereinigung sagt der letzte Jahresbericht der Olmüzer Handelskammer: „Eines der wichtigsten Materialien, die Soda, ist leider durch ein Kartell der wenigen in Oesterreich bestehenden Etablissements dieser Art auf einer hohen Preislage und erschwert diese Preislage die Fabrikation des Glases, welche hohen in hohem Maße braucht, wesentlich. Das Kartell der österreichischen Sodafabrikanten hat eine internationale Vereinbarung, speciell mit den deutschen Sodafabrikanten, die den Absatz territorial wahr, so daß z. B. ein österreichischer Glasfabrikant von einem deutschen Sodafabrikanten Soda überhaupt nicht geliefert bekommt. Die feste Organisation dieses Kartells ist darauf zurückzuführen, daß die Sodafabrikation in wenigen kapitalkräftigen und leistungsfähigen Händen liegt, und daher die bestehenden Etablissements durch ihre Vereinigung die Preise direkt diktieren können. Diese Diktate ergeben allerdings für die Sodafabrikanten einen das landläufige Gewinnummaß weit übersteigenden Nutzen, erschweren jedoch der österreichischen Glasindustrie wesentlich die Konkurrenz mit der ausländischen.“ Nun, vielleicht gelingt es der Vereinigung der Glasfabrikanten, die Konkurrenz des Auslandes ebenso erfolgreich abzukaufen, wie es dem Sodaringe gelungen ist. Wo aber bleiben gegenüber solchen schamlosen Ausbeutungen die Gesetze?

Angeichts solcher Erfolge ist es natürlich nicht zu verwundern, wenn lustig weiter kartelliert wird, und so haben denn im letzten Jahre die Hanfspinnereien ihr Syndikat auf fünf Jahre erneuert, und die vereinigten Zuckerraffinerien, welchen das Zusammenhalten bis jetzt noch recht sauer wird, sich von Herzen bemüht, einen tauglicheren Zusammenschluß zu erzielen. Daß in der Lebensmittelbeschaffung die Ringbildung unterschiedene Fortschritte macht, geht endlich aus einem augenscheinlich von ein paar ungarischen Juden infemierten — Eier-Ring hervor, der die Eier der Bacska, die bekanntlich ungeheure Massen davon nach Oesterreich sendet, möglichst billig an sich reißen und möglichst teuer verkaufen will. Noch sträuben sich freilich die schließlich die Beche bei der Spekulation zahlenden Bauern und Kleinhändler der Bacska; ob sie aber auf die Dauer dem Kapital, das ihnen die Hände durch einen Verkaufsvertrag binden will, trogen werden, ist sehr die Frage.

Soviel über Oesterreich-Ungarn; verschiedene der dort kartellierten Industrien sind auch noch in anderen Ländern der Ringbildung anheimgefallen, und dahin scheint ganz

befonders die Zuckerraffinerie zu gehören, welche, jedenfalls wegen des allenthalben zu beklagenden Ueberhandnehmens von Fabriken und Produzenten, in ihren Erträgen reichend bergab geht. In Amerika, Rußland, Belgien, Oesterreich-Ungarn sind die Zuckerkartelle vollendete Thatsache, wie lange wird es noch dauern, bis aus der jetzigen, freilich sinnlosen Konkurrenz der deutschen Zuckersabriken ebenfalls ein gefestigter Ring entsteht, der die gesunkenen Zuckerpreise wieder hebt und der Gesamtheit einen Bedarfsartikel, an den sich jung und alt insolge seines billigen Preises mehr und mehr gewöhnt hat, willkürlich wieder verteuert? Wie lange wird es weiterhin dauern, bis die Ringbildung von den bisher ihr geneigten Industrien auch auf die übrigen, ja nicht allein auf die übrigen Industrien, sondern auf all und jede gewerbliche Thätigkeit, die zum Betrieb mittelst größerer Kapitalien geeignet ist, sich ausdehnt? Die großen Verkehrsmonopole der Post und Eisenbahn stehen unter staatlicher Regie, und mögen mit ihnen noch so viele beklagte Uebelstände vorläufig verknüpft sein, man kann sich doch damit trösten, daß ihre Erträge und Ueberschüsse schließlich in den Schoß der Allgemeinheit wieder zurückfließen; aber wird es bei diesen Monopolen des Verkehrs stehen bleiben? Die Schifffahrt scheint genau demselben Triebe der Kartellierung anheimzufallen, wie schon so viele Zweige der Industrie und — schlimmer — des Handels. Wir teilen als Beweis einen kurzen, der Frankfurter Zeitung im Juli vorigen Jahres zugegangenen Bericht ohne Kommentar mit: „In der Versammlung zu Magdeburg, wo 150 Elbschiffer zusammentraten, um die erste Hand an eine Centralorganisation des gesamten Elbe-Frachverkehrs zu legen, die die ganze Elbe von Auisig bis Hamburg überziehen soll, um der rückläufigen Bewegung im Schiffsverkehr Einhalt zu thun, soll es heiß hergegangen sein. Größtenteils waren die Kleinschiffer vertreten, die nicht mehr so viel verdienen, daß sie ihre Hypotheken verzinsen können. Aber mit ihnen waren auch die Direktoren der großen Dampfschiffahrtsgesellschaften, der „Kette“, des „Nordwest“, der „Bereinigten“ u. s. w. darin einig, daß die Elbschiffer wieder „Herren der Elbe“ werden müssen. Zur Zeit liegt die Schifffahrt schwer darnieder, und vollends heuet die Staatsbahnverwaltung diese Notlage nach allen Kräften aus, indem sie der Schifffahrt mit immer neuen Differenzial- und Ausnahmetarifen die Frachten abjagt. Mit Rücksicht darauf, daß sich der größte Teil des Schiffsraumes überall in den Händen der Kleinschiffer befindet, die ihren leeren Kahn mit Frau und Kind bedienen, hat die Sache auch ihre ernste sociale Seite. Daß sich die Inhaber des Gewerbes zu einer Schutz- und Trutzgenossenschaft zusammenschließen, ist ihnen nach Lage der Verhältnisse nicht zu verdenken. Aber das Vorgehen verdient auch die Beachtung weiterer Kreise, und zwar aller derjenigen, die mit der Binnenschifffahrt zusammenhängen. Denn hier legt sich das Kartell nicht über eine Produktion, sondern über einen Verkehr, dessen volkswirtschaftliche Bedeutung darin liegt, daß erst durch ihn eine jede Ware ihren wirtschaftlichen Wert erlangt. Die Wirkung kann somit sehr viel weiter, als selbst ein Kartell in der Kohlenproduktion, reichen. Denn jedermann weiß, daß über den Abfah einer Ware vollends im Exportgeschäft oft der Bruchteil eines Pfennigs entscheidet. Es ist die Frage, ob das Vorgehen der Elbschiffer nicht auch die Berufsgenossen an den anderen Wasserstraßen zu gleichen Schritten veranlassen wird, denn die Notlage der Schifffahrt ist überall groß. Daß die Organisation nicht an der Elbe stehen bleiben wird, dafür sprechen die 1000 Namen und Unterschriften der Resolutionen und Zustimmungserklärungen, welche in jener Versammlung bekannt gegeben wurden; sie waren dem Vorstande aus dem Osten wie aus dem Westen zugegangen.“

Das ist ein Bild aus der Lage der Binnenschifffahrt zu einer Zeit, in der die Regierungen die Depression der Wirtschaftslage durch Kanäle heben wollen und sollen, durch neue Schifffahrtswege, während die alten durch die Staatsbahnen ihrer Leistungsfähigkeit beraubt werden, — wie steht es nun mit der Seeschifffahrt? Nach der „Deutschen Spediteur- und Rhedereizeitung“ nicht besser, oder gar noch schlimmer: „Es zeigt sich das lebhafteste Streben, den Konkurrenzkampf zwischen den verschiedenen

Rhedereien zu lindern, möglichst ganz aufzuheben.“ Wer heute noch gute Geschäfte macht, hütet sich natürlich, auf diese Kartellierungsbestrebungen einzugehen, aber deren sind wenige. Die Paketfahrt in Hamburg und der Norddeutsche Lloyd in Bremen haben eine Vereinbarung getroffen, kraft deren der Frachtdienst in westlicher Richtung und der Passagierdienst in beiden Richtungen zwischen Nordamerika und den hiesigen Häfen verschmolzen werden. Die „Deutsche Dampfschiffahrtshederei zu Hamburg“ und die englische „Shire Line“ haben ein ähnliches Abkommen getroffen. Endlich ist eine Art Fusion zwischen zwei weiteren Gesellschaften, dem Kosmos und der Hamburg-Pacifio-Linie, welche beide nach der Westküste von Südamerika verkehren, so ziemlich beschlossene Sache oder sogar bereits vollzogen; für ein laufendes Jahr wohl Beweise genug von der auch in der Rhederei mächtig um sich greifenden Neigung zum Großkapitalismus und zur Ringbildung.

* * *

Das wäre eine Auswahl aus den Kartellbestrebungen der neueren Zeit. Es ist nicht schwer einzusehen, warum der Konkurrenzkampf auf allen Gebieten des Erwerbs und die zunehmende Macht des Kapitalismus im Handel, Verkehr und Industrie dahin führen mußte, und daß wir einer immer gesteigerten Entwicklung derselben Neigung mit starken Schritten entgegengehen. Ein Kartell zieht das andere nach sich, der nationale Unternehmerring ist der Vater des internationalen, das Industriesyndikat die Vorstufe des Handels- und Verkehrs syndikates, aber wenn das alles auch bei der heutigen Wirtschaftsweise naturgemäß und unausweichbar ist, so folgt noch nicht, daß eben unsere Wirtschaftsprincipien dieselben bleiben müßten! Eine weitere Zuspitzung der großkapitalistischen Unternehmerverbände arbeitet zwingend auf die Monopolisierung des Erwerbslebens selbst hin, auf die Monopolisierung aller Wege zur Selbstständigkeit und zum Vorwärtkommen, — jeder privaten Kraft wird damit schließlich die Möglichkeit vernagelt, es zu etwas zu bringen, und das bedeutet die Erstückung jedes Antriebs zur freien Kräfte-Entfaltung, — *videant consules, ne quid detrimenti capiat res publica!*





Monatschau.

Politik.

Wenn unsere letzten Berichte aus dem öffentlichen Leben Deutschlands nicht viel Erfreuliches zu melden wußten, und wir auch heute noch nicht im Stande sind, hoffnungsvolle Perspektiven zu eröffnen, so müssen wir gefaßt sein auf den so leicht erhobenen Vorwurf der Schwarzseherei. Wer erst eine Reihe von publizistischen Arbeitsjahren hinter sich hat, der weiß ja sehr genau, daß die Leser aller Parteien weit lieber in lichte, freundliche Fernen schauen, als auf Nebel und Wolken, die den Ausblick trüben. Und wenn man dieser Neigung nicht entgegenkommt, so heißt es, man empfinde Freude daran, düstere Bilder zu malen. Aber nach dem alten Sage „amicus Plato, magis amica veritas“, vermögen wir nicht anderes zu schreiben, als was wir für wahr erkannt haben. Für Wahrheit aber halten wir, daß es durchaus noch nicht ernstlich vorwärts geht auf den beiden großen Gebieten, welche am dringendsten der Reform bedürfen, auf dem socialen und dem landwirtschaftlichen.

Indessen wir wollen nicht ungerecht sein. Auf dem Gebiet der sogenannten „kleinen Mittel“ zur Hebung der Landwirtschaft hat die preussische Regierung einige Bestimmungen getroffen, welche Dank und Anerkennung verdienen. Und was weit wichtiger ist, für den 12. März ist der Staatsrat einberufen, um sich über den Antrag Rauis schlußig zu machen. Die theoretische Möglichkeit ist damit gegeben, daß der Landwirtschaft Hilfe gebracht wird, auch wenn diese den Bruch mit den liberalen Dogmen bedeutet.

Wenn wir nun freilich sagen sollten, daß wir diesen kommenden Dingen sehr hoffnungsvoll entgegensehen, so müßten wir heucheln. Etwas dem Antrag Rauis Ähnliches zu verwirklichen, ist nur möglich bei festem, klarem, energischem Willen, dem nothleidenden Gewerbe um jeden möglichen Preis Hilfe zu bringen. Was aber bisher als Ausdruck regiminellem Stimmung an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, war immer nur Warnung, Drohung, Bertröstung und bestensfalls vage Versprechung. Ja, der von Allerhöchster Stelle gebrauchte Ausdruck „Utopie“ kann füglich nur auf die bekannten Pläne bezogen werden, welche den Kornpreis heben sollen. Und es ist kein Wunder, wenn solche Kritik die Hoffnungen herabdrückt.

Stehen wir aber dem viel betonten „Wohltwollen“ für die Landwirtschaft bisweilen skeptisch gegenüber, so mögen wir uns andererseits auf den Antrag Rauis auch in seiner neuesten Gestalt nicht unbedingt verpflichten. Ja, wir geben ferner zu, daß er so ohne weiteres mit der durch die Handelsverträge geschaffenen Lage nicht vereinbar ist. Denn

die Voraussetzung dieser Verträge war der freie Handelsverkehr mit Getreide unter Ausschluß des Monopols. Aber das wäre nun gerade die Aufgabe einer geschickten auswärtigen Staatskunst, die Fehler der Vergangenheit wieder gut und das jetzt noch Unthunliche thunsich zu machen. Die Aufgabe wäre etwa die, mit Nordamerika und Argentinien einerseits zu einem Zollkrieg zu kommen, der als Kampfmaßregel den Ausschluß des dortigen Getreides möglich machte, und dann andererseits mit Oesterreich, Rußland und Rumänien ein Einverständnis herzustellen, welches diese Staaten zur Mobilisation der Handelsverträge geneigt macht. Vorteile genug könnte man ihnen bieten, zumal durch weitere Ermäßigung des Eingangszolls, der jetzt eine starke Steuer für den auswärtigen Produzenten und Händler darstellt. Ueberdies hat Rußland selbst schon Manipulationen — Getreideankäufe durch den Staat — begonnen, welche sich nicht allzuweit mehr von dem entfernen, was unser Antrag Kaniz bedeutet.

Wie gesagt — es giebt hier Aufgaben genug für eine geschickte Staatskunst, welche von dem ersten Willen befehlt wäre, einen überaus schweren Nothstand zu lindern oder zu heben, und Mittel und Wege genug, um die Aufgaben zu lösen. Wo der Wille ist, ist der Weg.

Aber wird der Versuch gemacht werden?

Wir fürchten, das alles liegt viel zu weit ab von den üblichen Geleisen des täglichen diplomatischen Handwerks. Der Nothstand muß erst noch viel vernehmlicher an die Thüre klopfen, muß Handel und Industrie noch viel tiefer schädigen, als sie schon geschädigt sind, ehe man erkennen wird, daß außerordentliche Nothe auch außerordentliche Mittel der Abhilfe verlangen.

Einen Lichtblick in diesen Unerfreulichkeiten gewährt der offenbare Fortschritt, den die öffentliche Meinung auf dem Gebiet der Währungsfrage macht. Nicht nur, daß sich im deutschen Reichstag für bimetalistische Anträge eine Mehrheit gefunden hat, sondern der Reichskanzler hat auch in einer immerhin sehr gewundenen Erklärung zugesagt, daß er versuchen wolle, mit auswärtigen Staaten zu einem Einverständnis zu gelangen. Da nun sowohl in Frankreich, wie in dem lange widerwilligen England große Parteien ebenfalls dafür eintreten (von Nordamerika gar nicht zu reden), daß wieder eine feste Wertrelation zwischen Gold und Silber hergestellt wird, so ist zu hoffen, daß die Depositionierung des Silbers, die recht eigentlich ein Akt kapitalistischer „Begehrlichkeit“ war, endlich wieder dem natürlich begründeten Zustande weicht, der durch die Jahrtausende geherrscht hat und nie hätte verlassen werden sollen, daß nämlich Gold und Silber gemeinsam als Edelmetalle und als feste maßgebende Universaltauschmittel bei dem schwankenden Werte der Gebrauchswaren funktionieren.

Bedenklicher sieht es aus auf dem Gebiet der eigentlich sozialen Fragen. Hier werden einweisen nur die Repressionsmaßregeln erzwungen. Und der weitesten Kreise innerhalb und außerhalb der Regierung hat sich eine ganz ähnliche Stimmung bemächtigt, wie sie vormalig die Reaktionsperiode kennzeichnete, d. h. eine desperate Bereitschaft, dem vierten Stande gegenüber die Faust zu gebrauchen, weil doch alle Reformen nichts helfen und alle Milde nur die Dreistigkeit der Aufrührer steigern soll.

Wir sehen nun gewiß nicht an, zuzugeben, daß diese Stimmung sehr menschlich und erklärlich ist. Sie ist ein elementarer Rückschlag, wie er starken Bewegungen des öffentlichen Lebens zu folgen pflegt. Man hat in den letzten zehn Jahren im Verfolg der kaiserlichen Politik eine Menge von Gesetzen und Socialreformen geschaffen, welche in der That den Arbeitern auf weiten Gebieten erhebliche Vorteile sichern. Man glaubte mit diesen Einrichtungen den vierten Stand leicht und schnell veröhnen und wiederum in die Gefolgschaft der besitzenden Klassen bringen zu können. Nun aber stellt sich heraus, daß davon gar keine Rede ist. Die Arbeiter nehmen gern, was man ihnen giebt, aber sie bleiben was sie sind, vor allen Dingen verharren sie als getreue Gefolgschaft der Führer, von denen man sie trennen wollte. Es ist völlig klar geworden,

daß man so leichten Kaufes nicht davon kommt, und daß namentlich die bequeme, die patriarchalische Vergangenheit unwiderbringlich dahin ist. Giebt's überhaupt einen Frieden — diese Erkenntnis bricht sich Bahn —, so sind neue große Opfer notwendig. Aber werden sie helfen, selbst wenn man sie bringt?

Es ist kein Wunder, sondern menschlich und erklärlich, wenn den hochfliegenden Klänen, die sich an die verschiedenen kaiserlichen Postkasten und an die daraus folgenden Gesetze knüpfen, jetzt nicht nur eine Ernüchterung, sondern als stärkere Reaktion der pessimismus folgt. Gewiß — menschlich ist es. Aber christlich ist es nicht. Das Kennzeichen christlicher Politik soll eben das sein, daß sie sich nicht erbittern läßt, und daß sie den Brüdern, zumal den leiblich und geistig armen, zu dienen sucht, auch dann noch, wenn diese die Wohlthat nur mit Undank lohnen. Und darüber dürfen sich ja die besitzenden Klassen durchaus nicht täuschen, daß die Abschlagszahlungen, welche sie bisher geleistet haben, geringfügiger Natur sind und durchweg in der Peripherie der sozialen Wünsche des vierten Standes bleiben. Gegen Krankheit und Unfälle geschützt zu sein, ist ja ein Gut, was nicht ohne Wert ist. Und die Altersrente bleibt eine Wohlthat für einen wenn schon sehr geringen Bruchteil des Volkes. Der Arbeiterschutz ist nötig und gut, auch wenn das Gesetz noch lange nicht weit genug greift. Dennoch wird der Wunsch nach einer Verstaatlichung der Produktionsmittel bestehen bleiben, so lange der Arbeiter ohne Macht und ohne ausreichendes Recht der Willkür kapitalistischer Privatmonopote preisgegeben ist, und so lange der kleine Handwerker dem Magazin auf Gnade und Ungnade frohnden muß. Erst wenn man alles, was Monopol heißt, in öffentliche oder genossenschaftliche Verwaltung herübernimmt, und die Frucht überwindet, den vierten Stand da genossenschaftlich zu organisieren, wo die Privatwirtschaft von Bestand bleibt — erst dann wird der Moment gekommen sein, wo man die Trennung des Volkes von seinen Verführern erwarten darf und wo sie — hier sind wir Optimisten — auch unseres Trachtens sich sicher vollziehen wird.

Einstweilen wird ja leider an diesen großen Aufgaben gar nicht, sondern nur an der „Umfurztvorlage“ gearbeitet, welche Beratung die wertwürdigsten Blüten treibt. Auf die Wandlungen einzugehen, welche dies Gesetz augenblicklich in der Kommission durchmacht, wäre Eintagsarbeit. Als Zeichen der Zeit verdient vielleicht Erwähnung, daß das Centrum, welches sich auf profanem Gebiet sehr eifersüchtig zeigte, die „Freiheit“ der Worte und Gedanken nicht verschränken zu lassen, plötzlich nach der religiösen Seite hin Anträge gestellt hat, wonach sogar der Unglaube gerichtlich bestraft werden soll, Anträge, die nicht mehr und nicht weniger bezwecken, als den Syllabus Pio Nonos zum deutschen Reichsgesetz zu erheben!

Im übrigen werden die Socialdemokraten nicht müde, den Freunden der Umfurztvorlage selbst das nötige Material täglich ins Haus zu liefern für Begründung ihrer strafverschärfenden Bestimmungen. So kam bei der Beratung des Etats ein Vorgang zur Sprache, der recht charakteristisch zeigte, wie sehr die Socialdemokratie sich auf einen ganz anderen Rechtsboden stellt, als die von ihr beschimpften „bürgerlichen“ Parteien, und wie sie jede Niederträchtigkeit für zulässig hält, wenn sie dem vermeintlichen Partei-Interesse dient. Der Diebstahl gehört zu den legitimen Mitteln einer socialistischen Zeitung, sich Nachrichten zu verschaffen. Einem Abgeordneten wird ein Brief gestohlen und tags darauf in der vom semitischen Reichstagsabgeordneten Dr. Schönknecht redigierten „Leipziger Volkszeitung“ zum Abdruck gebracht. Schönknecht aber macht die höchst ungläubwürdige Ausflucht, er wisse von nichts; das Schreiben sei in seiner Abwesenheit anonym nach Leipzig geschickt worden und in seinem Blatte zum Abdruck gelangt, da man Ursache gehabt hätte, es für echt zu halten. Während sonst jeder anständige und ehrenhafte Mensch fremde Briefe, die ihm in die Hände fallen, dem Eigentümer so diskret wie möglich wieder zustellt, halten sich die Socialdemokraten für berechtigt, dergleichen ebenso der Öffentlichkeit zu übergeben, wie sie es mit amtlichen Aktenstücken thun, die

sie nur durch Diebstahl und verbrecherischen Bruch der Amtsverschwiegenheit erlangen konnten.

Solcher und ähnlicher Prozis auf anderen Gebieten gegenüber erscheint es doch mehr als lähn, wenn eine Reihe von Personen, und darunter wenigstens einige Namen von Gewicht, von Grund aus gegen die Umsturz-Vorlage protestieren. Das heißt das Kind mit dem Bade verschütten. Ihr relatives Recht hat die Vorlage. Nur soll man nicht mehr von ihr erwarten als vom Strafgesetzbuch überhaupt.

Wenn gleichwohl Männer wie Adols Wagner und seine Freunde ihre Unterschrift unter den bedingungslosen Protest gesetzt haben, so hat vielleicht die in sich sehr berechtigte Erregung dazu beigetragen, in welcher diese Vorkämpfer der Socialreform sich gegen Herrn von Stumm, den Freund der Vorlage, befanden, der seine Gegner fortwährend öffentlich mit den ungereimtesten Vorwürfen überschüttet. Dieser Herr ist in der That der unverfälschte Typus des dramatisierenden Gelbaristokraten und die Angriffe, die er gegen alle Christlich-Socialen als angebliche Förderer der Socialdemokratie schlenbert, hätten selbst unter seinen Parteigenossen Entrüstung hervorgerufen müssen. Denn wie immer man über die Herren Pastoren Weber, Raumann u. a. m. denken mag — „Geistliche, die eine politische Rolle spielen wollen“, find sie nicht, sondern warmherzige Christen, die es für Pflicht halten, das Recht der Armen und Enterbten auch nach oben hin zu vertreten. Socialdemokraten züchten nicht sie, sondern Herr von Stumm.

Der Reichstag hat, wenn nicht viel, doch vielerlei beraten, auch mit manchem Unnütigen seine Zeit vergeudet. Dahin gehört der völlig ansichtslose mecklenburgische Antrag, der diesmal noch dadurch verschönert war, daß Herr Bebel auch den Wiedenburggerinnen das allgemeine gleiche Wahlrecht zusprechen wollte. Glücklicher als die Freisinnigen mit diesem Wunsch waren die Katholiken mit ihrem Jesuitenantrag. Derselbe ist wieder einmal in allen Lesungen vom Reichstag angenommen. Die Zeit wird nun wohl nicht fern sein, wo die Regierung das schöne Wertobjekt, das man ihr schon wieder in die Hand drückt, bei parlamentarischen Handelsgeschäften verwerten wird, um die 100 Stimmen des Centrums zu kaufen. Und man wird nur wünschen müssen, daß, wenn es geschieht, sie es nicht zu billig fortgibt.

Eine Gelegenheit dazu wäre schon die Reichsfinanzreform. Zwar die Absichten derselben sind etwas besser. Das Centrum verhält sich nicht unbedingt ablehnend und die Liberalen zum Teil sogar zustimmend. Aber man weigert sich, die erforderlichen Mittel zu bewilligen, die nicht nur für die laufenden Ausgaben, sondern auch für ausgiebigen Schulden-Abtrag genügend sind. Der verständigte und richtigste Vorschlag zur Ordnung der Reichsfinanzen war ohne Zweifel der, den die verbündeten Regierungen im vorigen Jahre dem Reichstag gemacht haben, nämlich den Bundesstaaten 40 Millionen an Mehrüberweisungen über die Matricularbeiträge hinaus zu sichern. Das entsprach im wesentlichen dem status quo und darauf waren die Bundesstaaten seit Jahren eingerichtet. Leider scheiterte dieser Vorschlag am Eigensinn der Linken und an der Reichsfeindschaft des Centrums. Die verbündeten Regierungen haben nun den Plan dahin modifiziert, daß auf die 40 Millionen verzichtet wird und nur noch ein Gleichgewicht zwischen Ueberweisungen und Matricularbeiträgen hergestellt werden soll. Dieser eingeschränkte Plan stellt nun aber das Minimum dar, ohne dessen Durchführung das Reich die Einzelstaaten zerrütet.

Ein mildernder Umstand für die Verweigerung könnte allenfalls anerkannt werden, wenn es infolge von Ueberbürdung des Volkes und Ausnutzung aller Quellen an geeigneten Steuerobjekten fehlte. Thatsächlich ist das absolut nicht der Fall. Die gerechtesten Steuern sind die Lugssteuern. Der Tabak ist ein Lugsartikel. In keinem größeren Kulturstaat der Welt ist aber der Lugs des Rauchens so schwach besteuert, wie im deutschen Reiche. Gewiß gehört an und für sich überhaupt keine Steuer zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Und es ist an sich keine Verbesserung, wenn der

Konsument die bisherige 4 Pfennig-Cigarre in Zukunft als 5 Pfennig-Cigarre rauchen wird. Aber es handelt sich auch nicht um eine aus Willkür oder Uebermut zu votierende Steuer, sondern um die einfache Notwendigkeit, für Ausgaben, die man bewilligt hat, nun auch Deckung zu schaffen, und sie thunlichst so zu schaffen, daß niemand bedrückt wird.

Wie immer erhebt sich auch jetzt natürlich ein ungeheures Geschrei der Interessenten, daß sie allesamt ruiniert werden, sehr ähnlich dem Wehklagen, das Hamburg erhob, als es in den Zollverein sollte. Der Erfolg würde aber sehr bald lehren, daß die Steuer entfernt nicht hoch genug ist, den Konsum zu beeinträchtigen, und daß die Fabrikanten, wenn sie ihre Arbeiter kündigen sollten, ganz andere Gründe dazu haben, als die, die sie vorschreiben.

Wenn auch von konservativer Seite der Tabak zurück- und das Bier als Steuerobjekt vorgeschoben wird, so ist an sich dagegen nichts einzuwenden. Das Bier ruiniert alljährlich mehr Menschen an Leib und Seele, als der Tabak dies je zu thun vermöchte, obgleich auch dieses mehr Menschen zu seinen Sklaven macht, als gut ist. Immerhin steht dem Bier das bundesstaatliche Bedenken entgegen, daß es in Süddeutschland bereits bis an die Grenze seiner Tragkraft besteuert ist, und daß daher zunächst nur für Norddeutschland die Frage nach dem besten Steuerobjekt gelöst wäre.

Wie immer man aber die Frage lösen möge — zu wünschen bleibt, daß es das letzte Mal wäre, wo man auf die Suche nach Steuer-Objekten ausgeht. Freilich hält auch hier die Hoffnung mit dem Wunsche nicht völlig gleichen Schritt. Phantastische Marine-Pläne steigen bereits als dunkle Wolke am finanzpolitischen Horizont empor, und es scheint nur eine Frage der Zeit zu sein, wann das Wetter sich entladen wird.

Kolonialpolitik.

Dem diesjährigen Kolonial-Etat sind Denkschriften über die Schutzgebiete beigegeben, welche zur Beurteilung des wirtschaftlichen Wertes letzterer dienen und eine Erläuterung des Etats bilden sollen. Sie sind weit umfangreicher wie im vorigen Jahre und enthalten eine Menge interessanter Angaben; ihr Wert wird indes dadurch vermindert, daß sie nicht recht einheitlich gearbeitet und einzelne Abschnitte in der einen Denkschrift sehr eingehend, in der anderen ganz oberflächlich behandelt sind. So sind z. B. den klimatischen und Gesundheitsverhältnissen in Ostafrika 37 Seiten, denjenigen in Kamerun 1½ Seiten gewidmet. Gewiß sind die Angaben des ostafrikanischen „Generalsanitätsberichtes“ sehr dankenswerte und von hervorragender Wichtigkeit, aber sie scheinen uns mehr in die wissenschaftlichen Beilagen des amtlichen deutschen Kolonialblattes, wie in diese dem Etat beigelegten Denkschriften zu gehören. Andererseits vermißt man wieder Mitteilungen über die wirtschaftliche Entwicklung der Schutzgebiete, eine Lücke, die sich u. a. in der Denkschrift über Südwestafrika zeigt, in welcher die bisherigen Ergebnisse und die Aussichten des Bergbaues auf einer halben Seite ganz unzureichend besprochen sind. Wir wollen die Schwierigkeiten, die der Abfassung dieser Denkschriften entgegenstehen, indes nicht unterschätzen; die Entfernung der Schutzgebiete vom Mutterlande, Mangel an Persönlichkeiten für die Berichterstattung u. dgl. m. müssen erschwerend einwirken.

Sind somit die Denkschriften nicht gleichwertig, so haben sie doch eine Eigenschaft gemeinsam: sie stellen die Verwaltung der Gebiete in günstigem Lichte dar und ver-

schweigen Vorkommnisse, die diese Beleuchtung verdunkeln könnten. Man wird von der Regierung nicht verlangen, daß sie sich selbst schlecht macht, ob aber die Bemäntelung unliebsamer Thatfachen hier mehrfach nicht zu weit geht, möchten wir doch bezweifeln.

In der „Allgemeinen Uebersicht“ der Verhältnisse in Kamerun heißt es: „Der Dahomeh-Aufstand bildet zwar ein trauriges Blatt in diesem sonst günstigen Berichtsjahre, aber die Tragweite dieses Ereignisses, welches in Deutschland so sehr übertrieben wurde, ragte örtlich nicht einen Kilometer über den Sitz des Gouvernements hinaus und vermochte dortselbst nur für wenige Tage den Gang der Geschäfte zu unterbrechen.“ Wenn man bedenkt, welchen Sturm der Entrüstung die Thaten der Herren Leist und Wehlauf hervorgerufen haben, wie sich in der ganzen Angelegenheit mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt hat, daß die Wahl der höchsten Beamten in Kamerun eine falsche gewesen ist, daß die moralischen Anschauungen dieser Herren sehr tief stehen und ihr sittlicher Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung und die eingewanderten Europäer der denkbar schlechteste gewesen ist; wenn sich ferner hieraus der Schluß ziehen läßt, daß die Verwaltung in Kamerun einen wichtigen Teil ihrer Aufgabe — die Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus der Eingeborenen — völlig vernachlässigt und den Bestrebungen der Missionen geradezu entgegenge arbeitet hat, so muß man doch die oben citierte Bemerkung als wenig zutreffend ansehen. Die Denkschriften geben somit trotz ihres reichen Inhaltes doch kein erschöpfendes Bild des Zustandes der Schutzgebiete und des in ihnen gehandhabten Regierungssystems; die Verhandlungen des Reichstages über den Etat werden aber die Darstellung ergänzen, weil es an Angriffen nicht fehlen wird und die Regierung sie zurückweisen muß. Wir wollen hoffen, daß diese Verteidigung mit Kraft und Geschick und auf Grund der Worte des Reichskanzlers geführt werden wird: „Die Beweggründe, welche das Reich zum Eintreten in die Kolonialpolitik geführt haben, sind wirtschaftlicher, nationaler und religiöser Natur“ und „Die deutsche Kolonialpolitik hat eine ideale und religiöse Grundlage. Es wäre eine Minderung des deutschen Namens in der Welt, wenn nicht auch das deutsche Volk teilnehmen wollte an der Kulturmission, welche die letzten Gremel der Sklaverei beseitigt und das Licht des Christentums in den dunklen Weltteil hineinträgt.“

In diesen am 11. Dezember gesprochenen Worten des Reichskanzlers ist ausdrücklich betont, daß und warum Deutschland Kolonialpolitik treiben muß; in ihnen liegt auch das Zugeständnis, daß die sich in Halbheiten bewegende und die Begeisterung für die Kolonien niederdrückende Politik des Grafen Caprivi ein Fehler gewesen ist, der gut gemacht werden muß.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns den einzelnen Denkschriften, zunächst derjenigen über Südwestafrika, zu, die nach Umfang und Reichhaltigkeit des Inhalts die anderen übertrifft. Ihr sind als Anlagen der sehr eingehende Bericht des Dr. Hindorf über den landwirtschaftlichen Wert Deutsch-Südwestafrikas, der Bericht des Dr. Dove über die Bestimmungsfähigkeit des Gebietes und der des Dr. Sander über die wirtschaftliche Lage daselbst 1894 beigegeben. Die Denkschrift selbst zeigt unwiderleglich, daß sich die Verhältnisse dort noch im ersten Stadium der Entwicklung befinden. Die Verwaltung ist äußerst einfach eingerichtet. An ihrer Spitze steht der Landeshauptmann (jetzt Major Leutwein); er verfügt über drei (später vier) Bezirkshauptmannschaften in Keetmanshoop, Windhoek und Otjimbingue, denen wiederum eine Anzahl Ortspolizeibehörden unterstellt sind. Die Schutztruppe (7 Offiziere, 210 Mann) war zweifellos zu schwach und für 1895/96 sind deshalb 700 000 Mark mehr wie bisher, im ganzen 1 727 000 Mark gefordert, um sie auf 12 Offiziere und 540 Mann bringen bezw. erhalten zu können. Diese 700 000 Mark sind eine bittere Nuß für den Reichstag, aber sie müssen bewilligt werden, weil eine starke Schutztruppe vorläufig noch nötig ist, um die Ansiedler zu schützen und die Hottentotten im Zaum zu halten. Freilich hat sich Hendrik Witbooi unterworfen, und ein anderer Hottentottenhäuptling, Andreas Lambert, ist kriegsgerichtlich erschossen, seine Anhänger, die Ranaa und Frauymann.

Hottentotten, haben die deutsche Oberherrschaft anerkannt — aber wer weiß, wie lange die Freude dauert, denn nach aller Urteil, auch nach dem der Denkschrift, sind die Hottentotten im Gegensatz zu den Herero und Ovambo weber Viehzüchter, noch Ackerbauer und Handwerker, der Raub ist ihr Gewerbe und ihre Leidenschaft. Wollen wir also Ansiedler dorthin schicken, so müssen sie gegen das diebische Gesindel geschützt werden, und eine starke Schutztruppe ist unabweisbares Erfordernis. Die Berichte Hindorfs, Doves und Sanders sind dadurch wertvoll, daß sie mit überzeugender Kraft darthun, wie das Land, namentlich der mittlere und nördliche Teil, schon jetzt für deutsche Ansiedler, auch in gesundheitlicher Beziehung, wohl geeignet ist; auch Leute mit geringerem Vermögen können ihr Fortkommen finden. Alle drei stimmen aber darü überein, daß von einer Masseneinwanderung jetzt noch abgesehen werden muß; die Ansiedlung ist zur Zeit nur in der Nähe der schon bewohnten Plätze möglich, und bei ihnen ist bebauungsfähiges Land immerhin nur in beschränktem Maße vorhanden. Man nimmt an, daß sich einschließlich der Schutztruppe etwa 1200 Weiße im Lande befinden; der Zugang war im letzten Jahre infolge der Unruhen sehr gering. In welchem Umfange die Siedlungsgesellschaft ihre Thätigkeit wieder aufnehmen wird, muß abgewartet werden; vielleicht deutet der Beschluß der Kolonialgesellschaft vom 4. Januar, in diesem Jahre sechs Dampfer zu expedieren, auf die Absicht hin, die Einwanderung in stärkerem Maße zu vermitteln. Ueber die Aussichten des Bergbaues schweigt sich die Denkschrift, wie wir oben bemerkten, aus, und doch ist es von Wichtigkeit, zu wissen, wie sich die Regierung zu der mit englischem Gelde gegründeten 'South-West-Africa-Compagnie' stellt, die augenscheinlich darauf ausgeht, alle kleinen Konzessionen an sich zu reißen. Die Verhandlungen des Reichstages werden hierüber hoffentlich Klarheit bringen, ebenso darüber, ob nun endlich ernstlich an den Ausbau der Swatopmündung als Hafen gegangen wird, wo neuerdings von privater Seite eine Faktorei mit Unterkunftsräumen erbaut ist. Dem geforderten Reichszuschuß von 1 700 000 Mark stehen nur 27 000 Mark Einnahmen gegenüber — eine Balancierung, die ängstliche Gemüter mit Schreden erfüllen wird. Wir glauben aber, daß diese Ausgabe, die sich auch in den nächsten Jahren noch wiederholen wird, gut angelegt ist und sich in der Folgezeit bezahlt machen wird.

Ganz anders wie in Südwestafrika, wo von geregelterm Verkehr, von Zöllen und Steuern keine Rede sein kann, liegen die Verhältnisse in Kamerun. Die Denkschrift stellt fest, daß auch im letzten Jahre (Juli 1893 bis Juni 1894) die Ausfuhr fast bei sämtlichen Gegenständen (mit Ausnahme des Eisenbeins) eine wesentliche Zunahme erfahren hat. Sehr erfreulich ist es, daß die Plantagen sich günstig fortentwickeln. Die Menge des dort erzeugten Kakaos betrug in dem genannten Zeitraum etwa 111 000 Kilogramm; der zunächst noch in geringen Mengen auf der Plantage Bibundi gewonnene Tabak ist, wie bekannt, vortrefflich, und auch für Kaffee scheinen die Aussichten günstig zu sein. Der Handel ist zur Zeit hauptsächlich Küstenhandel. Die Regierung fordert aber 600 000 Mark Zuschuß, um durch Anlegung von Stationen im Hinterlande dem dorthin vordringenden Handel Schutz zu gewähren, den Wegebau und dergleichen fördern zu können. Wir glauben nicht, daß der Reichstag ohne weiteres den Zuschuß bewilligen wird. Die Absicht der Regierung ist aber gut, und es wäre zu bedauern, wenn ihre Durchführung verhindert oder eingeschränkt würde.

Ganz interessant sind die sich auf die Arbeiterfrage beziehenden Mitteilungen, deren Lösung für die Möglichkeit einer Plantagenwirtschaft in größerem Umfange geradezu entscheidend ist. Die Quallas sollen sich zwar nach wie vor zu Erdarbeiten, Tragen von Lasten u. s. w. im allgemeinen nicht hergeben; dagegen haben sie sich mit Eifer auf einzelne Handwerke geworfen, Maurer, Ziegelarbeiter, Zimmerleute giebt es unter ihnen zum Überflus. Aus anderen Stämmen des Schutzgebietes ist das Angebot von landwirtschaftlichen Arbeitern groß, größer wie der Bedarf. Urteilt die Denkschrift hier nicht zu günstig, so muß angenommen werden, daß die Aussichten für die Fort-

entwicklung der Pflanzungen erheblich bessere sind, wie in Ostafrika, wo die Arbeiterfrage vorläufig noch gänzlich ungelöst ist. Sklaverei soll es in Kamerun, namentlich in der Küstenzone, so gut wie gar nicht geben. Mit den Versuchen, Neger in Europa bezw. in Deutschland zu erziehen, sind sehr schlechte Erfahrungen gemacht; das Verhältnis der Mißerfolge zu den Erfolgen soll sich wie 10 : 1 stellen. In Kamerun sind diese in Deutschland erzeugten Neger zu gar nichts mehr gut. „Mit der Zeit“, sagt die Denkschrift, „vernegern sie in der Heimat wieder, der Flaus geht in Trümmer, die aufgetrennten Hosen auch, die hantelförmig abgewogenen Arme strecken sich wieder und das angestammte Hüftentuch tritt in seine alten Rechte ein, aber den verdrehten Kopf behält solch ein Unglücklicher wahrscheinlich sein ganzes Leben lang.“ Die Ansicht eines lange an der afrikanischen Westküste thätigen Missionars wird also richtig sein, daß als Regel die Erziehung des Negers in seiner Heimat stattfinden muß. Ob gerade in Kamerun während der letzten Jahre alle Europäer günstig auf die Erziehung der Neger „in der Heimat“ gewirkt haben, muß stark bezweifelt werden; was die Missionare und Lehrer gut gemacht haben, ist durch andere verdorben! Auch die fortwährende Einfuhr von schlechtem europäischen Spiritus (im Jahre 1893 für 551498 Mark = 15 Prozent der Gesamteinfuhr) kann unmöglich vorteilhaft sein. Die Denkschrift verschleierte diese Einfuhr, sie zählt zwar alle möglichen Gegenstände als eingeführt auf, so z. B. Seife und Parfüm für 44321 Mark, aber der Spiritus fehlt, und erst nach einigem Suchen entdeckt man, daß für 268342 Mark Verzehrungsgegenstände eingeführt sind (anschließlich Reis und Kartoffeln) und erinnert sich, daß Schnaps auch verzehrt werden kann — für gewöhnlich wird er getrunken. Die Einfuhr der noch dazu schlechten Spirituosen in die westafrikanischen Kolonien ist und bleibt eine Schande, und die Erfolge der Missionare und Lehrer müssen durch ihr Weiterbestehen geschädigt werden. Die Missionszeitschriften, z. B. der „Evangelische Heidenbote“, beklagen diese Zustände auf das tiefste. Kaufmännische Interessen stehen hier den religiösen und kulturellen weit voran.

Ähnlich wie in Kamerun nehmen in Togo Handel und Plantagenbau einen günstigen Fortgang. Ausfuhr und Einfuhr sind gestiegen, die Einnahmen aus den Zöllen und sonstigen Abgaben überragen die Ausgaben wesentlich, ein Reichszuschuß wird nicht gefordert. Die Denkschrift erwähnt, daß Skavenjagden und Skavenmärkte in Schutzgebiete nicht vorkommen; nur ein einziger Fall von Skavenhandel sei zur Kenntnis der Regierung gekommen, und hier sei die Anzeige von den Eingeborenen selbst erstattet; der als Sklave von einer Haussalarawane mitgeführte Knabe ist in Freiheit gesetzt. Dagegen besteht an der Küste ein mildes Hörigkeitsverhältnis, bei dem sich die Hörigen besser wie die Herren befinden. Wir erwähnen diese Angaben der Denkschrift, weil neuerdings der Händler und Forscher Gottlob Adolf Krause wieder einen Brief an die Kreuzzeitung gerichtet hat, in dem er mit Bestimmtheit behauptet, daß nach wie vor Skaven nach der Togo-Küste gebracht und hier verkauft würden. Es läßt sich annehmen, daß dieser Bericht Krauses, welcher mit der offiziellen Denkschrift in kräftigstem Widerspruch steht, bei der bevorstehenden Beratung des Etats erwähnt werden wird, und man darf gespannt sein, ob auch dieses Mal die Regierung die Behauptung Krauses, welcher vor kurzem in Deutschland eingetroffen ist, unzutreffend nennt und ihn, wie vor einigen Jahren, als unglauwürdigen Zeugen bezeichnet. —

Von weit größerer Bedeutung wie für Westafrika ist die Lösung der Skavenfrage für Deutsch-Ostafrika. Hier besteht, namentlich im Süden des Schutzgebietes, noch immer ein blühender Skavenhandel. Man hofft, daß die neuen Zollkreuzer Rovuma und Rufiji diesem Handel mit Menschenfleisch etwas entgegenarbeiten werden, aber auch die Denkschrift meint, daß es trotz der auch für diesen Zweck gut geeigneten Schiffe für die nächste Zeit noch schwer sein wird, den „Skavenschmuggel“ gänzlich zu verhindern. Befreite Skaven, zumeist Frauen und Kinder, werden vom Gouvernement

den verschiedenen Missionen übergeben. Diese nehmen die befreiten Sklaven gern als „Material für die Missionstätigkeit“, wie die Denkschrift sich ausdrückt, und das Gouvernement ist die Sklaven los; für jedes Kind erhalten erstere einen Jahreszuschuß von 25 Mark. Mit welschem Haß die Sklavenhändler die gegen den Sklavenhandel gerichteten Maßnahmen ansehen, zeigt der Ueberfall der Station Kiswa am 7. September durch Hassan bin Omar; er wurde zwar mit blutigen Köpfen abgewiesen, aber die Erbitterung, mit der die Araber kämpften, bewies, daß ihnen die Bedeutung der Festsetzung der Deutschen an der Küste klar geworden war. Der Kampf wird nicht der letzte seiner Art gewesen sein; aber so sehr auch die Verluste an Menschenleben bei Geschehnissen dieser Art zu bedauern sind, so ist doch gewiß, daß ohne das Schwert diese Pestbeule am Körper Afrikas nicht beseitigt werden kann.

Ueber die Entwicklung des Handels und der Plantagen in Deutsch-Ostafrika sind die Mitteilungen der Denkschrift leider äußerst dürftig; immerhin läßt sich aus ihnen und aus anderen Berichten entnehmen, daß die Aussichten der Kaffeepflanzungen in Usambara (Bezirk Tanga) sehr günstig sind, und daß binnen kurzer Zeit die Pflanzungen der Ostafrikanischen Gesellschaft und der Usambara-Kaffeebaugesellschaft bedeutende Ernten bringen werden. Die Tabakspflanzung in Lewa bei Vangani hat 1894 eine große Ernte gehabt; über die Qualität des hier gewonnenen Gewächses wird nichts mitgeteilt. Neben Chinesen und Javanen werden Eingeborene als Arbeiter verwendet, letztere leider mit der Neigung, plötzlich die Arbeit einzustellen und fortzulaufen. Die Erziehung der Neger zur Arbeit gegen Lohn ist eine der wichtigsten Aufgaben des Gouvernements; die Bemühungen sind vorläufig nur von geringem Erfolge begleitet gewesen, ganz hat letzterer aber nicht gefehlt. Sie werden fortgesetzt werden, weil der Betrieb der Pflanzungen in großem Umfange nur mit eingeborenen Arbeitern durchgeführt werden kann. Wie bekannt, haben die günstigen Aussichten der bis jetzt angelegten Kaffeepflanzungen eine Anzahl rheinischer Kapitalisten veranlaßt, am 6. Februar d. J. in Köln eine Gesellschaft zum Betriebe von Plantagen in großem Maßstabe in Handel (Landchaft Usambara, Bezirk Tanga) zu gründen; der Grund und Boden ist bereits erworben, einige der Gesellschaftsteilnehmer werden sich selbst dorthin begeben, um den durch sachkundige Pflanzler zu leitenden Betrieb ins Leben zu rufen und zu überwachen. Hier in Usambara entsteht somit nach und nach ein Plantagengebiet, das in nicht ferner Zeit mit Java und Brasilien den Wettbewerb aufnehmen wird. Dann werden sich auch die Einnahmen des Schutzgebiets, die jetzt noch hinter den Anschlägen des Etats zurückbleiben, mehren und zur finanziellen Selbständigkeit führen — eine Aenderung, die sehr wünschenswert ist, weil der zur Zeit erforderliche Reichszuschuß von beinahe 4 Millionen Mark lästig ist und stets zu heftigen Angriffen seitens der Gegner einer kräftigen Kolonialpolitik Anlaß giebt. Interessant ist, daß unsere Hochfinanzkreise beginnen, dem Schutzgebiete ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine Bankengruppe, an ihrer Spitze die Deutsche Bank, hat am 11. Februar mit der Kolonial-Abteilung des Reiches und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eine Vereinbarung getroffen, nach welcher die Vorarbeiten, wie Boden-Besichtigungen u. s. w., für Erbauung einer Schmalspurbahn von der Küste bis zu den großen Seen in Angriff genommen werden sollen. Zunächst sind 300 000 Mark bereit gestellt, von denen jeder der genannten drei Teilnehmer ein Drittel giebt. Es handelt sich hier um eine Bahn von 800—1000 Kilometer Länge, also um eine Entfernung wie von Königsberg bis Straßburg i. E., und um die Erschließung eines ungeheuren Gebiets; ob das Unternehmen gelingt, kann niemand vorausagen, seine Inangriffnahme ist aber zweifellos ein Schritt von weittragender Bedeutung und zeigt von neuem, daß die Reichsregierung gewillt ist, aus der qualvollen Unthätigkeit der letzten Jahre zu kraftvollem Handeln überzugehen. Ob die neugeplante Bahn als Fortsetzung der von Tanga ausgehenden normalspurigen Linie oder als ganz selbständiger Schienenweg gedacht ist, kann erst nach Beendigung der Vorarbeiten bestimmt werden. Hoffentlich geht ihre demnächstige Erbauung schneller vor sich, wie die der Usambara-

bahn, die noch Jahre gebraucht wird, ehe das 80 Kilometer von der Küste gelegene Korogwe erreicht ist.

Wir erwähnten schon, daß die Mitteilungen der Denkschrift über die Entwicklung des Handels und der Pflanzungen in Deutsch-Ostafrika sehr dürftig sind und durchaus kein erschöpfendes Bild der wirtschaftlichen Lage des Gebietes geben. Wer sich über die Zustände des Landes unterrichten will, wird am besten das vor kurzem erschienene Werk Dr. Peters': „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet“ (Verlag von Oldenburg in München und Leipzig, Preis 17 Mark, geb. 18,50 Mark) hierzu benutzen, das, im amtlichen Auftrage verfaßt, eine ausgezeichnete Schilderung der vielversprechenden Kolonie darbietet. Wir werden später wohl Gelegenheit haben, auf das Buch zurückzukommen; heute soll nur bemerkt werden, daß der Verfasser, der bekanntlich sehr gut zu schreiben versteht, mit der ihm eigenen Energie unserer Kolonialpolitik eine mehr wirtschaftliche Richtung geben will. Mit Recht meint er: „Nicht daran kann uns gelegen sein, auf unsere Kosten durch deutsche Beamte und Offiziere große Gelände mit Eingeborenen zu „verwalten“, von denen wir keinen Nutzen ziehen, sondern es kann uns nur darauf ankommen, der deutschen Arbeit neue Felder zu eröffnen und sie in den neuen Ländern mit staatlichen Mitteln da zu schützen und zu fördern, wo sie sich allein nicht helfen kann.“ Also nach Peters sollen in unseren Kolonien „der Pflanzler und Kommiss“ die Kolonialpolitik treiben, die Regierung soll ihn schützen; mit anderen Worten: schrittweises Vorgehen, Konzentration auf engere Gebiete, keine kostbaren Expeditionen, wie die letzte Unternehmung gegen die Wahebe, Förderung aller wirtschaftlichen Unternehmungen — ein Programm, das unserer Ansicht nach gerade für Ostafrika das einzig richtige ist, weil das ganze ungeheure Gebiet erst nach und nach beruhigt und unterworfen werden kann und die Periode der Gebietserwerbungen abgeschlossen ist.

Mit diesem Hinweis auf das Peters'sche Buch haben wir die Denkschriften verlassen und zugleich eine der brennendsten Fragen unserer Kolonialpolitik berührt, nämlich die der Verwaltung Ostafrikas. In der letzten Zeit ist in kolonialen Kreisen viel davon die Rede gewesen, daß diese Verwaltung einen zu militärisch-bureaukratischen Zuschnitt habe. Die zahlreichen militärischen Expeditionen, namentlich der große Nachzug gegen die Wahebe, seien sehr kostbar und meist ohne befriedigendes Ergebnis gewesen, weil es unmöglich sei, die durchzogenen Gegenden überall durch neuangelegte Stationen wirklich zu sichern und zu beherrschen; zu letzterem fehlten Menschen und Geldmittel. Es seien ferner zu viele und zum Teil kleinliche Verordnungen erlassen; in der Verwaltung fehle der große Zug, die wirksame Unterstützung der Kaufleute und Pflanzler. Der bisherige Gouverneur, Oberst von Schele, seit kurzem auf Urlaub in Deutschland, soll mehrfach, auch in Berlin an Allerhöchster Stelle, seinen Wunsch auf Ablösung kundgegeben haben. Augenscheinlich behagt ihm die neuerdings verfaßte Unterstellung des Gouverneurs unter die Kolonial-Abteilung nicht; er zieht die direkte Abhängigkeit vom Reichskanzler vor, der Raum, der seiner Thätigkeit angesetzt werden soll, ist nicht nach seinem Geschmack. Die einmal angeordnete Unterordnung des Gouverneurs unter die Kolonial-Abteilung wird schwerlich wieder rückgängig gemacht werden, und es kann sich nur fragen, ob Herr von Schele bleibt oder ein anderer an seine Stelle tritt. Die Hauptsache ist: es fehlt an einem bestimmten Programm für die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes, und dieses muß so bald wie möglich aufgestellt werden; ist es erst vorhanden, so hört das Experimentieren und unsichere Umhertasten von selbst auf, und der Mann, der es durchführt, wird auch gefunden werden. Die wirtschaftliche Entwicklung muß sich zunächst auf die der Küste nahe liegenden Gebiete, namentlich Usambara, beschränken; die letzten Jahre haben zur Genüge gezeigt, daß eine 1800 Mann starke Schutztruppe nicht im stande ist, ganz Deutsch-Ostafrika in Frieden und Ruhe zu erhalten. Vermeiden wir deshalb die weit in das Innere führenden kostspieligen Expeditionen soviel wie möglich, gehen wir lieber in Zukunft schrittweise vor. —

In den letzten Wochen sind größere Ereignisse von weittragender Bedeutung aus den Kolonien nicht zu verzeichnen. Es würde hier nur zu erwähnen sein, daß die Schutztruppe in Kamerun unter Führung des Hauptmanns von Stetten Buca eingenommen und dort, am Abhange des Kamerungebirges, eine besetzte Station errichtet hat; der Häuptling Ruba zog sich, der allgemeinen Regel in Afrika gemäß, in den Busch zurück, und es muß abgewartet werden, ob der als besonders treulos bekannte Häuptling sich unterwerfen wird. Man wird sich erinnern, daß Herr von Gravenreuth vor Buca fiel. Der Platz liegt in einer für die Anlage von Pflanzungen sehr günstigen Gegend, in welcher auch die katholischen, den Pallotinern angehörenden Missionare sich niederlassen wollten; ihre Absicht mußte aber wegen der feindsigen Haltung Rubas aufgegeben werden. Die Logo-Expedition hat ihren Marsch in das Hinterland fortgesetzt und die deutsche Flagge in Zendi, etwa 400 Kilometer von der Küste, gehißt; über ihre Ziele und Absichten im einzelnen ist hier nichts bekannt, es ist aber zweifellos, daß ihr Auftreten für die demnächstige Abgrenzung des Logogebietes von Bedeutung ist. Franzosen und Engländer, deren Expeditionen ebenfalls südlich des Niger sich bewegen, werden sich nicht allein in die Leute teilen können; die ungehinderte Verbindung der Küste mit dem Niger ist für Logo von Bedeutung.

Während der nächsten Wochen wird der Reichstag sich mit dem Etat der Kolonien zu beschäftigen haben. An Vorkleiden und Angriffen nach Richterschem Rezept wird kein Mangel sein, aber wir hoffen bestimmt, daß die Vertreter der Regierung mit Energie und Sachkenntnis ihre Forderungen verteidigen. Freilich wird ihnen das sehr erleichtert, wenn ihnen aus dem Hause selbst die erforderliche Unterstützung zu teil wird. Unter dieser Unterstützung verstehen wir nicht unbedingt die Genehmigung jeder Forderung — jede einzelne Position muß geprüft werden, aber diese Prüfung muß im Sinne einer Weiterentwicklung unseres kolonialen Besitzes erfolgen. Es ist ferner erforderlich, daß aus dem Hause selbst die Regierung aufgefordert wird, einige für die Weiterentwicklung durchaus nötigen Änderungen ins Leben zu rufen, namentlich die Umwandlung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes in ein selbständiges Kolonialamt, die Subventionierung einer Dampferlinie nach der Swatopmündung und die Aufstellung eines Programms für die wirtschaftliche Weiterentwicklung der Kolonien, namentlich Quasifrika.

Wirtschaftspolitik.

Daß die agrarische Agitation augenblicklich ihre Forderungen zum Teil allzu hoch spannt, leugnen die älteren Politiker in den Reihen der Agrarier selber nicht. Solche Erscheinungen sind von elementaren politischen Bewegungen unzertrennlich. Sie gehören zu den Jugendtünden aller neu auftretenden Parteien. Interessant für den Beobachter und erfreulich für unsereins ist aber selbst an diesen Utopien, wie der Kaiser sie richtig nennt, die entschieden sociale Denkungsweise ihrer Urheber. Sie bürgt dafür, daß die Bewegung nicht, wie die Gegner behaupten, eine bloße aristokratische Reaktion sein wird. Eine solche Reaktion ist nötig, wenn Deutschland nicht ganz unter die Juden und die Socialdemokraten aufgeteilt werden soll. Aber gleichzeitig muß die ländliche und die gewerbliche Aristokratie, müssen die „Krautjunker“ und die „Schlotjunker“ das Register ihrer socialen Pflichten beträchtlich verlängern. Die ersteren haben über diesen Punkt immer gern mit sich reden lassen, und man wird sie wohl nicht vergeblich daran

erinnern, daß bei der Lösung der Agrarfrage und der Währungsfrage in ihrem Sinne der große, zahlreiche Stand der Beamten im Staats- und Privatdienst mit seinen festen Bezügen in Landeswährung sehr ins Gedränge kommen wird, und daß also dessen Schutz mit in das Programm gehört. Den Industriellen sei der Schutz des Handwerks in Erinnerung gebracht, ebenso der sogenannte Normal-Arbeitsstag für gewerbliche Betriebe, der ebenso eine Forderung der Menschlichkeit wie der Klugheit ist. Doch, wie gesagt, diese Aufgaben werden voraussichtlich größerem Verständnis und besserem Willen begegnen, da die sociale Denkweise in der jetzt zur politischen Geltung kommenden Generation die herrschende geworden ist.

Zu den Uebertreibungen, von denen ich oben sprach, rechne ich besonders die gleichzeitig mit der Forderung einer Währungsreform vorgebrachte Forderung einer sofortigen Konvertierung der vierprozentigen Konsols und Pfandbriefe. Daß durch eine Maßregel in der Art des Antrags Kaniz der ländliche Hypothekarkredit gehoben werden würde, ist wohl zweifellos. Man lasse diese Dinge sich aber entwickeln. Jedenfalls verträgt sich eine Inangriffnahme der Währungsfrage praktisch nicht mit der vorgeschlagenen Zwangskonvertierung. Sobald die verbündeten Regierungen zu erkennen geben, daß sie geneigt sind, „an der Goldwährung zu rütteln“, ist es mit der Konvertierung vorbei. Denn zu einer solchen bedürfen wir der Hilfe des Auslandes, vor allem Englands; sie kann also erst in Betracht gezogen werden, wenn die Währungsreform auf internationalem Wege durchgeführt ist, und in so weite Zukunft hinein rechnet die Realpolitik nicht.

Man erinnere sich doch nur daran, wie der jetzige hohe Kurs unserer Anleihen zu stande gekommen ist. In wenigen Monaten hat ihn die Hautebanque im eigenen Interesse erzwungen. Sie hatte dazu folgende Gründe. Einmal bringt eine solche Kurssteigerung Leben in den Effektenmarkt, also größere Gewinne im Kommissionsgeschäft. Dann erhöht sie den Kurswert der im Besitz der Banken befindlichen Effekten, mithin den Gewinn auf Effekten-Konto. Diese Erfolge liest man ziffermäßig aus den jetzt zur Veröffentlichung gelangenden Bilanzen der großen Bankeinstitute. Auch das Emissionsgeschäft wird belebt, indem die Kapitalisten nach höher verzinslichen Anlagen und Dividenden-Papieren verlangen. Auch hierüber geben die erwähnten Bilanzen lehrreiche Ziffern. Die Hauptfache aber ist, daß eine solche Kurssteigerung der solidesten Papiere zur Konvertierung verlockt, und darauf war es ganz besonders abgesehen. Unsere dreiprozentigen Fonds wurden durch die Londoner Filialen deutscher Banken mit allen Mitteln auf dem englischen Markte einzubürgern gesucht, damit dort ein Interesse der Spekulation an der Hauffe dieser Werte entsände. Erst unter der Einwirkung dieser gewiß nicht spontanen Nachfrage schnellte der Kurs unserer dreiprozentigen Anleihen in die Höhe. Indem nun die Spekulation das Gerücht verbreitete, die Regierung beabsichtige, auf drei Prozent zu konvertieren, verminderte sich die Nachfrage nach höher verzinslichen Konsols und Reichsanleihen, so daß Neu-Anlagen in diesen Werten kaum noch gewagt wurden. Man darf aber auch wohl annehmen, daß nicht viel Material von diesen vierprozentigen Titeln an den Markt kam. Die Redensart von der „Selbstkonvertierung“ war eben auch nur ein Mittel zum Zweck, erfunden von denen, die Nutzen davon haben wollten. Man darf nun nicht denken, daß die großen Käufe dreiprozentiger deutscher Fonds für englische und deutsche Rechnung zu festen Anlagen gebient haben. Sie stehen meist nur auf dem Papier, da diese Werte per Ultimo gehandelt werden. Sobald es nicht mehr absolut sicher ist, daß diese Verzinsung in Gold und nur in Gold geschieht, d. h. sobald die Reichsbank die Weisung bekommt, ihren Thaler-Vorrat wieder in Verkehr zu setzen, oder sobald die Regierungen sich bemühen, andere Staaten ernstlich zu einer Doppelwährungs-Union zu bekehren, giebt die Spekulation ihre Hauffe-Engagements in dreiprozentiger Reichsanleihe auf, und wir haben sofort wieder den Kurs vom vorigen Jahre, bei dem niemand mehr an Konvertierung denken kann.

Nein, man muß nicht alles auf einmal haben wollen. Einstweilen können wir wohl damit zufrieden sein, daß der Glaube an die Goldwährung überall ins Schwanken gerät, nicht bloß bei uns. Auf der ganzen Erde hat der Beschluß des Reichstages, die Regierungen um eine ernstliche Prüfung der Währungsfrage zu ersuchen, und die entgegenkommende Antwort des Reichskanzlers nicht nur großes Aufsehen erregt, sondern auch die Diskussion wieder in Fluß gebracht. Und damit ist sehr viel gewonnen. Es gehört zu den wirksamsten Tricks der Goldwährungsleute, daß sie, seit sie selbst bei uns gesiegt haben, die Währungsfrage als ein schier unlösbares Problem zu bezeichnen pflegen, als eine Entscheidung gleich der vor dem Bilde zu Saïs. Ehedem lag für sie die Sache so furchtbar einsach, daß nur ausgemachte Esel an der Notwendigkeit, zur Goldwährung überzugehen, zweifeln konnten. Heute ist die Sache nun angeblich so verwickelt, daß nur ausgemachte Esel sich rühmen könnten, ihren Kern erfaßt zu haben — ausgenommen natürlich die eingeweihten Oberpriester des Goldes, die mit statistischen Zahlen umzugehen wissen, wie die Zauberer. Doch dieser künstlich erzeugte Kimbus ist dahin. Man sieht an dem Beispiel Rußlands, daß es noch Mittel und Wege giebt, selbst eine Papierwährung sicher zu stellen und das Gold im Lande zu behalten. Man erfährt es tagtäglich, daß die „bessere“ Währung den Import begünstigt und den Export erschwert, also sowohl die Löhne drückt, wie den Produktionsgewinn schmälert. Diese Erkenntnis ist bei uns jedem Bauer und Handwerker ansgegangen. Sie wird auch gar nicht mehr bestritten. Der einzige ernst zu nehmende Einwand, den man uns noch macht, ist der, daß unsere mobilen Werte sich um den Betrag verringern würden, um den wir unsere Währung herabsetzen würden. Nun, auch wir wollen nicht mit beiden Füßen zugleich in die Doppelwährung hineinspringen. Daher unser Verlangen nach internationaler Verständigung. Schon wenn England mit seiner Goldwährung isoliert würde, hätten wir gewonnenes Spiel. Die technische Ueberlegenheit der englischen Fabrikation gehört der Vergangenheit an. Es mag sehen, wie weit es mit dem Vorteil kommt, den es mit seiner Goldwährung beim billigeren Einkauf der fremden Rohprodukte erzielt, und ob nicht der Vorteil auf unserer Seite mehr wiegt, den uns die Doppelwährung beim Export verschaffen würde. Sind erst die Haupt-Kulturländer dahin übereingekommen, das Silber wieder in einem bestimmten Wertverhältnisse zum Golde als Münzmetall anzuerkennen oder auf irgend eine andere Weise dem Golde sein internationales Münzmonopol zu entziehen, so kann auch von einer absoluten Wertverminderung des mobilen Vermögens gar nicht mehr die Rede sein; nur die bisher in Gold verzinsten Rentenpapiere der Vertragsstaaten werden vielleicht vorübergehend etwas billiger werden; doch dieser Kursverlust wird ausgeglichen werden durch den Kursgewinn der Industrieaktien und die reichlichere Neuproduzierung von Sparkapital, die allmählich auch den Rentenkurs wieder heben wird. Die heutige spekulative Ueber-treibung des letzteren ist überhaupt keine dauernde Errungenschaft.

Man weist gern auf die Unzuträglichkeiten der Papierwährung hin, die in Oesterreich-Ungarn die Sehnsucht nach der Goldwährung erzeugt hätten. Nun, zur Papierwährung überzugehen, hat in Deutschland noch niemand geraten. Sie hätte ihre großen Vorzüge, wenn sie international wäre. Entschlossen sich die europäischen Staaten zu einer gemeinsamen Papierwährung und setzten das Gold ganz außer Kurs, wie das ein österreichischer Volkswirt, Osiar Paties, in einer lehrswerten Broschüre vorschlägt, so würden sie unzweifelhaft eine wirtschaftliche Ueberlegenheit über alle Staaten mit Metallwährung erzielen. Aber an die Ausführung dieses Gedankens kann man erst gehen, wenn der ewige Friede herrscht, und das erleben wir wohl nicht. Aber auch gegen die österreichische Papierwährung wird viel geredet, was nicht zu verantworten ist. Sie hat doch den gegenwärtigen Ausschwing der österreichischen Volkswirtschaft nicht gehindert. Oder datiert derselbe etwa erst von der Valuta-Regulierung her? Dann ist es doch merkwürdig, daß der Ausschwing von dem noch immer sehr hohen Goldagio und von der Einführung des Silbers in den Verkehr nicht gehindert worden

ist. Oesterreichs Ruine war nicht die schlechte Währung, sondern die wirtschaftliche Indolenz, die Gründungssünden a la Dienheim und die politische Zerrissenheit. Mit diesem Beispiel ist also nichts gegen die Goldwährung gesagt. Darum denkt man aber nicht an Italien, das durch seine Goldwährung so ruiniert worden ist, wie man uns ruinieren will? Deutschland ist nicht England; die Währung, die für England nützlich war, kann uns nicht auf die Dauer zu einem Handelsvolke machen, gleich jenem. Und wenn die Goldwährung das auch könnte, so wollen wir doch nicht so tief sinken, um reich zu werden.

Die Währungsfrage beherrscht nun einmal das öffentliche Interesse, hier wie in Amerika. Ich darf daher wohl annehmen, daß ich die Leser nicht langweile, wenn ich auch auf die amerikanische Währungskrisis zu sprechen komme. Cleveland, als „überzeugter Anhänger“ der Goldwährung, hat den Versuch gemacht, durch ein Anleihegesetz einer Währungsänderung die Wege zu verlegen. Da er das Staatspapiergeld in Gold eintausen läßt, die Zahlungsbilanz der Vereinigten Staaten aber nach wie vor passiv ist (infolge der Goldwährungspraxis), so schwindet die Goldreserve aus dem Staatschatze, so oft sie auch ergänzt wird. Mit Hilfe einer halben Milliarde Dollars Goldanleihe wollte er nun für lange hinaus Vorsorge treffen, in der Hoffnung, daß die Konjunktur sich einmal für die Vereinigten Staaten zum Besseren wenden werde. Aber selbst in der Deputiertenkammer fand er für eine solche kostspielige Maßregel keine Mehrheit. Er sah sich also genötigt, von seiner eigenen Machtbefugnis Gebrauch zu machen und wieder einmal eine Währungs-Anleihe, diesmal im Betrage von 60 Millionen Dollars, auszugeben. Er sichert offiziös die Verzinsung in Gold zu, solange er im Amte sei. Rechtlichen Anspruch aber hat der Inhaber nur auf Metallzahlung, also Gold oder Silber. Trotzdem hat die Anleihe einen großartigen Erfolg gehabt. Mehr als die Hälfte soll in Europa untergebracht werden; die hiesigen Subskribenten rechnen aber darauf, daß die amerikanischen Banken und Kapitalisten sie mit hohem Agio zurückimportieren werden, und darin dürften sie sich nicht täuschen. Die Amerikaner selber haben eben größeres Vertrauen in ihre Währung als die englischen Kapitalisten. Sie wissen, daß die Welt nicht aus den Fugen geht, wenn das Silber wieder als Währungsmetall eingesetzt wird, und haben an ihrem Nachbarlande Mexiko ein vortreffliches Vergleichsobjekt für den Wert der Goldwährung und der Silberwährung. Der Export aus Mexiko hat sich sehr belebt, so daß sein Kredit eine ungeahnte Besserung erfährt und seine letzte Anleihe, für die in Deutschland kein Unterkommen war, jetzt im freien Verkehr an der Berliner Börse lebhaft gehandelt wird.

Bei dem großen Interesse, das man in den Vereinigten Staaten für die von Deutschland anzuregende internationale Währungsregelung hat, darf man wohl hoffen, daß der partielle Zollkrieg, den jenes Land gegen einzelne deutsche Produkte, namentlich gegen den deutschen Zucker, führt, gütlich beigelegt wird. Sonst empfielt sich die vom Grafen Kanig vorgeschlagene Revision unleres Meistbegünstigungsvertrages mit den Vereinigten Staaten, der bisher eine Auslegung erfahren hat, die mehr wohlwollend als geschäftsstark war.

Wie stellt sich nun die deutsche Börse zu all diesen Fragen. Sie hat augenblicklich noch wenig eigenen Willen, da ihr die Wiener Börse in der Hauptsache die Tendenz vorschreibt. Diesen Zusammenhang habe ich früher nachgewiesen. Anfallend ist es aber doch, daß von hier aus der Umschwung, der sich drüben deutlich vorbereitet, nicht kräftiger ausgenutzt wird. Das ist wohl folgendermaßen zu erklären. Die jüngste Haussperiode hat, wie die Bilanzen der großen Banken und die steigende Börsensteuer zeigt, eine durchgreifende Belebung des Effektenmarktes zur Folge gehabt. Das Interesse an einer Fortsetzung dieser Bewegung ist also wohl größer, besonders bei den maßgebenden Banken, als das Baissa-Interesse einiger Großspekulanten. Auch ist es für den hiesigen Geldmarkt erwünscht, von den hohen Reporthäfen in Wien und Pest noch länger Vorteile ziehen zu können. Daneben aber ist nicht zu verkennen, daß auch ein

großer Teil der Spekulant Anhänger der Doppelwährung geworden sind. Man kann das aus der Haltung der spezifischen Börsenpresse recht deutlich entnehmen. Man erwartet von der Währungsreform einen Aufschwung der Industrie und des Ausfuhrhandels, und da man wohl mit einiger Gewißheit auf einen Erfolg des Antrags Kanitz (wenn auch in anderer Form) rechnen kann, also der Einfuhrhandel ohnehin keine großen Chancen mehr hat, so setzt man eben seine Hoffnung auf die vielgeschmähten Bimetallisten. Dies hat wenigstens bis heute den ungünstigen Nachrichten von den Industriegebieten die Wage gehalten und selbst der Enttäuschung, die man in der Konvertierungsfrage erlebt hat, die Spitze abgebrochen. Ueberhaupt darf man nicht denken, daß die Geschäftswelt den Agrariern so böse ist, wie die leitartikelfnden Politiker. Das Schimpfen hat meist nur den semitischen Aerger zur Ursache. Der Geldbeutel der Industriellen und Händler spricht eine ganz andere Sprache. Denn soviel sieht auch der Dümme ein, daß nur auf dem von den Agrariern angezeigten Wege die Sachgasse der wirtschaftlichen Defakunde verlassen werden kann. Gegen die Vergewaltigung anderer Stände und Verufe bürgt nicht nur das Wort des Kaisers und die politische Ehre der herrschenden Parteien, sondern auch die Logik der vorgeschlagenen Maßregeln.

Alles ist im Fluß. Dem Beobachter erscheint daher das Bild der Zeit maßlos verworren. Aber die ordnenden Kräfte walten sichtbarer und energischer als bisher, und überall lebt daher die Hoffnung auf, daß die Zukunft Ordnung und Gedeihen wiederbringen werde. Nur die „kleine aber mächtige Partei“ der Millionen-Rentner prophezeit den Weltuntergang.

Berlin, 25. Februar 1895.

Dr. Th. Müller-Fürer.

Von der Kunst.

(Aus dem Tagebuche eines Kritikers.)

Der Reichstagsbau hat vielen deutschen Künstlern große und kleine Aufträge gebracht, und der leitende Baumeister hat, wo es sich nicht um bloße kunstgewerbliche Leistungen handelte, jedem Meister Freiheit gelassen, seiner Individualität zu folgen. So finden wir denn plastische Arbeiten von Siemering, Schaper, Lessing, Vegas, Max Klein, Maison, Ebertlein, Diez, A. Vogel — alles Namen, die einen besonderen Kunstcharakter bedenten. Alle diese Meister müssen nun wieder feiern; nur einige Denkmäler fehlen noch in dem Riesenbau. Die materische Ausschmückung hat man bescheidenlich der Zukunft überlassen. Große Stille senkt sich über unsere Monumentalkunst herab, nach dem zehnjährigen regen Schaffen im Reichstagsbau doppelt drückend und verstimmend.

Gewiß hat der Kaiser die Entmutigung nachgeföhlt, die sich unserer Künstler bemächtigen wollte, und darum hat er an seinem Geburtstage neue Aufgaben für sie in Aussicht gestellt. In der Nähe des Reichstags soll sich unter den anstrebenden Platanen der Siegesallee eine lange Reihe von Denkmälern der Hohenzollernfürsten und ihrer größten Zeitgenossen erheben. Zwar fehlt es an Denkmälern solcher Art in Berlin nicht. Aber sie stehen zu sehr im Straßengewühl, um Beachtung zu finden. Bleibt jemand vor ihnen stehen, um sie als Kunstwerke auf sich wirken zu lassen, so ist es gewiß ein Fremder. Die Siegesallee aber durchwandelt man selten in geschäftlicher Eile. Gern wird man dort seine Schritte verzögern, um durch schöne Werke der bildenden Kunst den Geist über das Alltagsleben emporheben zu lassen, und geschichtlichen Erinnerungen wird man dann um so lieber nachhängen.

Aber die Ausführung dieses schönen Gedankens wird sich Jahrzehnte lang hinziehen. An sich ist mit ihm noch nicht viel gewonnen. Mehr fällt ins Gewicht, daß der Kaiser mit diesem Plane wieder einmal das *nobile officium*, die Kunst nicht verkümmern zu lassen, allen denen ans Herz legt, die es angeht. Das wird nicht vergeblich sein. Eine Porträtstatue zu schaffen — nun ja, der Künstler nimmt auch solche Aufträge mit. Wer aber der Kunst einen wirklichen Dienst erweisen will, der lasse dem Künstler Freiheit in der Wahl seines Stoffes, lasse ihm fertige Werke ab, oder gebe ihm nur eine Anregung, die ihn zum freien Erfinden reizen kann.

Vor allen Dingen ist das „Konkurrenz-Ausschreiben“ eine böse Sache für die Künstler. In hochherziger Absicht stiftete der Kaiser einen Preis für die beste Ergänzung eines antiken Frauenkopfes. Die Aufgabe war herzlich unbedeutend. Es handelte sich nur darum, einen abgestohlenen rechten Nasenflügel symmetrisch zu dem noch vorhandenen linken zu ergänzen. Ueber fünfzig Bildhauer haben sich dieser Mühe unterzogen, über fünfzig Köpfe, einer genau wie der andere, standen den Preisrichtern zur Auswahl. Den Preis bekam ein schon vorteilhaft bekannter Bildhauer, ein Schüler von Begas. Einer mußte ihn ja bekommen. Zeit, Arbeit und Material, die für alle diese zwecklosen Arbeiten aufgewandt worden sind, betragen, in Geld umgerechnet, ein Vielfaches des ausgeworfenen Preises. Dieselbe zweckwidrige Einrichtung ist bei dem neuen Preis-ausschreiben getroffen worden. Eine antike Tänzerin, ein schöner Torso, soll an Haupt und Gliedern ergänzt werden. So mancher junge Künstler hofft sich bei dieser Doktor-Arbeit eine Anerkennung zu verdienen, einen Namen zu machen, und studiert nun mit heiligem Bemühen antike Denkmäler und archäologische Schriften. Etwa fünfzig Arbeiten oder mehr (der Preis ist nämlich verdoppelt) werden eingeliefert werden, und nur der hat irgend einen Vorteil oder Gewinn von seiner Arbeit, der zufällig das große Los, die Prämie, gewinnt. In dieser Angelegenheit ist der kaiserliche Räten nicht gut beraten worden. Die meisten Bewerber werden mindestens ein Vierteljahr ihres kurzen Lebens nutzlos auf die Arbeit verwenden und schließlich enttäuscht und verbittert auf dies Lotteriespiel, bei dem sie kostbareres als Geld eingesetzt haben, zurückblicken. Die Ratgeber des Monarchen in solchen Angelegenheiten haben wohl nie um die Existenz ringen müssen, daß sie also die Kunstübung wie einen Sport für müßige Stunden auflassen.

* * *

Als Max Klinger vor nun zehn Jahren zum erstenmale mit einem großen Gemälde hervortrat, dem „Urteil des Paris“, befremdete er durch sein trockenes, schematisches Kolorit so sehr, daß auch erfahrene Kunstkenner über sein Können getäuscht wurden und ihn nur für einen Sonderling hielten. Sein erster Oxytus von Radierungen blieb ebenso unverständlich. Nachgerade aber gewinnt man allgemein den richtigen Standpunkt, von dem aus man seine Besonderheit begreifen kann. Zwar wird sich wohl niemand rühmen dürfen, den Gedanken-Inhalt seiner „Brahms-Phantasie“ verstanden zu haben, so klug sich auch mancher Kritiker darüber zu äußern weiß. Aber ihr Empfindungs-Gehalt tritt uns doch näher.

Da beobachtet man denn dasselbe Pharisäertum in der Kunstauffassung, das auch auf anderen Gebieten geistigen Lebens unsere Erbünde ist. Wer Klinger zu begreifen anfängt, sieht geringschäßig auf die vernagelten Philister herab, die sich zu solcher Höhe des künstlerischen Nachempfindens nicht aufschwingen können, und wer einmal früher öffentlich Klinger für betrunken erklärt hat, der bleibt konsequent und erklärt nun auch alle Klinger-Schwärmer für Trunkenbolde oder Heuchler.

Ich halte es unter allen Umständen lieber mit den Schwärmern, auch wo ich nicht mitschwärmen kann. Die Nüchternheit, die sich wissenschaftlicher Kritizismus nennt, ist gewiß ein notwendiges Korrektiv. Aber die Korrektheit war immer unfruchtbar. Die Kunst soll nicht der Regel folgen, sondern die Regel der Kunst. Die akademische

Kunst hört auf, konservativ zu sein, wenn sie ihre Unübertrefflichkeit dogmatisch behauptet oder auch nur eine Kontinuität in der Kunstentwicklung fordert. Wir dürfen nicht einmal einen wellenförmigen Fortschritt in der Kunst verlangen; den giebt es selbst in der Politik und im wirtschaftlichen Leben nicht. Plötzlich greift die Menschheit einmal wieder zurück auf einen vor Jahrhunderten verlassenem und nicht zu seinen Konsequenzen ausgelebtem Entwicklungsstand. Denn das Leben ist ein Labyrinth, und kein Mensch hält den Ariadnesfaden in der Hand. Die weise Vorsicht kann ebenso wohl weiter in die Irre führen, als der wagende Mut, der von längst verlassenem Pfaden aus aufs neue den Ausweg zum Lichte sucht. Es lebt sich aber leichter mit dem frei und hell flammenden Mut im Herzen, als mit dem sorglich gehüteten Laternenlichtchen der Vernunft, das überall Gespensterschatten an die Wand wirft.

Warum sollen unsere Maler nicht einmal wieder die Wege Raffaels verlassen, um mit Botticelli den lyrischen Stimmungen der Seele Ausdruck zu verleihen, — der eine in Farben, der andere in Linien-Akkorden! Sucht doch sogar unsere Architektur und die Dekorationskunst frei zu werden von den „klassischen“ Vorbildern, an deren Reize unser Auge zu sehr gewöhnt ist, als daß sie unsere Phantasie noch kräftig erregen könnten. Und warum soll ein tiefführender Mensch, wie Max Klinger, nicht neue körperliche Symbole für seine Gedanken und Empfindungen schaffen, da ihm die alten Formen heidnischer und christlicher Allegorie nicht überall mehr genügen! Auch ich verstehe nicht alles, was er hat sagen wollen, ja ich vermute, daß ihm oft genug sehr unklare Vorstellungen vorgeschwebt haben, Empfindungen, die sich nur in Tönen und Farben ausdrücken lassen und für die er doch nur die stofflich präzisesten Ausdrucksmittel der Griffekunst und der Plastik zur Verfügung hatte. Aber was seine Schwäche war, ist seine Stärke geworden. Er hat seine Kunstmittel so vervollkommenet, daß er weit mehr mit ihnen zu sagen vermag, als irgend ein anderer vor ihm.

Wie er die Nadiernadel, die kalte Nadel, den Grabstichel, das Schabeisen und die Aquatinta im Verein sich dienstbar zu machen weiß, entbehrt man auf seinen letzten Blättern nicht mehr die Farbe, und er durfte kühn einen Vergleich seiner Bilder mit der Brahms'schen Musik herausfordern.

Doch möchte ich keinem anderen Maler-Nadler die Fähigkeit zutrauen, es ihm auf diesem Gebiete technisch und inhaltlich gleich zu thun. Es giebt viele Wagnerianer, aber es giebt nur einen Richard Wagner. Wie Wagner hat auch Klinger die Grenzen seiner Kunst herausgerückt und in sich zwei verwandte Künste so innig verschmolzen, daß ihre Erzeugnisse einheitliche Kunstwerke einer neuen Gattung sind. Das ist die Leistung eines Genies eigener Art; die Nachahmung verbietet sich von selbst.

Dagegen kann Max Klinger wohl in der Plastik vorbildlich und bahnbrechend für andere werden. Seine „Salome“ und seine „Kassandra“ sind Verkörperungen lyrischer Stimmungen und halten sich doch streng innerhalb der Grenzen plastischer Kunst. Die leichte Polychromierung und die Anwendung farbiger Glasaugen überschreiten meines Erachtens diese Grenzen nicht. Ich berufe mich nicht geru auf die „alten Griechen“; denn die haben doch nicht gerade alles besser gewußt und gekonnt, als wir. Aber für Leute von klassischer Bildung mag es ein beruhigender Gedanke sein, daß Klinger in der chryselephantinen Plastik des Phidias und in der unbestreitbar nachgewiesenen Polychromie des Praxiteles frühe Vorbilder gehabt hat. Wagnissen und Mafson übergehen ihre Figuren mit Deckfarben. Das verleiht ihnen ein geschmiertes, totes Aussehen. Bei der großen Bismarck-Büste Wagnissens verdarb es die ganze schöne Arbeit. Klinger wendet nur leichte Lasurfarben an, die den Marmor wunderbar beleben.

Ueber Klingers Brahms-Phantasie und Kassandra habe ich sein Kreuzigungsbild milder beurteilen gelernt. Was auf ihm das christliche Empfinden verleiht, ist eine

willkürliche Verstärkung des Satirispieles, das auch in der heiligen Geschichte die größte Tragödie der Menschheit begleitet. Hätte Klinger sich mit der Gruppe des Pontius Pilatus, der zum Schrecken der umstehenden jüdischen Justizmörder die höhrende und doch wahre Inschrift verfaßt, und mit der Gruppe der wüthenden Soldaten begnügt, um den Kontrast zwischen dem Göttlich-Heiligen und dem Menschlich-Profanen herzustellen, so wäre nichts einzuwenden. Er glaubte aber aus Eigennem noch die Gruppe der in tierischer Angst sich hinter einander schiebenden Henkersknechte hinzufügen zu müssen, und diesen Humor empfinden wohl nicht ich allein als eine Brutalität. Gewiß hat er dafür Analoga in der Kunst des Mittelalters. Aber wir leben nicht mehr im Mittelalter, Klinger auch nicht.

* * *

Wenn nicht das Beste noch kommt, wird die Theatergeschichte dieses Jahr als ein Jahr des Rischwachses zu verzeichnen haben.

Sardous Ghismonda hat sich nun zwei Monate lang auf dem Repertoire des Lessing-Theaters behauptet; aber es ist doch eigentlich kein Schauspiel, sondern ein Schaustück. Der alte Praktikus hat einen guten Blick für die Jahresmode. Als er Thermidor schrieb, war der Stil Louis Seize Mode, Madame Sans-Gêne fiel in das Jahr der Empire-Kleider, Ghismonda fällt in die Zeit der Stilmischung, in der das Orientalische den Oberton anzugeben beginnt. In der That haben diesmal die Schneider und Dekorateurs in Sardous neuem Stücke Wichtigeres zu sagen als die Schauspieler. Wäre nicht die große Liebesscene im dritten Acte, so könnte man das Stück auch als Ballett aufführen. Aber auf dieser Liebesscene wird Sarah Bernhard, für die Sardous das Stück geschrieben hat, bestanden haben. Sie hat noch immer den Ehrgeiz, außer ihren Toilettenkünsten auch ihre mimische Kunst bewundern zu lassen — wenigstens beiläufig. Darum hat sie ja auch trotz Preußenhaß und Revancheglut Sudermanns „Heimat“ nach Paris verpflanzt; sie wollte beweisen, daß es außer der Duse noch eine zweite und vielleicht bessere „Wagda“ gebe, und zwar eine mit Toiletten non plus ultra.

Eine Sarah Bernhard haben wir in Berlin nun nicht. Unsere Reichenhofer fasciniert nicht. Sie ist elegant, geschmeidig, klug, pikant, aber die Leidenschaft kennt sie nur vom Hörensagen. Und wenn sie als Herzogin von Athen soeben noch ganz leidlich schien, erschreckt sie plötzlich im Affekt durch einen schneidenden, blechernern Ton, der alle Illusion zerstört. Trotzdem wollte das Lessing-Theater nicht auf Ghismonda verzichten, und es ist in jeder anderen Hinsicht dem Stücke auch vollständig gerecht geworden. So konnten wir uns denn „am Orte selbst“ von dem jämmerlichen Verfall der französischen Bühnendichtung überzeugen, und was an Belehrung hierüber etwa noch fehlte, das lieferte das Residenztheater nach in der jüngsten Pariser Ehebruchskomödie „Fernands Ehekontratt“.

* * *

Das Schauspielhaus hat in seinen Novitäten-Aufführungen eine lange Pause gemacht, die mit den Wiederholungen schwächlicher Unterhaltungslustspiele ausgefüllt wurde. Es scheint aber, als ob diese Pause nur dazu dienen sollte, Kraft und Zeit für die Neu-Einstudierung großer, schwieriger Werke zu gewinnen, und da muß man sich solche Lückenbüßer, die Besseren den Platz frei halten, schon gefallen lassen. Nur mit großen Dramen kann selbst eine königliche Bühne, wenn sie täglich Vorstellungen geben soll, ihr Repertoire nicht füllen. Die Schauspieler halten es nicht aus und das Publikum auch nicht.

Die letzten Thaten des Schauspielhauses waren die Aufführungen der „Ribelungen“ von Hebbel und des „Ottolar“ von Grillparzer.

Für beide Dichtungen zeigt sich die Gegenwart besonders empfänglich. Früher scheiterte der Erfolg der „Ribelungen“ bei einem sehr großen Teil der Zuschauer an

der weit verbreiteten Abneigung gegen alles Mystische. Der naturwissenschaftliche Materialismus hatte nicht nur den christlichen Himmel verschlossen, sondern auch den Olymp und die Walhalla. Selbst dem Dichter konnte man es nicht mehr erlauben, an Ueber-sinnliches zu erinnern, wenn er nicht in Klammern hinzusetzte, das sei alles nur Allegorie, er glaube gewiß nicht selbst an irgend etwas Transcendentales.

Wie anders ist das heute! Die spiritistischen Vereine blühen, und wer nicht selbst an Geister glaubt, findet es doch furchtbar interessant, daß andere und gar wissenschaftlich gebildete Leute daran glauben. Zola schreibt ein Buch über Lourdes, weil alle Welt mystische Stoffe liebt, einerlei, wie sie behandelt werden. Die Musik und das Drama wendet sich dem Märchen zu. In der Malerei fing die Sache mit Spukgeschichten an, und jetzt giebt es kaum noch einen Malerjüngling, der nicht etwas in Mystizismus machte. Der Realismus der Kunst ist in sein Gegenteil umgeschlagen, mag sich der neue — ismus nun Neu-Idealismus, Allegorismus oder Symbolismus nennen. Gerhard Hauptmann, Richard Vos, Humperdinck und die hundert Nichtausgeführten zeigen auf dramatischem Gebiete, wohin die Richtung geht.

Da ist es nicht nur zeitgemäß, es ist auch gesund, wenn auf der Bühne einmal gezeigt wird, daß die Kunst nicht auf die Neuesten gewartet hat, und daß es unsere Dummheit war, die uns an Hebbel und Grillparzer solange vorübergehen ließ.

Zwar in Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende“ kommt nichts Mystisches vor. Das Trauerspiel ist nur insofern anti-materialistisch, als es an Stelle der solange geglaubten mechanischen Weltentwicklung die sittliche Weltordnung in ihre Rechte setzt. Diese war im Drama von der materialistischen Aesthetik streng verpönt. Die poetische Gerechtigkeit, auf die hin freilich viele poetische Dummheiten gemacht worden sind, wurde und wird auch heute noch aufs Schändeste verspottet. Das „Publikum“ aber erkennt sie wieder an. Ibsens neuestes Schauspiel sucht auch durchaus auf den Grundfäsen des mit Exekutivgewalt ausgestatteten kategorischen Imperativs, und Ibsen ist ein Prophet für die moderne Aesthetik.

Es ist ja eine sehr, sehr alte Idee, Uebermut und Fall im Drama in Kausalzusammenhang zu setzen. „Schon die alten Griechen“ u. s. w. Man ließ sich diese Idee nur nicht gefallen, solange die Oberpriester des dogmatischen Materialismus Macht hatten, der Menge zu befehlen, sie habe nur an einen mechanischen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu glauben, nicht an einen sittlichen. Solange war auch Grillparzers Zeit noch nicht gekommen. Mit den „veralteten Klassikern“ hatte man wohl Geduld, deren Aufführungen besuchte ja nur ein „zurückgebliebenes, philisterhaftes Publikum“. Seit aber der materialistische Bann gebrochen ist, seitdem erbaut man sich wieder, und mit tieferem Verständnis als je, an Grillparzer. Schon der große Erfolg, den im September vorigen Jahres Calderons „Das Leben ein Traum“ im Schauspielhaus gehabt hatte, belehrte die Bühnenleiter, daß sie mit einer veränderten „Geschmacksrichtung“ zu thun hatten. Das Berliner Theater griff schnell zu Grillparzers „Der Traum ein Leben“, konnte dem Stücke aber nicht gerecht werden und wandte sich dem ebenfalls stark moralisierenden Angenruber zu. Das deutsche Theater erzielte mit „Weh dem, der lügt“ einen großartigen Erfolg, dem es nur den mit Hauptmanns „Webern“, ebenfalls einem an Herz und Nieren greifenden „moralischen“ Stücke, errungenen Erfolg an die Seite zu setzen hat. Das Schauspielhaus bereitet einen ganzen Grillparzer-Cyklus vor.

Das waren unvergeßliche Tage, da uns Matkowsky den Ottokar, Rosenar den Hagen, Rosa Poppe die Chriemhild und die Runigunde von Massovien, Amanda Lindner die Brunhild spielten. Man mag sich in Hebbel und Grillparzer noch so tief hineingeselene und hineingelebt haben, diese Künstler geben doch mehr, als die Phantasie und der Verstand eines armen Stubenmenschen aus dem gedruckten Worte herausfinden kann.

Im preussischen Abgeordnetenhaus sind jetzt harte Worte über das Theater gefallen. Sie kommen ein bis zwei Jahre zu spät. Denn es hat sich doch — in Berlin wenigstens — manches gebessert, während Herr von Köller in Strassburg weilt. Ueber die „Weber“ von Hauptmann lauten die Urteile sehr verschieden, auch bei denen, die die öffentlichen Bühnen nicht zu einem Agitationsmittel für die Socialdemokratie möchten werden sehen. Nachdem die Berliner „Genossen“ das Stück wohl sämtlich auf ihren Vereinsbühnen, die der Censur nicht unterworfen sind, gesehen und bejubelt hatten, war es gewiß nicht schädlich, daß auch die oberen Zehntausend es auf ihrer Bühne zu sehen bekamen. Es läßt sich für sie doch manches daraus lernen, und wenn es bloß das wäre, daß die sociale Gesetzgebung nicht einer Laune unseres alten Kaisers entsprungen ist, sondern einer inneren und äußeren Notwendigkeit. Fast in jedem Geschäftsbericht von Aktiengesellschaften (ich lese auch diese Litteraturgattung) wird Klage geführt über die zunehmenden „socialen Lasten“. Auch die Agrarier verderben ihre gute Sache häufig genug mit solchen Klagen. Die „Weber“ sind eine Antwort darauf, gegen die sich nichts einwenden läßt. Im übrigen hat die Unsitlichkeit auf der Bühne abgenommen. Die eigentlich „lästernen“ Stücke findet man selbst im Lessing-Theater seltener, und da sind es auch nur ältere Sachen. Die verführernde Wirkung geht überall mehr von der Anskeltung, als von den Stücken selber aus, und am schlimmsten sind da die Bühnen, die zur Litteratur gar keine Beziehung unterhalten: Adols Ernst-Theater und Central-Theater, die eine Zwischenstufe zwischen Operetten- und Spezialitäten-Bühne einnehmen. Ihnen gegenüber ist die Polizei machtlos. Dann haben wir noch das von französischem Abfall lebende Residenztheater, das aber nach zwei Jahren in andere Hände übergeht und dann wohl germanisiert werden wird. Sein Repertoire wird das „Neue Theater“ erben, wenn es bis dahin das Dasein fristet.

So dringend auch ich wünsche, das Theater möchte anständig sein, so kann ich mir doch nicht vorstellen, wie die Censur das befehlen und durchsetzen will. Unanständiges Volk wird sich auch immer ein ihm passendes Theater zu sichern wissen, und wäre es „von Vereinen wegen“. Das zeigt eine Veranstaltung des spiritistischen Vereins „Psyche“, der sich an einem Sonntag-Nachmittag eine Mords-Komödie vorspielen ließ, wie sie blutrünstiger und verbrechensatter nicht gedacht werden kann. Und ein anständiges Publikum wird seine Bühnen in den ihm genehmen Schranken zu halten wissen, wofür die Haltung des Schiller-Theater-Publikums gegen eine lascive Posse den Erfahrungsbeweis geliefert hat. Ich bin kein Feind der Polizei. Allein ich habe nicht den geringsten Glauben an die Leistungsfähigkeit einer Sittenpolizei, die sich die Prostitution über den Kopf wachsen läßt und doch gegen die Gedankenfünden im Theater zu Felde ziehen möchte.

Wohl wäre es an der Zeit, daß die Regierungen sich um das Theater kümmern. Das müßte aber positiv geschehen, nicht negativ. Man setze ein Ministerium der schönen Künste ein, wie man ein Unterrichts-Ministerium (wenn auch verquickt mit den Angelegenheiten der Kirche und medizinischen „Kunst“) besitz. Man fasse das Theater nicht mehr offiziell als Vergnügungsanstalt auf, sondern als eine Stätte, an der das Volk Geist und Gemüt bildet. Keine Subventionen! Aber Verständnis für die Kunst, und Ehre für die Kunst, staatliche Ehre! Dramaturgische Vorlesungen an den Universitäten — nicht vom Professor der Litteratur oder der Eloquenz gehalten, sondern von wissenschaftlich gebildeten Regisseuren und Intendanten! Man würde Wunder erleben, wie besucht diese Vorlesungen sein würden. Denn das Interesse am Theater wächst beständig. Man braucht es nicht zu fördern, nur zu vertiefen.

Will die Polizei ein gutes Werk thun, so erteile sie für Spezialitäten-Bühnen keine Konzessionen mehr und zwingt die vorhandenen, Schauspiele aufzuführen. Das schlechteste Drama ist gesunder, als die beste Tingeltangelti und Schlangenmensch-Vorstellung. Die wachsende Zahl der Theater würde die Eintrittspreise herabdrücken, die Ausgaben für Ausstattung u. s. w. einzuschränken zwingen, und so wäre schon sehr

viel erreicht. Man fürchte nicht, dadurch die Theater auf das Pisante hinzuweisen. Das nupst sich schnell ab. Man sieht es ja jetzt überall in den Berliner Theatern, daß das Publikum der gesunden Kost wieder den Vorzug giebt, nachdem einige Jahre genügt haben, um das frivole Spiel mit § 6 des Gesetzes vom Sinai dem Volke überdrüssig zu machen.

Kirdje.

Von kirchlichen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit verdient nur die Amtssuspendierung des Pastors Lisco in Rummelsburg bei Berlin an dieser Stelle eine Erwähnung. Er ist ein Sohn des verstorbenen bekannten Führers der Protestantenvereiner und steht auf dem Standpunkt, daß ihm die Thatfachen, welche das Apostolikum zusammensetzt, keine Thatfachen sind. Trotzdem hatte er dies Bekenntnis der Sitte gemäß im Gottesdienst gebraucht, war aber — so heißt es — durch die Versammlungen in der letzten Brandenburgischen Provinzialsynode darauf geführt, daß er ohne Verleugnung seines religiösen Standpunktes sich der herrschenden Ordnung nicht mehr fügen könnte, und hatte sich dieserhalb aus eigener Anregung mit dem Konsistorium in Verbindung gesetzt. Die Geradheit und Offenheit des Verfahrens verdiente alle Anerkennung. Es bleibt schmerzlich zu beklagen, daß solche Konflikte vorkommen, aber sie werden nie ganz zu vermeiden sein, wenn auch in unserer Zeit die Entwicklung der Verhältnisse eine nach dieser Richtung hin besonders gefährliche ist.

Die Gefahr liegt in den im vorigen Bericht an dieser Stelle dargelegten Zuständen. Der junge Theologe geht vom offenbarungsgläubigen Standpunkte aus an die Arbeit der Wissenschaft; da treten ihm lauter „Resultate“ entgegen, welche mit den geschichtlichen Annahmen des bisherigen Glaubensstandpunktes in Widerspruch stehen. Es wird in ihm die Vorstellung geweckt, das seien einfache Ergebnisse der unzweifelhaft berechtigten historischen Kritik, die, wenn sie auch noch nicht überall ganz sicher seien, doch genügend feststünden, um jene Geschichtsauffassung des Offenbarungsglaubens zu widerlegen. Verschwiegen wird ihm von seinen Autoritäten, daß nicht die wissenschaftliche Feststellung als solche jenen Gegensatz erzeugt hat, sondern daß diese selbst nur die Erscheinungsform eines von vornherein dem Offenbarungsglauben entgegengesetzten Standpunktes ist. Dadurch entsteht eine Unklarheit in den Studierenden, die sie peinigt und die sie entweder dazu führt, daß sie sich die hohlen Phrasen von der „freien Forschung“ u. dgl. gleichfalls aneignen und sich ein modernes Christentum zurecht machen, — oder daß sie den Konflikten zu entgehen suchen durch Aufgabe des theologischen Studiums. Erst kürzlich wieder wurde mir auf die Frage nach dem Ergehen eines früheren Schülers der Bescheid: er hat die innere Einheit verloren und hat darum das Studium aufgegeben — immerhin noch eine bessere Lösung als die andere, von der die Zeitungen berichteten, wonach sich ein Student der Theologie, den seine Eltern gegen seinen Wunsch im Studium festhielten, das Leben genommen habe.

Es ist nicht meine Meinung, als ob jemals den jungen evangelischen Theologen Kämpfe und Zweifel erspart werden könnten und sollten. In dem „ich weiß, an wen ich glaube“ gehören immer Erfahrungen, die an Klüften und Ecken vorüberführen. Es wäre geradezu ein Unglück für die evangelische Kirche, wenn ihre Theologie darauf verzichten würde, die Auseinandersetzung mit den Gegnern zu vollziehen, und dazu gehört immer, daß man ihrem Standpunkt gerecht wird. Aber das Verhängnis der Gegenwart ist die wirkliche Verwirrung bezüglich methodologischer Elementarbegriffe, eine Verwirrung, deren Entfernung den Standpunkt klären, den Kampf nicht weniger ernst, aber doch einfacher machen würde, als er jetzt ist.

Je mehr ich nun in der theologischen Litteratur — und es ergreift ja von dieser aus auch stark die politischen Zeitungen — über diese tiefe Differenz lese, welche angeblich gelegentlich der „Bonner Angelegenheit“ in die Erscheinung tritt, desto sicherer wird mir die Ueberzeugung, daß jenes vorhin von mir beklagte Verschweigen nicht auf Bosheit beruht. Ich vermisse die Klarheit des Standpunktes nicht nur drüben, sondern auch hiebei. Gerade unsere Freunde tragen nicht selten zur Verwirrung bei, wenn sie ihre Bekämpfung in den Gedankentreiben aufgehen lassen: wir wollen zwar freie Forschung und Kritik, aber wir verlangen, daß an dieser und jener Stelle Halt gemacht werde. Nehmen wir eine Probe. In der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ heißt es u. a.: „Wir haben nichts gegen das selbstverständliche Recht der freien Forschung. Wir können nicht wünschen, daß für gewöhnlich Universitätsgelehrte irgendwie behelligt werden, wenn sie in Irrlehren hineingeraten . . . Freilich hat auch diese Freiheit eine Grenze an der Natur der Dinge. Jedermann erkennt das an, wenn es sich um römische Irrlehren handelt. Ein Professor der Theologie, welcher den römischen Primat oder die Mittererschaft der heiligen Jungfrau lehrte, würde unter der Zustimmung aller Richtungen des Protestantismus seines Amtes enthoben werden. Es ist sinnlos, nach seiten Roms eine Grenze, und zwar sehr bald eine scharfe Grenze anzunehmen, dagegen nach der Seite der nackten Negation keinerlei Ordnung gestatten zu wollen . . . Was wir brauchen und trotz aller Schwierigkeiten schaffen müssen, ist eine Beherrschung für Rathgeber und Kanzel.“ — Es ist dies eine durchweg richtige Darlegung, aber der Vorwurf der Gegner kann von hier aus noch nicht widerlegt werden, wenn sie sagen: ihr wollt also doch nur eine bedingte oder beschränkte Freiheit haben; wie kann aber die Natur des Gegenstandes die Freiheit bezüglich des erforschenden Verfahrens beschränken? Wir müssen deshalb angeben, welches wissenschaftliche Recht wir haben bei der Forderung einer Grenze für die freie Forschung. Dies Recht liegt (wie im vorigen Bericht dargelegt wurde) in der natürlichen Schranke, die jede Erforschung geschichtlicher Ereignisse hat, und in dem unvermeidlichen Einfluß, welchen die Weltanschauung auf die Verbindung oder die Beziehung hat, in welche der Forscher seine Resultate zu einander bringt.

Hören wir eine Aussprache über diesen Punkt von der anderen Seite. In der „Christlichen Welt“ heißt es: „Aber die negativen Resultate? die umstürzenden Hypothesen? Die fürchtet der Glaube nicht. Denn was unhaltbare Hypothese ist, wird von der Wissenschaft selbst überwunden werden. Und was als sichere Wirklichkeit und Wahrheit herauspringt, kann dem Glauben nichts schaden. Wägen die Ergebnisse ernster Forschung noch so grandstürzend scheinen (?), sie müssen ja doch dem Gott der Wahrheit und seiner Herrlichkeit dienen (! — wie Baraa). Was wir von den Professoren erwarten, ist also erstens, daß sie es mit der Forschung wirklich ernst nehmen. Man fordert von ihnen Pietät, Respekt vor den ehrwürdigen Heiligthümern der Kirche: es giebt für den wissenschaftlichen Forscher keinen höheren Respekt, als den vor den Thatfachen, und keine höhere Pietät, als die der Wahrhaftigkeit. Zweitens aber verlangen wir von den Professoren der Theologie bei der eigenthümlichen Stellung, die sie zu unserer Kirche einnehmen, daß sie in ihrer gelehrten Thätigkeit die Kirche oder Gemeinde, die ihres Dienstes wartet, nimmermehr vergessen; daß sie die Ansehungen, die Krisen, in die treumeinende Christen durch ihre Arbeit geraten, in der Tiefe ihrer Seele mitempfinden und nach Kräften überwinden helfen.“ — Auch hier haben wir das Gegentheil von einer grundsätzlichen Klarheit, und darum lauter Halbheiten. Daß die akademischen Lehrer, welche die bisherigen Grundlagen umstürzen, die Kirche dabei nicht vergessen, sehen wir freilich mit Augen; denn man geht ja darauf aus, die Liturgie des Gottesdienstes zu ändern, indem man das Apostolikum verdrängt. Es ist das in der That eine „eigenthümliche Stellung, die sie zu unserer Kirche einnehmen“. Darin find wir mit der „Christlichen Welt“ einverstanden, daß die wissenschaftlichen Resultate dem Glauben niemals schaden. Aber meint man auf jener Seite wirklich, daß die

Wissenschaft selbst die dem Glauben zuwiderlaufenden Hypothesen überwinden wird? Um was handelt es sich denn eigentlich? Bewegt denn das die Gemüter der Gemeinden, ob die synoptische Tradition mündlich oder schriftlich fortgesetzt, und welche von der anderen abhängig ist? — ob irgend ein Psalm aus der Wakkabäerzeit oder der Zeit des Exils ist? — ob drei oder vier Aufzeichnungen der israelitischen Traditionen und Gesetze gemacht sind, ehe sie in unseren fünf Büchern Moses die jetzige Gestalt bekamen? Das alles würde der Gemeinde völlig gleichgültig sein. Aber daß man diese und andere Hypothesen aufstellt, um zu beweisen, daß Jesu Leib nicht aus dem Grabe gekommen sei, daß Jesus nicht Gottes Sohn im Sinne des kirchlichen Glaubens und des Evangeliums Johannis sei, sondern einen Anfang seines Lebens gehabt hat, wie alle anderen Menschen, daß Gott nicht durch Moses geredet, daß er nicht dem Abraham Verheißungen seiner univertalen Gnade gegeben habe — das scheint nicht nur grundstürzend, das dient dem Gott der Wahrheit nicht anders, wie alle seine Feinde ihm gebient haben, nämlich dadurch, daß er seine Macht erwies, indem er sie stürzte. Und diese „Hypothesen“ sind nicht „Ergebnisse ernster Forschung“, sondern sind Ausgebirten einer öden, arbeitslosen, rationalistischen Weltanschauung, und wenn sie zur Grundlage wissenschaftlicher Forschung gemacht werden, kommen natürlich lauter dem Glauben der Kirche feindliche Resultate heraus. Aber auf jene rationalistischen Voraussetzungen hat das, was den Namen Wissenschaft zu führen berechtigt ist, nicht den geringsten Einfluß — weder pro noch contra.

Also die Rede von der „freien Forschung“ ist eine Täuschung, — ich meine zunächst eine Selbsttäuschung. Und sich Resultaten wie den Weinholdischen gegenüber auf die freie Forschung berufen, wie das besonders laut in den deutsch-evangelischen Mättern geschieht, — das führt zu Phrasen. An einem Beispiel aus der Prophanwissenschaft versuche ich es noch zu erläutern. Die wissenschaftlichen Berechnungen mit feststehenden Resultaten waren bei Kopernikus ganz dieselben wie bei Ptolemäus. Auch der letztere berechnete völlig richtig den Umlauf der Gestirne, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. Nun mußte er sich aber eine Anschauung bilden von den Bahnen, welche die Gestirne nahmen. Da er auf der Voraussetzung stand, daß die Sonne im Kreise um die Erde liefe, so mußte er für die Planeten — gezwungen durch seine ganz richtigen Berechnungen — eine Bahn annehmen, die sich etwa in Rosettenform bewegte, den sogenannten Epicyklen. Ein Ptolemäer konnte sagen: die Epicyklen sind wissenschaftlich feststehende Resultate, — denn sie waren in der That die einzig mögliche Form der Planetenbahnen bei der Voraussetzung des Stillstandes der Erde. Wissenschaftlich zu beweisen war aber weder des Ptolemäus, noch des Kopernikus Hypothese (NB. damals!). Es waren beides Annahmen, von denen die des Kopernikus sich durch ihre Einfachheit empfahl. Mit seiner Annahme waren die Epicyklen gefallen, obwohl die wissenschaftlichen Berechnungen, auf denen sie beruhten, stehen blieben. Im Wilde sind nun die Ptolemäischen Epicyklen die Wellhausenschen Hypothesen über die israelitische Geschichte, die Weinhold den Bonner Pastoren vorgetragen hat; sie bilden eine Möglichkeit, wie man das vorliegende geschichtliche Material von den Voraussetzungen der naturalistischen Geschichtsauffassung sich erklären kann. Für den aber, der vom Standpunkt des Glaubens an den lebendigen Gott die israelitische Geschichte ordnet, fallen die Weinholdischen Rosetten alle in sich zusammen. Welchen irgendwie denkbaren Sinn hat es dabei nun aber, für diese altisraelitischen Epicyklen die freie Forschung und das protestantische Prinzip ins Gefecht zu führen?

Wir bedürfen einer Lehrordnung — sagt Stöcker in der „Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung“. Sehr gut — aber dieselbe ist sehr einfach. Nämlich: wir wollen die freieste Bewegung der Forschung, wir gestatten nicht nur, sondern wir verlangen historische Kritik auch an unseren heiligen Schriften. Aber wir wollen, daß das innerhalb der theologischen Fakultät durch Männer geschieht, welche an einen Gott glauben, der

reden kann und die Toten lebendig machen, und welche diesem Glauben auch bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit Folge geben.

Zu der Bonner Angelegenheit ist noch zu erwähnen, daß der Vorstand der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses in Rheinland und Westfalen im Namen von ca. 800 Laien und 400 Geistlichen sehr energische Verwahrung gegen die auf dem Ferienkurs vertretenen Theologie eingelegt hat. Ferner hat sich ein Kollege der angegriffenen Professoren zu der Sache geäußert, nämlich Professor D. Sachsse im Februarheft der Pastoral-Zeitschrift „Halte was du hast“. Dieser Artikel: „Zum Bonner Ferienkurs, ein nachträgliches Wort zum Jahreswechsel“ ist sehr lesenswert. Wenn die „Chronik der Christl. Welt“ ihn einfach registriert unter die Rundgebungen für Meinhold und Grase, weil er für die freie Forschung eintrete, so ist das ziemlich oberflächlich geurteilt. Sachsse widerlegt seines Kollegen Referat nicht nur in allen wesentlichen Einzelheiten und weist ihm Inkonsequenz und Widersprüche nach, sondern er erklärt das Erstaunen und den Unwillen, den der Vortrag erregt habe, für begreiflich, und wirft ihm vor, daß er diejenige Vorsicht vermissen lasse, welche geboten ist bei Gegenständen, „die mit unserer religiösen Ueberzeugung in enger Beziehung stehen und einen Bestandteil des religiösen Jugendunterrichtes bilden“.

Eine ganz andere Frage, welche die kirchlichen Kreise gegenwärtig in lebhafter Bewegung erhält, ist die nach der Berechtigung der evangelisch-socialen Thätigkeit. Ich hoffe an anderer Stelle hierauf demnächst eingehen zu können und spreche hier nur die Hoffnung aus, daß die unfeinen Angriffe, welche auf die evangelischen Arbeitervereine, den evangelisch-socialen Kongress, Raumann und seine „Hülfe“, Lic. Weber u. a gerichtet sind, die Wirkung haben werden, daß die Notwendigkeit und Wichtigkeit der kirchlich-socialen Thätigkeit in immer weiteren Kreisen erkannt werde, daß aber auch die führenden Persönlichkeiten auf diesem Arbeitsgebiet sich immer besser über gewisse Punkte des Programms verständigen, um den leicht sich ansetzenden Auswüchsen und Vermischungen vorzubeugen.

Greifswald, den 25. Februar 1895.

M. v. Nathusius.

Zuschriften.

Rothenbach, den 12. Februar 1895.

Sehr geehrter Herr!

In dem Artikel: „Zur Geschichte und Entwicklung Japans“ wird (S. 132) auch der christlichen Mission gedacht. Aber die angeführten Zahlen sind irrig. Nach der für authentisch zu haltenden Statistik stellen sie sich pro 1893 für die evangelische Mission folgendermaßen:

- 1) Missionare: 228, dazu 216 unverh. Frauen.
- 2) Organisierte Gemeinden: 377.
- 3) Erwachsene Getaufte in 1893: 3636.
- 4) Volle Kirchenglieder: 37398; demnach sog. „Anhänger“ inkl. getaufte Kinder mindestens 65 000.
- 5) Eingeborene ord. Pastoren: 206.

Ich darf wohl bitten, diese Berichtigung in die nächste Nummer anzunehmen.

Ergebenst

D. Warned.

An die Redaktion der „Allg. konsev. Monatschrift“, Schwerin i. M.

Burhave i. Oldenburg.

Der kirchliche Monatsbericht im Februarheft dieser Zeitschrift bedarf einer Richtigstellung in betreff des vom Falle Partisch Mitgetheilten. Es wird als für unsere Kirche beschämend bezeichnet, daß ein solcher Mann ohne alle theologische, ja wahrscheinlich auch ohne alle gymnasiale Vorbildung so lange in einer solchen Gemeinde habe wirken können. Das zeuge von einer weitgehenden Passivität und kirchlichen Gleichgültigkeit der Gemeinden und ihrer Organe. ? Und dann sagt der Verfasser: „Wir haben, Gott sei Dank, Gemeinden, in denen ein Partisch unmöglich gewesen wäre. Man denke an den Versuch einer solchen Täuschung im Wuppertthale! Und auch manche Gemeinde unseres Ostens könnte hier eingereicht werden.“ — Es wäre doch wohl besser gewesen, erst Enthüllungen des wahren Thatbestandes abzuwarten, ehe man so schwere Anschuldigungen über unsere oldenburgische Landeskirche und ihre Organe in die Welt hinaus schrieb. Soviel steht nämlich nach dem Stande der Sache schon jetzt fest, daß die Voraussetzung jenes Urtheils, es habe Partisch an jeder theologischen Bildung gefehlt, falsch ist, und darum der darauf gebaute Schluß gleichfalls. Es fehlt dem Manne nämlich wohl an Gymnasial-, aber nicht an theologischer Bildung. Bis zu seinem sechzehnten Jahre ist Partisch auf einem Priesterseminar in Wien erzogen. Dann verließ er dasselbe, wie er sagt, weil er zum Beruf eines katholischen Priesters keine Neigung gehabt habe. Von da an hat er sich als Haus- oder Privatlehrer in verschiedenen Städten Oesterreichs und Deutschlands aufgehalten und will dann in Berlin und Leipzig Theologie studirt haben. Daß er in Leipzig wirklich theologische Vorlesungen besucht hat, steht fest. Er gehörte dort sogar dem Wingols an und ist als Wingolsit manchen Altersgenossen unter den Theologen bekannt geworden. Freilich hat er auch da schon dieselbe falsche Rolle gespielt, indem er nicht immatriculirt war und wohl auch die Kollegien nicht belegt hatte. Unstreitig hat er auch auf autodidaktischem Wege sein Wissen bereichert, und bei seiner anerkannt großen Begabung hat er sich so einen völlig genügenden Schatz theologischen Wissens angeeignet, um sich im Verkehr mit Theologen kaum Wlöhen zu geben. Er war sogar ein anerkannt tüchtiger Kenner der hebräischen Sprache, während ihm allerdings andere Kenntnisse abgingen. So verriet er z. B. Mangel an geographischen Kenntnissen, aber auf manchen Gymnasien wurde ja gerade hierauf gar kein Gewicht gelegt. Nehmen wir zu diesem allen noch das stark ausgeprägte Pastorate in seinem ganzen Wesen und seine korrekte Lebensführung, so darf keiner behaupten, der Fall Partisch hätte in anderen Gemeinden nicht vorkommen können. Diese Mitteilung wird genügen, sich ein gerechteres Urtheil über unsere oldenburgische Landeskirche und ihre Organe zu bilden.

K.



Die Schulinspektion.

In der Stadt Schönebeck an der Elbe wurde im vorigen Sommer durch Verfügung der königlichen Regierung zu Magdeburg dem Oberpfarrer Dr. Rathmann die Ortschulinspektion abgenommen und dem dortigen Rektor übertragen. Dieses geschah, ohne daß der Geistliche von der Absicht der königlichen Regierung verständigt worden war, und obgleich die Regierung die Hingebung und das große Geschick, womit jener die Ortschulinspektion bisher verwaltet hatte, nachträglich anerkannte. Dieser Vorgang hat in den Kreisen der Geistlichen eine tiefgehende Beunruhigung hervorgerufen, zumal bekannt ist, daß weder die Lehrer noch der Magistrat der 8000 Seelen zählenden Stadt Schönebeck noch die kirchliche Behörde einen derartigen Wechsel gewünscht habe. Was

dort geschehen, kann sich jederzeit in den anderen Städten und großen Dörfern, an deren Schulen Direktoren oder Hauptlehrer wirken, wiederholen. Die Befürchtung der Schädigung der Lebensinteressen der Kirche läßt sich schwerlich abweisen, wenn die geistliche Schulaufsicht nicht durch Gesetz geregelt, sondern zur Freude des Radikalismus an dem Verwaltungswege allmählich beseitigt wird. Die Mittheilung des „Reichsboten“ vom 23. Januar d. J., daß Kultusminister v. Basse kürzlich der Ueberzeugung Ausdruck gegeben habe, daß er an der geistlichen Schulaufsicht durchaus festhalte, begegnet vielfachem Zweifel. Angesichts des berichteten Falles und ähnlicher Vorkommnisse glaubt man annehmen zu müssen, daß, wie die „Monatlichen Mittheilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule“ kürzlich ausführte, die königliche Regierung die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht plant, vorläufig aber wegen Mangels an Geldmitteln und Aufsichtsbeamten noch nicht zum Ziele kommen kann und der geistlichen SchulinInspektion noch eine Galgenfrist für opferwillige und selbstverleugnende Uebung der großen Pflichten des imentgeltlichen Nebenamtes der Ortschulaufsicht gewährt. Da diese Perspektive eine des geistlichen Standes unwürdige ist und weder dem Staate noch der Schule frommt, so dienen vielleicht diese Zeilen dazu (? d. Red.), die maßgebenden Kreise zur baldigsten Klärung dieser Angelegenheit zu bewegen und in unserer Umsturzzeit wenigstens von der Schule und der Jugend unheilvolle Reuerungen fern zu halten.

Freilich können die Gegner der geistlichen Schulaufsicht sich auf Anträge rheinischer Synode berufen, es möchten die Geistlichen von der OrtschulinInspektion definitiv entbunden werden. Es ist auch bekannt, daß der frühere rheinische Pastor Dr. Zilleßen und † Rektor Dörpfeld nach dieser Richtung hin seit langer Zeit thätig gewesen sind und eine Anzahl evangelischer Lehrervereine in diese Bewegung mit hineingezogen haben. Aber eine überzeugende Begründung der Forderungen der Genannten oder ein durchführbares Programm der verlangten „Schulpflege“, die an die Stelle der bisherigen Aufsicht treten soll, sucht man bis heute vergebens. In Rheinpreußen schafft schon die Mischung der Konfessionen für die Schulen eigenartige Verhältnisse, mit denen unversoren zu bleiben ein begriffliches Verlangen vieler Geistlichen, die durch ihr Hauptamt völlig in Anspruch genommen sind, ist. Für größere mehrklassige Volksschulen genügt auch eine nebenamtliche Aufsicht nicht. Und so mag in allen größeren Städten die Anstellung eines Fachmannes für die Leitung der Volksschule umsomehr eine notwendige Forderung sein, als in vielen Städten die Geistlichen in der Seelsorge vollauf Beschäftigung finden. Aber verkennen darf man nicht, daß die Lockerung oder Lösung des Bandes zwischen Kirche und Schule in vielen Fällen von Einfluß auf die religiös-sittliche Erziehung der Jugend ist. Schon in Rücksicht hierauf wird man auf dem Lande wie in Städten, wo die Schulaufsicht im Nebenamte statthaft ist, jeden Angriff auf die geistliche OrtschulinInspektion beklagen müssen.

Mit Recht hat die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“ vom 30. November 1894 im Interesse der Schule, der Kinder und der Eltern die Fortdauer und Stärkung der geistlichen Schulaufsicht gefordert. An den Schulen wirken neben treuen und tüchtigen Lehrern auch weniger zuverlässige und vielfach auch junge unerfahrene Lehrer, für deren Beaufsichtigung der KreischulinInspektor nicht genügt. Die Schreiber dieses aus einer Reihe von Lehrerkonferenzen gehört hat, ziehen viele Lehrer den heutigen Zustand der etwaigen Aufsicht eines Direktors oder Hauptlehrers vor, weil nach Entfernung des doch in den meisten Fällen auch pädagogisch unterrichteten und unparteiischen Pastors Neid, Eifersucht, Streberei und Mißgunst das Verhältnis der Lehrer trüben und mißfallen würde. Jeder, der nur einige Erfahrung gesammelt hat, weiß, daß die Kinder des Schutzes des Pfarrers gegen Fährzorn, Ungerechtigkeit und Härte mancher, insbesondere junger Lehrer bedürfen. Es ist eine Ortsaufsicht, auch im Interesse der Eltern nötig, welche nicht in die Schule hineingehen dürfen, aber ein wohlbegründetes Interesse daran haben, daß in der Schultätigkeit, die von so weittragenden Folgen für die ganze künftige Generation ist, nichts wider Ordnung und

Sitte vorkomme, und etwaige Delikte nicht ungeführt bleiben. Wer eine stetige unmittelbare Beaufsichtigung der Lehrkräfte als eine unwürdige Bevormundung stigmatisieren wollte, würde damit zeigen, daß er von der Schularbeit wenig versteht. Ze treuer und gewissenhafter ein Lehrer ist, um so lieber ist ihm die regelmäßige Beaufsichtigung eines sachkundigen Schulfreundes. Es ist kein Betrieb irgend einer höheren Schule ohne Leitung denkbar. Daß die Volksschule der Leitung entbehren und die Lehrer derselben ihrer eigenen Direktive überlassen werden könnten, ist trotz aller gegenteiligen Behauptungen nur der Wunsch unreifer Leute, welchen die Selbsterkenntnis fehlt. Der in weiten Kreisen erhobenen Forderung nach sachkundiger Leitung soll die Berechtigung nicht bestritten werden. Es muß von den Geistlichen, welche die Schule beaufsichtigen, verlangt werden, daß sie die nötigen pädagogischen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen. Zur Ordination sollte für gewöhnlich niemand zugelassen werden, der nicht einen Kursus in einem Lehrerseminar durchgemacht und die Pflichten des Lehrers in praktischer Uebung kennen gelernt hätte. Und wer wollte mit Grund leugnen, daß viele Geistliche sachkundige, innerlich berufene Schulmänner sind, welche Katechetische Tüchtigkeit und pädagogische Erfahrung besitzen, um, wie sonst keiner in kleinen Städten und auf den Dörfern, die Thätigkeit des Lehrers, die Leistungen, den Fleiß und die Treue desselben einer gerechten Beurteilung zu unterziehen. Der Ruf nach Leitung der Schule durch Lehrer klingt ähnlich einer etwaigen Forderung der Soldaten auf Befreiung der Offiziere, oder der Arbeiter auf Entfernung der Verwaltung und Beamten. Wie man in kleinen und großen industriellen oder wirtschaftlichen Betrieben die Beobachtung machen kann, daß die Arbeiter lieber unter dem Kommando eines gebildeten humanen Mannes, als eines „Genossen“ stehen, so reißt der Faden der Klagen an den Schulen, an welchen die Leitung einem Lehrer, heüße er zum Rektor oder Hauptlehrer, übertragen ist, gewöhnlich nicht ab. Das größte Unglück für die Schule aber wäre es, wenn nach etwaiger Befreiung der geistlichen Schulaufsicht die Rechte der politischen Gemeindevertretungen eine Mehrung erfahren und dem Dorfschulzen eine gewisse Aufsicht übertragen würde.

Durch das Institut des Standesamtes, vor allem durch die Civilehe, ist ein Teil der Landbevölkerung in eine wenn nicht gerade kirchensindliche so doch gleichgültige Strömung hineingezerrt worden. Die Befreiung der geistlichen Schulaufsicht würde zur Revolutionierung der Köpfe mehr beitragen als alle socialdemokratische Landagitation. Aus diesem Grunde ist es thöricht, wegen Schwierigkeiten und Anstöße, deren Zahl in Dörfern mit teilweiser socialdemokratischer oder kirchensindlicher Bevölkerung groß genug ist, die Last der geistlichen Schulaufsicht abzuwälzen. Mögen der mangelnde Schutz von oben und die vielfache Unsicherheit bezüglich der Rechte das Nebenamt zu einem dornenvollen gestalten, aus Liebe zur Jugend und Anstöße, deren Zahl in Dörfern mit teilweiser socialdemokratischer oder kirchensindlicher Bevölkerung groß genug ist, die Last der geistlichen Schulaufsicht abzuwälzen. Mögen der mangelnde Schutz von oben und die vielfache Unsicherheit bezüglich der Rechte das Nebenamt zu einem dornenvollen gestalten, aus Liebe zur Jugend und Anstöße, deren Zahl in Dörfern mit teilweiser socialdemokratischer oder kirchensindlicher Bevölkerung groß genug ist, die Last der geistlichen Schulaufsicht abzuwälzen. Mögen der mangelnde Schutz von oben und die vielfache Unsicherheit bezüglich der Rechte das Nebenamt zu einem dornenvollen gestalten, aus Liebe zur Jugend und Anstöße, deren Zahl in Dörfern mit teilweiser socialdemokratischer oder kirchensindlicher Bevölkerung groß genug ist, die Last der geistlichen Schulaufsicht abzuwälzen. Mögen der mangelnde Schutz von oben und die vielfache Unsicherheit bezüglich der Rechte das Nebenamt zu einem dornenvollen gestalten, aus Liebe zur Jugend und Anstöße, deren Zahl in Dörfern mit teilweiser socialdemokratischer oder kirchensindlicher Bevölkerung groß genug ist, die Last der geistlichen Schulaufsicht abzuwälzen. Mögen der mangelnde Schutz von oben und die vielfache Unsicherheit bezüglich der Rechte das Nebenamt zu einem dornenvollen gestalten, aus Liebe zur Jugend und Anstöße, deren Zahl in Dörfern mit teilweiser socialdemokratischer oder kirchensindlicher Bevölkerung groß genug ist, die Last der geistlichen Schulaufsicht abzuwälzen. Mögen der mangelnde Schutz von oben und die vielfache Unsicherheit bezüglich der Rechte das Nebenamt zu einem dornenvollen gestalten, aus Liebe zur Jugend und Anstöße, deren Zahl in Dörfern mit teilweiser socialdemokratischer oder kirchensindlicher Bevölkerung groß genug ist, die Last der geistlichen Schulaufsicht abzuwälzen.

Dr. R.





Deutsche Sprüche vom Gebet.

Witgeteilt

von

Dr. Freybe.

1. Bei Beten und Arbeit schwindet die Zeit.
2. Bet' und arbeit', so hilfst Gott allezeit.
3. Bet' und habe Gott vor Augen, sollen deine Werke taugen.
4. Bet' und knet'.
5. Bete, als hülfe kein Arbeiten, arbeite, als hülfe kein Beten.
6. Beten hilft mehr als arzeneien.
7. Beten ist der nötigste Hausrat im Ehestande.
8. Beten ist die schwerste Arbeit.
9. Beten ist keine Kunst, wenn der Feind nicht mehr ansieht.
10. Beten, lehren und gebären sind die schwersten Arbeiten auf Erden.
11. Beten ohne Andacht heißt dem Teufel ein Opfer gebracht.
12. Beten und danken ist der schönste Gottesdienst.
13. Beten und früh aufstehn, Almosen geben, in die Kirche gehn, sind vier Dinge, die schön anstehn.
14. Es beten nicht alle, welche die Hände falten.
15. Mit Beten dient man den Leuten mehr als mit Schelten.
16. Recht beten ist halbe Arbeit.
17. Wer beten und anhalten kann, der kann nicht unerhört bleiben.
18. Wer beten will, faltet die Hände, auch wenn eine Ruhglocke läutet.
19. Wer betet, muß auch Amen sagen.
20. Bete rein, traun Gott allein, arbeite fein, wirf deine Sorg' auf Gott allein.
21. Wer das Beten in der Not gelernt, hat's bald vergessen.
22. Wer nicht beten kann, werde ein Schiffsmann.
23. Wer nicht zu beten versteht, thut wohl, wenn er zu Wasser geht.
24. Willst du beten lernen, so fahre aufs Meer.
25. Zum Beten kann man nicht nöten.
26. Kurz Gebet und tiefe Andacht!
27. Wer recht wohl beten will, nehme Christum zum Ziel.
28. Mancher betet vor dem Christusbild und trägt den Teufel doch im Schild.
29. Es kann keiner ein Beter sein, er sei denn ein Büsser.
30. Rechte Beter sind auch gute Danker.

31. Oft ist die Bitte heiß, der Dank kalt.
32. Bitt' und thu' die Hand dazu!
33. Mancher bittet Gott um die Gnade, daß der Morgen tagen möchte. Der Morgen tagt und er ist blind.
34. Wer für den andern bittet, betet für sich selbst.
35. Das Gebet der Frommen scherzt nicht.
36. Das Gebet des Betrübten ist ein lieblicher Gesang in Gottes Ohren.
37. Das Gebet des Armen geht durch die Wolken.
38. Das Gebet des Christen ist eine allmächtige Kaiserin.
39. Das Gebet ist der Schlüssel zum Tage und das Schloß für die Nacht.
40. Das Gebet ist die beste Arznei.
41. Andächtig Gebet und weise Rät' können viel verhindern.
42. Das Gebet, das Wort und der Glaube sind der Kirche Waffen.
43. Das Gebet ist ein Weihrauch, der dem Teufel Kopfweh macht.
44. Das Gebet ist ein goldener Schlüssel, mit dem wir den Schatzkasten Gottes öffnen.
45. Das Gebet macht der Witwe einen Schrank um ihr Häuslein.
46. Das Gebet will das Herz ganz und allein haben.
47. Demütig Gebet geht in den Himmel.
48. Durchs Gebet drückt der Fromme seinen Feind unter.
49. Ein Gebet ohne Inbrunst ist ein Vogel ohne Flügel.
50. Ein gläubiges Gebet überwindet Gott selbst, vielmehr die Welt.
51. Ein schlecht Gebet ist schlimmer als zehn Flüche.
52. Ein zweifelhaftig Gebet erhört Gott nicht.
53. Gebet in Not ist bessern Tages Abendrot.
54. Gebet ist eine Wand im Sturm.
55. Gebet ohne Arbeit ist eine Hade ohne Stiel.
56. Gebet ohne Innigkeit ist verlorne Arbeit.
57. Kein recht Gebet ist verloren.
58. Langes Gebet verbaut sich die Andacht.
59. Nicht nach jedem Gebet folgt ein Amen.
60. Ohn' Gebet ist guter Rat eigen Rat, der nimmer wohl gerat, sondern den Krebsgang geht.
61. Ohn' Gebet nichts gerät.
62. Ohn' Gebet soll man nichts wagen, mit Gebet nichts scheuen.
63. Wer leichtlich das Gebet verläßt, der übergiebt eine starke Fest.
64. Zum rechten Gebet gehört ein bußfertig Herz, Vertrauen auf Christum, heilige Händ' und gut Gewissen.
65. Das beste Gebetbuch ist ein kurzer Spruch.
66. Die Gebetstür ist keinem verschlossen.
67. Arbeit ohne Beten ist eine Ruß ohne Kern und ein Himmel ohne Stern.





Neue Schriften.

1. Politit.

— Wer sammelt die zerplitterte Kraft unserer Nation und lenkt sie auf einfache klare Ziele? Ein Reformplan von A. Walper. (Miel, Lipsius & Tischer.) 36 S. 1 M.

Au dieser Broschüre ist das Nichtigste und Gute die Erkenntnis, daß es in der That sehr wünschenswert wäre, die zerplitterte Kraft unserer Nation auf einfache klare Ziele zu lenken. Damit hört aber so ziemlich das Anerkennungswerte auf. Die „Deutsche Reformpartei“, die Verfasser gründen will, ist ebenso eine Utopie, wie das bunte und zum Teil höchst wunderliche Konglomerat von Forderungen, welche das Programm der neuen Partei bilden sollen. Weniger „einfache und klare“ Ziele lassen sich kaum formulieren, als es hier vom Verfasser gesehen; im Gegenteil sind die Thesen so unklar und kompliziert, wie möglich. Welchen Nutzen kann es bieten, das parlamentarische Regiment im Reich durchzuführen, die dreijährigen Wahlperioden herzustellen oder gar von Reichs wegen Berichterstatter „an alle großen internationalen Versammlungen“ zu entsenden? Welche der Wichtigkeit des Reichs, bis die Regierung in einer erfolgkrönenden Friedenspolitik die Gewähr für ihre Sicherheit findet? Verfasser geht in seinem Idealismus so weit, daß er S. 27 sagt: „Sorgen wir dafür, daß Brot im Hause sei, dann werden auch die Armen wieder gestiftet und gut sein.“ Hiernach müßten dann alle Leute, die Brot im Hause haben, „gut und gestiftet“ sein — die Höhe der Sittlichkeit hinge von der Größe des Geldbeutels ab. — Die Not der Landwirte will Verfasser durch Vorseigerung heben u. s. w. Wer sind „die Männer der blanken Reaktion“? Alles in allem: einfache, klare Ziele sind uns dringend nötig. Aber Herr Walper ist nicht der Mann, der im stande wäre, das Unentbehrliche aus dem Wünschenswerten auszuscheiden.

— Rußland vor einem Regime-Wechsel. Von A. Westländer. (Stuttgart, 1894. Verlag von Carl Walmoes.) Preis 1,60 Mf.

Die Broschüre ist vor dem Tode Alexander III., aber während seiner schweren Erkrankung herausgegeben. Nach kurzem, geschichtlichem Rückblick schildert der Verfasser die politischen und wirtschaftlichen Zustände Rußlands während der letzten 14 Jahre; am eingehendsten behandelt er die Finanz- und Agrarpolitik und die Stimmungen, wie sie in der Presse zum Ausdruck kommen. Er zeigt, daß in Rußland in unserem Jahrhundert mit dem Wechsel der Regierung auch immer ein solcher des Systems eingetreten ist, und glaubt deshalb, daß auf den durchaus autokratisch herrschenden und dem Einfluß Westeuropas abgeneigten Alexander III. ein in die Fußstapfen Alexander II. tretender Herrscher folgen wird. Aus den verschiedensten Anzeichen schließt er, daß die russische „Gesellschaft“ wieder liberaler gesinnt, des Autokratismus sowie der starren Abschließung gegen den Westen, auch des Deutschenhaßes müde sei und nach größerem Anteil an der Regierung, nach einer Verfassung verlange. Wenn auch zur Zeit niemand weiß, ob Nikolai II. geneigt ist, den beim Regierungsantritt seines Vaters abgerissenen Faden weiter zu spinnen, ob also die Ansichten des Verfassers zutreffend sind, so ist die Broschüre doch ganz lesenswert, weil sie mit Bestimmtheit eine Frage von hervorragender Wichtigkeit bespricht; ihr Inhalt beruht indes weniger auf persönlicher Kenntnis Rußlands und seiner leitenden Kreise, wie auf einer fleißigen Durcharbeitung der einschlägigen Literatur, besonders der russischen Zeitungen. v. H.

— Germania triumphans. Rückblick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1900 — 1915. Von einem Großdeutschen. Mit einer Karte in Farbendruck. (Berlin, A. W. Hayns Erben.) 1896. 1 M.

Der mutmaßlich jugendliche Verfasser dieses

Buches ist ein Mann, der mit Phantasie und anscheinend auch mit viel Zeit begabt ist. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, dem deutschen Volke Zitate vorzulegen, nach denen es streben soll. Aber die Voraussetzung zur Bewirkung seiner Ziele sind europäische Kriege und Weltkriege, die glücklicherweise noch nicht ausgefochten sind und hoffentlich auch nicht ausgefochten werden. Die ganze Schrift läuft daher doch mehr oder weniger auf eine Phantaserei hinaus, deren Nutzen wir nicht zu erkennen vermögen. Verfasser hat sich die Mühe gemacht, sogar eine Karte dem Buche beizufügen, welche uns zeigt, wie er sich die Weltentwicklung der nächsten 20 Jahre denkt. Prophezeien ist immer müßlich, am müßlichsten in der Politik.

— Schwurgericht oder Schöffengericht?

Ein Beitrag zur Reform unserer Strafgerichte und Schwurgerichte. Vortrag, gehalten von Richter Cordes in Bremen. 32 S. (Bremen, W. Heinicus Nachf.) 1 M.

Der Verfasser erklärt sich gegen die Wiedereinführung der Berufung gegen landgerichtliche Erkenntnisse. Das kann man doch eigentlich nur, wenn man die Landgerichte für unsehbar in der Beurteilung des Thatfächlichen hält. Da aber der Verf. einräumen muß, daß die Vorbereitung der vor die Landgerichte gelangenden Untersuchungssachen nur in den meisten Fällen eine gründliche sei, so muß für die Fälle ungründlicher Vorbereitung und irrtümlicher Beurteilung der Thatfachen die Berufung möglich sein. Ich bin noch zur Zeit des alten Verfahrens (vor 1879) wegen eines kurzen Retrospektos injuriarum causa verurteilt worden. Der Kläger fand sich in sechs verschiedenen Sagen beleidigt. Das aus drei rechtsgelehrten Richtern bestehende Strafgericht verurteilte mich wegen fünf Beleidigungen. In der Berufungsinstanz ließ der Staatsanwalt vier von den angeblichen Beleidigungen fallen, das Gericht sprach mich aber in allen fünf Punkten frei. Ohne das Rechtsmittel der Berufung wäre ich zu Unrecht verurteilt worden. — Die Wiedereinführung der Berufung mag mit vielen Unhandlichkeiten und Kosten verbunden sein, diese Schattenseiten sind aber überhaupt beim gerichtlichen Verfahren nicht zu vermeiden.

Dagegen hat der Verf. die Frage: Schwurgericht oder Schöffengericht? mit der Forderung Schöffengericht ohne Zweifel richtig beantwortet. In dem gegenwärtigen Strafrecht herrscht insofern „gänzliche Systemlosigkeit“, als bei den Schöffengerichten ein rechtsgelehrter Richter mit zwei Laien das Urteil fänden, während in den Strafammern nur (5) rechtsgelehrte Richter urteilen und bei den Schwurgerichten die Schuldfrage von 12 Laien bejaht oder verneint die Strafe aber von drei rechtsgelehrten Richtern festgestellt wird. Der Justizminister Leonhardt halte für alle Strafgerichte das gemeinsame Urteilsfinden durch rechtsgelehrte Richter und Laien vorgezogen, aber eine ganz unbegründete Wertschätzung des Schwurgerichts bereitete das Vor-

haben Leonhards. Seitdem ist man von jener Wertschätzung sehr zurückgekommen. Nicht bloß Richter und Staatsanwälte, auch ehemalige Schworene haben die Erfahrung gemacht, „daß der Ausfall eines Wahrspruches des Schwurgerichts ebenso unsicher sei, wie Würfels- oder Lotteriespiel“. Ich habe dreimal das Unglück gehabt, unter Schworenen zu sitzen. Bei einem wegen Brandstiftung zu findenden Urteil sprach außer mir nur noch ein Schworener die häßliche junge Bäuerin schuldig. Als das freisprechende Erkenntnis der Angeklagten verkündigt wurde, brach sie in lautes Weinen und Heulen aus. Weil die Sache zu Ende war, hielt sie sich für verurteilt. Der den Schworenen zunächst sitzende Richter rief nach aufgehobener Sitzung den erstauht dreinblickenden Schwurrichtern mit höflicher Miene und spottendem Ton zu: „Sehen Sie, die glaubt gar nicht, daß sie freigesprochen ist!“ — Ich habe mich jedesmal davon überzeugt, wech soliden Fonds von Unwissenheit, Dummheit und Leichtfertigkeit nicht wenige Schworene besitzen. Und solche Leute urteilen mit über Leben und Tod!! — In der Jurisprudenz ist man sich längst darüber klar, daß über die schwersten Verbrechen, wie über Vergehen und Uebertretungen am sichersten durch rechtsgelehrte Richter und Laien in gemeinsamem Urteilsfinden Recht gesprochen wird. Ob man nun den so urteilenden Strafammern die jetzigen Schwurgerichtsfälle zuteilen und jene „Schwurgerichte“ nennen oder ob man in den Strafammern drei Richtern vier Schöffen und für die jetzigen Schwurgerichtsfälle drei Richtern sechs Schöffen zuteilen soll, ist lediglich eine Frage der Zweckmäßigkeit. Der Verf. erklärt sich für Beibehaltung der überall bewährt gefundenen Schöffengerichte und für Ertrag des Schwurgerichts und der Strafammern durch ein „Schwurgericht“, besetzt mit drei Richtern und sechs Schworenen, die das Urteil gemeinsam beraten und beschließen.

Auffallenderweise ist von Beseitigung des Schwurgerichts nach französischem Muster in dem eben dem Reichstag vorliegenden Gesetzentwurf über Abänderungen im Strafgerichtlichen Verfahren keine Rede. O. K.

2. Kirche.

— Die Worte des Herrn nach dem Evangelium Johannis Kap. 1 bis 4. In exegetisch-homiletischen Reden erklärt von D. C. H. Witz, (Berlin, K. J. Wüller, evangelische Buch- und Kunsthandlung.) 202 S. 2,50 M.

Exegetisch-homiletisch nennt der Verfasser diese Reden. Ihr Zweck ist also Erklärung und zugleich Erbauung, beides in Form der Rede dargeboten. Dies letztere verdient besonders hervorgehoben zu werden, da gerade der Charakter der Rede auf jeder Seite deutlich erkennbar ist. Nirgends treffen wir weitichichtige Betrachtungen in schwierigen Perioden, überall kurze Sätze mit Anknüpfen, Fragen u. s. w., so daß man noch beim Lesen

die Empfindung hat: es steht einer vor dir, der dir ins Auge sieht, dich aufs Korn genommen hat, dem es heiliger Ernst ist, dir etwas ans Herz zu legen, deinen Willen in Bewegung zu setzen. Mitunter geht die Lebhaftigkeit der Rede sogar an die Grenze dessen, was rhetorisch zulässig erscheint für erbauliche Rede. J. W. S. 111 die Frage nach dem Citat Phil. 2, 7—11: Ihr zweifelt und lacht? setzt doch wohl etwas voraus, was sich tatsächlich bei den Zuhörern nicht wird gefunden haben. Ebenso dürften auch die Annahmen S. 165 leicht ein Mißverständnis veranlassen. Doch das sind kleine Mängel der Form, sie können den Wert dieser geistvollen Zeugnisse eines lebendigen Glaubens nicht verringern. Die Erklärungen suchen den tiefen Gehalt der johanneischen Reden zu erfassen durch innige Versenkung in das Geheimnis der Person Christi und seines Wortes, zeugen auch von der Kunst des Verfassers, die Lebensverhältnisse der Gegenwart unter das Licht des Evangeliums zu stellen. Die Erklärungen sind freilich zuweilen zu fäustlich, z. B. daß das Annehmen der Mutter Jesu auf der Hochzeit zu Cana eine arge Veruchung für den Herrn gewesen sei, ist nicht ganz einleuchtend, ebenso wenig, daß der Herr die Wassertrüge deshalb lieh, weil er daran erinnern wolle, daß die Reinigungsgefäße niemals leer stehen dürfen, die Waschungen unendlich sind. Daß beim „Geboren werden“ (S. 91) durch das Wasser die Beteiligung des menschlichen Willens angedeutet sei, ist um so weniger einzusehen, als ja gerade der Ausdruck „geboren werden“ wie kein anderer das passive Verhalten auf Seiten des Menschen hervorhebt. Auf das Ganze gesehen, können wir nur den Wunsch des Verfassers teilen, den er in der Vorrede dahin ausspricht: „Wüßte es auch diesen Worten des Herrn“, trotz den Mängeln meiner Erklärungen, gelingen, aufrichtiges Verlangen zu werden nach der innigen Herzengemeinschaft mit dem Anfänger und Vollender“ unseres Glaubens, mit dem Herrn, der allein und ausschließlich ist „Weg, Wahrheit und Leben!“

— Ueber Wesen und Bedeutung der christlichen Erfahrung. Von Ernst Haack, Oberkirchenrat. (Schwerin, Bahn.) 1894. 31 S. Preis 0,75 M.

Dieser Vortrag beschäftigt sich mit der wichtigsten Prinzipienfrage der gegenwärtigen Theologie, nämlich mit der Bedeutung der Erfahrung, also des subjektiven Faktors für Glauben und Glaubenslehre. Seit Schleiermacher die Aufgabe der Glaubenslehre in die Beschreibung frommer Gemütszustände setzte, ist die Frage nach dem Verhältnis des objektiven Faktors zu dem subjektiven, des Wirkenden zu dem Gewirkten nicht wieder verstummt, und während die mehr kirchlich gerichteten Dogmatiker den Versuch machten, aus der Thatigkeit der Wiedergeburt, also aus dem in dem gläubigen Gemüthen auf dem Wege des Rückschlusses nach dem Kausalitätsgesetze die wirkenden Gründe, also Gott und seine Heilthatigkeiten zu

erschließen, hat die neue Schule alles Objektive teils der Metaphysik, teils der Geschichte zugewiesen, und will nichts mehr von „Seinsurteilen“, sondern nur noch von „Werturteilen“ wissen, nur das will sie beschreiben, was das religiös bestimmte Subjekt erfährt und erlebt. In diesen Kampf, der gegenwärtig auf dem Gebiete der Theologie tobt, tritt dieser Vortrag ein, um zu zeigen, was und wie nötig geistige Erfahrung ist, und um dann das Verhältnis der Erfahrung zum Glauben, zur Schrift und zur Glaubenslehre zu bestimmen. Nicht bloß Theologen, sondern auch christlich geförderte Laien mögen zu dieser Schrift greifen, sie kann trefflich zur Orientierung dienen, denn sie ist aus warmer christlicher Erfahrung entsprungen und sie beherrscht mit ruhiger Klarheit den Stoff. Verfasser gehört zu den Theologen, welche die objektiven Heilsrealitäten weder fäht dahingestellt sein lassen, noch sie auf dem Wege der spekulativen Methode logisch zu produzieren suchen, sondern welche daran festhalten, daß die Heilsrealitäten freie Thaten Gottes sind, und in seinem Worte offenbaret, damit wir sie im Glauben ergreifen, ihre Herrlichkeit schmecken und erfahren und sie dann, je nach unserem Verufe, reproduzierend aus der Erfahrung deklaren oder verkündigen oder auch systematisch darstellen. J. P.

— Zur Geschichte der Agende für die evangelische Kirche in den Königlich Preussischen Landen. Ein historisch-kritischer Versuch. (Berlin 1894, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 1,50 M.

Die Arbeiten zur Herstellung der neuen preussischen Agende haben die Blicke wieder zu ihrer Vorgängerin, der preussischen Agende von 1822, zurückgelenkt. Als letztere erschien, trat sie in eine Kirchenzeit ein, die arm an liturgischem Verständnis und noch ärmer an liturgischer Schöpfungskraft. Pietismus und Rationalismus hatten das Erbe der Reformation durch ihre Abschaffungen gründlich verwüßt; was sie an die Stelle gesetzt hatten, war undrauchbar. Die preussische Agende bezeichnet gegenüber dem Stande der Dinge, welchen sie vorand, einen bedeutsamen Fortschritt. Sie lehrte nicht nur zu der reformatorischen Grundlage zurück, sie nahm auch weit darüber hinaus greifend altkirchliche Stücke auf. Aber sie verfuhr dabei vielfach ungeschicklich. Sie nahm von hier etwas und etwas von da, ohne vorher befehen zu haben, ob das auch eines Geistes sei, und sie verwendete manche alte Stücke an recht ungehöriger Stelle. Dazu war auch ihre Sprache nicht glücklich. Man wirft ihr Ekticismus vor. Das heißt ein willkürliches, subjektives Auswählen. Dennoch glaube ich, daß sie noch mehr, als es ihr gelungen, Eingang gefunden hätte, wenn sie sich nicht von vornherein in den Dienst der Union gestellt und so den Vorwurf der Unionsmacherei auf sich geladen hätte. Das vorstehende Buch beschäftigt sich weniger mit der Agende selbst, als mit ihrer Herkunft, mit dem persönlichen Anteil, den Friedrich Wilhelm III.

an ihrer Entstehung gehabt hat, mit den Kämpfen, welche sie hervorgerufen, und besonders auch mit der Vertreibungsschrift des Königs vom Jahre 1827: Luther in Beziehung auf die preussische Kirchenagende vom Jahre 1822 mit den Verbesserungen und Vermehrungen vom Jahre 1823. Das Interesse des Buches ist also vorwiegend ein geschichtliches und als solches ein eng begrenztes. Wer aber ein Verlangen trägt, sich über diese Dinge zu orientieren, dem kann es warm empfohlen werden. Die Darstellung ist klar, ruhig und gerecht, sie würdigt auch die ersten Bedenken, welche sich gegen das Königswort erhoben. Wertwürdig kennzeichnend für die später von ihm her entstandene Richtung ist die Unfruchtbarkeit Schleiermachers zu der Sache, da ist viel Kritik, scharfe, glänzende Kritik, aber positive, die kirchliche Neubildung fördernde Arbeit keine. Das ist bis auf diesen Tag so bei den Richtungen, welche man als Erben Schleiermachers ansehen darf. D.

— Briefe an einen jungen Theologen. Ein Wegweiser für das theologische Studium von Dr. Paul Luther. (Berlin, Speyer und Peters.) 1895.

Auf 29 Seiten 12 Briefe über akademisches Leben und theologisches Studium; wir bezweifeln, daß sich auf so knappem Raume einem jungen Theologen ein rechter Wegweiser geben läßt. Etwas gründlicher haben es Luthardt und Franke angegriffen, auch Köhler, obwohl sich dieser nur mit dem ersten Semester beschäftigt. Aber die Hauptsache ist schließlich, zu welcher Theologie eine Hodegetik weiß, denn es giebt leider heutzutage gar manche Theologie, zu der man junge Leute nicht weisen soll, sondern vor der gewarnt werden muß. Unser Hefchen nennt in einer Reihe von Anmerkungen eine übergroße Zahl von Büchern, die der junge Theologe in seinen 6–8 Semestern notwendig studieren muß, fast alle aber liegen sie auf der Linie: Pfeiderer-Wellhausen-Holtmann-Ritschl-Sulze. Das also ist die Theologie, wohin der Verfasser seinen jungen Freund weisen will; da ich nun aber diese Theologie nicht für eine die Kirche bauende halte, so laun ich auch den Wegweiser zu einer solchen nicht in den Händen junger Studenten wünschen. J. P.

— Einteilung in die Religionsphilosophie. Von John Caird, D.D., LL.D., Rektor und Vizekanzler der Universität Glasgow. Autorisierte Uebersetzung von A. Ritter. Pforter in Zürich. (Verlag von Füssli & Beer.) 1893.

Die Grundzüge dieses Buches bilden Vorlesungen aus den Jahren 1878–79. Der Uebersetzer führt das Urteil eines englischen Recensenten an, daß die englische theologische Litteratur kaum ein vornehmeres oder angeregteres Werk als dieses besitze, und der Uebersetzer kennt in Deutschland aus neuester Zeit auch kein Werk, das gleicherweise durch die bewundernswürdige Kraft der Exposition wie durch die ungewöhnliche Schärfe des Denkens hervortrage. In der That ein hohes Lob. Ein Unternehmen wie dasjenige Cairds hat

ja der herrschenden realistischen Richtung unserer Zeit gegenüber von vornherein einen schweren Stand. Uebersetzer und Verleger sind sich dessen bewußt gewesen. Aber die Erkenntnis und Uebersetzung, daß hier ein Meister der Wissenschaft spreche, dessen Wort es verdiene, weithin gehört zu werden, haben sie die beiden Bedenken zurückstellen und das Wagnis vollbringen lassen. Caird kennzeichnet seinen Stand dahin, daß die wahre Philosophie und ein Prinzip gebe, in dessen Licht wir sehen können, daß Gott Alles in Allem ist, ohne daß wir der irdischen Welt und jedem individuellen menschlichen Geiste die Wirklichkeit abzusprechen brauchen oder sie ihnen nur absprechen müssen, insofern sie ein Leben ohne Gott — diese falsche Unabhängigkeit, die nicht die Bewahrung, sondern die Zerdrückung alles geistigen Lebens ist — in sich schließen. Seine Stellung zum Christentum faßt er in den Satz: Alle Elemente der Wahrheit, alle die irdischen Lichtstrahlen in den alten Religionen nimmt das Christentum in sich auf, Alles erklärend, Alles harmonisierend, Alles durch göttliche Alchimie verwandelt und doch Alles unermesslich übertragen — alle Dinge im Himmel und auf Erden zusammenfassend in Eins, in seine Offenbarung des von der Welt her verborgenen Geheimnisses, in der Offenbarung des Ewigen, der zugleich ist Vater, Sohn und Geist, und der ist über Allen, durch Alle und in Allen. Regal ist Cairds Meister gewesen. Aber lassen sich Entwicklung und Offenbarung vereinigen? Stehen wir da nicht vor einem Entweder — Oder? Die Cairdsche Darstellung ist trotz der vortrefflichen Uebersetzung schwer, das Buch ist nur für den engen Kreis, der sich mit diesen Fragen beschäftigt. Des alten Vaters der Scholastik Motto: Nachlässigkeit scheint es mir zu sein, wenn wir uns, nachdem wir im Glauben befestigt sind, nicht bemühen, das, was wir glauben, auch zu verstehen, behält sein Recht, aber die Wege des Verständnisses brauchen nicht gerade diese zu sein. D.

— Ueber den musikalischen Teil unserer Agende. Vortrag auf der Weisener Konferenz am 25. Juni 1894 gehalten von Doktor H. Aregßchmar. (Leipzig, Dörfling & Franke.) 1894. 0,50 M.

Wenn man annehmen wollte, daß dieser Vortrag doch eigentlich nur für Sachen Interesse hätte, würde man irren. Allerdings hat Prof. Aregßchmar voran die liturgischen Zustände seiner Heimat ins Auge gefaßt, aber die Prinzipien, welche er aufstellt, sind ganz allgemeiner Bedeutung. In einem vollkommenen Liturgen gebären nach ihm drei Dinge: Etwas musikalische Bildung, Kenntnisse in der Systematik des Altargesanges und eine gute Agende. Da Sachen eine Agende von 1881 besitze, die jedenfalls einen Fortschritt bezeichne, und da die Leipziger Universität für die liturgisch-musikalische Ausbildung ihrer jungen Theologen Fürsorge trägt, sollte man meinen, dort müsse vorzüglich liturgiert werden. Das ist aber nicht der Fall. Es wird auch dort gesprochen und es wird auch dort ungenügend gelungen.

Krethschmar ist der Meinung, daß jeder, welcher sprechen könne, auch singen könne, er setzt also überall eine genügende Begabung voraus. Die musikalische Vorbildung will er den Gymnasien zuweisen. Theologen, die nicht singen können, die sprechen müssen, sollte es in Sachen nicht geben. Die Univerſität soll dann in die Kenntnis der Systematik des Altargesanges einführen. Diese Systematik will vollkommene Einseitigkeit und Uebereinstimmung im Vortragen lehren. Sie beginnt mit der Unterziehung der Bestandteile und Elemente, aus denen die Weisen sich zusammensetzen, sie geht weiter zu den Gesetzen, nach denen sie ſteuert werden, zu den Gesetzen von Tempo, Tonstärke und Vortrag, sie will den Liturgen davon durchbringen, daß der Altargesang ein Kunstzweig ist, der seine Geschichte und der auch in den kleinſten Kleinigkeiten seinen tiefen Sinn hat. Ich kann hier auf die Einzelheiten nicht weiter eingehen. Es wird an diesen Bemerkungen genügen, um dem Vortrag auch in weiteren Kreisen die Beachtung zu verschaffen, die er verdient. Doch hätte, dünkt mich, die Kirche eine Revision dessen vorzunehmen, was gesungen werden soll und was nicht. Die Einsetzungsworte sollten lieber nicht gesungen werden. Und dann kommt für die Ausführung der Liturgie nicht bloß der Gesang in Frage, sondern auch in hohem Maße der liturgische Aufbau. D.

3. Geschichte.

— Das Kurfürstentum Hannover vom Kaiserlichen Frieden bis zur preussischen Occupation im Jahre 1806. Nach archivalischen und handschriftlichen Quellen von W. v. Hassell. Mit 4 Porträts. (Hannover, Verlag von C. Neuber.) 1894. 7,50 M.

Die traurige und schmachvolle Zeit von 1795 bis 1806 brachte auch dem Kurfürstentum Hannover Unterdrückung und Schande in der verschiedensten Form; in ihr wurde das kleine Land, damals ein Anhängel Englands, zum Spielball der fremden Mächte, zum Gegenstand des Tausches zwischen Napoleon und Preußen, und mit Oer trachteten die Nachbarn nach seinem Besitz. Für den deutschen Patrioten ist es keine Freude, sich in die Geschichte dieser Jahre zu vertiefen; aber wenn es wahr ist, daß man am besten aus den in der Vergangenheit gemachten Fehlern lernt, so wird kaum ein Jahrzehnt besser zum Studium geeignet sein, wie gerade diese Zeit nach 1795. Der Herr Verf. giebt eine Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und der Politik der großen Mächte, welche damals bestimmend auf das Geschick Hannovers einwirkten, außerdem eine Schilderung der inneren Verhältnisse des Landes, der Regierung, der Verwaltung, des Heeres, des ständischen und des gesellschaftlichen Lebens u. s. w. In Bezug auf den ersten Teil seiner Arbeit folgt er in mancher Hinsicht Treitschke, dem er einzelne Stellen sogar wörtlich entlehnt, nur ist seine Beurteilung der Maßnahmen Preußens Hannover gegenüber, die

zu den mehrfachen Besitzergreifungen des letzteren Landes führten, eine ganz andere, wie die des berühmten Historikers. Zwar meint auch Herr v. Hassell, daß Friedrich Wilhelm III. 1801 Hannover mehr durch die äußeren Verhältnisse gezwungen, wie durch Begehrlichkeit getrieben in Besitz genommen habe, aber er läßt keinen Zweifel darüber, daß schon durch diese erste Besetzung in Hannover das bis 1805 nicht mehr schwindende Mißtrauen gegen den Nachbarn, die Furcht vor der „Annerion“ hervorgerufen wurde. Im Einklang mit dem neuen Geschichtsschreiber der westfälischen Lande, C. v. Heinemann, erklärt auch er die Besitzergreifung im Jahre 1806 für eine durch nichts gerechtfertigte, gehässige Maßregel, für einen Ausfluß der Ländbergier. Dieser Teil der Darstellung ist, abgesehen von einzelnen nicht wesentlichen Irrtümern, zwar einwandfrei, aber er bietet doch wenig Neues und kann eine Bereicherung der Kenntnis jener Zeit in ihm nicht gefunden werden. Weit besser ist dem Verf. die Darstellung der inneren Verhältnisse Hannovers gelungen. Hier haben ihm sehr gute Quellen zur Verfügung gestanden, namentlich handschriftliche Papiere der eigenen und anderer hannoverscher Adelsfamilien; er hat diese und andere archivalische Quellen — was ihm als geborenen Hannoveraner doppelt hoch anzurechnen werden muß — mit vollster Unparteilichkeit verwertet. Die Zustände innerhalb der überlebten und feigen Geheimrats-Regierung in Hannover, der Verfall des Heeres, die Hinfälligkeit des halb zu Deutschland, halb zu England gehörenden Landes ist hier so überichtlich und wahrheitsgetreu dargestellt, daß sich die schmachvolle Konvention von Sulingen und die Kapitulation von Arternburg als eine natürliche Folge dieser Verhältnisse ergeben. Wir fassen unser Urteil dahin zusammen: das Buch bietet eine gut geschriebene, aber wenig Neues bringende Darstellung der Geschichte von 1795—1806 in ihren Beziehungen zum Kurfürstentum Hannover und eine vortreffliche Schilderung des Landes während dieser Jahre, die für jeden mit der Geschichte der napoleonischen Zeit sich Beschäftigenden von Wert, für jeden Hannoveraner aber von besonderem Interesse ist. Druck und Ausstattung des Werkes sind recht gut; die Porträts der Minister von Penthe und von Ompteda, des Flügel-Adjutanten von Pale und des Feldmarschalls Graf Wallmosen sind wohlgezeichnete Wiedergaben von Familienbüchern. v. H.

4. Biographie.

— Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Wachtold. 2 Bde. VII, 469 und 544 S. (Berlin, W. Herp.)

Der erste Band dieses weitläufigen Wertes umfaßt die Jahre 1819 bis 1850 und enthält 44 Briefe Kellers, der zweite Band reicht von 1850 bis 1861 und schließt mit dem 135. Brief. Da Gottfried Keller, geboren 19. Juli 1819, am 16. Juli 1890 nach einem in seiner letzten Hälfte

fehr thätigen Leben gestorben ist, und da der Verf. zur Zeit seines Vortrags (Oktober 1893) schon über 600 Briefe des Dichters zusammengebracht hatte und da seine Uebers., Nebenpersonen im Text und in Anmerkungen des „Anhangs“ ausführlich, nur allzu ausführlich zu bezeichnen, mutmaßlich in den nächsten Bänden beibehalten wird, so kann man den Käufer dieses Wertes schon jetzt zurufen: put money in thy purse.

Gottfried Keller hat seinen Vater, einen kunstfertigen Drechseler aus Wattfelden, schon in seinem 5. Lebensjahre verloren. In kleinbürgerlichen Verhältnissen, in Handwerkreisen ist der junge Keller aufgewachsen, das hat ihm sein Lebenlang nachgehängt. Wegen Ungezogenheiten aus der Schule gewießen, wurde er zum Autodidakt. Er mußte sich da und dort „einselne Fesseln der Bildung aneignen und durch einzelne Risse in den heißen Saal der Kultur zu gehen suchen“. Zuerst wurde er Maler ohne ausreichenden Unterricht. „Der autodidaktische und dilettantische Charakter ist seiner Malerei geblieben.“ Wie andere junge Künstler aus Zürich geht er nach München, aber „einen regelmäßigen Studiengang hat er zu seinem Rechtthel eben auch in München nicht durchgemacht“. Er geriet in Schulden und mußte sich durch ganz mechanische Arbeiten, wie das Aufstreichen von Rahmenstangen, die Mittel zur Befämpfung des Hungers verschaffen. „Er entdeckt endlich, daß seine Künstlerthätigkeit nur ein Tertium war.“ Nach 2½ Jahren kehrt er zu seiner freistehenden Mutter zurück, bei der er vom November 1842 bis Oktober 1848 bleibt. Im Sommer 1843 entlauft er der Malerei und wird lyrischer Dichter, der 1846 sein erstes Bündchen Gedichte veröffentlicht: „Naturstimmung, Freiheits- und Liebesluft“. Seine erste Liebe galt der früh verstorbenen Henriette Keller, der Schwester eines Schulfameraden. — Seine Freiheitsgedanken hatte er vergeblich in den Jahren 1844 und 1846 in Thaten gegen die in ganz städtischer Weise betriegten Urantone umsetzen wollen. Mit einem Reisestipendium der Regierung begab er sich im Oktober 1848 zu seiner weiteren Ausbildung ins Ausland, zunächst für anderthalb Jahre nach Heidelberg. Hier verkehrte er viel im Hause des Professors Kapp, dessen Tochter Johanna seine dritte Liebe wurde; die zweite, Luise Rieter aus Winterthur, hatte den jungen Dichter abgewiesen: „Er spricht wenig und scheint eher phlegmatischen Temperaments zu sein. Er hat sehr kleine kurze Beinchen; schädel denn sein Kopf wäre nicht übel. Besonders interessiert er mich durch seine außerordentlich hohe Stirne“. Die von G. Keller an diese Mädchen geschriebenen Briefe lassen uns ihrer Aufrichtigkeit und Bescheidenheit willen den unglücklichen Liebhaber im günstigsten Licht erscheinen. Mit dem Vitterathshistoriker Hettner, der damals als Privatdocent in Heidelberg lebte, trat Keller in eine beiden Theilen gemwinbringende Freundschaft. Dagegen verlor er durch die Vorträge und den Umgang Ludwig Feuerbachs den geringen Rest seines von der frommen Mutter gepflegten, in München noch festgehaltenen religiösen Glaubens. Doch hatte schon der Konfirmandenunterricht die Folge, daß

ihm „die Sünden- und Blutttheologie (wie sich der Verf. kurz und nicht gut ausdrückt) seitdem zuwider war, nicht minder alles dogmatische Kirchentum“. In dem Votzsaustausch gegen „den Strauß“ (D. F. Strauß) war er ein eifriger „Strauß“, d. h. ein Abhater, er will „lieber einen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, leuchtenden, ertötenden Glaubenszwang“. „Sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen“, scheint ihm „die festeste und reinste Religion“ für „jede wärmere Seele“ zu sein; „und dazu sollen Aufklärung und Bildung verhelfen“. Als eine Erinnerung an bessere Tage ist in sein Lied „An mein Vaterland“ der Ausbruch „mein banges Stündlein“ gekommen, das „tönte musterhaft und feige zugleich“, meint des Verf. Thorbeck, und weil die Knechte des Verberbens Arnold Auge und Karl Feinze ihn höhnen fragten, ob er unter die Ständler gegangen sei, setzte der mutige kleine Mann fast jener Worte: „die letzte Stunde“. — Kein Zweifel, G. Keller hatte bei Feuerbach nicht mehr viel zu verlieren und am Ende seines Heidelberger Lebens konnte er dem Freunde Freileigraht antworten: „Wie ich mit dem lieben Gott stehe? Gar nicht! Ludwig Feuerbach und die Konstitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben mir alle tugendlichen Träume vertrieben. Die rationale Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik“. Keller hatte kein Organ für die Frömmigkeit. In Heidelberg war er Zeuge davon, daß ein Mann unter den sich freigernden Schmerzen einer Operation in wohlklingend gesprochenen Worten und Anrufungen, welche immer schöner, ausgeprägter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang, sich an seinen Gott wandte“. Dabei denkt Keller nicht an die Macht des Glaubens an den lebendigen Gott, er überlegt vielmehr in recht mäßiger Weise, „ob sich alle Unglückliche, welche höchstem physischem Schmerz unterworfen werden, so benehmen“. Keller hat auch Wunden in der Dirschgasse bei Heidelberg beigezogen, darin aber nur eine „grenzliche Schinderei“ erblickt, weiter nichts; begreiflich. —

In Berlin verweilte Keller beinahe 6 Jahre. Er widmete sich allerlei „dramatischen Studien“, die ihm der Weg zur Dramendichtung und zum Theater sein sollten, er hat es aber nie zu einem ganzen Stück gebracht. Daran hinderte ihn seine Unordnung, die ihn seine angefangenen Werke, wie z. B. den Roman „Der grüne Heinrich“, immer wieder bei Seite legen und neue Anfänge ausgräbeln und ausspinnen ließ. Zulezt waren es nur die Schulden, die ihm die Autorensfeder dauernd in die Hand drückten. Allen tonangebenden Zirkeln in Berlin blieb er fern, auch den Umgang mit Johann Ewald und Adolf Stieler fand er zuletzt lästig, dagegen zog ihn Ludmilla Kising, die schriftstellersche Richtige Barnhagens von Ense, an, doch nur in litterarischer Hinsicht, denn die „ungefuge Leidenschaft“, die ihn in Berlin im Hause des Verlegers Franz Dunder überfiel, nahm eine andere Richtung, hatte aber baeiselle negative Resultat wie die drei ersten Liebschaften. Zu den Berliner Bekanntschaften gehören der an-

fänglich überhäupte Scherenberg, der neidische, sich überall verhasst machende Gynow, Emil Valleske, Paul Hense und einige Namen, von denen kaum die Litteraturhistoriker noch etwas wissen. Auch Auerbach wurde mit Keller bekannt, befreundet, das hat diesen aber nicht abgehalten, den Andreas Hofer" dieses durchaus aufs Theater wollenden Poeten zum Gehilfen geringzuschätzen. Selbst der „Sonnenwendhof" des Juden Kosenthal hat seine Gnade bei Keller gefunden.

Im Dezember 1856 lehrte „der grüne Heinrich" nach Jülich zurück. Hier erkrankte er sich des Lunggangs der Professoren Semper, Bischof und Rolewott, zu denen noch die Demoltraten Wilh. Schulz, Georg Hertwegh und Richard Wagner kommen. Trotzdem er zu den politisch Wirthvergünstigen zählte, wurde Keller 1861 mit 6 gegen 3 Stimmen zum ersten Staatschreiber gewählt. An die Stelle der in liberaler Weise immer wieder bewilligten Stipendien bezog er nun als Staatsbeamter ein kämiger Gehalt. „Er besand sich auf dem nächsten Weg zur Verwilderung. Er war wirth, in unbeschränkter Freiheit aufgewachsen, ohne Schulkucht, ohne regelmäßige Lehrzeit, ohne einen bestimmten Lebensberuf geblieben." Jetzt endlich lernte er, 42 Jahre alt, „an sich und seinem ganzen Thun den Segen einer vor-geschriebenen Berufsarbeit kennen. In diesem Sinne saßen auch seine Freunde die Wahl geradezu als eine moralische Rettung auf." In den 15 Jahren seiner Staatschreiberei verfaßte er die letzten Teile „der Leute vom Selbwohl" und das „Singsiedel". —

W. Keller rechnet selbst zu seinen hervor-ragendsten Eigenschaften „seine schweizerische Grobheit". Die vorliegenden zwei Bände geben manchen Beleg für diese Eigenschaft. An beleidigenden Worten und Thaten im geselligen Verkehr ließ er es nicht fehlen. Frau Detan Schina, „die hübsche Freundin seiner Mutter, kann ihn seinetwegen „zum Teufel gehen." Statt essen und trinken sagt er sehr oft fressen und lausen. Der Verf. nennt J. J. Reithardt, den Herausgeber der „Alpenrosen", zu denen auch Jeremias Gott-helf Beiträge geliefert hat, einen „begabten Dichter und Erzähler", W. Keller sagt dagegen: „Ich habe diesen litterarischen Schweinepfeffer schon lange gekannt." — Gerwinus und Genossen zählt er zu den „grogen und unskultivierten Lämmlein". „Eiel" und „Dallant" sind häßliche Epitheta, doch nimmt Keller den Eiel gelegentlich auf sich in An-spruch. — In Berlin hat er in zwei aufeinander-folgenden Nächten Leute gepregelt, in der dritten Nacht wurde er von einem Hausknecht blau geschlagen. Das alles erinnert an das Leben raus-tigster Handwerksgelesen. —

Der Verf. erzählt in den Lebensabschnitten erst das, was er zusammengebracht hat, dann folgen chronologisch geordnet die Briefe Kellers, nicht selten im Interesse des Buches, wohl auch zum Besten Kellers wesentlich gefügt. An Anmer-kungen ist kein Mangel, es fehlen aber Erklä-rungen der Ausdrücke: „Schlober" (für Cylinder-hut), motten, verbeddern, herumorzern. Auch hätte des litterarischen Freilichts Franz Bacherl,

geb. 10. Juni 1808, gest. 21. August 1869, der seinerzeit die Grundidee „des Fuchters von Ra-venna" Hr. Dolms unbegreiflicherweise für sich in Anspruch genommen hat, in einer Anmerkung gedacht werden sollen. —

Von einzelnen auffallenden Anträgen des Verf., z. B. Verrathung für Verrath, soll weiter keine Rede sein; eine Gedankenlosigkeit ist es aber, 1, 8 u. 9 von einem „Zufall" zu sprechen, der „geradezu providentiell gesorgt" haben soll. O. K.

— Johann Adam Wöhler, der Symboliker. Ein Beitrag zu seinem Leben und seiner Lehre aus seinen eigenen und anderen ungedruckten Papieren. Von J. Friedrich, V und 159 S. 2 R. (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuch-handlung.)

Der litterarische Nachlaß Wöhlers ist in den Besitz seines Freundes Döllinger übergegangen. Nach dem Tode Döllingers fand der Verfasser den Stoff, aus dem er die von S. 1—67 gehenden Mittheilungen aus dem Wändener Leben des großen katholischen Symbolikers und die von S. 68—131 gehenden Beiträge zu Wöhlers Lehre über den römischen Primat und über die Jesuiten zusammengestellt hat. Potemisch tritt der Verfasser auf gegen den Benedictiner B. Osm, der 1866 Erinnerungen an Wöhler veröffentlicht hat, die die Thatsache zu verthellen suchen, daß der be-rühmte Theolog dem römischen Primat und den göttlichen, schriftgemäßen Ursprung abgesprochen und dem Jesuitenorden nur einen vorübergehenden Wert für die römische Kirche zugesprochen hat. — Der die Jesuiten betreffende Beitrag ist zugleich eine Rechtfertigung des Professors Burkard Ven in Luzern, eines Jesuitengegners, gegenüber ver-schiedenen eckjesuitischen Verdächtigungen durch Jesuitenfreunde. — Der zweite Teil des inter-essanten Buches kann als eine Art Nachtrag zu dem angehen werden, was in Döllingers Meister-werk „Das Papsttum" enthalten ist. O. K.

— Paul Dehninger, V. D. M. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Briefen von Hr. Dehninger. Mit Portrat in Lichtdruck. IX und 176 S. (Basel, Adol. Oerring.) 2 R.

Im Novemberheft 1893 ist das ganz vortref-fliche Buch „Wahrheiten für unsere Tage von Friedrich Dehninger" angezeigt worden. Der Verf., Pfarrer in Laufen am Rheinfall, ist der Herausgeber der vorliegenden Lebensgeschichte und der Briefe seines Sohnes. Am 30. April 1863 ist Paul Dehninger im Pfarrhause Dittman (Kanton Jülich) geboren, am 7. Dezember 1893 ist er im Pfarrhause zu Laufen gestorben. Im 12. Jahre hat er seine Mutter verloren, ein Verlust, der seine Sehnsucht nach dem Himmel nie hat er-löschen lassen. In Bern hat Paul seine Gym-nasialjahre verlebte, in Basel und Erlangen hat er Theologie studiert. Den Studenten-Verbin-dungen „Schwergesäßli" und „Bingoff" hat er als ein lebendiges Glied angehört. Junge Theologen kann man kein passenderes Geschenk in

die Hand legen als Paul Dehningers Leben, denn seine kurze Pilgerchaft hat einen von Hause aus frommen Charakter, nicht ohne Ueberwindung mancher Gefahren, früh ausreisen lassen zu einem von Gott reich segneten Knecht Christi. Ueber die Schranken der reformierten Kirche hinaus hat sein glumischer Sinn in der apostolischen Gemeinde (Heinrich Thiersch) und in der lutherischen Kirche (Frank, v. Heshwig) reiche Nahrung für Glauben und Bekenntnis gefunden. — Ein herrliches Zeugnis für das innere Leben des früh vollendeten Rammes enthalten die an Freunde und Geschwister geschriebenen Briefe. — Rächte in erster Linie den Studiengenossen des Entschlafenen das vorliegende Buch zu reichem Segen dienen, nicht bloß den Theologen.

O. K.

5. Literaturwissenschaft.

— Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff. 380 Seiten. (Miel und Leipzig, Lipsius & Tischer.) 5 M., geb. 6 M.

Herders Leben. Von Eugen Kühnemann. Mit einem Bildnis in Photogravüre. XIX u. 413 S. (München, C. F. Weg.)

Zwei aus dem Boden des Humanismus erwachsene Dichter, die nur wenig aus dem Leben der berühmten Männer erzählen, aber reich sind an Erörterungen der hervorragenden Werke Goethes und Herders. Dem Buche über Herder gebe ich den Vorzug, weil es, weniger vom Geniesult erfüllt, der Wahrheit die Ehre giebt und mit den Schatten im Leben und Denten Herders nicht zeigt, während das Buch über Goethe an Beschönigung, Rechtfertigung, maßlosem Lobe höchst ansehnliche Dinge überreich ist. Dem Buche über Goethe gebe ich den Vorzug, weil es in leichtverständlicher, lesbarem Deutsch geschrieben ist, während das Buch über Herder sich durch eine manierirte, abstrakte, oft dunkle oder schwer verständliche Schreibart auszeichnet. Darin stimmen die beiden Verfasser überein, daß sie im Christentum nichts anderes als eine höhere Moral und möglichst sittliches Leben erblicken, von göttlichen Geheimnissen aber und von der göttlichen Offenbarung dieser Geheimnisse in der heiligen Schrift keine Ahnung haben. Das führt denn unabweichlich zu verkehrten Auffstellungen. So sagt Wolff S. 91, daß uns Gott nicht darum mit irdischen Schwächen so überreichlich ausgestattet habe, um uns rühmend und zühmend der Hölle zu überantworten. Unter dem „kirchlichen“ Ausdruck Hölle versteht der Verf. aber die irdischen Rächte, denn Frank und Mephisto sind keine Gegensätze, sondern nur zwei Seiten der menschlichen Natur, die allerdings auf Mephistos Seite „aus der menschlichen Sphäre in etwas hinaustritt“. Wer die Schülertöne undesangen liest, muß merken, daß die unleugbaren Wahrheiten, mit denen Mephisto die vier Fakultäten geißelt, zugleich mit

höchst verführerischen Teufelsgebauten durchsieht sind, für den Verf. aber handelt es sich nur um den „Standpunkt einseitiger Welttugheit“. Den zweiten Teil des Faust, das „größte Meisterwerk der Weltliteratur“, verteidigt Wolff gegen die Angriffe Bihlers, nicht bloß der Form, sondern auch dem Inhalte nach; wie mir scheint ohne Beschick. Wer undesangen den zweiten Teil liest, muß zu dem Ergebnis Bihlers kommen, daß der ganze zweite Teil ein mechanisches Produkt ist, nicht geworden, sondern gemacht, fabriqiert, geschützt — — fast aus lauter Allegorien zusammengesetzt. Bisher hat sich mit seinem Faust (dritter Teil) ein großes Verdienst erworben durch Klärung der von unklaren Köpfen und slavisch gefärbten Goethe-Berehrern verbordenen Laust. — Ganz schwach ist der Verf. da, wo er auf die Beziehungen Goethes zum weiblichen Geschlecht zu reden kommt. Das Kapitel „Sesenheim“ und die Besprechung Goethes mit Lili Schönemann wird in dem Tone besprochen, wie seine Festredner das schimpfliche Treiben eines Serenissimus oder Celsissimus zu berühren pflegen. — Das Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein bestand nach dem Verf. in Seelenaustausch, in idealer Freundschaft. (Profana simplicitas! muß ich hier dem Verf. zurufen und ihm sagen, daß in diesem Punkte seine Studien noch sehr der Vervollständigung bedürfen.) — Nicht Goethes „Niesengeist“, sondern sein Weltfönn trieb ihn an, sich bei der Vereinigung mit der Anplius den „kirchlichen Schranken“ zu entwenden. In diesem Punkte steht er auf einer Linie mit jedem Socialdemokraten, der die kirchliche Trauung verstimmt; Niesengeist gehört dazu gar nicht. Hätte Goethe den kirchlichen Ordnungen gegenüber wirklich einen Niesengeist gehabt, dann würde er sich mit der Christiane Anplius nie haben trauen lassen. Die Verschiedenheit des Eheschlusses von 1788 bis 1806 war nicht die That eines Niesen. In der Theorie hat Goethe die Ehe als das Fundament des Gemeinwefens gepriesen, wie schwer ist er aber in seiner Familie für das Mißachten der Ehe im Leben gestraft worden. Die Anplius ist seine Frau geworden, sein ihm gebiebarer einziger Sohn ist insolge großer Niederlichkeit gestorben und mit seiner Enkelin ist der Name Goethe erloschen. Der Verf. sagt hierüber nur: „Das Anrechtbare geschah: das Geschlecht des größten Dichters der Weltfreude und Thatenlust erstarb in Weltfeindschaft und Unmut“.

Am interessantesten ist das Schluffkapitel des Buches „Goethe in der Rachwelt“. Wolfgang Menzel ist in der Bekämpfung Goethes zu weit gegangen, warum der Verfasser aber jenen „den Judas des jungen Deutschland“ nennt, ist unverständlich. Menzel hat ein Schandbuch Gukfows in seinem Literaturblatt an den Pranger gestellt. Zum „jungen Deutschland“ hat er selbst nie gehört. Wie soll er zum Verräter jener bösen Gesellschaft geworden sein? — Auch dagegen muß Bemerkung eingelegt werden, daß Goethes „Thatlehre und Weltfreude“ „eine bestfame Fortführung und Ergänzung des Lutherischen Reformationswerks darstelle“. — Die thörichten Gedanken des

Juden Brandes am Schluß hätte uns der Verfasser vorenthalten können. Mit so dummem Gefasel kann man doch einen Mann wie Goethe nicht verherrlichen! —

Kahnemann sagt von Herder: „ein ganz großer Mensch war angelegt in dieser Seele. Dies aber ist nun eigentlich die Frage der Biographie Gotfried Herders: warum dieser große Mensch, der in ihm war, nicht herausgetreten in siedernder Klarheit.“ — „Er suchte sich selbst und er fand sich nur halb.“ „Alles soll sich um ihn drehen, er will alles beherrschen und leiten. Eifersucht, Gebränktheit, Verbitterung heißen die Leittungen, die von ihm aufgestellt worden sind, so oft es sich um Dinge gehandelt hat, die ihm nicht gewöhnt worden sind. Wäre er, statt wie der Verfasser angiebt, ein Vorkäufer des Nihilismus zu sein, in seinen Grenzen geblieben und über den Glauben Christi zum Glauben an Christum gekommen, dann würden ihm alle bitteren Lebenserfahrungen erspart, ihm würde ein bescheiden-glückliches Leben zu teil geworden sein, wie Claudius. Ihm schickte die Liebe Christi. „Es war der gefährlichste Mangel in Herders Natur, daß die Rechte anderer neben ihm unmitttelbar anzuerkennen ihm nicht gegeben war.“ Statt zu herrschen hätte er dienen sollen, auch als Generalsuperintendent, auch als Schriftsteller. — Mit der Mißachtung der Lebenmenschen ging seine eigene Ueberhöhung Hand in Hand. Er hielt sich für einen Propheten, für einen zweiten Luther. —

Das beigegebene Bildnis Herders ist aus seiner späteren Lebenszeit und soll der Familien-Ueberlieferung nach das treueste von allen Bildern sein.
O. K.

— Emanuel Geibels Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk von Lic. Dr. Carl Veimbach, Priv.-Schulrat zu Breslau. 2. sehr vermehrte und neubearbeitete Auflage von Max Trippebach, Pastor zu Pansfelde im Harz. Mit acht Illustrationen. VI und 344 S. (Wolffenbüttel, Julius Zwißler.) Preis 5 R.

Die erste Auflage dieses Buches waren drei Vorträge Veimbachs, die 1877 erschienen sind. Die vorliegende zweite Auflage zerfällt in zwei gleich große Teile: des Dichters Leben (S. 5 bis 174) und des Dichters Werke (S. 177 bis 344); der erste Teil ist fast ganz von Trippebach neu ausgearbeitet, während der zweite sich mehr an Veimbachs Vorarbeit hält. Nicht als „läßt Kritiker“, sondern als Verehrer Geibels voll „wärmer Begeisterung“ sind die beiden Verfasser zu Werk gegangen. Das hat seine gute und seine üble Seite. Der Mangel an Kritik hat beispielsweise über einen Mangel Geibels selbst hinweggelassen: Geibel war völlig gleichgültig gegen diese kirchliche Befehlskraft, er hat auch nie den Namen Christi genannt. Wer auf offendarungsgläubigen Baden steht, kann das nur bedauern. Trippebach vermeidet solches Bedauern. Er (vielleicht auch Veimbach) findet, daß das Gedicht „Vatersonntagmorgen“ „sich dem

Besten an die Seite stellt, was die spezifisch kirchliche Dichtung aufzuweisen hat“. Keine liberale Zeitung wird aber den Abdruck dieses Gedichts in ihrer Hingucknummer beauftragen, denn das ganze Gedicht ist so allgemein gehalten, daß man es als eine Verherrlichung des Frühlings ansehen kann. — Geibel steht trotz den hier angebotenen Klagen auch bei den gläubigen Christen mit Recht in hohen Ehren. Das Befehlsnis zu dem lebendigen Gott war ohne Zweifel der Stein des Anstoßes für alle jene böswilligen Ignoranten, die den Dichter „Liebling der Badische“ (Guglorn) oder „Süßwasserfisch“ (G. Keller) genannt und ihn damit geringgeschätzt haben. — Mit Recht ist im zweiten Teile Geibel als deutscher Dichter vorangestellt. Nicht bloß in Frankreich, auch in Rußland erblickte er unseren Hauptfeind! Die Lieder für Schleswig-Holstein bekunden Geibels patriotischen Schmerz in den Zeiten des ohnmächtigen deutschen Bundes, und seine patriotische Freude, als beide Herzogtümer mit Deutschland vereinigt wurden. — Man hat Schenkerdorf den Kaiserherold genannt, auch Geibel verdient diesen ehrenden Beinamen. Als echter Dichter war er Seher und Prophet. Die Wiederherstellung des unter einem Kaiser geeinigten deutschen Reiches hat er mit aller Bestimmtheit vorausgesehen. Diese seine deutschen Hoffnungen hat er nie verleugnet, auch nicht so lange er Münchener Professor war. Beschränkter Sinn hat dies für unvereinbar gehalten mit seiner bayerischen Loyalität. Er verlor den bayerischen Gehalt, wurde aber reichlich entschädigt durch einen kaiserlichen Ehrensold. Hatte ihn Hermanns Lästertum als Pensionär Friedrich Wilhelms IV. verschrien, so rechtfertigte ihn sein Verhalten der Krone Bayern gegenüber als charakterfesten deutschen Mann. Als Dichter von Liebesliedern ist Geibel zuerst berühmt geworden, und diesem Ruhm verdient er, denn auch in der geschlechtlichen Liebe war er deutsch und Feind aller Leidenschaftlichkeit und Leppigkeit, wie sie den romanischen Völkern eigen ist. — Wenig gekannt ist Geibel als Dramatiker. Er teilt dieses Mißgeschick mit Uhland. Wer aber seine „Bruchhild“ und seine „Sophonisbe“ liest, wird nicht zensuren können, daß er auch in der dramatischen Dichtkunst die Ehren eines Poeta laureatus verdient.

In acht Bänden mäßigen Umfangs liegen seit 1843 die von dem Dichter selbst geordneten „Gesammelten Werke“ vor. Ohne Zweifel kann das Veimbach-Trippebachsche Buch die besten Dienste leisten, um in das sorgfältige Verständnis des Dichters einzuführen. — Eine sorgfältig zusammengestellte Uebersicht der „Litteratur über Emanuel Geibel“ giebt Anteilung zu eingehenderem Studium. Nachzutragen wäre auf S. 334 der in der „Konst. Monatschrift“ 1884 im Lttoberteft erschienene Aufsatz A. Wichens über „Emanuel Geibel“. Zur Biographie bringe ich die Notiz bei, daß Wolfgang Menzel die Bekanntheit „des achtungs- und liebenswürdigen Dichters“ in Stuttgart gemacht hat, bevor Geibel nach Bayern ging. (W. Menzels Deutwürdigkeiten 267.) —

D. v. Bölderndorffs „Harmlose Blaubeeren“ erwähnen S. 212 als Gäfte der Dönnigschen Aubeide „Weibel mit feiner schüchternen, taubenartigen Frau“.

Für die dritte Auflage empfehle ich den Verfasser, den Rhein nicht den „heiligen Strom“ zu nennen. Heilig ist der Rhein nicht. Deutsch ist der Rhein, aber man kann doch nicht heilig für deutsch setzen; man kann darum auch nicht sagen der heilige Durs für der deutsche Durs. Wiederholt kommt das völlig überflüssige Wort Proverbe für Sprichwort vor; solche Fremdlinge sind abzuweisen. Ebenfalls überflüssig sind die Anmerkungen S. 253 und 255. „Des Parrers Tochter von Tarbeubain“ und ihr angeblich mythischer Wohnsitz in Pastor Trippenbuchs Pfarre hat mit Weibel gar nichts zu thun, und die Selbständigkeit des Dichters Felix Dahn gegenüber einigen Weiblichen Versen liegt auf der Hand. Es war recht thöricht, daß Döhns Priester sich bereit erklärt hat, „eiblich und gerichtlich die Mufenkenntnis des Weiblichen Weibchens zur Zeit der Dichtung des heiligen zu erörtern“. Veröfentlichte Poesie ist Gemeingut, Anklänge an andere ist die unmittlere Folge davon. Ich kann es nur eine Verehrtheit nennen, solchen Dingen nachzuwippen. Felix Dahn hat genug auf dem Brett stehen, mit angeblichen Eigentumsverletzungen der angebotenen Art muß man ihn verschonen. — In Weibels „Brunhild“ fragt Giselher bei der Leiche Siegfrieds:

„Geschah's durch Häuberhand?
War's ein verborgner Feind?“

Wer wollte behaupten, daß Weibel diese Worte den „Kranichen des Idicus“ entlehnt habe:

„Sind's Händer, die ihn feig erschlagen,
That's weidlich ein verborgner Feind?“

O. K.

6. Naturwissenschaft.

— Stoff und Welttäter, eine leicht fälschlich gezeichnete Naturanschauung mit Gründen für die Auffassung des Welttäters als Stoff und seiner bedeutenden entscheidenden Rolle bei allen Naturerscheinungen. Spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode. Von Konrad Veyrich. (Schriftverlag des Verfassers, Herrschdorf bei Warubraun in Schles.) 1894. X und 136 S. gr. 8^o. 3 M.

Mit ziemlichem Vorurteil ging ich an die Lektüre dieses Buches, das mir als einer jener Versuche über die Natur spekulierender Laien erschien, wie die Kruxen sie so vielfach aufweist. Ich kann zu meiner Freude bekennen, daß mein Vorurteil ein unberechtigtes gewesen ist, und daß ich wohl im Hande bin, dies Buch zu empfehlen. Aus dem etwas langatmigen und umständlichen Titel kann der Leser schon zur Genüge erkennen, daß sich der Verfasser die Aufgabe gestellt hat, den Äther, jenen rätselhaften Stoff, den die Naturwissenschaft ja so wie so heute schon nicht

mehr für die Naturerklärung entbehren kann, als einheitliche Ursache der gesamten Erscheinungen der stofflichen Welt zu erweisen.

Von vornherein ist hierbei im Auge zu behalten, daß der Welttäter oder Dytin, wie ihn der Verfasser nennt, ein durchaus hypothetischer Stoff ist, den der Naturforscher ebenso auf Trenn und Glauben hinnehmen muß, wie das Molekül und Atom. Von diesem Gesichtspunkt aus mag ja wohl jemand sagen, daß die ganze Unternehmung des Verfassers in der Luft schwebt. Allein auf der anderen Seite ist es ja sicher, daß er zu derselben bereitigt ist, wenn er im Hande ist, dadurch eine einheitliche Naturanschauung aufzubauen, wenn das hypothetisch Angenommene geeignet ist, sonst Unerklärbares aufzulären, und es dabei mit keiner Tatsache im Widerspruch steht. — Was nun diesen letzteren Punkt anbetrifft, so muß man bekennen, daß der Verfasser dies zu erreichen mit großer Geschicklichkeit fertig gebracht hat, und daß seine Hypothese sehr wohl geeignet ist, eine einheitliche Naturanschauung herbeizuführen.

Der Gedankengang des Verfassers ist kurz folgender. Er geht von dem richtigen Satz aus, daß, wo Kraft sich äußert, auch Materie vorhanden sein muß, daß, wo Raum verloren geht, auch dafür eine Materie vorhanden sein muß, und daß, wo Materie sich verändert, auch eine Materie als Ursache vorhanden sein muß. Bekanntlich ist die Veränderung des Aggregatzustandes (fest in flüssig, flüssig in luftförmig) mit Ausdehnung bzw. Zusammenziehung, d. h. mit Raumdifferenz verbunden, aber ohne daß der Stoff selbst dabei vermehrt oder vermindert würde, bei der Zusammenziehung müßte dabei ein leerer Raum entstehen. Diesen bestreitet der Verfasser energisch. Der Verfasser stellt nun die Ansicht auf, daß beim Uebergang in den flüssigen und luftförmigen Zustand ein fremder Stoff, nämlich der Welttäter, ausgenommen wird. Derselbe soll alle Körper mehr oder weniger durchdringen und in ihm sollen die Weltkörper schweben.

In ähnlicher Weise sucht der Verf. sodann zu beweisen, daß Wärme, Kohäsion, Schwere, Licht, Magnetismus und Elektrizität, ja selbst der Schall auf den Welttäter zurückzuführen sind. „Alle Stoffe (sagt der Verf. S. 92) sind abhängig von dem Verhältnis der Menge, mit welcher Welttäter oder Dytin auf ihre Substanz einbringt und von dem Widerstand, welchen diese dem Strom deselben entgegensetzt. Der Widerstand entscheidet dann für die weitere Art der Bewegung und Verteilung des Dytins und das Ausfreten der entsprechenden Erscheinungen oder die Art der Energie.“

In den folgenden Kapiteln werden die verschiedenen Zweige der Naturforschung nach ihrem Zusammenhang, Wesen und Wert erörtert, das steht ja in looserem Zusammenhang mit der Hauptfrage; doch kommt auch hierbei der Welttäter zu seinem Recht, so heißt es S. 8. bei Besprechung der Organismen: „Der Ursprung des Protoplasmata und der gesamten organischen Entwicklungsstufen sind Stoff und Welttäter.“ — Zum

Schluß liefert der Verf. eine Kosmologie à la Kant-Laplace.

Wie gesagt, mit ungetheiltem Interesse bin ich dem Verf. gefolgt, und wenn ich ihm auch nicht überall beipflichten gekonnt bin (wie z. B. in dem eben citirten Satz über das Protoplasma), so habe ich doch außerordentlich viel Anregung (besonders in Kapitel XIV) gefunden und bin der festen Ueberzeugung, daß ein jeder Leser sie finden wird. Es kommt noch hinzu, daß die Darstellung thatsächlich, wie der Titel sagt, leicht faßlich und allgemein verständlich ist. Doch können wir nicht verschweigen, daß der Verf. an dem Stil noch hie und da hätte schleifen müssen, vor allem sollte er sich die abscheuliche Inversion des Kaufmannstils abgewöhnen. — Hervorzuheben ist übrigens noch die Vertraulichkeit des Verf. mit naturwissenschaftlichen Fragen, man merkt ihm überall an, daß er naturwissenschaftlich und philosophisch durchgebildet ist, obwohl man nicht den Eindruck des speciellen Fachmannes gewinnt.

Endlich ist mit Genugthuung festzustellen, daß sich der Verf. nicht etwa in öden Materialismus verirrt, er weist denselben mit Recht von sich fort und verfällt auch nicht in den naheliegenden Fehler des Hädelischen Monismus, um auch den gesamten Stoff auf den Betätigter zurückzuführen, vielmehr läßt er denselben neben dem Aether sein Recht. Und wie das ganze Buch eine sehr wohlthuende Weisheit offenbart, so beugt sich der Verf. auch in Demut vor jenen großen ewigen Mäjseln, die er mit jedem Verschändigen für unlösbar erklärt, und vor der „Größe des Geistes, dessen Allmacht das Unirferum umfaßt und daselbe nach so wunderbar ineinandergreifenden Befehlen geordnet hat.“

Alles in allem beglückwünschen wir den Verf. zu dieser Leistung und wünschen, daß jeder Leser dieser Beipredung selbst zu dem in Rede stehenden Buche greifen und aus ihm Anregung schöpfen möge.

Dt.

— Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen von Dr. W. Voigt. (Berlin 1894. N. Oppenheim (G. Schmidt).) 8°. 213 S. 2,50 M.

Wer die Natur liebt und namentlich die frühlichen Stimmen ihres besiederten Orchesters, dem empfehlen wir dieses Buch, das ganz gewiß einem schon oft von Naturfreunden gefühlten Bedürfnis entgegenkommen wird. Wie oft hört man nicht die Frage, was für ein Vogel ist das, der dort singt oder piept oder zwitschert? und fast bei seinem Zweig der Naturbeobachtung ist anbauende Erfahrung zur Antwort so nötig wie hierbei. Der Verfasser will in obigem Buch die Antwort erleichtern. Zuerst wird eine Uebersicht der verbreitetsten einheimischen Vögel gegeben, wobei zweckmäßig die Zeit der Ankunft bzw. die Zeit, in der sie sich am meisten hören lassen, als maßgebend genommen ist. Sodann bespricht der Verf. die schriftliche Darstellung der Vogelstimmen, die natürlich für seinen Zweck sehr wichtig ist.

Gewöhnlich werden Vogelstimmen durch Laute der menschlichen Sprache wiedergegeben. Das wendet auch der Verf. an, allein damit ist noch nicht genug gethan, in manchen Fällen ist es möglich, die Vogelstimme durch die in der Musik gebräuchlichen Noten anzugeben, allein meistens geht dies nicht, wenn es auch oft noch leicht erscheint, dann muß also ein drittes Mittel angewandt werden, das in bestimmten Zeichen besteht, welche die schnelle Auseinanderfolge von Tönen u. s. w. andeuten sollen.

Ins Auge faßt der Verf. nur den Gesang, Warnungsruf und charakteristische Laute, wie Warn- und Vorkruf. Zu dem „systematischen Teil“ werden sodann die verschiedenen Vögel nach ihrer Stimme besprochen, wobei selbstverständlich die Singvögel den Vöwenanteil haben. Dann erörtert der Verf. dem Anfänger einige praktische Rathschläge. Zu einem Anhang liefert er das, was unseres Erachtens mit eine Hauptfache war, nämlich eine Beschreibung ornithologischer Ausflüge nach Monaten und Standorten, wobei er die charakteristischen Vögel ansieht. Den Schluß bildet eine Bestimmungstabelle, die ja für ein Exkursionsbuch das wichtigste ist; allein es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. hierbei auf ganz besondere Schwierigkeiten stoßen mußte. Ob es ihm gelungen ist, dieselben zu überwinden, muß der praktische Versuch zeigen. Wir glauben, daß es nicht leicht sein wird, darnach eine Vogelstimme zu erkennen, jedenfalls gehört viel Übung dazu, und ein Anfänger wird sich durch Mißerfolge nicht entmutigen lassen dürfen.

Jedenfalls hat der Verf. sich mit diesem Buch ein Verdienst erworben und wir wollen wünschen, daß recht viele Naturfreunde ihn auf ihren Spaziergängen zum Führer wählen, sie werden ihm nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten dankbar für die Anregung sein.

Dt.

7. Poesie.

— Gedichte von Otto Bauer. XV und 275 Seiten. Berlin, Bernhard Paul.) 2 M., geb. 3 M.

Der Verfasser hat seine Gedichte dem Professor Felix Dahn in Breslau zur Beurteilung überlassen. Dahn lobt mit Recht das tiefe Gemüth, das weiche, warme Herz, die tüchtige und zwar echt deutsche Mannesgestalt (sollte heißen: Männlichkeit) Otto Bauers. Ich füge hinzu, daß man sich auch an seinem frommen Sinn erfreuen kann. „Was den dichterischen Wert anlangt, so stehen nicht all die zahlreichen Stücke auf gleicher Höhe“, sagt Dahn. Eine Prose, die man ebenso gut bei Shakespeare, wie bei Otto Bauer anwenden kann. Dann folgen zwei Punkte, die eine weglassene Stelle andeuten: ohne Zweifel wichtig für den Verfasser, aber nicht günstig den Lesern gegenüber. „Gedunde Speise für die Seele unseres Volkes“, schließt Dahn und ruft vom 1894er Breslauer Turnfest aus dem Verfasser „Gut Heil!“

zu. Das hat darin seinen Grund, daß Otto Bauer in Friedenau ein begeisterter Turner ist und nicht weniger als 30 Turnlieder veröffentlicht hat: Fahnenwehe, Knief, Abschieds- und eigentliche Turnlieder, auch „für Mädchen und Frauen“. Auf einem so außerordentlich praktischen Gebiet kann man keine Poësie verlangen. Dahn hat wohl die in Verse gebrachte Prosa des alltäglichen Lebens für ausreichend gehalten, um einen Hauptteil des kleinen Buches auszumachen. — „Am Meer“ kommen dem Verfasser schon mehr Gedanken, die an Poësie erinnern, mag nun die Rize das Meer (S. 89) oder den Sturm (S. 92) zur Geliebten haben. — „Im Riesengebirge“ wird „die Kirche Wang“, ein Wirtshaus „zum deutschen Kaiser“, das „schlechte Wetter“ angezogen; aber auch im Riesengebirge wird der Turngenossen gedacht in einem „Turnergruß von der Schneeflopp“. — Der Verfasser ist leider auch „in Kissingen“ zur Rur gewesen; sechs Lieder bezeugen dies. — „Im Walde“ kommen dem Verfasser mancherlei poetische Gedanken, z. B.:

„Es soll das Holz, das lerngesund,
für Mensch und wecke dienlich sein.“

Auch das hessen-darmstädtische Gesangbuch preist den Nutzen des Baumes:

„Wenn mich sein Holz erwärmt und schützt
Vor Frost, um froh zu leben,
Wenn es der Hand des Künstlers nüpft,
Mir Hausgerät zu geben;
Wenn Wohnung und Bequemlichkeit,
Wenn Hain und Garten mich erfreut,
Dann will ich freudig danken.“

(Melodie: Es ist das Heil uns kommen her.)

Auch die „Jahreszeiten“ haben dem Verfasser Stoff für Gedichte gegeben. Den besten Eindruck macht das Gedicht „Dasein“. Der Verfasser sucht nicht „Ruhe und Frieden“ „im Wirtshaus für sein schwarzes Geld“;

„der andre mag sich gern zerstreuen
an dem, was sonst Vergnügen heißt“,

Otto Bauer bleibt bei Weib und Kind; auch schafft ihm ein gutes Buch „manchen Hochgenuss“. — „Jahnsunbmangig „Liebeslieder“ übergehe ich mit distinktem Schweigen. — In den „Bermischten Gedichten“ findet man allerlei Lieberastendes. Den Lehrern wird gesagt, daß ihr Amt „so schwer und wiederum so schön“ sei. Vom Herzen heißt es, „zu mancher Stunde, da ist der Mensch so froh und laut“, „und wieder dann des andern Tages, da trauert tief und still das Herz“. — „Trostlos“ war der Verfasser mit Grund an dem schönen, sonnigen Tage, da seine „hin und her“ „umgelehrt Vorje“ leer war und „auch sonst nichts in den Tischen“ sich vorand, während „drüben sitzen Jung und Alt vergnügt bei vollen Flaschen“ und gleichzeitig „sich die Haare schwenken“. — Tagegen verweist ihn sein kleines Kind in einem „Freude“ überschriebenen Gedicht darum in Entzäden, weil es ihn „zupst und ziept“. — Wie unbesangen der Verfasser ist, ergibt sich aus

dem letzten Gedichte dieser Abteilung. „Verse-machen“ überschrieben, dessen Schluß lautet: „Verse — aber keine Lieder.“ Ohne Zweifel sollte derselbe Gebante ausgesprochen werden, der sich in Schillers „Nistichon“ findet:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten
Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubt du schon
Dichter zu sein?“

Hätte Jetzt Dahn mit diesem Wort den Wert der Bauerschen Gedichte geprüft, so würde er seinen Brief vom Breslauer Turnfest aus nicht geschrieben haben. — Mich hat wenigstens das Wort Schillers abgehalten, in dieser Rezension vom „Dichter“ zu sprechen. Aber ein redlich denkender tüchtiger Mann — und das ist mehr, tausendmal mehr als ein mittelmaßiger Dichter — ist der Verfasser ohne allen Zweifel. Das bezeugt auch der Abschnitt „Sinngedichte und Sprüche“.

O. K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Um des Glaubens willen. Vier Erzählungen aus der Reformationszeit von R. Rübiger. (Schwerin, Wagn.) 118 S.

Zwei Märtyrergeschichten — Heinrich von Hütphen, der 1521 zu Heide in Dittmarßen, und der Parlamentsherr Anna du Bourg, der 1553 zu Paris verbrannt wurde —, eine Geschichte von Befreuer aus Keningin im Breisgau, die 1524 bei Matthaeus Zell in Straßburg Aufnahme finden, und dann die Geschichte eines evangelischen Asketen, des Zelster Wunderdoktors 1552; sie alle haben sei es das Leben, sei es die Heimat, sei es dieses Leben Gemächlichkeit verlassen „um des Glaubens willen“. Nur bei den Geschichten von Heinrich von Hütphen und vom Wunderdoktor hat die Verfasserin ihre Quellen genannt, sehr abgeleitete Quellen in kürzeren Vollschriften, also weit umgeschaut hat sie sich nicht, nicht einmal die doch leicht zugängliche neueste größere Monographie über Heinrich von Hütphen von Men (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 12) scheint sie eingeschaut zu haben. Aber trotzdem hat sie ein Liebesgeschichtchen einzufluchten gewußt, ein gar nicht übel erfundenes, welches aber doch den Leser etwas mißtrauisch machen kann auch gegen manche andere in die Erzählungen eingestreute Episoden. Daß man unserem Volke die Geschichte derer, die um des Glaubens willen alles verlassen haben, immer wieder erzählt, ist gar nicht genug zu empfehlen, schon um der weitverbreiteten jammer-vollen Unbekanntheit mit der Geschichte unserer teuren Kirche etwas zu feuern, aber sicher würde die einfache Erzählung des beglaubigten Her-ganges, wenn auch mit erfundenem Dialoge, völlig genügen, denn wo Episoden hinzugebichtet werden, gerät der Leser in die Gefahr, diese für ebenso geschichtlich sicher zu halten, wie es das Haupt-faktum ist, und dadurch doch wieder ein falsches Bild zu erhalten. Was sich beim großen historischen

Roman rechtfertigen, aber auch nur rechtfertigen läßt, daß die historische beglaubigten Thatfachen und die freien Schöpfungen dichterischer Phantasie unklar in einander laufen, das möchte doch bei der eintfachen, für das Volk berechneten geschichtlichen Erzählung seine Bedenken haben. Daß übrigens die genannte Schriftstellerin was sie erzählt, auch gut zu erzählen weiß, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Warum sie übrigens ihrer Sprache hin und wieder, aber nicht durchgehend, einen leichten altertümlichen Ton zu geben versucht hat, ist uns doch nicht ganz klar geworden. Das Relativum „so“ und die Form „anhero“ allein that's auch nicht. Doch trotz dieser kleinen Bedenken wollen wir dem Väklein seinen Platz in unserer Hausbücherei nicht streitig machen.

J. P.

— Der kleine Pastor und andere Novellen. Von Fedor von Jabeltzig. (Tresden, Bierfon.) 1895. 304 S.

Die Geschichte vom kleinen Pastor ist offenbar nicht böse gemeint. Verfasser hat sich alle Mühe gegeben, eine sympathische Figur zu schaffen. Wenn ihm das freilich nicht gelungen ist, so liegt der Grund in seiner mangelnden Vertrautheit mit kirchlichen Pflichten und Fragen, und in seiner Art und Weise, an der Oberfläche der Dinge zu bleiben. So wird die Frage nach dem kirchlichen Begräbniß der Selbstmörder ganz in der trivialen Manier der liberalen Presse behandelt. Ein Bauer nimmt sich das Leben, weil er plötzlich dahinter kommt, daß seine von ihm geliebte Frau im Ehebruch mit einem anderen lebt. Der Pastor verweigert zunächst ganz lazzetrek Weise das kirchliche Begräbniß. Auf das Jureben eines väterlichen Hofbesizers giebt er dann schon zu, er halte persönlich die Verjagung des Konfessoriums, welche in solchem Falle die Verjagung anordnet, für verfehrt, aber er habe zu gehören. Man müsse der Obrigkeit unterthan sein. Als dann die Tochter jenes Hofbesizers — allerdings dieselbe, die der „Kleine Pastor“ nachher heiratet, den Trumpf ausspielt: „Und wenn die Obrigkeit verlangt, Sie lassen Liebe und Menschlichkeit aus Ihrem Herzen reißen — folgen Sie ihr auch dann?“ — da lautet „wie eine Erleuchtung“ dem Pastor das Wort in den Sinn: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Und nun spricht „der Gott in seinem Juncen“ wider die Menschen, „und ihm mußte er gehorchen, sollte er darum auch, wie die Kpffel des Herrn, zum Wärtner werden“. Er reißt Thusewda, der Tochter des Wälders, die Kechte. „Hier meine Hand, gnädiges Fräulein“, jagte er, „Schubart soll christlich beerdigt werden.“ In der Leidenrede sagt der Pastor dann, der Selbstmörder „habe Gott wohlgefällig gelebt bis zu dem Augenblick, da er Hand an sich selber gelegt. So werde der große Gott in seiner Güte ihm auch diese Sünde vergeben und ihn aufnehmen in sein himmlisches Reich“. — Eine größere Begriffsverwirrung auf dem Gebiet der christlichen Erkenntnis ist wohl kaum denkbar. Nechtliches läßt sich mehr anführen

— wir haben nur das Größte herausgegriffen. — Die beiden anderen in den Band mit eingeschlossenen Novellen sind noch minderwertiger als diese. Verfasser, der übrigens Phantasie und Darstellungsgabe besitzt, sollte doch nicht so genügsam sein und etwas höhere Anforderungen an sich selber stellen.

— Der Gjöngenhäuptling. Historischer Roman von Carit Eklar. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. 2 Bände. (Berlin, Verlag von H. Meyer.) 4,50 M.

Carit Eklar ist ein in Dänemark wohlbekannter Schriftsteller, seine Romane, meistens der dänischen Geschichte entnommen, sind in dänisch-patriotischem Sinne geschrieben. Der vorliegende Roman — soviel und bekannt, das erste seiner Werke, das in der deutsche Sprache übersezt ist — spielt in der für Dänemark traurigen Zeit von 1657—1660, in der Karl X. Gustav von Schweden in zwei rasch aufeinanderfolgenden Kriegen in Dänemark einbrang, das Land verheerte und Kopenhagen belagerte. Nur durch die Hilfe Hollands war es König Friedrich III. möglich, sich seines gewaltigen Gegners zu erwehren, und noch war der Ausgang des Feldzuges ungewiß, als Karl X. im Februar 1660 starb. Viel Ruhm erzielten die Dänen in diesen Kriegen nicht, nur gegen Ende derselben ermannte sich das Volk und verteidigte die Hauptstadt mit Ausdauer und Tapferkeit, während ganz Seeland in Händen der Schweden war. Das ist der geschichtliche Hintergrund des Romans. Der Verf. konnte in dieser Zeit in den großen Schlachten und Staats-Aktionen nichts für seinen Zweck finden; er suchte deshalb seine Helden in dem niederen Volk, das zum Teil dem König Friedrich treu geblieben war und den Schweden, so gut es ging, zu schaden suchte. Geschichtlich steht fest, daß vor und während der Belagerung von Kopenhagen ein Volkstamm sich hervorthat, die Gjönger, oder wie unser Buch sie nennt: die Gjöngen, die als „Schmapphähne“ den Schweden auflauerten und sie beunruhigten, wie und wo sie konnten. Ihre Thaten beschreibt der Roman. Auf zwei Gjöngen, Svend und Ib, häuft der Verf. alle erdenklichen Tugenden des Vaterlandverteidigers; der erstere ist ideal angelegt, ein Held ohne Furcht und Tadel, der andere, gewissermaßen Svends zweites Ich, dagegen verjälagen, listig und voll von Späßen und Schwänken; seine Charakterzeichnung ist dem Verf. ganz besonders gelungen. Fast unglaubliche Thaten vollbringen diese beiden Gjöngen mit ihren Freunden; alles gelingt ihnen gegenüber den Schweden, die fast ohne Ausnahme in den schwärzesten Farben geschildert sind, und wenn sie einmal Unglück haben, so helfen ihnen bald Tapferkeit und Verjälagenheit aus der Klemme. Das geht so durch zwei Bände hindurch und wirkt mit der Zeit immermaßen ermüdend, obwohl der Verf. mit Feuer und Lebendigkeit schreibt und seine Menschen gut charakterisiert. Die Liebesgeschichte Svends, der das Unglück hat, sich fortwährend in vornehme Damen

zu vertreiben, ist der am wenigsten gelungene Teil des Buches; man hat Kritik mit ihm, aber man versteht, warum die Liebesgeschichten nicht mit der Ehe enden. Bedenklich ist es, daß der Verf. nicht nur das Heidentum, sondern auch die Lüge in jeder Form tadelt, wenn sie nur einen guten Zweck hat — jedenfalls und besonders für die das Buch lesende Jugend eine höchst bedeutliche Moral! An Romanen ähnlicher Art fehlt es in Deutschland nicht, und wir können deshalb die Notwendigkeit, das Buch in das Deutsche zu übersetzen, nicht einsehen. Die Uebersetzung an sich ist gut, leider münmet es in dem Buche von Druckfehlern; die zahlreichen Bilder sind durchweg verfehlt, weil sie zum großen Teil unwesentliche und nebensächliche Stellen der Erzählung zur Darstellung bringen.

v. H.

— Aus schwerer Zeit. Erzählung für Jung und Alt von Auguste Schmidt. (Leipzig, Neim.) 229 S. Pr. geb. 2,50 M.

Eine einfach, aber doch festlich geschriebene Erzählung, eine gute Lektüre für die Jugend, aber auch die Alten, die nicht an pikanten Dingen sich den geistigen Gaumen überreizt haben, werden auch ihre Freude daran haben. Die „schwere Zeit“ umfaßt die Jahre 1846 bis 1815. Ein preussischer Regimentsarzt, welcher in Warschau lebte, als diese Stadt zu Preußen gehörte, wird beim Einrücken der Franzosen von dort vertrieben und von seiner Familie getrennt. Er wird verwundet, ist hernach lange gefangen, und so kommt er ganz aus aller Beziehung zu den Seinen, die sich nach Schlessen geflüchtet haben und sich dort jahrelang unter Entbehrungen, aber doch ehrenhaft durchbringen. Als endlich der fast schon totgegangene Vater die Seinen wiederfindet, sind die Kinder zu tüchtigen Leuten herangewachsen, und nachdem der Vater im Befreiungskriege noch einmal mit dem ältesten Sohne ins Feld gerückt ist, kommt mit dem Friedensschlusse auch eine stillere Zeit nach all der „schweren Zeit“ für die vielgeprüfte Familie. — Das Buch soll herzlich empfohlen sein.

J. P.

— Lorna Doone. Romantische Erzählung von H. D. Bladmore. Nach der 36. Auflage bearbeitet von Marg. Jacobi. 2 Bände. 291 und 280 S. (Stuttgart, Robert Vsp.) 3,20 M., geb. 4,50 M.

Der Verleger beginnt mit diesen Bänden „Lup's Romantische Bibliothek“. Wenn diesem Anfang die Fortsetzung auch nur einigermaßen entspricht, kann man sehr zufrieden sein, denn „Lorna Doone“ ist eine ganz ausgezeichnete historische Erzählung, von der schon 1880 eine vorzügliche Uebersetzung von Josephine Flach bei F. V. Bachem in Köln (5 M.) erschienen ist. Wir haben es mit einem Sittengemälde zu thun, frisch, leb und herb, bisweilen rauh und roh wie das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts in England. Ein gedehntes, seiner Väter bewohntes Adelsgeschlecht siedelt sich in wenig bewohnter Gegend an und wird mit der Zeit zur Diebs-

Mäuer- und Mörderbande. Soldaten und Milizen richten lange Zeit hindurch nichts gegen die Doones aus, zuletzt erliegen sie in dem auf die Regierung Karls 11. folgenden Bürgerkrieg. Ein treu zu Kirche und König haltender Freijasse, ein Kiese an Leibesstärke, der einzige ehrliche Mann unter lauter Betrügnern, Gaunern und Dieben, vernichtet mit Hülfe seiner Nachbarn die Wächterten. Das Buch würde nach John Keed, dem treuen Manne, genannt sein, wenn die ganze Geschichte nicht von ihm selbst erzählt würde. Für ihn ist aber Lorna, „die Königin der Wächterten“, der Stern seines Lebens. Sie ist die einzige Erbin des in Italien verunglückten Grafen Dugal und der Erbtöchter aus dem Hause Lorne. Als zartes Kind ist sie von den Doones geraubt und zur Gemahlin des künftigen Häuptlings bestimmt worden. John Keed, der als Knabe die schöne Lorna zum erstenmale im Gebiete der Mäuer gesehen hat, wird nach Jahren ihr Bräutigam und Bestreier. Von der Vormundschaftsbehörde nach London, und hier um ihrer Schönheit, ihrer edlen Fassung und ihres Reichthums willen an den künftigen Hof gerufen, verjährt sie, die treue Braut des treuen Mannes, alle vornehmen, standesgemäßen Freier, und reicht dem um seiner Verdienste willen gedellten John Keed vor dem Altar ihre Hand. —

Bladmore weiß Romantik und Realistik trefflich zu vereinigen. Es ist ein großer Genuß, ein so ausgezeichnetes Buch zu lesen, wenn man mit den ideo Vätern der Romantiker unserer Tage sich längere Zeit hat plagen müssen. —

Auch das Unternehmen des Verlegers Lup ist ein Zeichen, daß man „die Modernen“ müde geworden ist.

O. K.

— Der Schüdderump. Von Wilhelm Raabe. 2. Aufl. (Berlin, O. Janke.) 334 S.

Das Vorwort beginnt mit den Worten: „Im Jahre 1869 wurde dieses Buch zum erstenmal gelesen und von den meisten Lesern bei Seite geschoben.“ Ich kann nur raten, dieses Buch auch in der zweiten „durchgehehen, aber nicht verschöneren“ Auflage beiseite zu schieben. Ich kenne kein Raabefches Buch, das einen so unerfreulichen und unbefriedigenden Eindruck hinterläßt, als dieser Schüdderump. — Schon der Titel ist entzweijelt gesucht. Unter einem Schüdderump verstand man irgendwo im siebzehnten Jahrhundert einen hohen, schwarzen, zweirädrigen Karren, auf dem die Leichname der an der Pest Verstorbenen nach der gemeinsamen Grube gefahren wurden.

Krankheit, Elend, Not und Tod spielen neben Nichtsnutzigkeit und Charakterlosigkeit die Hauptrollen in diesem Buche. Ganz unklar bleibt es, ob der ein Räberricht in Anspruch nehmende Plegvater der armen, schönen, einem frühen Tode entzogenen Tante ihr natürlicher Vater ist oder nicht. Märchenhafter Dornenebel schwebt über der ganzen Erzählung. Auch die Leute aus dem niederen Volk sind mit der Gesehsamkeit des Verfassers und seinem traurigen Humor, der sich zum Verdruß des Lesers in einzelnen Fällen bis

zum Schluß wiederholt, in bedenklichem Maße ausgehollt.

Den „Frommen“ hat der Verfasser mit den Verionen des Bakters Buchmann, seiner Frau und seines Sohnes seine bis an die theologische Fakultät in Halle — vor 25 Jahren — reichende grüßliche Abneigung zu erkennen gegeben.

Zu S. 197 ist zu bemerken, daß im Evangelium Luca Kap. 15 Vers 7 nicht die Rede ist von „hebezig Gerechten“, sondern von „neunundneunzig Gerechten“, die mit dem einen Buße thuenenden Sünder die Zahl (10) ausmachen.

(1. K.)

9. Verschiedenes.

— Unser Gymnasial-Unterricht. Bekanntnisse von Althagoras, Gymnasiallehrer. Zweite ungewordene Auflage. Alins also inventopotest, nemo omnia. Anonius. Braunschweig, Otto Salle.) 52 S. 60 Pf.

Der Verfasser ist Althistologe. Von seinem dem Griechischen entlehnten Schriftstellernamen und von dem der lateinischen Litteratur entnommenen Wahlspruch geleitet, sollte man annehmen, daß er die Sprache des auf den alten Klassikern ruhenden Gymnasialunterrichts gegen die von allen Seiten in den letzten Jahren erfolgten Angriffe mannhafte verteidige. Er thut aber das Gegenteil. Er erklärt die klassischen Studien als Bildungsmittel der Jugend für entbehrlich, ja, er hält die Einwirkung des Klassizismus auf die Jugend geradezu für schädlich. — In der Geringschätzung der römischen Klassiker, den griechischen gegenüber, muß man ihm recht geben, doch ist er allzu ungerecht gegen den Redner Cicero und gegen den Historiker Tacitus.

— Die Veltäre der Antigone und des König Oedipus für „so zientlich verlorene Nähe“ zu erklären und Homer für entbehrlich zu halten, heißt doch eigentlich nichts anderes, als das Gymnasium in der höheren Bürgersehule aufgehen lassen. Dagegen muß dem Verfasser recht gegeben werden, wenn er die deutschen Klassiker des Mittelalters (Nibelungen, Gudrun, Walter u. s. w.) zur stehenden Gymnasiallektüre bestimmt haben will. — Daß er in der Kritik, in der Regation Kläcker ist, als in der Position, gesteht Althagoras mit lobenswerter Aufrichtigkeit zu. Er ist weder im Französischen und Englischen, noch in den Naturwissenschaften so zu Hause, daß er passende Vorschläge für den Erfab der Alten machen könnte. Vortrefflich sind seine Bemerkungen über das die Vastherfästigkeit der Alten und einer großen Anzahl berühmter Männer des Altertums mit dem Mantel altheidnischer Liebe und Schwachheit zudeckende Verfahren der meisten Philologen. Und damit hängt zusammen das dritte Kapitel der Broschüre, überschrieben „Zurückführung des Christentums zu Wunfen heidnisch-materialistischer Weltanschauung auf unsern Gymnasien.“ Hier liegt der Grundschade. Wären die Gymnasial-

lehrer aufrichtige, gläubige Christen, dann könnte auch von dem Schaden der alten Klassiker nicht die Rede sein, dann würde auch der Bildungsbüchel nicht die Kunst zwischen dem schlichten Volk und der durch fremde Sprachen gebildet und eingebildet gemachten Menschheit in so trauriger Weise hervorgerufen haben. — An den Lehrern liegt es auch, die alten Klassiker der Jugend schmackhaft zu machen, leider verfallen es die wenigsten; die meisten sind Grammatikreiter, Silbenstecher und Lebanten. (1. K.)

— Tante Sarah oder Lebenserfahrungen von Elif. Sewell. Eingeleitet von Dr. G. D. v. Schubert. 4. Aufl. (Stuttgart, F. F. Steinbof.) 385 S. 3 M., geb. 4 M.

„Eine gottgeheilte Einsatt tritt uns in diesem lieben Buche entgegen; es ist uns, als läme sie aus der Thüre eines Tempels hervor, da man Gott lobet in der Stille, und als begräfte sie uns mit dem Gruße des ewigen Friedens, der ohne Aufhören in diesem Tempel wohnt.“ So das Geleitwort des ehrwürdigen Schubert vom 16. Juli 1859. Seitdem ist ein Menschenalter vergangen und das gediegene Buch hat die vierte Auflage erlebt. Ich weiß mich noch wohl zu erinnern, mit welcher Befriedigung ich als junger Bewalter einer Volksbibliothek „Tante Sarah“ in ihrem hohen Alter von 75 bis 85 Jahren kennen gelernt habe, nun habe ich, selbst alt geworden, die Freundschafft aus der Jugendzeit erneuert — und mit welcher Befriedigung! Das sind die besten Bücher, die Alt und Jung immer wiederlesen kann. Wenn die achtzehnjährige Nichte Sarah zwischen dem 22. und 23. Kapitel zehn Jahre verstreichen läßt, im 28. Lebensjahre mit der schlichten Geschichte ihrer zahlreichen Familie fortfährt und mit der Zeit Tante Sarah die Verberatung ihrer jüngsten Nichte Esther erleben läßt, so ergibt sich von selbst eine Erzählung, die für Junge und Alte geschrieben ist. Auch nicht bloß für Frauen, denn die Lebenserfahrungen der Tante und der erzählenden Nichte sind christliche, da gelten nicht die Unterschiebe „Mann und Weib“, „Alt und Jung“. — Ich schließe diese Anzeige mit einem goldenen Wort: „Das Alter ist eine geeignete Zeit, eine Zeit, wo wir unsere irdischen Kleider eines nach dem anderen ablegen können und uns für den Himmel schmücken.“ (1. K.)

— Bilder ohne Rahmen. Aus den Pavieren einer Ungenannten. 8. Aufl. (Heidelberg, Winter.) 180 S. 5 M.

Das Buch ist schon einmal bei seinem ersten Erscheinen kurz von uns angegeigt worden. Wir nehmen gern Gelegenheit, noch einmal darauf hinzuweisen und hervorzuheben, daß es inzwischen acht Auflagen nicht nur erlebt, sondern verdient hat. Wenn wir mitteilen, daß es eine Sammlung von Apophorismen und Sentenzen ist, so könnte das vielleicht diesen oder jenen Leser abschrecken und die Frage hervorrufen: wer ist im stande,

360 Seiten Sentenzen en suite zu lesen? Nun, zum Fortlaufenden Lesen ist das Buch allerdings weder bestimmt, noch geeignet; wohl aber eignet es sich trefflich dazu, wie ein Erbauungsbuch täglich für kürzere oder längere Zeit vorgenommen zu werden zur Meditation über einige wenige der geist- und glaubensvollen Aphorismen. Es ist recht ein Buch für Konfirmanden, wenn auch sein Inhalt nur teilweise rein erbaulichen Charakters ist, denn auch da, wo es über die Dinge der Welt sich verbreitet, giebt es nicht schale, sog. Weltweisheit, sondern goldene Nessel in silbernen Schalen. Es trifft in gewissem Sinne auf diese Sentenzen das zu, was Verfasser über „Weltweise und Christus“ sagt: „Die Weisen der Welt können's einem gar fein und bestimmt ins Herz hinein sagen, allein der Weise aus Nazareth kann's einem doch ganz allein hinein geben.“ Man lieft sich leicht fest in dem Buch. Sollen wir noch ein paar der nicht nur inhaltlich anfassenden, sondern auch mit sprachlicher Freiheit formulierten Sätze anführen? „Wenn das Fleisch schwach ist, ist es stark. Hüte dich!“ — „Eine niedere Arbeit verrichten, ist nicht gemein, aber gemein ist's, sie als eine niedere zu betrachten.“ — „Dem geistigen Blick des Christen entweicht die Erde, wie dem Seemann die reizenden Ufer seiner Heimat. Aber da ist keine Furcht. Den Himmel über sich, zieht er getrost und todesmüdig einer neuen Welt entgegen.“ — Noch einmal: das Buch ist ein treffliches, sinniges Konfirmationsgeheim.

— Aus der Geschichte des Dorfes Wolischleben. Von Dr. Hermann Gebhardt. (Gotha, Schloßmann.) 106 S.

Wolischleben liegt etwa eine Meile nordöstlich von Gotha und ist ein Bauerndorf mit etwa 970 Einwohnern. Weltbewegende Ereignisse haben sich hier nie zugetragen, aber doch hat es der Warrer des Dorfes sich nicht verbieten lassen, sich in die Geschichte dieses Thüringer Dorfes zu vertiefen und uns zu schildern, wie die jetzigen Zustände auf diesem Fleck Erde im Laufe einer jahrhundertlangen Geschichte geworden sind. Da kommt denn allerdings manches vor, was nur für den Volkspatrioten Interesse hat, aber mitten in all den zusammengetragenen Kleinigkeiten finden sich dann wieder Notizen, die ein überraschendes kulturhistorisches Interesse bieten, kleine Bemerkungen, die wie Schlaglichter ganze Perioden aufhellen. So z. B. zur Reformationszeit mußte das Kirchengebäude etwas erweitert werden. Vergleicht man nun den neuen Zeit mit dem alten, so heißt es:

„sehr auffallend ist nicht nur der Mangel eines Stils und das Fehlen alles Schmuckes, sondern auch das schlechte Mauerwerk. Kermer waren die Leute durch die Reformation nicht geworden, aber man dachte nicht mehr wie früher, es sei unzuweifelhaft wahr und gewiß, daß dem Menschen allein seine guten Werke nachfolgen; die „guten Werke“ hatten aufgehört, und mit ihnen auch die kirchliche Kunst.“ — Wenn auch dergleichen Brotschüren auf seinen weiten Leserkreis rechnen können, so wird doch der Verfasser auch nicht unjenseit gearbeitet haben; auch kleine Bausteine sind wichtig für den Bau des Ganzen, nämlich für die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkslebens. J. P.

— Mosaik. Handbemerkungen zum christlichen Leben. Von S. Keller. IV und 93 S. (Düsseldorf, C. Schaffnit.) 1 M., geb. 1,60 M.

Handbemerkungen zum christlichen Leben, wie sie H. Keller in seinen Schriften gemacht hat. S. Keller's Bemerkungen merkt man es an, daß der Verf. reiche Erfahrungen in der Selbsteorge gemacht hat. — In sechs Abschnitten bespricht er allerlei mosaikartig zusammengesetzte Steine und Steinchen, die auf dem Wege zur Ewigkeit dem schreitenden Fuße hindertlich sind. In dem Abschnitt „Steinchen und Scherben“ begegnen wir den Sätzen: „Und wie dünn sind die Leute geist, die in ihrer Bibel das Wörtchen »wie« in Matth. 7, 5 doppelt und dreifach unterstrichen haben. »Befiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Augen ziehest.« Nicht zu Splitterrichtern, wohl aber zu Splitterrichtern sollen wir bestimmt sein, wenn der Zimmermannssohn aus Nazareth uns selbst den Balken aus unserm Auge nahm.“ — Im Abschnitt „Fußbodenmuster“ stehen die Sätze: „Unwahre Redensarten, die die Wahrheiten verdunkeln und umgehen, sind heutzutage vollständig gewohnheitsmäßige Mode geworden.“ — „Vieher für unhöflich gelten durch Nichtgebrauch unwahrer Redensarten) als für unwahr!“ Der Abschnitt „Augen rechts“ handelt von dem Sehen und dem Mangel des Rücksehens. „Da ist z. B. unsere evangelische Gemeinde in Düsseldorf so reich, daß, wenn alle ihre Glieder nur mit dem alttestamentlichen Jehnten ihres Einkommens zu Reichsgottesdiensten herangezogen werden könnten, diese eine Gemeinde hundert Missionare in der Heidenwelt unterhalten könnte!“ — „Sich selber sammeln!“, „Die Probe aufs Exempel“, „Der Turmbau“ sind die drei letzten Abschnitte beschrieben. O. K.





Die Religion eines deutschen Idealisten.

Von

W. von Rathhufus.

Am 19. Januar d. J. starb in München Moriz Carriere, den wir als einen Rektor in der deutschen Gelehrtenwelt bezeichnen können, denn er hat seine schriftstellerische Laufbahn vor bald 60 Jahren begonnen, und diejenigen seiner Werke, welche seinen eigentümlichen Standpunkt kennzeichnen, sind schon in den Jahren 1846 und 1850 erschienen. Die Nachricht von seinem Tode überraschte und bewegte mich in besonderer Weise, indem ich gerade damit beschäftigt war, die nachfolgenden Betrachtungen zu Papier zu bringen, und zwar auf des Entschlafenen ausdrücklichen Wunsch. Schon seit mehreren Jahren hatte er die Freundlichkeit gehabt, mir seine Veröffentlichungen zu senden mit der wiederholten Bitte, sie in der konservativen Monatschrift zu besprechen. Er versicherte, daß ihm daran gelegen sei, ein Zeugnis gerade unserer Bundesgenossenschaft zu besitzen. „Gegenüber der Irreligiosität von heute sind unsere Differenzen unbedeutend“ — schrieb er am 8. Dezember 1893. Und als er vor einigen Wochen hörte, daß ich mich nun endlich an ein gründlicheres Studium seiner Werke gemacht habe, beehrte er sich, mir gütiger Weise noch einige Winke zum Verständnis derselben zu geben. In einem Briefe vom 2. Dezember 1894 klagte er über das Schicksal seines umfangreichsten Buches: „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit“ (in fünf Bänden). Wenn es auch in weiteren Kreisen wohl Wirkungen hervorgebracht, so habe doch „die nur auf Detail gerichtete Fachgenossenschaft für diese erste Zusammenfassung der Entwicklung aller Künste wenig Sinn gezeigt. . . Für das eigentliche wissenschaftliche Werk meines Lebens sehe ich die sittliche Weltordnung an“. Dies Buch ist 1877 erschienen und führt sich als Ausführung von Anregungen ein, welche Carriere schon in einer Rede aus dem Jahre 1870 gegeben hatte, die er hielt, nachdem er, „von einem Rothelferzug nach dem Felde der Völkerschlacht an der Mosel zurückgekehrt“, in einem öffentlichen Blatte die Aufforderung gelesen, daß Männer der Wissenschaft aufklärend zum Volk über die große Zeit reden sollten.

Um Carrieres religiösen Standpunkt zu verstehen, sind wir aber auf dieses Werk nicht allein angewiesen. Ich unterlasse die Aufzählung seiner speciell ästhetischen Schriften — auch als sinniger Dichter ist er aufgetreten —, sowie derjenigen Werke, welche aus seiner früheren Periode stammen. Seinen späteren, in sich abgeschlossenen Standpunkt entwickelte er zuerst in einem Werke über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit (1846), dann in den religiösen Reden und Betrachtungen für das

deutsche Volk von einem deutschen Philosophen (1850 erschienen und in dritter, durch eine Reihe von kritischen Beigaben über Strauß, Renan, Buddha, Nietzsche u. s. w. vermehrter Auflage 1894). Dazu kommen noch kleinere Abhandlungen und Reden, von denen ich hier anzähle: Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart (1888), Erkennen, Erleben, Erschließen (1893), das Wachstum der Energie in der geistigen und organischen Welt (1892) und Fichtes Geistesentwicklung in seinen Reden über die Bestimmung des Gelehrten (1894).

Die Aufforderung Carriérés, ihn in der konservativen Monatschrift zu besprechen, war mir an sich ehrenvoll genug, um seinen Wunsch gern zu erfüllen. Dazu kam, daß die Anknüpfung mit ihm eine Saite in mir anschlug, welche ich ohne Verletzung der Pietät nicht hätte überhören können. Bildete doch Moriz Carrière in den Erzählungen meines Vaters eine Gestalt, welche in seiner ästhetischen Periode am Ende der dreißiger Jahre eine gewisse freundschaftliche Rolle spielte. Sie gehörte beide zu einem Kreise junger Leute, der auch in der Bettina Hause vielfach verkehrte und gemeinsam auf die großen Probleme der Zeit einströmte. Hegel, Goethe, Bettina, die Religion, die Kunst, die Verwirklichung beider im Leben — das waren die Rätsel, die es damals zu lösen galt.

Freilich die Wege beider gingen nachmals weiter auseinander. Philipp Nathusius kam aus dem Pantheismus und der Vergötterung des Schönen zur Erkenntnis des lebendigen Gottes, der in Jesus Christus Mensch ward, um die verkorene Welt mit Gott zu versöhnen. Und wenn er auch später niemals aufgehört hat, das Schöne in der Menschenseele und im Menschenleben, in den Dichtungen und Darstellungen unserer Meister zu suchen, zu lieben, zu pflegen, so war ihm doch der Schönste unter den Menschenkindern der geworden, der am Kreuz hing, und damit war ein Bruch mit seiner früheren Weltanschauung vollzogen, den er selbst als einen völligen und gründlichen nie genug beschreiben konnte.

Auch Carrière bekennet, den Pantheismus Hegels und Spinozas, dem er früher huldigte, überwunden zu haben. Und je mehr und mehr trat er in die vordersten Reihen der Bekämpfer des Materialismus, wozu er jenen abstrakten Pantheismus nicht ausreichend fand. Gern reichen wir ihm zu diesem Kampf die Hand. Allein er selbst spricht von Differenzen der Anschauungen, die vorhanden seien. Ob sie nicht doch tiefer sind, als er es zugeben wollte?

Versuchen wir, uns mit seinem religiösen Standpunkt auseinander zu setzen, der mir der Standpunkt einer großen Anzahl der Gebildeten in unserem Volke zu sein scheint, — irre ich nicht, auch der Standpunkt der meisten derjenigen modernen Theologen, welche jetzt „die Ausöhnung zwischen dem Christentum und dem modernen Geistesleben“ auf ihre Fahne geschrieben haben. Ich möchte dadurch auch dazu beitragen, daß unsere Freunde im engeren Sinne eine Anregung dazu empfangen, sich mehr mit den religiösen Anschauungen derer „die draußen sind“ zu beschäftigen, — ich meine derer, die ihren Standpunkt außerhalb des Glaubens an die Wahrheit der geschichtlichen Offenbarungen des überweltlichen Gottes genommen haben. Es ist insonderheit für den Theologen, der das Evangelium nach dem Apostolikum predigt, unerläßlich, daß er sich in das innere Leben dieser Gebildeten versteht. Sie weisen den Materialismus und seine mechanische Weltanschauung entschieden zurück, sie geben die Bestimmung nicht auf, „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn fühlten und finden möchten“, sie kommen auch weiter in diesem Suchen auf dem Wege tiefsinniger Forschungen und richtigen Denkens, sie sprechen zum großen Teil unsere Sprache, die Sprache Christi und seiner Apostel — und doch ist es ein gewisses Etwas, das uns von ihnen trennt, und das bei bestimmten praktischen Fragen in schriller Dissonanz hervortritt. Es ist wichtig für die Erhaltung der Einheit unseres deutschen Geisteslebens, wichtig auch für die Möglichkeit eines ferneren Einflusses unserer Predigt auf die gebildete Welt, daß wir nicht bloß an jene Dissonanzen uns halten. Wir selbst müssen einerseits unsere Sprache zu wandeln

wissen, um Allen Alles zu werden, und wir dürfen andererseits die Sprache jener zu verstehen nicht verlernen, damit nicht ein Babel aus unserer christlichen Gesellschaft werde. Die Gefahr ist nahe genug — und es ist eine Gefahr für die kraftvolle Stellung des Evangeliums in unserem Volke. —

An Moriz Carrieres geistiger Entwicklung ist die Wendung zur Wahrheit deutlich zu bemerken, auf die wir wiederholt in dieser Zeitschrift als auf ein Zeichen der Zeit hingewiesen haben. Er stand in seiner Jugend in den Anschauungen Spinozas und Hegels. Und er erkannte, daß dieselben dem Materialismus gegenüber nicht genügten, daß „die Welt doch noch etwas anderes sei als ein logischer Entwicklungsverlauf der Hegelschen Ideen“, — daß Gott noch etwas anderes sein müsse als die durch sich und in sich bestehende Substanz, das bewußtlose Sein, das nur in den endlichen Wesen zu Willen und Bewußtsein kommt. Er erkannte, wie er sagt, daß auch im Deismus eine Wahrheit liege, und bezeichnete als solche „das in sich einige Selbstbewußtsein Gottes, wie es Leibniz lehrt“. Es ergab sich ihm die Aufgabe, „Pantheismus und Deismus (Spinoza und Leibniz) nicht wie zwei Dinge, zwei reale Gegensätze, sondern wie zwei Auffassungen einer und derselben Wirklichkeit von zwei Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu verbinden, und so zu der Idee des ganzen Gottes, zur vollen Wahrheit zu gelangen“. Giordano Bruno, Jakob Böhme und die deutsche Mystik führten ihn weiter und so stellt er in dem Werk über die philosophischen Anschauungen der Reformationszeit seine Weltanschauung auf, die er als Theismus bezeichnen zu können meinte, und die ihm geeignet schien, einerseits den Buchstaben und Wunderglauben der Kirche zu überwinden, andererseits die mechanische Anschauung des Materialismus, gegen welchen der Pantheismus mit seinem unbewußten Gott keinen genügenden Halt bot.

Schon aus dieser kurzen Darlegung leuchtet ein, wie bedeutsam für die wichtigsten Fragen die Entwicklung Carrieres erscheinen muß. Betrachten wir die Gegensätze, um die es sich handelt, etwas genauer.

Jede Religion enthält den Versuch einer Welterklärung. Die Religion ist zwar nicht Welterklärung, denn eine bloße philosophische, gedankenmäßige Erklärung, wie die Welt entstanden sei und durch welche Kraft sie besteht, braucht noch keine Religion zu sein. Aber jede Religion muß den Versuch einer Welterklärung enthalten. Wer dies leugnet, wer also die Religion auf Gefühls- und Willensregungen beschränkt und nicht zugeben will, daß auch der Erkenntnistrieb und ein gewisses Maß seiner Befriedigung zur Religion gehört — der zerreißt den menschlichen Geist und seine innerlich unförslich verbundenen Interessen, und der ist auch unfähig, den Gang der Philosophie in ihrem tiefsten und innerlichsten Streben zu verstehen.

Welches sind nun die hauptsächlichsten Welterklärungen? — Betrachten wir zuerst den Materialismus. Er bedeutet die Verzweiflung des Menschengenies an der Möglichkeit, die Welt rätselhaft zu lösen. Denn er leugnet alles Rätselhafte in der Welt. Man fragt nach dem Woher? des Bestehenden und glaubt eine letzte Ursache der Welt annehmen zu müssen, nenne man es nun Gott oder die Urvernunft oder das absolute Sein. Allein es ist unberechtigt, sagt der Materialismus, und unlogisch, so zu fragen; das Verhältnis von Ursache und Wirkung darf gar nicht auf die Entstehung der Welt angewandt werden; jene Kategorien passen nur für die Entwicklung, aber nicht für das Entstehen der Dinge. Die ganze Frage: wie wurde die Welt? — ist für uns ebenso sinnlos wie für euch die Frage: wie ist Gott entstanden? Die Welt ist da, sie ist schön, sie ist unvollkommen, machen wir sie noch immer schöner und immer vollkommener — das ist unsere Philosophie. Es existiert überhaupt weiter gar nichts als das, was mit unseren Sinnen wahrnehmbar, was unserer sinnlichen Beobachtung, unserer Berechnung unterworfen ist. Etwas Jenseitiges (Transcendentes) anzunehmen, etwas, das hinter den Dingen lebt und unserer Wahrnehmung entzogen ist, ist ganz grundlos.

Der Mensch giebt sich ganz unnötige Rätsel auf, indem er eine Welt des Geistes annimmt und zu erklären sucht, die gar nicht existiert. Es ist falsch, eine doppelte Welt anzunehmen, nämlich erstlich ein Diesseits, in dem wir alles mit den Sinnen wahrnehmen können, und zweitens ein Jenseits, in das wir durch Ahnung oder Glauben aufsteigen. Vielmehr ist alles, was man Gebante, Vorstellung, Seelenleben, Geist nennt, nur eine notwendige Absonderung unserer körperlichen Organe. Es giebt keinen Geist, der in sich selbständig ist, kraft deren er sich der Organe bedient, sondern was man dem Geiste zuschreibt, ist nichts als das Produkt jener Organe. Es giebt keine in sich selbständige Kraft, welche auf den Stoff einwirkt, sondern die Kraft ist nur eine Eigenschaft des Stoffes. Damit fällt natürlich nicht nur die Gottesidee und die unsterbliche Seele, sondern auch die Freiheit und die Verantwortlichkeit, ja jeder Unterschied von gut und böse hin. Nießche zieht in seiner Philosophie nur die Konsequenzen des Materialismus, die übrigens von dessen früheren Vertretern Heltwald, Molechott u. a. schon mit aller Deutlichkeit selbst gezogen sind.

Carriere beschäftigt sich wiederholt eingehend mit dieser mechanischen Weltklärung und schafft sehr gutes Material zu ihrer Widerlegung herbei. Ich hebe einiges, das mir besonders bemerkenswert scheint, daraus hervor. Treffend weist er darauf hin, daß, wenn der Unterschied von Böse und Gute darum gelehnet werde, weil die Thaten notwendige Folgen der Natur des betreffenden Menschen seien, dann auch der Unterschied von Wahrheit und Irrtum falle. Der Irrtum mußte notwendig von dem in seiner individuellen Bestimmtheit konstruierten Gehirn so gedacht werden. Dann aber kann man auch nicht mehr die Ideale Irrtümer und den Materialismus Wahrheit nennen, wie es Heltwald u. a. thun. Wie kann man dann noch von einer Aufgabe der Wissenschaft reden, die Irrtümer zu zerstreuen? Das materialistische Denken löst sich also selbst auf; denn wenn die Logik nichts Notwendiges ist, sondern das Produkt zufälliger mechanischer Entwicklungen unserer Gehirnteilschen, so läßt sich mit Niemandem streiten, Nichts beweisen, Nichts behaupten, — so ist jede Denkfähigkeit sinnlos. — Ein anderer Punkt, an dem Carriere den Widerspruch des materialistischen Systems nachweist, ist der Zweckbegriff. Zwar kann auf jener Seite nicht gelehnet werden, daß jezt die Dinge „zweckmäßig“ geschehen, aber es wird bestritten, daß dies von irgend einem Wesen, einer Urovernunft oder einem Urverstand so beabsichtigt sei. Daß wir etwas zweckmäßig nennen, sei nur die Abstraktion unseres Denkens, entstanden sei das so benannte Verhältnis nur durch zufällige Entwicklung der Atome, und weder diese Atome noch eine dieselben ordnende Macht habe davon gewußt, daß diese und jene Einrichtung der tierischen oder menschlichen Organe zweckmäßig ausfallen würde. Carriere vergleicht diesen darwinistischen Materialismus, der die Entstehung des Wunderbaues des Weltalls ausschließlich durch zufällige Bewegungen erklärt, mit dem Versuch, die Entstehung etwa der Shakespeareschen Dramen aus den rein mechanischen Bewegungen eines Letternastens zu erklären, dessen einzelne Teile zufällig so durcheinander fallen, daß zufällig diese Worte entstehen, die zufällig diesen Sinn haben. Der Unstun, der darin liegt, daß man Geist aus Materie, Zwecke aus mechanischen Bewegungen, Verstand aus Zufall erklären will, springt in die Augen. Aber dies ist nicht die einzige Verfündigung der Materialisten an diesem Punkte. Carriere weist ihnen nach, daß, während sie den Zweck aus der Natur entfernen wollen, sie doch fortwährend mit dem Zweckbegriff umgehen, denn sie erkennen die „Zielstrebigkeit“ an, wie es der Naturforscher von Wör genannt hat, die in allen organischen Wesen lebt; sie rechnen mit dem Trieb der Lebewesen: sich zu erhalten, sich im Kampf ums Dasein zu behaupten. Woher kommt dies, wenn es doch keine Zwecke giebt? — Und dies unerlaubte Umgehen mit Annahmen und Begriffen, die in ihr System nicht hineinpassen, findet sich überall. Auch die Atome benutzt der Materialismus bei seiner Weltklärung, mit deren Annahme er doch seine eigenen Grenzen überschreitet und sich auf das metaphysische Gebiet begiebt, da ja Atome nie mit den Sinnen wahrnehmbar sind u. s. f.

Doch so interessant diese scharfsinnigen und eingehenden Widerlegungen auch sind, so ist mit dem Bisherigen der eigentliche Grund noch nicht bezeichnet, aus dem für Carriere die mechanische Weltklärung des Materialismus unannehmbar war. Er ist in seiner ganzen Haltung viel zu sehr durch das sittliche Gefühl bestimmt, als daß wir seine Opposition gegen jenes System nur in Denkfehlern sehen dürften, die er ihm nachweist. Vielmehr ist es der Gedanke der sittlichen Weltordnung, der ihm den Materialismus unleidlich macht. Ich finde diesen Gegensatz am klarsten ausgesprochen in der Rede vom 3. September 1870: „Sittliche Weltordnung — was bedeutet dieses Wort? In der Natur waltet die Notwendigkeit, gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen, alles ist bedingt in unzerbrüchlicher Verkettung eines Mechanismus, aber über dieser unentbehrlichen festen Grundlage des materiellen Seins erhebt sich der selbstbewußte wollende Geist mit seinen Zwecken und Ideen, und sein Gesetz ist kein zwingendes Noth, sondern ein mahnendes Soll, keine bloße Vorstellung des Rechts, sondern in unserer Seele das Gefühl der Verpflichtung für das Wahre, Gute, Schöne, das Bewußtsein, daß wir unser eigenes und ewiges Teil nicht erhalten, sondern verlegen, wenn wir diesem Ideal untreu werden, daß unsere Menschenwürde steht und fällt mit der Erfüllung oder Versäumung unserer Pflicht, daß an das Gute unser Heil geknüpft ist. Und dies unbedingte Gebot, das Gute zu thun um des Guten willen, die Wahrheit zu erkennen und zu sagen um der Wahrheit willen, unbefümmert um irdische Vortheile, ja auf Kosten unseres materiellen Wohles, ja mit dem Opfern unseres Daseins in der Sinnenwelt, — wie könnte es aus blinden, sinn- und lieblosen Atomen stammen, wie vermöchten diese solch eine Erhebung über uns selbst uns vorzuspiegeln? Nein, dieses in uns lebendige Gefühl der Verpflichtung verbürgt uns eine höhere Welt, einen weltordnenden sittlichen Geist, der die Natur selbst nur zum Mittel und Boden genommen, um seine Ziele zu erreichen, die das Leben erst lebenswert machen.“

Aber wenn nun Carriere dem sittlichen Gefühl eine solche Bedeutung zuschreibt, wie in dieser Rede, wenn er aus ihm die Notwendigkeit folgert, einen „weltordnenden sittlichen Geist“ anzunehmen, so hat er damit ein Princip in sein Denken aufgenommen, welches auch den Pantheismus durchbrechen muß. Der Vorzug der pantheistischen Weltklärung (etwa bei Spinoza und Hegel) gegenüber der materialistischen ist zwar nicht zu verkennen. Diese letztere hatte nur den Stoff als das einzig Seiende angenommen, aus dessen mechanischen Bewegungen alles Leben abgeleitet und erklärt wird. Das Leben des Geistes kommt dabei nicht zu seinem Recht. Der Pantheismus nimmt deshalb eine Ursubstanz an mit zwei Erscheinungsformen, der Ausdehnung (d. i. dem Stoff) und dem Denken (d. i. dem Geist). Nun ist der Geist in seiner Selbständigkeit anerkannt, ohne ihn von der Natur zu trennen — wie das der Deismus mit seinem lediglich über- und außerweltlichen Gott thut. Im Pantheismus haben wir Geist neben oder in der Natur, eine Entwicklung des Stoffes nach Ideen, die Entfaltung der organischen Wesen nach einem ihnen innewohnenden Typus, einem Bildungsprincip, das wie ein ewiges Gesetz ihr Dasein beherrscht, — ein Gesetz, das über den Bewegungen der Atome steht und sie regiert.

Also ein Fortschritt ist anzuerkennen. Allein ist damit dem auf dem Standpunkt des sittlichen Gefühls und der sittlichen Weltordnung stehenden Denker etwas wesentliches geholfen? Carriere sagt, er habe den Schritt über Spinoza und Hegel hinaus gethan, — „weil ich an mir selbst das Ungenügende des Pantheismus erfahren, der weder der Vernunft noch dem sittlichen Gefühl eine vollkommene Befriedigung gewährt“. — Er will nun nicht ungerecht gegen das System sein. Er erkennt Wahrheitsmomente in ihm an. „Ich konnte und wollte das Große und Richtige nicht aufgeben, das wenn auch in einseitiger Gestalt in dieser Lehre liegt. Fehlte dem Pantheismus ein Wahrheitskern, so würde er sicherlich nicht soviel geistige Kräfte an sich ziehen, gerade in der Jugend der Menschen und Völker nicht so begeistert ergriffen werden; das Irrige und

Mangelhafte einer Weltanschauung überwindet man nicht dadurch, daß man sie schlecht hin verwirft und mit ihr bricht, sondern dadurch, daß man sich des in ihr liegenden echten Gehaltes bemächtigt und diesen durch Ergänzung und Fortbildung auf einen höheren Ausdrucksdruck bringt.“ Jedoch einen Wahrheitskern muß er auch am Materialismus anerkennen. Während im Mittelalter die Natur in ihrer Selbständigkeit und dem großartigen Zusammenhange ihrer Gesetze verkannt war, bezeichnet es einen Fortschritt, daß der Materialismus den Gedanken der Gesetzmäßigkeit des natürlichen Geschehens energisch betont und die Natürlichkeit aller Ursachen; daß er der Willkür in dem Naturzusammenhange keinen Raum mehr läßt, daß er das Heer von guten oder bösen Geistern beseitigt, deren Launen man in den Naturereignissen sehen wollte. Allein der Wahrheitskern nützt uns nichts, weil er in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfällt und die Idee, den Geist, die Zwecke ganz und gar der Natur aufopfert. Schlägt nun der Pantheismus etwa den richtigen Mittelweg ein? — Ist hier der Geist in seiner Selbständigkeit der Natur gegenüber gerettet? Carriere sagt: „Gott und Welt, Natur und Geist soll man weder scheiden noch vereinerleien, sondern unterscheiden und verbinden.“ Das Mittelalter tötet die Natur und behält nur den Geist, — der Materialismus vernichtet den Geist und behält nur die Natur, — der Deismus trennt den Geist von der Natur, stellt den außerweltlichen Gott der Welt fremd gegenüber, — der Pantheismus „vereinerleiet“ Natur und Geist. Denn welchen Wert gewinnt jener Fortschritt, den der Pantheismus über den Materialismus hinaus macht, wenn der der Natur zu Grunde liegende und mit ihr verbundene Geist unbewußt ist? Zu bewußtem Willen und bewußtem Verstande soll er erst im Menschen gelangen. Wie ist dieser bewußtlose Verstand zu denken? Ist er vom Zufall wirklich recht geschieden? Wir hörten schon, daß Carriere auch für das vernünftige Denken keine Befriedigung im Pantheismus gefunden habe. Er mag immerhin noch etwas mehr davon bieten als der Materialismus. Aber gleich unbefriedigend müssen beide für das sittliche Gefühl sein. Jener „weltordnende sittliche Geist“, den Carriere dem Materialismus gegenüber verlangt, kann auch nicht die bewußtlose, unpersönliche Vernunft des Pantheismus sein, aus deren Annahme man sich die Entstehung der Welt erklärt. Darum konnte er auch im Pantheismus die volle Befriedigung nicht finden. Um des sittlichen Gefühls willen, der sittlichen Verpflichtung in uns selbst und der Erkenntnis des sittlichen Gesetzes in den Geschichten der Völker bedürfen wir einen Gott, der mit der Natur nicht „vereinerleiet“ ist, der die Naturgesetze selbst setzt, sich an sie bindet, aber sie benutzt, um Ideen zu verwirklichen, welche mit der Erkenntnis der Naturgesetze selbst noch nicht gegeben sind.

Hier haben wir die Religion des konsequenten Idealismus. Ideen erkennt auch der Pantheismus in der Welt an, aber mit dem Begriff der sittlichen Idee kann nicht Ernst gemacht werden, wenn die Ideen nur unbewußt in den Stoff eingewickelt sind und sich erst im Geiste des Menschen ihrer selbst bewußt werden.

Carriere also überwindet Materialismus und Pantheismus durch die Idee des „weltordnenden sittlichen Geistes, der die Natur selbst nur zum Mittel und Boden gewonnen hat, um seine Ziele zu erreichen, die das Leben erst lebenswert machen“. Ein Gott, der nur Substanz ist, genügt ihm nicht, er muß Bewußtsein haben, Selbstbewußtsein, einen Zweck setzenden Willen, kurzum er braucht einen persönlichen Gott. Ausdrücklich setzt er sich mit denen auseinander, welche Selbstbewußtsein und Willen nur dem endlichen Wesen heiligen wollen, und nennt den „unpersönlichen Gott“ einen bloßen Gedanken des Menschen. „Das Unendliche bedarf keines außer ihm Seienden, um zu sich selbst zu kommen, es trägt und gestaltet alles in sich und unterscheidet sich als das Bestimmende und Eine von den Bestimmungen und dem Vielen in ihm, gerade wie wir durch die ähnliche Unterscheidung uns als selbst erschaffen. Und das ist der Wahrheitskern in eurer (der Pantheisten) Ansicht: Nicht als ruhende, jenseitige Wesenheit, sondern nur als thätige zum All sich entfaltende, durch eigene Willensthat in und

über Allen sich erfassende Urkraft ist Gott Persönlichkeit.“ Indem Carriere so den Begriff der Persönlichkeit auf Gott anwendet, hat er ein Recht, sich vom Pantheismus zu scheiden. Er sieht die Welt als Gottes Gedanken an — es sind „plastische Ideen, die ihre sichtbare Gestalt sogleich gefunden haben, so daß wir jetzt in der That das ewige Wesen Gottes in seinen Werken ersehen und die Himmel seine Ehre verkündigen hören. Nicht als ob er zerronnen wäre in die Natur und im Schöpferstrauche sich in ihr verloren hätte, um etwa endlich in uns sein Bewußtsein wiederzufinden oder erst zu erreichen; nicht als ob wir das All nun wie unseren Gott anzubeten hätten; nein, er bleibt in sich selber als die Seele des Universums, die Alles erst in das Dasein gebiethen und ihm Empfindung verleiht, als die freie schöpferisch bildende Kraft und die eine sich selbst anschauende Vernunft, die in sich selber Alles erkennt, weil Alles in ihr begriffen ist“.

Das Neue an dieser seiner Lehre sieht Carriere in der Vereinigung der Wahrheiten des Deismus und des Pantheismus. „Es gilt die Wahrheit, welche in jeder der beiden Lehren vorhanden ist, zu erfassen und aus diesen verschiedenen Bausteinen, die durchaus zu einander gehören, den Dom des Glaubens und Wissens zu errichten und in der Erkenntnis einer im Unterschiede sich bestimmenden und offenbarenden Einheit, eines unendlichen Selbstbewußtseins und weltumfassenden Gottesgeistes den Deismus wie den Pantheismus aufzuheben.“ — Carriere macht durchaus den Anspruch, die Religionsphilosophie damit in einer eigentümlichen Weise fortgebildet zu haben; die Harmonie, die leimartig in Bruno und Böhme lag, will er, nachdem sie in die Gegensätze von Spinoza und Leibniz auseinandergegangen, auf höherer Stufe wieder herstellen, und will dadurch zugleich die christliche Gottesanschauung in ihrem eigentlichen Sinne auf einen dem modernen Geiste entsprechenden Ausdruck bringen.

Dies letztere steht nun eben in Frage. Ist Carrieres persönlicher Gott der Gott des christlichen Offenbarungsglaubens? Gewiß wird eine weitgehende Verständigung zwischen uns und ihm möglich sein — nicht nur in den negativen Bestimmungen, welche materialistische und pantheistische Irrtümer ausschließen, sondern auch in den positiven Aussagen über Gottes Verhältnis zur Welt, seine wesentlich sittliche Bestimmtheit, die Gesetzmäßigkeit seines Thuns und doch zugleich die Leitung der Geschichte nach seinen für die Menschheit heilvollen Plänen, also die sittliche Weltordnung. Ja, ich gebe willig zu, daß für die Theologie ein Mann wie Carriere mit seinem Theismus eine gewisse Bedeutung gewinnen kann, indem er Anleitung giebt, wie die Gedankenarbeit der letzten Jahrhunderte auf dem Gebiete der Philosophie bei der Darstellung der christlichen Glaubenslehre in der Sprache unserer Zeit zu verwerten ist. Wollen wir es verkennen oder leugnen, daß die ewigen Wahrheiten der göttlichen Offenbarung des mannigfaltigsten Ausdrucks fähig sind? — und daß es darauf ankommt, diesen Ausdruck immer zu vervollkommen? Dazu bedarf es einerseits eines immer tieferen Eindringens in die heilige Schrift, andererseits aber auch eines Verständnisses der großen Bewegungen auf dem Gebiete der Philosophie, in denen wir das Ringen des menschlichen Geistes sehen, der sich über seine eigenen Bedürfnisse klar zu werden und die Grenzen seines Daseins und seiner Fähigkeiten festzustellen sucht. Und wie wir so einen Einfluß der Philosophie auf die Darstellungsweise der Offenbarungswahrheiten zugeben, so darf andererseits auch die positive oder exakte Wissenschaft von der Theologie nicht übersehen und unbeachtet gelassen werden. Wir können fast wörtlich dem zustimmen, was Carriere hierüber in der Vorrede zu den „Religiösen Reden“ sagt: „Abgesehen von den ihr Gebiet überspringenden Verirrungen einzelner Naturforscher ist die Naturwissenschaft von der allergrößten Bedeutung auch für das religiöse Leben. . . Sie hat den Blick befreit, die Schranken der Endlichkeit durchbrochen (?) und an die Stelle der Säkular- und deren Annahme die Forschung und deren Beweis gesetzt. . . sie hat in der Natur die unzerbrüchliche Herrschaft ewiger Gesetze so sehr zum Allgemeinbewußtsein gebracht, daß fortan die Theologie und die Philosophie nicht mehr, in einem vermeintlichen und willkürlichen

Durchbrechen und Verändern dieser Geseze, sondern in deren Begründen und Zusammenordnen das Wesen, die Macht, Weisheit und Beherrlichung Gottes finden muß.“ Wenn nun auch durch diese Fortschritte der Erkenntnis der religiösen Wahrheit keine Gefahr drohe, so sei doch „eine neue Fassung derselben notwendig geworden . . . Und es ist eine der Hauptaufgaben dieser Reden: für eine auf dem Grunde der Natur- und Geschichtsforchung unserer Zeit sich neu aufbauende Religionswissenschaft zu wirken, die das ewig Wahre und für sich Selbständige der Religion ebenso mit der Weltkenntnis unserer Zeit in Einklang bringt, wie es die Kirchenväter und Scholastiker in Bezug auf die Ideen des Altertums gethan“.

Wenn wir also auch darin mit ihm übereinstimmen, daß die ewige Wahrheit des Christentums für unsere Zeit so darzustellen ist, daß dabei alle Ergebnisse unserer modernen Denker- und Forscherarbeit verwertet werden, so müssen wir andererseits doch entschieden fordern, daß mit desto größerer Gewissenhaftigkeit der Inhalt des christlichen Glaubens festgehalten und nichts von ihm jener Form geopfert werde. Sehen wir uns daraufhin die Religion Carrieres genauer an, so wollen wir gern einen hohen christlichen Idealismus bei ihm anerkennen, auch außer jener Idee des persönlichen Gottes wird es noch mancher spezifisch christliche Gedanke sein, in dem wir uns mit ihm begegnen: seine Begeisterung für Christus als den, mit dem das Leben in die Welt eingetreten ist, seine zuversichtliche Hoffnung der persönlichen Fortdauer in einer Welt der Vollkommenheit, seine Ueberzeugung, daß nicht der logische Beweis, sondern die sittliche Erfahrung in die religiöse Erkenntnis führe, seine Hoffnung auf eine Durchdringung der menschlichen Gesellschaft mit dem Geiste der christlichen Liebe u. s. w. Doch aber müssen wir über seinen Standpunkt mit den Worten hinaussschreiten, mit denen er selbst den von Spinoza und Hegel verließ, dessen Ungenüge er an sich selbst erfahren habe, da er „weder der Vernunft noch dem sittlichen Gefühl eine volle Befriedigung gewährt“.

Am Anfang seines Vortrages über Freiheit, Sünde, Wiedergeburt heißt es: „Woher das gähnende Grab in der Fülle des Lebens, woher diese Risse im harmonischen Gefüge des Weltalls? Diese Frage weckt die schlummernde, süßträumende Seele. Und indem sie sinnend in sich geht, fragt sie selber, von geheimnisvollem Granen erschüttert: woher das Uebel im Reiche göttlicher Güte? woher das Böse im Reiche göttlicher Gnade und Heiligkeit? Nun ist die Ruhe dahin, und der Friede winkt erst als ferner Kampfpreis mühevoller Gedankenschlachten. Die Wirklichkeit der Sünde das ist der eigentliche Grund, warum überhaupt die Menschen philosophieren.“ Wenn dem so ist — und niemand wird es bestreiten —, so muß auch die Stellung, welche ein philosophisches System zum Uebel und zur Sünde nimmt, bezeichnend für sein ganzes Wesen sein. Auch das Christentum hat in der Erklärung der Sünde und des Uebels sein charakteristisches Kennzeichen, und soll eine Anschauung auf ihr Verhältnis zum Christentum geprüft werden, so werden wir am schnellsten zum Ziele kommen, wenn wir an diesem Punkte beginnen. Nun ist es wesentlich für den christlichen Offenbarungsglauben, daß Sünde und Uebel nicht ursprünglich in der Welt sind. Dem Sehnen des menschlichen Herzens, daß Sünde und Uebel nicht sein möchten, kommt das Christentum entgegen mit der Offenbarung: es ist einst nicht gewesen und es wird auch einst nicht mehr sein.

Wie steht Carriere zu Sünde und Uebel? — „Die Möglichkeit des Bösen“, sagt er, „liegt in der geschöpflichen, vom göttlichen Geist bedingten Freiheit.“ Gewiß — ohne die Freiheit ist das Böse nicht zu erklären. Aber mußte die menschliche Freiheit zur Sünde führen? Aus Carrieres etwas mythisch gehaltenen Darlegungen darüber an verschiedenen Stellen hören wir ein deutliches Ja heraus. Und hiermit scheiden wir von ihm bezüglich der Auffassung von Sünde, Freiheit, Menschengott, Welt und Gott. „Das Gute ist das Ewigine, das Wesenhafte, aller Dinge Grund und Ziel; aber als

das Gute ist es kein bloßes Sein, sondern That, ein Kampf, der ewig in den Sieg verklärt wird, aber ewig gefritten werden muß; es ist das Ja, das die Verneinung des Reins ausspricht und dadurch seine Energie offenbart. Das Gute, die Harmonie kann nur sein als die über das Mannigfaltige und Gegensätzliche triumphierende Einheit, die daher zum eigenen Leben den Widerspruch verlangt, ohne welchen sie nimmer offenbar würde, wie ohne das Dunkel das Licht, ohne das Leid die Freude, ohne den Widerstand die Kraft nicht empfindlich wäre.“ — „Darum bleibt das Gute das ursprüngliche und das wahre Sein, und das Böse ist nur an ihm, nur um seinetwillen; so ist das Böse als der Gegensatz des Seins das Nichtigte, die Verneinung, die als dies Nichts ausgesprochen und damit überwunden werden muß, auf daß das Gute sei.“ Wie praktisch und erst diese Sätze gemeint sind, geht dann weiter aus der Darlegung hervor, daß das Böse nie als That zur Wirklichkeit komme, sondern jede vollendete Handlung — der Verkauf des Joseph, der Verrat des Judas — greift heilsam in den Zusammenhang der göttlichen Weltordnung ein, ist in ihren Folgen gut. Das Böse hat sein Dasein nur im Willen, nur im Streben und Meinen des Einzelnen, und „der Gegensatz wird in Gott wie in der Weltgeschichte ewig überwunden“.

Für unser Denken wird durch diese Anschauung des Bösen die Selbständigkeit des Geistes beeinträchtigt. Zu seinem Wesen gehört für uns das sittlich Gute, und die Freiheit und Selbständigkeit zeigt sich gerade in der völligen Ueberwindung des Bösen. Soll nun dies aber zum Wesen des Guten gehören, als sein notwendiger Gegensatz, so wird der Geist, die Freiheit, das Gute — in der Betrachtung mit natürlichen Elementen vermischt, welche jenes Vereinerleien von Natur und Geist, das auch Carriere vermeiden will, nicht ausschließen. Und diese Gefahr des Vereinerleiens verwickelt sich in handgreiflicher Weise, wenn wir näher zusehen, wie denn Carriere das Verhältnis seines persönlichen Gottes zur Schöpfung denkt. Er unterscheidet zwar bestimmt Geist und Natur, Gott und Welt, er will nicht das All als Gott anbeten, will von der Schöpfung, als dem Mittel und Boden der Wirksamkeit Gottes, diesen selbst als den weltordnenden sittlichen Geist unterscheiden. Aber der pantheistische Sauerteig ist doch bei ihm nicht völlig ausgeschieden. Carriere kann den Begriff Gottes ohne den Begriff der Welt gar nicht fassen. „Gott wäre ohne die Welt nicht Gott, aber ebenso wenig wäre sie ohne ihn.“ — „Gott kann seinem Begriffe gemäß gar nicht anders denn als Schöpfer gedacht werden, und die gewöhnliche Meinung, daß er auch nicht schaffen könne, ohne dadurch innerlich ärmer oder verändert zu werden, dünkt mir gleich verwerflich mit der Ansicht, welche die Welt zu einem Produkt seiner Willkür macht, so daß er den Entschluß zur Schöpfung ebenso gut hätte unterlassen können.“ — Aus diesen Sätzen leuchtet ein, daß Carriere von einer eigentlichen Schöpfung überhaupt nicht reden kann, daß jener „Entschluß“, von dem er redet, seiner Ansicht nach niemals gefaßt ist, vielmehr gehört es zum Wesen Gottes, daß der als Kosmos geordnete Stoff vorhanden ist. Die Frage nach der besten oder besseren Welt verwirrt er als ganz verkehrt. „Der Geist, der die Weltordnung feststellt, wie sie ist, der schließt damit jede andere als eine ungehörige völlig aus.“

Wie wunderbar nehmen sich nun solchen gut pantheistischen Sätzen gegenüber andere aus, wie der, daß es eine Selbstbeschränkung Gottes sei, wenn er die Freiheit zulasse. Für unseren Standpunkt ist das ganz richtig ausgedrückt. Aber wann hat denn, nach Carriere, diese Selbstbeschränkung stattgefunden? Es ist ja alles, was zur Weltordnung gehört, notwendig, also auch die kreatürliche Freiheit, diese ist Selbstbeschränkung Gottes, also gehört es zum Wesen Gottes: beschränkt zu sein. Oder es folgt, daß die natürliche Freiheit gar keine Freiheit ist. Eine dritte Möglichkeit giebt es nicht. Damit sind aber die Begriffe Gott, Geist, Sittlichkeit, Freiheit in ihrer Selbständigkeit preisgegeben. Und wir müssen sagen: der Standpunkt Carrieres verschafft weder dem vernünftigen Denken, noch dem sittlichen Gefühl eine volle Befriedigung.

Noch mache ich auf eine eigentümliche Verwertung des Evangeliums Johannis bei dem Beweis gegen die Unabhängigkeit Gottes von dem Dasein einer Welt aufmerksam. Carriere sagt: „Der Bahn von einer Schöpfung als einer willkürlichen That Gottes, die zu einer gewissen Zeit eingetreten wäre, findet indes nirgends im Christentum seine Stütze; vielmehr beginnt das Johannes-Evangelium: im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort; und in demselbigen sind alle Dinge gegründet (!). Gott ist also uranfänglich das ewige Ansprechen seiner selbst, die sich äußernde Vernunft u. s. w.“ Gerade diese Stelle hätte vielmehr darauf hindeuten sollen, wie Gott einer Welt der Dinge gar nicht bedarf, da „das Wort bei Gott ist“, und zwar schon war, als die Welt erst ihren Anfang nahm.

Doch man könnte sagen: sind dies alles nicht mehr Differenzen der philosophischen Spekulation? und sollen wir uns nicht an der gemeinsamen Anerkennung des persönlichen Gottes, der sittlichen Weltordnung, der Erhabenheit Christi und seiner Bedeutung als des Lebens der Welt genügen lassen? — Wenn das Christentum nur aus gewissen sittlichen Ideen und gewissen Lehren bestünde, könnten wir die Frage vielleicht bejahen. Aber da es sich um ein neues Leben und um eine neue Kraft handelt, so treten die Unterschiede der Auffassung zwischen dem Offenbarungsglauben der Kirche und dem philosophischen „Theismus“ unseres Idealisten doch deutlich hervor und bleiben nicht ohne praktische Wirkung. Ich hebe nur zwei entscheidende Punkte heraus.

Einmal sehen wir überall in jenem idealistischen System dem Denktinteresse einen Einfluß gewährt, der ihm bei dem wesentlich praktischen Verhalten, auf welches es im Christentum ankommt, nicht gebührt. Wohl will auch der gläubige Christ auf dem Wege des Denkens zu einer zusammenhängenden Weltanschauung gelangen; aber er kennt den tiefen Riß, der durch die eigene Natur und durch die ganze Welt hindurch geht, zu genau, als daß er nicht von vornherein wissen müßte, daß seine Weltanschauung nicht alle Rißel lösen und ohne dunkle Reste zu einem durchsichtigen Resultat gelangen könnte. Carriere verwahrt sich gegen den Gott, der von Ewigkeit war, ehe denn Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen wurden. Er verwahrt sich gegen ein Wirken desselben, das in unsere naturgesetzliche Berechnung nicht aufginge. Das Wunder ist ihm nur die Deutung, welche einem rein natürlichen Ereignisse seitens der religiös bewegten Gemüter zu teil wird, — die Versöhnung ist nur eine Art des menschlichen Bewußtseins, das sich mit Jesus Christus solidarisch eins fühlt — die christliche Hoffnung nur die Gewißheit des Sieges des Guten, welche sich in phantastische Auffassung und äußerliche Symbolisierung einleide — die Person Jesu ist ihm darum eine göttliche, weil er sich aus der Tiefe des allwaltenden Geistes erleuchtet und befehligt weiß — seine Auferstehung ein Ereignis in den Seelen der Jünger. Diese Umdeutungen der christlichen Begriffe werden alle vorgenommen im Interesse der Ueber-einstimmung mit unseren wissenschaftlichen Begriffen, also im Denktinteresse. Aber Carriere irrt, wenn er meint, das Wunder ließe sich nur auf Kosten der Durchbrechung der Naturgesetze festhalten. Vielmehr geht die Leugnung des Wunders von der Voraussetzung aus, daß alle Lebenssphären, die es überhaupt giebt, unserer Wahrnehmung unterworfen sind. Sobald zugegeben wird, daß es transzendentes Leben giebt, so ist damit ein Gebiet gesichert, auf dem Gesetze gelten können, die unserer Fassungskraft entzogen sind. Und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß aus jener Sphäre Einwirkungen auf die diesseitige Welt geübt werden, die uns als Eingriffe, als Aufhebung des natürlichen Zusammenhanges erscheinen, die aber nicht anders sind als die Eingriffe, welche Vermögen der menschlichen Freiheit in den Naturzusammenhang gemacht werden, die sich doch gleichfalls aus dem Naturzusammenhange selbst in keiner Weise erklären lassen. So nehmen wir also ein Handeln Gottes an nach Gesetzen, die uns unerreicht und unsäherbar sind, — allerdings eines Gottes, der von dem ganzen Gesüge von Notwendigkeiten, welche in der Welt wirken, völlig unabhängig, wahrhaft frei ist. Jene Voraussetzung aber, die Carriere im vermeintlichen Interesse des vernünftigen

Denkens macht, daß alles Existierende auch erkennbar sei, führt in ihren Konsequenzen nicht nur zurück zum Pantheismus, sondern im Grunde genommen auch zum Materialismus.

So stehen wir also auf einem wesentlich anderen Standpunkt bezüglich der Anschauung Gottes und seines Verhältnisses zu den Kreaturen. Dadurch ermöglicht sich aber für uns eine wesentlich andere Stellung zur Person Jesu Christi. Die Beschreibung, die wir von unserem Verleher mit Christus geben, lautet wie eine ganz andere Religion als die, welche aus Carrières Stellung zu ihm sich ergibt. Und das führt zu einem ausschließenden Gegensatz in der Auffassung der sittlichen Erneuerung, für die auch auf jener Seite der Ausdruck Wiedergeburt gebraucht wird. Der christlich gefärbte Idealismus, welcher — wie bei Carrière — eine eigentliche Offenbarung nicht anerkennt, kann auch nichts anfangen mit dem Wege der Erniedrigung, auf dem allein es zur Erhöhung geht. Die Beschreibung der Wiedergeburt in den „Religiösen Reden“ sieht dem Kantischen Entschluß zur Aenderung der Maximen verzwiefelt ähnlich. Wie soll das aber auch anders sein, wenn das im Menschen vorhandene Böse nichts anderes ist als das notwendige Substrat zu dem gleichfalls in ihm vorhandenen natürlichen Guten? Darum hat auch dort der spezifisch evangelische Glaube keinen Raum, nämlich das felsenfeste Trauen auf Gottes Gnade im Gegensatz gegen das verdammende Gewissen, — ein Vertrauen, das sich gründet auf Gottes klare Zusage, der ich glaube, weil ich denselben Gottes vernichtende Wahrheit im Gewissen erfahren habe. Nur dieser Glaube und die in diesem Glauben an die Gnade liegende Kraft, die in den Schwachen mächtig ist, kann dem sittlichen Gefühl volle Befriedigung gewähren.

Es durfte nicht umgangen werden, den Differenzen klar ins Auge zu sehen, die uns von einem so aufrichtigen Manne, einem so tief sittlich empfindenden Idealisten wie Carrière trennen. Aber es soll damit die Betrachtung nicht schließen. Zwei Bemerkungen allgemeiner Art seien hier am Schluß noch gestattet.

Erstlich: wir begründen in solchen ehrlichen und geistesmächtigen Segnern des Materialismus und des abstrakten Pantheismus, kurz des Atheismus in jeder Form, gern auch Bundesgenossen in dem Kampfe um die Aufrichtung einer christlichen Gesellschaftsordnung, eines Gemeinschaftslebens, das von den Principien der Gerechtigkeit und der Liebe durchdrungen ist, wo nicht mehr der Egoismus als wirtschaftliche Macht anerkannt, nicht mehr rein naturalistisch auch die sociale Entwicklung betrachtet wird. „Der christliche Staat ist diejenige sittliche Ordnung und Begründung des Volkslebens, welche durch vereinte Kraft auf dem neuen Princip organisiert wird, das der Heiland in der Menschheit erweckte. . . . Die Erkenntnis wird Gemeingut, daß ein und derselbe Lebensgrund in der bürgerlichen Ordnung und Verfassung, in Glauben, Kunst und Wissenschaft eines Volkes sich ausspricht, daß Ein Geist alle diese Sphären durchdringt und zu einem Ganzen zusammenschließt. Der griechische, der römische Staat ist für uns so lange unmöglich, bis wir zum olympischen Zeus oder zum kapitolinischen Jupiter beten, der christliche so lange unser eigen und zugleich unsere Aufgabe, als wir an der Religion Jesu festhalten und an dem Aufbau seines Reiches arbeiten.“ — „Darum ziemt es uns nicht, das Haupt zu verhüllen oder die Hände in den Schoß zu legen bei den Ungünstigkeiten und den Greuelthaten unserer Zeit, sondern den freien Staat auf- und auszubauen und in ihm an der Wiedergeburt der Zustände zu arbeiten, wo dann der Wirksamkeit der Frauen in der Plastik unserer Lebensverhältnisse die Anmut anheimfällt. Fangen wir nur im Kleinen an, trachten wir ein jeder an ihm selbst die Unnatur abzustreifen, die Persönlichkeit als den Träger und nicht als das Anhängsel der Sache oder der Lebensstellung anzusehen, und jeglichem die Ehre zu geben, die allen Menschen gebührt! Allen Menschen! Denn in unserer Seele, denn in allen Seelen wohnt ein göttliches Leben, denn jede Seele ist ein Keim unendlicher Entfaltung. . . . Gewöhnen wir uns, das Nichtsthu und die Puscherei zu verdammen, aber jede Arbeit als ein Heiliges und Hohes zu betrachten!“ „Je mehr sittliche Bildung in den

Individuen waltet, desto näher kommt die menschliche Gesellschaft ihrem Ziel, der gegenseitigen Förderung und Verbindung der Einzelnen für große gemeinsame Zwecke, und an die Stelle des Zwanges tritt die Liebe. Das Volk erkennt und ehrt im Fürsten die persönliche Spitze und thatkräftige Einheit seines Nationalwillens und Nationalbewußtseins, und er fühlt sich durch Gottes Gnade als das vom Gesamtleben getragene organische Haupt; je freier und voller das einzelne Glied sich entwickelt, desto stärker und größer wird das Ganze, je mehr ein Glied dem anderen giebt, in desto reichere Blüte tritt es selbst.“ — „(Das zweite Lebensalter der Welt) wird beginnen in dessen Geist und Kraft, der einmal schon die Welt errettet hat, als sie gläubig ihn aufnahm, und dessen Wort und Werk jetzt philosophisch begriffen und begründet wird, daß er das ganze Leben heiligend, weihend durchdringe, Jesus Christus.“

Zweitens: wenn wir doch noch tiefgehende Differenzen in unserer beiderseitigen Auffassung des Christentums feststellen mußten, so soll uns das nicht hindern, eine Annäherung anzuerkennen. Ich sprach oben von der Wendung zur Wahrheit in der gegenwärtigen Entwicklung. Ich denke, daß es nun verständlich geworden ist, inwiefern Carriere als Zeuge dafür aufgeführt werden kann. Wohl stammt seine geistige Bildung aus den Zeiten, in denen der Kultus des menschlichen Genius auf seiner Höhe stand, — wohl trennt ihn von diesen Zeiten kein innerer Bruch — wohl will er sich die Feinden des Geistes, die Herolde des deutschen Lebens, einen Goethe, Schiller, Fichte nicht nehmen und vom Christentum ausschließen lassen, so daß er „gleich dem alten Raibot von dem Taufbeden zurüdtreten und lieber mit solchen Eblen in der Hölle als in einem Pfaffenhimmel“ sein möchte — wohl fehlt ihm das tiefste Verständnis von der eigentlichen Bedeutung der Sendung des Gottesohnes; dennoch — in wie anderen Worten spricht dieser Rationalismus von Christus und dem christlichen Heil, als es vor fünfzig Jahren geschah!

Wir haben es erlebt, daß die heftigen Angriffe gegen die historischen Grundlagen des Christentums von den dreißiger Jahren an zu immer hellerem Herausstrahlen seiner Wahrheit geführt haben. Wir hoffen es auch von dem in unserer Zeit mit neuen Mitteln und Kräften aufgenommenen Kampf. Wir sehen in unserem Vaterlande die Fragen der Religion, des christlichen Glaubens mit Lebhaftigkeit verhandeln. Die Macht des Evangeliums als einer das Volksleben gestaltenden und gesund machenden Kraft wird immer allgemeiner anerkannt. Wir müssen es mit Freude begrüßen, wenn alle, die noch dem Idealismus huldigen, sich auch spekulativ mit den religiösen Fragen beschäftigen. Denn immer deutlicher wird das Ungenügende aller Spekulationen hervortreten, die auf einem anderen Wege die Weltanschauung erfassen wollen als auf dem des Glaubens an den in Christo Fleisch gewordenen Gott.

Auch Moriz Carrieres höchst anziehend geschriebene Schriften werden in diesen Prozeß eingreifen. Der aufrichtige Denker wird überall über seine eigenen Resultate hinausgeführt werden und wird daraus Anleitung entnehmen, auf eine ganz andere Weise den Weg zu suchen, der zum Frieden führt. Zum Gedächtnis des Entschlafenen aber würde ich das verheißende Wort wählen, das der Meister gesprochen hat über die, die noch nicht im vollen Glanze der Erkenntnis stehen: „Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht.“





Herbstfage in Skandinavien.

Von

Curt Balan.

In den Tagen vom 6. bis zum 9. September 1894 fand in Christiania eine Konferenz von Vertretern der norwegischen „Foreninger til fremme of sedelighed“ (Sittlichkeitsvereine) statt. Hierzu hatten auch die verwandten Vereine in Dänemark, Schweden, Deutschland und England Einladungen erhalten. Da an der vorjährigen Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Frankfurt a. D. ein norwegischer Deputierter teilgenommen, so konnte diese freundliche Einladung nicht wohl unberücksichtigt bleiben. Auf den dringenden Wunsch hervorragender Vertreter der Sache in Deutschland entschloß ich mich noch in erster Stunde, als deutscher Deputierter nach Christiania zu gehen. Wenn ich im Folgenden meine Eindrücke und Erlebnisse auf dieser vierzehntägigen Reise der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht dies namentlich deshalb, weil seit den letzten Jahrzehnten Deutschlands Augen mit wachsendem Interesse nach dem schönen nordischen Lande blicken, und weil ich während jener Zeit im unausgesehenen freundschaftlichen Verkehr mit Skandinaviern der verschiedensten Stände Gelegenheit hatte, nordisches Leben und Wesen in einer so eingehenden Weise kennen zu lernen, wie es den zahlreichen deutschen Touristen, die alljährlich während der Sommermonate in Gesellschaft von Landsleuten Norwegen auf Eisenbahn, Dampfschiff und „Steds“ durchfliegen, nur selten vergönnt sein dürfte.

Ein Freund des Meeres, hatte ich, trotz des Gespenstes der Seekrankheit, der ermüdenden Eisenbahnfahrt die direkte Seereise von Stettin nach Christiania vorgezogen. In Stettin, wo ich über Nacht war, klagte man darüber, daß namentlich infolge der hohen Getreidezölle Handel und Wandel immer mehr zurückgegangen seien. Ich konnte hieran beim besten Willen nicht glauben; weder das lebhafteste Treiben im Hafen, in welchem allein an hundert, teilweise recht ansehnliche Dampfer liegen mochten, noch das ganze Außere der Stadt gestatteten den Schluß auf Not und schlechte Zeiten. Seit ich Stettin nicht gesehen, hat sich dasselbe ganz außerordentlich verschönt; namentlich machen die breiten, teilweise mit wohlgepflegten Anlagen versehenen Ringstraßen, welche jetzt an Stelle der alten Festungswerke einen großen Teil der Altstadt umgeben, einen wirklich vornehmen und großstädtischen Eindruck. Am anderen Morgen auf dem Wege nach dem Hafen kam ich bei einem gewaltigen neuen Gebäude, einem geradezu prächtigen gotischen Backsteinbau mit sehr reicher Verwendung grüner Glasurziegel, vorüber und hörte zu meinem Staunen, daß dieser Palast den Zwecken einer gewöhnlichen Gemeindefchule gewidmet sei. Auch dieser Eindruck war nicht geeignet, mir die Ueberzeugung

von einem durch falsche Zollpolitik verschuldeten Verfall der guten alten Handelsstadt Stettin beizubringen.

Während eines heftigen, aber kurzen Gewitters verließen wir auf dem stattlichen, sehr bequem eingerichteten dänischen Dampfschiff „Melchior“ den Hafen von Stettin. Doch bald klärte sich der Himmel wieder auf und die Meist aus Dänen und Norwegern bestehende Reisegesellschaft konnte den malerischen Rückblick auf die von dem gewaltigen, jetzt ausgebauten Jakobikirchturm überragte Stadt und den Hafen mit seinen Hunderten von Masten, Segeln, Flaggen und Wimpeln genießen. Bald fuhren wir an den großen Werften des Vulkan vorüber, wo ein kurz vorher vom Stapel gelanes Kriegsschiff wie eine riesige Burg aus dem Wasser ragte. Als letzter landschaftlich hübscher Punkt der Fahrt auf Ober und Haff folgten dann die buchenbewaldeten Gölwower Höhen, der Lieblingsausflugsort der Stettiner. Erst kurz vor Swinemünde, welches, von waldigen Hügeln überragt, einen anmutigen Eindrud macht, wird die Fahrt wieder interessanter.

Nach kurzem Aufenthalt in Swinemünde erreichten wir endlich das Meer. Bald nach der Ausfahrt erblickt man rechts in der Ferne Midsöy, dessen roter Kirchturm sich hübsch vom waldigen Hintergrund abhebt. Die Fahrt geht zunächst unsern der Küste der Insel Wiedom entlang. Zuerst erscheint links Ahlbed und dann Heringsdorf, beides zwischen Wald und Meer lang hingestreckte, stattliche Ortschaften. Bald jedoch wendet sich das Schiff mehr nach Norden, an dem kleinen Felsenland der Greißwalder Die und der Insel Rügen vorbei. Als wir die Höhe der Stubbenitz erreichten, war die Dunkelheit schon vollständig hereingebrochen, und nur die Lichter von Sahnitz und Krampas grüßten über das Meer herüber. Lange hatte ich vorher vorn am Bug des Schiffes gestanden und dem herrlichen Sonnenuntergang zugesehen, welcher auf den Fluten Farbenspiele hervorrief, deren Wiedergabe dem Maler sicherlich den Vorwurf unwarer Uebertreibung zugezogen haben würde. Dabei hatte mir eine Zeitlang ein originelles lustiges Menschenkind, ein Tischlergeselle aus Hamburg, Gesellschaft geleistet. Aus keineswegs unbemittelter kleinbürgerlicher Familie stammend, hatte er nach seinen Erzählungen fast ganz Deutschland durchwandert und wollte nun als Deckpassagier mit nur noch 4 Mark in der Tasche in Kopenhagen sein Glück versuchen. Er räumte sich dieses „Glück“ mehr als mir gefiel, und ich fragte ihn deshalb, ob er denn wisse, was das größte Glück für ein Menschenkind auf Erden sei. Da er verlegen schwieg, benutzte ich die Gelegenheit, um ihn auf das „Eine, was not thut“ hinzuweisen, und er nahm's nicht unfreundlich anf.

Die Kojen des „Melchior“ entsprachen ihrem guten Rufe, und so wachte ich denn am anderen Morgen erst auf, als wir den Hafen von Kopenhagen längst erreicht hatten. Fast genau vor 20 Jahren hatte ich als Student mit einigen Freunden hier eine lustige und interessante Woche verlebt, und gern benutzte ich den Umstand, daß die Schiffe von Stettin nach Christiania hier einen halben Tag liegen bleiben, um die alten Erinnerungen aufzufrischen. So ging ich denn an dem schönen klaren Herbstmorgen durch den Tolbodvej und die Bredgade in die Stadt hinein. Fast komisch berührte es mich, daß das erste Laden Schild, auf welches mein Blick fiel, den nicht unbekanntenen Namen „Cohn“ trug. Uebrigens müssen, wenn das Wort wahr ist, daß jedes Volk so viele Juden hat, als es verdient, Dänen und namentlich Norweger sehr viel bessere Menschen sein, als wir Deutschen; denn selbst in Kopenhagen tritt das jüdische Element wenig hervor und in ganz Norwegen giebt es überhaupt nur vereinzelte Juden. Nachdenklicher stimmte es mich, als ich aus der kleinen römisch-katholischen Kirche auf der Bredgade eine große Anzahl von Schulkindern, von Lehrern und Nonnen geführt, herauskommen sah. Die Dänen, mit welchen ich später über diese Wahrnehmung sprach, legten der katholischen „Mission“ in Kopenhagen keinerlei Bedeutung bei. Im Hinblick auf die große Klugheit römischer Propaganda in evangelischen Ländern, sowie auf den bestrickenden Reiz, welchen der römische Gottesdienst auf unbefestigte und unklare

Protestanten auszuüben pflegt, scheint hier doch eine Warnung vor falscher Sicherheit angebracht. Jedenfalls muß den deutschen evangelischen Christen schon der Anblick des Verjuchts schmerzlich stimmen, in ein stammverwandtes, kerniges Volk, das bisher über drei Jahrhunderte eines Glaubens gelebt hat, jenen religiösen Zwiespalt hineinzutragen, der über Deutschland schon so viel Unsegen gebracht hat und der noch heute die Hauptschuld an der Ferrißenseit unserer inneren politischen Zustände trägt. Auf dem weiteren Wege lodte der imposante Kuppelbau der „Marmortirche“ zu einem Besuche. Die bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnene Kirche (offiziell Frederikskirche genannt), deren Bau einst unter der Herrschaft Struensee eingestellt worden war, ist in den letzten Jahren auf Kosten eines Privatmannes, des Statrats Tietgen, ausgebaut und erst kürzlich eingeweiht worden. Ich fand das Innere, obwohl würdig, doch mehr prächtig als schön. Namentlich störte mich das große, ganz bunt gehaltene, filifizierte Altarkreuz. Keinesfalls kann die Marmortirche sich messen mit der teutschen Schönheit und Harmonie der durch Thorvaldsens Christus und Apostel geschmückte Frauenkirche, in welche ich nach längerem Umherwandern in der inneren Stadt eintrat. Hier traf ich meinen Hamburger Tischlergesellen wieder, aber freilich nicht zu sonderlicher Erbauung. War seine derbe fröhliche Art an Bord ganz am Plage gewesen und hatte dieselbe gewiß auch empfindsame Seelen dort nicht gestört, so berührte es jetzt geradezu peinlich, ihn zusammen mit einem anderen Handwerksburschen mit dreistem Schritt und frechem Blick quer über den Altarraum schreiten zu sehen, wo einst ein Mynster, ein Martensen ihres bischöflichen Amtes gewaltet hatten. Eine alte Wahrheit trat mir in drastischer Weise vor Augen, sie hieß in der Sprache dieses Raumes: Neben einen Thorvaldsenschen Taufengel paßt kein Shakespearescher Kuppel.

Noch einen anderen berühmten Ort Kopenhagens besuchte ich zum Schluß, das Tivoli, ein in seiner Art großartiges Gartenetablisement mit den verschiedensten Restaurants, Theatern, Konzertsokalen und Jahrmarktserkennlichheiten aller Art. Im Jahre 1874 hatten wir hier manchen Abend verlebt, und unter dem Eindruck der prächtigen Illuminationen und Feuerwerke und des interessanten Volksebens, welches sich hier allabendlich zu entwickeln pflegt, das Tivoli für die größte Sehenswürdigkeit Kopenhagens erklärt. Aber heut im Lichte des Mittags vermochte der Mann hier nichts Schönes mehr zu erblicken, sondern nur Flitter und Tand, und das einzig Erquickliche, was es hier gab, war die große Zahl von Kindern, die sich unter der Aufsicht von Müttern und Wärterinnen im Sonnenschein des warmen Herbsttages ihres Lebens freuten.

Als ich kurz vor der Abfahrtsstunde auf das Schiff zurückkehrte, fand ich die Zahl der Passagiere, trotzdem eine große Anzahl derselben in Kopenhagen ausgestiegen war, fast auf das Doppelte gewachsen, ein sichtbares Zeichen dafür, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark bei weitem nicht so rege sind, als diejenigen zwischen Dänemark und Norwegen. Zu meiner Freude befand sich unter den wenigen hinzugekommenen Deutschen die Schriftstellerin Frau Marie Fischer, geb. Lette, eine Tochter des bekannten Philanthropen Lette, dem Vater ähnlich an warmer Menschenliebe, die bei ihr durch eine feste Stellung zum Evangelium noch verklärt ist. Durch sie, welche einige Tage in Kopenhagen gewohnt hatte, lernte ich bald drei Deputierte des großen dänischen Sittlichkeitsvereins, welche die Reise nach Christiania ebenfalls auf dem „Melchior“ zurücklegten, kennen, darunter den ehrwürdigen Pfarrer Gold von der Vor Frelsers-Kirke (Erlöserkirche) in Kopenhagen. Wie fast alle gebildeten Dänen und Norweger waren auch diese Herren der deutschen Sprache soweit mächtig, daß eine Unterhaltung, solange nicht allzu tiefe Probleme berührt wurden, sehr wohl möglich war. Obwohl man dem Deutschen mit einiger Zurückhaltung begegnete, habe ich die gebotene Gelegenheit, mich über dänische Anschauungen und Verhältnisse zu unterrichten, schon während der 23stündigen Seefahrt reichlich benützt. Fast rührend war es mir,

hierbei zu erfahren, mit welchem warmen Interesse man in den kirchlichen Kreisen Dänemarks die Entwicklung unserer Landeskirchen verfolgt; freilich war hierbei auch die oder jene irrthümliche Anschauung zu berichtigen. So konnte ich kaum ein Lächeln unterdrücken, als man mich mit besorgten Mienen über die Erfolge der sogenannten „Egibyschen Bewegung“ befragte, in welcher man geneigt schien, den Anfang vom Ende der evangelischen Kirche Deutschlands zu erblicken. Dagegen mußte ich die ernstlichen Sorgen meiner Reisegefährten bezüglich des Ueberhandnehmens der Ritsch'schen Richtung auf unseren Hochschulen leider als durchaus berechtigt anerkennen. Eigentümlich war es, daß man hierbei und bei vielen ähnlichen Gesprächen, welche ich auf meiner Reise mit Dänen und Norwegern führte, teils versteckt, teils offen immer wieder die Meinung zu erkennen gab: an allen ungünstigen Erscheinungen auf evangelisch-kirchlichem Gebiet in Deutschland sei die böse „Union“ schuld. Wenn ich dem gegenüber darauf hinwies, daß wohl $\frac{2}{3}$ aller evangelischen Deutschen gar nicht zu unierten Landeskirchen gehörten, daß gerade rein lutherische Landeskirchen vielfach ein sehr liberales Regiment hätten, daß die lutherische Universität Jena stets der Hort des Protestantentums gewesen, daß der „große Ketzer“ Ritschl Professor an der streng lutherischen Universität Göttingen gewesen sei und bis zuletzt seinen lutherischen Standpunkt betont habe — was nützte dies alles gegenüber einer solchen vorgefaßten Meinung, die selbst von einem so weitblickenden und weitherzigen dänischen Theologen wie Martensen unbedingt geteilt wurde. Ich habe in jenen Tagen manchen harten Strauß mit skandinavischen Geistlichen und Laien über diese Frage ausgedacht, und selbst da, wo es mir gelang, einen davon zu überzeugen, daß die Union der preussischen Landeskirche eine durch die geschichtliche Entwicklung gebotene (P. v. Hed.), dem Geiste des Evangeliums in keiner Weise widerstrebende Institution sei, — selbst da, wo man mir zugab, daß der lutherische Geistliche einen Reformierten, den er als ein Kind Gottes kennen gelernt, nicht von der höchsten sichtbaren Gemeinschaft der Gläubigen, dem heiligen Abendmahl, zurückweisen könne, ohne weit dahinten zu bleiben in der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist, — selbst da sagte man die *reservatio mentalis* hinzu: es ist aber doch gut, daß es bei uns keine Reformierten giebt und unsere Kirche und unsere Geistlichen deshalb vor so kritische Fragen gar nicht gestellt werden.

Auch auf unsere deutschen Kirchenverfassungen, welche ja allerdings mehr reformierten als lutherischen Charakter tragen, hat man bis vor kurzem in Dänemark und Norwegen offenbar mit großem Bedenken, wenn nicht gar mit einer gewissen Ueberlegenheit geschaut. Aber jetzt fängt man bereits an, uns darum zu beneiden. Die Lage beider Landeskirchen ist demalsten thatsächlich auch eine sehr kritische. Abgesehen von den Konferenzen der Bischöfe und Geistlichen, die vom Könige ernannt, eigentlich auch nur Staatsbeamte sind, fehlt es denselben an jeder geordneten Vertretung. Nicht einmal Kirchenvorsteher oder Kirchenälteste sind vorhanden*), wie es denn „Kirchengemeinden“ in unserem Sinne überhaupt nicht giebt und alle kirchlichen Bedürfnisse entweder aus den vorhandenen Fundationen oder durch die hierzu verpflichteten politischen Gemeinden beschafft werden. Letzteren liegt insbesondere auch die Kirchenbanlast ob. Solange nun kirchlich oder wenigstens konservativ gesinnte Männer Minister waren, litt die Kirche keine Not und die geistlichen und kirchenregimentlichen Stellen wurden durchaus nach den Wünschen der Bischöfe besetzt. Allein seit in den Parlamenten Dänemarks und Norwegens das radikale Element die Ueberhand gewonnen hat, und in Norwegen, wo das Gegengewicht eines vollständigen Königshauses fehlt, sich mehr und mehr eine reine Parlamentsherrschaft ansbildet, beklagen die dortigen kirchlichen Kreise es lebhaft, daß man die Gunst früherer Zeiten nicht dazu benutzt hat, um die wichtigsten

*) Die „medhjælperne“ (Mithelfer), welche in Norwegen auf Vorschlag des Biskops vom Bischof aus dem Laienstande ernannt werden, bilden kein Kollegium und haben so begrenzte Befugnisse, daß sie nicht als Kollaterale, sondern nur als eine Art von Diakonen angesprochen werden können.

Lebensinteressen der Kirche gegen derartige unberechenbare Einflüsse zu sichern. In welcher Weise die radikale Majorität des norwegischen Storting ihre Macht in kirchlichen Dingen mißbraucht, dafür sei ein charakteristischer Beleg beigebracht. Bis vor kurzem gab es bei der theologischen Fakultät der Universität Christiania fünf ordentliche und eine außerordentliche Professur. Um zu verhindern, daß bei eingetretenen Erledigungen der Linken mißliebige Persönlichkeiten eine Professur erhielten — andere Bewerber standen überhaupt nicht in Frage —, hat die Majorität nach und nach das Gehalt dreier dieser Professoren aus dem Staatshaushaltsetat gestrichen, so daß die Fakultät jetzt nur noch drei Professoren zählt, von denen überdies einer seit Jahresfrist durch Krankheit verhindert ist, Vorlesungen zu halten.

Ueber dem anregenden Gespräch mit den Reisefährten wurde der Genuß der schönen Gegend nicht vergessen. Die hügeligen, mit prächtigem Buchenwald und Wiesen bedeckten Gestade Seelands standen bei mir von meinem früheren Besuche her noch in bestem Andenken. Leider hielt das Schiff soweit vom Lande ab, daß man dieselben, insbesondere auch die reizenden Villen und Gärten Klampenborgs und Stodsborgs nur durch den Krimstecher deutlich erkennen konnte. Erst kurz vor Helsingör, dem Ausgange und gleichzeitig der schmalsten Stelle des Sundes, fuhrn wir dicht am Ufer entlang und konnten uns des malerischen Anblickes der Stadt und der alten Feste Kronenborg erfreuen. Im Kattegat, wohin wir nun gelangten, ging der Kurs des Schiffes längere Zeit unfern der schwedischen Küste entlang. Stattliche Ortschaften und zahlreiche Fabrik- schornsteine, welche hier sichtbar wurden, ließen auf Wohlhabenheit des Landes und eine entwickelte Industrie schließen. Bald jedoch wurde der Blick des Reisenden ausschließlich auf das hochaufragende Vorgebirge Kullen gezogen, welches sich wie ein gekrümmter Finger zwischen dem offenen Meere und der Bucht von Stelbervik lang hinzieht. Obwohl sich das Gebirge nur etwa 600 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, gewährt es mit seinen steilen, felsigen Kuppen doch weithin einen schönen Augenpunkt. Die äußerste Spitze wird von einem ansehnlichen Gebäude mit hohem, massivem Turm gekrönt. Dasselbe, äußerlich einer Wallfahrtskirche ähnlich, wie sie die katholische Kirche an derartigen Punkten zu erbauen liebt, dient thatsächlich dem nützlichen Zwecke eines großen Leuchtfeuers, das etwa eine Stunde nach der Vorbeifahrt hinter uns aufflammt.

Auch die Fahrt auf dem nächstlichen Meere hat ihre großen Reize. Zwar schien an jenem Abende der Mond nicht, aber das Auge wurde neben dem herrlichen Sternenhimmel durch das interessante Spiel der Leuchtfeuer gefesselt, die, meilenweit sichtbar, rechts von der schwedischen Küste, links von den dänischen Inseln Anholt und Lågö herüberstrahlten. Einzelne von ihnen leuchteten in natürlichem Licht, einzelne in rotem, manche ständig, andere intermittierend in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen (Wischfeuer), und dabei auch letztere teilweise in der Farbe des Lichtes wechselnd. — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ — so wurden denn dem Beschauer in jener Stunde auch die unter dem Sternenhimmel erstrahlenden Leuchtfeuer zum Sinnbilde ewiger Wahrheit. Wie den Steuermann auf der Fahrt jene irdischen Feuer geleiten, ihn warnen vor Untiefen und felsigem Strand, so fehlt es auch dem Menschen auf der Bahn seines Lebens nicht an menschlichen Führern und Warnern mancher Art. Und wie bei der Weiterfahrt des Schiffes des einen Leuchtfeuers Licht verschwindet und dann wieder plötzlich ein neues durch die Nacht sichtbar wird, so erstehen dem Menschenkinde, wenn des einen treuen Warners Stimme verhallt ist, durch Gottes Fürsorge immer wieder neue Freunde, die ihm Handreichung thun auf dem dunklen Lebensweg. Aber doch darf der Mensch auf menschliche Liebe und Treue allein so wenig bauen, wie der Steuermann den Kurs des Schiffes allein und stets nach den Leuchtfeuern bestimmen kann. Menschliche Liebe und Treue kann müde werden, des Leuchtturms Feuer kann einmal verlöschen. Und wie dichte Nebel dem Steuermann den Anblick der Leuchtfeuer entziehen können, so können Umstände und Verhältnisse den Menschen fern von jedem Freunde, jenem Warner allein auf sich selbst stellen. Dann muß er, wie

der Steuermann zur Sternenwelt, zu dem emporstehenden, der über den Sternen thront. Und er ist hierbei noch besser daran als der Steuermann, denn das große Licht, welches in jener geheimnisvollen Nacht im Bethlehem aufging, vermag auch durch die dunkelsten Wolken und Rebel unseres Lebens hindurchzuleuchten. —

Als ich am nächsten Morgen auf das Verdeck trat, befanden wir uns bereits in unmittelbarer Nähe der norwegischen Küste, im „Skjæregaard“ (Schärenhof). Kleine Felseninseln, welche sich meist nur wenige Meter über den Meeresspiegel erhoben, umgaben das Schiff von allen Seiten. Fast alle waren mit grünem Rasen bedeckt, viele auch mit Baumwuchs, der sich jedoch ausschließlich auf Birken und Fichten beschränkte. Auf den größeren Inseln und weiter drinnen auf dem Festlande hoben sich braunrot angestrichene Holzhäuser mit roten Ziegeldächern von ihrer grünen Umgebung freundlich ab. Leider trieben mich Regen und ein eisiger Nordwind, der das Thermometer auf kaum $1\frac{1}{2}$ Grad Reaumur Wärme herabdrückte, bald wieder in die Kajüte zurück. So habe ich denn von den vielgerühmten Schönheiten des fast 10 Meilen langen, mitunter kaum einen Kilometer breiten Christianiafjords, an dessen nördlichem Ende Christiania liegt, auf der Hinfahrt nur wenig genießen können. Die landschaftliche Scenerie erinnerte mich lebhaft an die höheren Teile und Klippen deutscher Mittelgebirge. Freilich erheben sich die sanft ansteigenden Ufer anfänglich kaum bis zu 100 Meter über den Spiegel des Fjords, und selbst die den Blick nach Norden abschließende Bergwelt nur etwas über 500 Meter. Aber man muß sich vergegenwärtigen, daß das Auge hier die Berge in ihrer vollen absoluten Höhe ermißt, und daß infolge der nördlichen Breitengrade fast gar kein Ackerland, sondern nur Wiese, Heide und Wald sichtbar ist.

Als das Schiff gegen 1 Uhr mittags im Hasen von Christiania anlegte, hatte die Ungunst des Wetters ihren Höhepunkt erreicht. Eisiger Wind und mit Schnee gemischter Regen begrüßten uns ganz nordisch. Desto wohlthunender war der freundliche Empfang, der uns schon am Dampfsschiff und eine Stunde später bei der feierlichen Eröffnung des Kongresses in der großen Aula der Universität zu teil wurde.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, nähere Mitteilungen über den Verlauf des Kongresses, über seine Arbeiten und Beschlüsse zu geben. Ich muß mich hier auf die Wiedererzählung allgemeiner Eindrücke beschränken, welche vielleicht auch weitere Kreise interessieren. Zunächst verdient hervorgehoben zu werden, daß man auf dem Gebiete der schwierigen Fragen, mit denen der Kongreß sich zu beschäftigen hatte, in Skandinavien offenbar mit echt germanischer Gründlichkeit arbeitet. Dabei haben die skandinavischen Sittlichkeitsvereine vor den deutschen den großen Vorzug, daß ihnen mehr wissenschaftlich hervorragende Laien, mehr allgemein anerkannte Federn zur Verfügung stehen, und daß deshalb die Last der Arbeit und Agitation nicht in dem Maße auf geistlichen Schultern ruht, wie bei uns in Deutschland. Auch in Norwegen und Dänemark treibt man den Kampf gegen die öffentliche Sittlosigkeit ausgeprochen auf christlicher Grundlage, und in Schweden wohl thatsächlich auch. Eigentümlich berührte den Deutschen die thätige und völlig gleichberechtigte Mitarbeit von Frauen, gerade auf diesem heissen Gebiet, wie dieselbe in Skandinavien allgemein stattfindet. So gewiß für die Volkswohlfahrt alles davon abhängt, dem Grundsatz „Gleiches Recht für Mann und Frau“ in der Welt der Sittlichkeit volle Anerkennung zu verschaffen, so richtig es ist, wenn die Frauen für ihre thätige Mitarbeit auf diesem Gebiet sich auf das alte „*mea res agitur*“ berufen, so konnte ich mich doch eines peinlichen Gefühls nicht erwehren, Frauen und Jungfrauen mit Männern hierüber öffentlich diskutieren zu hören.

Ich muß zugeben, daß die weiblichen Deputierten des Kongresses fast alle einen durchaus sympathischen Eindruck machen, und daß eine Agitationsarbeit von Frauen an Frauen — namentlich in aufklärenden Sinne — nicht nur unanstößig, sondern recht, recht notwendig ist. Aber dennoch scheinen mir die Anschauungen, welche Professor v. Nathusius auf dem vorjährigen Evangelisch-socialen Kongreß in diesem Punkte vertrat, durchaus die richtigen. Ich möchte zur Warnung vor übereilten Schritten nach

dieser Richtung hin bei uns in Deutschland nicht verschweigen, daß nicht nur männliche, sondern auch weibliche Teilnehmer des Kongresses mir in vertrauter Zwiesprache offen gestanden, wie ihnen einzelne weibliche Mitarbeiter bereits sehr unbequem geworden seien, und daß man gerne das Princip der formalen Gleichberechtigung beider Geschlechter ausgeben möchte; aber — „die ich rief, die Geister, werb' ich nun nicht los“. Was die auf dem Gebiet der Sittlichkeitsbewegung — wie überhaupt auf dem der inneren Mission — an leitenden Stellen arbeitende Männerwelt betrifft, so entstammt dieselbe in Norwegen und Dänemark ganz denselben Kreisen wie bei uns. Neben den Geistlichen finden sich darunter am zahlreichsten höhere Beamte und Lehrer. Auch an Ärzten fehlt es nicht, aber — wie mir schien — fast gänzlich an Vertretern des gebildeten Kaufmanns- und Bürgerstandes. Auffallend war es mir, daß man offenbar wenig Wert darauf legte, die Bewegung vollstümlich zu machen, in großen Volksversammlungen auch dem kleinen Manne die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Arbeit ans Herz zu legen und durch das gesprochene Wort an das Gewissen weiterer Kreise zu appellieren. Diese Unterlassung war sicherlich schuld daran, daß, obwohl auch die radikalsten Blätter Berichte über die Verhandlungen brachten, die durchweg evangelische, etwa 170000 Seelen zählende Bevölkerung Christianias der Konferenz eine auffallend geringe Teilnahme schenkte. Besonders bedauerte ich es, daß der schöne abendliche Krönungsgottesdienst in der auf dem Marktplatz stehenden Vor Frelserkirke, einer sehr würdig ausgestatteten großen Kreuzkirche im Rundbogenstil, von kaum 300 Personen besucht war.

Für mich gehört gerade dieser Gottesdienst zu den schönsten Erinnerungen der Konferenztage. Verlor sich auch die verhältnismäßig geringe Zahl der Andächtigen fast in den mächtigen, durch elektrisches Glühlicht erhellen Räumen der Kirche, so verlief der ganze Gottesdienst, bei welchem neben der Predigt zwei Ansprachen gehalten wurden, doch in würdigster Weise. Dazu verflochten Gemeindegesang und Liturgie in Melodie und Wort mich völlig in die Heimat. Das norwegische „Kirkealmbog“ enthält zum großen Teil Uebersetzungen deutscher Choräle, und die an jenem Abend gesungenen ertönten alle in wohlbelannten deutschen Tonweisen. Dabei habe ich selten ein schöneres Orgelspiel und einen reineren, volltönderen Gemeindegesang gehört, welcher letzterer Umstand zum Teil wohl darauf zurückzuführen sein mochte, daß die Anwesenden fast ausschließlich den gebildeten Ständen angehörten. Auch die Liturgie entsprach wesentlich derjenigen der preussischen Agende, so daß ich ihr trotz meiner sehr geringen Kenntnis des Norwegischen von Anfang bis zu Ende mit vollem Verständnis zu folgen vermochte. Ebenso wie in vielen lutherischen Gemeinden Deutschlands sang der Geistliche die Liturgie übrigens zum größten Teil. Die Gemeinde beteiligte sich lebhaft an den Responsorien und sprach Glaubensbekenntnis und Vaterunser mit. Die wirkliche Erbauung, welche ich von jenem Gottesdienste hatte, zeigte mir aufs neue zweierlei: den großen Irrtum einer Unterschätzung des liturgischen Teiles des Gottesdienstes, wie man denselben bei uns — namentlich in reformierten Gemeinden — vielfach findet, und die große Weisheit der katholischen Kirche, mit welcher sie darauf hält, daß die liturgischen Formen ihrer Gottesdienste bei allen Völkern die gleichen sind.

Von dem Inhalt der Predigt und den beiden Ansprachen habe ich natürlich wenig oder nichts verstanden. So kann ich in dieser Beziehung nur berichten, daß die Redner mit würdigem, natürlichem Pathos — ohne jede Spur von Kanzelton sprachen. Die gleiche Wahrnehmung machte ich bei einer religiösen Versammlung, welche an einem Abende in dem „Indremissionens centrallokal“ im Stadtmissionshause stattfand.

An dem einen Sonntage, den ich in Christiania zubrachte, nahm ich an einem sehr gut besuchten deutschen Gottesdienst teil, bei welchem der in Christiania stationierte Prediger der deutschen Brüdergemeinde P. Roemer eine warme, ansprechende Predigt über das Sonntagsevangelium hielt. Es soll in Christiania eine größere Anzahl von Deutschen, meist Angehörige des Kaufmanns- und Handwerkerstandes, geben. Zu einer

kirchlichen Gemeindebildung ist es unter ihnen bis jetzt nicht gekommen. Desto dankenswerter ist es, daß die Brüdergemeinde, von der ja noch immer in aller Stille so viel Segen ausgeht, bereits seit Ende des vorigen Jahrhunderts in Christiania auf ihre Kosten einen kleinen Besaal und einen Prediger unterhält, welcher die dortigen Deutschen geistlich versorgt.

Die Eindrücke, welche ich von dem kirchlichen Leben in Norwegen erhielt, waren im allgemeinen recht günstige. Zwar erscheint die Zahl der Geistlichen, etwa 800, im Verhältnis zu der Seelenzahl der evangelischen Bevölkerung, etwa 2000000, keineswegs groß, namentlich wenn man die durchschnittlich sehr zerstreute Lage der Ortschaften und die Unwirtlichkeit der nördlichen Teile des Landes in Anschlag bringt. Allein das, was man schon aus den Ibsenschen und Björnsonschen Dramen schließen kann, daß nämlich der geistliche Stand in Norwegen eine sehr angesehene sociale Stellung einnimmt, fand ich aus eigener Wahrnehmung vollaus bestätigt. Freilich machten die Geistlichen, welche ich näher kennen lernte, auch durchweg den Eindruck tüchtiger, für ihr Amt interessierter Männer. Wenn ich an einzelnen etwas auszufagen fand, so war es vielleicht dies, daß ich ihrer Orthodogie noch eine Beigabe von gesundem deutschen Pietismus gewünscht hätte. Eine Anzahl ansehnlicher neuerer Gotteshäuser zeigten mir, daß man bemüht ist, von der rasch anwachsenden Landeshauptstadt Christiania derartige kirchliche Kostände fernzuhalten, wie sie in fast allen größeren deutschen Städten bestehen. Bei der Gamle-Merskirke, der ältesten Christianias, bemerkte ich ein hübsches Gemeindehaus, und einen offenbar ähnlichen Zwecken dienenden Anbau an der Bragernaeskirke in Drammen, der zweitgrößten Hafenstadt des südlichen Norwegens.

Auch die Arbeiten der inneren und äußeren Mission werden nicht vernachlässigt. Von der lebhaften Tätigkeit auf ersterem Gebiet legt in Christiania u. a. das bereits oben erwähnte Stadtmissionshaus, das Diakonissenhaus und ein Magdalenenstift Zeugnis ab. Von Werken der äußeren Mission muß ich der großen standinavischen Missionen, an den Sakalava auf Madagaskar und den Santalen in Ostindien, gedenken. Den hervorragendsten norwegischen Vertreter der letzteren Mission, den lieben ehrwürdigen Pastor Storzjohann, einen nahen Studienfreund unseres Generalsuperintendenten Heseliel, hatte ich die Freude kennen zu lernen. Es ist mir nicht bekannt geworden, welches die erste Veranlassung dazu gewesen ist, daß die der Zahl nach auch nur kleinen standinavischen Völker ein Missionswerk gerade an den genannten, verhältnismäßig kleinen Völkerschaften begonnen haben. Der besondere Segen jener Werke ist offenbar, denn heut beträgt die Zahl der belehrten Sakalava etwa 60000 in 460 größeren und kleineren Gemeinden, und diejenige der Santalen etwa 10000 in einer ebenfalls ansehnlichen Zahl von Gemeinden.

Ich schließe meine Mitteilungen über die kirchlichen Verhältnisse Norwegens mit der Bemerkung, daß die katholische Kirche ebenso wie in Kopenhagen auch in Christiania „Mission“ treibt. Eine ansehnliche, dem heiligen Olaf geweihte Kirche mit Nebengebäuden dient ihren Zwecken. Da die Christiania benachbarte Landschaft Ringerike der Schauplatz zahlreicher Legenden vom heiligen Olaf ist, so war es gewiß nicht unklug, die „Mission“ mit dem Namen jenes Königs zu verbinden, der im 11. Jahrhundert endgültig das Christentum in Norwegen einführte und in der Schlacht von Stiklestad gegen den dänischen Eroberer König Knüt als Märtyrer Leben und Reich verlor. Allein man versicherte mir von den verschiedensten Seiten, daß die Erfolge jener „Mission“ außerordentlich gering seien und sich nicht einmal mit denjenigen verschiedener Sekten (Mormonen, Methodisten) messen könnten.

Der geehrte Leser, welcher meiner Schilderung bisher wohlwollend gefolgt ist, wird nun aber auch etwas Näheres über Land und Leute in Norwegen hören wollen. Norwegen steht ja in dem Ruf, ein besonders schönes Land zu sein. Leider ist die landschaftliche Ausbeute meiner Reise keine besonders reiche gewesen. Dazu war mein

Aufenthalt, von dem überdies sechs Tage auf Christiania und Umgegend entfielen, zu kurz bemessen und die Jahreszeit zu weiteren Ausflügen in das Gebirge schon zu weit vorgeschritten. Immerhin habe ich meist bei herrlichem Herbstwetter auch landschaftlich mancherlei Schönes gesehen. Die Norweger sind sehr stolz auf ihre rasch emporblühende Hauptstadt. Insofern die Lage Christianias in Betracht kommt, ist dies durchaus gerechtfertigt; dagegen steht das Äußere der Stadt hinter demjenigen der meisten deutschen Orte von etwa gleicher Einwohnerzahl zurück. Abgesehen von den meist aus den letzten Jahrzehnten stammenden Kirchen, die architektonisch auch nur das Prädikat „ansprechend“ verdienen, giebt es eigentlich nur vier nennenswerte öffentliche Gebäude in Christiania, das königliche Schloß, die Universität, das Storthingsgebäude und die Freimaurerloge. Aber auch diese sind mit Ausnahme der unter Schinkelschem Einfluß in den Jahren 1841—1851 im hellenischen Stil erbauten Universität kaum schön zu nennen. Namentlich gilt dies von dem am westlichen Ausgange der Karl Johansgade auf einem sanft ansteigenden Hügel belegenen, weithin sichtbaren königlichen Schloß, welches trotz seines jonischen Portikus eine verzwieselte Aehnlichkeit mit einer großen Kaserne besitzt. An älteren Gebäuden fehlt es infolge des Umstandes, daß Christiania erst 1624 gegründet wurde und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts eine verhältnismäßig kleine Stadt blieb, fast ganz. Nur die Feste Akershus, welche den Hafen von Christiania in zwei Teile scheidet, die bereits oben erwähnte Akerkirche und einige Baulichkeiten der östlichen Vorstadt Oslo stammen aus älterer Zeit. Das älteste Gebäude Christianias, ein schlichter, im Jahre 1626 vollendeter, auf der Raadhugsgade belegener Bau, wird jetzt als Gar-nisonlazarett benutzt.

Auch das Leben und Treiben in den Straßen Christianias macht im ganzen keinen so großstädtischen Eindruck, als man es von einer so ansehnlichen Handels- und Residenzstadt erwarten sollte. Zum Teil liegt dies daran, daß die Stadt — namentlich in ihren neueren Teilen — außerordentlich weitläufig gebaut ist. Der Hauptverkehr konzentriert sich in den an den östlichen größeren Hafen Bjoervik anstößenden Straßen und in der Karl Johansgade, der Hauptstraße der Stadt, die sich etwas über 1 Kilometer lang von dem den Verkehr mit Schweden und Dänemark vermittelnden Ostbahnhof bis an den Schlosspark erstreckt. In ihrem westlichen Teil, da, wo dieselbe an dem Eids-voldsplatz mit dem Storthingsgebäude und der Universität mit dem Stubenterlunden entlang läuft, bildet sie die Hauptpromenade des eleganten Christianias. Hier entwickelt sich bis in die späten Abendstunden hinein ein wirklich großstädtisches Treiben mit allen Licht- und Schattenseiten. Hier sah ich gegen Mittag auch zweimal Ibsen aus seinem Stammrestaurant, dem „Grand-Hotel“, herauskommen. Ich erkannte ihn, der den Eindruck eines bereits ziemlich gebrechlichen Greises machte, sofort an der Aehnlichkeit mit einem Porträt von ihm, welches ich vor Jahren in der Berliner Kunstausstellung sah und dessen charakteristische Züge sich mir tief in das Gedächtnis geprägt hatten.

Je weniger die Stadt Christiania als solche dem Fremden Besonderes bietet, desto mehr ihre herrliche Lage. Eingebettet zwischen Meer und Waldgebirge gewährt sie so eigentümliche landschaftliche Reize, wie neben Stockholm wohl keine andere Großstadt des nördlichen Europas. Bis in die Stadt selbst hinein erstrecken sich — sozusagen — saftige grüne Gebirgswiesen und ein bis zwei Kilometer von der Weichbildsgrenze an umgibt sie fast von allen Seiten stattlicher Fichtenwald. Von den mancherlei Ausflügen, welche ich in die näheren Umgebungen Christianias gemacht, sind mir besonders zwei in reizender Erinnerung geblieben. Der eine in die Berge im Norden der Stadt, der andere aus den im Südosten am Bundefjord aufsteigenden Ekeberg. Der erstere wurde von den Konferenzteilnehmern gemeinsam unternommen. Von drei verschiedenen Punkten, von Holmenkollen, dem Frognerfåter und der Tryvandsfjõide, genossen wir hierbei über weite Wald- und Wiesenflächen hinweg prächtige Ausblicke auf die Stadt und den Fjord mit seinen vielen Inseln und Halbinseln. Holmenkollen und Frognerfåter sind seit einer gemeinsamen Anwesenheit Kaiser Wilhelms II. und König Oskars II.

im Jahre 1890, an die ein gewaltiger Bautastein am Wege erinnert, in Deutschland bekanntere Namen geworden. Auch unsere Kaiserin stattete ihnen im vergangenen Jahre einen Besuch ab, und mit Stolz und Freude hörte ich, wie ihre liebevolle Persönlichkeit auch in Norwegen alle Herzen gewonnen hatte. Sehr beglückt erzählte mir ein kaum dreijähriges, allerliebste norwegisches Mägdelein unter Beihilfe der dolmetschenden Großmutter, wie sie bei jener Gelegenheit der hohen Frau beim Aussteigen in Holmenkollen ein Sträußchen selbstgepflückter Blumen überreicht und dafür mit einem sehr freundlichen Nicken und einem „Mangelak“ (danke sehr) belohnt worden sei. — Der Trypanshöide, dem höchsten Punkte der Gegend (519 Meter über dem Fjord), möchte ich jedoch den Vorzug vor den beiden vorerwähnten geben, weil man von dem dortigen Aussichtsturm auch nach Norden, insbesondere auf die teilweise schneebedeckten Berge Thelemartens und Hallingdalens, freien Ausblick hat.

Noch eigenartigere landschaftliche Reize gewährt meines Erachtens der im Süden der Stadt am östlichen Ufer des Fjords steil aufragende Eleberg. Zunächst bildet hier für den Blick auf die Stadt der belebte Hafen und der Fjord einen ansprechenden Vordergrund und die Waldberge im Norden einen harmonischen Abschluß, welcher der Aussicht von diesen letzteren selbst fehlt. Das Interessanteste für den Festländer aber ist es, hier, gleichsam aus der Vogelperspektive, die mit zierlichen Landhäusern bedeckten felsigen Inseln und Halbinseln des Fjords und den Verkehr auf und zwischen denselben überblicken zu können. Manche dieser Inseln umfassen nur wenige Morgen, so daß den Besitzern der darauf befindlichen Villen nur ein kleines Stückchen Land um Haus und Hof herum zur Verfügung steht. Dafür bietet das Meer einen um so ausgedehnteren Tummelplatz. Ueberall erblickt man Badehäuser und Bote. Der regelmäßige Verkehr zwischen den Inseln untereinander und dem Festlande wird durch kleine Dampfer vermittelt, welche auf ihren Rundfahrten täglich auch die kleinen Inseln mehrmals berühren und namentlich die Schuljugend nach der Stadt und wieder heimwärts befördern. Für die Jugend muß Christiania und seine Umgebung überhaupt ein reines Eldorado sein. Erfrischendes Bad im Meere, Bootfahrt und herrliche Spaziergänge durch Wald und Berg — alles vor der Thür! Dazu vortreffliche Schulen und so feingebildete und anziehende Schulmänner, wie ich sie in Deutschland nur selten gefunden habe! Mit wahren Vergnügen — ja fast mit Reid — gedenke ich all der trefflichen Direktoren, „skolebestyrer“, „laerer“ aus verschiedenen Städten Norwegens, welche ich in jenen Tagen kennen lernte. Und noch niemals sah ich eine so reizend eingerichtete und mit geradzuge holländischer Sauberkeit gehaltene Privatschule, wie „Nissens pige skole“ in der Tolbovegade, deren Mitbesitzer, Rektor Eynar Lyche, mein liebenswürdiger Begleiter auf jenem Ausflug nach dem Eleberg war. — Abschweifend möchte ich hierbei bemerken, daß die höhere Schulbildung in Norwegen mir die unserer noch zu übertreffen scheint. Fast sämtliche männliche und weibliche Teilnehmer des Kongresses waren des Deutschen und Englischen etwa so mächtig, wie vielleicht bei uns tüchtige Realgymnasialabiturienten oder die Zöglinge der I. Klasse einer guten Höheren Töchterchule des Englischen. Auch die Kenntnis der französischen Sprache schien mir durchschnittlich kaum geringer, als man sie in unserer gebildeten Welt findet. Wenn man in Betracht zieht, daß zu dieser Kenntnis moderner Sprachen bei fast allen akademisch Gebildeten noch diejenige des Lateinischen und Griechischen tritt, und auch die sonstige allgemeine Bildung nach meinen Eindrücken nichts zu wünschen übrig läßt, so wird man mein günstiges Urteil über Norwegens Schulen und Schulmänner begrifflich finden.

Während unter solchen Verhältnissen meine nur sehr geringe Kenntnis des Norwegischen mir an dem vollen Genuß von Land und Leuten in Christiania und Umgegend kaum hinderlich war, gestaltete sich dies auf einem mehrtägigen Ausfluge in das Innere des Landes wesentlich anders. Hier traf ich nur wenige Menschen, welche auch nur einigermaßen Deutsch verstanden, insbesondere nicht in den Gasthäusern, worauf ich nach Baedeker gerechnet hatte. Allerdings hatte ich zu meinem Ausfluge einen Teil

des Landes gewählt, der weniger von Deutschen, als von Engländern und Dänen besucht wird: das Hallingdal. Es war dies namentlich deshalb geschehen, weil das am Anfange desselben aufsteigende, 1500 Meter hohe „Korefjeld“ die von Christiania aus am schnellsten und bequemsten zu erreichende Hochgebirgspartie darbietet. Schon die mehrstündige Eisenbahnfahrt nach Kroederen gewährt große landschaftliche Reize. Namentlich ist dies der Fall in der Gegend von Drammen, wo die Bahn auf einer wohl einen Kilometer langen Pfahlbrücke die Mündung des Drammenselv in das Meer überschreitet, und weiter oben im Thale des Drammenselv, der dort mehrere prächtige Wasserfälle bildet. Zum Korefjeld stieg ich von dem Bauernhose Sandum am Kroederensee auf zunächst unter Führung des freundlichen und intelligenten „Bonden“ (Bauern) zum „Sandumfäter“ (Sennhütte), wo ich die Nacht blieb. Die Leute hier oben waren lieb und freundlich, aber das sehr frugale Abendbrot: Thee, Butter, Brot, Mysofi (ein harter, süßlicher Käse) und ganz abscheulich schmeckendes geräuchertes rohes Hammelfleisch, wollte mir nach den Anstrengungen des Tages wenig munden. Namentlich vermischte ich bei dem eisigen Sturm, der hier oben wehte — und zwar ziemlich merklich durch das ganze Holzhaus hindurch —, sehr, daß keinerlei geistiges Getränk zu haben war. Am anderen Morgen ging's bei Zeiten in dreistündiger Wanderung zum Gipfel empor. Zu meiner Verwunderung trat bis oben hinauf fast nirgends der nackte Fels hervor, obwohl das Korefjeld kaum 1000 Meter niedriger ist, als die höchsten Berge Norwegens. Auch die steilsten Hänge waren mit niedrigem, aber dichtem Pflanzenwuchs bedeckt. Fehlte so dem Vordergrund der herrlichen Aussicht, die ich hier oben genoß, der Charakter des Wilden, so boten dafür die herblich roten Blätter der vorherrschenden kleinen Zwergbirken und der Preiselbeeren neben weiten Strecken hellviolettblühender Erika und den Schneefeldern im Sonnenlicht so entzückende Farbenkontraste, wie ich sie selten gesehen. Es war ein großes Stück des südlichen Norwegens, das ich — freilich nur in seinen Kuppen — bei dem klaren Herbstwetter überschauen konnte. Im fernen Südosten begrenzte die Tryvandsfjorde und der Krogløv, der höchste Berg Ringerikes, den Horizont, östlich die nahen Berge Hallingdalens, vor allem der gewaltige zweizackige „Hestevannatten“. Im Norden stiegen über dem Hochplateau des Hallingkarvøns — trotz der etwa 12—15 Meilen betragenden Entfernung ganz deutlich erkennbar — die Schnee- und Eisriesen des inneren Sognefjords und Jotunheims empor. Im Westen und Südwesten lagen die Gebirge Thelemarkens, hoch überragt von der schneebedeckten Kruppe des Gausa. Die Großartigkeit der Aussicht ließ mich der eisigen Temperatur, die hier oben herrschte, kaum achten, aber ich war doch froh, als ich nach dem vierstündigen, teilweise recht beschwerlichen Aufstieg mit meinem Führer auf der Stydstation „Ringnaes“ angelangt war und mich in der „guten Stube“ des freundlichen, anscheinend recht wohl situierten Hofbesizers bei einigen Tassen vortrefflichen Kaffees erwärmen und erholen konnte. Um von norwegischen Merkwürdigkeiten so viel als irgend möglich zu genießen, legte ich den Weg von dem einfachen Ringnaes nach Gulsvit, dem Hauptort des unteren Hallingdals, nicht auf dem Dampfschiff über den Kroederensee, sondern auf der „Stolkjaervo“ (Stuhlkarre) zurück. Sie trug hier noch ihre ursprünglichste Form — ein Kasten über der Achse der beiden Räder mit einem sehr einfachen, niedrigen Sitz ohne Federn, gezogen von einem Pferde. Fast hätte ich meinen Entschluß bereut, denn die Fahrt war trotz der hohen landschaftlichen Schönheiten nichts weniger als angenehm. Bald ging es durch tiefe Schluchten mit mächtigen Felspartien und himmelhohen, lerkengerade gewachsenen Birken und Fichten, bald an den schroff abfallenden Ufern des Sees entlang, bisweilen unmittelbar über dem Wasserspiegel und dann wieder ein, zweihundert Fuß über demselben. Das war recht interessant, aber der Weg war ganz schmal, sehr mittelmäßig gehalten und fortwährend in unglücklich starken Biegungen und Senkungen wechselnd, so daß mir oft Hören und Sehen verging. „Bakkotvej“ nennt der Norweger eine solche Landstraße, und wenn Baedeker berichtet, daß eine derartige Wagenfahrt nicht selten an eine Livoli-

Rutschbahn erinnert, so muß ich dies als keineswegs übertrieben bestätigen. Nach fast dreistündiger Fahrt gegen Abend in Gulsvit angelangt, hoffte ich die auch infolge des kalten Herbstweters stark gesunkenen Lebensgeister durch ein Glas Grog oder Wein wieder etwas auffrischen zu können. Jedoch vergeblich, — auch hier gab's keinerlei geistige Getränke, und ich hätte den zweiten Tag im Hochgebirge in unfreiwilliger Temperenz beschließen müssen, wenn nicht die erst ziemlich spät vom Säter (Alm) heimkehrende Wirtin mir freundlicherweise von dem Dampfschiff hätte eine halbe Flasche Portwein holen lassen, die mir recht wohlthat.

Zur Erklärung meiner Erlebnisse muß ich folgendes berichten. Die hohe nördliche Lage des Landes hatte es mit sich gebracht, daß der Branntwein früher in Norwegen eine ebenso verhängnisvolle Rolle spielte, wie bei uns im nördlichen und östlichen Deutschland. Hiergegen schritt seit dem Jahre 1845 die Gesetzgebung — und zwar nach und nach in immer schärferer Weise — ein, so daß jetzt der Verkauf und Ausschank von Branntwein von Sonnabend Nachmittags 4 Uhr bis Montag früh 8 Uhr überhaupt unterjagt und die Zahl der Schank- und Verkaufsstellen ganz außerordentlich beschränkt ist. Die Wirkungen dieser Maßregeln sind für das ganze Volk die allersegenreichsten gewesen. In den unteren Volksschichten ist die Macht des Alkohols fast völlig gebrochen und in den oberen ist die mittelbare Folge eine für einen Deutschen ganz auffällige Mäßigkeit in dem Genuße geistiger Getränke überhaupt gewesen. Daß man in keiner Bahnhofrestauration und selbst in größeren Gasthäusern nur selten Spirituosen, in vielen nicht einmal Wein und Bier bekommt, ist dem Norweger etwas ganz Natürliches geworden. Auch in wohlhabenderen Familien lebt man, was Trinken betrifft, sehr einfach und mäßig. Zu reich besetzter warmer Abendtisch, wo unter entsprechenden Verhältnissen ein Deutscher den Gästen seines Hauses nur Wein vorgesetzt haben würde, gab es wiederholt das gewöhnliche Flaschenbier, und auch diesem wurde nur in sehr bescheidenem Maße zugesprochen. Ich konnte mich solcher verständigen Einfachheit nur freuen, und wenn ich auch an meinem eigenen Leibe erfahren habe, daß die Folgen der berichteten Gesetze unter Umständen für den Einzelnen einmal unbequem werden können, so wünschte ich doch von Herzen, daß man sich auch in Deutschland, wo man leider so oft mit halben Maßregeln operiert, dazu entschlosse, so verschiedene Gesetze zur Vorbeugung der Trunksucht und zum Schutze wahrer Sonntagsheiligung zu erlassen, wie in Norwegen.

Auf der Rückreise nach Christiania blieb ich noch einen halben Tag in Drammen. Die Lage Drammens ist fast noch schöner als diejenige Christianias, weil hier die Berge ganz unmittelbar über der Stadt steil aufsteigen und dieselbe von einem ansehnlichen Fluß, dem breiten klaren Drammenselv, durchströmt wird. Von dem steilen, fast 300 Meter hohen Bragerås-Kas (Kas = niedriger Berg im Gegensatz zu Fjeld = Hochgebirge) aus, zu dem sich schöne, wohlgepflegte Anlagen hinaufziehen, erinnerten mich beim Abendsonnenschein Stadt und Thal, stromaufwärts gesehen, lebhaft an rheinische Landschaften. Einen eigentümlichen Eindruck, den ich hierbei hatte, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Er fällt in das Gebiet des Verhältnisses des norwegischen Volkes zu seinem Königshause. Man erwartete an jenem Spätnachmittage in Drammen den Besuch des Königs. Von allen öffentlichen und vielen Privatgebäuden wehte lustig die norwegische Flagge, ein dunkelblaues, weißgerändertes Kreuz auf rotem Grunde. Aber auf einer ganzen Anzahl von Häusern zeugte eine leere Fahnenstange nur allzu deutlich von der Abneigung ihrer Besitzer, sich an der auch sonst nicht sehr merkwürdigen Festfreude zu beteiligen. Auf dem Bahnhofe erwarteten kaum 100 bis 200 größtenteils jugendliche Personen die Ankunft des Monarchen, während der harmlose Bößfynn des bekannten Stückes „Charleys Tante“, welches man an jenem Abende in Drammen gab, zahlreiche Zuschauer zu finden schien. Aehnliche Beobachtungen habe ich auch in Christiania, wo König Oskar II. während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthalts residierte, gemacht. Von meinen ausschließlich zur Partei der Konservativen oder Moderaten gehörigen

norwegischen Bekannten habe ich freilich niemals irgend ein illoyales Wort über ihr Königshaus gehört, aber doch vermisse ich auch hier die Wärme, mit welcher die Dänen von ihrer königlichen Familie sprechen. Solchen Wahrnehmungen gegenüber schien mir das in Freud und Leid bewährte Treuverhältnis, in welchem bei uns, namentlich in Preußen, weite Volksschichten zu ihrem Herrscherhause stehen, als ein kostbares ideales Nationalgut, dessen Erhaltung des Schweißes aller Edlen wert ist. Sieht es doch kaum ein festeres Bollwerk gegen die dunklen Mächte der Zeit als die Liebe eines innerlich freien Volkes zu einem seiner hohen Pflichten sich vollbewußten Herrscher, der das „von Gottes Gnaden“ im paulinischen Sinne versteht.

Uebrigens habe ich während jener norwegischen Herbsttage die Gründe des uns Deutschen oft kaum verständlichen Gegenjages zwischen dem norwegischen und schwedischen Volke zu begreifen und zu würdigen gelernt. Die seit 1814 bestehende Union Schwedens und Norwegens, so natürlich sie beim Blicke auf die Landkarte erscheint, ist in Wahrheit nichts weniger als das Ergebnis einer natürlichen geschichtlichen Entwicklung. Ein 400 Jahre altes Band, welches das sprachgeeinnte Norwegen und Dänemark verknüpfte, mußte zuvor gewaltsam zerrissen werden. Daß die radikale Linke Norwegens die Auflösung der Union mit Schweden als letztes Ziel erstrebt, ist bekannt. Und wenn auch die Konservativen und Moderaten, die bei den jüngsten Stortingswahlen leider wieder in der Minorität geblieben sind, mit Vangen der politischen Zukunft ihres Landes entgegensehen, so schien mir ihre unionsfreundliche Stellung doch auch mehr Sache des Verstandes, als des Herzens.

Als einen Beweis dafür, daß man selbst in den konservativen Kreisen Norwegens anfängt, mit der Möglichkeit einer Lösung des Unionsverhältnisses mit Schweden zu rechnen, möchte ich folgende merkwürdige Unterredung anführen, welche ich mit einem älteren Norweger, einem ausgezeichneten und durchaus ernsthaft zu nehmenden Mann unter vier Augen hatte. Wir gedachten der Nordlandsreisen unseres Kaisers und der Sympathien, welche er in Norwegen vielfach gefunden hat. Da fragte mich jener plötzlich mit forschendem Blicke: „Ja, sagen Sie einmal ganz offen, glauben Sie wirklich, daß diese Reisen nur unseren Naturschönheiten gelten?“ Als ich dies harmlos bejahte, erwiderte er: „Nun, wissen Sie, wir haben hier schon manchmal gedacht, daß Ihr Kaiser, der ein kluger thatendurstiger Mann ist, doch seine geheimen politischen Nebenabsichten hierbei haben müsse.“ Da ich noch immer ahnungslos versicherte, daß es dem Kaiser hierbei in politischer Beziehung doch vermutlich ebenso wie bei seinen vielen anderen Reisen höchstens darauf ankommen könne, freundliche Beziehungen zwischen den Nationen und ihren Herrscherhäusern aufrecht zu erhalten, sagte er: „Nein, nein! Sehen Sie, die Möglichkeit einer Lösung unserer Union mit Schweden ist immerhin vorhanden; sollte Ihr Kaiser nicht unsere Sympathien in der geheimen Hoffnung suchen, daß in einem solchen Falle das norwegische Volk ihm oder wenigstens einem seiner Söhne die Königskrone anbieten könne?“ Obwohl ich dieser kühnen Kombination gegenüber eine gewisse Heiterkeit kaum zurückhalten konnte, bedurfte es doch noch einiger Auseinandersetzungen, um den verehrten norwegischen Freund, der mir hoffentlich die Wiedergabe unseres Gesprächs an dieser Stelle nicht verübeln wird, von der Unbegründetheit seiner Besorgnisse zu überzeugen.

Ich möchte meine politischen Betrachtungen, zu denen mich die leeren Fahrenstangen Drammens verführten, nicht schließen, ohne noch einer Erscheinung des politischen Lebens zu gedenken, die mir übereinstimmend von Norwegern und Dänen berichtet wurde, eine Erscheinung, die meines Erachtens für uns ebenso interessant als lehrreich ist. Man führt in Deutschland oft Klage über „die unselige Verquickung von Politik und Religion“, die bei uns herrsche, als über etwas ganz Absonderliches und Ungefundenes. Nun ist nicht zu bestreiten, daß, wenn auch unsere konservativen Parteimänner keineswegs alle kirchliche, geschweige denn christliche Persönlichkeiten sind, so in den Parteien im Allgemeinen doch die Abneigung gegen klares und festes Christentum genau in demselben

Nahe zunimmt, als dieselben sich von den Grundanschauungen der konservativen Partei entfernen. Da nun an und für sich nicht einzusehen ist, weshalb ein politisch liberaler Mann nicht ein überzeugter frommer Christ sein könnte, so find mir selbst schon oft Bedenken darüber aufgefallen, ob in jenen Klagen nicht doch etwas Berechtigtes stecken könne. Wie war ich nun aber erstaunt zu hören, daß in diesem Punkte die norwegischen und dänischen Verhältnisse sich den unseren vollständig gleich entwickelt haben. Wie bei uns zuerst entschiedene und ernste Christen, ein Stein, ein E. W. Arndt u. a. den Gefahren des Despotismus und Bureaucratismus gegenüber für eine würdige Beteiligung des Volkes an der Regierung eingetreten sind, wie die deutsche Burschenschaft ursprünglich christliche und sittliche Ideale hatte, wie noch unter den achtundvierziger Liberalen nicht wenige fromme Männer waren, so find auch die liberalen Parteien Norwegens und Dänemarks ursprünglich nichts weniger als antikirchlich gewesen. Jetzt aber bieten die norwegischen und dänischen politischen Verhältnisse dasselbe Bild wie die deutschen — je weiter links, je antikirchlicher. Björnstjerne Björnson, aus evangelischem Pfarrhause stammend, ein edel denkender Mann, der in einem seiner älteren Stücke „Ueber die Kraft“ zeigt, wie nahe er dem vollen Verständnis christlicher Probleme gestanden hat, er ist — ein typisches Bild der Entwicklung des norwegischen Liberalismus — zum Feinde des Kreuzes Christi geworden. Und dabei hat es weder in Norwegen noch in Dänemark einen Stoßer gegeben, dem man diese Entwicklung in die Schuße schieben könnte, sondern in Dänemark sogar einen Grundtvig, der bis zu seinem Tode auf liberaler Seite focht.

Was haben wir daraus zu lernen? Nicht von ungefähr stehen in germanischen Landen diejenigen, denen das Evangelium als die höchste Weisheit gilt, auf Seiten der Monarchie, auf der Seite, wo man die wirtschaftlich Schwachen, die Stillen im Lande gegen die Ausbeutung des internationalen Mammonismus einerseits und auf der anderen Seite davor zu schützen sucht, daß dieselben zum bittersten eigenen Schaden sich durch die Ans der Finsternis geborene Lehre „vi dieu, ni mastru!“ betören lassen! Der Liberalismus unserer Tage erstrebt keine Freiheit mehr, für die ein Schenkendorf sich im Liebe begeistern konnte, und das Caprivische Wort von dem Kampfe des Christentums gegen den Atheismus, der sich in unseren Parlamenten widerspiegelt, zeugt von größerer staatsmännischer Einsicht, als sie vielfach Staatsmänner mit sehr viel größeren Namen in dieser Beziehung bewiesen haben. —

Zu später Abendstunde von meinem Ausfluge nach Christiania zurückgekehrt, verblieben mir am nächsten Morgen nur noch wenige Stunden zum Abschiednehmen von meinen norwegischen Bekannten. Dieser Abschied bewegte mich mehr, als ich es für möglich gehalten. Der dänische Dichter Andersen, durch seine sinnigen Märchen dem deutschen Haufe wohl bekannt, berichtet in seiner Selbstbiographie „Das Märchen meines Lebens“ über seine erste im Jahre 1837 unternommene Reise nach Schweden folgendes: „Es schien mir als Däne, daß Dänemark sich erweiter, das Verwandte der Völker trat auch in anderer — als sprachlicher — Hinsicht mehr und mehr hervor und ich fühlte lebhaft, wie nahe Schwede, Däne und Norweger einander stehen. Ich traf herzliche, freundliche Menschen, und an diese schloße ich mich leicht an; diese Reise rechne ich mit zu meinen frohesten.“ Aehnliche Empfindungen hatte ich, als ich bei der Abfahrt des Schiffes den lieben Menschen, welche mir das Geleit gegeben, die letzten Abschiedsgrüße zuwinkte.

Freilich ist ja die norwegische Sprache trotz einer großen Zahl gleicher oder wenigstens in der Aussprache fast völlig gleichklingender Wörter für den Deutschen nicht ohne weiteres verständlich, wie das Schwedische für den Norweger und Dänen. Dafür aber sind äußere Erscheinung, Familienleben, Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten der gebildeten Norweger den unserigen wesentlich entsprechend. Der germanische Typus ist in Norwegen reiner erhalten wie bei uns, da dort eine Vermischung mit slavischen, keltischen und französischen Elementen nur wenig stattgefunden hat. Ich sah

vielfach prächtige, hohe blonde Männer und Frauengestalten von rein germanischer Art. Aber mehr noch als das Äußere ähnelte das geistige und Gemüthsleben der Norweger dem unsern. Germanische Gründlichkeit, germanische Hartnäckigkeit, ruhige Herzensfreundlichkeit und ein reines durch geistige Interessen aller Art veredeltes Familienleben, sie erweckten in mir je länger je mehr heimatische Gefühle. Ich kann freilich dieses Urteil unbedingt nur vertreten für die gebildeten Kreise, denen ich in freundschaftlichem Verkehr näher getreten bin. Aber es waren in diesen Kreisen wohl alle gelehrten Lebensberufe vertreten, und dieselben Charakterzüge spiegeln sich auch in dem Leben der einfacheren Volksklassen wieder, wo ich nur immer Gelegenheit hatte, dasselbe zu beobachten. Wenn wir im traulichen norwegischen Pfarrhause oder auf dem Landhuse des liebenswürdigen Direktors des norwegischen statistischen Bureau's, Riner, im größeren Kreise, Alt und Jung, beisammen sahen und anregenden Gedankenaustausch pflogen, wenn den deutschen Gästen zuliebe schwermütige norwegische Volkslieder erklangen oder das norwegische Nationallied „Ja vi elsker dette landet“ (Ja wir lieben dieses Land), es wehte derselbe Geist über dem allen wie in einem guten deutschen Heim, wo keusches Feuer am Altar des Hauses genährt wird. Freilich erfuhr ich gerade in jenen Tagen, daß nicht alle Deutsche, die Norwegen besuchen, von Land und Leuten so sympathisch berührt werden wie ich.

An einem Abend veranlaßte mich große Heiterkeit in einem kleinen Zirkel der Gesellschaft, nach der Ursache dieser fröhlichen Stimmung zu forschen. Es ergab sich folgendes. „Morgenbladet“, die größte konservative Zeitung Christianias, brachte einen Auszug aus einem größeren Aufsatz, in dem Herr Paul Lindau sich im New-York Herald über norwegische Reiseindrücke verbreitet hatte. Man übersehte mir liebenswürdiger Weise den Auszug und die daran geknüpften ironischen Bemerkungen des „Morgenbladet“, und ich konnte nicht umhin, in die allgemeine Heiterkeit mit einzustimmen. Zweierlei ist mir in Erinnerung geblieben. Herr Lindau beklagte sich über die kalten grauen oder blauen Augen der norwegischen Mädchen und die offensichtliche Gleichgültigkeit, mit welcher sie überall ihn, den Fremdling, betrachtet hätten. Sehr begreiflich: Norwegen ist die Heimat der Soavas, deren eine uns Björnson im „Handschuh“ schildert, und es wäre sehr wunderbar, wenn die Augen reiner norwegischer Jungfrauen auf der Persönlichkeit des Berliner Litteraten mit Wohlgefallen ruht hätten. Noch komischer aber wirkte es, zu hören, wenn Herr Lindau an den Norwegern ganz und gar den Humor vermißt und dann entschuldigend hinzusetzt, „das mache der Mangel der Großstädte“! Der Humor ein Kind der Großstadt! O, was, dann wären wir bisher irre gegangen, wenn wir bei Mathias Claudius, bei Eichenborf, bei Jean Paul, bei Immermann, bei Reuter Humor suchten, und die witzelnden Feuilletonschreiber des Berliner Tageblattes oder der Neuen freien Wiener Presse und ähnlicher Blätter wären die richtigen Humoristen? Die beiden berichteten Urtheile dürften genügen, um zu zeigen, weshalb Herr Lindau die Norweger nicht versteht und weshalb er mit seiner Kritik bei ihnen zum unfreiwilligen Komiker wird.

In Wahrheit besitzen die Norweger eben denselben gemüthvollen, wenn auch bisweilen etwas herben Humor, der den Niederdeutschen eigen ist, wie ich denn überhaupt kühnlich ausspreche, daß der gebildete Norddeutsche dem gebildeten Norweger — und Dänen —, trotz der Verschiedenheit der Sprache, innerlich näher steht, als etwa dem Oberbayern oder dem Deutsch-Oesterreicher. Neben vielem anderen, das ich teilweise oben berichtete, liegt der Grund hierfür hauptsächlich in der gemeinsamen Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche, die — im Gegensatz zu den kirchlichen Verhältnissen Englands — in beiden Ländern wesentlich dieselbe ist, wie in Deutschland.

Einen entsprechend harmonischen und erquicklichen Abschluß fanden meine skandinavischen Reiseindrücke auf dem Rückwege in Kopenhagen. Von den in Christiania anwesenden dänischen Deputirten hatte ich mich besonders freundschaftlich an den Assessor i Høiesteret (Obertribunalsrath) C. F. Larsen angeschlossen, den Schwiegersohn

des Bischofs Martensen. In seiner anregenden und liebenswürdigen Gesellschaft verbrachte ich den größten Teil eines durch herrliches Herbstwetter ausgezeichneten Sonntags, in dessen Morgenfrühe er mich vom Dampfschiff abgeholt hatte. Der Gottesdienst in der Marmorkirche, den wir zunächst besuchten, berührte mich nicht in dem Maße heimatisch, wie die norwegischen, aber die Teilnahme daran war mir auch erbaulich und — interessant. Die Marmorkirche ist gegenwärtig die Kathedrale des Grundtvigianismus, d. h. jener ganz eigenartigen, subjektivistischen Richtung in der lutherischen Kirche Dänemarks, für die wir in Deutschland keinerlei Seitenstück besitzen. Dieser Subjektivismus trat bei dem Gottesdienst von Anfang bis zu Ende hervor. Nicht aus dem offiziellen „Psalmbog for Kirke- og Huus-Andagt“ wurden die Chorste gesungen, sondern aus der „Tillaeg“ (Zulage, Anhang) dazu, die zum großen Teil von Grundtvig selbst gedichtete Kirchenlieder enthält. Dabei muß ich allerdings bekennen, daß das von Grundtvig herstammende Eingangslieb, welches wir sangen, „Søndag er Vorherres Dag“ (Met.: Liebster Jesu wir sind hier), so schön war, daß es mir wohl wert erschien, ins Deutsche übersetzt und unseren Gesangbüchern einverleibt zu werden. Auch die subjektive Färbung der Liturgie machte es mir schwer, ihr zu folgen. Von der Predigt verstand ich natürlich wiederum nur wenige Sätze, ließ mich aber von meinem Begleiter über ihren wesentlichen Inhalt belehren. Der Prediger Monrad schien mir bei würdigstem äußeren Auftreten ein Mann von nicht geringer Begabung zu sein. Merkwürdigerweise ist er ein Verwandter jenes Bischofs Monrad, der es in sich zu vereinen wußte, als Theologe das auch bei uns in Deutschland bekannte, tiefe Buch „Aus der Welt des Gebets“ zu schreiben und als Kultusminister Friedrich VII. der Hauptträger jener ebenso unklugen wie wenig christlichen Politik Dänemarks gegenüber den Elberzogtümern zu sein.

Draußen vor dem Portal der Marmorkirche stehen zwei schöne bronzene Standbilder, rechts der heilige Ansgar, der Apostel der Friesen und Dänen, links Grundtvig. Ein eigentümlicher Gegenatz: rechts der Mönch, der von Corvey aus mit der glühenden Liebe des Franzosen und dem weiten Herzen eines wahren Christen auszog, um fremde Völker für die eine heilige allgemeine Kirche zu gewinnen, — links der lutherische Pfarrer, in mancher Beziehung ebenfalls eine apostolische Gestalt, aber dabei doch in den Schranken der Nationalität ausgehend und mit seiner „beispiellosen Entdeckung“*) und seinem nicht immer selbstlosen Eifer mehr zerklüftet als bauend. So knüpfen denn unsere Gedanken an jenem Sonntagmorgen lieber an Ansgar an, denn an Grundtvig. Auf der von unzähligen Spaziergängern belebten „langen Linie“ am Sund promenierend, gedachten wir an Den hellige almindelige Kirke (Die heilige allgemeine Kirche), von der wir in der Kirche gesungen und in der der politische Streit der Völker die Herzen der Gläubigen nicht mehr zu trennen vermag. Und das war gut. Man hat bei uns in Deutschland kaum eine Vorstellung davon, wie tief schmerzlich gerade in den kirchlichen und konservativen Kreisen Dänemarks der Verlust der Elberzogtümer noch immer empfunden wird. Das hatte ich schon in Christiania wiederholt erfahren und ich erfuhr es an jenem Morgen wieder. So wenig einsichtige Dänen in Abrede stellen, daß die ungerechte Behandlung, welche den Deutschen Schleswig-Holsteins unter der Regierung Friedrich VII. zu teil geworden ist, den für Dänemark so unglücklichen Ausgang des Jahres 1864 hauptsächlich verschuldet hat, kann man es doch nicht vergessen, daß Dänemark, dem schon anfangs des Jahrhunderts politisch so übel mitgespielt ward, damals fast ein Drittel seines europäischen Besitzstandes verlor, und namentlich, daß in Nordschleswig 150,000 Dänen deutsche Unterthanen sind. Wenn man in Erwägung zieht, daß so vieles — geographische Lage, Abstammung, alte litterarische Beziehungen und die nahe Verwandtschaft der dänischen Kirche mit den deutschen evangelischen Kirchen —

*) Daß nämlich das apostolische Glaubensbekenntnis von Christus selbst herrühre, der es nach seiner Auferstehung seinen Jüngern gelehrt habe.

Deutschland und Dänemark auf gegenseitige Freundschaft hinweisen, so dürfte immerhin die Frage erlaubt sein, ob es wirklich nicht zu vermeiden war, die bekannte Bestimmung des Prager Friedens zu beseitigen, nach welcher für die nördlichen Distrikte Schleswigs eine Abstimmung über ihren Wiederanschluß an Dänemark vorbehalten war. Mir wenigstens scheint die aufrichtige und zuverlässige Freundschaft Dänemarks für Deutschland wertvoller, als ein Stück Land mit fast ausschließlich dänischer, widerwilliger Bevölkerung. Wenn eine gute Stunde käme, in der ohne Gefährdung deutscher Ehre die dänischen Distrikte Nordschleswigs an Dänemark könnten zurückgegeben werden, man sollte sie nicht unbenutzt lassen. Diese Ueberzeugung hat sich mir in jenen Tagen von Christiania und Kopenhagen fest eingeprägt. Jedenfalls wird die preussische Regierung gut thun, wenn sie den Dänen Nordschleswigs gegenüber in der Sprachenfrage nicht dieselben verhängnisvollen Wege einschlägt, die Dänemark mit dem berüchtigten Sprachenrekrift vom Jahre 1851 beschritt^{*)}. Der schließliche Erfolg des letzteren war der Verlust der Eibherzogtümer: Vestigia terrent!

Gottlob berührte unsere Unterhaltung nur flüchtig diesen wunden Punkt. Gab es doch für uns so viel mehr Gesprächsthemata, in denen unsere Anschauungen sich auf das engste berührten. Dieselben Nöte auf innerpolitischem und kirchlichem Gebiet bewegten das Herz des dänischen Patrioten und Christen, wie das meine. Wie gleich diese Nöte den unseren sind, dafür nur zwei bezeichnende Beispiele. Mein dänischer Freund war lange Jahre hindurch im dänischen Parlament konservativer Vertreter eines Kopenhagener Wahlkreises, bis er kürzlich von einem Socialdemokraten verdrängt wurde, und zur Beseitigung der Kirchennot in der Landeshauptstadt besteht seit dem Jahre 1886 ein unserem „Kapellenverein“ genau nachgebildeter „Foreningen til Opførelse af smaa Kirker i Kjøbenhavn!“ (Verein zur Erbauung kleiner Kirchen in Kopenhagen.) Wie im Fluge vergingen in anregendem Gespräch die uns vergönnten Stunden. Bewegten Herzens trennten wir uns nach einem behaglichen Mittagsbrot im Strandpavillon, als um 3 Uhr der „Melchior“ sich anschickte, den Hafen von Kopenhagen zu verlassen. Lange noch schaute ich vom Verdeck des Schiffes auf das schöne Kopenhagen zurück, bis schließlich auch die weilenweit sichtbare hohe Kuppel der Marmorkirche in den Strahlen der Abendsonne verschwand. Ob mein leibliches Auge noch einmal die Stätten des Nordlands schauen wird, in denen ich in jenen Herbsttagen so viel Gastfreundschaft, Liebe, geistige Erfrischung erfahren habe — ich weiß es nicht. Ein Stück meines Herzens habe ich dort gelassen und oft werde ich der teuren Männer und Frauen dort oben gedenken, die mit uns deutschen Christgläubigen denselben guten Kampf des Glaubens kämpfen und wie wir den herrlichen Tag ersehnen, da eine Herde und ein Hirte sein wird und Er selbst der Anfänger und Vollenber unserer Glaubens „Alles in Allem“.

*) Man parallelisiert in Deutschland zuweilen die dänische Frage in Nordschleswig mit der polnischen in Posen und Westpreußen. Das Irthümliche einer solchen auf einer unzulänglichen Würdigung namentlich der historischen Verhältnisse beruhenden Anschauung zu zeigen ist hier nicht der Ort.





Aus Gottwalts Lehrjahren.

Erzählung

von

A. Alredehn.

I.

„E, 29. März 188*.

Liebe Schwester Elisabeth!

So ist denn der Traum meiner Jugend erfüllt und ich stehe an der Schwelle meines wundervollen Berufs. Sonntag vor acht Tagen hielt ich meine Probepredigt; der Patron wählte mich bereitwillig und die Gemeinde hat keinen Widerspruch erhoben. Heute habe ich die Bestätigung des Konsistoriums in Händen und bin nun wohlbestallter Pfarrer des Dorfes Zernegard im östlichen Teil des übel beleumundeten Hinterpommerns. Jubilate ist die Einführung.

Wie ich alles gefunden habe, wirst Du wissen wollen. Das Land ist besser als sein Ruf. Kühle Winde wehen erfrischend von der Meeresküste herüber; die Leute sind ein zäher, gesunder Menschenschlag. Zwischen bewaldeten Hügelketten breiten sich blaue Seen; an den dunkeln Kieferwäldungen und den weißstämmigen Birken würdest Du Deine Freude haben. In einer von waldbreichen Hügeln umschlossenen Ebene liegt das Dorf, zu dem eine Allee von Kastanienbäumen führt. In der Nähe der Kirche stehen drei mächtige Linden, wohl so alt, wie das graue Kirchstein selbst, das vielleicht an derselben Stelle steht, wo dereinst die Wenden dem Zernebog, ihrem bösen Geist, wilde Feste feierten; denn auf den alten Heibengott deutet der Name des Dorfes. Das alte Gotteshaus hat eine schöne, neue Orgel.

Die Gemeinde macht einen guten Eindruck; wenigstens bemerkte ich, daß während der Predigt viele Augen mit Aufmerksamkeit auf mich gerichtet waren. Mein künftiger Patron, der alte Freiherr von Berg auf Berghof, ist eine mir sehr sympathische Persönlichkeit, Edelmann von altem Schrot und Korn, fromm und aufrichtig, ritterlich und großmütig. Der Besitzer von Zernegard, Herr Wellrott, gefiel mir in seiner frischen, derben Art ebenso gut. Er begrüßte mich mit gewinnender Freundlichkeit; seine Frau dagegen hat etwas Kaltes und Stolz; es scheint, daß sie allen Menschen mißtraut. Im Pfarrhause lernte ich noch eine Dame kennen, die künftig meine Nachbarin sein wird, die Witwe eines Professors. Sie ist die Verwandte eines früheren Geistlichen und wohnt in dem augenblicklich leer stehenden Witwenhause zur Miete. Eine fromme, weltabgewandte Frau, die den rechten Gottesdienst übt, indem sie sich der Armen und Kranken, der Verlassenen und Betrübten annimmt!

Run zu den Amtsbrüdern. Der alte Superintendent Schirmer, der mir die Probepredigt abnahm, ist eine fast alttestamentliche Erscheinung; er sieht aus wie ein

Starter in Israel. Obgleich er über siebenzig ist, leuchtet Begeisterungsfeuer aus seinen schwarzen Augen; die hünenhafte Gestalt mit dem reichen, weißen Haar und die gewaltige Stimme gemahnten mich, als er vor dem Altar stand, an Moses, dessen Augen nicht dunkel geworden und dessen Kraft nicht verfallen war. Unter den anderen Geistlichen, die ich kennen lernte, fiel mir mein nächster Nachbar, ein Pastor Klaus, durch seine feinen, liebenswürdigen Manieren angenehm auf. Er gefiel mir so gut, daß ich ihn bat, bei der Auseinandersetzung mit meinem Vorgänger mein Verstand zu sein; doch bereute ich später, ihn um diesen Liebedienst ersucht zu haben, als ich erfuhr, daß er sehr links, ja mitten im Lager des Protestantenvereins steht.

Der Küster und Lehrer in Jarnegard ist ein schlichter, bescheidener Mensch; die Schulkinder waren frisch und zutraulich und antworteten bei der Katechisation gut.

Auch über die äußeren Verhältnisse der Pfarre will ich Dir einiges mittheilen, obwohl ich weiß, daß Du, liebes Schwesterchen, mir darüber kein Urtheil zutraust. Der Acker ist zum größten Theil verpachtet, so daß die Wirkschaft bequem ist. Das ist mir, wie Du Dir denken kannst, sehr lieb, denn das Zeug zum Landwirt habe ich nie gehabt. Eine Kuh, Hühner und Schweinchen habe ich allerdings wahrgenommen, und über die Lebensweise dieser nützlichen Geschöpfe werde ich mich als Landpfarrer gründlich orientieren müssen. Zwei Pferde, hübsche mutige Fische, kann ich von dem Vorgänger übernehmen, einen Wagen werde ich kaufen müssen. — Das Haus ist ziemlich neu und sieht gut aus. Vorn geht eine Glasthür in einen kleinen Rosengarten, der sich an der rechten Seite des Hauses zum Obst- und Gemüsegarten verlängert. Am linken Giebel führt der zweite Eingang ins Haus, vom Hof aus, der auch die Hinterrückseite des Hauses umgibt. Die Hofgebäude sehen gut aus.

Ich hoffe, daß diese ausführliche Beschreibung, die Deinem unpraktischen Bruder fauer genug geworden ist, Dir ein klares Bild von Haus, Hof und Garten geben wird. Du siehst, Schwesterchen, es ist für alles gesorgt, nur eins fehlt: die Hausfrau! — Fast erschrecke ich über meine Unbescheidenheit, wenn ich Dich bitte: komm Du als freundliches, liebevolles Element in mein neues Pfarrhaus und hilf mir, dasselbe zu einer Friedensstätte zu machen. Hilf mir auch in den Dingen des äußeren Lebens; Du weißt ja, daß von jeher Dein praktischer Sinn für uns beide denken und handeln mußte. — Ich weiß, daß ich Dich um etwas Großes bitte; hast Du doch eine gesicherte, befriedigende Stellung, mit der Aussicht, dereinst würdige Schulvorsteherin zu werden. Und das alles solltest Du opfern um des unartigen Bruders willen, der der verständigen Schwester so manche Sorge gemacht hat! — Aber bedenke auch, Elisabeth, daß Du immer der gute Engel meines Lebens warst, daß du mir zu allem Guten geholfen hast; auch jetzt sollst Du mir helfen, meinen Beruf recht zu beginnen. Denke auch daran, daß wir schon als Kinder uns ausmalten, Du müßtest dereinst mein Hausmütterchen werden. Was Du mir opferst, will ich Dir danken, indem ich die Sorge für Deine Zukunft als die liebste Sorge, als die schönste Pflicht in meine Hände nehme. Fürchte auch nicht, daß ich etwa bald eine Frau in mein Haus führe! Damit hat es gute Wege. Wenn Du bei mir bleibst, trage ich nicht Verlangen nach dem Joch der Ehe.

Als Junge war ich manchmal etwas übereilt mit meinen Versprechen. Weißt Du noch, daß Du damals auf den klugen Einfall kamst, Dir jedes Versprechen schriftlich von mir geben zu lassen, damit Du eine Waffe gegen mich hättest, wenn mein Gedächtnis mich im Stich ließe? Soll ich es Dir schriftlich geben, mein liebes, einziges Schwesterlein, daß Du noch viele Jahre lang meines Hauses unbeschränkte Herrin sein sollst? — Antworte mir bald, und Gott behüte Dich!

Dein Bruder Gottwalt."

Elisabeth Fröhlich, seit Jahren Lehrerin an der höheren Töchterschule zu P., saß bei der Lampe am Schreibtisch. Vor ihr lag ein Stoß deutscher Aufsatzhefte der zweiten Klasse, die der Durchsicht harreten; sie hatte ihres einzigen Bruders Brief, den ihr der

Postbote vor einer halben Stunde gebracht hatte, mit Entschlossenheit beiseite gelegt, ihrem Grundsatz „Erst die Arbeit, dann die Freude“ wie immer getreu. Aber jedesmal, wenn sie bei der Korrektur der Aufsätze ein Blatt umwandte, schweiften die Blicke hinüber zu des Bruders schwungvollen Schriftzügen, die allemal eine Welt von Erinnerungen in ihr wachriefen; endlich schob sie mit einem kleinen Seufzer ihre Hefte beiseite, erbrach den Brief und fing an zu lesen.

Sie war weder hübsch noch häßlich, weder groß noch klein, weder schlank noch voll; sie hatte überhaupt nichts an sich, das irgendwie in die Augen fiel. Ihrem blassen, unscheinbaren Gesicht fehlte die jugendliche Frische; das dunkelblonde, glattgeschneidete Haar lag fest an den Schläfen. Das dunkelbraune Kleid war im Schnitt so einfach, wie es die herrschende Mode nur eben zuließ. Man merkte, Elisabeth wollte weder durch tändelnden Schmuck, noch durch Verachtung der Mode auffallen. Die Züge, ein wenig sorgenvoll, wie bei Frauen, die viel in den Kopf zu nehmen haben, gaben der ganzen Persönlichkeit ein mütterliches Ansehen.

Sie las mit wechselnden Gefühlen den Brief des Bruders, zuerst mit heller Freude, hatte er doch das Ziel erreicht, das von ihr, der um drei Jahre älteren Schwester, fast mit größerer Sehnsucht als von ihm selber erstrebt war. Als sie aber zu dem Teil des Briefes kam, der sie selber betraf, bewölkte sich ihre Stirn.

„Er ist egoistisch, wie ein Kind,“ sagte sie kopfschüttelnd.

Das Opfer, was der Bruder forderte, war in der That außerordentlich. Vor ihr malte sich das Bild ihres Lebens, Vergangenheit und Zukunft. Sie war jetzt neunundzwanzig Jahre alt; hinter ihr lag eine Jugend, reich an Arbeit und Sorge, arm an jugendlichen Freuden, ohne jeden Schimmer von Poesie.

Der Mutter jahrelanges Todesleiden hatte auf ihre schönsten Jahre dunkle Schatten geworfen; kaum der Kindheit entwachsen, mußte sie nach der Mutter Tode die Sorge für Vater und Bruder, für den verwaissten Hausstand übernehmen; ihre einzige Stütze war eine alte, treue, wunderliche Magd gewesen, die mit ihrem Postern und Schelken dem hausmütterlichen Watten des sechzehnjährigen Kindes jeden Hauch von Poesie nahm.

Der Vater brav und rechtschaffen, aber seit der Mutter Tode von einem Leberleiden geplagt, das ihn vor der Zeit alt und grämlich machte, ohne die Gabe, sich zu freuen oder die Freude anderer zu verstehen! Es wurde ihm zur Gewohnheit, das Leben von der trübsten Seite anzusehen, aus jedem Sorgenstäubchen einen Stein zu machen.

„Gottwalds Erziehung und Ausbildung wird unsere Mittel ganz erschöpfen,“ hatte er seufzend zur Tochter gesagt, „wir müssen auch an deine Zukunft denken, Elisabeth. Daß du heiraten wirst, ist unwahrscheinlich; aber du hast gute Geistesgaben. Wir haben hier eine Selektä, du lauscht das Lehrerinnen-Examen machen. Wer weiß, wie bald es nötig sein wird, daß du dir selbst dein Brot erwirbst!“

Sie hatte mit Ernst und Pflichttreue studiert. Im Hause hatte die alte Mine das Regiment ganz an sich genommen. Aber spät abends, wenn die anderen Hausgenossen schliefen, war Elisabeth noch aufgeblieben, um des Bruders Kragen zu plätten, wie er es gern hatte, oder um aus des Vaters Strümpfen die farbblumenfarbenen Stopfen herauszutrennen, die die alte, halb blinde Mine in den braunen Grundton hineingelegt hatte.

Sie hatte das Examen gut bestanden und von neuem die Zügel des Haushalts ergriffen, die die alte Mine ihr nur mit widerwilligem Brummen überließ. Des Vaters Leiden hatte sich inzwischen verschlimmert; Karlsbad wollte nicht mehr helfen, es ging zu Ende.

Das Geschwisterpaar war verwaist zurückgeblieben, Elisabeth mit 24 Jahren ernst und fast verbüßt; denn sie war's, die „der Zukunft lange Noth“ bedenken mußte, Gott-

walt, der schon lange das Vaterhaus verlassen hatte, ein frischer, sorgloser Student von 21 Jahren.

Man hatte sie nach des Vaters Tode an die Schule ihrer Vaterstadt berufen; seit Jahren hatte sie sich eingelebt in die ernste, gleichmäßige Thätigkeit. War sie glücklich? Nein! — Der Farbenschimmer fehlte ihrem Leben; sie hatte nie an der Sonnenseite des Erdengartens gestanden. Der warme Strahl, der voll und glühend auf andere sich niederfente, er hatte sie kaum, wie zu nekenbem Spott, ein wenig gestreift. 29 Jahre war sie alt geworden. Hatte der Glanz der Liebe nie ihre Seele berührt? O ja, aber nur soviel, daß sie mit schüchternem Bangen das „stete Leid bei steter Seligkeit“ ahnen konnte; dann war der kurze Traum zerronnen.

Vor Jahren hatte der Konrektor der Schule ihr seine stillen Huldigungen dargebracht. Er galt für einen pedantischen, überstudierten Herrn; viele sagten, er sei ein wenig „verschroben“. Es war Thatsache, daß er jedem weiblichen Wesen in weitem Bogen aus dem Wege ging; aber zu Elisabeth hatte er Vertrauen gefaßt. Es hatte lange gedauert, bis sie hinweggehen konnte über sein hölzernes Wesen, über seine finstliche Blödigkeit. Aber als sie immer wieder den warmen Strahl schüchtern aus seinem Auge leuchten sah, — — ach, sie war ein Weib, und welches Weib bleibt unbewegt, wenn zum erstenmal das Werben der Liebe an sein Herz dringt?

Elisabeth hatte zartes, weibliches Mitleid und dann freundliche Teilnahme für den scheuen Bewerber gehabt, und sie hatte gemeint, daß sie ein frohes Ja für ihn haben könnte, wenn er mit der großen Frage an sie heranträte.

Und er war gekommen — nicht mündlich, denn das hätte er nie fertig gebracht. Aber als sie das bedeutsame Schriftstück in bebenden Händen hielt, wie kam's nur, daß die Blut ihrer Wangen sich rasch abkühlte, daß ihre Lippen sich öffneten zu einem herzhaften Lachen? Da stand geschrieben:

„Hochgeehrtes Fräulein! Als Gott der Herr am sechsten Tage den Menschen geschaffen hatte, suchte er einen Edelstein, um die Krone damit zu schmücken (siehe Genesis 2, 18). Sie sehen, mein hochverehrtes Fräulein,

Es ist des Höchsten ewiger Wille,
Der Mensch soll nicht in über Stille
Und einsam wandeln seinen Weg.“

Also entstand das erste Wesen jenes Geschlechtes, welches Verächter und Barbaren das schwache, hingegen Bewunderer und Verehrer, zu denen zu gehören ich mir anmaßen möchte, das zarte oder schöne Geschlecht nennen. Es ist für mich seit langer Zeit ein Gegenstand eingehender Studien gewesen, ob wir die Erzählung über die Art der Entstehung des ersten weiblichen Wesens wörtlich zu nehmen haben, oder ob wir sie für eine Allegorie halten sollen. Ich bin über diese Frage noch nicht zur Klarheit gekommen; doch setze ich in dieser Ungewißheit keinen Grund, in einem besonderen Fall mit einer Frage zurückzuhalten, die der Inhalt des nachfolgenden Schreibens sein wird, dessen Einleitung die vorstehenden wenigen Worte bilden sollen.

Wie immer es nun um jene Frage stehen mag, ich wage zu behaupten, daß mit dieser Erzählung gesagt werden soll, daß zwischen dem ersten Menschen und seiner von Gott geschaffenen Gefährtin eine nahe Verwandtschaft bestand. Sollte diese Seelenverwandtschaft zwischen zwei Wesen — wenn ich mich so ausdrücken darf — sich nicht in tausend und aber tausend Fällen wiederholen? Sollte es nicht vorkommen, daß jemand beim Anblick eines weiblichen Wesens plötzlich von der Gewißheit durchdrungen wird: „Die ist es oder keine sonst auf Erden?“ Ich komme zu dem eigentlichen Zweck meines Schreibens. Nach reiflicher Ueberlegung und ernster Selbstprüfung bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nicht unmöglich wäre, daß die Seelenverwandtschaft, die ich zwischen Ihnen und mir wahrzunehmen mich nicht enthalten konnte . . .

Weiter konnte Elisabeth nicht lesen; sie mußte lachen über diese langatmige Epistel, die in Gedanken und Stil so wenig dem ähnelte, was sie sich unter einer Liebes-

erklärung vorgestellt hatte. Wo aber in Augenblicken der Gefühlserregung ein rechtes herzhaftes Lachen eintritt, da ist es allermeist mit der Gefühlserregung vorbei.

Elisabeth mußte lachen, und deshalb hatte der Konrektor einen Korb bekommen. Mit den Träumen von singendem, klingendem Frühlingsglück war's nun vorbei; die Zukunft lag vor ihr, eben und zuförmig, aber gesichert und friedlich; sie war zufrieden.

Und aus dieser stillen Zufriedenheit wollte der Bruder sie reißen, ihre Zukunftsbilder mit rascher, knabenhafter Hand umstürzen und sie in neue Verhältnisse hineinziehen. Es verging vielleicht ein Jahr, auch zwei oder drei, dann führte er eine Frau in sein Haus, und sie? — Sie war dann überflüssig.

„Er ist und bleibt ein Egoist,“ sagte sie, und ihre Augen sahen strenge aus. — Ihre Gedanken wanderten noch einmal in die Vergangenheit und immer blieben sie auf einem hellen Punkt haften. War ihr Leben wirklich ganz poesielos gewesen? Nein, die Poesie deselben war eben der unartige, egoistische und doch so heißgeliebte Bruder. Sie sah, wie der kleine, blondlockige Wildfang zu ihr kam mit ihrärenden Augen und einem langen Riß im Sonntagströckchen; heimlich holte sie Nadel und Faden aus der Mutter Nähkorb, und im entlegensten Winkel des Gartens heilte sie den Schaden, so gut sie konnte. Dann hatte er unvorsichtiger Weise ihre Lieblingspuppe zerfchlagen. Das war zu arg; sollte sie denn immer dulden und leiden? Schon zauste sie mit der Linken seine Loden, und die Rechte wollte kräftig zuschlagen, da fiel er ihr um den Hals: „Liebste Lisa, nicht böse sein, bitte, bitte!“ — Und sie? Sie ließ die Hand sinken und schenkte ihm ihre zweitbeste Puppe, während er glücklich war, daß er die zerbrochene feierlich begraben konnte.

Sie gingen zur Schule. Sie besaß viel mehr Ausdauer als der Bruder, der oft seufzte bei den lateinischen und mathematischen Aufgaben, und bei den französischen Uebersetzungen gern ihre Hülfe in Anspruch nahm. Freilich, wo es galt, den Hauber der unsterblichen Gesänge Homers, die hehre Schönheit einer griechischen Tragödie zu erfassen, wo es galt, köstliche Dichterverse dem Gedächtnis einzuprägen und bei passender Gelegenheit wiederzugeben, wo es darauf ankam, neue Gedanken zu bilden und in schwungvoller, bilderreicher Sprache auszudrücken, da hatte sie dem Flug seiner Seele nicht folgen können. Trug er doch einen frischen Quell sprudelnder Phantasie in sich, der ihrem prosaischen Gemüt versagt war. Aber sie hatte ihn nie darum beneidet; sie war nie stolzer auf den schön ausblühenden Bruder gewesen, als wenn er mit Begeisterung die Gesänge der alten und neuen Meister recitierte oder in eigenen unreifen Poesien das Große und Schöne gepriesen hatte.

Er war in heller Jugendlust als Student hinausgezogen in die weite Welt, sie war sorgenvoll daheim geblieben bei dem trübsinnigen, tränkenden Vater. Seine frühlichen Briefe waren ihre einzigen Sonnenblicke gewesen; manchmal freilich hatten sie ihr auch Verdruß gebracht.

„Als ich gestern am späten Abend mit einer Schar fröhlicher Gefährten durch die stillen Straßen zog, kränkten wir den Nachtrat durch unser Singen; der alte Philister nannte es nächtlichen Skandal. Wir erklärten ihm mit Höflichkeit, daß er ein alter Kamel sei, an dessen Wiege nicht Mufen und Grazien gestanden hätten. Aber er wurde ungemüthlich — es ist merkwürdig, daß die Menschen die Wahrheit nie hören mögen; — die Sache nahm einen sehr tragischen Verlauf; die Polizei hat verschlungen, was bis zum Ende des Monats meinen leiblichen Hunger stillen sollte. Was thun, Schwester Elisabeth? — Ich hätte natürlich die Dummheit gleich dem Papa gebeicht; aber Du weißt, daß er sich über jede Kleinigkeit ärgert, und daß Kerger Gift für ihn ist. Herzliche Elisabeth, willst Du es ihm beibringen, so daß er keinen Verdruß davon hat, und willst Du dem leichtsinnigen Bruder noch einmal vergeben?“

Sie war recht böse gewesen; aber es war doch wohl am besten, wenn der Vater, der für jugendliche Thorheiten kein Verständnis hatte, gar nichts von der Sache erfuhr; hatte doch der Arzt jeden Verdruß verboten. Es war gut, daß sie angefangen hatte,

Privatstunden zu geben, um einen Notpfennig für die alten Tage zurückzulegen; sie konnte damit dem Bruder aushelfen.

Jahre vergingen. Sie sah sich bleich und überwacht an des Vaters Sterbebett und fühlte die feberheiße Hand, die segnend auf ihrem Haupte ruhte.

„Elisabeth,“ hatte er gesprochen, „den Gottwald lege ich dir ans Herz. Er ist voll der reichsten Anlagen, aber er giebt sich jedem Eindruck zu lebhaft hin. Seine Gedanken fliegen hoch und verlieren den Boden unter den Füßen; noch fehlen ihm Mäßigung und Ruhe. Willst du für ihn sorgen, ihm zur Seite stehen?“

Und sie hatte weinend gesagt: „Sein Glück soll mir stets mehr gelten als mein eigenes.“ — Es war das Letzte, was sie dem sterbenden Vater gelobt hatte.

Seitdem hatte sie es als ihre Bestimmung angesehen, für den jungen Bruder zu leben. Sie war auch eine Iphigenie, die mit dem ganzen Liebesreichtum ihres jungfräulichen Herzens voll und ungeteilt den Bruder überschüttete; er blieb das Liebste, was die Welt noch für sie tragen konnte.

Die Stimmen der Vergangenheit klangen mahnend in die gegenwärtige Stunde. Elisabeths Augen waren feucht, ihre Züge weich geworden. „Mein Schicksal ist an deines festgebunden!“ — Damit war ihr Entschluß gefaßt.

Die Aufnahmefeste waren für heute vergessen; der Brief mußte gleich beantwortet werden.

„Ich komme natürlich gern zu Dir. Aber nur unter einer Bedingung: wenn Du mir durchaus etwas schriftlich geben willst, so soll es das Versprechen sein, daß der Gedanke an mich Dich niemals hindern darf, glücklich zu werden, und wenn Dein Herz einmal wählen sollte, ihm ohne Bedenken zu folgen. Ich komme nur als Aushülfe zu Dir für die Zeit, wo Deinem Hause die Hausfrau fehlt. Wenn Du dieselbe einst über Deine Schwelle führst, wirst Du niemand auf der Welt mehr erfreuen als Deine Schwester.“

II.

Vier Wochen später stand der junge Pfarrer von Bernegard vor der Thür seines Hauses und blickte spähend über die Fliederhecke des Vorgartens hinweg die Landstraße entlang. Das war also Gottwald Fröhlich, Elisabeths einziger Bruder. Kein Wunder, daß sie ihn liebte! Zwei Züge seines Wesens waren es, deren liebenswürdige Vermischung dem jungen Pfarrer etwas ungemein Anziehendes verlieh: die männliche Kraft und die Weichheit des Kindes. Männlich waren die hochgewachsene Gestalt, der feste Gang; kindlich war der frische Mund, das fröhliche Leuchten der blauen Augen; kindlich war auch die sichtliche Ungebuld, mit der er den erwarteten Wagen herbeisehnte. Endlich wirbelte Staub auf und fünf Minuten später hob er mit jubelndem Willkommen die Schwester aus dem Wagen.

Mit frohem Ungestüm führte er sie ober zog sie vielmehr durch den Gartensteig die steinernen Stufen hinan in das Gartenzimmer; es war noch nicht eingeräumt und stand voller Kisten und Kasten.

„Siehst du, Elisabeth, jetzt bist du bei mir, und ich werde dich nicht wieder lassen. Und nun sieh dich einmal um, ist es nicht hübsch und freundlich bei uns?“

Er sah nur den Sonnenstrahl, der durchs Fenster schlüpfte; sie sah nur Strohhalm, sandige Fußspuren, alles, was zum Wirrwar eines Umzuges gehört.

„Du bist müde von der Reise,“ fuhr er lebhaft fort, „du sollst dich erquicken; ich selber habe Kaffee für dich besorgt. Und nun setze dich doch, Elisabeth, setze dich!“

„Ja gern, aber wohin denn?“ sagte sie, lächelnd über seine Hast und seine Freude, „hier giebt es ja weder Stuhl noch Sessel.“

„Freilich, aber was nicht ist, kann werden. Komm in die Studierstube, da ist es schon fein.“

Da stand wirklich schon ein Tisch, ein Stuhl und ein leerer Bäckerschrank. Während Elisabeth sich durch Speise und Trank erquickte, erzählte Gottwald:

„Gestern Vormittag bin ich angekommen. O, wie schön war der Einzug! Blauer Himmel und blühende Apfelbäume; das Kreuz auf dem Turm funkelte im Sonnenschein, das Haus war bekränzt und die Schulkinder sangen. Bei Wellrotts und in Berghof bin ich schon gewesen; auch im Dorf habe ich einige Leute besucht. Heute früh kam der Möbelswagen; wie gut, daß du in Stettin die Sachen gekauft hast. Bis zur Einführung haben wir noch zwei ganze Tage, wird wohl alles fertig bis dahin?“

„Gewiß,“ entgegnete sie freundlich, „wir gehen gleich an die Arbeit; ich bin nicht mehr müde.“

Als sie später im Gartenzimmer Kisten auspackte — Gottwald ging mit der Pseife behaglich in dem Chaos auf und ab —, da klopfte es schüchtern an die Thür und leise, fast unhörbar glitt eine schöne, noch jugendliche Frau herein. Das dunkle Gewand, der glatte, schwarze Scheitel über der weißen Stirn, der überaus sanfte Blick des dunklen Auges — alles paßte trefflich zusammen, und der schwarze Spitzenschleier, der um den Kopf geschlungen war, gab ihr ein fast nonnenhaftes Aussehen.

„Ah, Frau Professor Tiefen,“ rief Gottwald, überrascht die Pseife wegstellend, „die Dame, die das Witwenhaus bewohnt,“ fügte er vorstellend hinzu, „hier meine Schwester.“

Die junge Frau begrüßte die Geschwister mit lieblichster Freundlichkeit.

„Verzeihen Sie mein unbescheidenes Eindringen; aber der Wunsch, mit meinen schwachen Kräften Ihnen in der mühevollen Arbeit des Einräumens ein wenig beizustehen, war größer, als meine Schüchternheit. Darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten?“

„O gnädige Frau, diese Liebenswürdigkeit . . .“ begann Gottwald.

„Ist wirklich zu groß, als daß wir sie annehmen dürften,“ fiel Elisabeth mit freundlicher Bestimmtheit ein. „Aber eine Pause in unserer Arbeit ist uns sehr willkommen, nicht wahr, Gottwald?“ In der Dämmerstunde ist uns nichts angenehmer, als liebenswürdiger Besuch.“

Sie führte den Gast ins Studierzimmer, wo sie freundlich, aber etwas zurückhaltend die Unterhaltung begann.

Nach einer Viertelstunde empfahl sich die Frau Professor, kühler als sie gekommen war.

„War es wohl recht, Elisabeth,“ begann Gottwald, „daß wir sie kränkten durch das Zurückweisen ihrer so freundlich angebotenen Hilfe?“

„Ich bitte dich, Gottwald, die Hilfe einer fremden Dame, die unseren Geschmack nicht kennt, erschwert die ganze Arbeit, auch giebt ihr die flüchtige Bekanntschaft mit dir kaum das Recht zu so freundschaftlichem Anerbieten. Und weißt du, weshalb ich vorsichtig war? Sie schien mir neugierig.“

„Dafür genießt sie den Vorzug, ein Weib zu sein.“

„Ich will's nicht abstreiten, daß wir alle an diesem Fehler leiden, aber doch mit Unterschied. Ich denke mir, wenn man allein steht wie diese Frau Professor, ohne einen bestimmten Wirkungskreis, so kommt man leicht in Gefahr, sich mit den Angelegenheiten des Nächsten, mehr als gut ist, zu beschäftigen.“

„Du bist im Irrtum, Schwester. Sie hat einen geeigneten Wirkungskreis. Erstlich hat sie zwei Töchterchen, und außerdem thut sie viel Gutes. Die Sonntagschule ist hauptsächlich ihr Werk; auch ist sie die Seele eines Missions-Nähervereins unter den jungen Mädchen, dann hat sie einen Suppenverein gegründet, und dann . . .“

„Das alles ist mir nicht maßgebend, ich bin eine prosaische, nächsterne Natur, die auf den Grund geht. Glaube mir, ich habe in P. das Vereinswesen gründlich kennen gelernt; ich weiß, daß sich da neben wirklicher Warmherzigkeit auch viel Eitelkeit und Scheinwesen breit macht. Ehe ich solche Werkthätigkeit lobe, muß ich sie im einzelnen kennen lernen. — Auch wollen wir erst prüfen, ob all diese Einrichtungen für die

hiesigen Verhältnisse wirklich passend sind. Mit der Sonntagschule bin ich ganz einverstanden; auch ein Missionsverein ist hier ganz am Platz. Aber wozu ein Suppenverein in unserem Dorf? Der gehört in die Städte. Du sagtest selbst, daß hier wenig Armut sei."

"Gleichviel — die Professorin lebt nur für Werke der Barmherzigkeit; sie hat auch eine junge Verwandte aus Mitleid in ihr Haus genommen, dieselbe besorgt das Hauswesen und unterrichtet die Kinder."

"Gottwald, die junge Verwandte bedaure ich!"

"Liebe Elisabeth, du bist scharf."

Er sah bittend zu ihr herüber; nie hatte sie diesem Blick widerstehen können.

"Laß es gut sein," sagte sie, ihm lächelnd die Hand reichend, „wir beide verfallen wieder in unseren alten Fehler; du fliegst über den Staub hinweg und siehst nur das Schöne und Edle; mein unächterner Verstand mißtraut deinem warmen Herzen und sucht die Schattenseiten auf, um dich auf der Erde festzuhalten.“

* * *

„Sei willkommen, Tag des Herrn,
Segensengel, Friedensstern,
Labequell im Wüstenland,
Stodentaut vom Himmland!“

Jubilate war gekommen mit Sonnenglanz und Blütensehnee. Fröhlich schwebten die Stodentöne durch den Frühlingsmorgen, bis das graue Kirchlein in Jernegard gefüllt war bis auf den letzten Platz. Die Orgel schwieg, Liturgie und Chorgefang waren beendet, und Gottwald stand auf der Kanzel, zum erstenmal seiner Gemeinde das Gotteswort verkündend. Es war ein guter Anblick, ihn, der in voller Jugendkraft stand, das junge Haupt demüthig neigen zu sehen vor dem König in der Dornenkrone. Und es war ein gutes Bekenntnis, das aus dem frischen Munde klang: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht.“ Er gelobte vor Gottes Angesicht, seinen Heiland zu bekennen mit frohem Zeugenmut, in Kampf und Spott, in Noth und Tod, damit der Meister geehrt, die Jünger gemehrt, den Feinden gewehrt werde. Und um dies begeisterte Bekenntnis schlang sich wie wildes Ephengeranl eine Fülle ursprünglicher Poesie in so kühnen Bildern und überraschenden Wendungen, daß der alte Superintendent, der mit väterlicher Freude auf den jungen Amtsbruder sah, mehr als einmal fast bedenklich das ehrwürdige Haupt schüttelte. Aber als der Schlußgesang verhallt war:

„In meines Herzens Grunde
Dein Ram' und Kreuz allein
Hunkelt all Zeit und Stunde,
Draus lann ich fröhlich sein.“ —

da schloß er ihn in der Sakristei tiefbewegt in die Arme und sagte mit heiligem Ernst: „Herr, um lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn du wirst andere nach mir erwecken, daß sie zu deinem Kreuz schwören und deine Fahne hochhalten in dieser Zeit des Zwiespalts und des Zweifels.“

Auch gegen Elisabeth sprach der alte Herr später seine Freude aus. „Solch glaubensfrohes Zeugnis thut unserer Zeit not.“

Sie dankte ihm freundlich und fuhr fort: „Ja, es ist etwas Schönes um dies jugendliche Feuer. Möchte es nicht nur als heller Schein aufwärts lodern, sondern auch zu einer starken Glut werden, die viele erwärmt.“

Am Abend dieses bewegten Tages fragte Gottwald die Schwester: „Hast du mir gar nichts über meine Predigt zu sagen, Elisabeth?“

Mit warmer Liebe sah sie zu ihm auf. „Dein Wort ist lebendig und wird Leben schaffen, weil deine Ueberzeugung wahr und warm hindurchflingt. Aber wenn ich ganz offen sein soll — — ich vermüßte an der Predigt einen Teil.“

„Und welchen?“

„Du weißt, ich möchte immer jede Theorie gleich zur Praxis machen. Ich meine, du hättest ausführen müssen, wie das christliche Bekenntnis ins Leben treten muß, wie auf das gläubige Befennen mit dem Munde ein thätiges, liebewarmes Christentum folgen muß. Wohl wird in unseren Tagen der Glaube so vielfach angefochten, daß mutige Zeugen nötig sind, bereit, Hohn und Verleumdung zu tragen. Aber ich meine doch, daß unsere Zeit weniger Märtyrer als stille Nachfolger des Herrn gebraucht. Kommt nicht bei der begeistertsten Anbetung einerseits, bei dem Streiten um Glaubenslehren andererseits die christliche Liebe zu kurz, die doch gerade das Erkennungszeichen der Jünger sein soll?“

Gottwald war nachdenklich.

„Du hast nicht unrecht, Elisabeth. Ich hätte meinen Text mehr erschöpfen, ich hätte die Liebe, die aus dem Glauben fließt, stärker betonen können. Aber habe Geduld! Es ist nicht leicht, ein Prediger zu sein; ich werde noch viel lernen müssen.“

„Geh nicht bei Menschen in die Schule, sondern allein bei dem großen Meister, so wirst du lernen und finden.“

* * *

„Heute Nachmittag will ich im Dorf mehrere Besuche machen,“ sagte Gottwald einige Tage darauf zu seiner Schwester, „zuerst geh ich zur alten Bemski.“

„Ist das die prächtige alte Frau mit der hübschen Tochter? Sie saßen am Sonntag der Kanzel gegenüber.“

„Ja. — Der Lehrer Bernhard hat mir ihre Geschichte erzählt; die Alte hat viel gelitten, und ihr Leben böte Stoff genug für einen Dorfroman. Sie ist hier gebürtig, war die Tochter eines Bauern und in ihrer Jugend ein viel umwordenes Mädchen. Aber sie war hochfahrend und trozig und heiratete gegen des Vaters Willen einen wilden Burtschen, der als Arbeiter hierher kam; die Leute sagen, er sei unter Zigeunern aufgewachsen. Sie ging mit dem Mann heimlich davon und der Vater verstieß und enterbte sie. In Armut und Elend ist sie vor etwa 18 Jahren wieder hierher gekommen. Der Mann war als Wildbiid von einem Förster erschossen worden, von ihren Kindern war ihr nur das älteste, damals ein zehnjähriger Junge, und das jüngste, ein Mädchen von wenig Monaten, geblieben. Der Vater hat ihr bis ans Ende sein Haus verschlossen, auch die Geschwister wollten sie nicht aufnehmen, aber durch rechtshaffene Arbeit hat sie sich und ihre Kinder redlich ernährt. Der Junge hatte des Vaters Wildheit, der Mutter Trost geerbt; mit 20 Jahren, als er eben anfang, ihre Stütze zu werden, ward er um die Tochter des reichsten Bauern, und als der Vater ihn höhnisch und verächtlich abwies, ging er trotz aller Thränen und Bitten der Mutter nach Amerika, wo er verschollen ist. Alles, was die Alte noch hat, ist die Tochter, das schönste Mädchen im Dorf.“

„Und wohin wirst du weiter gehen?“

„Zum Maurer Stüber — ein schwerer Gang. Die Leute haben sich nicht trauen und ihre Kinder nicht taufen lassen; auch ist er ein Thunichtgut und Trunkenbold, der die Frau mißhandelt. Aber ich will ihm ernstlich ins Gewissen reden. Mein Vorgänger soll sich vor dem gewaltthätigen Menschen gefürchtet haben. Ich hoffe, daß ich ihn endlich herumkriegern werde.“

„Hoffe nur nicht zu viel von dem ersten Versuch.“

Bald darauf trat Gottwald in das niedrige Tagelöhnerhaus, in dem Frau Bemski ihre Stube hatte. Die Alte saß am Ofen und spann. Klar und sauber, wie die ärmliche Stube, war die Gestalt der Bewohnerin; gerade und aufrecht trug sie sich trotz der Last von Kummer und Sorgen, die seit Jahren auf ihr lagen. Beim Eintritt des Pastors stand sie auf und bot ihm trennherzig die harte Hand.

„Guten Tag, Frau Bemski, wie geht's?“

„Schönen Dank, Herr Pastor. Viel Ehre, daß Sie zu mir kommen.“

Sie fuhr mit der Schürze über einen alten, mit Leder bezogenen Lehnstuhl, das einzige Gerät, das an bessere Zeiten erinnerte, und nötigte ihren Gast zum Sitzen.

„Will's denn noch immer gehen mit der Arbeit?“ fragte er freundlich.

„Das Spinnen lohnt ja noch. Die Feldarbeit kann ich nicht mehr schaffen, aber die Roße geht auf Tagelohn, die schafft wie zwei.“

„Das ist ein rechter Trost für Euch, daß Ihr die große, fleißige Tochter habt.“

„Ach, Herr Pastor, wenn sie nur nicht das Gesicht hätte! Mir ist's auch nicht zum Segen gediehen, daß ich ein glatt Gesicht hatte.“

„Ei, Mutter Zemski, ein schönes Antlitz ist auch eine Gottesgabe.“

„Nein, nein, Herr Pastor, es ist ein Unglück. Ich komm' aus den Sorgen nicht raus. Ich hüte das Mädchen, so sehr ich kann, und bin scharf und streng mit ihr; sie darf mir nie zum Tanz gehen, und ich leide keine blanken Ketten und Federhüte im Hause. Ich kann auch wohl sagen, daß sie sich nicht vergiebt, aber Lust und Uebermut schauen ihr aus den Augen. Nur mit mir ist sie trostig und verschlossen. Sie redet kaum ein Wort mit mir, und ich weiß nicht, was sie für Gedanken hat.“

„Das ist unrecht von der Tochter; ich werde sie bei Gelegenheit einmal ermahnen, daß sie freundlich sein soll.“

„Ja, Herr Pastor, wenn Sie wollten so gütig sein.“

Gottwalds Blicke fielen auf eine Bibel, die auf dem Sims über der Thür lag.

„Das ist recht, daß Ihr Gottes Wort in Ehren haltet.“

Sie sah ihn scheu an und sagte traurig: „Mir ist's gar hart ergangen im Leben. Als ich jung war, muß' alles nach meinem Kopf gehen, und ich wollt' nicht hören auf Gott und Menschen. Da traf mich des Vaters Fluch, und er ist in Erfüllung gegangen. Unser Herrgott hat mir genommen, was mir lieb war, eins nach dem anderen. Nun hab' ich gelernt, ihn zu fürchten und sein Wort in Ehren zu halten, damit er mir nicht auch das Letzte nimmt.“

Die Stimme der alten Frau zitterte.

„Liebe Frau Zemski,“ erwiderte der junge Pfarrer, „Ihr habt unseren Gott doch nicht nur fürchten gelernt? Ihr habt in Eurem langen Leben doch wohl auch erfahren, daß er gnädig und barmherzig ist, und daß er nicht immer zürnt?“

Die Alte trocknete mit der Schürze die Augen. „Wenn er ein gnädiger Gott ist, wird er mir ja wohl meinen Sohn wiedergeben.“

„Ihr müßt nicht nur äußere Segnungen verlangen, um an seine Gnade zu glauben. Es muß Euch genug sein, daß er Euch alle Sünden vergiebt.“

„Herr Pastor, ich bete schon die vielen Jahre jeden Morgen und jeden Abend, daß er mir den Wilhelm wiedergiebt. Ist das unrecht?“

„Gewiß nicht. Ihr müßt bei Eurem Beten nur nicht so sehr auf Eurem eigenen Kopf bestehen, sondern sagen: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.““

„Ja, sehen Sie,“ fuhr die Alte fort, ohne seinen Einwand zu beachten, „sie sagen alle, mein Sohn ist lange tot, vielleicht ertrunken im großen Weltmeer. Aber ich glaube es nicht. In meiner Brust spricht eine Stimme, daß er lebt, und daß er wiederkommt. Meine alten Augen werden nicht brechen, bis sie meinen Sohn gesehen haben. An dem Tage, wo er über diese Schwelle tritt, will ich glauben, daß unser Herrgott den Fluch von mir genommen hat, und daß er mir gnädig ist.“

Es lag eine so feierliche Zuversicht in ihrem Ton, in dem Blick ihres klaren Auges, daß Gottwald es nicht über sich gewinnen konnte, daran zu rütteln. Ihm ging ein altes Sprichwort durch den Sinn: „Mutterliebe holt aus den Tiefen des Meeres heraus.“ Er schüttelte der Alten die Hand mit freundlichem: „Gott befohlen!“ und ging weiter.

Wie schöne Blüten und wie seltsame wilde Sproßlinge trieb doch das Seelenleben dieses Weibes! Die Angst vor Gottes Zorn trieb sie zur Frömmigkeit; an die Gnade

wollte sie nur glauben, wenn ihr sichtbare Beweise würden. Und daneben das tiefe Sündenbewußtsein, der feste Glaube des Mutterherzens!

„Ein Pastor zu sein ist doch viel schwerer, als ein Prediger zu sein,“ sagte er zu sich selbst.

III.

Inzwischen war Gottwald ans Ende des Dorfs zur Wohnung des Maurers Stüber gekommen. Da sah es nicht gut aus. Das Häuschen nebst einem kleinen Ackerstück war des Mannes Eigentum; aber es war hoch verschuldet; zudem merkte man, daß Arbeitslust und Sauberkeit hier nicht zu Hause waren. In dem kleinen Gartenstück schossen die Nesseln ungehindert empor; der Zaun war zerbrochen.

Gottwald trat durch den Flur in die unsaubere Stube. Drei Kinder von 4 bis 8 Jahren sahen ihn halb schen, halb frech an und drückten sich hinweg, ohne seinen Gruß zu erwidern. Eine nachlässig gekleidete Frau von verwelktem, schlaffem Aussehen schälte Kartoffeln. Sie sah nicht auf, als er freundlich grüßte, und bot ihm keinen Stuhl.

„Ich wollte mich einmal nach Ihnen umsehen, Frau Stüber, wie geht es Ihnen?“
 „Wie soll's gehen?“ entgegnete sie verdrossen; „man quält sich von früh bis spät, und doch will's nichts einbringen. Die Schulden wachsen uns über den Kopf.“

„Wenn Ihr fleißig und brav seid, wird's wieder besser werden.“

„Wovon soll's besser werden? Die Leute im Dorf reden schlecht von uns und gönnen uns nichts Gutes; der vorige Prediger hat uns bei allen angegeschwärt. Nun hat mein Mann keine Arbeit, ist lieberlich geworden und geht in die Versammlungen nach der Stadt, von wo er wußt und betrunken heimkommt.“

„Habt Ihr denn noch nie daran gedacht, daß nicht die Leute schuld sind an Eurem Unglück, sondern Ihr selbst? Euren Ehestand habt Ihr ohne Gottes Segen angefangen; Eure Kinder wachsen als Heiden auf. Wo soll da der Segen herkommen?“

„Das geht keinen was an,“ sagte das Weib finster.

„Wohl geht es die etwas an, die Euch helfen möchten. Frau, seht Ihr denn gar nicht ein, wie schwer Ihr Euch an Euren Kindern verjündigt, denen Ihr den Segen der christlichen Erziehung vorenthaltet, die deshalb ohne ihre Schuld von allen verachtet und gemieden werden?“

Die Mutterliebe war vielleicht in dem Herzen dieses Weibes der einzige Funke, der noch unter der Asche stumpher Gleichgültigkeit glühte. Sie fuhr mit der Schürze über die Augen und sagte unsicher:

„Mein Wille ist's auch nicht, daß wir so leben; aber ich darf dem Manne nicht damit kommen; er schlägt mich tot.“

Gottwalds feine Natur schauerte zurück vor diesem Abgrund von Noheit; aber es half nichts, er durfte sich nicht scheuen, gegen die Sünde zu kämpfen.

„Ihr dürft trotzdem nicht schweigen,“ sagte er eifrig zu der Frau; „Ihr müßt fortfahren, Euren Mann zu ermahnen. Und auch ich werde nicht schweigen; mit Gottes Hilfe werden wir ihn herumkriegen. Habt Ihr denn noch nie gebetet, daß Gott sein Herz zum Guten lenken möge?“

„Beten!“ sagte sie mit häßlichem Lachen, „das hilft nichts, das bringt weder Geld noch Brot.“

An der Hausthür ließ sich ein Poltern und wüstes Geschrei hören.

„Da kommt er wieder betrunken nach Hause,“ sagte das Weib mit der stumpfen Resignation, wie sie die Verkommenheit und das tägliche Elend geben. Gleich darauf trat der Mann taumelnd ein, eine kräftige, untersehte Gestalt mit wirrem Haar und gebunnenem Gesicht. Kaum sah er den Pfarrer, als er wütend ausrief: „Was, der Pfaff? Und du hörst auf den schlechten Kerl, Weib?“

Gottwald fuhr ihn an und sagte zornig:

„Wie, Ihr schämt Euch nicht, mir, der ich mich Eures Glends annehmen will, mit Grobheit zu begegnen? Ihr schämt Euch nicht, in Sünden und Schanden dahinzuleben, der ganzen Gemeinde zum Aergernis und Spektakel?“

„Was kümmert's Euch?“ schrie der Betrunkene. „Ueberall drängen sich die verfluchten Pfaffen ein; man kann ohne sie nicht leben und sterben. Dazu haben wir ein Civilstandsgesetz, daß wir endlich die Faulenzler aus der Thür werfen können, die herrlich in Fremden leben, während der Arbeiter am Hungertuch nagt.“

In sinnloser Wut schwankte er auf Gottwald zu. Der junge Prediger wich keinen Schritt zurück, sondern sah dem Unhold fest ins Auge.

„Ihr seid verwirrt vom Branntwein,“ sagte er ruhig, „es ist nicht der Mühe wert, Euch zu antworten.“

Die Unerblichkeit des jungen Pastors löste dem rohen Menschen eine gewisse Achtung vor dessen geistiger Ueberlegenheit ein; murrend und drohend taumelte er zurück.

„Das sage ich Euch, Mann,“ fuhr Gottwald fort, „Euer Unglück ist allein die Folge Eurer Sünde, und nicht eher wird's Euch gut gehen, bis Ihr umkehrt von Euren bösen Wegen.“

Im Hinausgehen ermahnte er die Frau, doch endlich einmal das Beten zu versuchen. Stumpf und verständnislos sah sie ihn an.

Traurig ging er davon, während die Flüche und Verwünschungen des Trunkenboldes hinter ihm herschallten. Er war mit den besten Hoffnungen gekommen, und er mußte sich gestehen, daß sein Besuch keinen Erfolg gehabt, höchstens Erbitterung und Glend gesteigert hatte.

Auf der Dorfstraße begegnete ihm Rose Zemski, die eben von der Arbeit heimkam. Erröthend grüßte sie ihn.

„Es ist gut, Rose, daß ich dich treffe,“ sagte er freundlich; „ich war heute bei deiner Mutter; mir scheint, daß die alte Frau viel Schwere's durchgemacht hat; du mußt recht freundlich und liebevoll gegen sie sein.“

„Herr Pastor,“ entgegnete sie, bis unter das Haar erröthend, „das sag' ich mir oft selber; aber es ist so gar schwer, mit der Mutter auszukommen. Sie meint, der Herrgott sieh't's nur gern, wenn einer seufzt und bangt und sich härt, und das Lachen und Singen könne er nicht leiden. Und doch, Herr Pastor, wenn einer jung ist . . .“

Sie sah unbefangen zu ihm auf; in den schwarzen Augen funkelte sprudelnde Lebenslust, und daneben rätselhafte, fragende Sehnsucht. — Er mußte nach Jahren oft an diesen Blick zurückdenken. —

„Das mag sein,“ sagte er ernst, „daß es dir schwer wird, die Mutter zu verstehen; aber du bist die Tochter, du mußt dich fügen. Denke auch daran, daß Lachen und Singen und Jugendlust einmal ein Ende nehmen.“

Sie erwiderte nichts und ging davon. Auch hier hatte er tauben Ohren gepredigt.

In der ersten Woche machten die Geschwister auch bei Wellrotts ihren Besuch. Das Rittergut Jernegard war eine schöne Besitzung. Beschaulich und solide sah das freundliche Haus zwischen grünen Bäumen hervor; fast unmittelbar an den Garten stieß ein Laubwäldchen, in dessen Mitte ein kleiner, schön gelegener See seinen dunkelgrünen Spiegel ausbreitete.

Auch Elisabeth konnte sich des guten Eindrucks nicht erwehren, den Herr Wellrott auf ihren Bruder gemacht hatte. Die Art, wie er den Geschwistern die Hände entgegenstreckte, wie er später sein Glas erhob und auf gute Nachbarschaft trank, wie er mit munterer Freundlichkeit den Wirt machte, hatte etwas ungemein Gewinnendes. Hin und wieder eine scherzhafte, fast leichtfertig klingende Bemerkung über ernste Dinge, ein derbes Witwort über diese und jene Persönlichkeit, ja ein stark ausgeprägter Zug von Sinnlichkeit auf dem gutmütigen Gesicht, — das alles konnte auf die Dauer den freundlichen Eindruck seiner Persönlichkeit nicht stören. Frau Bertha Wellrott schien

ganz das Gegentheil von ihrem Gatten zu sein. Sie war nicht unschön — blond und stattlich —, aber in den Zügen lag etwas Kaltes, in ihrem Wesen eine gezwungene Zurückhaltung, die abstieß und erkälte.

Als die Geschwister durch den Park heimgingen, teilten sie einander ihre Beobachtungen mit.

„Ich bewundere Wellrott,“ begann Gottwald; „mich brächte diese Frau mit dem starren Pharisäergesicht zur Verzweiflung. Ich glaube, sie hat nichts, was ihr warm ins Herz scheint.“

„Ich wurde auch kühl angeweht in ihrer Gegenwart,“ entgegnete Elisabeth; „aber ohne Gefühl ist sie nicht. Als die Kinder — übrigens reizende Jungen — hereinkamen, sah ihr Gesicht recht innig und mütterlich aus. Auch wußte sie gut Bescheid, wo etwa im Dorf Fleud und Krankheit sind, ohne daß sie davon so viel Aufhebens machte, wie die Frau Professor.“

„Du hast nun einmal die Antipathie!“

„Und du wohl gar Sympathien?“ neckte sie.

„Nein, nein,“ wehrte er hastig und erdönd ab, „ich will nur gerecht sein.“

„So wollen wir es auch gegen Frau Wellrott sein. Fast scheint es mir, als ob sie sich Mühe giebt, etwas zu verschweigen und zu verfallen. Vielleicht ist sie nicht glücklich.“

„So muß es an ihr selbst liegen, dem Mann steht die Herzengüte auf dem Gesicht geschrieben.“

„Fast jedes Frauenherz birgt ein Geheimnis, Gottwald. Vielleicht ist er anders, als er scheint. Wer weiß? — Den Männern ist nie zu trauen.“

Er lachte.

„Ein großes Wort, Schwesterchen! Merkwürdig, wie stark bei euch Frauen der Corpsgeist entwickelt ist.“

„Nur das Gerechtigkeitsgefühl, das sich des unterdrückten Teils annimmt.“ — —

Nach Bergshof fuhr Gottwald allein, da dort keine Dame im Hause war; der Freiherr war Witwer, seine drei Töchter längst verheiratet.

Der Edelmann erschien ihm auch heute als solcher im besten Sinne des Wortes. Nicht nur im Äußeren! Zwar machte schon die edle, leichtgebeugte Gestalt im silbergrauen Haar, umgeben von dem Rahmen einer reichen Häuslichkeit, einen vornehmen Eindruck; aber auch die ritterliche Gastlichkeit, die mit zarter Fürsorge den Besucher umgab, die rege Teilnahme an den Bestrebungen des Geistlichen, das verständnisvolle Interesse für Kunst und Wissenschaft, das väterliche Wohlwollen, das er für seine Untergebenen befundete.

Mit dem schnell gefaßten Vertrauen der Jugend fragte Gottwald ihn nach diesem und jenem, so auch nach dem Besitzer von Fernegard. Auf des Freiherrn Stirn erschien eine leichte Wolke „Wellrott ist mir nicht sympathisch, aber es wäre ungerecht, ihn nach oberflächlichen Eindrücken zu beurteilen. Ich stehe ihm zu fern, um mir ein Urteil gestatten zu können. Prüfen Sie selbst, mein lieber Herr Pastor. Ich möchte Ihre unbefangene Meinung nicht beeinflussen.“

Auch auf den alten Superintendenten Schirmer kam das Gespräch. Gottwald lobte in warmen Worten den würdigen Geistlichen, und der Freiherr stimmte ihm erfreut bei.

„Es wundert mich, Herr von Berg,“ sagte Gottwald mit der ihm eigenen kindlichen Offenheit, „gerade von Ihnen dies günstige Urteil zu hören. Kann ich mir doch denken, daß der alte Herr oft anstößt, da die Formen der Welt für ihn nicht existieren, und er nur eine Sprache spricht, die Sprache der Bibel.“

Der Freiherr lächelte.

„Allerdings habe ich mich an die Weise des alten Herrn erst gewöhnen müssen. Aber da seine Art und Weise nichts Gemachtes und Gefuchtes hat, vielmehr der Aus-

druck seiner innersten Persönlichkeit ist, so respektiert man sie. Wenn freilich die Sprache Kanaans etwas Angelerntes und Angenommenes ist, so wirkt sie widerwärtig."

"Mir fiel im Gespräch mit dem alten Herrn besonders auf," fuhr Gottwalt fort, "daß er den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft mit asketischer Strenge gegenübersteht. Für alle belletristische Litteratur, die nicht auf christlichem Standpunkt steht, für alle Poesie, die die Schönheit der Welt preist, für alle Kunst, die sich nicht in den Dienst der Kirche stellt, hat er nicht viel übrig. Ich muß gestehen, daß mir seine Urteile zu einseitig sind."

Wieder umspielte ein feines Lächeln die Lippen des Edelmannes.

"Es freut mich, daß Sie diesen Standpunkt einnehmen," erwiderte er; "mir ist's wie Ihnen ergangen. Auch ich möchte dieser Einseitigkeit, wie Sie es nennen, nicht das Wort reden. Wo blieben die Fortschritte des menschlichen Wissens und Könnens, wenn in allen Dingen nur die Religion das treibende Motiv wäre? Aber es giebt vereinzelte, besonders begnadigte Naturen, die, wie die Apostel auf dem Berge der Verkündigung, nur Jesus sehen; zu ihnen möchte ich unseren alten Freund zählen."

"Kennen Sie den Pastor Klaus?" fragte Gottwalt. "Mir hat er einen angenehmen Eindruck gemacht. Es wäre mir interessant, auch Ihr Urteil zu hören."

"Schade um den Mann! Ein feiner Geist, eine ansprechende Persönlichkeit, aber mit dem Bibelglauben zerfallen. Weil er aufrichtig ist, leidet er schwer darunter. Dazu kommt, daß seine Frau schon seit Jahren in einer Heilanstalt für Gemütskranke ist. Man sagt, der Zwispalt zwischen dem Amt und den Anschauungen ihres Mannes habe sie dergestalt betrübt, daß ihre Nerven zerrüttet sind. Doch da kommt mein Sohn, der auf Urlaub bei mir weilte, von seinem Spazierritt zurück."

Bruno, der junge Offizier und künftige Majoratserbe, begrüßte den Gast mit derselben ungewungenen Artigkeit, die dem Vater eigen war. Gottwalt bemerkte, daß die Blicke des alten Herrn mit frohem Stolz auf dem einzigen Sohn ruhten, wie überhaupt zwischen beiden ein inniges Verhältnis zu bestehen schien. Auch sah der Sohn dem Vater ähnlich an Gestalt und Zügen, aber der Ausdruck war anders, — bei dem Vater die Ruhe einer gereiften Persönlichkeit, bei dem Sohn eine gewisse Leichtfertigkeit, eine heitere Daseinsfreude, die verlangend und erwartungsvoll nach außen blickt. — Nach einem angenehmen verlebten Abend lehrte Gottwalt heim, froh erregt durch die fesselnde Unterhaltung, an der er teilgenommen. — — —

Auch das Witwenhaus wurde von den Geschwistern mit einem Besuch bedacht; die Frau Professor kam ihnen mit holder Anmut entgegen.

"Verzeihung, daß mein Zimmer die Zeichen so profaischer Thätigkeit trägt," sagte sie, lächelnd auf einen Tisch deutend, auf dem eine Menge verschiedenartiger Stoffe lagen, "ich war eben beschäftigt, Sachen für unseren Nähverein zuzuschneiden. Da fällt mir gerade eine Bitte ein, die ich an Sie, Herr Pastor, richten möchte: können Sie mir nicht Bücher zum Vorlesen in unserem Verein empfehlen? Vielleicht sehen Sie sich denselben bald selbst einmal an."

Gottwalt sagte bereitwillig zu.

Am Fenster saß, mit Handarbeit beschäftigt, die junge Verwandte, die als Erika Werner flüchtig vorgestellt wurde. Sie war ein schlankes, sehr junges Mädchen; der herabhängende braune Zopf ließ sie fast wie ein Kind erscheinen.

"Liebe Erika," wandte sich die Frau Professor an sie, "du hast wohl die Güte, nach den Kindern zu sehen."

"Gewiß, Magdalene," erwiderte die Angeredete, indem sie sich erhob und das Zimmer verließ.

"Sie glauben nicht," sagte die junge Frau erklärend zu Elisabeth, "wie vieler Aussicht zwei so lebhaftes Geschöpfchen wie meine Kleinen bedürfen. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich eine schwache, überzärtliche Mutter bin."

„Es ist angenehm für Sie,“ entgegnete Elisabeth, „daß die junge Cousine Ihnen bei der Pflege und Erziehung Ihrer Kleinen zur Seite steht, und daß Sie in der sündlichen Einsamkeit an ihr eine Gesellschafterin haben.“

„Gewiß — und ich bin glücklich darüber, daß ich das arme Kind unglücklichen Verhältnissen entzogen und ihm hier eine freundliche Heimat geboten habe.“

Sie richtete darauf das Wort an Gottwald, und Elisabeth sah beobachtend zu den beiden hinüber. Magdalene Tiefen im hellen Sommerkleide erschien heute jugendlich als sonst — sie konnte nicht älter als Gottwald sein —, ihre Wangen waren leicht geröthet; die sanften braunen Augen hatten einen strahlenden Glanz. In ihrem Haar hing eine Mairose.

Elisabeth gewahrte mit Schmerz, daß ihr Bruder mit unverhohlenem Wohlgefallen die schöne Frau betrachtete und ihrer sanften, wohlklingenden Stimme zuhörte. War die Abneigung, die sie von vornherein gegen diese Frau empfunden, vielleicht die ahnende Stimme des eifersüchtigen Schwesterherzens gewesen? Sie konnte sich eines solchen Gefühls nicht erwehren; sollte sie so bald das Recht auf des Bruders Liebe verlieren? — Aber tapfer bezwang sie die aufsteigende Regung. Des Bruders Glück sollte ihr Glück sein, und wenn sein Herz anders wählte, als sie wünschte, sie wollte stille sein. Sie nahm sich vor, von jetzt ab mit ihrem Urtheil über Magdalene Tiefen gegen Gottwald zurückzuhalten; vielleicht war sie wirklich ungerecht gegen diese Frau gewesen.

Als sie das Haus verließen, trafen sie in dem kleinen Garten die Kinder, zwei hübsche Mädchen von 6 bis 7 Jahren, und Erisa.

Elisabeth reichte der letzteren die Hand und sagte freundlich: „Ich würde mich freuen, wenn Sie mich auch einmal besuchen wollten.“

„O, wie gern!“ erwiderte das junge Mädchen, überrascht zu ihr aufsehend. Es waren eigentümliche Augen, in die Elisabeth blickte, Augen, die in das sonst kindliche Gesicht nicht paßten, Augen voll tiefer Melancholie.

Die Geschwister gingen schweigend heim, Gottwald mit träumenden Augen in die Ferne blickend, Elisabeth mit mannigfachen Gedanken beschäftigt. Zwischen ihnen lag zum erstenmal im Leben etwas wie ein Geheimnis.

IV.

Auch zu Pastor Klaus fuhr Gottwald hinüber. Er fürchtete sich vor diesem Besuch. Er liebte es nicht, im Gespräch mit den Amtsgenossen auf der Oberfläche zu bleiben; gab es doch zu viel tiefere gemeinsame Interessen! Aber eine Unterhaltung mit Klaus mußte bald die Meinungsverschiedenheit offenbaren.

Es war allen Geistlichen der Synode bekannt, daß Klaus der freisinnigsten kirchlichen Partei angehörte. Seine Predigten, wohl durchdacht und geistvoll ausgeführt, vermieden alle Schroffheit. Mit Vorsicht umgingen sie die letzten Fragen des Christentums, indem sie hauptsächlich zur Liebe, sowie zu allen christlichen Tugenden ermahnten. Immerhin merkte man oft dem Redner an, daß er ohne Freudigkeit predigte, und die Ansicht war allgemein, daß Klaus seinen Beruf verfehlt habe. Er sollte Glauben wecken und glaubte selbst nicht. Superintendent Schirmer, der der äußersten Rechten angehörte, erkannte trotz aller Verschiedenheit in Bekenntnis den Eifer und die werththätige Liebe des Pastors Klaus an und hegte Mitleid und Theilnahme für ihn. Es war sein Wunsch, daß Klaus aus dem geistlichen Amt scheiden möchte, damit nicht doch einmal die Behörde Gelegenheit fände, gegen ihn einzuschreiten. — Gottwald wußte das alles, und deshalb war ihm der Besuch peinlich. Aber der Besuch durfte nicht länger aufgeschoben werden; hatte doch Klaus bei der Auseinandersetzung mit praktischem Sinn und selbstlosem Eifer seine Interessen vertreten.

Gottwalds Sorge war übrigens unbegründet gewesen. Sein Nachbar empfing ihn mit herzlichster Gastlichkeit. Er zeigte ihm seinen schönen Garten, seine Bienenhäuser und wissenschaftlichen Sammlungen, seine reiche Bibliothek, in der Gottwald mit Interesse auch eine Reihe homöopathischer Werke entdeckte.

„Also auch mit Arzneikunde beschäftigen Sie sich?“ fragte er.

„Ich habe die Bücher studiert; man kann gelegentlich durch Verabreichung dieser Medikamente, die bisweilen helfen und niemals schaden, den armen Leuten, die keinen Arzt holen können, nützlich sein. Ich habe schon einige recht glückliche Kuren erlebt.“

Als er gegen Abend seinen Gast durch das Dorf zurückbegleitete, fielen Gottwald die Ehrerbietung und Freundlichkeit auf, mit der Pastor Klaus von den Leuten begrüßt wurde.

„Der Mann muß viel Gutes thun,“ dachte er, „und interessant ist er jedenfalls. Kein Wunder, daß er sich mit so vielen Nebendingen beschäftigt! Sein geistlicher Beruf kann ihm bei seiner Glaubensstellung keine Befriedigung gewähren.“

Pastor Klaus erwiderte den Besuch sehr bald.

„Wundern Sie sich nicht, daß ich so schnell wiederkomme,“ sagte er mit trübem Lächeln. „Ich bin übel daran; mein Haus ist einsam, von vielen Amtsbrüdern werde ich gemieden, und doch sehne ich mich so oft nach einem freundschaftlichen Austausch der Meinungen. Sie haben mir Herzlichkeit und Vertrauen entgegengebracht, ich möchte Ihnen zeigen, daß ich dafür dankbar bin.“

Damit war die Bahn gebrochen zu ernstem Gespräch. „Sie wissen,“ sagte Pastor Klaus, als er in der Laube seinem jungen Amtsgenossen gegenüber saß, „daß mich meine kirchliche Stellung in einen Gegensatz zu Vielen gebracht hat, auf deren Urtheil ich Wert lege. Früher suchte ich den Kampf — jetzt sehne ich mich heraus. Auch meine häuslichen Verhältnisse bedrücken mich. Die Zukunft liegt dunkel vor mir.“

„Ist denn keine Aussicht, daß der Kampf, von dem Sie reden, zu einem dauernden Frieden führt?“ fragte Gottwald.

„Ich wüßte nicht, wie das möglich werden sollte,“ erwiderte freundlich lächelnd der Gast. „Ich habe geforscht, gekämpft, gelitten. Das Resultat dieser Entwicklung, meine gewissenhafte Ueberzeugung, kann ich nicht aufgeben, auch nicht zum Gegenstand von Kompromissen machen.“

„Aber Sie können weiter forschen,“ sagte Gottwald. „Und wenn auch der Glaube auf dem Wege der Forschung nicht errungen werden kann, so kann er doch dem aufrichtigen Forscher von Gott gegeben werden.“

„Es kommt darauf an, was Sie unter Glaube verstehen. Der Glaube an das Wunderbare hat mich von Kind an abgestoßen. Ich bin Verstandesmensch durch und durch. Es ist vielleicht mein Unglück, daß ich Theologe geworden. Naturwissenschaftliche Studien sind meine Lieblingsneigung. Da hätte mein Beruf gelegen.“

„Aber es giebt hervorragende Naturforscher, die durch ihre Studien nicht vom Schöpfer ab, sondern zu ihm hingeführt worden sind.“

„Einen Schöpfer der Natur und ihrer Geseze nehme ich gerne mit Ihnen an. Aber nie und nirgends hat exakte Forschung eine Aufhebung oder Durchbrechung dieser Geseze, d. h. ein Wunder feststellen können.“

„Sie gehen also davon aus, daß Wunder unmöglich sind?“

„Das ist meine Ueberzeugung.“

„So glauben Sie auch nicht an die Macht des Gebetes?“

„Wenigstens glaube ich nicht, daß wir durch dasselbe die Naturgeseze aufheben können.“

„Aber auf diesem Glauben ruht der ganze Stand der Gotteskindschaft des Christen. Wir können Gott nur als Vater lieben, wenn wir glauben, daß er allmächtig ist und mit Allmachtshand auch im Kleinen unser Schicksal lenkt.“

„Sollte nicht im Gegenteile das Gotteskindschaft und Ergebung in den Willen Gottes sein, wenn wir darauf verzichten, daß das Sandkörnlein, das wir Mensch nennen, in seinen individuellen Wünschen von der Vorsehung berücksichtigt werden soll? Fest und unbeweglich steht die Weltordnung. Großes im Leben der Völker wird aus Strömen von Blut, Großes im Leben einzelner aus heißen Schmerzen geboren. Frevelhaftes Aufstehen gegen die ewige Weltordnung — das ist die Sünde.“

„Sie lehnen also konsequenter Weise auch das ewige Leben ab, wenigstens als Belohnung der Gerechten und Bestrafung der Gottlosen?“

„Es widerstrebt mir wenigstens, Dinge als gewiß hinzustellen, die ganz ungewiß sind, und von ihnen etwas auszusagen, was auf menschlicher Phantasie beruht. Die Naturgesetze in der Sinnenwelt können wir erforschen, die der unsichtbaren Welt sind uns verschlossen.“

„Und das Zeugnis der heiligen Schrift?“

„Damit kommen wir auf die letzte Ursache unserer Differenzen. Sie halten die Schrift für inspiriert, vielleicht bis zur Unfehlbarkeit, ich nicht.“

„Sie leugnen also auch die Thatfachen, die wir Heilthatfachen nennen, und von denen die Schrift berichtet?“

„Leugnen' ist ein zu hartes Wort. Gewisse Thatfachen und Personen sind ja sicher historisch. Aber die Ranken und Schlingengewächse der Sage und Legende haben die Baumstämme überwuchert. Ich kann mich über die Ergebnisse der Bibelkritik nicht mit einem Akt des Willens hinwegsetzen.“

„Das thue ich auch meinerseits nicht. Aber mag diese Kritik aussagen, was sie will — niemals reicht sie an die großen Heilthatfachen heran. Ob Jesus Gottes Sohn, ob er auferstanden und gen Himmel gefahren — das kann glücklicherweise keine Kritik weder bestreiten noch beweisen. Es handelt sich hier doch lediglich um einen Akt des Willens, ob man sie annehmen oder ablehnen will, wenn der Glaube davon zeugt.“

„Wenn der Glaube sich in Widerspruch mit den Naturgesetzen bewegt, dann ist er mir nicht Glaube, sondern Illusion.“

„Wir drehen uns im Kreise. So nenne ich Ihnen zwei mächtige Bundesgenossen meiner Ansicht. Die innere Erfahrbarkeit der Thatfache, daß Jesus auch heute noch seine Kirche regiert, und die ganze Geschichte der christlichen Kirche seit bald 1900 Jahren. Die wunderbare Ausbreitung der anfangs blutig verfolgten Lehre, den Triumphzug des Christentums von einem Weltteil zum andern werden auch Sie nicht leugnen.“

„Es sei fern von mir, die Macht und Größe der christlichen Sittenlehre anzugreifen; ist sie doch die Trägerin der menschenbeglückenden Kultur, die Sonne des Völkerfrühlings. Noch weniger will ich ihren Stifter angreifen. Auch mir ist Jesus von Nazareth der Schönste unter den Menschentindern, die Blume der Menschheit, das Ideal reinster Menschlichkeit. Seine Lehren der Weisheit und Liebe sind unvergleichlich; die Größe der edelsten Geister des Altertums liegt darin, daß sie die Schönheit dieser Lehren vorahnend empfanden. Und wahrlich, es stünde gut um die Christenheit, wenn sie der Vorschriften ihres Stifters, des Sohnes Gottes, stets eingedenk wäre. Aber was die angebliche Erfahrbarkeit der Heilthatfachen betrifft, so werden Sie selbst zugeben, daß Selbsttäuschung möglich ist.“

Gottwalt sah bei dem Preise der christlichen Sittenlehre und ihres Stifters über- rascht zu seinem Gast hinüber. „So giebt es doch, trotzdem so vieles uns trennt, einen Berührungspunkt zwischen uns; auch Sie nennen Jesum Christum den Schönsten unter den Menschentindern und Gottes Sohn.“

„Hören Sie mich zu Ende, lieber Freund. Wir alle sind Gottes Kinder, und in um so höherem Grade, je mehr wir in uns das Körperliche, sagen wir getrost das Tierische, niederkämpfen und das Geistige zur Erscheinung bringen. In Christo waren

durch eine in strengster Enthaltbarkeit bewahrte Jugend alle Stimmen niedriger Leidenschaft zum Schweigen gebracht; dadurch, daß er sich früh gewöhnt hatte, im Dienst anderer aufzugehen, war in ihm die Selbstsucht ertödet. Der Geist hatte den Körper überwunden; in diesem Sinn war er göttlich und durfte sich mit Recht Gottes eingeborenen Sohn nennen. Ich zweifle nicht, daß auch wir durch ernstes Ringen zu diesem Standpunkt gelangen können, des Glaubens an eine übernatürliche Menschwerdung bedarf ich nicht. O, ihr wunderfüchtigen Leute! Ist euch das Werden und Aufblühen, das Verblühen und Sterben des Menschen nicht geheimnisvoll genug? Warum die Person dieses göttlichen Menschen mit übernatürlichem Schein umgeben? Seine Wunderkraft war die Macht seiner Persönlichkeit, vor deren Reinheit die Dämonen der Sünde und des Elends, der Furcht und des Schreckens flohen. Eure Bibel nennt ihn das unschuldige Gotteslamm; auch mir ist er der Märtyrer für Wahrheit und Liebe. Ihr nennt ihn den Heiland der Welt; auch ich sehe in ihm den Erlöser, der durch seine edle Lehre, sein reines Beispiel die Menschheit frei gemacht hat von der Verkommenheit des Heidentums und von der pharisäischen Starrheit der mosaischen Religion. Ihr laßt ihn leiblich auferstehen und sichtbar zum Himmel fahren, weil ihr den frommen Visionen seiner ersten Anhänger Glauben schenkt; ich sehe ihn geistig auferstanden in den Herzen seiner Nachfolger, und so lange es Menschen giebt, wird er durch seine Lehre als ein König im Reich der Geister herrschen.“

„Nein und tausendmal nein!“ rief Gottwald mit leuchtenden Augen, „nimmermehr soll rationalistische Umdeutung ihm das ewige Kleid der Gottheit ausziehen. Er ist auf andere Weise in diese Welt eingetreten, als wir, die wir Staub von Staube erzeugt sind. Sein Erscheinen war die Folge eines unmittelbaren Gotteswillens, und weil sein Ursprung nicht von dieser Welt war, ist er auch frei von den Banden menschlicher Leidenschaft und Selbstsucht. Ich will ihn sehen im Glorienschein des Wunderbaren, dem Sturm gebietend, den Tod bezwingend. Mir ist er mehr, als ein Märtyrer für Liebe und Wahrheit; mir ist er der Heiland, dessen Veröhnungstod meine Sünde abgewaschen und mir ewiges Leben erworben hat. Und weil sein Leben aus geheimnisvollen, übernatürlichen Quellen floß, so konnte auch der Tod ihn nicht halten, so mußte sich diese von Gott durchgeistigte und verkörperte Persönlichkeit auch leiblich über den Dunstkreis der Erde erheben zu unbekanntem, leuchtenden Fernen. So steht er vor meiner Seele, nicht menschlich edel, sondern göttlich groß, nicht nur lebend in der Erinnerung der Seinen, sondern im Himmel gebietend als ein König aller Könige von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ — —

Elisabeth war inzwischen in die Laube getreten; schweigend hatte sie dem erregten Gespräch der Männer zugehört. Jetzt, wo das Disputieren auf dem Punkt war, zum Streit zu werden, nahm sie ihren Bruder bittend das Wort:

„Laß doch die streitigen Punkte, über die keine Einigung möglich ist, ruhen. Das Disputieren ist erfolglos und bringt nicht näher. — Wer dürfte wohl von sich behaupten, daß er in allen Dingen den rechten Glauben habe? Ich kenne die verschiedenen kirchlichen Parteien nicht einmal dem Namen nach; aber gerade die vielen streitenden Fraktionen, deren jede das Recht für sich beansprucht, scheinen mir ein Beweis, daß wir noch nicht bei dem normalen Zustande des Christentums angekommen sind, und daß unsere Kirche noch etwas werdendes ist. Ob wohl dies Streiten dem Herrn gefällt? Wo der Heiland Liebe sah, bei den Heiden, den Samaritanern, den verworfenen Sündern, da süßte er sich von etwas Verwandtem berührt. Nur die Pharisäer, die die anderen verachteten, verwarf er. Dürfen wir, die kurzichtigen Schüler, strenger richten, als der Meister? Sollen wir nicht vielmehr jeden als Freund und Bruder grüßen, der mit uns etwas von seiner Liebe und Heiligkeit empfindet?“

„Sie machens besser, als wir beide,“ sagte Pastor Klaus, Elisabeth herzlich die Hand reichend.

„Ich weiß, daß es bei den Männern anders ist,“ entgegnete sie lächelnd, „die sind nun einmal geborene Streiter und können nicht ohne Kampf ihre Meinung behaupten. Wir Frauen dürfen die Vereinigungspunkte heraus suchen und getrost sagen: „Nicht mitzuhaßsen, mitzulieben bin ich da.“

„Ich freue mich doch unseres Geswächs,“ sagte Pastor Klaus mit einem Seufzer, „wenn es mir auch gezeigt hat, daß Sie glücklicher sind, als ich.“

„Warum könnten Sie nicht noch ebenso glücklich werden, wie ich? und finden oder wiederfinden, was ich gefunden habe und so viele Andere?“

„Zerstörte Schlösser kann man von neuem bauen. Zerstörte Illusionen sind unwiederbringlich dahin. Ihnen wünsche ich aber, daß Ihnen der feste, frohe Glaube erhalten bleiben möge, und daß Sie nie von den sonnigen Höhen heruntersteigen müssen in die Tiefen, durch die ich gegangen bin. Ich beneide Sie. Ich bin ein einsamer, hoffnungsloser Wandersmann; kein Licht scheint auf meinen Weg.“

„Parzival fand endlich doch den Gral,“ entgegnete Gottwald tröstend.

„Er war jung und konnte noch hoffen; ich bin des Kampfes müde und möchte mich still ins Grab legen.“

Er reichte den Geschwistern rasch die Hände und ging traurig davon.

(Fortsetzung folgt.)





Altes und Neues von Madagaskar.

Von

Spanuth - Pöhlde.

Die letzten Vorgänge auf Madagaskar haben die Aufmerksamkeit Frankreichs nach dem indischen Ocean gelenkt. Allem Anscheine nach steht die Republik vor einem größeren Kolonialkriege, und zwar handelt es sich um die Befestigung der französischen Oberherrlichkeit auf dieser großen Insel an der Ostküste Afrikas.

Dem Namen nach besitzt Frankreich schon seit 2 $\frac{1}{4}$ Jahrhunderten die Herrschaft über Madagaskar, ohne daß sie jedoch bei der Bevölkerung oder ihrem einheimischen Oberhaupte jemals volle Anerkennung gefunden hätte. Jeder Versuch aber, sie fest zu begründen, scheiterte an der Schwäche und Planlosigkeit des Pariser Kabinetts und war nur dazu angethan, einen neuen Beleg für die kolonialisatorische Unfähigkeit der Franzosen zu erbringen.

Die umfassenden militärischen Vorbereitungen aber, welche die französische Regierung seit Monaten beschäftigen, lassen darauf schließen, daß nunmehr eine ernstere Unternehmung beabsichtigt ist.

Daher dürfte es an der Zeit sein, die Verhältnisse dieser Insel, welche im Lauf der Zeit manche Wandlung erfahren haben, näher ins Auge zu fassen.

Schon Marco Polo, der berühmte venetianische Reisende um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, kannte dieses Eiland; er nannte es Magaster und Madaiskar. Woher dieser Name stammt, ist mit Sicherheit noch nicht ermittelt worden; vielleicht haben wir in ihm eine Korruption von Magabogo, der gegenüber auf dem Festlande liegenden Stadt, deren Fürst einst Madagaskar erobert haben soll. Für die Annahme eines solchen Ursprungs scheint zu sprechen, daß „ma“ ein südafrikanisches Präfix ist, welches Volk bedentet.

Die Eingeborenen nennen es Nosindambo, d. h. Eiland der wilden Schweine, oder Ny anivoni ny riala, d. h. mitten in den Fluten, soviel als Insel; häufiger aber noch Izao rehetra izao, „dieses Alles“, indem sie ihre Insel für den wichtigsten Erdenraum ansehen.

Der erste Europäer, welcher Madagaskar betrat, war der Portugiese Lorenz Almeida, der im Jahre 1506 auf einer Fahrt nach Ostindien an der buchtenreichen Nordküste Anker warf, daher für die Folge auch der Name St. Lorenzinsel gebräuchlich wurde.

Nach den damals herrschenden Ansichten konnte man auf den Besitz dieses Eilandes kein Gewicht legen. Man suchte in dem fabelhaften, eben erst aufgeschlossenen Osten nach Gold, Edelsteinen oder mindestens kostbaren Waren, verachtete jeden Länderewerb,

der nicht zu rascher Bereicherung führte, und vernachlässigte darum Madagaskar, dessen Hülfquellen erst mit Mühe fruchtbringend gemacht werden mußten. Die Schätze Indiens und Ceylons zogen die Portugiesen mehr an, als diese nur flüchtig von ihnen besuchte Insel, daher sie 1508 nur einige Mönche landeten, welche die Bewohner zu Christen machen sollten. Der Ruf der Ungesundheit, in den Madagaskar frühzeitig kam, trug noch mehr dazu bei, daß man es beiseite liegen ließ.

Die überaus günstige Lage und die natürliche Beschaffenheit der Insel forderten freilich zur Kolonisation derselben auf. Madagaskar liegt an dem seit dem 16. Jahrhundert viel befahrenen Seewege nach Vorder- und Hinterindien, nach Ceylon und den Inseln des indischen Archipels, nach Chinas Küsten und den Südeinseln. Es beherrscht die Fahrt um das Kap der guten Hoffnung und die Einfahrt in das Rote Meer. Von dem Festlande Afrikas trennt es der etwa 45 Meilen breite Kanal von Mozambique, der wahrscheinlich durch eine auf vulkanischem Wege herbeigeführte Boden Senkung entstanden ist.

Zwischen dem 12. und 25. Grade südlicher Breite gelegen, hat die Insel eine Länge von 1625 und eine mittlere Breite von 500 Kilometern, daher einen Flächeninhalt von etwa 591563 Quadratkilometer. Madagaskar ist fast noch einmal so groß als Großbritannien und Irland, 1151 Quadratmeilen größer als Frankreich und 933 umfangreicher als das deutsche Reich.

Ueber die Bodengestaltung der ganzen Insel sind wir erst neuerdings durch die ausgedehnten Reisen Alfred Grandidiers und des Bremensers Rutenberg näher unterrichtet worden, während alle bisherigen Darstellungen, die nach Kenntnis des Ostens und des Innern generalisierten, ein falsches Bild darboten. Die herkömmliche Annahme eines großen centralen, die Insel in zwei nahezu gleiche Teile trennenden Gebirgszuges hat sich nicht bestätigt. Dagegen ist uns ein bergiges Hochland im Innern bekannt, welches mehr die östlichen und nördlichen Partien der Insel einnimmt und sich nach Westen, sowie jenseits des 23. Grades südlicher Breite in ein weit tiefer gelegenes Areal abflacht. Darnach ergibt sich die Teilung in ein inneres Hochland, von 1000 bis 1800 Meter Höhe, und das umgebende Tiefland im Süden und Westen mit einer Erhebung von 120 bis 150 Meter.

Das Hauptgebirge liegt in der Mitte des Hochplateaus, nahe der Ostküste, das Ankaratragebirge, welches in mehreren Gipfeln die Höhe von 2500 Meter übersteigt und im Tsiasajavona kulminiert. Dieses Hauptmassiv setzt sich nach Süden und Norden in nord-südlich streifenden Ketten fort, die im Osten durch eine Reihe sumpfiger Senkungen und Flußthäler von einem niedrigen, der Küste parallel laufenden Gebirgszuge geschieden werden, im Westen aber in mehreren Abzügen allmählich zur Küstenebene abfallen.

Das Vorhandensein eines die Insel fast rings umziehenden, wenig unterbrochenen Urwaldgürtels, welcher im allgemeinen der Küste parallel läuft, ist erst in jüngster Zeit nachgewiesen worden. An der Ostküste spaltet sich dieser Gürtel in zwei Teile, zwischen denen ein enges, aber 400 Kilometer langes Thal hinläuft.

Ueber die Geologie Madagaskars ist im allgemeinen noch sehr wenig bekannt. Das Hochland des Nordostens und der Mitte zeigt Granit und Gneis, durchbrochen von Basalten, welche die höchsten Gipfel bilden. Von früherer vulkanischer Thätigkeit zeugt eine große Anzahl erloschener Krater, besonders am Ostrand des Centralgebirges, dessen höchste Spitzen der Mehrzahl nach Eruptionstege gewesen sind.

Die niederen Berge und Hochheiden bestehen gewöhnlich aus lichtrotem Thon, der in der Tiefe manchmal in weiße, kaolinartige Erde übergeht. Da organische Einschlässe bisher noch nicht in den Thonen gefunden wurden, ist ihre Altertumsbestimmung schwierig. Etwas mehr bekannt ist über die geologische Beschaffenheit des Tieflandes im Westen und Süden, sowie über den schmalen Streifen an der Ostküste. Hier finden wir die Schichten der späteren Tertiärzeit in sekundären Gebilden. Bemerkenswert sind

die fossilen Reste eines Hippopotamos, die Grandibier im Südwesten entdeckt, da dieses Geschöpf jetzt nicht mehr auf Madagaskar vorkommt.

Die Insel hat im allgemeinen keinen Mangel an fließendem Wasser, doch giebt es infolge der Bodengestaltung größere und schiffbare Flüsse nur auf der Westseite, während die Gewässer der Ostseite den Charakter von Siebächen haben, die in schäumenden Kasladen durch enge Felschluchten dahin eilen, häufig in vorgelagerte Lagunen münden und selbst diese Mündungen nicht selten verändern. Einige erreichen allerdings nicht unbedeutende Längen, so der den Alaotrasee entwässernde Manangoro, der Mangoro nebst seinem Nebenflusse Onibe, der Mananjary und der Matitanana, welcher das Gebirge mit einem Fall von 180 Meter Höhe verläßt.

Die Wasserscheide liegt nicht im Mittelpunkt der Insel, wie man sonst annahm, sondern weit mehr in der östlichen Hälfte, daher auch die Flüsse auf der Westseite allmählich beständiger im Lauf und der Schifffahrt günstiger sind.

Nach Sibree ist der 800 Kilometer lange Betfiboka der größte Strom Madagaskars. Mit seinem großen Nebenflusse Ilopa befruchtet er die Centralprovinz Imerina und erreicht nach einem fast nördlichen Lauf die Vembatofabai an der Nordwestküste. Andere in den Kanal von Mozambique strömende Flüsse sind indessen kaum minder lang als der Betfiboka. Der in der Provinz Betileo entspringende Mangola oder St. Vincentfluß entwässert ein Gebiet von mindestens 50000 Quadratkilometer. Sehr bedeutend sind auch der Thiribihina mit dem Abfluß des Itasysees und der Onitahy oder St. Augustinsfluß.

Der Süden mit trockenen afrikanischen Winden ist sehr wasserarm.

In früheren Zeiten, als man über die natürlichen Verhältnisse der Insel wenig orientiert war, stand das Klima Madagaskars im übelsten Rufe. Und freilich, wenn man nur die Küstenstriche in Betracht zog, so entsprach dieses der Wahrheit. Die Flüsse dort werden oft von Sandbänken in ihrem Laufe gehemmt und bilden stagnierende Gewässer, deren Ausdünstungen, wie überall in den Tropenländern, auf den Europäer, und selbst auf den Eingeborenen den traurigsten Einfluß äußern. Die Reisfelder, die Sümpfe des Ostens und Westens, die bald überwachsenen, bald unbewachsenen Schlamm-ebenen erzeugen eine Art Gallenkrankheit, die unter dem Namen des madagassischen Fiebers bekannt ist. Jeden Morgen, ehe die Sonne aufgeht, entsteigen dem sumpfigen Boden dicke Nebel, die binnen fünf Minuten die dichteste Kleidung durchwässern, und ebenso schnell verdunsten, sobald die Morgen Sonne ihre Strahlen dem Himmel entsendet. Der Temperaturwechsel aber ist um so intensiver, da es in diesen Breiten weder Morgen- noch Abenddämmerung giebt. Eine einzige am Lande zugebrachte Nacht reicht oft hin, den Weißen, sowie den Howa der hohen ebenen Gebirgsstriche einer Krankheit zu überliefern, welche ihn moralisch und physisch zu Grunde richtet.

Der Winter oder die Zeit der Regen, der Stürme und der größten Hitze dauert vom September bis in den Monat Mai; Februar und März sind die Monate, in denen die Europäer den verderblichen Einflüssen dieses Klimas am meisten bloßgestellt sind.

Die herrschenden Küstenfieber vereitelten fast alle Versuche der Franzosen, mit Erfolg Niederlassungen zu gründen. Sie hatten deren zwei, zu Rossy Bé und St. Marie, aber die Befehlungen versielen dem Siechtum und die beiden Forts waren nur ein Grab für den europäischen Soldaten, der dorthin geschickt wurde, den französischen Handel zu schützen.

Das Innere des Landes und besonders das Gebiet der Hochebene gilt für gesund; hier steigt die Temperatur selten über 23 Grad und die Berge zeigen Eis, aber nie Schnee. Obgleich fast vollständig in der heißen Zone gelegen, bietet es doch, dank der eigentümlichen Bodengestaltung, die angenehmste Mannigfaltigkeit der Jahreszeiten, und erfreut sich teilweise aller Vorteile der gemäßigten Klimate. Dazu tragen nicht wenig die zu bestimmten Zeiten herrschenden Monsune bei. Auf der Ostseite weht der Nordostwind von November bis April, der Südost von April bis November, während der

trockenen Jahreszeit. Auf der Westhälfte herrscht der Nordost vor, welcher mit Süd- und Westwind wechselt. Mitunter gehen die Stürme in Orkane über und toben unter heftigen Regengüssen und Gewittern zur Zeit der Nacht. Sie reinigen und kühlen die Luft und werden auf der benachbarten See nicht wahrgenommen.

Ueber die Produkte Madagaskars wußte man noch lange Zeit nach seiner Entdeckung wenig zu sagen, da selten jemand über die Küste hinauskam und nur einigen bevorzugteren Personen der Zugang in das Innere der Insel verflattet wurde. Dieses gab Anlaß zu übertriebenen Erwartungen und fabelhaften Erzählungen, welche dieses Eisand trotz seines verrufenen Klimas eine Zeit lang zum Phantasie-Elborado aller Seefahrer machte; andere versielen in das entgegengesetzte Extrem, indem sie Madagaskar als ein Land bezeichneten, welches nie von industrieller und kommerzieller Bedeutung sein werde und sein könnte, daß weder Klima noch Boden, noch Produkte, nicht einmal seine Tierwelt es zu einem wünschenswerten Besitztum machen.

Die Insel ist im ganzen ziemlich fruchtbar, doch hat sie auch Striche, welche besonders am Ende der siebenmonatlichen, regenlosen Periode ein ödes und trauriges Aussehen haben. Dahin gehören die westlichen Niederungen, die einen mehr steppenartigen Charakter tragen, zumal sie weniger von den Regenwinden, die meist aus den östlichen Himmelsrichtungen wehen, getroffen werden; dennoch nährt dieses mit Prärien überdeckte Land immerhin eine große Menge Vieh. Wenig ergiebig ist ferner das ganze Centralplateau, doch besitzt diese Region eine reichliche Anzahl Thäler, in welchen die Flüsse eine dicke, fruchtbare Erdschicht zusammen getragen haben.

Die Ostküste ist zunächst sandig, aber nur bis an den Fuß der Berge. Dort beginnt eine üppige Vegetation; schöne Waldungen wechseln mit herrlichen Wiesen und fruchtbaren Feldern ab. Reis, welcher die Hauptnahrung der Eingeborenen bildet, wächst wild in den sumpfigen Niederungen, ohne jegliche Kultur, und die Ernte ist so reichlich, daß jährlich 12 Millionen Pfund ausgeführt werden. Der Kaffeebaum war auf Madagaskar nicht heimisch, eingeführt aber breitete er sich alsbald vornehmlich auf der Ostküste aus und lieferte nicht nur herrliche Erträge, insbesondere auch eine vorzügliche Bohne. Ferner geben Baumwolle und Tabak eine gute Ausbeute. Auch die Pflanzungen von Südfrüchten haben sich als sehr lohnend erwiesen. Ananas und Bananen findet man häufig. Unsere Gemüse kommen überall gut fort; Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Von den Kornfrüchten giebt Mais einen reichlichen Ertrag; Hafer, Gerste und Weizen werden weniger kultiviert. Der Sagobaum ist hier einheimisch. Nicht zu vergessen die Gewürze, wie Ingwer, Pfeffer, Muskatblüte und mehrere andere.

In den Waldungen trifft man den Brodfruchtbaum, die Kokospalme und verschiedene Arten von Delbäumen. Eigentümlich sind der Insel eine Anzahl der edelsten Nuthölzer. Von dem Frotaha-Baum gewinnt man einen wohlriechenden Balsam; der Sandraha liefert ein Holz so glatt wie Horn und schwärzer als Ebenholz. Der Bintang enthält ein officinelles Gummi; die Rinde ist glatt und von rötlicher Farbe, der Stamm sehr dick. Das Holz ist leicht und korkähnlich; dem Bohrwurme unzugänglich, dient es als Material für die Piroggen, deren sich die Eingeborenen beim Fischfang bedienen.

Willkommene Ausfuhrartikel sind Farbhölzer, sowie der Copalbaum. Eine der sonderbarsten Erscheinungen der Pflanzenwelt ist der „Baum der Reisenden“. Am unteren Ende der Blattstiele desselben sammelt sich nämlich in einer Höhlung eine Fülle des reinsten Wassers, das herausfließt, wenn man die Hülle durchsticht; die Blätter, $\frac{1}{2}$ Meter breit und 10 Meter lang, werden auf der ganzen Ostseite der Insel zum Dachdecken gebraucht und sonst auf die mannigfaltigste Weise verwertet.

Die Fauna ist eine der merkwürdigsten der Erde. Es fehlen ihr viele der im kontinentalen Afrika vertretenen Familien. Madagaskar hat keine Elefanten, auch keine Giraffen, Nashörner, Löwen, Hyänen, Antilopen und Affen, außer dem Krokodil überhaupt keine reißenden Tiere. Dagegen sind wilde Schweine und Geflügel im Ueberfluß

vorhanden. Auch giebt es wilde Büffel, Hunde und Katzen. Wie in Neuhollland tragen die Säugetiere übereinstimmend das Gepräge einer Entartung, von welcher eine Vergleichung der verschiedenen Gattungen leicht Gewißheit giebt. Das Hornvieh ist bedeutend kleiner als das unserige, und unterscheidet sich außerdem noch durch einen Höcker, der gleich hinter dem Halse sitzt. Die Kühe hören auf Milch zu geben, sobald man ihnen das Kalb entzieht, weshalb auch die Pflanzler auf Bourbon und Mauritius große Heerden unterhalten müssen, um die zum Hausbedarf nöthige Milch und Butter zu gewinnen. Ziegen und Schafe sind ebenfalls nur klein, letztere mit Haaren statt Wolle.

Vögel finden sich überall in großer Menge, Perlhühner, Tauben, Kolibris, Papageien, Schnepfen, Fasanen, Rebhühner und als Wasservögel vornehmlich Flamingos und Reiher. Die Flüsse sind sehr fischreich, aber auch das Krokodil ist außerordentlich häufig.

Charakteristisch sind die Halbaffen und Lemuren, von denen hier drei Fünfstel aller Arten gefunden werden. Fledermäuse sind sechs Species, darunter zwei fliegende Hunde, vorhanden. Die Insektivoren werden, abgesehen von einer Spitzmaus, durch zehn Arten der Familie des Madagaskarigel's vertreten. Die Skorpionen sind wenig artenreich und klein, dagegen Spinnen äußerst häufig, manche sehr groß und bunt; einige sollen giftig sein. Die Insekten finden sich in großer Anzahl und bieten Beziehungen zu indischen und südamerikanischen Formen. Schmetterlinge, darunter Nachtfalter mit 18 Centimeter Spannweite, sind prachtvoll; von zwei Arten wird Seide gewonnen. Kurz, Madagaskar hat eine eigenartige Fauna und einige Exemplare derselben so selten, daß die Eingliederung in bestimmte Ordnungen den Gelehrten oft Schwierigkeiten verursachte.

Obgleich die Gebirge reiche Schätze der edelsten Metalle bergen, bleibt die Tageförderung doch noch sehr gering, da der Grubenbau von den Eingeborenen bis jetzt ohne jegliche Methode betrieben wird, Fremden aber nicht zugänglich ist, so lange es an gesicherten Niederlassungen fehlt.

In den fünfziger Jahren versuchte eine französische Gesellschaft, eine Kohlenmine auf der Nordwestküste der großen Bucht von Passandava zu erschließen. Eine Kohlenstation an dieser Stelle war von unberechenbarem Werte, da die Grube der kleinen französischen Insel Nosfi Be gerade gegenüber lag. Mächtlicher Weile aber wurde der Agent von einer beträchtlichen Abteilung Howas überfallen und mit etwa fünfzig seiner Leute niedergemetzelt. Die Station ward zerstört und alles Material vernichtet.

An nupbaren Mineralien, namentlich Eisenerz und Sekundärkohlen, ist Madagaskar reich. Kupfer, Mangan und Blei, dann Eisen, Schwefel und Graphit finden sich viel. Auch Gold und Silber sind vorhanden, ersteres zum Teil im Sande einiger Flüsse; besonders der Bethibola gilt als goldführend. Doch für eine geordnete Ausbeute ist ebenfalls noch nichts gesehen. Am wertwürdigsten sind Blöcke Bergkrystall, man hat deren von 20 Fuß im Umfange angetroffen.

Eine von Natur so reich ausgestattete Insel mußte, nachdem man ihre Schätze kennen gelernt hatte, das Ziel mannigfacher Versuche werden, dort sich festzusetzen. Daß dieses niemals völlig gelungen, hat, abgesehen von anderen Ursachen, auch darin seinen Grund, daß es auf Madagaskar keineswegs an einer politischen Ordnung fehlte. Während man sonst gewöhnlich auf den Entdeckungstreifen nur mit wilden, regellofen Horden zu thun hatte, fanden sich hier Organisationen, welche ein geschlossenes Vorgehen wider den äußeren Feind ermöglichten. Die einzelnen Provinzen des Landes standen zum Teil in einem gewissen Bundesverhältnis untereinander. Die mächtigsten Stämme hatten die weniger vermögenden unterworfen und mehrere je einem Häuptling ergebene Provinzen zusammengenommen bildeten verschiedene, einem Oberhaupt unterstellte Reiche. Als aber das kräftige Volk der Howas die anderen Stämme an Macht übertrug, legte sich sein Fürst den Titel eines Königs von Madagaskar bei und beanspruchte die Alleinherrschaft über die ganze Insel. Und in der That ist es ihm nach und nach gelungen, die Mehrzahl der Völkerschaften unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Von den 22 Provinzen ist daher die bedeutendste Antowa, d. h. Land der Howas, auf der von Bergen umgebenen Hochebene im Mittelpunkt des Centralmassivs, dicht bevölkert, gut angebaut, aber nur mittelmäßig fruchtbar. Die fürstliche Residenz ist Tananarivo mit einer Bevölkerung von 100 000 Seelen, darunter 200 Europäer, meist Franzosen. Auf dem höchsten Teile des Hügels, auf und an welchem Tananarivo steht, erhebt sich der im europäischen Stil erbaute und gezierete Palast des Königs; daneben stehen die Häuser anderer Mitglieder der königlichen Familie.

Von den übrigen Provinzen nennen wir noch die nördlichste, Anlara, mit dem Kap Ambra, in dessen Nähe die Bai Diego-Suarez liegt, eine der schönsten und geräumigsten Hafensbuchten der Erde.

Der Hafen Louquez, weiter südlich von Diego-Suarez, ist ebenso vortrefflich und vermag ganze Flotten aufzunehmen; man rühmt das Klima der Umgegend, in der man auch von Stürmen nichts weiß. Im weiteren Verlauf der Küste streckt sich, gedeckt von der bergigen Halbinsel Maroa, die tiefe Antongilbucht ins Land. Gute Häfen der Ostküste sind ferner das ungesunde Foulpointe und Fenerife, der Hauptplatz für den Reiszexport. Nicht weit davon liegt die seit dem Jahre 1643 von den Franzosen besetzte Insel Ste. Marie mit der Hafenstadt Port Louis, gebirgig, wenig fruchtbar, aber reich an Schiffsholz. Sie stand ebenso wie Kossi Bé unter der Verwaltung des Gouverneurs von Isle Bourbon.

Der wichtigste Handelsplatz an der Ostküste ist Tamatave mit 15 000 Einwohnern. Es liegt auf einer schmalen Halbinsel, die mit einem davortliegenden Korallenriff eine gute Abwehr bildet. An dem Nordweststrand Madagaskars finden wir eine Reihe kleinerer seit 1841 infolge von Verträgen mit den inländischen Häuptlingen allmählich von den Franzosen besetzter Inseln, deren wichtigste und größte das schon erwähnte Kossi Bé mit 20 000 Einwohnern. Die belebteste Hafenstadt der Nordwestküste ist Rajunga mit 10 000 Einwohnern; sein Verkehr kommt von Tamatave nahe und hat den Vorzug der leichteren Verbindung mit der Hauptstadt. An der Südwestküste unter dem Wendekreis bildet noch die St. Augustins-Bai einen bedeutenden und vielbesuchten Handelsplatz.

Die Bevölkerung Madagaskars beläuft sich auf etwa 3 $\frac{1}{2}$ Millionen. Doch muß sie früher zahlreicher gewesen sein. Die Eindeichungen, die sich über große Strecken des Landes hinziehen und jetzt mit Gras und Gesträuch überwachsen sind, zeigen, daß diese Teile früher regelmäßig zu Reisfeldern bestimmt waren, und die zerstreuten Ruinen von Dörfern oder ganze Reihen von gänzlich verlassenen Wohnorten, besonders auf der West- und Südküste, geben eine wenn auch unvollkommene Idee, wie sehr das Land entvölkert worden ist. Das weibliche Geschlecht ist an Zahl weit größer als das männliche; dieses Verhältnis, sowie die Verringerung der Bevölkerung überhaupt bezeugt eine furchtbare Verschlechterung des Menschenlebens in den häufigen und grausamen Feinden der Stämme untereinander. Dauernde Kämpfe, ferner Sklavenhandel, Kindermord, Verächte durch Gottesurteil und das Vorherrschen gewisser Krankheiten sind genügende Gründe für die Erklärung einer sehr beschränkten Einwohnerzahl in einem Lande, das eine zwanzigfache Vermehrung derselben zuließe.

Wie wir schon sahen, ist Madagaskar nicht von einem Stamme bewohnt, der bei geringen und nur provinziellen Unterschieden einen gemeinsamen Ursprung hat und eine ausgebreitete Nation bildet, sondern von einer Anzahl verschiedener Stämme, die mehr oder weniger zahlreich, augenscheinlich von mehr als einem Lande herkamen. Sie unterscheiden sich in vielen Rücksichten von einander und bleiben, wenn auch gegenwärtig dem Namen nach in einem politischen Reiche vereinigt, doch verschiedene, gesonderte Nationen. Ein einfacher Bericht würde daher keine richtige Schilderung der verschiedenen Stämme in der Bevölkerung Madagaskars geben, obgleich sie wieder in manchen Punkten mit einander zusammenfallen. Unter diese gehören folgende. Die Bewohner sind meist unter mittlerer Größe, und ihre Gesichter haben nicht das scharf Hervortretende der

Büge, was so häufig die europäischen Nationen auszeichnet. Die Männer sind schöner gebildet als die Frauen, welche im allgemeinen zu größerer Körperfülle hinneigen.

Hierin sind alle Teile der Bevölkerung ähnlich. Ihre Hauptverschiedenheit besteht in der Farbe, die sie ungeachtet mancher geringer Abstufungen in zwei Klassen teilt: die eine olivenfarbig, von schlankem, gut gebautem Wuchs, schönem Gesicht und gelocktem oder glattem Haar; die andere dunkelfarbig, stärker gebaut und mit wolligem Haar. In eine dieser beiden Abteilungen paßt jede der verschiedenen Nationen der Insel.

Obgleich die mit der Zeit vollzogene Mischung eine Klassifizierung der Einwohner in bestimmte Rassen sehr erschwert, so halten wir, von eingewanderten Indiern und Arabern absehend, die Herkunft der Madagassen vom afrikanischen Festlande und den malayischen Inseln für am wahrscheinlichsten, entgegen der Hypothese Joseph Mullens, der die Einheit der Bevölkerung zu wahren sich bemüht hat.

Auch die örtliche Verteilung der einzelnen Hauptstämme auf der Insel und ein damit unverkennbar korrespondierender Typus unterstützt unsere Annahme nicht unwesentlich. Die Bewohner des südlichen Teiles zeigen große Verwandtschaft mit den Rassen, die auf der Westseite mit den Negern; wahrscheinlich kamen die Vorfahren der ersteren aus Südafrika, die der letzteren aus Mittel- und Nordafrika. Dagegen scheinen die Stämme der Nord- und Ostseite in der Hauptsache malayischer Abkunft zu sein. Dem Namen nach lassen sich gegenwärtig drei Hauptgruppen unterscheiden, die aber, was Abstammung anbetrifft, auf zwei Rassen sich zurückführen: die Sakalawen im Westen, die Howas in der Mitte und die Vetsimisarakas im Osten der Insel.

Die ersteren haben schwarze Haut und wolliges Haar, was auf afrikanische Abkunft schließen läßt. Sie bewohnten ursprünglich die ganze Westhälfte Madagaskars von der Küste bis tief in das Innere und bildeten mehrere kleine Königreiche, die sich häufig anseindeten und viel unter einander befehdeten. Später zogen sie sich mehr in die südwestlichen Provinzen der Insel zurück, weil sie sich der Herrschaft der Howas nicht fügen mochten.

Diese halten, wie wir schon gezeigt, die Mitte der Hochebene besetzt. Sie haben glatte Haare, wie die Europäer, und eine gelbliche Gesichtsfarbe, die sie den asiatischen Rassen, namentlich der malayischen, annähert. Anfangs an der Ostküste angesiedelt, suchten sie alsbald die höher gelegenen, gesünderen Regionen der Insel auf, wo sie sich nach und nach zu dem mächtigsten Volke emporschwangen. Ein kriegerischer und aufgeweckter Stamm, der in dem zuträglichen und bergigen Ankowa seine Kräfte entwickelte und stählte, wurde es ihm nicht schwer, seine Herrschaft allmählich auf den weit größten Teil der Insel auszudehnen.

Die Vetsimisarakas endlich unterscheiden sich zwar von den beiden anderen Nationen, bieten aber mit den Howas mehr Vergleichspunkte dar, wie mit den Sakalawen. Sie sind braun mit einer Beimischung von Olivengrün, also auch wohl ursprünglich Afrikaner von malayischem Stamme. Sie wohnen mehr zerstreut, nach dem Osten zu und zunächst an den Howas, die sie fast von allen Seiten umgeben. Von diesen gänzlich besiegt, haben sie ihre politische Selbständigkeit eingebüßt und treten in der Geschichte Madagaskars nicht weiter hervor.

Die Einwanderung auf Madagaskar fällt ohne Zweifel schon in die frühesten Zeiten. Welches Volk zuerst erschien, welches zuletzt kam, darüber lassen sich bloß Vermutungen aufstellen. Am wahrscheinlichsten ist, daß die erste Bevölkerung von dem nächstliegenden Festlande, also von Afrika kam. Ein Stamm der Ostküste konnte den Kanal von Mozambique leicht überschiffen und mußte von der schönen Insel zu Niederlassungen angelockt werden. Erst später erschienen dann die malayischen Stämme, die Howas wohl zuletzt. Diese Vermutungen erlangen dadurch einiges Gewicht, daß die letztgenannten Völkerstämme den Sakalawen augenscheinlich überlegen sind und gewiß keine Landung derselben geduldet haben würden, wenn sie früher dagewesen wären.

Eine merkwürdige Wahrnehmung ist, daß die madagassischen Völkerschaften, obgleich sie durch Körperbildung und Farbe eine verschiedene Abkunft bekunden, doch eine gemeinschaftliche Sprache reden. Einige Stämme haben wohl einzelne abweichende Worte, der gemeinsame Dialekt aber ist unverkennbar; er gehört der malajisch-polynesischen Sprachfamilie an. Wir erklären uns diese Erscheinung nur dadurch, daß die malajischen Abkömmlinge, welche im Lauf der Jahrhunderte, was Sitte und Lebensweise anbetrifft, das Uebergewicht erhielten, es auch verstanden haben, ihre Sprache zu der herrschenden zu machen.

In ihren Gewohnheiten, in Denkweise und Charakterbildung haben sich die Madagassen, ungeachtet aller äußeren Unterschiede, einander sehr genähert. Sie besitzen ein lebhaftes und bewegliches Temperament; im ganzen intelligent, sind sie überfinnlichen Vorstellungen zugänglich, daher sie alsbald begreifen und leicht lernen. Sie haben die Tugenden und die Fehler der meisten wilden Völker; sie sind gastfrei, ernst und überlegend, aber auch rachsüchtig und grausam gegen ihre Feinde. Meist habfüchtig und beutegierig, verachten sie nicht Hinterlist, Lüge und Verstellung, und, wie fast alle Völker in Ländern, wo die Natur so freigebig ihre Gaben reich, scheuen sie anstrengende Arbeit und bekunden einen großen Hang zu sinnlichen Genüssen.

Sie gehen meist nackt und schlagen nur ein Tuch um ihre Hüfte. Arme, Hals, Beine und Haare sind mit Perlen, Korallen und Stücken Metall geschmückt. Die Kinder werden von den Müttern in einem Tuch auf dem Rücken getragen. Die Frauen bekleiden sich mit einem kurzen Rock und einer Jacke ohne Ärmel; gegen die Unbilden des Wetters bedienen sie sich eines Mantels, den sie in ihrer Sprache Lamba nennen. Langes Haar gilt bei ihnen als Schönheit, es wird stark mit Fett oder Del eingerieben und meistens in Flechten um den Kopf gewunden. Unverheiratete Frauen lassen es frei über Nacken und Schulter herabhängen.

Gegen Fremde sind sie zutraulich, freundlich und zuvorkommend, besonders aber in jener Zeit, als die Europäer seltener die Insel betreten. Sobald sie die weiße Segel eines Handelsschiffes erblickten, verlassen sie mit ihren leichten und schnellen Booten die Küste und beisteln sich, Früchte, Ziegen, Milch und Eier den weißen Männern zum Verkauf anzubieten, indem sie überall die Wände des Schiffes erklimmen. Sämtliche Männer, welche nicht Sklaven waren, trugen Waffen als Zeichen der Freiheit, und oftmals drückten sie ihre Verwunderung darüber aus, daß ein weißer Mann nicht immer wie sie bewaffnet sei. Wenige trugen Gewehre, die meisten Lanzen, deren eiserne Spitzen vergiftet sein sollten.

Die Eingeborenen lieben den Tabak sehr und rauchen viel und gern. Sie ziehen diesen entweder selbst oder verschaffen sich solchen von den fremden Matrosen. Haben sie keinen Tabak, so ersetzen sie ihn durch ein Kraut, Gandia genannt, welches noch mehr als Opium berauscht und betäubt. Die Pfeife geht, wie bei den Indianern in Amerika, von Mund zu Mund, und so verbringen sie am liebsten in behaglicher Ruhe ihre Zeit.

Eine eigene Sitte haben sie, einen engen Freundschaftsbund zu schließen. Zwei Männer verwunden sich leicht und lassen beide einige Tropfen Blut in ein mit irgend einem Getränk gefülltes Glas fließen. Dann trinken sie beide hiervon und sind nicht nur Freunde, sondern Brüder. Alles, was sie besitzen, Hütte, Herden und was es auch sein mag, ist nun gemeinschaftlich und jeder Unterschied des Wein und Dein hat aufgehört. Geht der Madagasse auf Reisen oder kommt er von einer solchen, so giebt er seinem Freunde die Hand, ruft ihm ein freundliches Salamanca entgegen, und statt des europäischen Kusses reiben sie die Nasen gegen einander.

Bei ihren Festen trinken sie viel, ohne sich jedoch zu Bänkereien hinreißen zu lassen. Hochzeit und Begräbnisse geben jedesmal Veranlassung zu großen Gelagen. Stirbt ein Reicher oder Vornehmer, so tödten sie oft an hundert Ochsen. Alle in der

Nachbarschaft Bohnenden nehmen Theil am Gastmahle und berauschen sich in einem von der Tamarindenfrucht gebrauten Getränk.

Sie lieben Spiel und Gesang, und sammeln sich dazu oft am Abend, und jeder ist willkommen, der ein Lied aus dem Stegreif vortragen kann. Eigentümlicher Art ist ein unter ihnen üblicher Tanz. Männer und Weiber bilden einen Kreis und singen eine Melodie ohne Worte. Der Tanz hat viel Aehnlichkeit mit dem Pariser Cancan. In der Mitte des Kreises befindet sich ein Mädchen in unaufhörlicher Bewegung; Arme, Füße rühren sich in taktmäßiger Weise, kein Theil des Körpers ist ruhig, bis sie erschöpft und von Schweiß triefend zu Boden sinkt. Sittlichkeit ist eine Pflanze, welche auf diesem Erdreich nicht wächst. Die Vielweiberei ist gestattet, jedoch machen nur die Reichen von dieser Lizenz Gebrauch, da der Arme nicht mehr als ein Weib ernähren kann.

Die Madagassen treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, in früheren Zeiten offen, jetzt aber noch heimlich den Skavenhandel. Ein bevorzugtes Nahrungsmittel sind Fische. Diese werden mit Schuppen und ohne geöffnet und gereinigt zu sein in einen Topf geworfen, gekocht und so verzehrt. Die einfachsten Rähne, deren sie beim Fischfang sich bedienen, sind ein ausgehöhlter Baumstamm. Sie stellen solche von 20 bis 30 Fuß Länge her, versehen sie mit einem oder zwei Rasten, deren Segel aus Pflanzensafnern gewebt sind. Diese schlanken Fahrzeuge sind von ungewöhnlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit, da der Kiel sehr scharf ist und die Wände ebenso spitz zulaufen.

In der Bearbeitung der Metalle besitzen die Madagassen einen ziemlichen Grad von Geschicklichkeit, verstehen sehr gut, sie zu schmelzen und zu allerlei nützlichem Geräte und zierlichen Schmuckstücken zu verarbeiten.

Die Frauen pflegen zu spinnen und zu weben, auch färben sie sowohl Baumwolle wie Seide.

Die Eingeborenen lieben es, in größerer Anzahl beisammen zu wohnen, wahrscheinlich weil sie bei feindlichen Ueberfällen sich so besser verteidigen können. Fast ein jedes Dorf ist von einer Wallisadenreihe umgeben und dadurch verhältnismäßig wohl besetzt. Wird es angegriffen, so leistet es hartnäckigen Widerstand, daher ein Ueberfall jedes Mal auf beiden Seiten viele Tote und Verwundete mit sich bringt.

Gegenstände ihrer religiösen Verehrung sind selbstgemachte Götzenbilder, aber auch Sonne, Mond und Sterne. Sie glauben an ein höchstes gutes, sowie an ein böses Wesen, fürchten die Geister der Abgeschiedenen und halten die Gräber ihrer Vorfahren für heilig. Ihre Religion lehrt die Unsterblichkeit der Seele, zugleich aber auch eine Verwandlung derselben. So gehet die Seele eines Sklaven in den Leib eines Hundes oder Skorpions, die eines Häuptlings in den eines Krotobils über. Ihre Priester sind zugleich Zauberer und stehen in hohem Ansehen. Sie haben über das Schicksal eines jeden neugeborenen Kindes zu entscheiden: ist es an einem Unglückstage geboren, so wird es ohne Mitleid getödtet. Auf diese Weise werden jährlich viele Kinder umgebracht. Für Verbrechen haben sie dreierlei Strafen, Geldstrafe, Sklaverei und den Tod. Der Angeklagte wird oft verurteilt, den giftigen Saft einer Pflanze zu trinken, woran meistens der Tod in kurzer Zeit erfolgt. So entscheidet bei Hexerei, welche als das größte Verbrechen gilt, der Giftbecher; bleibt er ohne Wirkung, so ist damit die Unschuld bewiesen; im anderen Falle zieht der Häuptling oder der König die Güter des Angeklagten ein.

Dem Zahn eines Kaimans legen sie eine besondere Zauberkrast bei. Mit Glasperlen verziert und an einer Schnur befestigt, trägt ihn der Madagasse auf der Stirn, sobald er eine Reise unternimmt. Der in dem Zahne gebannte gute Geist ist der Beschützer des Wanderers. Er schirmt ihn gegen die Nachstellungen seiner Feinde, welche, wie es sich von selbst versteht, die Macht des Geistes fürchtend, den Träger eines solchen Zahnes nicht zu berühren wagen. Hierdurch ist es erklärlich, wie ein

solcher Aberglaube sich Jahrhunderte hindurch in einem Volke erhalten kann, da er in sich selbst die größte Schutzwaſſe beſitzt, und keiner ſich unterſteht, ihm Troß zu bieten.

Der König oder Häuptling iſt unumſchränkter Herr über Boden, Erzeugniſſe, Herden und Menſchen; er nimmt zu ſeinem Gebrauche, was ihm beliebt. Keine Hütte, kein Eigenthum darf ihm vorenthalten werden. Ein Wink von ihm und ein Todesurtheil wird vollzogen. Mit fanatiſcher Treue ſind die Unterthanen ihrem Gebieter ergeben. Es iſt nicht ſeltenes, zu ſehen, wie pſychlich inmitten einer Völkereiſchaft von einigen hundert Madagaſſen eine ſchwache Abtheilung königlicher Truppen erſcheint und wegen des geringſten Vergehens kaltblütig fünfzehn bis zwanzig dieſer Unglücklichen niedermeſſelt, welche, wenn ſie den Todesstoß empfangen, noch mit einer faſt an Wahnsinn grenzenden Begeiſterung rufen: „Es lebe der König, der König will es.“

Die vorſtehende Schilderung kennzeichnet die Sitten und Gewohnheiten der noch dem Heidentum ergebenen Madagaſſen; ſoweit das Chriſtenthum vorgebrungen, iſt die Denkweiſe geklärt worden und in faſt allen Beziehungen eine Wandlung eingetreten.

Wie weit die Geſchichte der Bewohner dieſer Inſel hinaufreicht, wird ſich wohl kaum jemals ermitteln laſſen. In ſolcher Verfaſſung, wie wir ſie dargeſtellt haben, einzelne Stämme unter beſonderen Häuptlingen oder Königen, ſandten ſie die Europäer, die zum erſten Male die Inſel betraten. Schon unter der Regierung Heinrichs IV. beſuchten franzöſiſche Kauffahrteiſſe die Küſten Madagaſkars, um von den Eingeborenen Orfeile, ein Moos, das auf Baumſtämmen wächst und in Färbereien verwendet wurde, im Austausch zu erhandeln. Dennoch verſiel erſt Richelieu auf den Gedanken, die wundervollen Hülsquellen dieſer reichen Inſel in allem Ernst zu benützen. Kapitän Rigault erwirkte eine königliche Ordonnanz und die nötigen Vollmachten, von Madagaſkar und den umliegenden Eilan den Beſitz zu nehmen, und am 24. Juni 1642 verkündeten offene Briefe Ludwigs XIII. die Oberherrlichkeit Frankreichs über „Ile Dauphine“ an der Oſtküſte Afrikas.

Die atsbald gegründete Niederlaſſung bekam noch in demſelben Jahre einen willkommenen Zuwachs durch die Mannſchaft eines geſtrandeten Schiffe, welche die Inſel ſo angenehm fand, daß ſie für immer dort zu bleiben beſchloß.

Bald ſtellten ſich Koloniſten von Frankreich ein, unter ihnen Flacourt, ein Regierungsbeamter, bemerkenswert noch dadurch, daß er von Madagaſkar zuerſt eine genauere Beſchreibung geliefert hat. Die Franzoſen wurden von den Eingeborenen nicht bloß freundlich, ſondern mit einer an Anbetung grenzenden Ehrfurcht empfangen. Dieſen galt jeder Weiße für einen Halbgott. Eigentum und alles, was ſie beſaßen, ſtand ihnen zu Gebote. „Früher waren dieſe Neger die beſten Leute von der Welt,“ ſagt der ehrliche Flacourt naïv. „Wenn ſie einen weißen Mann ſahen, waren ſie eitel Achtung und Ehrfurcht, und warfen ſich zur Erde, ſolange er vorüberging. Willigte er ein, in ihr Haus zu treten, ſo legten ſie ſich auf die Schwelle der Thür und ließen ihn über ihren Körper hinwegſchreiten, indem ſie ſagten, ein Weißer ſei eine Art von Gott und die Erde nicht würdig, ihn zu tragen.“

Dieſes änderte ſich jedoch bald. Statt von den guten Gefinnungen der Eingeborenen einen achtungswerten Gebrauch zu machen, benützten die Koloniſten ſie bloß zu ihrer Bereicherung und gaben ſich unter dem Einfluß des heißen Klimas allen erdenklichen Laſtern hin. Auch brach unter ihnen ſelbſt Zwietracht aus, als ein gewiſſer Pronis, der die Niederlaſſung von Maaghafia auf der Südküſte eingerichtet hatte, nach der Diktatur ſtrebte und bald Koloniſten, bald die Eingeborenen zu ſeinen Zwecken benutzte. Seine Herrſchaft, woſtlig und blutdürſtig zugleich, endete durch einen allgemeinen Auſtand der Eingeborenen.

Flacourt, der in dieſem kritiſchen Momente (1649) als Generalgouverneur eintraf, ſtellte die franzöſiſchen Angelegenheiten für die Zeit ſeiner Anweſenheit wieder her. Als er aber abreiſte, griff Pronis wieder zur Gewalt; ihm folgte ſpäter Despierrès, der

einen ähnlichen Charakter besaß und, gleich jenem, sich allen Arten von Ausschweifungen überließ.

Ein neues Element der Auflösung bedeuteten die ungestümen Bekehrungsversuche der französischen Missionen. Unter den Kolonisten befanden sich Geistliche vom Orden der Lazaristen, deren unvorsichtiger Eifer zu neuen Beeinträchtigungen und zu einem abermaligen Aufstande führte. Die Eingeborenen erlagen im Kampfe; es folgten zahlreiche Hinrichtungen und der Groll fraß immer tiefer ein. Frankreich that nichts, oder nur Nachtheiliges für seine Niederlassung, ganz so, wie dieses ein Jahrhundert später in dem viel wichtigeren Ostindien der Fall war. Ueberhaupt ist die Geschichte der französischen Niederlassungen, Domingo vielleicht ausgenommen, ein Beweis, wie wenig die Franzosen zum Kolonisieren sich eignen. Es trafen von Versailles die widersprechendsten Befehle ein, man durchkreuzte die besten Unternehmungen, rief Gouverneure ab, wenn sie eben Ansehen gewonnen, ernannte andere, die außer der Hofgunst keine Empfehlungen besaßen, und ließ die Soldaten fast Hungers sterben.

Eine bessere Zukunft schien bevorzustehen, als Ludwig XIV. im Jahre 1664 Madagaskar der ostindischen Compagnie abtrat. Die Gesellschaft, durch den Finanzminister Colbert ermuntert und unterstützt, wollte die Insel zum Mittelpunkte aller ihrer Unternehmungen machen, wozu sie trefflich gelegen war, und traf in der Folge manche gute Einrichtung. Auch hierin war kein Bestand. Die Gesellschaft hatte von vornherein den notwendigen freien Spielraum nicht gehabt, indem gleichzeitig mit ihr Agenten, Richter und Beamte der Regierung eintrafen, um „*Le Dauphine*“ nach ihrem Gutdünken zu verwalten.

Im Jahre 1670 wurde der Gesellschaft ihr Privilegium entzogen und Madagaskar unter dem Namen Ostfrankreich mit den Besitzungen der Krone vereinigt. Die großen Entwürfe, die jetzt wahrscheinlich gehegt wurden, hatten keine Zeit, zur Reife zu gelangen.

Es brach wiederum ein Aufstand aus und dieses Mal behielten die Insulaner die Oberhand, vertrieben die Franzosen und zerstörten ihre Niederlassungen, das feste Fort Dauphine nicht ausgenommen.

Frankreich mußte sich vorerst mit den in der Folge wiederholt abgegebenen Souveränitätserklärungen begnügen, zu Ansiedlungen kam es zur Zeit nicht. Die einzigen europäischen Bewohner Madagaskars bestanden damals aus Seeräubern, Nesten der gefürchteten Flibustier, die sich an den besten Häfen niederließen und dort dem Sklavenhandel oblagen. Durch ihren Einfluß kam es dahin, daß die einzelnen Stämme, wie auf der Westküste von Afrika, sich bekriegten, um ihre Gefangenen als Sklaven zu verkaufen.

Die französische Regierung ließ zwar 1746 und 1785 wiederum einige Kolonisierungsversuche anstellen; da diese aber mißlangen, ließ man es dabei bewenden, mehrere Faktoreien anzulegen, um die Insel Bourbon, deren Handelsverkehr mit Madagaskar für ein französisches Monopol erklärt ward, mit den notwendigsten Lebensmitteln zu versorgen.

Am bekanntesten aus jener Zeit ist das Unternehmen des polnischen Grafen August Benjowsky geworden. Aus Kamtschatka geflüchtet, gelangte er unter vielen Fährlichkeiten nach Frankreich und erhielt dort den Auftrag, eine Niederlassung auf Madagaskar zu gründen. Er erschien dort als französischer Bevollmächtigter, baute Foulpointe und benutzte dann die Anhänglichkeit der Eingeborenen, um sich selbst zum Könige auszurufen zu lassen. Deshalb von der Insel zurückbeordert und in Frankreich mit harten Strafen bedroht, versuchte er zuerst England zu einem Unternehmen gegen Madagaskar zu bestimmen, erhielt aber nur die Unterstützung amerikanischer Kaufleute. Im Jahre 1785 erschien er auf der Insel und gewann anfänglich Boden, wurde aber endlich, als von Mauritius Verstärkungen eintrafen, in der Bai von Antongil zurückgetrieben und dort am 23. Mai 1786 in einem Gefecht erschossen. Frankreich besaß, wie gesagt, damals auf der Insel bloß einzelne Comptoire, die ihnen mehr zur Verproviantierung von Bourbon und Mauritius dienten, als zu größeren Handelsunternehmungen. Zudem zogen die Revolutionsstürme in Frankreich die Augen von der

Insel ab, auf welcher die Franzosen die Zuneigung der Eingeborenen durch eigene Schuld ergeußt hatten.

Waren die Rivalitäten zwischen Frankreich und Großbritannien in Betreff des Besißes von Madagaskar bis dahin offen kaum hervorgetreten, so nahmen sie unter Napoleon I., welcher Frankreich in einen Krieg mit England verwickelte, einen erstlichen Charakter an. Letzteres, im Bewußtsein seiner maritimen Ueberlegenheit, rüstete eine Flotte aus und bemächtigte sich der französischen Kolonie Isle France im Indischen Ozean. In kurzer Zeit ward diese Insel, von nun an Mauritius genannt, besetzt und bildete für England den Ausgangspunkt zu weiteren kriegerischen Unternehmungen. Am 19. Februar 1811 erschien ein englisches Geschwader vor Tamatave und der dortige Befehlshaber mußte die Faktorei räumen, da er keine ausreichenden Verteidigungsmittel besaß.

Als der Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 dem Kriege ein Ende machte, wurde auch eine Feststellung der Kolonialgebiete beider Mächte in einen besonderen Artikel aufgenommen. Demzufolge sollte Frankreich alle seine früheren Besitzungen, mit Ausnahme der in den Verträgen speciell bezeichneten Abtretungen, zurückerhalten. Da Madagaskar unter diesen Ausnahmen nicht mit angeführt wurde, so verstand sich eigentlich von selbst, daß es zurückgegeben werden mußte. Nun hieß es aber im 8. Artikel, Isle de France und seine Dependenz trete Frankreich an England ab, und dieses war in Bezug auf Madagaskar ein ungenauer Ausdruck.

Im Jahre 1816 behauptete der Statthalter von Mauritius, Sir Robert Farquhar, den Pariser Vertrag nach seinem Wörtchen auslegend, England sei der französischen Krone in allen ihren Rechten auf Madagaskar substituirt worden; daselbe sei eine Dependenz von Mauritius und mit diesem zugleich an England abgetreten. Er machte außerdem geltend, daß Frankreich faktisch nie die ganze Insel innegehabt, sondern bloß einzelne Punkte der West- und Nordküste besetzt gehalten habe, mithin kein Souveränitätsrecht über das gesamte Land beanspruchen könne — in dem Munde eines Engländers ein auffallendes Argument, da Großbritannien seine Ansprüche auf große Gebiete selbst nicht besser begründet, von Neuholland z. B. bloß einige Küstenpunkte okkupierte, nichtsdestoweniger aber ein Eigentumsrecht auf ganz Australien behauptete und keiner anderen Macht eine Ansiedlung gestattete.

Am 25. Mai 1816 schrieb Farquhar an alle Generaladministratoren von Bourbon, um sie in Kenntnis zu setzen, daß sich seine Regierung den ausschließlichen Handel mit Madagaskar vorbehalte; er benachrichtigte sie demgemäß, daß die französischen Kaufleute nur noch aus Vergünstigung und wenn sie mit Lizenzen von seiten der englischen Regierung versehen seien, Aufnahme finden werden.

Dieses sonderbare Schreiben wurde sofort der Regierung zu Versailles übermacht; alsbald entspann sich eine lebhafteste Erörterung zwischen den beiden Kabinetten. England sah sich genöthigt, nachzugeben und anzuerkennen, daß Madagaskar kein Anney von Mauritius sein könne und an Frankreich zurückgegeben werden müsse, ebenso wie alle anderen Niedertassungen, welche es am 1. Januar 1792 besessen und die nie förmlich ausgenommen worden waren.

Infolge dessen erließ das Kabinet von St. James Befehle, daß die Statthalterschaft auf Mauritius von allen ihren Forderungen abstehe. Die Truppen, welche abgezandt worden, wurden zurückberufen und durch Abteilungen der Besatzung von Bourbon ersetzt. Die Franzosen nahmen auch die Insel Ste. Marie aufs neue feierlichst in Besitz und ließen auch das Fort Dauphine wieder herstellen. Die Politik Englands ging von jetzt an darauf hinaus, Madagaskar unabhängig zu erhalten und aus der Lage der Dinge nach Möglichkeit seinen Vorteil zu ziehen.

Damals herrschte auf der Insel Radama I., welcher als König der Howas im Jahre 1813 den Thron bestiegen hatte. Nach französischen Berichten war es schon seinem Vater gelungen, eine Anzahl fremder Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen und sich durch Gerechtigkeit und Tapferkeit ein großes Ansehen zu erwerben.

Als er nach fast fünfundsiebenzigjähriger Regierung starb, folgte ihm sein Sohn als Radama II., 18 Jahre alt, als er den Thron bestieg. Auf ihn rechnete England, dessen Bestreben darauf hingielte, Frankreich außer Aktion zu stellen. Durch kluge Diplomatie erreichte es dieses vollkommen.

Sir Robert Farquhar bewog zunächst den König, zwei seiner Brüder nach Mauritius zu schicken, wo sie auf Kosten der britischen Regierung erzogen wurden. Alsdann brachte er einen Handelsvertrag in Vorschlag, welcher im Januar 1817 thatsächlich zustande kam. Darauf drang man in Madama, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, wozu sich derselbe auch nach einigem Widerstreben verstand. Er gab das feierliche Versprechen, mit keinem Sklavenhändler mehr zu verkehren, wurde dafür als König von Madagaskar anerkannt und erhielt eine jährliche Geldsumme von 2000 Dollar, dazu 100 Ctr. Pulver, 100 englische Flinten und 400 Uniformen. Gleichzeitig erschienen viele britische Missionare, diese unabweislichen Vorläufer europäischer Bildung und englischer Herrschaft, im Lande der Howas. Ihren Bemühungen soll es gelungen sein, eine ungemein große Anzahl von Eingeborenen zum Christentum zu bekehren und damit den Grund christlicher Kultur und Besittung zu legen. Sie richteten Schulen ein und konnten schon nach zehn Jahren dem König mitteilen, daß 10000 Eingeborene fertig lesen gelernt und viele Madagassen sich die Kunstgeschicklichkeit britischer Handwerker angeeignet hätten.

Madama aber war es besonders um Errichtung einer tüchtigen Armee zu thun, da er seine Herrschaft zu erweitern trachtete. Er nahm daher englische Offiziere in seinen Dienst, welche die Soldaten an kriegerische Manneszucht und Handhabung der neuen Waffen gewöhnten.

Unter diesen war der Gouverneur James Hastie, der die Ausbildung der beiden Brüder Radamas auf Mauritius geleitet hatte. Er kam mit ihnen nach Madagaskar, wo es ihm gelang, sich eine sehr einflußreiche Stellung bei Radama zu erwerben. Er machte persönlich die vielen Feldzüge mit, durch die Radama seine Macht fast über ganz Madagaskar ausdehnte. Die Person dieses Fürsten spielt in der Geschichte Madagaskars eine hervorragende Rolle, daher eine kurze Würdigung derselben am Platze sein dürfte. Eine gewisse geistige Begabung kann ihm nicht abgesprochen werden, und in der That erhebt er sich merklich von dem Niveau, auf welchem die Herrscher und Häuptlinge des Reichs vor ihm standen. Er wollte „auf Madagaskar eine starke und kräftige Nationalität schaffen, umgeben von allem Zauber der Künste, begünstigt von allen Hülfquellen der Wissenschaft und des Gewerbefleißes, fähig mit einem Wort, sich selbst zu genügen. Zu dieser Absicht berief er Baumeister, Künstler und Gelehrte aller Länder zu sich; er sandte einsichtsvolle Unterthanen in das Ausland, um geläuterte Kenntnisse aller Art zu schöpfen; er gründete höhere Kollegien, aus denen Lehrer hervorgingen, welche in arabischer Sprache den Unterricht über alle Teile seines Reichs verbreiteten; er schuf Schulen niederen Grades für die Jugend beider Geschlechter; er errichtete im Mittelpunkt seines Reiches Waffen- und Pulverfabriken, Siebereien, ja sogar Drudereien, in denen Uebersetzungen nützlicher Werke, namentlich eine Bibel, in arabischer Sprache herausgegeben wurden.“

Dieses ist das etwas pomphafte und mit sichtlichcr Uebertreibung gefärbte Gemälde, welches ein Reisender, der die Lage Madagaskars in der Nähe studierte, von den staatlichen Umgestaltungen Radamas entwirft.

In dem Bestreben, Frankreich bei Seite zu drängen, benahm sich die britische Regierung gegen Madama außerordentlich zuvorkommend, sodaß dieser auf den Gedanken kam, er sei der mächtigste Monarch der Erde. Die damaligen englischen Berichte schildern den König als den edlen Freund und Beschützer seines Volkes, als den weisen Beherrscher seines Reiches; im Grunde genommen war er doch nur ein heidnischer Despot, der freilich die britischen Interessen im hervorragenden Maße begünstigte.



❖ Aus Weimars großer Zeit. ❖

Erinnerungen eines Hofmannes.

II. *)

Nachdem die Thronbesteigung Karl Augusts, seine Vermählung und die Absonderung des Hofes der Herzogin-Mutter erfolgt war, wurde bei dem regierenden Herrn Graf Görz Oberhofmeister, der Kammerjunker von Klinkhoffstrom Reihemarschall unter der Direction des Obermarschalls von Witzleben; der Jagdpage Herr von Wedel kam als Kammer- und Jagdjunker in die nächste Umgebung des Herzogs. Von dem Tage der Thronbesteigung und resp. Huldigung habe ich nicht viel in Augenschein nehmen können, weil ich soeben erst von einer schweren Krankheit erstanden war, doch wurde mir erlaubt, die Bewegungen auf der Straße durch die Fensterstheiben zu betrachten, und ich erinnere mich des Rittmeisters von Todewart in seiner rothen, blau aufgeschlagenen, mit vielem Gold gestickten Uniform, welcher die neugekleidete Reitergarde nach dem Fürstenhaus führte. Ebenjowenig bin ich im Stande, von der bald darauf folgenden Ankunft der jungen Herzogin anders als bloß dem Hörensagen nach zu berichten. Nachdem diese von dem ganzen Hofstaate, allen Damen, und somit auch von meiner Mutter, im Fürstenhause empfangen worden war, soll sie sich nach kurzer Präsentation sehr geschwind retirirt haben.

Sogleich aber hörte man ihre schöne Figur, ihre höchst vornehme Haltung und über alle Maßen bescheidene Kleidung rühmen; auch hatte sie den bisher gewöhnlichen Rodfuß nicht angenommen. Ihr Hofstaat bestand in dem schon genannten Grafen Görz als Oberhofmeister und den beiden Hofdamen von Waldner und Wellwarth, welche beide Letztere sie nebst einem erwachsenen Pagen Namens von Stetten aus ihrer vaterländischen Gegend mitgebracht hatte. Etwas später kam ihre Oberhofmeisterin, die Gräfin Gianini, von Braunschweig an. Bei allen drei Damen war das starke Auflegen der rothen Schminke auffallend, da die junge Herzogin selbst dergleichen nicht gebrauchte und überhaupt keinen Gefallen an ausgezeichnetem Puz zu haben schien. An dem Hofe der Herzogin-Mutter, die nun das vormalige v. Friesische Palais bezogen hatte, erschien bald ein Graf Pudpus als Oberhofmeister nebst seiner Gemahlin; ein höchst gebildeter, lebenswürdiger Mann, der viel Aehnliches mit dem einst hier anwesenden Grafen Edling hatte. Zum zweiten Cavalier wurde der ehemalige Page von Einsiedel ernannt. Die Hofdame von Kostiz hatte sich bald entfernt und an ihre Stelle kam das Fräulein

*) Fortsetzung des Artikels im Jahrgang 1893, S. 1089.

von Göchhausen, von Kleiner, unansehnlicher Gestalt, aber mit viel Geist und Wig begabt.*) Die Leibärzte waren dieselben geblieben, nämlich der Geheime Hofrath Hufeland und der Rath Engelhardt. Beide, in Perrüden und breiter, mit postillons d'amours versehenen Haarbeuteln, zogen täglich mit pathetischem Schritte vor dem Hause vorbei, welches mein Vater in der Windischen Gasse erkaufte hatte, wenn sie sich vom Fürstenhause nach dem Wittumpalais begaben. Jeden Sonntag sah man die Herzogin-Mutter mit ihrer Hof-Umgebung in einem Glaswagen, aus welchem ihr Keizrod seiner Breite halber zu beiden Fenstern herausragte, mit einem Pagen im Schlage, zur Mittagstafel in das Fürstenhaus fahren, wo sie bis nach der Abend-Cour zu verweilen pflegte. Mittwochs speiste der regierende Hof zuweilen bei der Herzogin Mutter, jeden Mittwoch aber war er Abends 6 Uhr bei dem dasigen Concert anwesend.

Den jungen Herzog sah man, meist umgeben von großen Jagdhunden, häufig ausreiten, und äußerst schnell fahren; und zwar beides so rasch, daß er dadurch nicht selten in Gefahr kam. Zuweilen fuhr er seine Frau Mutter in Person aus einem Phaeton nach Belvedere, wozu er, wie man versicherte, mehr nicht als sieben Minuten brauchte. Als er einstens aus ihrem Palais den Weg durch die Windische Gasse nehmen wollte, stürzte einer von den beiden nach damaliger Sitte vorreitenden Husaren in der Wendung am Eingange der Straße, und der Wagen rollte im vollen Schusse über den Gefallenen und über sein Pferd hinweg, ohne zu beschädigen. Ein andermal war der Herzog bei einer Hofenhege so auf den Mund gestürzt, daß er ein paar Zähne zerbrach. Dergleichen Vorfälle waren häufig und setzten die ältern Herren oft in Sorge.

Der Prinz Constantin, der den Hauptmann von Knebel zu seinem Cavalier erhalten hatte, wurde Capitain in holländischen Diensten; so viel ich aber weiß, hat er seine Compagnie nie gesehen. Das Jägerhaus, welches durch das Ableben des alten Oberjägersmeisters von Staff leer geworden war, wurde ihm zur Wohnung in der Stadt, Tiefurth zum Sommeraufenthalte überlassen. Der Prinz war von hoher schlanter Gestalt und großer Liebhaber der Musik, spielte die Violine auf eine ausgezeichnete Weise und nahm gewöhnlich an den Concerten der beiden Höfe mitwirkenden Antheil. In Tiefurth ließ er einen kleinen Park anlegen und bildete sich hier eine besondere Umgebung nach seinem Geschmacke. Herr v. Knebel war als ein sehr unterrichteter und geistreicher Mann bekannt, von den höchsten Herrschaften gern gesehen und gehört, soll aber nie von ausgezeichnetem Einflusse auf seinen Prinzen gewesen sein.

Mit der neuen Regierung that sich eine neue Welt für Weimar auf und es traten ganz unerwartete Erscheinungen hervor. Vor Allem erregte die Ankunft des Dr. Goethe allgemeine Aufmerksamkeit, dessen Schriften, unter ihnen jedoch insbesondere „die Leiden des jungen Werther“, bereits zu viel Sentimentalität in die Jugend gebracht hatten, als daß manche Eltern dieses Buch nicht hätten verwünscht und den Verfasser für einen gefährlichen Mann halten sollen. Allein er war angekommen und von nun an vom Herzoge unzerrentlich. Wieland empfing ihn natürlich sehr kalt, denn sie waren sich schon von beiden Seiten in Schriften feindlich entgegengetreten. Von Goethen war das satyrische Werk „Götter, Helden und Wieland“ erschienen, worauf Lehterer die Antwort „Menschen, Thiere und Goethe“ entgegnet hatte. Doch gewann Wieland bei noch näherer Bekanntschaft so viel Achtung und Liebe für Goethe, daß er in große Lobeserhebungen ausbrach, wie sie in den Schriften von Wert zu lesen sind.

Ich wurde dem Doctor Goethe bald nach seiner Ankunft bei der Oberstallmeisterin von Stein, mit deren drei Söhnen ich viel Gemeinschaft hatte, als Knabe von acht Jahren in dem dormaligen Landschaftscollegialhause vorgestellt, in welchem jene Dame wohnte. Seine steife Haltung, die enge Bewegung seiner Arme und sein Perpendikular-

*) Sie wurde scherzweise Thunselde, späterhin Minervens Kauz genannt.

gang fielen allgemein auf.*) Goethe war ein besonderer Patron von Kindern, und ich entsinne mich sehr genau, wie er uns gleich bei dem ersten Zusammentreffen in den Zimmern der Frau von Stein auf den Boden legte und in mancherlei Kunststücken unterrichtete. Ein in Weimar noch nie gesehenes Fest gab der nunmehrige Legationsrath Goethe am Ofter-Heilig-Abend in seinem Iobben erst bezogenen, an der oberweimarischen Wiese gelegenen Garten einer Menge Knaben aus guten Häusern. In allen Winkeln des Gartens waren Orangen und bunte Eier versteckt, die wir aufsuchen mußten. Alles war erlaubt, unsere Hofmeister, deren es damals viele gab, weil es nicht Sitte war, daß damals Söhne angesehener Eltern auf das Gymnasium gingen, schmauften an einem besonderen Tische und durstten uns nicht stören. Gegen Abend ließen sich dann zwei hohe, wandelnde Pyramiden sehen, welche mit Schwarzem aller Art, namentlich mit Bratwürsten, Carbonaden und dergl., behangen waren. An diesen sprang die muntere Jugend in die Höhe, ruspfe sich nach Belieben herunter, was ihr annehmlich schien, und gerieth vor Lust dergestalt außer sich, daß sie die eine umwarf, aus welcher der letztverstorbene Bauinspector Göbe, damals Paul genannt, zu allgemeinem Gelächter hervortrad. — Ein andermal traf ich den guten Doctor, wie wir ihn damals noch nannten, wiederum in der Steinschen Wohnung, sie befand sich jedoch dormalen da, wo jetzt die Gräfin Fentel wohnt. Er sprang mit uns auf dem Hofe herum und grub mich zuletzt bis an den Kopf in einen Sandhaufen ein, um mir, wie er sagte, Geduld zu lehren, indem hierdurch natürlich jede Bewegung mit irgend einem Gliede unmöglich gemacht war. Der Sand mochte wohl feucht gewesen sein, denn ich fühlte mich mehrere Tage darauf sehr unwohl, und meine Eltern verfehlten darum nicht, zu bemerken, wie sonderbare Streiche der anerkannte Favorit des Herzogs unternehme und wohl fernherhin unternehmen würde. Auch hatte uns Goethe auf dem Platze vor dem Steinschen Hause ein Seil aufspannen lassen, auf welchem wir mit der gewöhnlichen Balancirtonge gehen und mit der Zeit tanzen lernten.

Nach des Herzogs Regierungsantritt gab es natürlich auch mancherlei damit verbundene Feiertlichkeiten, unter anderen auch eine sehr glänzende bei Gelegenheit der Beleihung der Schwarzburger Fürsten. Der Herzog empfing ihre Gesandten von seinem Throne herab: von Seiten Rudolstadt's ein Geheimer Rath von Kettelhobt, der Vater des letztverstorbenen, von Sondershausen aus ein Geheimer Rath von Lynler, Bruder meines seligen Vaters. Ersterer sprach seine Rede so laut und mit so viel abwechselnden Geberden aus, daß sein ganzes Wesen viel Marktschreierähnliches hatte; dagegen war die meines seligen Onkels fast kaum hörbar, welcher überhaupt für einen Minister zu viel Verlegenheit bliden ließ. Die Gegenrede wurde durch den Geheimen Rath von Fritsch gehalten, welcher hierin als Meister vom Stuhl sehr geübt war und im Ganzen vorzüglich sprach. Der ganze Hofstaat war im vollen Glanz, die Gards du Corps paradirte und Pauken und Trompeten erschollen, während das Dienstpersonal unter Anführung des Küchenmeisters und eines Hoffouriers die Speisen aus der damaligen neuerbauten Küche über dem Fürstenplatze nach dem neueingerichteten Landschaftsgebäude trug. An jedem Galatage übte der Hofpauker Weig seine anerkannte Kunst, die drei Hoftrompeter Sebel, Rechenbach und Schwanitz waren Meister in ihrer Art und einer von ihnen blies täglich zur Tafel. — Im folgenden Winter gab man eine Reboute, bei der ein Auszug Teufel zum Vorschein kam. Jedes Laster wurde durch einen derselben repräsentirt: so z. B. der Geiz, die Gefräßigkeit, die Völlerei, die Wollust und noch mehrere andere. Diese Masquerade fand man sehr anstößig und sprach den lauteften Tadel über Goethe aus, der sie veranstaltet hatte.

*) Spätkost genug hatte ihm das Schicksal einen Bedienten, nur unter dem Namen Philipp bekannt, zugeführt, der, obgleich etwas kleiner, fast eine gleiche Gestalt mit ihm hatte und seine Bewegungen so treu nachahmte, daß man oft versucht war, ihn von weitem für Goethe selbst zu halten. Dieser Philipp war der nachmalige Rentamtmann Seidel.

So mancher, dem jungen Herzoge gemachter Gegenvorstellungen ungeachtet, war Goethe nun förmlich zum Mitglied des Conseils ernannt worden. Man war allgemein der Meinung, daß ein Genie seiner Art nicht zu ersten Staatsgeschäften geeignet sei. Er übernahm die Leitung des Chaußeebaues, welchen früher der Artillerie-Hauptmann de Castro besorgt hatte. Man sah ihn häufig herumreiten und das Pferd, welches er hierzu aus dem Marstall erhielt, wurde die Poesie genannt. Ein gewisser Brunnaquell, nachheriger Bürgermeister der hiesigen Stadt, ward ihm als Bauaufseher beigegeben. Dieser war ein sehr braver, aber lustiger Lebemann, mochte jedoch nicht viel von diesem Geschäftszweige verstehen und Goethe selbst, hieß es, hätte ebenfalls nicht die mindeste Erfahrung in diesem Fache; daher man sich wunderliche Geschichten erzählte. Der alte Kammerpräsident von Kall klagte gegen meinen Vater sehr oft in meinem Beisein über die Summen, die man neuerdings herzoglicher Kammer zu diesem Behufe zumüthete. Goethe's Gegenpartei wurde immer lauter, als er den Herzog veranlaßte, den Bergbau zu Ilmenau, der lange Zeit geruhet hatte, wieder aufzunehmen und sich lebhaft dafür zu interessiren. Notorisch ist es wohl, daß dieses unter Goethe's Direction wieder begonnene Unternehmen sehr viel Geld gekostet hat, ohne irgend einen Erfolg gehabt zu haben. Späterhin leitete derselbe auch den Wasserbau und versah dabei nach ganz neuen Grundrissen, während eine besondere Cassé hierzu eingerichtet, aber sehr bald geprengt worden war. Der Herzog nahm sich dieser Administrations-Branchen selbst sehr eifrig an; mithin war nicht viel gegen Goethe's Unternehmungen zu sagen, und die Bedenlichkeiten dagegen blieben größtentheils unter vier Augen. So ging es denn in Weimar ganz anders her, als wie es die Diener unter der Regierung der Herzogin Amalie gewohnt waren. Des Herzogs nächste Umgebung blieb immer der Legationsrath Goethe, welcher seinen Einfluß schon durch Herders Berufung zu einem weimarischen Generalsuperintendenten mächtig erwiesen hatte. Die Anstellung dieses Mannes schien vielen der älteren Herren sehr bedenklich, weil seine Bücher, sehr dunkel geschrieben, manchen Religionsunterricht ausstellten, der den absoluten Orthodoxen nicht einleuchtete. Doch hatte ihn sein würdiges Benehmen gleich nach seiner Ankunft auch bei seinen Gegnern viel Beifall erworben. Er hielt seine Predigten ohne irgend eine Bewegung der Hände. Allein seine wohlthönende Aussprache und seine große Kunst der Betonung gaben ihnen volles Leben und Wirksamkeit. Er hielt dabei auf die größte Stille bei kirchlichen Versammlungen, und wenn irgend ein Geräusch, ja wenn sich irgendwo ein anhaltender Husten hören ließ, hielt er mitten in der Rede inne, bis wieder vollkommene Ruhe eintrat. Der gnädige Herr zeigte sich auch sofort als ein leidenschaftlicher Liebhaber des Militärs, sowie der Jagd. Was das Militär betraf, so waren die ältesten Officiere zum Theil invalide, anderntheils aber nicht wohl mehr zu dem Dienste, wie ihn der Herzog wünschte, geeignet. Er übernahm daher das Commando selbst. Von Lasberg, von Bila, die beiden Majors und ein Hauptmann von Miskan wurden pensionirt; der ältere Hauptmann von Germar avancirte zum Major und commandirte unter dem Herzoge. Ein preussischer Husaren-Lieutenant v. Lichtenberg war in Dienst genommen worden, um die hiesigen undisziplinirten, sogenannten Landhufaren zu einem geregelten Corps zu bilden. Die Leibgarde wurde inzwischen aufgelöst bis auf den Rittmeister, welcher jedoch noch immer die frühere Uniform trug. Der nunmehrige Rittmeister von Lichtenberg führte nun bei den 36 berittenen Mann den strengen preussischen Dienst ein; Serenissimus bestiegen in Person die wildesten Pferde und somit war von Lichtenberg sehr viel in seiner Nähe, sie kauften ihm auch das Haus, was dormalen Frau Generalin von Egloffstein inne hat, zur festen Wohnung. Eine Reitbahn wurde eingerichtet und ein neuer Husarenstall gebaut. Ein gewisser Kriegsrath Volkstedt hatte bisher den ökonomischen Zweig des ganzen Militärs verwaltet; jedoch sagte man ihm allerlei Eigenmächtigkeiten nach, weshalb er in seiner hohen Achtung stand. Bei dieser neuen Husarenorganisation, welche ohnstreitig sehr kostbar war, hatte er viel Bedenken geäußert, dem ungeachtet fand der Herzog für gut, dem Rittmeister nicht nur die

Böhnungs- und Montirungsangelegenheiten, sondern auch das Remontesach ganz allein zu übertragen. Befagter Volkstied und von Lichtenberg eiferten gegen einander; allein ersterer unterlag und wurde auf eine nicht sehr ehrenvolle Weise in Pension versetzt.^{*)} Wenn der Rittmeister sein Corps durch die Stadt zum Exerciren führte, blies ein Trompeter Cavallerie-Marsch. — Erstgenannter aber war ein Onkel von mir, hatte mich sammt meinem Hofmeister in sein Haus genommen, daher ich denn den Herzog fast täglich sah, wenn er dem Husaren-Exercitio in der Reitbahn beiwohnte, oder sich mit dem Rittmeister bei einer Pfeife Tabak am Kamin über das Soldatenwesen unterhielt, wobei sich nicht selten der zum Oberforstmeister avancirte von Wedel und Goethe einfanden. Um die Husaren in jeder Art geschickt zu machen, hatte der Herzog ein Vostigir-Pferd in die Reitbahn setzen lassen, und der Fectmeister Hennicke gab Lection in dieser Kunst. Neben dem großen Pferde war auch ein kleineres für mich aufgestellt worden, auf welchem ich mich üben mußte. Außerdem ließ man mich zugleich mit den Husaren auf der Decke reiten, wodurch ich denn einen ziemlich festen Sitz erhielt und mit den Pferden umgehen lernte. Ihre Durchlaucht vergnügte sich sehr, wenn wir uns bei diesen Uebungen mitunter ungeschickt benahmten, oder gar von den Pferden fielen.

Goethe war bald bei der Frau von Stein, bei der sich auch der Herzog sehr häufig einfand, als Hausfreund aufgenommen worden. Diese Dame galt für eine geistreiche Frau, und somit sah man ihr Haus als denjenigen Ort an, wo sich der gnädige Herr mit Goethe und seiner übrigen Umgebung am vertraulichsten vernehmen lasse. Hier entspannen sich wohl alle die Pläne für die ersten Geschäfte wie für die Befestigungen, welche dann auch so schnell als möglich verwirklicht wurden.

Sehr oft begab sich der Herzog mit Goethe nach dem von Stein'schen Gute zu Kochberg und blieb mehrere Tage daselbst.

Die ausgezeichnete Beobachtungsgabe unseres gnädigen Herrn, womit er alles Interessante, was ihm auf seinen Reisen vorkam, bemerkte und mit den heimischen Zuständen in Vergleich stellte, ist bekannt. Alles, von der höchsten Stufe der Kunst und Wissenschaft an bis auf den Ackerpflug, sprach seine Theilnahme an, und vermöge seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit und seines Dranges, mit eigenen Augen zu sehen und was möglich, selbst thätig zu versuchen, wurde in der Heimath in größter Eile, soweit nur möglich, umgestaltet.

Um den Infanteriedienst näher kennen zu lernen, reiste der Herzog um diese Zeit nach Berlin und machte preußische Wandver mit, ja er wollte selbst, wie man gewiß weiß, ohne Aufschub in preußische Dienste gehen; allein Friedrich II. soll ihm solches mit dem Zusatze widerrathen haben: ein regierender Herr dürfe sich seinem Lande auf längere Zeit nicht entziehen. Doch hatte er sich, was das Militairwesen betraf, sehr genau unterrichtet. Bei seiner Rückkehr wurde die weimarische Truppenhaltung bedeutend vermehrt, das Militair neu gelei det, und zwar blau mit rothen Rabatten; eine Compagnie Grenadiere versah man mit hohen rauhen Bärenmützen; die Officiere erhielten silberne Achselnähren, und ihre, nach preußischem Schnitt geformten Hüte waren mit schmalen silbernen Borden eingefast; die Hautboisten bekamen neue Instrumente, gelbe Röde mit rothen Aufschlägen und äußerst bunten Schuuren besetzt. Serenissimus trug nun häufig die eigene Militairuniform, exercirte die Officiere wie die Gemeinen persönlich ein und ahndete die vorkommenden Fehler sehr scharf. Während der Exercirzeit versammelte sich das Bataillon, welches bis auf 800 Mann gebracht war, früh 4 Uhr vor dem Fürstenhause und marschirte unter Anführung des gnädigen Herrn auf den Exercirplatz; er führte es gegen 11 Uhr gewöhnlich wieder

^{*)} Zwei Schwestern dieses Kriegsraths waren berühmt wegen ihrer Hässlichkeit, und die jüngste war es auch wirklich in dem Grade, daß die Damen, welche guter Hoffnung waren, ihre Gegenwart vermieden. Ihre Mutter habe ich noch in meinem Elternhause gesehen; sie wurde Oberjägermeisterin titulirt und stand in Achtung.

zurück und gab die Parole vor dem Fürstenhause aus, worauf zuweilen das genannte Officiercorps zur Tafel eingeladen wurde. Die Wachen waren verstärkt und die wachhabenden Officiere mußten sehr aufmerksam sein, erhielten jedoch während des Sommers eine Luststätte hinter dem gelben Schlosse nach dem vormaligen Küchenteiche zu, welche ich als nachmaliger Page unter dem Fenster unserer Lehrstube täglich vor Augen hatte. Infanterie und Cavallerie manövrirte nun auch zweifeln mit und gegen einander, wobei Brücken abgebrannt und dieses oder jenes Corps förmlich geschlagen wurde. Bei diesen militärischen Uebungen sah man die fürstlichen Damen zu Pferde. Es gab nämlich eine Zeit, wo die junge Herzogin öfters ritt und sich, vermöge ihrer schönen Figur, vortrefflich ausnahm. Ihr durchlauchtiger Gemahl hatte ihr einen sehr hübschen Fuchs zu Präsent gemacht, den sie nach ihrer eigenen Aeußerung sehr gern bestieg. Doch ritten die fürstlichen Damen nur bei dergleichen Gelegenheiten mit einander.

Ebenso war mit der Jägerrei eine militärische Reform vorgegangen; sie wurde neu uniformirt, die Förster mußten alle gut beritten sein und kamen sehr häufig bei ausgezeichneten Tagen in Weimar zusammen, wo sie dann unter Anführung ihrer Chefs und Jagdjunker glänzend paradirten.

Man vergnügte sich an großen Treibjagden auf Wild und Hasen, nicht weniger an Hasenhegen und Winnhunden, wozu noch späterhin eine Art Jagd kam, die man Lagiren nannte und darin bestand, daß jeder Reuter einen Hasen annahm, ihm eine Strecke lang scharf nachjagte, dann wieder ruhen ließ, und dies so oft wiederholte, bis der Hase steif genug war, ihn mit der Hand zu nehmen.*)

Mittlerweile war auch ein sardinischer Major, Namens Siegmund v. Sedendorf, aus dem Anspach'schen gebürtig, ein Verwandter von uns, in Weimar angekommen; er erhielt die hier noch ungewöhnliche Stelle eines Kammerherrn und seine Erscheinung machte viel Aufsehen. Zu gleicher Zeit beförderte man auch die zeitherigen Kammerjunken von Werther, von Lechteritz und einige andere Einländer zu dieser Charge und gab ihnen die damit verbundenen Schlüssel. Die meisten unter der verwitweten Herzogin mit Hofchargen versehenen und zum Theil früher benannten ausländischen jungen Edelleute hatten großen Theils ihr Vermögen zugezogen und auswärtige Dienste gesucht, um Besoldungen zu erhalten, die ihnen hier nicht werden konnten. Dagegen traten jetzt ein gewisser Franz von Sedendorf aus dem Baireuth'schen, ein Herr von Grote aus dem Hamdöverschen, ein Herr von Lötzen aus dem Reckenburg'schen, ein junger Herr von Dertel und noch andere von guter Familie als Hofjunker ein; sie mußten jedoch, mit Ausnahme von Sedendorf, vorher erklären, nie auf Besoldung Anspruch zu machen. Zwei Herren von Kalb, Söhne des damaligen Kammerpräsidenten, langten von Straßburg an, wo sie Lieutenants bei dem dasigen französischen Regimente gewesen waren.

Prinz Louis von Coburg, nachmaliger preussischer Cavallerie-General, machte mit seinem Begleiter, dem vor mehreren Jahren verstorbenen Obermarschall v. Wangenheim, nachdem beide den französischen Militärdienst verlassen hatten, öfters einen mehrwöchentlichen Aufenthalt hier; auch der Prinz Christian von Darmstadt pflegte wochenlang in Weimar zuzubringen; nicht weniger machten der Herzog von Gotha, sein Bruder Prinz August und der Erfurt'sche Statthalter v. Dalberg, nachmaliger Coadjutor, öfters Besuche, und so fehlte es dem Hofe nicht an Glanz. Epoche machte jedoch besonders Siegmund Sedendorf; voller Kenntnisse, war er zugleich ein vorzüglicher Musiker und Componist, und Goethe schien ihn sehr zu schätzen.

Sein persönliches Benehmen war übrigens das sonderbarste, was man wohl je an einem Hofe sah. Wenn er im Audienzzimmer vor der Herzogin erschien und seine Verbeugung gemacht hatte, sprach er gewöhnlich nicht ein Wort, schien ganz in sich

*) Die eigentliche Vorreece-Jagd auf Wild trat erst mit dem Jahre 1787 ein; die erste Einrichtung geschah von dem Anspach'schen Oberkammerherrn von Böllnig.

gekehrt und nachdenkend, pflegte jedoch dabei an den Knöcheln seiner Finger so zu lauen, daß sie beständig feuerroth, ja oft blutig waren. Er war ganz gut gewachsen, doch mochte sein Körper sehr vermagert sein, denn die Bekleidung, welche jederzeit elegant war, hing weitläufig an ihm herum. Sein Gesicht war blaß und voller Falten, der Mund sehr aufgeworfen, die Nase sehr spizig und die Stimme unangenehm hoch. Begann er aber zu sprechen, so geschah dies auf eine höchst unterhaltende Art. In allen Kunst- und wissenschaftlichen Fächern war er zu Hause, konnte über alle Massen lustig, dabei aber auch äußerst witzig sein. Die jungen Damen schienen sehr glücklich, wenn er mit ihnen sprach, und wie sehr sie ihm günstig waren, beweist wohl, daß das schöne Fräulein v. Kalb, nur Fietchen genannt, nicht selten Thränen vergoß, wenn er sich gegen sie gleichgültig zeigte. Dies war fast täglich in unserem Hause zu beobachten, wo beide gewöhnlich des Abends anwesend waren. Die jüngste meiner Tanten war sehr musikalisch und besaß ein gutes Fortepiano, auf dem unser Kammerherr gewohnt war, seine Compositionen, sobald er sie zu Noten gebracht oder auch nur im Kopfe entworfen hatte, zu probiren. Späterhin nahm er einen preussischen Gesandtschaftsposten an. Seine Wittve habe ich noch 1804 auf meiner Reise nach Paris zu Mannheim besucht, sie war noch immer schön und ihr Wesen höchst einnehmend. — Nach Angabe des Siegmund Sedendorf wurde auch eine neue Hofuniform eingeführt; sie bestand aus einem blauen Rock, auf welchem sich von beiden Seiten kleine gelbe Knöpfe und schmale goldene Kettelschnuren in der Nahe befanden, daß der Rock mit diesen hinüber und herüber zugehängt werden konnte, dazu kam ein hochstehender gelber Kragen und spize polnische Aufschläge gleicher Farbe, die beide mit schmalen goldenen Kettelschnuren besetzt waren. Die Unterleider waren ebenfalls gelb und gleichermaßen mit solchen Schnuren eingefaßt. Diese Uniform war offenbar in sardinischem Geschmack und wurde als sehr auffallend im In- und Auslande bespöttelt.

An schönen Fräulein war ein Ueberfluß: Zwei Fräulein von Riudtsberg aus Anspach, zwei Fräulein von Ilten, zwei Fräulein von Oppel, zwei Fräulein von Kalb, zwei Fräulein von Lasberg, zwei Fräulein v. Staff und mehrere andere zierten den Hof. Die beiden ersten waren mit uns verwandt und wohnten bei meinen Eltern, wozu sich dann auch die übrigen Jugendfreundinnen gesellten. Die Goetheischen und andere gefühlvolle Schriften erweckten in mehreren derselben den Geist der Empfindsamkeit. Der silberne Mond, vom Ritter Glück besungen, die rauschenden Wasserfälle, der Ton der Nachtigall, die Blumen der grünen Wiesen waren von diesen zarten Gemüthern noch nie so werthvoll erkannt und verehrt worden als damals. Goethe dichtete und Siegmund Sedendorf componirte und sang den Huldinnen die gefühlvollsten Lieder. Einige dieser jungen Damen übten sich selbst in der Poesie wie in der Musik, deklamirten ihre Gedichte, und wenn man bei Sommernächten durch die Straßen ging, ertönten aus vielen Fenstern die lieblichsten Melodien.^{*)} Der Herzog und Goethe spöttelten zwar über diese allgemeine empfindsame Stimmung; allein sie wurde doch durch ersteren selbst durch das nun folgende Liebhabertheaterwesen und durch so vielerlei magische Vorstellungen, die Goethe damals veranlaßte und den Durchlauchtigsten Herzog belustigten, wesentlich genährt.

Der befreundete Fürst Franz von Dessau war öfters hier anwesend und unserer Herrschaft höchst willkommen. Vermuthlich nach seiner Angabe wurden der ehemalige Welschgarten, der sogenannte Stern und die kalte Küche, mit Einschluß des Schießhausgartens, nach Art der Wörlitzer Anlagen zum Park umgeformt. Die berühmte Schenke, als weimarisches Wunderwerk bekannt, blieb so lange stehen, als ihr hölzernes Gerippe dauern wollte; die Wasserpartien aber, welche den eigentlichen Stern bildeten,

^{*)} Eins dieser „empfindsamen“ Lieder begann mit der Strophe: Ein Weichlein auf der Wiese hand, gebückt in sich und unbekannt; es war ein herziges Weichlein u. s. w. Ein anderes fing mit der Strophe an: „Ach wenn ich doch ein Vöglein wär und auch zwei Flügel hätt“ u. s. w.

wurden sogleich ausgetrocknet und mit verschiedenen Hölzern angepflanzt. Der Herzog und Goethe gaben die einzelnen Partwege selbst an und ich habe gesehen, wie der gnädige Herr, der gewöhnlich einen kleinen Säbel an der Seite trug, sich mit demselben die neuen Wege durch den Stern bahnte.*) In der kalten Küche wurde sofort ein Klubbad errichtet, worin sich fast an jedem warmen Abende der Herzog mit Goethe und einigen ausgefuchsten Cavalieren erfrischten. Auch entstand um diese Zeit das sogenannte Kloster, dasselbe diente Serenissimo nebst seinen Favoriten wochenlang zu einem Sommeraufenthalt, sowie zu belustigenden Festen bei Sonnen- und Mondenschein.

Mittlerweile wurden auch Liebhaber-Theater errichtet. Die Kochsche, nachher Seilersche Truppe war nämlich schon früher nach dem Schloßbrande in Gotha aufgenommen worden.***) Es gab gegenwärtig drei Abtheilungen von Liebhabertheater-Gesellschaften. Die erste derselben wurde von Goethe und, was die Musik anlangte, von Siegmund Seckendorf dirigirt, die zweite, eine französische, von dem Grafen Pudypus, damaligen Oberhofmeister der Herzogin Amalie, und eine dritte von dem Legationsrath Vertuch, welcher Schatzkammer des Herzogs war, und sich durch die Uebersetzung des Don Quixote bemerklich gemacht hatte. Das Theater war jedoch klein und in dem von dem Hofjäger Hauptmann neuerbauten Hause in der Esplanade befindlich, das jetzt dem Oberauditeur Schwabe gehört.

Den Anfang von Theatervorstellungen hatte man mit einem Kinderstück gemacht, der Hofmeister genannt, wobei eine Haupt-Rolle der zu Berlin verstorbenen Geheimrath Hufeland erhalten hatte. Mitspielende waren die zwei Fräulein von Dertel, diese waren zwar klein, aber in ihrer Art von ausgezeichnete Bildung, deren Mutter, Tochter des verstorbenen Geheimraths Greiner, für eine der gelehrtesten Frauen gehalten wurde. Von Knaben waren außer ihrem Bruder der lehterstorbene Baron v. Stein, auch meine Wenigkeit dabei. Ein starker Donnerschlag hemmte bei der ersten Aufführung den Fortgang mitten im Spiel, und unter vollem Regen fuhr die Herrschaft in das Fürstenhaus zurück; die kleinen Komödianten aber, welche zur Abendtafel geladen waren, ließen in ihren Theateranzügen auf öffentlicher Straße ebenfalls dahin. Wir saßen an einem besonderen Tische unter dem Voritze eines Hofcavaliers und erhielten nach geendigter Abendmahlzeit manches freundliche Wort von Seiten der fürstlichen Personen. Schon früher war die Vorstellung dieses Stücks durch die Trauernachricht, daß die Großfürstin von Rußland, Schwester der regierenden Herzogin, mit Tode abgegangen sei, aufgeschoben worden. Bald nach vorbenanntem Stücke wurde der Edelknabe gegeben, wobei mir die Titelrolle zugetheilt ward. Rath Conta, Vater des jetzigen Prääsidenten, gab die Rolle des Fürsten, Madame Venda, Kammerfrau der verwitweten Frau Herzogin, die der Mutter; der übrigen Personen erinnere ich mich jedoch nicht mehr genau. Die höchsten Herrschaften sahen den Vorstellungen von einer Estrade zu und nach Vollendung derselben wurden die Spielenden gewöhnlich denselben vorgestellt und ihnen etwas Befriedigendes gesagt.***) Man wagte sich hierauf auch an größere Stücke; wie z. B. die glücklichen Bettler von Gozzi, wobei der Prinz Konstantin selbst die Rolle des Saïd übernahm, der von Knebel die des Usbeck; Fräulein von

*) Der Bau Rath Steinert wird wahrscheinlich noch den Plan besitzen, nach welchem damals verfahren wurde.

**) Der bekannte Ifland, sowie der Komiker Veil hatten sich dort ausgebildet, beide aber mußten die dasige Bühne verlassen, weil sie in ihrer großen Nachahmungslust einzelne Personen vom ersten Range unerkennbar auf das Theater gebracht und vor dem ganzen Publikum lächerlich gemacht hatten. Sie gingen hierauf nach Mannheim.

***) In dem vorbenannten Stücke erhält der Edelknabe von seinem Fürsten eine Uhr. Die regierende Herzogin hatte hierzu, weil es sich von einer mit Brillanten besetzten handelte, die ihrige hergeliehen, welche sie zum Brautgeschenk erhalten hatte; und als ich vom Theater kam, versprach sie mir eine andere zum Geschenk, nicht minder ein Freibillet auf die nächste Reboute, sowie die höchste Begünstigung, eine Renuet mit ihr tanzen zu dürfen, wie dies denn auch zu seiner Zeit in Erfüllung ging.

Wellwarth, der von Einsiedel, mein Vater, der Professor Musäus und der Hof-
tanzmeister Kuhlhorn erhielten die übrigen Rollen. Nicht lange hernach gab man den
Westindier, dessen Rolle Goethe und die des Offlaherdi der Herzog selbst mit großem
Beifall ausführte. Siegmund von Sedendorf spielte die Gastwirthin Falner zu allgemeiner
Bewunderung; später wurde sie auch einmal vom Fräulein von Göchhausen gegeben.
So folgten dann von Zeit zu Zeit mehrere damals als vorzüglich erachtete Vorstellungen
von Seiten dieser Direction.

Graf Budpus hingegen veranstaltete französische Stücke, von denen ich mich nur
des Glorieuz genau erinnere, welche Rolle der Oberstallmeister von Stein übernommen
hatte; auch mein Vater war dabei. Nicht minder wurden kleine französische Operetten
gegeben, weil der Graf Budpus eine sehr angenehme Stimme und viel Musik hatte.
Eine Tante von mir, Sophie von Raschau, Fräulein Hofdame von Waldner sind mir
noch als Mitspielende erinnerlich; Siegmund v. Sedendorf gab den poetischen Dorfjunker
zu allseitigem Wohlgefallen. Vertuch, der Geheime Secretair Schmidt, letzterer ein
sehr hübscher Mann von Ansehen, der Maler Krause (letzterer erst angekommen, besorgte
zugleich die Decorationen) waren sehr stark in Rollen jeder Art und gaben mehrere
lustige Vorstellungen. In der eben so gelungenen Aufführung des Barbiers von
Sevilla gab Siegmund v. Sedendorf den Figaro, Herr von Einsiedel den Grafen
Almaviva, mein Vater den Bartholo, meine Schwester die Rosine u. s. w. Ja sogar
Ballette wurden gegeben, wozu benannter Sedendorf die Composition lieferte und der
Tanzmeister Kuhlhorn die Tänze arrangirte. Ausgezeichnet schön tanzte der Oberstall-
meister von Stein die ernsthaften Solos, pas de deux und dergl. Der damalige
Kammerjunker und Lieutenant von Schardt hatte sich von jeher in komischen Tänzen
geübt und die sogenannten Capriolen erlernt. Meine Schwester war die gewöhnliche
Maitié des von Stein; eine Tante von mir, Henriette von Raschau, ward in den
pas de deux besagtem Herrn von Schardt beigegeben. Die übrigen sogenannten Concert-
tänzer und Tänzerinnen wurden aus den Cavalieren und Fräuleins entnommen, welche
man hierzu am geschicktesten hielt. Das sogenannte Blumenballet fand man äusserst schön.

Um diese Zeit war es wohl, als meine Eltern mit Bedauern davon sprachen,
daß Graf und Gräfin Görz Abschiedsvisiten gemacht und er eine Gesandtschaftsstelle von
Friedrich II. erhalten habe. Man sagte dazumal, er sei dem jungen Herzog nicht mehr
angenehm gewesen, habe dieses wohl bemerkt und deshalb anderweit Dienste gesucht.
Meines Vaters Meinung ging dahin, daß sich der Graf unter fast lauter jungen Leuten
und in so manchen anderen Bezügen selbst nicht gefallen habe.

Es erschienen nun immerwährend mancherlei neue Theaterstücke von Goethe auf
der hiesigen Bühne, welche von Siegmund Sedendorf und von einem herbeigezogenen
Componisten Namens Schubert, eins aber auch von der Herzogin-Mutter selbst in
Musik gesetzt worden waren. Dies letztere ist unter dem Namen „Teri und Baetely“
bekannt. Die Corona Schröterin war immittelst mit ihrer Begleiterin, Mademoiselle
Propst, aus Leipzig angekommen; sie gab nun als hiesige Hofsängerin fast überall die
Hauptrollen und ein gewisser Oberconsistorialsecretair Seidler spielte gewöhnlich ihren
Liebhaber. Die geist- und phantasiereichen Goetheschen Theater-Vorstellungen vom Jahre
1776 an will ich, da sie größtentheils gedruckt sind, hier im Einzelnen nicht aufzählen.
Nur erwähnen muß ich, daß das Lustspiel „Die Mitschuldigen“, worin Goethe den Alcest
die Corona Schröter die Sophie, Vertuch den Söller und der Professor Musäus den
Wirth zum Wären vortrefflich gaben, als ganz unmoralisch angesprochen wurde. Gegen
die Geschwister und seine übrigen Stücke hatte man einzumenden, daß sie zur
Empfindelheit führten und die Phantasie der jungen Leute nur allzusehr aufregten.

Gedenken will ich hierbei eines traurigen Vorfalls, der sich zu jener Zeit ereignete,
als fast tägliche Proben von Theaterpielen und Balleten die jungen Herren und Damen
in Anspruch nahmen. Dergleichen Uebungen wurden gewöhnlich unter Goethe's und

Siegmund Seckendorf's Directorium in einem Saale der Wohnung der Frau von Stein gehalten. Fräulein Albertine von Lasberg, welche mit unter die Tänzgerinnen gehörte, wurde bei der Probe erwartet, sie erschien aber nicht, man sendete nach ihrem Haus, aus welchem sie sich bereits entfernt hatte. Nach mancherlei Forſchen und Suchen wurde sie ertrunken in der Elm gefunden, und alle Wiederbelebungsversuche blieben fruchtlos.*) Daß dieses Ereigniß Stoff genug gab, die empfindsame Stimmung zu schmähern, in welche die Goetheschen Bücher und Theaterstücke die Jugend verſetzt haben sollten, läßt sich wohl denken.

Prinz Constantin befand sich um diese Zeit in England. Er hatte Niemand von Belang bei sich, als einen gewissen Rath Albrecht, einen ganz wunderbaren pedantischen Mann, dem jedoch viel Gelehrsamkeit zugeschrieben wurde. Der Prinz kam erst in dem Jahre 1779 oder 1780 von seiner Reise wieder zurück, hatte jedoch den Rath Albrecht von sich entfernt und, soviel mir bekannt, brachte er nur einen getreuen Büchsenspanner in seiner nächsten Umgebung zurück, worauf er das Jägerhaus wieder bezog.**) Nach einem kurzen Aufenthalt allhier begab er sich dann anderweit in sächsische Dienste.

*) Man sagte, ein Liebesverhältniß mit dem von Wrangel, einem Livländer, habe Anlaß gegeben.

**) Dasjenige Personal, was ihm aus England nachgefolgt war und in Weimar festen Fuß fassen wollte, schickte man ohne Weiteres wieder zurück. Der Prinz zeigte eine ernstliche Neigung zu dem ältesten Fräulein Caroline v. Ilten, und soll auf sie, sowie späterhin auf ein Fräulein in der Gegend von Meiningen reelle Absichten gehabt haben; diese wurden jedoch auf geeignete Weise wieder beseitigt.

(Fortsetzung folgt.)





Monatschau.

Politik.

Die Monatschau vom März will geschrieben sein in einem Augenblick außerordentlicher politischer Unklarheit, oder richtiger und deutlicher: in einem Moment des Wirrwarrs ohnegleichen. Fragen ohne Ende und nirgends eine Antwort!

Die Umsturzvorlage schwebt zwischen erster und zweiter Lesung; die Parteien sind am Werk, ein Kompromiß über dem Torso zu schließen; ob die Regierung dann zustimmen wird, weiß niemand zu sagen. Der deutsche Landwirtschaftsrat hat den Antrag Kanitz angenommen, der preussische Staatsrat hat ihn abgelehnt, der Reichstag will ihn beraten, der Bund der Landwirte verlangt stürmisch seine Verwirklichung. Was wird werden? In der Bismarckfrage hat der Reichstag sich in zwei feindliche Lager gespalten; die Rechte hat der Linken das Präsidium vor die Füße geworfen. Und die Wolke einer Reichstagsauflösung steigt am Horizont empor. Wohin man blickt — kein Ruhepunkt für das Auge. Nur schwankende Aussichten auf eine bewegte Zukunft.

Was zunächst die Bismarckfrage betrifft, so gilt von ihr das bekannte Sprichwort: kleine Ursachen, große Wirkungen. Es ist an sich gewiß keine große politische Frage, ob der Präsident des Reichstags dem Fürsten Bismarck zu seinem 80. Geburtstag einen Glückwunsch ausspricht oder nicht. Und doch mußte bei der gegenwärtigen Parteilage die Sache zu einer Haupt- und Staats-Aktion werden. Und sie ist es geworden.

Wie kam das?

Begeisterte Anhänger Bismarcks hatten zunächst den Plan erdacht, es solle der Reichstag am 1. April in corpore ein großes Fest veranstalten mit dem ausgesprochenen Zweck einer Ovation für den vormaligen Kanzler. Von diesem unausführbaren Plan kam man nun wohl sehr schnell zurück. Aber Präsident von Levechow hielt es mit Recht für seine Pflicht, in Anlaß des Kanzler-Geburtstages nach Maßgabe von zwei Präcedenzfällen zu verfahren. Hatte der Reichstag sowohl dem Fürsten Bismarck wie dem Abgeordneten Windthorst zum 70. Geburtstag widerspruchlos gratuliert, so wäre es eine auffallende Unterlassung gewesen, das Parlament nicht auch im Jahre 1895 zur Erfüllung dieser einfachen Höflichkeitspflicht aufzufordern. Und so ist es denn auch geschehen. Aber der Reichstag hat die erbetene Ermächtigung nicht erteilt, sondern verweigert.

Die Debatte hat freilich zur Begründung des Oppositionsstandpunktes nichts Stichthaltiges beibringen können. Besonders schwach war der Centrumsredner, Graf Hompesch. Er erklärte, das Centrum könne sich an einer Billigung der politischen Grundzüge

Bismarcks nicht beteiligen. Und wenn es vor 10 Jahren einen Glückwunsch ausgesprochen habe, so könne es das heute nicht mehr, weil Fürst Bismarck nicht mehr im Amt sei. Und mit dem einstimmigen Glückwunsch, den alle Parteien des Reichstages Windthorst dargebracht hätten, liege es insofern anders, als Windthorst aktives Reichstagsmitglied gewesen sei.

Kümmertlichere Gründe lassen sich wohl kaum erdenken, als diese. Das Ausscheiden des Fürsten Bismarck aus dem Amte erschwert doch nicht, sondern erleichtert den Entschluß, einmal für Augenblicke den Parteistreit ruhen zu lassen. Und wenn alle Parteien einstimmig Herrn Windthorst zu seinem 70. Geburtstag gratuliert haben, so liegt die Thatfache vor, daß es damals keinem vernünftigen Menschen eingefallen ist, in dieser Freundlichkeit und Aufmerksamkeit für einen greisen politischen Gegner ein Bekenntnis zu den Grundsätzen des Syllabus zu folgern. Es ist jener Glückwunsch allgemein als das angesehen, was er sein sollte, als das gern gemachte Zugeständnis, daß erfreulicherweise Gelegenheiten und Anlässe auch im politischen Leben vorkommen, wo man den Parteihader ruhen läßt und der Mensch dem Menschen über die Klüfte der Meinungsverschiedenheiten hinweg freundlich die Hand reicht. Windthorst nahm diesen höheren Standpunkt ein; er hat dem Fürsten Bismarck zum 70. Geburtstage seinen und des Centrum's Glückwunsch dargebracht. Erst seinen kleineren Epigonen war es vorbehalten, von der früheren Höhe einer edleren Auffassung herabzusteigen.

Ähnlich wie das Centrum hat sich auch die Linke, haben sich Demokraten und Socialdemokraten verhalten. Nur daß man hier sich noch stelle, als handle es sich bei dem einfachen auf Präcedenzfälle gegründeten Vorschlag des Präsidenten um eine groß angelegte politische Intrigue gegen den Reichstag und das allgemeine Wahlrecht. Daß die Linke an dieses Vorgehen selbst nicht glaubt, ergiebt sich leicht aus dem Umstande, daß es völlig in ihrer Hand lag, sich in dieser Hinsicht zu sichern und Garantien zu erbitten, daß der Glückwunsch nicht als politisches Bekenntnis aufgefaßt werden könne. Durch einfache Zustimmung zu einem unpolitischen Gruß hätte man alle Fäden der behaupteten Verschwörung zerreißen können. Da indes der entgegengesetzte Weg betreten wurde, so ergiebt sich deutlich, daß nur politischer Ingrimm das treibende Motiv gewesen und der daraus folgende Wunsch, den greisen Kanzler an seinem Festtage nicht zu beglückwünschen, sondern zu kränken.

Die Folgen sind entsprechende gewesen. Mit der Zustimmung wäre wider das allgemeine Stimmrecht nichts anzufangen gewesen. Allerdings hat aber nun die Ablehnung den kritischen Blick wieder auf die Fundamente unserer Verfassung gelenkt. Das deutsche Volk, soweit es auf verständigem konservativen Boden steht, hat sich wieder einmal die Frage vorlegen müssen: entspricht der deutsche Reichstag so, wie er jetzt ist, auch nur den bescheidensten Ansprüchen an eine Vertretung des großen, zu zwei Dritteln evangelischen Volkes? entspricht er überhaupt den Anforderungen, die man an ein Parlament stellen darf? Bringt er Nützlichcs zuwege? Ist auf Grund des jetzt geltenden Wahlrechts eine Besserung denkbar?

Die Frage stellen, heißt auch sie verneinen. Es giebt nichts Unfruchtbareres, als unseren Reichstag. Und die Abstimmung vom 23. März hat nur wieder klar gemacht, was längst Millionen von Deutschen denken: in dieser Zusammensetzung und auf dieser Basis des allgemeinen Wahlrechts darf nicht lange mehr fortgewirkt werden, wenn nicht schließlich unser ganzes öffentliches Leben verpumpten soll. Gerade die Reformen, welche in der Gegenwart die dringendsten sind, haben wir von diesem Reichstag nie zu erwarten. Und das, was ein Volksleben am schlimmsten vergiften kann und muß, die Verhetzung der einzelnen Stände und Berufsclassen gegen einander — dieser Krebschade wird bleiben, so lange die Wahlagitation bleibt mit ihren tief entsetzlichen Begleiterscheinungen.

Es würde aus dem Rahmen dieser Chronik herausfallen, wollten wir im einzelnen darlegen, wie wir uns den Gang einer Entwicklung zum Besseren denken. Nur soviel mag angedeutet werden, daß uns die Organisation der Berufsstände unerläßlich scheint, um dann auf ihnen eine natürliche, gesunde, organische Volksvertretung aufzubauen. Nicht das allgemeine Wahlrecht an sich ist die Gefahr, sondern nur die Behältigung desselben ganz ansehnlich aller ständischen Gliederung. Nur durch Reformen in genossenschaftlicher Richtung kann man den Arbeitern ein Standesbewußtsein und mit dem Standesbewußtsein ein Nationalgefühl zurückgeben und sie gleichzeitig lösen von der abenteuernden Führerschaft und von utopischen Plänen. Nur durch Reformen in dieser Richtung wird man auch die Macht des Ultramontanismus brechen können, der sich ausschließlich dadurch, daß der Interessengegensatz die Evangelischen spaltet, zum Herrn der Situation und zur ausschlaggebenden Partei des Reichstages gemacht hat.

Damit sind wir auf eine der besonderen Folgen des mehrerwähnten Reichstagsvotums gekommen: auf die Niederlegung des Präsidiums durch Herrn von Levegow und die Uebernahme desselben durch das Centrum. Dies Resultat ist insofern nicht zu bedauern, als es Klarheit schafft. Es ist zunächst nur mit besonderem Dank zu erkennen, wenn Präsident von Levegow sofort darauf verzichtete, einem Reichstag ferner zu präsidieren, der sich so betragen hatte, wie der gegenwärtige es gethan. Und wenn nun die Hegemonie des Centrums ins helle Licht tritt, so zeigt diese beschämende Thatsache wenigstens denen, die noch sehen wollen, wohin wir bereits geraten sind im evangelischen deutschen Reich.

Und fast bedeutsamer noch als dieser parlamentarische Thronwechsel war eine andere Kundgebung, jenes überraschende Telegramm des Kaisers, worin er seine „tieffste Entrüstung“ über den Reichstagsbeschluß vom 23. aussprach. Eine Kritik aus dem Munde des Monarchen, in solchen Ausdrücken an parlamentarischen Beschlüssen ausgeübt, hat im allgemeinen gewiß ihre Bedenken. Und die Ansicht, daß es besser sei, wenn der höchste Träger der Staatsgewalt die Gegenfälle mildert, statt sie zu verschärfen, hat sicher viel für sich. In dem vorliegenden Falle kann aber kaum ein Zweifel sein, daß Kaiser Wilhelm in der That den Gefühlen auch des Volkes weit zutreffenderen Ausdruck gegeben hat als die Männer, die vom Volk in den Reichstag geschickt waren. Und damit hat er den Erfolg für sich gewonnen, der hier das Entscheidende ist.

Ein weiteres Ereignis des Monats ist die Ablehnung des Antrag Kanitz durch den preussischen Staatsrat. Diese Ablehnung ist von Bedeutung insofern, als nunmehr die Stellungnahme der preussischen Regierung im Bundesrat festgelegt ist. Freilich kommt es darauf an, wie fest die Festlegung gemeint ist. Es ist erst wenige Monate her — da berief die preussische Regierung eine sog. Währungs-Konferenz, welche sie selbst aus nahezu lauter Goldfreunden zusammensetzte. Die Konferenz arbeitete nach Wunsch. Sie warf eine Resolution aus, welche der Absicht der Regierung, eine Rückenstärkung gegen die Bimetallisten zu bekommen, vollkommen entsprach. Die gesamte großstädtisch jüdische Goldpresse konstatierte sodann mit Genugthuung, daß der Bimetallismus „tot“ sei. Und jetzt, wenige Monate später, steht die Regierung selber ungefähr auf dem damals perhorrescierten Standpunkt, und der Bimetallismus ist lebendiger denn je. Wen kann es also wundern, daß die Landwirte auch in der Kanitz-Frage an eine zukünftige Wandlung glauben und ihren Eifer zu verdoppeln entschlossen sind, um das Ziel zu erreichen?

Mit dem geringen Vertrauen auf die Festigkeit des neuen Kurzes verbindet sich aber vielfach die Geringschätzung des Staatsrats wie aller ähnlichen ad hoc berufenen und mit bestimmter Tendenz zusammengesetzten Versammlungen, zumal wenn sie bei verschlossenen Thüren tagen. Und daher ist das Verlangen allgemein geworden, es solle nun auch der Reichstag den Antrag gründlich behandeln. Dies Verlangen ist zweifellos ein berechtigtes. Es ist nicht nur nützlich, sondern nötig, daß im Licht der vollen

Oeffentlichkeit alle Einwürfe gegen das Getreide-Einkaufsmonopol erörtert werden, auch im Interesse der Regierung. Denn nur auf Grund einer Diskussion, bei welcher die Freunde des Antrages den Kürzeren gezogen hätten, wäre eine wirkliche Beruhigung der öffentlichen Meinung denkbar. Wir unsererseits haben mehrfach betont, daß wir uns von der Vereinbarkeit des Antrages kaum mit den Handelsverträgen bisher nicht haben überzeugen können. Indessen sind wir nicht der Ansicht, daß, wenn diese Unvereinbarkeit sicher konstatiert würde, man die Plinte ins Korn werfen müßte. Im Gegenteil und im Gegensatz zum Staatsrat erkennen wir es als die Aufgabe einer geschickten Diplomatie, nun Mittel und Wege zu finden, die alten der Landwirtschaft schädlichen Vertragsbedingungen durch neue, ihr günstigere zu ergänzen oder zu ersetzen.

Welcher Einfluß übrigens im Staatsrat der dominierende war, geht deutlich genug aus der Thatsache hervor, daß eine Persönlichkeit aus dem Hellsdorf-Stummschen Lager es verstanden hat, Sr. Majestät dem Kaiser ein Exemplar des „Volk“ in die Hände zu spielen und damit den Monarchen zu einem öffentlichen Tadel dieses Blattes zu veranlassen, weil es ein älteres etwas derbes Wort Bismarcks über den Staatsrat wiederholt hatte. Der an sich geringfügige Vorgang hat doch insofern Interesse, als er zeigt, wie man in dem erwähnten Lager kein Mittel unversucht läßt, den Monarchen gegen die christlich-socialen Reformpartei einzunehmen. Und es wird erklärlich, daß nun der Kaiser in seinen Reden besonders viel von den „inneren Feinden“ redet, die doch so leicht, zwar nicht mit Worten, und erst recht nicht mit dem Schwert, wohl aber durch sociale Reformthaten in innere Freunde und treue Unterthanen zu verwandeln wären.

Mit der Verworrenheit der politischen Lage steht es nur im engsten Zusammenhang, wenn auch die Frage nach einer Auflösung des Reichstags sich dauernd auf der Tagesordnung gehalten hat. Indessen ist das Parlament hier einigermaßen in der glücklichen Lage des überschuldeten Gutsbesizers, den die Hypothekengläubiger um den Zins nicht zu verklagen wagen, weil sie fürchten müßten, bei einer Subhastation sowohl Kapital wie Zinsen zu verlieren. Die Regierung kann schlechterdings nichts gewinnen durch Neuwahlen, oder doch höchstens so wenig, daß der Vorteil den Unkosten schwerlich entsprechen würde. Daß die Konservativen einigen Nutzen haben würden, ist denkbar. Sie würden ihn dem Antrag kaum verdanken. Eben darum aber schwebt die ganze liberale Partei — in diesem kapitalistischen Geld- und Börsenpunkt völlig einig — in großem Bangen und schweren Sorgen, daß ein Wahlsfeldzug mit der Parole „Kauß“ unternommen werden könnte. Da die Regierung nun aber an einer Verschiebung der Minderheit nach rechts kein Interesse hat, und das Centrum gewiß nach allen Präcedenzfällen in ungeschwächter Kraft wiederkehren würde, so wird sie auch wohl den Reichstag, wie unhandlich er sein möge, eines natürlichen Todes sterben lassen.

Die laufende Arbeit des Reichstags hat sich meistens auf dem Gebiet des Etats bewegt. Von wichtigeren Gesetzen ist die Tabaksteuer in der Kommission gefallen, allerdings nachdem das Deficit im Budget durch Streichungen nahezu beseitigt war. Veklagenswert ist die Ablehnung trotzdem, da nur durch Bewilligung der Steuer eine Finanzreform, welche diesen Namen wirklich verdient, hätte durchgeführt werden können. — Der „Umsatz“ zieht sich in die Länge. Die zweite Lesung in der Kommission hat begonnen. Und etwas wird hier wohl zu stande kommen. Ob aber das Zustandgebrachte dann der Regierung genügen wird, steht noch dahin.

Im inneren Deutschland hat sich durch den Tod des Fürsten Woldemar von Lippe-Deimold eine neue Thronfolge- und Regenschaftsfrage aufgethan, die vorläufig in einer Weise erledigt ist, welche dem Rechtsbewußtsein der beteiligten Verwandten wie dem des Volkes wenig entspricht. Es steht zu hoffen, daß der Bundesrat als zuständiger Schiedsrichter sich bald mit der Sache befassen und von Bedenken, die sich auf angeblich mangelnde Ebenbürtigkeit gründen, endgültig absehen möge. Thatsächlich ist die Ebenbürtigkeit in fast allen deutschen fürstlichen Häusern so oft durchbrochen, daß

kaum ein einziges derselben die peinliche Ahnenprobe würde bestehen können. Im übrigen ist aber der ganze Begriff der Ebenbürtigkeit ein solcher, der vielleicht in den indischen Kastenstaat paßt, mit der christlichen Weltanschauung aber völlig unvereinbar ist. Man kann es für wünschenswert halten, daß bei fürstlichen wie bei allen anderen Ehen eine gewisse Gleichmäßigkeit der Herkunft und der Lebensgewohnheiten vorhanden sei; aber dem geringeren Stande eine principielle Minderwertigkeit zuerkennen, heißt brechen mit dem Fundamentalsatz des Christentums, daß vor Gott alle Menschen gleich und zu unterschiedsloser Brüderlichkeit vom Heiland berufen sind.

Eine Reichstagsnachwahl im Kreise Schmalkalden-Eschwege ist insofern von Bedeutung gewesen, als zunächst der christlich-socialer Pastor Iskraut mit großer Mehrheit gegen den Socialdemokraten gewählt wurde; dann aber auch durch die noch nicht dagewesene Thatfache, daß der bei der ersten Wahl unterlegene Kandidat der freisinnigen Volkspartei, Professor Stengel-Marburg, seine Gesinnungsgenossen dringend aufgefordert hatte, bei der Stichwahl für den Socialdemokraten zu stimmen. Ein Vergleich der Zahlenverhältnisse der Haupt- und der Stichwahl ergibt nun aber, daß etwa die Hälfte der freisinnigen Wähler nicht nur entgegen der Aufforderung des Herrn Professors aus Marburg dem Socialdemokraten ihre Stimme nicht gegeben, sondern sogar direkt für Iskraut gestimmt haben. Wenn die Antisemiten nun darauf hinweisen, daß ihr Programm offenbar nicht als Vorfrucht, sondern als wirksames Gegenmittel gegen die Socialdemokratie sich bewährt habe, so haben sie wohl in diesem Falle, wo es sich um einen Christlich-Socialen handelt, recht. Bei den „reinen“ Antisemiten wird leider die Aehnlichkeit mit der socialdemokratischen Demagogie immer größer und die Liste der zweifelhaften oder auch unzweifelhaften Persönlichkeiten immer länger. Ein Mann, der von den Juden angestellt wäre, den Antisemitismus zu diskreditieren, könnte dies in der That nicht wirksamer thun, als es eben wieder Herr Ahtwardt im Reichstage gethan hat.

Zu unserem diplomatischen Dienst haben sich eine Anzahl Personal-Veränderungen vollzogen, welche erhöhte Beachtung dadurch gefunden haben, daß sie mit politischen Stimmungen und Bestimmungen verquickt waren. Der Botschafter in Petersburg, General v. Werder, ist in Ungnade seines Postens entbunden und durch den bisherigen Botschafter in der Türkei ersetzt worden. Wenn einige Blätter daran die Nachricht knüpfen, daß alle Drüste Berlin-Petersburg nunmehr zerrissen seien, so ist das eine Uebertreibung gewesen. Richtig ist, daß eine starke Verstimmung vorhanden war. Worüber sie entstanden, ob sie mit einem gescheiterten Versuch zusammenhängt, den Grafen Herbert Bismarck nach Petersburg zu bringen, darüber ist in der Oeffentlichkeit bisher nichts bekannt geworden. An ein tieferes Herwürfnis wird nicht zu denken sein. Dem widerspricht es, daß Fürst Lobanow Minister des Auswärtigen in Petersburg geworden, ein Mann, dem nichts ferner liegt, als chauvinistische Intriguen. Thatächlich sünden denn auch schon offiziöse Stimmen die Herstellung freundlicherer Beziehungen unter den beiden Reichen an.

In Ostasien sind endlich Friedensunterhandlungen in Gang gekommen. Ob sie zum Ziele führen werden, steht dahin. Die allgemeine Stimmung in Japan ist für die Fortsetzung des Krieges und für die Eroberung von Peking, auf welches die japanischen Armeen vorrücken. Leider hat sich auch ein Zwischenfall ereignet, der den Japanern große Unannehmlichkeiten bereitet. Offiziell wurden dem chinesischen Gesandten die Ehrentitel alle ihm zukommenden Ehren erwiesen. Er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Seine Vollmachten wurden für genügend erklärt. Aber entgegen diesem amtlichen Verhalten hat ein Attentäter den Gesandten in seinem Palatium angefallen und ihm eine nicht unbedenkliche Wunde beigebracht. Dergleichen könnte nun auch in Europa passieren, und es ist ungerecht, ganz Japan für die Unthat eines Einzelnen verantwortlich zu machen. Aber das Erschwerende der Sache liegt darin, daß

Vöhungschang gerade derjenige Chinese ist, der um jeden Preis den Frieden herstellen möchte, an dessen Beseitigung also Japan, das noch weiter zu kriegen wünscht, ein lebhaftes Interesse hat. Wie der Handel enden wird, läßt sich noch nicht übersehen. Die an sich erwünschte Verzögerung ist da und sie wird vom Sieger weidlich ausgenutzt. Die Japaner haben zwei Häfen der Insel Formosa blockiert, Tamsui und Kitang. Die Einnahme dieser wichtigen Plätze wird nicht auf sich warten lassen. Nach alledem scheint der Friede nicht unmittelbar zu erwarten, wenn nicht europäische Mächte eingreifen. Aber die Eiferucht derselben kommt den Japanern zugute, ganz besonders der Umstand, daß auch das früher so chinafreundliche England jetzt aus geschäftlichen Gründen sich mehr und mehr den Japanern zuneigt.

Kolonialpolitik.

Im Anfang März hat die Budget-Kommission, vom 18. bis 20. März das Plenum des Reichstages die Beratung des Kolonial-Etats in Angriff genommen. Erfreulicherweise zeigte sich schon in den Kommissions-Sitzungen, daß die Stellung der Regierung den Kolonialfragen gegenüber eine andere geworden ist und daß die Aera Caprivi, die Zeit der „Kolonialapathie“, zu den historischen Erinnerungen gehört — nicht zu den schönen, sondern zu denen, die man am besten mit dem Mantel der Vergessenheit zudeckt. So ganz leicht ist das nicht, denn die Etatsüberschreitungen der letzten Jahre sind doch zu bedeutend im Verhältnis zu den erzielten Erfolgen. Ganz zu umgehen werden solche Mehrausgaben in den Kolonien, namentlich in Ostafrika, wie Direktor Kayser mit Recht hervorhob, nicht sein, aber im Laufe eines Jahres $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark, in Ostafrika allein $2\frac{1}{2}$ Millionen, das ist doch etwas reichlich! Und dabei sind diese Etatsüberschreitungen keineswegs nur durch kriegerische Expeditionen hervorgerufen; so waren z. B. 1893/94 für Wirtschaftskosten 350 000 Mark ausgeworfen, während sie sich thatsächlich auf über eine Million Mark belaufen haben. Die Zeit von 1890 bis 1894 ist alles in allem nicht nur deshalb für die Weiterführung des kolonialen Gedankens wenig fruchtbar gewesen, weil die Haltung der Regierung die Anteilnahme und Hingabe größerer Kreise lähmte, sondern auch, weil die erheblichen Geldausgaben wenig Nutzen gebracht haben. Jetzt liegt die formelle Erklärung der Reichsregierung vor, daß sie in Zukunft sowohl die kolonialen Bestrebungen fördern, wie auch andererseits derartige große Etatsüberschreitungen nach Möglichkeit verhindern will. Beides ist gleich erfreulich.

Was nun die Verhandlungen in der Budget-Kommission und im Plenum betrifft so wurden die ersteren durchweg sachlich geführt und gaben der Regierung reichlich Gelegenheit, sich über die verschiedensten Fragen zu äußern. Weniger angenehm verliefen die Beratungen im Plenum. Die Opposition, vertreten durch Eugen Richter und die Socialdemokraten, brachte trotz langer Reden gar keine ernst zu nehmenden Einwürfe, geschweige denn diskutierbare Vorschläge vor, sondern ritt ihr beliebtes Stedensperd, d. h. spielte die Besprechung auf das persönliche Gebiet. Der Rufer im Streit, Eugen Richter, leistete in Schwarzmalerei der Zustände in Ostafrika das Menschensmögliche, aber irgend einen Gedanken, wie es besser gemacht werden könne, förderte er nicht zu Tage. Der Refrain seines Liedes war: es ist sehr viel Geld in die Kolonien gesteckt, und sie bringen wenig ein, eine Thatsache, die von niemand in Abrede gestellt wird. Aber er verschwieg, daß gerade jetzt eine Reihe von Plantagenunternehmungen dicht vor guten Ernten stehen, und daß, sobald dieser Zeitpunkt eintritt, der Wert der Kolonien ein ganz anderer wird. Daß Herr Eugen Richter Herrn von Scheele als einen mit dem Tropenfieber behafteten und zum Größenwahn neigenden Mann darstellte,

war nicht schön und verdiente die Zurückweisung, die ihm vom Regierungstische und aus dem Hause selbst zu teil wurde. Die Socialdemokraten, in erster Reihe Herr Bebel, brachten eine Menge Anklagen gegen Offiziere und Beamte vor, ohne ihre Gewährsmänner zu nennen — ein Verfahren, das als verleumderisch gekennzeichnet werden muß. Die Absicht Herrn Bebel's und seiner Freunde ist ja klar: sie wollen die Regierung in ihren Offizieren und Beamten in der öffentlichen Meinung herabsetzen und verächtlich machen und benutzen hierzu die Kolonialdebatte ebenso wie jede andere Angelegenheit. In den Verhandlungen offenbarte sich übrigens bei der zweiten Lesung das ganze Reichstagselend: ein schwach besetztes Haus, lange Reden der gewohnheitsmäßigen Opposition mit wenig sachlichem Inhalt und desto mehr persönlicher Zuspitzung. Beide konservative Parteien, die Nationalliberalen und das Centrum standen indes auf Seite der Regierung und der Etat wurde einschließlich der Zuschüsse für Kamerun, Südwestafrika und Ostafrika mit ganz unwesentlichen Abstrichen genehmigt. Aus den Verhandlungen greifen wir einige Punkte von Wichtigkeit heraus, zunächst über Ostafrika.

Im Märzheft wiesen wir darauf hin, daß die Einrichtung der Verwaltung in Deutsch-Ostafrika eine der ersten Fragen der Kolonialpolitik bildet, und namentlich die Kommission beschäftigte sich denn auch mehrfach mit ihr. Direktor Kayser betonte, daß der Gouverneur zwar in gewissem Grade selbständig sein, aber doch in allen großen Fragen, auch in finanzieller Hinsicht, unter der Kolonialabteilung stehen müsse. Graf Arnim wünschte ein festes wirtschaftliches Programm für die Kolonie, eine Forderung, die von Kolonialfreunden und auch von uns vertreten ist. Herr Kayser gab die Wichtigkeit der Sache zu, meinte aber, ihre Ausführung sei schwer. Die Regierung beabsichtige, die Anlage großer Plantagen und später kleinerer Besitzungen zu unterstützen, und das sei doch eine Art von Programm. Wir stimmen mit Herrn Kayser darin überein, daß man zunächst noch den großen Gesellschaften mit erblichem Kapital den Vorzug vor dem kleinen Pflanzler giebt, weil die Eigenart des Bodens und des Klimas noch zu wenig bekannt ist, als daß ein Einzelner das Risiko eines Versuchs übernehmen kann. Es muß aber möglich sein, dem neuen Gouverneur ein schärfer gefaßtes Programm mitzugeben, in dem auch das Gebiet abgegrenzt und bezeichnet ist, auf dessen Sicherung und Entwicklung er seine ganze Kraft zu richten hat. Berührt in den Debatten wurde auch die Frage der Landkonzessionen und hierbei die Befürchtung ausgesprochen, daß der ostafrikanischen Gesellschaft und der Usambara-Eisenbahngesellschaft zu viele Bodengerechtfame eingeräumt seien. Direktor Kayser erklärte indes, daß man bereits Normen vorbereite, welche etwaigen spekultativen Absichten vorbeugen würden. Die Usambara-Bahngesellschaft sei verpflichtet, den Anträgen der Regierung auf Ueberlassung von Land an Siedler sofort zu entsprechen, damit die zu große Anhäufung von Landbesitz in einer Hand verhindert werde. Daß eine solche Gefahr bei der demnächst sich bildenden Seebahn-Gesellschaft erst recht vermieden werden muß, ist selbstredend. Indes sind wir von dem Beginne des Baues dieser Bahn noch so weit entfernt, daß die Regierung in der Zwischenzeit reichlich Ruhe haben wird, diese Frage in Erwägung zu ziehen. Die Bedeutung der geplanten Eisenbahn nach den großen Binnenseen als Mittel für die Erschließung unserer Kolonie wurde übrigens von keiner Seite, selbst von den Socialdemokraten nicht bestritten. Einzelne Teile des von uns im Märzheft erwähnten Abkommens der Regierung mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und der deutschen Bank wurden angegriffen, aber die Einwendungen waren ziemlich unwesentlicher Art. Ob die Bahn demnächst als Kleinbahn oder, wie Graf Arnim sich ausdrückte, als „Militärbahn“ gebaut wird, steht noch dahin; die Vorarbeiten werden hierüber in Verbindung mit den Erfahrungen, die man mit der im Bau begriffenen Usambarabahn gemacht hat, genügenden Aufschluß geben.

In lebhaftester Weise wurde die Regierung bei diesen ostafrikanischen Debatten, wie schon erwähnt, von den Socialdemokraten Bollmar und Bebel beschuldigt, in den Kolonien nicht civilisatorisch genug aufzutreten; beide, namentlich Bebel, brachten eine

Menge von Schandergeschichten, Mißhandlungen von Regern, Hinrichtungen ohne gerichtliches Verfahren, Vergewaltigungen von Regernädchen u. s. w., mit einem Wort eine Menge Koloniallasten zur Sprache, ohne Gewährsmänner zu nennen. Direktor Kayser konnte sofort manches widerlegen, aber es ist trotzdem zweifellos, daß auch in Ostafrika Fälle von brutalen Mißhandlungen z. B. durch Eisenbahnbeamte vorgekommen sind, die allerdings nicht zivilisatorisch auf die Regier wirken können. Der der konservativen Fraktion angehörende Barrer Schall sagte mit Recht am 19. März, daß derartige Vorgänge als eine grobe Verletzung der Humanität und der Gebote des Christentums zu brandmarken seien. Bei dieser Gelegenheit verlas Herr Schall einen interessanten, freilich auch boshaften Bericht des bekannten Afrikaforschers Zintgraff über die Europäer in Afrika und das Verhalten der Missionare, in welchem er sagt, daß das christliche Missionswerk, speciell in Kamerun, durch die Ungläubigkeit, das höchst laze Christentum der in Afrika thätigen Europäer sehr erschwert werde. Nach Zintgraff sind die meisten Europäer in Afrika nichts weniger als christliche Vorbilder, sondern eher abschreckende Beispiele, und der Missionar muß sie entweder dem Schwarzen gegenüber als solche hinstellen oder sich auf den nicht ganz unberechtigten Einwurf gefaßt machen: wenn ihr befehlen wollt, so laßt doch zuerst bei euren Landsleuten an u. s. w. Zintgraff meint schließlich, die Missionen stellten sich den ihre christliche Liebesarbeit so frivol erschwerenden Europäern ganz verchieden gegenüber. Die evangelischen Missionare vermieden in der Regel den Umgang mit den Beamten u. s. w., um nicht gewissermaßen durch den Verkehr die Laster und Schändlichkeiten ihrer Landsleute gut zu heißen. Die katholischen Missionare dagegen drückten mit Vorliebe ein Auge oder alle beide zu, wären frohlich mit den Fröhlichen und ließen fünf gerade sein. Diese höchst verwerfliche Maxime der katholischen Missionare ist bekannt, und der Centrumsführer Lieber war wohl selbst von der mangelhaften Wirkung seiner Verteidigung erfüllt, als er Herrn Schall erwiderte, man könne es den Missionaren nicht verdenken, wenn sie einen gemeinsamen menschlichen Standpunkt suchten. Die Frage, die er aufwarf: Sind denn die Missionare der Europäer oder der Regier wegen da? ist jesuitisch, denn der Priester soll immer und überall die Sünde verwerfen und keine halbe Stellung einnehmen. Gewiß ist es, daß die Missionen gerade infolge der lazen Moral und der Verkommenheit vieler Europäer in Afrika einen äußerst schweren Kampf kämpfen, und daß es deshalb mit Freude begrüßt werden muß, wenn die Regierung so eindringlich wie jetzt am 18. März die Bedeutung der Mission anerkennt und sie zu fördern verspricht.

Ganz anders denkt freilich Eugen Richter über diese Sache. „Die Berquickung von Kolonialpolitik und Missionswesen ist für beide Teile nur gefährlich, zumal die Missionare der Kolonialpolitik feind sind“, so lauteten seine Worte. Herr Kayser lehnte aber seine Ratschläge energisch ab und sagte dann, er habe in den letzten fünf Jahren, wo er sich mit kolonialen Dingen beschäftigt habe, die Erfahrung gemacht, daß das Missionswesen eines der ersten Dinge Kultur-Elemente für unsere Kolonialpolitik sei und nicht entbehrt werden könne; er sei der Meinung, daß wir ohne Missionen überhaupt keine Kolonialpolitik treiben können. Er wies schließlich darauf hin, daß sowohl die evangelische, wie die katholische Mission der Regierung für den ihnen gewährleisteten Schutz außerordentlich dankbar seien. Letzteres ist richtig, aber wir möchten wünschen, daß der Gouverneur, überhaupt die höheren Beamten, wie auch die Angestellten der Privatgesellschaften in den Schutzgebieten sich die Bedeutung der Mission klar machen und sich der ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt werden, welche sie auf sich laden, wenn sie unter ihren Augen der Unzucht, dem Laster und der Grausamkeit freies Spiel lassen, nicht mit aller Energie diesen himmelschreienden Mißständen entgegenzutreten. Die Kolonialabteilung kann in vielfacher Hinsicht zur Besserung beitragen, namentlich durch zweckmäßige Auswahl der Kolonialbeamten und durch strenge Bestrafung der Schuldigen. Das Wort aus dem 2. Kapitel der ersten Epistel S. Petri: „Und führet einen guten Wandel unter den Heiden“ muß auch von unseren Offizieren und Beamten in den

Kolonien beherzigt werden, sonst sind die Worte Herrn Kayfers nur schöne Worte, denn die Wirkung und die That fehlt.

Ebenso wie für Ostafrika wurden auch die Etatspositionen für Togo und Kamerun ohne Abstriche von Bedeutung bewilligt. Bei Togo war das zu erwarten, weil das Gebiet in finanzieller Hinsicht eine Musterkolonie ist, die sich selbst erhält und Ueberschüsse bringt. Weniger zu hoffen und deshalb um so erfreulicher war die Genehmigung des Zuschusses von 600000 Mark für Kamerun, weil durch ihn die Möglichkeit gegeben ist, neue Wege anzulegen und Stationen da, wo sie fehlen, zu erbauen, Handel und Verkehr zu heben und nach und nach weiter in das Innere vorzudringen. Mehrfach wurde die Sklavenfrage in den Debatten gestreift. Wir gehen auf diese Sache hier indes nicht näher ein, weil binnen kurzem im Reichstage der neue Gesetzentwurf über die Bestrafung des Sklavenraubes auf die Tagesordnung gesetzt werden soll, und wir bei dieser Gelegenheit die Angelegenheit besprechen können. Nur unserem Vernehmen müssen wir hier Ausdruck geben, daß auch jetzt der Direktor Kayser die Mitteilungen des Reisenden Gottlob Adols Krause über den Sklavenhandel unter den Augen der deutschen Verwaltung in Togo (vgl. Märzheft) als voll von Uebertreibungen und Irrthümern bezeichnet, und erklärt hat, daß die Behauptungen desselben nach allen Richtungen hin widerlegt seien. Was für ein Interesse soll Herr Krause wohl daran haben, der deutschen Verwaltung in Togo zu große Nachsichtigkeit den Sklavenhändlern gegenüber vorzuwerfen? Steht er doch keineswegs allein mit seinen Behauptungen, auch die Zeitschrift „Afrika“, herausgegeben vom Evangelischen Afrika-Verein zu Berlin, sagte in ihrer Februar-Nummer, daß die Regierungsbeamten in Deutsch-Ostafrika, wie auch in Togo mit verschränkten Armen dem Sklavenhandel zusehen. Wir wissen wohl, daß man in Afrika die Sklaverei nicht mit einem Schlage aufhören lassen kann; aber die offenbare Duldung des Sklavenraubes und Sklavenhandels durch Regierungsorgane ist verwerflich und darf unter keinen Umständen zugelassen und beschönigt werden. Der nationalliberale Redner Herr Hamwacher betonte, der Einfuhr von Branntwein in unsere Kolonien müsse entgegengetreten werden. Eine Antwort vom Regierungstische erhielt er aber nicht, und wir müssen annehmen, daß auch die Schnaps-einfuhr ungehindert weiter gehen wird, obwohl sie jedem ernstern Versuch, Christentum und gute Sitte nach Westafrika zu bringen, geradezu Fohn spricht. Die Duldung der Sklaverei, die Sittenlosigkeit der europäischen Offiziere, Beamten und Kaufleute, die Einfuhr von Spirituosen sind sehr dunkle Punkte bei der Kolonisierung Togos und Kameruns, und wir können uns keinen dauernden Erfolg von der Arbeit dort versprechen, wenn sie nicht beseitigt und gebessert werden. —

In merkwürdiger Weise gingen im Reichstage die Ansichten über Südwest-Afrika auseinander. Herr Nebel hält dieses Schnitzgebiet seiner klimatischen Verhältnisse wegen für am wenigsten geeignet zur Kolonisation, während Herr Hamwacher die Zukunft des Landes sowohl nach der finanziellen, wie nach der wirtschaftlichen Seite hin als eine überaus günstige ansieht. Mag die Ansicht des nationalliberalen Abgeordneten auch übertrieben sein, so ist doch zweifellos, daß das Land sich zur Ansiedlung europäischer Landarbeiter in hohem Maße eignet, und daß viele Kenner Südafrikas ihm eine der Kapkolonie ähnliche Zukunft prophezeien. Gerade jetzt beginnt auch der Zuzug der Einwanderer zu wachsen und wir glauben, daß das mit dieser Angelegenheit sich befassende Syndikat für südwestafrikanische Siedlung binnen kurzem eine rege Thätigkeit entwickeln wird. Am 10. März hat sich der Ausschuß dieses Syndikats aufgelöst und eine Anzahl anderer Herren sind gewählt worden, wie wir nebenbei erwähnen wollen; die neuen Aufgaben erfordern neue und frische Kräfte. Im Reichstage drehte sich die Debatte hauptsächlich um die Besiedlungsfrage und die Stellung und Berechtigung der dort wirkenden Gesellschaften. In der Kommissionsberatung schon hatte Direktor Kayser zugeben müssen, daß zwischen der Kolonial-Abteilung und dem Landeshauptmann Major Leutwein eine Verschiedenheit der Ansicht über die Ansiedlung des Landes bestände.

Letzterer beabsichtige, auch um Einnahmen zu schaffen, Land in großem Umfange zu kaufen bezw. zu nehmen und die Besiedelung regierungsseitig selbst durchzuführen, die Kolonial-Abteilung solle Auswanderer einschicken. Der Reichskanzler dagegen wolle die Besiedelung nicht selbst in die Hand nehmen, sondern nur die Landbesitzenden Gesellschaften in jeder Hinsicht bei der Besiedelung fördern. Wir halten die Auffassung des Reichskanzlers für die richtige und glauben, daß man gut thun wird, die Einwanderung nicht zu überstürzen, sondern langsam vorzugehen, weil das Land noch keineswegs völlig beruhigt ist. Mit Recht hob Graf Arnim die eigentümlich bevorzugte Stellung der beiden in Südwestafrika konzeffionierten englischen Gesellschaften hervor, denen in früherer Zeit ganz erhebliche Landgerechtfame zugesprochen sind. Von diesen beiden sibt die Southwest Africa Company im nördlich gelegenen fruchtbaren Damaralande, während das Kharastoma Syndikat im Süden, im Namaqualande, ganz bedeutenden Landbesitz zugewiesen erhalten hat. Man kann sich der Besorgnis nicht erwehren, daß beide Gesellschaften, deren einer auch Cecil Rhodes angehören soll, lediglih in englischen Interesse arbeiten und uns Schwierigkeiten bei der Besiedelung machen können. Die energische Aufforderung Graf Arnims, die Regierung möge den englischen Gesellschaften auf die Finger passen, hat auch in England augenscheinlich verstimmt; die „Times“ machen am 21. März auf ihn aufmerksam und denunziieren den Grafen als evidently determined to have a sharp eye upon the action of the English in or near the German territories in Africa. Herr Kayser konnte den ausgesprochenen Befürchtungen nicht viel entgegensetzen; seine Antwort war unsicher, er sprach die Hoffnung aus, daß wir das Auskommen einer englischen Uebermacht nicht zu fürchten haben u. s. w. Den Engländern gegenüber hilft in Kolonialangelegenheiten nur erstes Auftreten und event. rüchichtslose Gewalt. Hoffentlich wird die Reichsregierung Energie nicht vermissen lassen, wenn die englischen Gesellschaften lästig werden; Herr Kayser selbst schien zu bedauern, daß die Regierung sich früher zu sehr die Hände gebunden hätte. Ob es schon in diesem Jahre zu einem, wenn auch nur provisorischen Ausbau des Hafens Swatopmund und zur Herstellung einer telegraphischen Verbindung des Schutzgebietes über Kapstadt mit Deutschland kommen wird, scheint noch ungewiß zu sein; beide Verbesserungen unserer Verbindung mit der Kolonie sind unabweißbare Forderungen, die immer von neuem wieder erhoben werden müssen. Daß der Etat für Südwestafrika ohne Abstriche bewilligt wurde, haben wir schon erwähnt.

Mit den Ergebnissen dieser am 20. März geschlossenen zweiten Beratung des Kolonial-Etats kann man wohl zufrieden sein, wenn sie auch nicht allen Wünschen entsprechen. Es hat sich in den Verhandlungen der Kommission und des Plenums gezeigt, daß die Regierung gewillt ist, energischer in die Entwicklung der Kolonien einzugreifen, und der Reichstag hat, abgesehen von den Freisinnigen und Socialdemokraten, seine Zustimmung hierzu deutlich ausgesprochen. Die Ziele, die man bei der Rußbarmachung der überseeischen Gebiete verfolgt, sind bestimmter und klarer geworden; an vielen Stellen ist der Weg, der eingeschlagen werden muß, deutlich zu erkennen. Hierin liegt der Hauptgewinn der letzten 10 Jahre, die, wie das gewöhnlich bei jungen Unternehmungen geschieht, Täuschungen gebracht und manche Opfer gekostet haben; sie haben aber auch lehrreich gewirkt, und manche der begonnenen Unternehmungen werfen schon jetzt bedeutende Erträge ab. Die freundliche Stellung der Regierung den Missionen gegenüber, die Erklärung des Direktors Kayser über die hohe Bedeutung der letzteren für die Kolonisierung sind erfreulich und dankenswert. Ebenso das schöne und edle Wort des Reichskanzlers Fürst Hohenlohe vom 11. Dezember 1894: „Die deutsche Kolonialpolitik hat auch eine ideale und religiöse Grundlage, hat aber nur dauernden Wert, wenn die Träger der Kolonialpolitik ihren Wandel unter den Eingeborenen auf christlicher Grundlage führen und kein Aergernis in sittlicher Beziehung geben.“ —

Bei der großen Entfernung der Kolonien vom Mutterlande und bei der hierdurch bedingten Selbständigkeit der leitenden Beamten ist naturgemäß die Persönlichkeit

der letzteren von hervorragender Wichtigkeit für das betreffende Gebiet. Zur Zeit sind zwei dieser Posten nicht endgültig besetzt: in Kamerun und Ostafrika. Für Kamerun scheint indes in der Person des bisherigen Landeshauptmanns in Togo, Herrn v. Putkamer, Ersatz für den ausscheidenden Gouverneur Zimmerer gefunden zu sein; wenigstens ist der an der Westküste schon länger thätige Herr v. Putkamer mit der Vertretung des beurlaubten Gouverneurs betraut. Für Ostafrika steht die Entscheidung noch aus und wird auch vielleicht noch etwas auf sich warten lassen. In Kolonialkreisen hofft man stark auf Herrn v. Wismann und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er vorzüglich für diesen Posten geeignet ist. Er kennt das Land und seine Bewohner genau, er ist geliebt und gesücht; sein Name allein wiegt Eingeborenen und Arabern gegenüber ein paar Compagnien auf und bedeutet ein Programm, und zwar ein durchführbares und erfolgversprechendes. Wir wissen wohl, daß Herr v. Wismann vor mehreren Jahren sich wenig freundlich und günstig über die evangelischen Missionare geäußert, sie und ihre Erfolge hinter die der Katholiken zurückgestellt hat; aber wir halten ihn für viel zu klug und scharfsichtig, als daß er nicht als Gouverneur auch die ersteren schätzen und fördern sollte. Ob Herr v. Wismann gerade jetzt körperlich in der Lage ist, die Anstrengungen des ihm zugedachten Postens auf sich zu nehmen, ist uns nicht bekannt, ebenso, ob er als junger Ehemann geneigt ist, seine Gattin dem tropischen Klima auszusetzen. Wir hoffen nur, daß die Regierung sich nicht durch die gutgemeinte, aber bisweilen ziemlich ungeschickte Klame der Freunde Wismanns abschrecken läßt, ihm die Stellung anzutragen.

Von wichtigeren äußeren Ereignissen, von Krieg und Kriegsgeschrei ist aus den Kolonien nicht viel zu berichten. In Südwestafrika ist völlige Veruhigung der Hottentotten noch nicht eingetreten; bald sind es Kämpfe der einzelnen Stämme untereinander, bald Veranlassungen der Ansiedler durch Eingeborene, die ein Einschreiten des Landeshauptmanns erforderlich machen. Ruhe wird die Schutztruppe vermutlich noch lange nicht genießen, auch im südlichen Teile des Schutzgebietes, im Bereich des obengenannten Aharastomasyndikats wird ihre Anwesenheit mehr und mehr erforderlich werden.

Von der Togo-Expedition sind gute Nachrichten eingetroffen. Dr. Gruner hat Verträge mit den Sultanen von Karga und Hamboga abgeschlossen, deren Länder 480 bezw. 520 Kilometer von der Küste entfernt und nördlich der neutralen Zone liegen. Für die demnächstige internationale Abgrenzung des Hinterlandes von Togo werden diese Verträge von Wert sein.

Die Nachrichten aus Ostafrika lassen noch immer nicht deutlich erkennen, ob die große und siegreiche Expedition des Gouverneurs gegen die Wahehe von irgend welchem dauernden Erfolge begleitet ist. Kuirenga, die Hauptstadt des Kwaba, ist freilich zerstört, aber solche „Städte“ werden bekanntlich schnell wieder aufgebaut. Das Land ist wieder vollständig sich selbst überlassen, und es muß abgewartet werden, wie lange die Wahehe sich ruhig verhalten oder wie bald sie ihre gefürchteten Raubzüge in die Nachbarschaft wieder aufnehmen werden. Solche Expeditionen haben nur dann ihre Berechtigung, wenn es möglich ist, nach Eroberung des betreffenden Gebietes mehrere starke Stationen in ihm anzulegen und von ihnen aus dauernd die Eingeborenen zu beeinflussen. Sonst kosten sie nur viel Geld und ihr Eindruck verblaßt, sobald der Nachtrupp des Expeditions-corps dem Gebiet den Rücken gezeigt hat. Wir würden uns freuen, wenn unsere Meinung über den Erfolg der letzten Scheele'schen Unternehmung sich mit der Zeit als zu ungünstig erweisen sollte. Bis dahin aber rechnen wir sie zu den zwar teuren, aber hoffentlich lehrreichen Erfahrungen, an denen die Geschichte der vergangenen 10 Jahre unserer kolonialen Erwerbungen so reich ist.

Wirtschaftspolitik.

Die agrarische Bewegung ist ebenso wie die socialistische aus der Not der Zeit heraus geboren. Volles Verständnis findet sie daher — außer bei Theoretikern — auch nur bei denen, um deren eigene Sache es sich hier handelt. Alle gesicherten Existenzen scheuen vor jeder einschneidenden wirtschaftlichen und socialen Aenderung zurück und empfinden bei dem bloßen Worte „Agrarreform“ oder „Socialreform“ ein Gruseln. Im allgemeinen ist es ja richtig, daß die Zuwendung von Vorteilen an einzelne notleidende Bevölkerungsklassen nur auf Kosten anderer Klassen möglich ist, und da wehrt sich der Selbsterhaltungstrieb und Selbstbereicherungstrieb der Glücklicheren gegen das ihnen zugemutete Opfer.

Hier haben wir die psychologische Erklärung für die Stellungnahme des preussischen Staatsrates gegen alle Vorschläge zur Erhöhung der Getreidepreise. Er will wohl der Landwirtschaft helfen, aber die Hülfe soll niemanden etwas kosten. Ein Glück, daß diese Politik der Vorsicht damals nicht den Ausschlag gab, als es sich um die Gründung des deutschen Reiches und um die Arbeiter-Versicherung gegen Verarmung durch Unfall, Krankheit, Invalidität und Altersschwäche handelte. Es scheint aber, als ob in der deutschen Geschichte ein Gesetz walte, daß auf jede große That, auf jede große Willensäußerung sofort eine Periode der Erschlaffung folgen muß, als ob der deutsche Volkgeist über seine eigene Kühnheit jedesmal erschreckt, wenn er der Welt das Schauspiel eines erfolgreichen Geniereiches gegeben hat.

Oder hat diesmal der preussische Staatsrat nicht im Namen des Volksgesistes gesprochen? Man darf es wohl bezweifeln, wenn man hört, wie aller Orten, jetzt namentlich auch in Süddeutschland, wo der Landadel und der Großgrundbesitzer keine große Rolle im politischen Leben spielt, die Landbevölkerung sich für das Princip des „Antrags Kanitz“ begeistert. Dort versteht man die Logik des Staatsrates nicht, der dem Bauer vorhält: „Du bist verpflichtet, dem Industriearbeiter und Städter das Brot zu dem denkbar billigsten Preise zu liefern. Wenn du dabei zu Grunde gehst, so schadet das nicht so viel, als wenn das städtische Proletariat unzufrieden wird.“ Der Bauer hat bisher in der Politik eine geringe Meinung von sich gehabt. Wohl fühlte er sich als Träger der monarchischen und christlichen Ideale. Aber Ansprüche für sich selber hat er seit dem Ende des Mittelalters nicht erhoben. So kam es denn, daß in der Handelspolitik das bäuerliche Interesse nebensächlich behandelt wurde. Selbst Fürst Bismarck, dessen Agrarpolitik noch die wohlwollendste war, hat die landwirtschaftlichen Schutzölle nur zum Teil ihrer selbst willen eingeführt und gelegentlich erhöht; sie waren ihm als Finanzölle und als Pressionsmittel bei Handelsverträgen mindestens so bedeutungsvoll, wie als Schutzölle. In dieser Beziehung setzte Graf Caprivi die Politik seines Vorgängers nur mit größerer Rücksichtslosigkeit gegen die Landwirtschaft fort. Nun sieht der Bauer fast zu spät ein, daß er sich theoretisch und praktisch zu wenig um die Geltendmachung seiner Interessen gekümmert, die Wirtschaftspolitik des Reiches denen überlassen hat, die den Kulturfortschritt als Treibhauspflanze pflegen, oder über dem Fraktionsinteresse alles andere vernachlässigen.

Noch liegen keine Nachrichten darüber vor, wie der Beschluß des preussischen Staatsrates im Lande gewirkt hat. Wenn das politische Erwachen des Bauernstandes keine Fabel ist, dann ist über den Antrag Kanitz und die ihm ähnlichen Monopolbestrebungen noch nicht das letzte Wort gesprochen. Der Zahl nach sind ohne Zweifel diejenigen, die an lohnenden, wenn auch nur ganz bescheiden lohnenden Getreidepreisen, an der Erhaltung des mittleren Bauern- und Grundbesitzerstandes das größte eigene Interesse haben, in der Mehrheit. Nun erwäge man, wie schnell auch in den nur mittelbar von der Agrarkrise berührten Kreisen der Gewerbetreibenden der Antrag Kanitz seine werbende Kraft bewährt hat, wie schnell sich hier die Ueberzeugung befestigt

hat, daß ohne lohnenden Getreidebau das Proletariat sich rapide vergrößern wird, die Industrielöhne fallen müssen und das deutsche Volk zum Lohnsklaven der Exportindustrie — die aber auch nicht immer und nicht mehr für lange Brot schaffen kann — herabsinken muß. Ist es Optimismus, bei solchem Umschwung der wirtschaftspolitischen Denkreise darauf zu hoffen, daß über kurz oder lang das Centrum bereuen wird, den Antrag Kanitz einstimmig a limine abgewiesen zu haben? Und wie wird der Bundesrat dann über das ablehnende Votum des preußischen Staatsrates denken?

Doch lassen wir solche Fragen an die Zukunft. Zwar wird jeder, dem die leichten Herzens abgegebenen Stimmen der Mitglieder des Staatsrates unermessliches Unheil heraufzubeschwören scheinen, gern an den späteren Sieg der Vernunft glauben und sich mit diesem Gedanken über die Sorgen der Gegenwart hinwegtrösten. Aber inzwischen dürfen wir uns nicht wieder dem politischen Quietismus ergeben. Es ist gar nichts damit gewonnen, wenn man sagt: *Rex locutus, causa finita*. So gewiß wir bereit sein müssen, mit aller Kraft die „Politik der kleinen Mittel“, die der Staatsrat anpreist und die schon lange genug vorher von der Agrar-Enquete des Herrn von Heyden angeraten worden ist, zu fördern, einerlei, ob wir uns großen Erfolg davon versprechen oder nicht, so gewiß müssen wir auch uns selber treu bleiben und dem Volke wie den Fürsten beweisen, daß wir nicht aus laienhaftem Unverstande (wie der Staatsrat andeutet), sondern in vollständiger Voraussicht aller Folgen und in klarer Erkenntnis aller Mittel zum Zwecke die einschneidende Agrar-Reform verlangt haben. Ging bisher der Kanitzsche Gedanke fast ohne die Hilfsmittel der politischen Agitation seinen Siegeszug durch das Volk, so muß jetzt mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß er trotz seiner Zurückweisung an der entscheidenden Stelle die Vorbedingung ist für die Erhaltung eines königstreuen, den Zerfall der christlichen Kultur aufhaltenden Bauernstandes. Um Einzelheiten des Antrages handelt es sich nicht mehr. Man kann ruhig den manchestertischen Bedenken des Staatsrates mehr als bisher Rechnung tragen, um wenigstens ein Uebergangsstadium herzustellen, in dem die auf das Interesse des Aus- und Einfuhrhandels eingeschulte herrschende Politik sich umzudenken Zeit und Gelegenheit hat. Nur uns einrichten auf das *non possumus* des Staatsrates, das können und das dürfen wir nicht.

Die niederdrückendste Wirkung übt wohl das Eingeständnis des Staatsrates aus, daß die Organe des Staates nicht geeignet seien zur Durchführung einer Maßregel, wie sie die konservativen Parteien für nötig halten. Wegen diesen einen Grund haben wir leider gar wenig vorzubringen. Erwägungen, Kalkulationen und Entschlüsse, die jede größere Getreidefirma täglich glatt erledigt, darf man unseren Beamten nicht ohne weiteres zumuten. Ja, das trifft zu. Doch die Schuld liegt am Staate. Wir haben in der Finanzverwaltung und in den Staatsbanken Praktiker ersten Ranges, Leute, die ohne weiteres die Leitung privater Geschäfte größten Stiles übernehmen und erfolgreich führen können. Aber in allem, was die Landwirtschaft betrifft, von den Ressortministern abgesehen, verfügen wir nur über theoretisch geschulte Beamte, und die Verwaltungsgeheze erlauben nicht, Privatleute ohne weiteres in den Staatsdienst — immer von den Ministerposten abgesehen — zu übernehmen. Hier deckt der Staatsrat einen Mangel auf, der uns einst verhängnisvoll werden kann. Denn man glaube nicht, daß die Aufgaben der Zukunft von der jetzigen Geheimratskaste durchgeführt werden können. Gewiß giebt es in ihr Talente ersten Ranges, die über ihrem Schematismus stehen. Aber das Organisationstalent hilft ihnen jetzt nirgends zu größerem Einfluß. Es gehört auch nicht zu der Art von Talenten, die sich in der Stille bilden. Es muß geübt und an immer größeren Aufgaben entwickelt werden. Dazu bietet sich im Privatleben viel mehr Gelegenheit, als in der staatlichen Bureaucratie. Die Landwirtschaftsminister, die meist selber Männer der Praxis sind, mögen ihren Souveränen diese vom Staatsrat selbst bezeugte Wahrheit mit allen ihren Konsequenzen bei Zeiten ans Herz legen.

Nachdem der Notstand der Landwirtschaft und nicht etwa nur der Notstand einiger geschäftsunthätiger oder gar verschwenderischer Landwirte offiziell zugegeben war, hat sich die königlich preussische Seehandlungs-Societät auch endlich bereit finden lassen, zur Bildung landwirtschaftlicher Kreditgenossenschaften etwas zu thun. Sie eröffnete dem landwirtschaftlichen Centralverein für Brandenburg und die Niederlausitz einen Kredit von einer halben Million Mark zu zwei Prozent behufs Gründung und Unterstützung von Kreditgenossenschaften. Das geschah vor dem Beschlusse des Staatsrates, der die Bildung eines Landes-Kreditinstitutes im Anschlusse an die Seehandlung zur Förderung des Genossenschaftskredites vorschlägt. In betreff der Kreditorganisation haben es die deutschen Landwirte vielfach sehr an der nötigen eigenen Initiative fehlen lassen. Der Gemeinfinn ist beim deutschen Bauern noch zu wenig entwickelt. Es ist dankbar zu begrüßen, wenn der Staat auf diesem Gebiete erziehend eingzugreifen sich entschließt. Nur daß heute, wo auch der billigste Zins nicht mehr aus dem Getreideacker mittlerer Qualität herauszuwirtschaften ist, mit billigem und großem Kredit höchstens noch eine Galgenfrist zu erzielen ist, nach der dann der Fall um so tiefer sein muß. Auch die Umwandlung teurer und kündbarer Hypotheken in billigere, unkündbare mit Zwangsamortisation, die der Staatsrat empfiehlt und der die privaten Hypothekenbanken Nord- und Süddeutschlands schon seit Jahren ihr Augenmerk zugewandt haben, ist so lange ein Schlag ins Wasser, als die Landwirtschaft im Durchschnitt mit Unterbilanz arbeitet. Was nützt die Zwangsamortisation der ersten Hypothek, wenn die Annuitäten ganz oder zum Teil durch teure, kündbare Nachhypotheken, oder auf dem Wege des genossenschaftlichen Wechselkredites beschafft werden müssen?

Doch soll damit nicht der Wert des Zugeständnisses, zu dem die Seehandlung sich endlich bequemt, verkleinert werden. Früher wäre er noch größer gewesen. Jahr für Jahr hat die Landwirtschaft zusehen müssen, wie diese Staatsbank von den vorzeitig flüssig gemachten Staatskrediten 50 und mehr Millionen zum Privatdiskontsatz (oft unter 2 Prozent) der Börsenspekulation zur Verfügung stellte. Die konservativen Zeitungen haben diese unwirtschaftliche, gemeinschädliche Verwendung von Staatsgeldern oft genug gerügt. Sie soll nun nicht etwa ganz abgestellt werden, aber doch soll die Landwirtschaft auch ihren Teil von diesem billigen Staatsgelde gegen Genossenschaftswechsel erhalten. Das ist immerhin ein Fortschritt. —

Auf dem Effektenmarkte bereitet sich der Umschwung immer deutlicher vor. In Wien und Pest brachte der letzte Monat eine Panik, hervorgerufen durch die akut gewordene Zuckerkrisis, die eine große, mit der Kreditanstalt liierte Zuckersabrik zu Grunde richtete, und durch die Enttäuschung über die Bilanzen der österreichischen und ungarischen Hauptbankanstalten. Diesmal fielen nur einige Großspekulanten unterster Gattung der Reaktion zum Opfer. Die Rothschildgruppe sorgte für rechtzeitige Belegung des Marktes bei den Ueberlebenden, indem sie sofort eine große Bankensfusion in Deutschland zur allgemeinen Kenntnis brachte: die Fusion der Norddeutschen Bank in Hamburg mit der Diskontogesellschaft in Berlin. Letztere ist ein spezifisch Rothschild'sches Institut. Indem es zur kapitalträchtigsten Bank in Deutschland gemacht wird, wobei die Aktionäre durch das von ihnen verlangte und gern bewilligte Agio allerlei verunglückte Unternehmungen der Gesellschaft in Paris und Venezuela ausgleichen, sichert sich die engere Rothschild-gemeinschaft das finanzielle Uebergewicht im deutschen Bankgeschäfte. Dies allein war Grund genug für die Börsen, an eine längere Dauer der Haussa zu glauben. Die Baissiers deckten eiligst. Man weiß ja ganz genau, daß der große Kapitalüberfluß, der im vorigen Jahre plötzlich den Zinssfuß von seiner hohen Ziffer auf die denkbar niedrigste herabdrückte, den Rothschild'schen Milliarden entstaumte, und daß sofort wieder Ebbe eintreten wird, wenn Rothschild's die Campagne beendet haben. Die Bankensfusion deutete aber an, daß dieser Zeitpunkt noch nicht eingetreten sei, und so wurde der Wind denn auch verstanden. Inzwischen aber haben sich doch die Haussa-Engagements auf Kredit so sehr gehäuft, daß man von einer Ueberpekulation gleich der im Jahre 1889

sprechen muß. Die Report-Konten der großen Banken weisen enorme Steigerungen auf, und ein vielleicht noch bedeutenderer Teil der auf Kredit unternommenen Hauffe-Spekulationen zieht das Geld nicht aus dem doppelt besteuerten Reportgeschäft, sondern aus dem Wechselkredit der großen und mittleren Banken. Der billige Privatdiskont erleichtert diese unsolide und höchst bedenkliche Spekulation, vor der den Banken selber anfängt bange zu werden.

In der letzten Zeit weisen die Zinssätze an der Börse steigende Tendenz auf. Man führt dies teils auf die Quartalswende, teils auf den zunehmenden Geldbedarf des Handels und der Industrie zurück. Vielleicht aber wirkt noch mehr der zunehmende Anspruch der Börsenspekulation auf Prolongationsgelder versteifend auf Diskont und Report. Der Reichsschatzsekretär warnte in der Budgetkommission des Reichstages mit Recht davor, in die Dauer des gegenwärtigen Zinsfußes allzu große Hoffnungen zu setzen. Die Gründe, die er dafür angab, waren indes nur dem Register entnommen, das die bankenfreundlichen Volkswirte oder gar die Banken selbst für diesen Fall angelegt haben. Auf dieser Seite wird niemals zugegeben werden, daß die Rothschilds die Diskontschraube willkürlich zu handhaben verstehen, und daß die Flüssigmachung von Milliarden an Wertpapieren auf dem Wege der Verpfändung gegen Bankwechsel ein so großes Scheinangebot von Kapital auf dem Effektenmarke bedingt. Darüber schweigen in der Bankwelt offiziell alle die Männer, die Graf Posadowsky um Auskunft erfragen kann. Warum aber der Herr Staatssekretär selbst darüber schweigt, ist unerfindlich. Wenn der Krach da ist, wird es jeder schon längst gewußt haben, daß und warum er kommen mußte. Da ist es doch besser, man macht auch vom Regierungstische aus auf die Gefahr aufmerksam. Nun liest nur der Wissende in der Erklärung des Staatssekretärs die Wahrheit zwischen den Zeilen, während der nicht Eingeweihte, der sich an den Wortlaut hält, ein Orakel vor sich hat, das kurz gefaßt etwa lautet: „Ueber Konvertieren oder Nichtkonvertieren kann man nur entscheiden, wenn man weiß, ob der niedrige Zinsfuß anhält oder nicht. Da aber niemand in die Zukunft blicken kann, so kann man sich in der Gegenwart weder für das Konvertieren noch für das Nichtkonvertieren entscheiden.“ Die Tatsachen reden deutlicher als der Reichsschatzsekretär. Bis jetzt hat er sich nicht für das Konvertieren entschieden, also überwiegen seine Zweifel an der Dauer des niedrigen Zinsfußes, und die Gründe für die positive Annahme einer in absehbarer Zeit eintretenden Versteifung des Zinsfußes will er eben nicht angeben.

Es läßt sich bekanntlich darüber streiten, ob billiger Zins ein Glück für die Gesamtheit ist. Für viele einzelne ist er zweifellos ein Unglück. Aber nicht alle Kapitalisten gehören dazu. Die geschäftsgewandten Kapitalisten haben Mittel genug, den Nachteil des niedrigen Zinsertrages in einen Vorteil zu verwandeln. Sie realisieren rechtzeitig den Kapitalgewinn, warten eine Zeitlang die Baiffe ab mit dem baren Gelde oder dem Wechsel in Schrank, und kaufen dann billig zurück. Noch gewandtere und börsenkundige Kapitalisten spekulieren mit dem ganzen ihnen zu Gebote stehenden Kredit nach oben und nach unten, was in Zeiten großzügiger Konjunkturen bei einiger Besonnenheit und Selbstbeschränkung kein Kunststück ist, und ergeben so zehnfach, was ihnen an Zins entgeht. Aber auf wessen Kosten geschieht diese Spekulation? Etwa auf die der Gegenkontrahenten? Nein, denn auch diese können per saldo mit einem Gewinne abschneiden. Den Schaden hat der mit barem Gelde zu bezahlen, der in Zeiten übertriebener Hauffe Anlagepapiere zu kaufen, in Zeiten übertriebener Baiffe solche Papiere zu verkaufen gezwungen ist. Was sonst noch an Differenzen aus dem Hin- und Herschieben der Papiere unter den Spekulanten zu bezahlen ist, das gleicht im großen und ganzen Gewinn und Verlust wieder aus. Soll nun der Staat durch Konvertieren jene Nichtspekulanten dafür bestrafen, daß sie nicht spekuliert haben? Das wäre nämlich die Wirkung der Konvertierung, und das ist auch wohl der Sinn der in der Börsenpresse so hämißlich kommentierten Aeußerung des Reichsschatzsekretärs, daß bei der Konvertierung auch andere als fiskalische Rücksichten mitzusprechen hätten. Es wäre sehr zu wünschen,

daß sich die Nachricht bestätigte, wonach im Zusammenhang mit der Börseureform ein Depotgesetz vorgeschlagen werden sollte, das allen Spekulationsbanken die Annahme von Bar- und Effektendepots untersage. Damit wäre dem Spekulieren mit fremdem Gelde ein Kiegel vorgeschoben, vorausgesetzt, daß den Spekulationsbanken auch verboten würde, Depositscheine der Reichsbank und anderer reiner Depositenbanken in Pfand zu nehmen. Mit den von den Depositenbanken erhältlichen Lombarddarlehen, die ein Prozent über dem Diskontsatz verzinst werden müssen und außerdem mit hoher Provision belastet sind, ließe sich an der Börse nicht so billig spekulieren, wie gegenwärtig mit den Tratten auf große Spekulationsbanken.

Berlin, 25. März 1895.

Dr. Th. Müller-Fürer.

Kirche.

Litteratur zur socialen Frage.

Kein Zweig der Litteratur treibt gegenwärtig soviel Knospen und Blüten, als die zur socialen Frage gehörige. In den letzten Monaten sind bereits einige bedeutende derartige Werke hier besprochen, so das von Rajon, ferner „Die Rot des vierten Standes“ von einem Arzte, und manche andere. Und heute liegt ein starker Stoß vor mir von Schriften, großen und kleinen, die fast alle von irgend einer Seite besonders empfehlenswert sind. Was würde der selige Huber gesagt haben, wenn er den Eifer noch erlebt hätte, welcher jetzt die sociale Schriftstellerei fast zur Modesache gemacht hat, während er einsam unter Freund und Feind seine Kassandraruhe erschallen ließ. Es ist ein sehr guter Gedanke, ihn, diesen vergessenen Socialreformer, für unsere Zeit aufs neue an das Licht zu ziehen, wie derselbe von Dr. Runding ausgeführt ist, der B. A. Hubers ausgewählte Schriften über Socialreform und Genossenschaftswesen neu herausgegeben hat. (Berlin, Aktiengesellschaft Pionier. 18 M.) Nicht zum wenigsten war dies der Grund der Einsamkeit Hubers, daß er einen so schwerfälligen oder verworren lebhaften Stil schrieb, daß es ihm nicht gelang, seine von den hergebrachten so abweichenden Ansichten den Leuten auch nur einmal verständlich zu machen, geschweige denn annehmbar. Es ist darum richtig, daß Dr. Runding die Schriften „in freier Bearbeitung“ herausgegeben hat; es sind eine Reihe von besonderen, hauptsächlich zeitgeschichtlichen Beziehungen fortgelassen, und schon dadurch, daß nur eine Auswahl, und zwar in freier Zusammenstellung, uns geboten wird, ist viel gewonnen. Wir haben nun eine Gelegenheit, die bedeutenden Gedanken Hubers wirklich im Original kennen zu lernen, ohne durch vielen Ballast schwer verständlicher Sätze und weniger bedeutender Auslassungen gehindert zu sein. Seine Gedanken entsprangen den beiden Quellen: seinem reichen Wissen auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und socialen Lebens im ganzen modernen Europa und seinem an Liebe überreichen Herzen. Den in drei Kapitel eingetheilten Mitteilungen aus seinen Werken ist eine vortreffliche Charakteristik des Mannes selbst, ein kurzes Lebensbild, vorangeschickt, das von einem feinen Verständnis seines Wesens Zeugnis ablegt. Ich habe das Glück genossen, noch wenigstens einige Monate lang auf Hubers Arbeitsgebiet in Vernigerode als Hülfsprediger sein Handlanger sein zu dürfen, habe noch in seiner beginnenden letzten Krankheit sein reges Interesse erlebt, mit dem er auf meine Anträge wegen eines entlassenen Gefangenen einging — eine Angelegenheit, die ihn noch in seinen Fieberphantasien beschäftigte, ich habe den tiefen Eindruck seiner liebesmächtigen Persönlichkeit auf „die Leute aus dem Volke“ beobachtet und bin also einigermaßen im Stande, sein Lebensbild zu beurteilen (wozu noch kommt, daß ich gerade gegenwärtig damit beschäftigt bin, den Schatz von

Briefen zu heben, die er von 1849—1869 an den damaligen Herausgeber des Volksblattes für Stadt und Land gerichtet hat). — In dem ersten Kapitel werden uns „Umrisse der socialpolitischen Auffassung Hubers“ geboten, aus seinen historisch-politischen Schriften; das zweite trägt die Ueberschrift: Zur Geschichte und Kritik der socialen Bewegungen — das dritte: Das genossenschaftliche Reformwerk. Auf die Einzelheiten der Huberschen Anschauung selbst, seine Schätzung des persönlichen, des sittlich-religiösen Momentes bei der socialen Wiebergeburth, seine heftige Abwehr aller Versuche zu historischen Repristinationen, seinen hitzigen Ernst, mit dem er dem Volke, dem er helfen wollte, auch seine Sünden vorhielt, seine nie ermüdende Opposition gegen den Konstitutionalismus, seine praktischen Ideen bezüglich der Wohnungsverbesserung und vor allem der Association — auf alle diese Fragen gehe ich hier nicht ein. Daß Hubers Schriften jetzt gelesen werden, ist darum so wichtig, weil unsere gegenwärtige Entwicklung durch seine Prophezeiungen und seine Beobachtungen über das allmähliche Entstehen der heutigen Lage in das hellste Licht gesetzt wird. Der Herausgeber hat auf S. 1094—1204 Anmerkungen hinzugefügt, in denen er theils die neuere Litteratur über die von Huber behandelten Fragen hinzufügt, theils noch Erläuterungen giebt zu einzelnen Huberschen Gedanken; ich verweise u. a. auf das wertvolle Material, das auf S. 1185 zur Wohnungsfrage beigebracht wird, auf S. 1193—1202 über die innere Mission u. s. w. Aufgefallen ist mir, daß nirgends Hubers Artikel in der „Evangel. Kirchenzeitung“ und dem „Volksblatt für Stadt und Land“ herangezogen sind, die noch manches gelegentliche Wort enthalten, das über seine Anschauungen Licht giebt. Doch an sich ist der Umfang des Werkes schon groß genug, und wir danken dem Herausgeber für diese Gabe, durch die er sich um die sociale Arbeit der Gegenwart ein großes Verdienst erworben hat.

Wir gehen nun zur Gegenwart selbst über. In die Wirren derselben führt uns am besten ein das seit einigen Monaten viel besprochene Buch von C. von Massow: Reform oder Revolution! (Berlin 1894, D. Liebmann. 291 S.) Schon der Titel zeigt, daß der Standpunkt des Verf. derjenige ist, der in diesen Blättern stets vertreten ist. Es ist mit dem Worte Reform vielleicht noch nie solch ein Ernst gemacht, wie in diesem Buche; kein Gebiet schließt es von der Nothwendigkeit derselben aus; es behandelt die Erziehung und die Schulen, die Arbeiterverhältnisse, das ganze wirtschaftliche Leben, die Armenpflege, aber auch die gesamte Staatsverwaltung. Und zwar redet hierüber nicht ein utopischer Schwärmer, sondern ein erfahrener Verwaltungsbeamter, der nicht nur durch seine Praxis als Landrat und in der königl. Regierung, sondern auch durch seine ausgedehnte Privatthätigkeit auf dem Gebiet der Armenpflege, der Arbeiterkolonien, Herbergen und Verpflegungstationen eine wirkliche Kenntnis des öffentlichen Lebens und des Lebens des Volkes gewonnen hat. Durch das Zurückgreifen auf seine Erfahrungen und die tatsächlichen Verhältnisse des Volkes gewinnt das Buch eine große Anschaulichkeit. Massow ist Christ, und seine christliche Anschauung liegt als fester Halt und Orientierungspunkt allen seinen Darlegungen zu Grunde, aber seine Beweisführung ist nicht davon abhängig, sondern er redet für jeden, der ein offenes Auge und ein sühlendes Herz hat. Ich könnte nun aus der reichen Fülle des umfangreichen Buches vieles Einzelne herausheben, das besondere Zustimmung verdient, doch beschränke ich mich darauf, auf die Kapitel II und VII zu verweisen; in dem ersteren (Neue Männer für das neue Jahrhundert) bewegt er sich auf pädagogischem Gebiete und berührt sich, wohl ohne es zu wissen, vielfach mit der trefflichen Gymnasial-Pädagogik von Roth; in dem anderen deckt er die Unvernunft gewisser bürokratischer Einrichtungen auf. — Zum Schluß aber möchte ich an zwei Stellen meinen Dissensus aussprechen. Massow ist Staatssocialist. Und das sind wir in gewissem Maße auch. Aber er scheint mir den Staatsgedanken doch nicht ganz richtig zu fassen; er erkennt die Bedeutung der ständischen Gruppierungen und Organisationen. Ich lehne mit ihm (und mit Huber) die Wiederherstellungspläne verlebter Institutionen ab, aber ich halte es für unmöglich,

daß ein Staat auf die Dauer existiert ohne korporative Gliederung derer, die nach Beruf, Interesse, Stand, oder wie man es nennen will, zusammengehören. In der Anwendung der korporativen Gliederung auf den sogenannten vierten Stand sehe ich die Lösung der Arbeiterfrage, und finde diesen Gedanken in dem Reformwerke meines Freundes Rastow nicht zum Ausdruck gebracht. Zweitens empfinde ich bei ihm einen gewissen Mangel bezüglich der geschichtlichen Auffassung unserer Verhältnisse. Ich bin damit einverstanden, daß es sich um Reform oder Revolution handelt; wir können aber dies Entweder — Oder nicht richtig beurteilen, wenn wir nicht das geschichtliche Werden der heutigen Ideen im Zusammenhang der Kulturentwicklung überhaupt betrachten. Thun wir das, so werden wir vielleicht etwas weniger pessimistisch urteilen als E. von Rastow, — womit ich aber nicht leugnen will, daß wenn die Stumm, v. Eymern und Genossen Einfluß gewönnen, sie eine Revolution doch noch zuwege bringen könnten. Für diese beiden Punkte begründe ich, um die Besprechung nicht in das Ungemessene zu erweitern, meine Auffassung nicht, da ich dafür auf meine „Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage“ verweisen kann.

Ich gehe zu einigen Schriften über, welche der eingehenden Kenntnis und Beurteilung des Socialismus dienen wollen. Herr Georg von Görne hat im Selbstverlag (Berlin, Königgräberstr. 41) erscheinen lassen: Kritik und materielle Grundlagen des Socialismus (61 S.). Seine Urteile sind im wesentlichen richtig, aber ich würde es für weiser halten, wenn die treffenden einzelnen Beobachtungen und Bemerkungen etwa in einer Zeitschrift veröffentlicht würden, anstatt in einem Buche, das den ganzen Socialismus kritisieren will, wozu doch ein viel gründlicheres und weiteres Ausholen erforderlich wäre. — Das Beste, was wir zur Kenntnis der socialistischen Richtungen besitzen, ist das soeben in deutscher Uebersetzung herausgekommene Werk von Emile de Laveleye: Der Socialismus der Gegenwart; mit einem Anhange: der Socialismus in England von Goddard H. Orpen (Halle a. S., D. Hendel, 1,25 M.) Laveleye war einer unserer angesehensten Forscher auf dem nationalökonomischen Gebiete, am bekanntesten geworden durch seine Studien über die Geschichte des Eigentums; er war zugleich evangelischer Christ und ein warmer Freund der christlich-socialen Bewegung († 1892). In 12 Kapiteln beschreibt er die socialistischen Richtungen, wobei er aber nicht an die Socialdemokratie, den radikalen Socialismus oder Kommunismus denkt, sondern an alles, was im Gegensatz zum abstrakten Individualismus der überwundenen Epoche steht. Nach den mehr vorbereitenden Kapiteln folgen aufeinander: Robbertus, Marx, Lassalle, die konservativen Socialisten (v. Gerlach, Bismarck, Rudolf Meyer u.), die evangelischen und katholischen Socialisten, Blüte und Abfall der Internationale, der Nihilismus, Kollektivismus und Bodenreform, die Kathedersocialisten. Das Buch ist nicht nur klar, sondern auch anziehend geschrieben und empfiehlt sich als ein treffliches Orientierungsmittel auch für nationalökonomische Laien. — Von einem anderen Standpunkte aus bietet sich zu demselben Zwecke das nun schon in 6. Auflage erscheinende Werk des Jesuiten Cathrein an: Der Socialismus; eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit (Freiburg 1894, Herder, 1,80 M.). Wir haben diese gründliche Untersuchung bereits früher lobend erwähnt; der Verf. operiert mit großem Verständnis, viel Scharfsinn und reichen Kenntnissen aus der modernen Litteratur. Auszusagen habe ich, daß er das Wort Socialismus nur für den radikalen Socialismus gebrauchen will, und daß er für die ältere geschichtliche Entwicklung zu unvollständiges Material giebt. Das erste Kapitel handelt von Wesen und Geschichte des Socialismus, das zweite von den unhaltbaren Grundlagen desselben (1. den religiösen, 2. den volkswirtschaftlichen), das dritte von der Unmöglichkeit des Socialismus (Organisation der Produktion, Ertragshöhe, Verteilung, Familie u.).

Die für uns besonders wichtige Frage ist nun die, welche Aufgaben der evangelischen Kirche in den durch die moderne wirtschaftliche Entwicklung entstandenen Wirren zu stellen sind. Während man sich auf der einen Seite — ich möchte sagen: kopfüber

in eine christlich-socialc Thätigkeit stürzt, für die vielfach weder die nötigen Kenntnisse, noch die rechte innere Gründung und sichere Urteilskraft vorhanden ist, fehlt es auf der anderen noch immer nicht an Stimmen, welche jede Beziehung kirchlicher Arbeit zu den socialen Fragen leugnen, mit Ausnahme der Aufgaben der christlichen Wohltätigkeit. Zu den Hauptvertretern der christlichen „Nüchternheit“ gegenüber den socialen Fragen gehört Uhlhorn. Er hat sich in einem Referat auf der Generaterversammlung des Evangelischen Vereins zu Hannover von neuem darüber ausgesprochen. Sein Thema lautet: Die Stellung der evangelisch-lutherischen Kirche zur socialen Frage der Gegenwart. (Hannover, 1895 Festsche. 0,40 M.) Es bleibt gewiß nie ohne Förderung, ein Wort von Uhlhorn zu lesen, man merkt ihm auch hier an, daß er auf Grund sorgfältiger Studien redet, auch möchte ich sagen: er kommt den christlich-socialen Bestrebungen mehr als früher entgegen. Doch ist sein prinzipieller Gegensatz nicht aufgegeben. Im ganzen sehe ich aber von einer Erörterung so grundlegender Fragen auf so beschränktem Raume keinen Gewinn. Nachdem ich meinen Standpunkt in einem zweibändigen Werke dargelegt habe und mich dort u. a. auch speciell mit Uhlhorn auseinandergesetzt, kann ich gegen einen neu erscheinenden Vortrag den ganzen Beweis nicht wiederholen; ich bemerkte nur, daß U. S. 5. These: „Die Kirche steht der Frage als einer wirtschaftlichen völlig neutral gegenüber, hat aber das größte Interesse an ihrer richtigen Lösung“ — seine unhaltbare Stellung auch äußerlich zum Ausdruck bringt. Der Fehler liegt an einer abstrakten Auffassung des Wortes „wirtschaftlich“. Es versteht sich, daß unsere Differenzen nur an bestimmten Punkten zum Vorschein kommen; über ein großes Gebiet kirchlicher Thätigkeit, das auch in diesem Vortrag trefflich beschrieben wird, stimmen alle Christen überein.

Wenden wir uns nun zu der entgegengesetzten kirchlichen Richtung, so kann zuerst eine Sammlung trefflicher Aufsätze des auf socialen Gebiete sehr unterrichteten Pastors Julius Werner genannt werden. *Socialcs Christentum*. Vorträge und Aufsätze über die großen Fragen der Gegenwart. (Dessau, 1895. P. Baumann. 223 S.) Es herrscht keine systematische Anordnung vor, ich wüßte auch die zwei Teile nicht grundsätzlich zu sondern, — aber welchen der 11 Abschnitte man auch aufschlägt, man wird sich überall gefesselt fühlen. Werner schreibt mit der Klarheit und dem Interesse des Sachverständigen; daher auch seine Sachlichkeit und Unparteilichkeit. Um den Inhalt zu kennzeichnen, nenne ich einige Titel: die Arbeit und die modernen Arbeitsverhältnisse in ihrer socialen und sittlichen Bedeutung — neuzeitliche Thatfachen und christliche Grundsätze zur Frauenfrage — das moderne Judentum und das deutsche Volkstum — der Russe Leo Tolstoi und sein socialcs Evangelium u. s. w. — Dann aber dürfen wir eine litterarische Erscheinung nicht übergehen, die in den letzten Monaten so viel von sich hat reden machen, wie keine zweite. Es ist Pastor Raumanns neue Wochenschrift „Die Hilfe“ (durch die Post für vierteljährlich 1 M., sowie durch die in den Nummern selbst genannten Agenturen zu beziehen zu 50 Pf.). Raumann hat gewiß recht, wenn er in Nr. 3 seinen herzlichcn Dank für alle freundlichen Glückwünsche zur Rede des Frh. v. Stumm ausspricht; eine stärkere Bekannde konnte für das neue Unternehmen kaum gemacht werden, als es widerwillig jener Reichstagsabgeordnete gethan hat. Allein hatte er mit seinen Beschuldigungen nicht vielleicht recht? Ich habe sämtliche bisher erschienene Nummern der Hilfe gestern von neuem durchgesehen und will einfach und ehrlich meine Eindrücke hier registriren. Der stärkste Eindruck ist der: so muß geschrieben werden, damit es die Arbeiter lesen. Tausende von Arbeitern dürften nach anderer Lektüre, als den socialdemokratischen Volksblätter, welche zwar ihre Interessen vertreten, aber gleichzeitig ihre besten Gefühle verletzen. Aus diesem einen Grunde schon hat die Hilfe unzweifelhaft eine Zukunft, daß sie sich voll und ganz auf den Standpunkt der Arbeiter stellt und doch entschieden für Christentum, Vaterland, Familienleben eintritt. Es ist falsch, an die einzelnen Artikel den Maßstab anzulegen, ob nun alles Einzelne politisch richtig ist, ob es nicht diesen und jenen verletzt und

abstößt. Es muß, wenn die Arbeiter dafür gewonnen werden sollen, auf ihre Denkungsart eingegangen werden; P. Raumann steht so, daß er das aufrichtig und von Herzen thun kann. Zweitens: Was den politischen Standpunkt betrifft, so weiche ich in bestimmten Dingen ab, ich halte diese Art des Wütens gegen die Umsturzvorlage für unbillig, obgleich ich auch nicht ihr Freund bin; ich halte die Beurteilung der Agrarfragen für gänzlich unzureichend. Drittens: Unbesonnenheiten! — nun, diese habe ich allerdings auch gefunden. Den berüchtigten Artikel über Volkmar rechne ich zwar nicht dahin; ich halte denselben für verfehlt, aber für viel verfehlter die Aufregung, die er hervorgerufen hat. Die Raumannschen Gedichte — es ist an sich berechtigt, auch bekannte Volksmelodien zu neuen geistlichen Liedern zu benutzen, Luther hat systematisch darauf hingearbeitet; es ist ferner ein guter Gedanke, der christlich-socialen Bewegung eine sangbare Poesie zu verschaffen; daß bei solchen neuen Bestrebungen Geschmacklosigkeiten vorkommen, sollte man nicht so schwer nehmen; das Gedicht in Nr. 9 nach der Melodie „Morgenrot“ klingt allerdings fast wie eine Parodie; also besser machen! Ihr Herren Kritiker. Daß aber wirkliche Unbesonnenheiten vorliegen, ist leider nicht zu leugnen — so stark, daß ich dem ersten Christen, der das Blatt um ihretwillen fortlegt, dies keinen Augenblick verdenken kann. Es liegt das wesentlich in P. Raumanns theologischer Stellung, die bei ihm den richtigen christlichen Takt häufig vermissen läßt, besonders auch bezüglich der Bundesgenossenschaft. Und da ist es nun ein Verhängnis für die „Hilse“ gewesen, daß sich Frau Gnaud-Rühne, die zu so etwas nicht befähigt ist, an ihre Sohlen geheset hat. Ihre Artikel „Erinnerungen einer freiwilligen Arbeiterin“ erforderten in der Hilse selbst eine Verichtigung durch Professor Delbrück. Ihre thörichten Gedichte konnten freilich nicht berichtigt werden, aber sie haben den scharfen Spott verdient, den ihre Verlesung im Reichstage hervorgernfen hat. Es wäre schade, wenn es dieser Dame, die schon den Wagen des evangelisch-socialen Kongresses aus den Gelsen gehoben hat, so daß er am Umwerfen ist, gelänge, auch die „Hilse“ zu ruinieren. — Ich habe oben gesagt: es ist falsch, die Zeitschrift danach zu beurteilen, ob alles Einzelne politisch richtig ist. Aber das christliche Gefühl muß allerdings überall streng geschont werden. Gewisse notwendige Wahrheiten und Schilderungen werden freilich leichtlich erbitternd wirken, aber es darf dann daneben nicht an Mitteln fehlen, um alle fleischlichen Erregungen — und das sind doch Erbitterungen immer — christlich zu beurteilen und zu corrigieren.

Raumanns Sociale Briefe an reiche Leute (Göttingen, 1895. Vandenhoeck und Ruprecht. 1 M.) sind sehr beherzigenswert und sollten von allen Adressaten gelesen werden. — Desgleichen erwähne ich empfehend die von demselben in dem gleichen Verlage herausgegebene „Göttinger Arbeiterbibliothek“, das Heft zu 10 Pf.; Dr. v. Schulze-Gävernitz beschreibt in einem Heft die Genossenschaftsbewegung der englischen Arbeiter, in einem anderen Dr. Ruprecht: Gesunde Wohnungen, und Pfarrer Wents Heft heißt: Von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft. — In demselben Verlage ist erschienen: Die sociale Frage und die oberen Klassen von Karl v. Mangoldt. (1895. 0,40 M.) Es ist eine Rede, die in Berlin am Stiftungsfeste der social-wissenschaftlichen Studenten-Vereinigung gehalten ist. Alles Gesagte erscheint richtig, sehr vieles recht beherzigenswert, alles in klarem Stil und einleuchtender Weise gehalten; es weht ein ernster social-reformerischer Geist und ein christlicher Idealismus darin. Aber es fehlt etwas, das ist die nüchterne christliche Glaubensstellung. Ich weiß nicht, ob sie Herr v. Mangoldt fehlt, aber sie fehlt völlig in diesem Vortrage. Und ohne den Halt gesunder christlicher Lehre hentzutage Social-reformer zu sein, ist gefährlich; man weiß nie, wohin sich das noch entwickeln wird.

Auch ein Social-reformer, aber von der allzuverlässigsten Art, ist Pfarrer Lic. Weber. Daß auch er als gefährlicher Agitator bezeichnet werden konnte, ist das schärfste Urteil, was Herr v. Stumm über seine eigenen großkapitalistischen Absichten fällen konnte. Es soll deshalb diese Gelegenheit benutzt werden, um auf den trefflichen

Vortrag unseres teuren Freundes Weber hinzuweisen, den er schon 1893 gehalten hat über das Thema: Ein social-politisches Friedensprogramm. (Leipzig, Wallmann. 0,50 M.)

Wieder von ganz anderer Art ist der originelle Pastor E. Schall in Bahrdorf. Es liegen uns von ihm vor: Das Wesen der Socialdemokratie und die christliche Religion (als Heft 2 der Sammlung: Kirche und Socialismus. Erfurt 1894, H. Wüthler. 47 S.); ferner die zwei in Hamburg von ihm gehaltenen Vorträge: Die Arbeiter und die besitzenden Klassen — und: Die Notwendigkeit evangelisch-socialer Arbeitervereine, — endlich die im Magdeburger socialdemokratischen Arbeiter-Bildungs-Verein am 2. November 1893 gehaltene Rede (Verlag von Stadwig in Debitelbe, 32 S.). — Alle diese vier Reden zu lesen ist sehr interessant. Es spricht darin ein berber Volksmann, ein tief gegründeter lutherischer Christ, ein warmer Freund des Volkes und des Vaterlandes, ein treuer Patriot, ein grimmer Feind aller Heuchelei, sei es in kirchlichen, sei es in gesellschaftlichen Dingen. Besonders interessant ist es, wie er den Socialdemokraten in ihren eigenen Versammlungen ihre Abhängigkeit von den Juden nachweist. Daß ich mit seiner Beurteilung der socialistischen Ideale (bes. des Kollektivismus) nicht harmoniere, habe ich früher in diesen Blättern ausgeführt. Immerhin mag Schall mit seinen Erfahrungen und seinen Vorträgen dazu beitragen, daß eine etwas objektivere Beurteilung des Idealismus der Partei auch bei ihren Gegnern stattfinde. Zu ihrer Kenntnis dient auch die Beschäftigung mit zwei nicht unbedeutenden lyrischen Dichtern, die sich der Partei zugewandt haben, wozu folgende Christen dienen: Wie kam Joh. Wedde zur Socialdemokratie? (Hamburg 1894, H. Grünig; 15 Pf.; der Ertrag für das Asyl für Obdachlose in Hamburg) — und: Maurice Reinhold von Stern, ein socialdemokratischer Dichter. Vortrag von H. Wilhelm, Douprediger in Güstrow (Gütersloh 1894, E. Bertelsmann; 26 S.; Separatdruck aus Schäfers Monatschrift für J. M.). Wilhelm ist ein sicherer Führer, dem wir in der Beurteilung dieses edlen Valten und in der Verfolgung seiner inneren und äußeren Schicksale vertrauensvoll folgen können. Hat er sich doch sonst schon auf socialen Gebieten als urteilsvoller Schriftsteller bewiesen, und es ist mir eine besondere Freude, eine gehaltvolle Studie von ihm hier anzusehen: Strife und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur socialen Frage von H. Wilhelm (Güstrow 1895, Dpiz & Co.; 106 S.). Als ich im vorigen Herbst im 2. Bande der „Mitarbeit der Kirche“ die Hoffnung aussprach, daß durch diese Arbeit eine Litteratur angeregt würde, welche die einzelnen ethischen Fragen, die auf dem großen socialen Gebiet zur Entscheidung kommen müssen, gründlich behandelte, ahnte ich nicht, daß die erste Erfüllung derselben so nahe bevorstände. Es ist Wilhelmis Leistung sowohl in Bezug auf Gründlichkeit als auch auf Klarheit und Sicherheit eine Musterarbeit zu nennen. Die Litteratur aus der Nationalökonomie und aus der Ethik ist vollständig benützt, und bei der Neuheit des Gedankens, den er zu vertreten hat, ist besonders das Maßhalten anzuerkennen. Geistliche, aber auch Laien, die mit Arbeiterverhältnissen zu thun haben, werden dankbar sein für den Hinweis auf diese Schrift, da die theologische — und erst recht die philosophische Ethik bisher viel zu vornehm waren, um auf solche banalsten Sachen wie Arbeiterstreik einzugehen.

Zur Beurteilung der Socialdemokratie dient endlich eine kleine Schrift von H. Köhler: Die sogenannte Ethische Bewegung und die Socialdemokratie (Leipzig 1893, F. E. Hinrichs'sche Buchhandlung; 48 S.). Hauptsächlich ist die Rede von der amerikanischen im Titel genannten Bewegung und ihrer Verpflanzung nach Deutschland, und ich wüßte kein besseres Mittel, um sich quellennähig über dieses bedeutungsvolle Zeichen der Zeit zu orientieren, als die Köhler'sche Schrift. Die sociale Bewegung wird in allen ihren Teilen durch die religiös-ethische beeinflusst, insofern hängen auch die Ethische Bewegung und die Socialdemokratie zusammen. Die Frage nach der Begründung des Sittengeetzes muß aber auch an sich jeden Christen lebhaft

interessieren. Köhler weist die religionslose Ethik mit Entschiedenheit zurück. Ob wir dem Verf. bei einem positiven Aufbau der christlichen Ethik in allen Principienfragen zustimmen würden, mag dahingestellt bleiben.

Zum Schluß dieser Besprechung weise ich auf zwei gehaltvolle Schriften hin, die man auch zur theologischen Litteratur rechnen könnte, die aber beide nationalökonomische Verfasser haben. Es ist erstlich: Die Wirtschaftspolitik des Vaterlandes von G. Ruhland (Berlin 1895, Ernst Hofmann & Co.; 94 S.). Eine Reihe von höchst einsichtsvollen Betrachtungen mit dem Mittelpunkt, daß das Wort Brot dasselbe besage wie das nationalökonomische Wort Gut. „Die Nationalökonomie wird gut daran thun, vom hohen Roß herabzusteigen und sich zu erinnern, daß das gleiche Objekt, mit dem sie sich bis heute in einer ziemlich unfruchtbaren Weise abgemüht hat, bereits seit fast zwei Jahrtausenden von den gewaltigsten Geistern der christlichen Kirche beherrscht wurde und zwar beherrscht wurde in demüthiger Vertiefung in jenes Gebet, das Christus selbst uns als sein Gebet gegeben hat. Was also der Nationalökonomie nothguth, das ist eine Revision ihrer Grundprincipien und Grundbegriffe im Geiste des Herrengebotes. Und indem wir diese Revision der nationalökonomischen Lehren vornehmen, gelangen wir zu einer modernen Auslegung der 4. Bitte des Vaterlandes.“ Das Buch ist reich an gelehrten Mittheilungen, wie aus den Kirchenvätern und Luther, so aus der modernen Volkswirtschaft, reich an überraschenden und lichtvollen Gedanken. Die letzten Kapitel heißen: Brot und Gut — von den Motiven der wirtschaftlichen Handlungen — die Güter erzeugende Kraft der Arbeit — der Wertbegriff u. s. w. — Das andere noch zu nennende Buch ist aus dem Nachlaß Wilhelm Roschers herausgegeben unter dem Titel: Geistliche Gedanken eines Nationalökonomens (Dresden 1895, v. Zahn und Jaensch; 4 M.; mit dem Bildnis des Verfassers). Zuerst auf XXIX Seiten Mittheilungen aus Roschers Leben, dann folgen Aphorismen, die er in der Weise eines Tagebuches aufgezeichnet und für spätere Veröffentlichung bestimmt hat. Hingugefügt sind entsprechende Stellen aus seinen bereits gedruckten Schriften. Nur um den Lesern noch größere Lust zu diesen Perlen christlicher Lebensweisheit aus der Feder des Neubegründers unserer Volkswirtschaftslehre zu machen, führe ich einiges aus den Ueberschriften an: Prüfung der eigenen Stellung zum Heiland — die angebliche Selbstverständlichkeit der christlichen Moral — befangene Bibelkritik — heifsame Demüthigung — unanständig, unredt, sündlich — Christus mehr als der größte Klassiker des religiösen Lebens u. s. w. — Die Wendung zur Wahrheit in der Geistesentwicklung unseres Jahrhunderts tritt vielleicht nirgends so deutlich hervor als in dem Umstand, daß der größte Gelehrte auf volkswirtschaftlichem Gebiete, der seiner Wissenschaft und damit dem Gange der öffentlichen Meinung über wirtschaftliche Dinge eine neue Richtung gegeben hat, ein einfältiger und überzeugter Christ war.

M. v. Nathusius.

Entgegnung.

Sehr geehrte Redaktion!

Der Artikel über „Schulinspektion“ im Märzhefte der „Konservativen Monatschrift“ veranlaßt mich zu folgender kurzen Entgegnung, um deren Aufnahme in die nächste Nummer ich freundschaftlich bitte.

Herr Dr. R. scheint der Ansicht zu sein, daß das Bestreben der Volksschullehrer nach Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht der Hauptsache nach einer antikirchlichen Befinnung und unberechtigten Freiheitsgelüsten entspringe. Ich muß dem ganz ent-

schieden widersprechen. Die ganze Angelegenheit ist für uns Lehrer ihrem Kerne nach eine Frage der Standesehre. Vor 50 bis 100 Jahren, als noch Gevatter Schneider und Handschuhmacher das Lehrgeschäft nebenbei besorgten oder doch die Auszubildung der Volksschullehrer noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand, da war die Schulaufsicht der Geistlichen ganz am Platze. Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Pädagogik ist den Kinderschulen entwachsen und eine Wissenschaft und Kunst geworden, die einen ganzen Mann verlangt und die zu kurz kommt, wenn man sich nur nebenamtlich damit befassen kann. Die Lehrer fühlen sich als Stand, der als solcher auch Anspruch auf Ständerechte erhebt. Diese sind ihm aber bisher fast ganz vorenthalten worden. Nicht einmal im Schulvorstande hat der Lehrer Sitz und Stimme, und die technischen Aufsichtsstellen sind bis jetzt fast ausschließlich mit Geistlichen und Lehrern von höheren Schulen besetzt worden. Was diese Veranbung ihrer natürlichen Rechte für das Ständebewußtsein der Lehrer zu bedeuten hat, springt sofort in die Augen, wenn man sich einmal fragt, welche Folgen es wohl für den Stand der Geistlichen, Juristen, Offiziere u. s. w. haben würde, wenn Publikum und Gesetzgebung gleichsam mit Fingern auf seine Glieder zeigten und ihnen zuriefen: Ihr seid unfähig und unwürdig, in den Verwaltungsbehörden eures Faches Sitz und Stimme zu haben und zu den technischen Aufsichtsstellen zugelassen zu werden. Daß ein solcher Zustand Erbitterung unter den Lehrern hervorruft, liegt auf der Hand, und wenn diese Erbitterung zuweilen in schärfster Form auch öffentlich zum Ausdruck kommt und sich vorzugsweise gegen die Kirche wendet, die im Besitze der Vorrechte ist, die dem Lehrer seine Ständesehre rauben, so sollte sich eigentlich niemand darüber wundern. Es ist einfach eine Forderung der Gerechtigkeit, der sich die Vertreter der Kirche am allerwenigsten verschließen sollten, dem Lehrerstande eine Karriere nicht zu verlagern, die allen anderen Beamtenkategorien in ihren Berufssphären offen steht und die sicherlich von wohlthätigem Einflusse auf den ganzen Stand sein würde.

Die Kirche würde mit der Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht nichts verlieren, wenn sie nur rechtzeitig dafür sorgen wollte, daß ihr eine anderweitige Mitwirkung in der Schulverwaltung gesichert würde. Was sie gegenwärtig an Einfluß auf die Schule besitzt, ist kein Recht, das sie ausübt, sondern ein Gnadengeschenk des Staates. Die Geistlichen, die als Schulinpektoren thätig sind, führen ihr Amt nicht als Vertreter der Kirche, sondern als Beamte des Staates. Sie können darum auch jederzeit vom Staate ohne weiteres abgesetzt werden, wie der Fall in Schönebeck es wieder gezeigt hat. Was die Kirche verlangen kann und muß, ist dies, daß ihr ein durch gesetzliche Bestimmungen rechtlich garantierter Einfluß auf das Schulwesen eingeräumt werde. Dahin gehört, daß sie in allen Verwaltungskörperschaften der Schule vertreten sei, und daß ihr das Recht der Beaufsichtigung des Religionsunterrichts und der Genehmigung der in diesem Unterrichte gebrauchten Schulbücher zuerkannt werde. Wie diese Mitwirkung der Kirche in der Schulverwaltung sich im einzelnen gestalten könne, das ist entgegen der Behauptung des Herrn Dr. K., in den Schriften Dörpfelds und Zillekens mit jeder nur wünschenswerten Klarheit ausgeführt. Es ist eine ungerechtfertigte Anschuldringung, wenn man der Lehrerschaft immer wieder vorwirft, ihr Verlangen nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht entspringe einer Feindschaft gegen die Kirche. Mag das immerhin für einen Teil zutreffen, von der Mehrzahl gilt es nicht. Auch die positiv-christlich gesinnten Lehrer erheben dieselbe Forderung. Es liegt ihnen völlig fern, den Einfluß der Kirche auf die Schule besitzigen zu wollen, sie wollen ihn nur an die rechte Stelle setzen. Was die Kirche gegenwärtig hat, das kommt ihr nicht zu, und was ihr zukommt, das hat sie nicht. Und man sollte meinen, die Geistlichen, die doch jetzt nur von Staates Gnaden, nicht als Vertreter ihrer Kirche, die Schulaufsicht führen, und durch einen Federstrich des Ministers aus ihren Ämtern entfernt werden können, müßten selbst auf eine gesetzliche Neuregelung des kirchlichen Einflusses auf das Schulwesen dringen. Was nützt ihnen die Aufsicht, wenn sie damit die Lehrer sich zu

Gegnern machen und den Feinden der Kirche und des Christentums in die Arme treiben? Bei einem Teile der Geistlichen, besonders in Rheinland und Westfalen, ist volles Verständnis für die Sachlage vorhanden, und nicht wenige unter ihnen stehen den Lehrern bei der Erlämpfung ihrer Rechte treu zur Seite. Anderwärts dagegen hält man, wie auch die Auslassungen des Herrn Dr. R. zeigen, zum Schaden der Kirche, der Schule und des Lehrerstandes nur um so hartnäckiger an dem alten Vorrechte, das längst zum Unrechte geworden ist, fest.

Es erübrigt nun noch, auf einzelne Aeußerungen des Herrn Dr. R. einzugehen, die dringend der Richtigstellung bedürfen. Es heißt da an einer Stelle: „An den Schulen wirken neben treuen und tüchtigen Lehrern auch weniger zuverlässige und vielfach auch junge unerfahrene Lehrer, für deren Beaufsichtigung der Kreischulinspektor nicht genügt. . . . Jeder, der nur einige Erfahrung gesammelt hat, weiß, daß die Kinder des Schußes des Pfarrers gegen Jähzorn, Ungerechtigkeit und Härte mancher, insbesondere jüngerer Lehrer bedürfen.“ Von der Ueberreibung, die in dem letzten Satze liegt, sehen wir hier ab. Wir fragen nur: Warum muß denn gerade der Pfarrer hier einschreiten? Sollte ein Rektor oder Hauptlehrer weniger geeignet sein? Und wozu ist denn der Schulf Vorstand da? Weiter: „Wer eine stete unmittelbare Beaufsichtigung der Lehrkräfte als eine unwürdige Bevormundung stigmatisieren wollte, würde damit zeigen, daß er von der Schularbeit wenig versteht. Je treuer und gewissenhafter ein Lehrer ist, um so lieber ist ihm die regelmäßige Beaufsichtigung eines sachkundigen Schulfreundes. Es ist kein Betrieb irgend einer höheren Schule ohne Leitung denkbar. Daß die Volksschule der Leitung entbehren und die Lehrer derselben ihrer eigenen Direktive überlassen werden könnten, ist trotz aller gegenteiligen Behauptungen nur der Wunsch unreifer Leute, welchen die Sachkenntnis fehlt.“ Nicht darin finden die Lehrer eine unwürdige Bevormundung, daß sie unmittelbar beaufsichtigt werden, sondern darin, daß diese Aufsicht von Mitgliedern eines anderen Standes ausgeübt wird. Daß eine mehrklassige Schule nicht ohne Leiter sein dürfe, ist selbstverständlich, aber warum dieser Leiter gerade ein geistlicher Lokal-Schulinspektor sein muß, ist doch schwer einzusehen. Ein sach- und sachkundiger Rektor oder Hauptlehrer scheint uns viel besser dazu geeignet zu sein. Oder hält Herr Dr. R. uns Volksschullehrer samt und sonders für unumgängliche Leute? Dann wäre allerdings jede weitere Auseinandersetzung mit ihm zwecklos. Nun will ja Herr Dr. R. der in weiten Kreisen erhobenen Forderung nach sachkundiger Leitung die Berechtigung nicht abstreiten, aber wenn er meint, daß dieser Forderung Genüge geschehen sei, wenn die zu Schulinspektoren berufenen Geistlichen einen Kursus an einem Lehrerfeminar absolviert und die Pflichten des Lehrers in praktischer Uebung kennen gelernt hätten, so giebt er sich einem großen Irrtum hin. Die Frage, ob der Geistliche die zur Ausübung der Schulaufsicht nötige Befähigung besitzt oder nicht, ist ganz nebensächlicher Natur. Was wir Lehrer erstreben, ist dies, daß wir von Mitgliedern unseres eigenen Standes beaufsichtigt werden, daß jedem von uns die Möglichkeit offen steht, auch in höhere Stellungen einzurücken, wie das in jeder anderen Beamtenklasse der Fall ist, und diese Forderung wird immer und immer wieder erhoben werden, bis sie erfüllt ist. Und sie wird erfüllt werden, der Staat kann gar nicht anders, er muß ihr Gehör geben. Beharrt aber die Kirche auf ihrem Widerstande, sorgt sie nicht rechtzeitig dafür, daß ihr in anderer Weise ein Einfluß auf das Schulfwesen gewährt wird, so wird sie eben jeden Einfluß verlieren, und wenn, was Gott verhüten möge, worauf aber die Dinge hinzutreiben scheinen, es bei uns zu einer religionslosen Schute kommen sollte, wie sie in anderen Ländern bereits zur Wirklichkeit geworden ist, so wird ein Teil der Schuld daran der Kirche zur Last fallen. Es liegt darum im wohlverstandenen Interesse der Kirche selbst, daß die geistliche Schulaufsicht, diese Hauptursache der vielfach bestehenden Feindschaft zwischen Lehrern und Geistlichen, möglichst bald beseitigt werde. Kirche und Schule würden wieder in ein friedlicheres Verhältnis kommen und gemeinschaftlich an den großen Aufgaben arbeiten

können, die in der Gegenwart der Lösung harren. Es ist ja begreiflich, daß es vielen Geistlichen schwer fallen wird, ein Gewohnheitsrecht, das die Kirche solange befehlen hat, aufzugeben, aber man sollte doch vermeiden, in eine Kampfweise zu verfallen, wie sie Herr Dr. R. besonders gegen den Schluß seines Artikels angewendet hat. Wenn er so ganz und gar unpassende und für uns Lehrer beleidigende Vergleiche wählt, wie der ist, daß der Ruf nach Leitung der Schule durch Lehrer ähnlich klinge einer etwaigen Forderung der Soldaten auf Beseitigung der Offiziere oder der Arbeiter auf Entfernung der Verwaltung und Beamten, so ruft das unnötige Erbitterung hervor. Die Behauptung endlich, daß die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht zur Revolutionierung der Köpfe mehr beitragen werde als alle socialdemokratische Landagitation, ist so ungeheuerlich, daß ich es für völlig überflüssig halte, auch nur ein Wort darüber zu erwidern. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich vermute, daß der Herr Verf. seinen Artikel in einer aufgeregten Stunde niedergeschrieben hat; denn daß er bei ruhigem Blute Behauptungen wie die zuletzt angeführten gemacht haben sollte, halte ich geradezu für unmöglich.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, noch der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß mir eine wirklich allseitig befriedigende Lösung der Schulaufsichtsfrage wie der Regelung des kirchlichen Einflusses auf das Schulwesen nur in dem Rahmen einer Schulverfassung möglich erscheint, bei der alle an der Schule beteiligten Kreise, Familie, Kirche, bürgerliche Gemeinde, Staat und Lehrerstand, zur Mitwirkung, zum Mitraten und Mitthaten, herangezogen sind, einer Schulverfassung, wie sie der im vorigen Jahre verstorbene positiv-christliche rheinische Schulmann Fr. Wilh. Dörpfeld in seinen Schriften zur Theorie der Schulverfassung, insbesondere in seinem letzten Werke, dem „Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung“ (Hilchenbach, Verlag von L. Wiegand; 3,50 M.) mit genialer Meisterchaft gezeichnet hat. Das genannte Werk sei allen Lesern, die ein Interesse für die Frage nach der rechten Schulverfassung haben, besonders aber allen Geistlichen hiermit dringend zum Studium empfohlen.

Elberfeld.

W. Fid,
Lehrer an der städtischen Mittelschule
für Mädchen.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Der Antrag Kanig auf Verstaatlichung der Getreideeinfuhr. Ein Beitrag zur Klärung dieser Frage von J. A. Lehner, Landgerichtsdirektor. (Heidelberg, Karl Winter.) 37 Seiten. Preis 0,60 M., 100 Exemplare für 35,— M.

Die vorliegende kleine Schrift ist allen denen zu empfehlen, welche sich für das Problem interessieren. Verfasser arbeitet nicht in agitatorischer Weise, indem er Stimmung zu machen sucht, sondern er bringt ernste Gründe vor, politische und volkswirtschaftliche, und widerlegt in geschickter Form die Einwendungen der Gegenseite, die er als unparteiischer Richter voll zu Wort kommen läßt. Verfasser faßt das Resultat seiner Untersuchung in folgende Sätze zusammen:

a) Die deutsche Landwirtschaft befindet sich bermalen in einer Nothlage, die eine rasche und durchgreifende öffentliche Hülfe im Interesse der gesamten Landwirtschaft und damit des gemeinen Wohles als dringend geboten erscheinen läßt.

b) Als ein Mittel, welches diese Hülfe zu leisten geeignet ist, hat sich bis jetzt nur der Kanig'sche Vorschlag erwiesen.

c) Die Anwendung dieses Mittels erscheint praktisch ohne zu große Schwierigkeiten durchführbar, sie erweist sich als materiell und, trotz der bestehenden Handelsverträge, auch formell als zulässig.

d) Die gesetzgeberische Durchführung des Kanig'schen Gedankens muß daher unverweilt in Angriff genommen werden, falls sich nicht noch ein anderes Mittel ergibt, welches mindestens gleichviel wie der Kanig'sche Antrag zu leisten im Stande ist, oder falls nicht die formelle Unvereinbarkeit der Kanig'schen Idee mit den bestehenden Handelsverträgen noch überzeugend nachgewiesen wird.

e) Falls die formelle Unzulässigkeit der Durchführung des Antrags nachgewiesen und ein anderweitiges, gleichwertiges Mittel nicht noch gefunden

würde, wäre der Versuch einer Revision der Handelsverträge in Betracht zu ziehen.

f) Die Verstaatlichung der Getreideeinfuhr erscheint unter allen Umständen nur als ein unvermeidlicher Nothbehelf, der nicht weiter angewendet werden darf, als zur Erreichung des gemolten Zwecks unbedingt notwendig ist, und der wieder außer Anwendung zu setzen ist, sobald sein Zweck erreicht erscheint.

Wir bemerken zu c und d, daß wir die Ansicht des Verfassers, der Antrag Kanig sei mit den Handelsverträgen vereinbar, nicht zu teilen vermögen, und daß es uns vollends unmöglich scheint, eine Maßregel von der Tragweite des Antrags Kanig provisorisch einzuführen. Gleichwohl empfehlen wir das Schriftchen zur Information.

— Bollkampf — nicht Scheinkampf. Ein Wort zur politischen Lage im Innern. Von A. v. Boguslawski. (Berlin, Liebet.) 88 S. Br. 1,50 M.

Die Broschüre gehört zu denen, welche sich von unserem Standpunkt überhaupt kaum recensieren lassen, weil man eigentlich über jede Seite sich mit dem Verfasser auseinandersetzen müßte. Nahe bei einander finden sich oft Ideen, deren einer wir vollen Beifall, deren anderer wir nur runde Abtönung zu teil werden lassen können. Im ganzen wird man freilich sagen müssen, daß Verfasser die Dinge doch sehr äußerlich ansieht und aufsaßt, und daß seine Politik, eine Repressionspolitik à la Stumm, eine Politik der „Keulenschläge“, dem inneren Gang unserer volkswirtschaftlichen Entwicklung durchaus nicht gerecht wird. Die Reform findet nur nebensächlich Erwähnung. „Wir erkennen ganz ausdrücklich an, daß noch mancherlei sociale Reformen nötig sind, aber ehe diese ihre Wirkung thun können, werden die Grundbesitze unseres Hauses von der revolutionären Sturmflut fortgeführt sein, falls man

den Kampf gegen die Agitation nicht aufnimmt.“ Das ist eine sehr unwahrscheinliche Behauptung — so wankend ist unser Staatsgebäude noch nicht. Der Kämpfer gegen die „Agitation“ gleicht dem Arzte, der an den Symptomen heumodert, aber den Sitz des Uebels ignoriert. S. 35 betont Verfasser die Erfolglosigkeit der socialen Reformen und meint, keine Partei wisse Mittel zu nennen, welche die socialen Uebel beseitigen und der Socialdemokratie den Boden abgeben könnten. Darauf ist zu entgegnen, daß ernsthafte Versuche, den Kapitalismus einzubämmen, überhaupt noch nicht gemacht sind. Die Börse hat bisher dem Königtum, wie den Parlamenten getrotzt. Was dann eigentlich der Verfasser mit der Diktatur will, wenn er sie nicht gleichzeitig ein durchführbares socialpolitisches Programm in die Hand gibt, ist schwer zu verstehen. Könnten wir uns mit 48 Stunden Diktatur befreunden, so geschähe es doch nur, um für diese Zeit ein Mal die Macht des Uebertums und der Börse zu decken und Reformen zu erzwängen, nicht aber, um den Weltleuten Ruhe vor den Beuletarien zu schaffen. — Ganz pessimistisch sieht Verfasser die Kirchen an, die protestantische wie die katholische. Wir halten sie beide für besser. Was bisher an Reformen durchgeführt ist, verdanken wir doch nur den Christen beider Konfessionen. Es ist kein Grund, zu fürchten, daß nicht auch noch mehr erreicht werde. Alles in allem: der „Vollkampf“ besteht aus unserer Ansicht nicht darin, daß man auf die Träger der neuen Ideen mit Keulen schlägt, sondern darin, daß man das Mögliche vom Unmöglichen in den Zukunftsideen scheidet und das Mögliche mit vollem Ernst und rücksichtsloser Energie verwirklicht. Für den Erfolg kann man dann getrost die göttliche Gerechtigkeit sorgen lassen.

D. v. O.

— Ueber wirtschaftliche Kartelle in Deutschland und im Auslande. Fünfzehn Schilderungen nebst einer Anzahl Statuten und Beilagen. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1894. 256 und 326 Seiten. Preis 3 M.

Verhandlungen der am 28. u. 29. Septbr. 1894 in Wien abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik über die Kartelle und über das ländliche Erbrecht. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom ständigen Ausschuß. (Leipzig, Dunder und Humblot.) 1895. 542 Seiten. Preis 11 M.

Der 60. und 61. Band der verdienstvollen Sammlung des Vereins für Socialpolitik, und zwei Bücher, welche ihres der Hauptfache nach zusammengehörigen Inhaltes wegen auch im Zusammenhang besprochen werden mögen. Der erste Band, welcher in der vorjährigen Generalversammlung des Vereins bei der Kartellbesprechung den Mitgliedern zur Voraussetzung und den Referenten zum Teil zur Grundlage diente, enthält zehn, bei der Geheimnisträumerei der meisten heutigen Kartellvorstände nur mühsam zusammengebrachte Monographien über einzelne deutsche Kartelle und fünf generelle Schilderungen des Kartellwesens in

Frankreich, Oesterreich, Rußland, Dänemark und den Vereinigten Staaten von Amerika. Die den ersten Teil des starken Bandes bildenden, fast durchweg von den Statuten der behandelten Korporationen begleiteten Monographien sind ihrer Natur nach mehr für das eingehendere Studium bestimmt, obwohl einige von ihnen, besonders die Darstellung des rheinisch-westfälischen Kohlen Syndikats und die Arbeit über das im preussischen Landtage jüngst mehrfach debattierte Kali-Kartell, auch für weitere Kreise von größtem Interesse sind. Da sich die Regierung gegen die von der Landwirtschaft geforderte Preisbeeinfassung der Kalisätze in eben jenen Verhandlungen des Parlamentes hinter das Kalisyndikat zurückzog, so sei hier aus den „Schilderungen“ entnommen, daß dem preussischen Minister bei der Vereinigung der fiskalischen Werke mit den übrigen Kartellteilnehmern sowohl das Recht der Preisbeeinfassung gegenüber dem landwirtschaftlichen Bedarf, als das noch wichtigere des Austritts aus dem Kartell auch schon vor der Ablaufzeit desselben im Jahre 1898 vorbehalten worden ist. Was die Beurteilung des Bundes angeht, so trifft allerdings gerade diese Sammlung von Einzeldarstellungen der von Prof. Schmoller im Vorwort selbst mit Bedauern zugestandene Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit in der Auffassung. „Die Verteidiger der Kartelle überwiegen, weil wir leichter aus ihrer Schaar Mitarbeiter fanden . . . Wir hätten die Zahl der gegenteiligen Stimmen gern vermehrt, wir haben den Versuch, Mitarbeiter aus allen Parteien und Kreisen zu gewinnen, gemacht. Aber wie können nicht mehr bieten, als wir bei eifrigem Bemühen unsererseits erhielten.“ Wie sehr die Ansicht des Vereins, aber wie so wichtige Frage des Kartells allseitige Aufklärung zu erhalten und zu geben, von den meisten Direktoren und Verwaltungen derartiger Korporationen mißverstanden und durchkreuzt worden ist, wurde in der im vorigen Heft dieser Zeitschrift veröffentlichten Arbeit über Kartelle bereits hervorgehoben. Mit Recht beschwert sich der Herausgeber über diese ängstliche Zurückhaltung. „Aus einer statischen Enquete mit gleichem Vernehmungszwang könnte volles Licht schaffen . . . Die Leiter der Kartelle müssen endlich einsehen lernen, daß diese keine Weichen sind, die im Bedoogenen blähen können.“ — Von den fünf generellen Schilderungen des zweiten Teiles dieser Publikation besitzt jede einzelne den Vorteil einer frischen, lebendigen Darstellung. Teils von Socialpolitikern, teils von Praktikern verfaßt, wenden sie sich bald mehr gegen die Kartelle, bald zu ihren Gunsten. Was jedem Einzelnen an weitem Ueberblick fehlt, ersetzt am besten ihre Gesamtheit. Unbedeutend ist es gewiß nicht, wenn in dem Aufsatz über die Kartelle in Oesterreich die Verteidiger derselben etwa sagt: Ein großer Teil des österreichischen Schienenwalzwerks entstand in der Blütezeit des dortigen Eisenbahnbaues, der in den Jahren 1869—73 fast doppelt so umfangreich war wie später. Als diese Zeit des florierenden Wandens vorüber war, fehlte es an Bestellungen. Was thun? Einige Werke konnten sich noch durch

andereartige Arbeiten helfen, der Rest aber war nur auf Schienenzeugung eingerichtet. Er hätte in Konkurs gehen müssen, wenn es nicht gelang, durch ein Kartell den Unterbietungen zu steuern. Und es gelang, sich jetzt durch die höchsten Preise, welche noch Wahrgabe der ausländischen Konkurrenz zu erlangen waren, zu halten. — Das klingt ja alles ganz unerschütterlich, aber ist es volkswirtschaftlich gerechtfertigt, zu Zeiten wirtschaftlicher Depressionen alle Erhebungen durchzuschleppen, welche der Hochdruck einiger Gründerjahre gezeitigt hat? Wer die letzte und umfangreichste Arbeit dieser Sammlung, die amerikanischen Kartelle von Levo v. Halle (New-York), liest, wird über den volkswirtschaftlichen Wert der Syndikatsbestrebungen einen anderen Begriff erhalten. —

Ich komme zum Inhalt des zweiten, die Verhandlungen der vorjährigen Generalversammlung des Vereins enthaltenden Wertes. Sowohl dem Gehalt wie der Darstellung nach für weitere Kreise als der erstere Band geeignet, umfaßt es außerdem auch den wesentlichen Inhalt desselben noch einmal in nuce, indem ihm von Prof. Stieba-Köfod ein kurzer Bericht über den Inhalt der „Schilderungen“ und von Prof. Mengel-Wien ein juristisches Gutachten über die Kartelle im allgemeinen vorausgeschickt ist. Von den Sitzungsberichten selbst umfaßt nun derjenige des ersten Tages die ganze Kartellfrage noch einmal in lebhafter Rede und Widerrede. Als ein Gegner der Kartelle tritt der Referent, Prof. Bächer-Leipzig, als ein bereiter Verteidiger dagegen sein Korreferent, Direktor E. Kodert vom ehemaligen österreichischen Judersyndikat, auf. Der erstere saßt nach einer allgemeinen Uebersicht der Geschichte und Wirkungen dieser neuartigen Erscheinung des Wirtschaftslebens sein Urtheil in die folgenden Worte zusammen: „Das Endziel und Endergebnis der Kartellbildung ist eine Benachtheiligung der Schwächeren, der Konsumenten und Arbeiter, zu Gunsten der Stärkeren. Was man die von den Kartellen erwartete größere Stetigkeit des Geschäftsganges, die Befestigung der Ueberschneidung . . . noch so hoch stellen, man darf darüber nicht vergessen, daß es lediglich das Erwerbkapital ist, welches zu seinen Gunsten . . . die Bedingungen seiner Erhaltung und Vermehrung ändert, indem es die Gefahren, die es bisher bedrohten, auf eigene Hand zu beseitigen, die Höhe seines Profites selber zu bestimmen unternimmt.“ Herr Kodert beschränkt sich dem gegenüber im wesentlichen auf die Verteidigung des österreichischen Juderkartells und stellt die Bedingung, daß jedes Syndikat, bevor man es verurtheilt, einzeln zu prüfen sei. — Ja, wenn sich die Herren Kartellvorsteher nur nicht eben dieser Prüfung gleich beim ersten Versuch sehr brüsk entzogen hätten! In den verschiedenen Ansichten bewegen sich endlich die nach den Referaten der Wannanten noch etwa 70 Seiten des Bandes füllenden Aeußerungen der Debatte, in welcher neben dem angenderten Mandestertum Prof. Brentanos-München die wenn auch vorläufig noch utopischen, so doch interessanten Vorschläge des Prof. Neurat-Bien über die Befestigung der wirtschaftlichen Krisen durch eine Art

sozialistischen Ausgleiches zwischen Produzenten- und Konsumentenvereinigungen, dann aber eine ganze Reihe teils kartellfreundlicher, teils dem Interesse des Konsumenten oder des Arbeiterstandes geneigter Reden zu Worte kommen. Im Hin und Her der Meinungen giebt diese Verhandlung über die einschneidende Tagesfrage des Kartells gewiß allseitigere Auskunft, als die Studie eines einzelnen es jemals vermöchte.

Zu der zweiten Sitzungsfage der Versammlung, zum Gegenstande des bauerlichen Erbrechts, tragen zunächst zwei umfangreiche Vorträge: „Die Reform des ländlichen Erbrechts“ vom Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Permes-Berlin, und „Stand der Gesetzgebung des bäuerlichen Erbrechts in den Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie“ vom Oberlandesgerichts-Präsidenten Dr. K. Graf Chorinsky, wesentliche Aufklärung herbei. In den Verhandlungen selbst wird der Gegenstand wiederum durch zwei ausführliche Referate und eine sehr umfangreiche (130 Seiten) Debatte beleuchtet.

Hier nur die Bemerkung, daß der überaus empfehlenswerte Band außer dem Erwähnten noch in zwei Anhängen eine Anzahl österreichischer Kartellstatuten und eine gründliche von Dr. V. Bohle herrührende Darstellung des deutschen Buchhändlerkartells enthält, welche eigentlich dem erstbesprochenen Bande angehören sollte, aber für diesen zu spät kam. Jeder Bächerfreund und Interessent des Bacherwesens sollte diese Arbeit, welche hoffentlich auch im Sonderdruck erscheinen wird, lesen. B.

— Wider den Hoptott. Von Dr. F. Boh. (Verlag von Hellmuth Henckel, Dresden.) 1896. 29 S. Pr. 0,50 M.

Eine entscheidende Frage. Sociale Betrachtungen von V. Schaper. (Selbstverlag, Berlin, Mittelstraße 64.) 1896. 30 S. 0,50 M.

Zwei neue Beiträge zu der unüberschaubaren Flut anti-socialdemokratischer Schriften und Christen, die man achselkündend in die Hand nimmt — wenn sie beschaffen sind, wie die Broschüre von F. Boh, auch achselkündend wieder aus der Hand legt. „Wider den Hoptott“ ist eine tolle Kapuzinade gegen die Socialdemokraten, der zufolge es eigentlich nur ein Uebel, die vergebende Agitation der Socialistenführer, nur eine Hölle, nämlich eine drakonische, mittels „einer gewissen Elastizität“ in recht weitem Umfange anwendbare Gesetzgebung, und im übrigen eine vollkommene Welt giebt. Eine im ganzen wie im einzelnen unerfreuliche Erscheinung; im ganzen unerfreulich, weil man von der ersten bis zur letzten Seite vergeblich nach einem Funken jener Liebe sucht, die verstehen und helfen will, statt zu verdammen, im einzelnen unerfreulich, weil auch die Polemik nicht einmal ohne innere Widersprüche, aber voll von Uebertreibungen ist. Die eisenfeste Wiederung, die internationale Fählung . . . die Kongresse, Parteitage, Vereinsversammlungen, die Lurri, Wefang, Facherweine, Presse, Broschüren, Unterhaltungslektüre u. s. w. u. s. w.

werden generalisiert als „vergiftete Waffen der Socialdemokratie“; ja, aber warum denn? „Es ist ja gerade das Widersinnige in unseren öffentlichen Verhältnissen, daß man Menschen, die gemeinefähig sind, nicht die gegenwärtige Gewalt des Staates in allen Teilen läßt, sondern sie als eine berechtigte Partei sogar im Reichstage duldet.“ — Nach dem Verfasser sollte man sie auf Grund von ein paar „elastischen“ Gesetzen gleich vom Hock weg verhaften. Wenn Verfasser schließlich am Ende seiner Arbeit auf einer halben Seite noch einen schätzenswerten Vorstoß gegen den „Kammonismus“ macht, so ist das nur geeignet, an alles das zu erinnern, was seiner Schrift leider fehlt. —

Wohlt thut es dem gegenüber, sociale Betrachtungen, wie diejenigen Chapars, zu lesen. Durch dieses ganze Schriftchen läuft, wenn auch mit dem Willen das Können nicht überall Schritt hält, das besonnene Motiv: Macht sie zu kriegen, die Unzufriedenen, und die Socialdemokratie wird den Boden unter den Füßen verlieren. Redet nicht bloß von Sitte und Christentum, sondern beweist sie, beweist sie nur soweit, wie das ohne übermenschenliche Selbstverleugung möglich, und die Erfolge werden Euch unendlich betögen. Das Recht auf Arbeit, das Recht auf Erziehung, das Recht auf Gesundheit an Leib und Seele ist es, was der Verfasser, ohne dabei vor gesetzlichen Eingriffen in die agitatorischen Ausführungen der socialdemokratischen Führer mandesterlich zurückzureden, in erster Linie für das arbeitende Volk reklamiert. Wie er sich das denkt und welches im einzelnen seine Vorschläge sind, möge in dem kleinen Heftchen jeder, dem die sociale Frage nicht fremd ist, selbst nachlesen. B.

— Die Zukunft des Silbers. Von J. G. Fränkel, New-York. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G., vormals J. F. Richter.) 1894. 50 S. Br. 0,60 M.

Ein neues Heft der gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge (herausgeg. von Rud. Virchow und Wilh. Battenbach), in dem die immer und immer wieder brennend verdringende Silberfrage mehr technisch-statistisch, als volkswirtschaftlich behandelt ist; jedenfalls für den Freund dieses im Angesicht der bevorstehenden internationalen Münzkonferenz doppelt aktuellen Gegenstandes ein weiterer, erfreulicher Beitrag zur Orientierung. Die kostlose Lederproduktion an Silber seit den 70er Jahren wird mit schlagenden Ziffern beleuchtet, aber auch ohne Einseitigkeit hervorgehoben, daß der Konsum dafür wohl zu schaffen wäre, wenn die ungeheure Papierwirtschaft vieler Staaten zum Teil gegen eine geregelte und mit dem wirklichen Wert des Silbers parallel laufende Silberwährung umgetauscht werden könnte. „Die Furcht vor dem Silber hat Völker, welche durchaus nicht im Stande sind, sich diesen Luxus zu erlauben, veranlaßt, sich Weltwährung beizulegen. So J. B. hat Italien nicht allein sein mühsam erworbenes Gold, sondern auch sein kleines Silber verloren. Oesterreich-Ungarn hat auch mitgemacht, und in

Indien will man Goldwährung mit Silbermünzen herbeiführen. Man schafft hierbei sehr künstliche Zustände, und es ist noch sehr die Frage, ob es nicht besser wäre, für wirtschaftlich schwache Staaten bei der Silberwährung zu bleiben. Vielleicht wäre es gar keine so schlechte Spekulation für einen Staat mit Papiergeld, sich zu den niederen Preisen Silber anzuschaffen und zur Silberzahlung überzugehen, denn es wird sicher wieder eine Reaktion zu Gunsten des Silbers eintreten, und wenn auch die großen Gläubigerationen der Welt wohl nie wieder die Goldwährung ausgehen werden, so müssen sich die schwächeren Völker mit Silber begnügen, welches sicherlich dem Papiergeld vorzuziehen ist.“ Vielleicht würde eine derartige Währungspolitik nicht unmöglich sein, jedenfalls böte sie der demnächstigen „Zukunft des Silbers“ mehr Hintergrund, als die vom Verfasser außerdem prophezeigte Annahme des Silberverbrauchs infolge der Bevölkerungsvermehrung. B.

— Zur Frage der unentgeltlichen Krankenpflege. Negationen und Positionen von Dr. med. Gustav Bed, Bern. (Verlag von Schmid, Franks & Co., Bern.) 1894. 63 S. 80 Cts. (70 Pf.).

Diese Broschüre ist das erste Heft der in dem genannten Verlage erscheinenden „Diskussionsfragen zur Besprechung von „Initiativen“, Volksabstimmungsfragen. Sie ist veranlaßt durch das Initiativbegehren der Socialdemokratie nach unentgeltlichem „ärztlichen Rat und Beistand“ und „Heilmitteln“, wobei die Kosten aus dem Tabaksmopol bestritten werden sollten. Die „Negationen“ erweisen treffend die Unverständigkeit dieses Antrags. Die „Positionen“ entwickeln ein System, welchem zufolge das Risiko und die Kosten der Krankheit auf den Einzelnen, den ärztlichen Stand und den Staat verteilt werden sollen. Letzterem sollen allgemeine sanitäre Maßregeln und die Behandlung der Unvermögenden zufallen, den Patienten oder Gruppen derselben die Kosten für die Heilmittel im weitesten Sinne. Der ärztliche Stand soll kollegialisch organisiert und aus einer Gesundheitsoffizier (beiläufig 2 Cts. per Tag und Kopf) honoriert werden — unter Abrechnung und Rückvergütung der Krankheitsstage. Einziehung und Kontrolle dieser Steuer durch Couponhefte, aus welchen der Patient sich die Abschnitte für die Krankheitsstage von seinem Arzt aushändigen läßt. Somit hat der ärztliche Stand nicht mehr an der Krankheit, sondern an der Gesundheit ein fruchtbares finanzielles Interesse! —

Grundvoraussetzung dabei ist die Annahme, daß die Volksgesundheit das „Resultat der Funktionen der zur Ausübung der Gesundheitspflege konseffionierten Gesundheitsverhalter, d. h. der Ärzte“ sei. Von da aus ist der Plan mit erfreulicher Logik entwickelt und mit heilsamen Bemerkungen hübsch verziert. Aber jene Annahme! Wirklichkeit könnte sie doch nur werden, wenn das ganze Volk seinen Ärzten eine ähn-

liche Allgewalt einräumte, wie sie die Patienten der Spitäler ihren absoluten Gesundheitsmonarchen wohl oder übel zugetheilen müssen. Dann wären wir vielleicht vor der »Bureaucratie communis« bewahrt, aber der Bureaucratie medicorum communis um so sicherer verfallen. Daß, wie der beigegebene Vorsetzettel besagt, der Direktor des eidgenössischen Sanitätsamts und der des eidgenössischen sanitätlichen Bureaus durch die Vorschläge des Verfassers „überrascht und erfreut“ waren, ist eben kein Wunder, denn Welch ein Ernsteufeld für Sanitätsbeamte und Statistiker zeigt ihnen der schelmische Doktor in seinem Handspiegel! Vielleicht aber ließe sich die prophylaktische Thätigkeit und Bedeutung des Arztes besser als heute zur Geltung bringen, ohne daß man just alles auf den Kopf stellen müßte.

Wl.

— Deutschlands Kolonien. Ihre Gestaltung, Entwicklung und künftigen von Rochus Schmidt, ehemaliger Compagnieführer in der kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. 1. Band. Mit über 100 Bildern und 2 Karten. 10.—12. Tausend. (Berlin, Verlag von Schall und Grund.) Preis 5 R.

Der vom Major von Wischmann mit empfehlenden Worten eingeleitete Band behandelt Deutsch-Ostafrika. Der Verf., einer unserer besten Kenner des Landes, will in populärer Form Auskunft über dasselbe geben und wendet sich an die große Masse der Gebildeten. Er giebt einen zusammenfassenden Ueberblick über die Erwerbung der Kolonien 1884, ihre Entwicklung in politischer und kultureller Hinsicht, die kriegerischen Ereignisse, die Bestrebungen der Missionen u. s. w. Diese ersten Kapitel sind gut und ohne zu viele Einzelheiten geschrieben; man lernt aus ihnen, was dort seit 1884 gethan ist, aber auch, wie ungeheuer viel noch zu thun bleibt und wie auch in Ostafrika alles noch im Zustande des Beginns und Werdens ist. Besonders interessant sind die letzten drei Kapitel: „Militärische Maßnahmen im Innern unter dem Gouvernement von Soden und von Scheele; Wirtschaftliche Unternehmungen; Deutsche Kolonialverwaltung.“ In dem Abschnitte „Wirtschaftliche Unternehmungen“ stellt der Verf. die Aussichten der dort angelegten großen Pflanzungen als günstig dar. Eine recht abfällige Kritik übt er in dem Kapitel „Militärische Maßnahmen“ an der Thätigkeit des Gouverneurs von Soden; die Art der Verwaltung des letzteren konnte ihn, der ein warmer Verehrer Wischmanns ist, nicht befriedigen; man sieht, daß es für ihn nur einen für den Gouvernementsposten geeigneten Mann giebt, nämlich Wischmann. Der Schwerpunkt des Buches ist unkreuzig das septe Kapitel; in ihm entwickelt der Verf. Ansichten über den Ausbau der Kolonial-Abteilung des auswärtigen Amtes und über die Verwaltung der Kolonien, denen wir durchaus beizustimmen. Die zahlreichen Bilder, Porträts, Regentypen, Landschaften u. s. w. sind zum großen Theil gut gelungen. Das Buch ist eine wertvolle Bereicherung unserer Kolonial-Literatur.

v. H.

— Ueber Eisenbahn-Personentarif-Reform und die Selbstherfertigung der Reisenden mittels Bahnkarte von Ferd. Blane. (H. v. Deders Verlag, Berlin.) 1895. 22 S.

Eine Broschüre, die als Aeußerung eines Fachmannes (der Verfasser ist Eisenbahn-Hauptkassier zu Weiningen) immerhin bemerkenswert ist, obwohl sie erstens eine wahrscheinlich recht fern liegende Revolution auf dem angelegentlichsten Gebiete, und zweitens, im Grunde genommen, nicht eine Reform der Tarife, sondern eine solche des Eisenbahnbillettwesens bespricht. Sicherlich hat der Verfasser recht, wenn er das heutige Billettwesen der Eisenbahnen verurteilt, abermäßig kostspielig und umständlich nennt, eine andere Frage ist, ob seine Reformvorschläge, wenigstens sie dem ersten Blick recht einleuchtend erscheinen, die richtigen oder gar die einzig richtigen sind. Jeder Reisende soll nach diesen Vorschlägen seine Fahrkarte selber schreiben und — nach festgesetzten Einheitspreisen, welche sich etwas unter den heute üblichen halten — mittels überall käuflicher Bahnkarten auch selbst frankieren. Ich fürchte, daß das Publikum zum großen Teil in seiner Opferwilligkeit zu Gunsten der Eisenbahnverwaltung überhäuft wird.

B.

— Vor der Entscheidung. Offenes Schreiben an S. Durchlaucht den Fürsten Elothwig zu Hohenthohe. (Berlin, Walthers.) 1895. 23 S.

Anonyme Briefe wandern in der ganzen Welt in den Papierkorb. Aus dem Berick heraus kann man nicht öffentlich wirken. Ganz besonders muß der, der die präventive Form des „offenen Briefes“ wählt, um seinen politischen Gedanken Ausdruck zu geben, seinen Namen nennen. Wir müssen daher fürchten, daß auch diese Broschüre ziemlich nutzlos geschrieben und gedruckt sein wird. In bescheidenerer Form aufgetreten, hätte sie vielleicht etwas mehr Beachtung finden können. Die Gedanken, die sie enthält, über Umsturz und sociale Frage sind unseres Erachtens zutreffend; sie sollen vielsach mit dem zusammen, was wir seit Jahren in der Monatschrift vertreten.

2. Kirche.

— Das Reich Gottes nach den synoptischen Evangelien. Eine Untersuchung zur neutestamentlichen Theologie von Lic. B. Rätger, Privatdozent d. Theol. in Greifswald. (Gütersloh, 1895. C. Bertelsmann.) 179 S.

Diese Studie erfordert eindringliches Studium; aber wer dasselbe daran wendet, wird reichen Gewinn davon haben, — und zwar nicht nur einen spezifisch theologischen Ertrag, sondern auch eine Klärung der Anschauungen bezüglich fast aller neutestamentlichen Grundbegriffe, welche zur erheblichen Förderung der geistlichen Predigt- und Lehrthätigkeit auszufragen muß. Das Buch ist nicht nur mit Gelehrsamkeit, sondern auch mit Gewandtheit geschrieben. Die springenden Punkte des Inhalts sind kurz folgende: Jesu Predigt!

bringt nicht eine neue Idee, sondern die Darbietung dessen als gegenwärtigen Besitzes, was Israel — auf Grund der alttestamentlichen Prophezie und nach Ausweis der späteren jüdischen Litteratur — erwartete. Diese Erwartungen aber waren unklar und litten an einem Zwiespalt zwischen Gesetz und Gnade, der eine Abschwächung beider zur Folge hatte (hier ist für den Prediger und Seelsorger unserer Tage manche lichtvolle Parallele zu ziehen, da auch wir jetzt daran leiden, daß man mit dem Gesetz nichts Rechtes anzufangen weiß, und deshalb der Gnade die Bedeutung beimißt: Gott nimmt es nicht genau, das Sündigen ist also nicht gefährlich.) Diesen Abschwächungen traten Johannes d. T. und dann Jesus selbst entgegen durch die Veralgemeinerung der Bußforderung als Bedingung für den Eintritt in das Reich, das zwar gegenwärtig, aber verborgen und darum doch noch ein Kommendes ist. Von theologischer Polemik, sowie der Berücksichtigung anderer Ansichten findet sich nur selten eine Spur; es ist ihm in den biblisch-theologischen Fragen kundigen Leser überlassen, die Konsequenzen der Stellungnahme zu den theologischen Schulen selbst zu ziehen. Doch weist schon die Widmung an den Lehrer des Verfassers, D. Cremer, darauf hin, daß wir es mit einer kräftigen Opposition gegen die rationalistischen Verfassungen der biblischen Begriffe durch die Mitschläner, sowie gegen die Halbheiten der verslossenen Vermittlungstheologie zu thun haben. M. v. N.

— Die biblischen Geschichten des alten und neuen Testaments in beschränkter Zahl, verkürzter Form und neuer Anordnung nebst einem Anhang für die Hand der Kinder. Bearbeitet von Presting, Ignl. Seminardirektor. (Götze, Schloßmann.) 65 Pf.

Vor einiger Zeit zeigte ich von demselben Verfasser einen neuen Vorschlag zur Behandlung der biblischen Geschichte an. Jede Geschichte sollte wie ein Bild den Heiland in seiner Schönheit und Herrlichkeit den Kindern vor Augen stellen, die einzelnen Züge seines Wesens und Lebens ihnen tief und klar ins Herz prägen und die Freude an Ihm, die Liebe zu Ihm so in ihnen wecken, daß sie Ihn gern ihren lieben Heiland nennen. Dazu mußte der biblische Text eigens zugerichtet und umgrenzt werden. Die Geschichten mußten gruppiert und die einzelnen Gruppen, wie auch die einzelnen Geschichten unter sich verknüpft werden. Später folgte eine ähnliche Anweisung für die Bergpredigt. Nun ward es aber auch nötig, den biblischen Geschichtsstoff so zu geben, wie diese neue Weise der Behandlung es fordert. Das ist in diesem Heftchen geschehen. Der alttestamentliche Geschichtsstoff ist dabei sehr, nach meiner Meinung zu sehr verkürzt. Und ob nicht doch auch die biblische Erzählung selbst zu stark beschnitten ist? Allerdings will der Verf. nur das Ueberflüssige, das Weirert, wodurch das Geschichtsbild beeinträchtigt wird, alles für die Kinder Nichtpassende, nicht Mundgerechte weglassen, aber entsteht nun nicht doch eine Art von neuer Bibel,

von Schulbibel? Die methodischen Anweisungen für den Lehrer, wie er die Geschichte und die Geschichten durchnehmen soll, kann man nur gut heißen. Jeder Geschichte sind Sprüche und Hinweise auf den Katechismus, auch Lieberverse beigefügt, welche bei der Besprechung verwendet werden sollen. Der Verf. meint nicht, daß das als Memorierstoff zu behandeln wäre, das würde die Kinder überbürden; diese Sprüche, Katechismusstücke und Lieder sollen nur von den älteren Schülern durchgelesen werden. Vielesach werden sie freilich zu dem Memorierstoff gehören, den die Schule ohnehin aufsieht. Der Anhang enthält den kleinen Katechismus Luthers mit kurzen Anweisungen zur Erklärung. Man merkt dieser Presting'schen biblischen Geschichte an, daß sie von einem Mann geschrieben, der in der Praxis lebt, der die Grenze der kindlichen Fassung genau kennt und sicher einhält, und dem es daran liegt, das Kindesherz wirklich an seinen Gott und Heiland zu binden. Ob aber diese neue Weise die alte verdrängen wird, das ist doch noch eine andere Frage. Ein Seminardirektor bildet ja seine Weise in viele Lehrer hinein, sie tragen dieselbe in die Schule hinaus, dort muß sie sich bewähren und ausweisen. Es wird hier genügen, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß eben eine neue Weise kommt, die Fachmänner mögen dann prüfen, ob sie dieselbe annehmen wollen. Für eine Mutter, welche ihre Kinder die heilige Geschichte lehren will, dürfte sich das Presting'sche Buch noch besonders empfehlen, weil die Lieber'schriften gleich das anzuschauende Bild darreichen, und weil die Wiederung das Verständnis wesentlich erleichtert. D.

— Das Rätsel des Jänzbuches Rose und seine falsche Lösung. Eine Reihe kritischer Einzeluntersuchungen und Zeugnisse. Ein Beitrag zur Lösung einer brennenden biblischen Zeitfrage mit eingehender Berücksichtigung der Quellenscheidung von Dr. Estrad von Eduard Rupprecht. 160 S. (Güterlof, C. Vertelsmann.)

Der Verf. geht davon aus, daß auch die gläubige Wissenschaftslehre an den neuen Trägern des alten Rationalismus findet, daß sie nicht meint, was göttlich, sondern was menschlich ist. Während die einen in völliger Gottlosigkeit den Grund umreißen, helfen die anderen abbröckeln. Alle Wissenschaft ist Menschenwerk, darum Stückerwerk dem Wechsel unterworfen. Wie die Kleidermode bald enge, bald weite Kerne zum Gesetz macht, so scheidet die der Mode unterworfenen Bibelkritik bald mehr, bald weniger unechte Stellen aus dem Worte Gottes aus. Und es vertreibt die armseligste Eitelkeit und die plumpe Unwissenheit die Katecheten dazu, sich als Hauptthäne zu geben, die Krüge zu schlagen, die Augen zu schließen und den Kopf so hoch als möglich zu heben, um der Welt zu ver kündigen, daß wieder einmal ein ganz frisches, noch nie dagewesenes E gefegt worden ist. Wenn die armen, der Verführung ausgefekten Studenten nicht wären, könnte man zu solchem Gebahren der

setzt in die Mode gekommenen Theologen dieser und jener Hochschule nur von Herzen lachen. Einer aber lacht und spottet ihrer, das ist der, von dem im zweiten Psalm Vers 4 die Rede ist.

Was der Verf. als gelehrter Theologe gegen die Leute vorbringt, die dasselbe zu staube bringen, was der zum Gärtner gelehrte Bod fertig bringt, bin ich außer Stande zu beurtheilen; da er aber laut Titelblatt nicht nur „kritische Einzeluntersuchungen“, sondern auch „Zeugnisse“ darbietet, so kann ich mich an diesen wie alle gläubigen Laien recht von Herzen freuen und dem ehrwürdigen Zeugen Pfarre Rupprecht in Sausenheim nur innigst danken. Der Herr Jesus Christus steht in seiner Majestät einem treuen Diener am Wort stündlich vor Augen, während die ungläubigen Kritiker am Wort „wie die Nachtfliegen mit ihren sadenscheinigen miserablen Konjekturen hoffärtig unten an seinen Füßen schwirren.“

Der Verf. sagt: „Mich wundern's nicht, daß der ehrliebe alte Völkler die Universitäten unserer Zeit ‚Satan'schulen‘ nennt. Vielleicht hat man ihm seinen Sohn vergiftet. Ich würde voll Zorn und Grimm in solchem Fall ihnen vielleicht rathen müssen. Denn eine einzige verlorene, verführte Menschenseele wiegt in Gottes Augen schwerer als die ‚ganze Welt‘, also auch alle ihre Würden und ‚wissenschaftlichen Ergebnisse‘.“ — Die Eintagsfliegen auf den Kathedern reden von „gesicherten Ergebnissen“ solidester, unskätigster „Forschung“ und nach einigen Jahrzehnten weiß kein Mensch mehr etwas von diesen „gesicherten“ Dingen. Wie aber vor Jahrtausenden Gottes Wort das Licht der im Finckern tappenden Menschen war, so wird es dieses Licht bleiben, bis die vollendete Menschheit im Lichte Gottes wandelt. „Die liberal-kritische sog. Theologie nimmt der evangelischen Kirche ihren einzigen festen Grund und zerbricht ihr das Schwert, auf dem unerschütterlich stehend und eingewurzelt und das unerbittlich schwingend die Apostel das Heidentum und Luther das Papsttum brachen.“ — „Statt mit Freuden und Bönne als Kinder des Hauses am reichbesetzten Tisch des Vaters zu essen, lehrt man vielfach die künftigen Seelenhirten wie vernarrte Fremdlinge an den vollen Schällein kritisch herumzuschmeißen. Und das nennt man dann theologische Wissenschaft. Das ist die List und Verblendung des Teufels.“ — „Immer von neuem zeigt es sich, daß die Theologen, wenn sie einmal auf der Bahn des Abfalls gehen, wieviele Kinder des Teufels werden. Ich gebrauche diesen furchtbaren Ausdruck mit vollem Bedacht und denke an Dr. Bauer, Strauß, Bour u. neuere. So ist ein ‚Kneugel‘ stets des Teufels bestes Werkzeug. Und der Antichrist ist das Produkt nicht des profanen Heidentums, sondern des dumm gewordenen Christentums, der abgefallenen Christenheit.“ Der Verf. schließt sein Zeugnis mit den Worten: „Ich habe gethan, was ich konnte, und werde noch thun, was ich kann, solange ich Junge und Feder rühren kann. Verpötte immerhin meine ‚Predigten!‘ (So nannte ein hochmüthiger ‚Doktor‘ das Zeugnis des Verf.) Ich weißsage euch, daß, wo ihr nicht umkehrt von eurem wahn-

finnigen Treiben, ein anderer mit euch reden wird, daß euch davon die Dären gelten. Ich will schuldlos sein an dem Blut so vieler ‚Erschlagener‘ und an dem Ruin unserer Volkstirchen, den eure Arbeit heraufhülhet. Das sei mein letztes Wort vor Gottes Angesicht für dieses Mal.“ O. K.

— Der Verlag der evangelischen Buchhandlung in Wien verdet: Das Vaterunser, Betrachtungen von D. Dr. Paul von Zimmermann, evangelischem Pfarre und Dozent an der theologischen Fakultät in Wien.

Das Buch ist mit acht Bildern geschmückt und auch sonst sehr vornehm ausgestattet. Der Preis beträgt 5 Mark. Der in weiteren Kreisen Deutschlands bekannte und neuerdings öfter in den österröischen kirchlichen Wirren genannte Verfasser hatte über das Vaterunser Predigten gehalten, diese waren dann, in kleinere erbauliche Betrachtungen zerlegt, im Wiener evangelischen Hausfreund erschienen und sind nun, da sie freundliche und dankbar zustimmende Aufnahme fanden, gesammelt herausgegeben, sie werden besonders als Konfirmationsgabe empfohlen. Der Verf. wollte durch diese Bearbeitung die Herrlichkeit des Vaterunser zum Bewußtsein bringen und wollte an seinem Teil dem Martyrium, welches das Gebet durch gedankenloses Geplapper erleiden muß, ein Ziel setzen. Er stellt vor jeden Abschnitt einen Vers des Liedes von Luther: Vater unser im Himmelreich. Die Ausführung bindet sich nicht an die Auslegung Luthers, sie ist aber lebendig, geistvoll, auch ansprechend, besonders da, wo sie ins Leben hinausgeht; einzelnes dürfte für den Gesichtskreis von Konfirmanden reichlich hoch liegen. Eins aber ist mir aufgefallen, die Zurückstellung der Person Jesu Christi. Gleich bei der Anrede fragt es sich doch, wodurch wir Recht und Macht gewinnen, zu Gott als unserm Vater zu beten. Und bei der sänften Bitte war doch auch dessen zu erwähen, der uns die Vergebung der Sünden durch sein Blut erworben hat. Man kann ja sagen: Indem das Gebet als Gebet der Christen behandelt wird, ist das schon vorausgesetzt, aber ganz genügt das doch nicht, diesen Rang zu erklären. Uebrigens gebe ich dem Buch gern ein freundliches Geleitwort an den Weg: Es ist ein schöner, warmer evangelischer Gruß aus dem Süden Deutschlands. Möge es helfen, den evangelischen Glauben dort zu dauern. D.

3. Geschichte.

— Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Joh. Janssen. 8. Band. Ergänzt und herausgegeben von L. Pastor. (Freiburg i. Br., Herbersche Verlagshandlung.) 1894. Preis 7 M.

Der Niedergang des Handels und Ackerbaues, Christen- und Judenwucher, sittlicher Verfall aller Stände, Wetterwesen, Zunahme der Verbrechen, Hegenwesen und Hegenverfolgung im 16. Jahr

hundert bilden den Inhalt dieses Bandes. Ebenso wie früher Janssen fährt auch Pastor eine gewaltige Menge von Büchern u. s. w. als Quellwerke auf; ihr Verzeichnis fällt 27 eben gebrauchte Seiten! Auch sonst entspricht dieser Teil den vorhergehenden durchaus. Eine überwältigende Menge von Auszügen aus Schriften der Zeitgenossen wird mitgeteilt, um die Ansichten der Verfasser zu beweisen. Wie ein roter Faden zieht sich der Gedanke durch das Buch: alles Unheil, das ganze Unglück Deutschlands im 16. Jahrhundert ist eine Folge der Reformation. Diese Janssen'sche Art, Geschichte zu schreiben oder vielmehr zu entstellen, ist schon oft, sogar von katholischer Seite, verurtheilt; auch in unserer Monatschrift hat sie mehrfach die gebührende Zurückweisung gefunden, namentlich im Jahrgang 1882 ff. durch den Professor Ebrard und den Herausgeber. Wir würden deshalb auch gar nicht weiter auf das Buch eingehen, wenn nicht Herr Pastor im 1. Kapitel des 2. Theiles, als dessen Verfasser er sich ausdrücklich hinstellt, wieder Luther und Melancthon in schändlicher und hinterlistiger Weise angegriffen hätte. Er wiederholt, was Janssen früher auch ausgesprochen hat, daß beide die Vielweiberei als erlaubt hingestellt hätten und sorgert hieraus, daß gerade dieses Verhalten der Reformatoren wesentlich zur Sittenverbesserung beigetragen habe, „die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, die Ehe, wankte in ihren Grundfesten.“ Jeder weiß, daß Luther die Ehe nicht als Sacrament aufgefahst hat, aber ebenso gewiß ist, daß sein Eheleben unsträflich war und bis heute als Vorbild dasteht für zahllose evangelische Pfarrhäuser, die ein Segen für Deutschland gewesen sind und sein werden. Glaubst Herr Pastor, daß die „Pfarrköchinnen“ einen gleich guten Einfluß auf ihre Umgebung geübt haben, wie ehrbare und fromme Pfarrfrauen? Aus Luthers zweifellos falscher Stellung im Ehebande Philipps von Hessen den Schluß zu ziehen, daß er die Vielweiberei für christlich und recht angesehen habe, ist eine Vogal, die außer Herrn Pastor nur wenige Verhändnis haben werden. Die Sittenverbesserung war schon Ende des 15. Jahrhunderts groß, am schlimmsten in vielen Klöstern; sie war einer der Gründe der Reformation, wuchs aber trotz derselben bis zu dem furchtbaren Strafgericht des 30jährigen Krieges. Die Auffassung Pastors ist eine völlige Umkehrung des Thatbestandes. Ebenso unwissenschaftlich ist die Behauptung, daß „die neue Lehre die längst herrschende Religion zum Aberglauben befestigt und verbreitet“ (S. 493) und somit die Hexenverfolgungen wesentlich gefördert hätte. Luther war nicht frei vom Glauben an Hexen und Hauberläuse; aber, wer war das im 16. Jahrhundert überhaupt? Pastor will die Hauptschuld an den Graueln der Hexenbrände geru Luther und den „Neugläubigen“ zuschieben — er muß aber selbst geben, daß der „Hexenhammer“, jenes entsetzliche, mit Zustimmung des Papstes Innocenz VIII. von zwei Dominikanern verfaßte Buch, schon 1486 herauskam und schon damals das ganze von der römischen Kirche gewünschte und gutgeheißene Verfahren gegen die Hexen kirchlich und juristisch an-

ordnete und festlegte. Wenn Herr Pastor sagt, daß der erste Mann, der gegen die Hexenprognose seine Stimme erhob, Joh. Weyer, Katholik gewesen sei, so mag das wahr sein, obwohl es nicht feststeht; jedenfalls aber sagte Rom sein Buch auf den Index, d. h. erklärte es als verwerflich. Das Pastorische Buch ist jesuitisch im schlimmsten Sinne des Wortes; es ist außerdem voll von inneren und äußeren Widersprüchen, die jedem einigermaßen aufmerksamen Leser, der gar kein Welehrter zu sein braucht, sofort in die Augen fallen. Auch dieser 8. Band wird vielleicht in einzelnen schwachen Gemüthern und Köpfen Unheil anrichten — geschichtlicher und wissenschaftlicher Wert kann ihm wegen seiner inneren Unwahrhaftigkeit nur in ganz geringem Maße zugesprochen werden.

v. H.

4. Litteraturwissenschaft.

-- Goethes Stammbäume. Eine genealogische Darstellung von Heinrich Dünper. VI u. 168 S. (Gotha, F. A. Perthes.) 3 M.

Diese mit überflüssig geordneten Stammbäumen nicht versehenen vielfach nur aus trocknen, unzusammenhängenden, registerartig aneinandergefüßten Notizen bestehende Arbeit zerfällt in zwei Teile: das Geschlecht Tector, das wahrscheinlich von einem hohelohischen Weilerheimlichen Beamten Georg Weder herzuweisen ist, hat hundert Jahre vor Goethes Geburt und später wiederholt die Vornamen Wolfgang und Johann Wolfgang; das Geschlecht Goethe geht zurück bis zum Urgroßvater des Dichters, dem Hufschmied Hans Christian Goethe in dem Mansfeldischen Städtchen Artern, dessen ältester Sohn, Goethes Großvater, 1657 geboren ist. — Eodlich interessant ist das vom Verf. über den Stadtschultheiß Johann Wolfgang Tector, den Großvater mütterlicherseits, und über den Schneidermeister und nachmaligen Weidenhof-Wirt Friedrich Georg Goethe in Frankfurt a. M., sowie über seinen jüngsten Sohn zweiter Ehe Johann Kaspar Goethe, den Vater des Dichters, Zusammengeßte. Waren Goethes Vornamen dem mütterlichen Geschlecht entlehnt worden, so erhielt Goethes älteste Schwester den Vornamen Cornelia von der Großmutter väterlicherseits. — Die Fabeln des Volgers über die Ahnen des Dichters aus dem dem Gau Gießfeld angehörenden Gießstamm werden vom Verf. mit Recht geringschätzig behandelt. Ebenso geringschätzig werden die Leser Dünpers Nachrichten aus dem Leben der näheren oder entfernteren Verwandten Goethes beurteilen, Nachrichten, die zusammenhängend, beispielsweise so aneinandergereiht werden: „Resident des Herzogs war in Frankfurt der nachauflingische Vegetationsrat Johann Karl Philipp Kiese. Die Geburt eines Sohnes des Schlossers aus zweiter Ehe am 29. Januar 1784 — ward von der Frau Mat mit jubelnder Freude begrüßt. Am 14. März 1786 wurde dem Ratschöffen noch eine Tochter geboren. Während Goethes italienischer Reise desog sein Neffe Johann Wolfgang Tector die Hochschule Altorf; er ward am 30. April 1787

immatrikuliert. Schloffer, der Schwiegerohn der Frau Nat, kam jetzt erst nach Karlsruhe. Starck's zweiter Sohn warb in demselben Jahre Weimarer Hofrat. Oheim Textor rüdte am 14. April 1788 auf die Schöffentbank. Das Geschäft der Frau Welber war indessen immer mehr zurückgegangen.“ Niefe, Schloffer, Textor, Starck, Welber, man kann sich oft kaum auf die Verwandtschaft dieser und unzähliger anderer Personen, bisweilen bloßer Kammerbedienten, im Augenblick besinnen. — Goethe's wilde Ehe mit der Christiane Vulpius soll „in halber Verzweiflung“ vom Dichter geschlossen worden sein. Dünker sagt mithe: die natürliche Ehe. — Wo er den „Frauen“ eins anhängen kann, versucht er nie die passende oder unpassende Gelegenheit, z. B. S. 30 („Aber daß und Liebe blenden die Frauen!“), S. 41, 43, 45. — Man sagt nicht: er hat den Fürsten an den Nagel gehangen, sondern gehängt. — Willigis war nicht Erzbischof in Trier, sondern in Mainz. — Die römische Jahreszahl S. 112 ist um zwei Jahrhunderte verführt angegeben. — Auf S. 96 muß es statt 1794 1694 heißen. — Vetter sagt man noch im 19. Jahrhundert in Frankfurt, wenn man vom Taufpaten spricht, und historisch richtig ist die mundartliche Aussprache Vatter für Vater; englisch father. — Der Verf. nennt sonderbarer Weise Goethe „den dichtersüchtigen Dichter“ statt den größten Dichter. Sollte Cornelius der maleischste Vater gewesen sein? Diese Bezeichnungen gelten doch nur den Gegenständen der Kunst, nicht den Künstlern. O. K.

5. Biographie.

— Gustav zu Buttlich. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Buttlich, geb. Gräfin Königsmarck. 3 Bände. (Berlin, Verlag von Alexander Tunder.) 1894.

Das Lebensbild, im wesentlichen aus Briefen zusammengestellt, und nur, wo die Briefe Lücken aufweisen, ergänzt von der geistvollen Bittwe des Verstorbenen, ist breit und umfangreich angelegt und hier und da hätte vielleicht gefürzt werden können. Aber es wird gleichwohl niemandem gereuen, die drei Bände zu bewältigen. Gewähren sie doch, wie kaum eine andere Dichterbiographie, den klarsten Einblick nicht nur in das reiche Gemüt und Herz des Mannes, sondern auch in die Werkstatt des schaffenden Vortens. Wir sehen die Gedichte sowohl wie die Märchen, die kleinen Lustspiele wie die großen historischen Dramen, durch welche Buttlich zum bedeutendsten und edelsten Schauspielbildner der neueren Zeit geworden ist, bis ins einzelne vor uns entstehen, wir erkennen die Bewegungen, denen sie ihr Dasein verdanken, die Einwirkungen, unter denen sie entstanden, und wir erleben endlich die größeren oder kleineren Erfolge, zu denen sie geführt haben.

Gustav zu Buttlich, ein Sproß des bekannten uraltten, in der Priegniß angefahrenen Geschlechts,

war eine reine, edle, allem Gemeinen abholde Natur; dazu besaß er scharfen Verstand, lebhaften Witz und ein tiefes, weiches Gemüt, und das alles verbunden mit dem großen poetischen Talent, dem Pfunde, mit dem er gemuchert hat. Kommt nun zu diesen inneren Vorzügen hinzu, daß Buttlich durch Geburt und Familienbeziehungen in die höchsten Gesellschaftsklassen gewiesen war und daß von Jugend an sehr auskömmliche Vermögensverhältnisse ihm nicht nur alle Sorgen fern hielten, sondern auch den mannigfachen Schmutz des Lebens gestatteten, so versteht man es, daß der Dichter sehr häufig sich selbst als einen von Gott besonders bevorzugten Menschen bezeichnete. Dies Gefühl wurde verstärkt durch ein überaus inniges und glückliches Familienleben, in dem dann freilich die schweren Prüfungen, welche seinen Lebensabend trübten, doppelt schmerzlich empfunden wurden.

Neben den glücklichsten Familienbeziehungen geht ein erstantlicher Reichtum an Freundschaften nebhenher. Als die dem Dichter am nächsten Stehenden erwecken besonderes Interesse eine Jugendsreundin, Marianne Kiemer aus Magdeburg, welche später zweimal verheiratet war, in erster Ehe an den Dichter Jommernann, in zweiter an den Direktor Wolff in Hamburg. Diese seltene Frau hat funfzig Jahre lang einen großen Einfluß auf Buttlich's Entwicklung ausgeübt und ihn besonders in den Jahren abnungsvoll beraten, in denen er als junger Mann noch schwankte, wohin er sich wenden sollte, und nicht klar werden konnte, ob sein Talent auch ausreichen würde, um es zur Lebensfode zu machen und ihn zu befähigen, auf dem Gebiet der dramatischen Poesie etwas Ernstes und Kennenwertes zu leisten.

Die zweite Freundschaft, welche erst im Manesalter begann, dann aber bis ans Ende mit großer Treue gepflegt wurde, war die des Freiherrn Sigbert von Vinke, eines Dichters, dem weniger der große Schwung des Genies gegeben war, als ein reproduktives Talent, das indessen durch Fleiß und Ausdauer und reiche Bildung sich mehr und mehr mit einem ausgebildeten Sinn für Kunst und Feinheit paarte. Neben Vinke gehörte auch Emanuel Weibel zu den Freunden. Er hat oft im gastlichen Hause zu Reglin seine Ferien verbracht und die dramatischen und lyrischen Pläne, die er hegte, mit dem gleichgesinnten verständnisvollen, dramatisch ihm überlegenen Buttlich eingehend durchsprochen. Wir erfahren auch aus dieser Biographie, daß es Buttlich war, der Weibel ein königlich preussisches Jahresgehalt auswirkte, nachdem man 1867 dem Dichter das bayrische Gehalt in München aus politischen Gründen gestrichen hatte.

In näherer oder engerer Beziehung zu Buttlich haben fast alle Poeten und Dramatiker der letzten 30 und 40 Jahre gestanden. Es ist kaum ein Name von Bedeutung, dem wir nicht in diesem Buche begegneten, und fast immer knüpften sich neben den literarischen auch persönliche und freundschaftliche Beziehungen an.

Wir verjagen es uns, Einzelheiten anzuführen. Wie schon gesagt, bietet das Buch ein hohes litte-

rarisches Interesse, insofern es aus den Dichter und Dramaturgen Butlig in seiner poetischen Entwicklung und in seinen Beziehungen zum Theater und zu fast allen Notabilitäten der Gegenwart vorführt. Es bietet ein hohes persönliches Interesse, insofern der Dichter eine liebenswürdige, sympathische Persönlichkeit war, der viele Freunde im Leben gewonnen hat, aber kaum einen ernsthaften Feind zurückgelassen haben dürfte.

Eupfiehlt wir aber gern das Buch aus allen diesen Gründen, so soll damit nicht gesagt sein, daß wir in jeder Hinsicht mit dem verstorbenen Dichter übereinstimmen. Im Gegenteil sind unsere Ansichten oft recht erheblich abweichend, besonders da, wo es sich um die Stellung zum Christentum handelt, das bei Butlig nicht im Centrum stand, wenn es auch fast immer mit wohlwollender Neutralität behandelt wurde. Immerhin hat Butlig hier auch viele Konfessionen gemacht, die wir nicht billigen können. Wenn die Speuzersche Zeitung mit daran zu Grunde gegangen ist, daß Paul Heyse's abscheulicher Roman „Kinder der Welt“ für das Heulleben erworben wurde, so liegt in diesem Erwerb eine Verantwortlichkeit, die wir nicht tragen möchten. In seinen eigenen Dichtungen hat Butlig durchweg sich große und edle Ziele gestellt. Aber auf der Bühne hat er doch gelegentlich Personen und Tendenzen Günstlich gewährt, die man besser nicht fördert, sondern bekämpft. Darum bleibt aber doch die Biographie eine höchst interessante und angenehme Lektüre.

— Freiherr von Stein. Von Fr. Neubauer. (Berlin, E. Hofmann & Co.) 1894. (12. Band der Biographien-Sammlung „Geistesheiden“, herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim.) 3,60 Mk.

Auf 202 Seiten eine Biographie Steins, unter Benützung der älteren Biographien von Berg, Seeley u. s. w., sowie der zahlreichen anderen sich auf ihn beziehenden Schriften; natürlich keine eingehende, wissenschaftlich gehaltene Lebensbeschreibung, sondern ein für weitere Kreise bestimmtes Buch. Wegen Form und Inhalt läßt sich nicht viel einwenden, aber der Darstellung fehlt doch der große Zug, die ursprüngliche Begeisterung für diesen „Erdstein aller Deutschen“. Wenn man diese gut und statt geschilderte Biographie liest, so bedauert man, daß Arndt nicht bald nach Steins Tode seine Arbeit ausgeführt hat, das Leben seines großen Freundes zu beschreiben; er würde seiner Darstellung die Mut und das Feuer beigemischt haben, die ihn selbst während der Zeit der deutschen Erhebung besetzten, und über die er in späteren Jahren, als er seine „Wanderungen und Wandlungen mit dem Frh'n. v. Stein“ herausgab, nicht mehr verfügte. Eigentümlicherweise ist in Neubauers Werk der Name Arndts nur ganz nebenbei erwähnt, obwohl er doch während der Zeit von 1812 bis gegen Ende der Freiheitskriege als Sekretär und Vertrauter Steins vielfach in dessen nächster Umgebung war und bis zu des letzteren Tode sein Freund blieb. Nicht immer geht der Verf. auf den Grund der Dinge. So

bezeichnet er z. B. als Ursache der Entlassung Steins im Jahre 1807 hartnäckiges Festhalten an liebgewordenen Persönlichkeiten seitens des Königs, eigensinniges Bestehen Steins auf Grundbesitz. Thatsächlich brach Friedrich Wilhelm III. mit ihm, weil er autokratisch regieren wollte, Stein aber eine andere, höhere Auffassung von der Stellung der Minister besaß und vertret, als jener ihm zugestehen wollte — also im Streit zwischen dem Absolutismus des 18. Jahrhunderts und der neu emporkommenden Anschauung von der Verantwortlichkeit der Minister. Auch kleinere Fehler finden sich; gleich auf der ersten Seite z. B. die Angabe, daß Stein am 16. Oktober 1757 geboren ist, während der 26. Oktober das richtige Datum ist. Der Schwiegervater Steins, der Feldmarschall Graf Wallmoden, war nicht ein Enkel, sondern ein natürlicher Sohn Königs Georg II. von England. Für Leser, die einen Ueberblick über das Leben und Wirken des großen Deutschen gewinnen wollen, ist das Buch ausreichend; höheren Ansprüchen genügt es nicht. v. H.

— Franz Hermann Reinhold v. Franke. Ein Gedenkbild von Reinhold Seeberg, Professor der Theologie an der Universität Erlangen. (Weipzig, Dörffling & Franke.) 1894. 24 S. 50 Pf.

Ein Jahr ist bereits darüber verstrichen, seit Gott den großen Erlanger Theologen aus seiner Arbeit gerufen. Biewohl ohne Zweifel seine Schüler und Verehrer von dieser Schrift, in welcher sein Schüler und Kollege ihm ein Denkmal gesetzt hat, werden Kenntnis genommen haben, so sei hier doch noch kurz auf dieselbe hingewiesen. Möchten weitere Kreise sich anregen lassen, den Werken v. Franke, durch welche er sich in der Theologienwelt einen so hochgeachteten Namen erworben, näher zu treten. Zwar findet man gerade keine leichte Lektüre, vielmehr will mancher Satz mehrmals gelesen sein, wenn man den in geschlossener Form dargebotenen Gedankengang folgen will. Aber es lohnt sich der Mühe und der Ertrag ist reich. Denn es giebt wohl kaum noch einen anderen Theologen der Jetztzeit, bei welchem in gleichem Maße seine Schriften aus tiefinnerster Glaubensüberzeugung heraus geboren sind. Wie er in dieselben das Princip seines Systems gefunten hat, so flingt aus allen seinen Schriften der volle Herzensstimm inneren Lebens dem Leser entgegen. Bei aller Strenge des systematischen Aufbaues, bei größter Schärfe des Gedankens doch keine leeren Abstraktionen und keine blassen Reflexionen, sondern überall merkt man es, daß dieser Knecht Gottes seinem Herrn und Meister nachsprechen konnte: „Wir reden, was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben.“ Es ist sehr erfreulich, daß aus den Vorlesungen Franke eine „Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen, seit Schleiermachers“ herausgegeben ist, die auch den Nichttheologen zugänglich ist. Besonders aber kann das „Babelmetum für angehende Theologen“ — ein besseres Buch für dieselben giebt es nicht — mandem eine Brücke zum Studium der Hauptwerke Franke

bilden. In den kirchlich-theologischen Kämpfen der Gegenwart werden dieselben noch lange ihre Bedeutung behaupten und, Gott gebe es, der drohenden Verfallung des Glaubenslebens wehren. Möchte das mit dankbarer Pietät und liebevollem Verständnis gezeichnete Lebensbild recht viele aufmerksam machen. Wt.

6. Länder- und Völkerkunde.

— Acht Monate in Südafrika. Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeinde. Von C. Buchner, Missions-Direktor. Mit einer Kartenfuge. (Wätersloh, Verlag von C. Vertelsmann.) 1894.

Der in christlichen Kreisen bekannte Missions-Direktor Buchner machte von September 1892 bis Juli 1893 eine Reise nach dem Kaplande, um in amtlicher Eigenschaft das dortige Missionsgebiet der Brüdergemeinde zu besuchen. Das Buch dirgt in der ersten Abtheilung Reisebriefe aus dieser Zeit, in der zweiten Abtheilung eine Beurteilung der Arbeit der Brüdergemeinde in Südafrika und zum Schluß die Schilderung einer Besteigung des Tafelberges und der Fahrt mit einem Ochsenwagen. Der größte Theil des Buches ist schon früher in Zeitschriften veröffentlicht; man kann aber dem Verf. dankbar sein, daß er die Erfahrungen, die er bei der Reise gesammelt hat, noch einmal in Buchform herausgegeben und sie dadurch allgemeiner bekannt gemacht hat. Er schreibt und erzählt mit vollendeter Kenntnis der Verhältnisse zugleich so bescheiden und christlich demüthig, daß es eine Freude ist, sein Buch zu lesen. Besonders wertvoll ist der Inhalt der zweiten Abtheilung; in ihr giebt der Verf. ein anschauliches und belehrendes Bild der inneren und äußeren Lage der Missionsstationen der Brüdergemeinde in Südafrika, der eingeborenen Missionsgehülfen und Christlichen der Gemeinden u. s. w., eine Darstellung, die an Sachkenntnis und gesundem Urtheil nicht leicht übertroffen werden kann. Lieber die Deutschen am Kap und ihre Arbeitstüchtigkeit spricht er sich günstig aus. Er erzählt, er habe einmal einem Buren, der über Mangel an Arbeitern klagte, geraten, sich einige deutsche Arbeiterfamilien kommen zu lassen, aber dieser habe geantwortet: „Ich werde mich hüten; denn dann wäre ich zwar wohl noch die nächsten drei Jahre haas (Herr) und der Deutsche Knecht, nach drei Jahren aber ist er haas und ich Knecht!“ Wir können das Buch in jeder Beziehung empfehlen. v. II.

7. Poesie.

— Auf Felsengrund. Christliche Gabe für Herz und Haus. Von Pfarrer Arnold Käf in Zürich. (Stuttgart, Weimer & Neisser.) 1895.

Das Buch fällt in die Litteratur der Konfirmationsgeschenke, und es gehört zu denen, die unbedenklich jedem Konfirmanden in die Hand

gegeben werden dürfen. Vom geistlichen und christlichen Standpunkt aus ist es völlig einwandfrei und kann in seiner aus jedem Gedicht erkennbaren, tief innerlichen Frömmigkeit nur Segen stiften, wo es als Geschenk zu der ersten Feier verwandt wird. Nicht so hoch können wir es stellen, wenn wir den ästhetisch-litterarischen Maßstab anlegen. Wer den ungeheuren Schatz an geistlicher Dichtung auch nur ein wenig kennt, den das deutsche Volk seinen gläubigen Sängern verdankt, wer aus neuester Zeit im Gebiet der subjektiven Dichtung Knapp und Knapp und Spitta und Gerol sich zu eigen gemacht hat, der ist gewöhnt und berechtigt, nicht geringe Ansprüche zu stellen. An die genannten Vorbilder reicht aber Käf doch nicht heran. Es fehlt der Wohlklang der Sprache, es fehlen Gedanken, die den Leser festhalten. Das Meiste bewegt sich auf schon betretenen Wegen. Wir fürchten, über den engeren Kreis der Freunde und Bekannten des Dichters wird das an sich sehr freundlich ausgefallene Bändchen nicht weit hinausgreifen.

— Nach Golgatha. Dichtungen zur Lebensgeschichte Jesu Christi von Karl Schumacher. Mit einem Vorwort von D. Fr. Hippold. (Gotha, F. A. Verthes.) Preis 3 M.

Das Vorwort lehrt uns in Schumacher einen der bedeutendsten Dichter des geistlichen Liedes aus neuerer Zeit kennen. Der Sänger war Pastor in Oberursel am Taunus. Ein reichbegabter Mann, dessen Sangesgabe von einer seltenen Kenntnis aller Kunstgebiete und von einer weiten Anschauung fremder Länder und Völker getragen war. Dabei ein Mann des inneren Lebens, der Gemeinschaft mit Christo seinem Herrn. Er strebte nicht nach dem, was man litterarischen Ruhm nennt, das schien ihm das Nichtigste von allen Dingen. Seine Gedichte: „Von Mara nach Elim“ erschienen namentlich, und obwohl sie von der Kritik sehr warm willkommen geheißen wurden, blieb der Verf. doch unerkannt, die Wegsteine ihn in seiner religiösen Lyrik der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert ohne sein Wissen in die Reihe seiner Gesangesgenossen einführte. Die Sammlung „Nach Golgatha“ behandelt die Lebensgeschichte des Herrn, anfangs mit der Verkündigung und endend mit der Wache am Grabe; vorangestellt ist eine Zueignung mit der Lösung: Es ist in keinem Andern Heil u. s. w. Die einzelnen Gesänge begleiten in frei wechselnder Form den Todesgang des Herrn. Erzählend teilt, teils betrachtend, aneignend, anbetend, bald episch, bald lyrisch werden die Vorgänge der heiligen Passion behandelt, reich und schön quellen die Gedanken und Empfindungen aus dem Herzen des Sängers, und Glaube und Liebe zum Herrn einen sich, die Wunderthat unserer Erlösung zu feiern. Die Ausgabe war schwierig. Man hat ja immer das Gefühl, daß kein Menschenmuth auch nur von fern heranreicht an die ernste Größe dieser Geschichte, aber bei diesen Gesängen vergißt man das Unvermögen, weil sie sich eben als ein Dankopfer darbieten für das, was der Herr für uns gethan.

Ich möchte denken, „Nach Wolgatha“ wäre besonders geeignet für solche Konfirmanden, die einen Sinn für heilig schöne ernste Dichtung haben, freilich aber, die Geistesart unserer Jugend ist ziemlich fremd davon, wenn sie in ihren Albums eine Anzahl von frommen Versen sammelt, hat sie sich selbst schon genügt, und vielen liegt mehr an den Glückwunschkarten, welche der Tag ihnen einbringt, — auch ein unsinniger moderner Luxus! — als an den Liedern, welche er ihnen singt. Aber etliche sind doch immer da, die auch am Liebe noch ihre Freude haben. Legt diese Dichtung Zeugnis dafür ab, daß der Bronnen christlichen Gesanges im deutschen Reich noch nicht verbleibt ist, so mögen ihm andererseits die Leser und Leserrinnen nicht fehlen, welche es bezeugen, daß in unserem deutschen Christenvolk die Freude an geistlichen Gesänge noch nicht ausgestorben ist.

D.

— Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. VI u. 124 S. (Dresden und Leipzig, C. Fieson.) 1,50 M.

Vern erfreute sich einer höchstentwickelten Kultur, als der letzte Sonnensohn durch die Hand der goldgerigigen Spanier Reich und Leben verlor. In Vern durste es keine Armen geben, mit fünfzig Jahren erhielt man seine Invalidenpension, alle Güter waren Staatsgüter, aus deren Erträgnis ein Drittel für den Sonnenkultus, ein Drittel für den Jura und die Staatsbeamten und ein Drittel für die übrigen Veruauer verwendet wurde. Ueber die kultivierten Spanier brachen die kultivierten Spanier wie eine Horde von Wördern und Räubern herein. Die Goldwährung der Spanier machte der Goldwährung der Veruauer den Garaus. Kultur gegen Kultur!

Auch diese Tragödie wird in keinem Theater zur Aufführung gelangen. Aber auch als bloße Buch-Tragödie, als Vese-Trama kann „Des Sonnenreiches Untergang“ seinen Beifall finden, denn, vom Inhalt des Stüdes abgesehen, wird der Leser von Anfang bis Ende durch eine Menge misratener Verse (fünfsäßige Jamben) gestört. Vom jahrtreich vorkommenden Diktus zu schweigen, fällt dem Leser auf, daß der Verf., um seinen Vers zu füllen, sich allzu oft müßiger Wiederholungen stückweise bedient, z. B. S. 28 „Du irrst mein Freund. Dies muß ein Jertum sein“. S. 30 „Und wir, wir wollen dieses Mißtraum nähren“. S. 34 „Auf diese Heiden drauf und dran!“ S. 71 „Doch besser, graue Ritter, ihr, ihr nehmet, S. 72 „O nehmt ein Opfer, nehmt es zu Euch“. S. 73 „Dram, holdes Mädchen, drum thu' es heimlich“. S. 77 „Jetzt, wie ihr seht, jetzt lerne ich zu lesen“. S. 82 „Es mußte sein, ihr sehr, es mußte sein“. S. 87 „Ich kenn euch, Godecrador, kenn euch!“ S. 88 „Ah — steht die Sachen so?“ — Nun, dann, dann werden“ u. s. w. — Mit den Kanonen der Spanier hat der Verf. Unglück gehabt, er läßt sie schmelzen und ein lautes Wörtchen statt ein lautes Wörtchen sprechen. S. 13 ist es ein müßiger Gedanke, wenn der Jura sein

Reich sich zum Besitz erklärt. — S. 10 müßte es statt des ganz unbegründeten Dativ den Feldherren die Feldherren heißen. O. K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Ehrlose Scham! Moderner Eittenroman von *.* (Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureau.)

Der Titel dieses modernen Eittenromans würde mich von vornherein vom Lesen abgischreckt haben: Lieber nicht! wenn er nicht zugleich das Motto aus Wittons verlorenem Paradies getragen hätte: Ehrlose Scham, von Sünde nur erzeugt, wie hast du doch das menschliche Geschlecht mit leerem Schein von Keinheit arg verblendt! Das ließ mich glauben, es sei hier wirklich die Lösung eines Problems der heutigen Gesellschaft berührt. Denn das ist in der That für unser Geschlecht ein Problem geworden: Was muß ich mich noch schämen? und was brauche ich mich nicht mehr zu schämen? und was ist überhaupt Scham? und welche Frucht soll Scham austragen? Aber meine Erwartung hat mich getrogen. Mit einem Eubruch beginnt die Geschichte. Die Darstellung ist realistisch bis zur Grenze des Möglichen. Nun schämen sich die beiden und hüllen ihre Unthat in die Lüge ein. Das aus der Sünde geborene Kind, eine Tochter, trägt zum Glück die Jüge der Mutter, so kann es als Kind des betrogenen Gatten gelten. Der Ehebrecher hat aber auch schon einen Sohn. Die Kinder wachsen in der Unschuld der Unwissenheit heran. Sie lieben sich. Zwar trennt man sie und verheiratet inzwischen die Tochter an einen von den Taugenichtsen unserer Zeit, während der Sohn über Meer geschickt wird, aber die junge Frau erkennt bald, was für ein trauriger Mensch ihr Mann ist, mit Glück und Liebe ist es nicht, sie flüchtet sich zu dem Geliebten zurück, der ihr Bruder ist, und erliegt mit dem Ehebruch zugleich der Blutschande. Dann werden ihr die Augen geöffnet: es ist kein Bruder! Sie will das Furchtbare nicht überleben, sie will sterben, aber vorher beichtet sie, sie ist Katholikin, dem Priester. Er rät ihr das Kloster. Diese Rettung verschmäht sie. Der Geliebte kommt, sie entfällt ihm das grauenvolle Geheimnis und er tötet zu erst sie und dann sich selbst. Das ist der moderne Eittenroman. Inerst glaubte ich, es sollte durch die Sünde der Kinder die Sünde der Eltern gestraft werden. Auch dann würde die Erzählung sehr bedenklich sein, aber immerhin, es wäre ein sittlicher Zug dario nach der Weis: „Ich will die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern, und die Sünde der Kinder soll mir eine Strafreute sein für die Sünde der Eltern.“ Aber so meint es der Verf. nicht. Er findet die ehrlose Scham darin: „Ja, säubrig nicht! Doch wenn ihr einmal gesäubigt, vergrößert eure Sünde nicht noch durch die Lüge! Habt den Mut eurer Thaten. Verbergt sie nicht in der Nacht, in einer falschen Scham. Die Nemesis erreicht euch früher oder

später." Ein trostloses Ergebnis! Den einzig richtigen Ausweg der Buße, des Bekenntnisses, der Vergebung lenkt der Verf. nicht. Die Wahrheit, welche er fordert, ist die Wahrheit schamloser Frechheit, welche alle gesellschaftliche Ordnung vernichten müßte. Sie ist sittlich nicht viel mehr wert als die Lüge, die Heuchelei, in welche die moderne Gesellschaft ihre Sünden einhüllt und verstreut. Die Wahrheit: „Ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir!“ ist demütigend, aber sie tödtet nicht mit dem Tode der Verzeihung, sondern sie heißt zum Leben, eine ehrliebe Scham. Aber davon weiß die moderne Sittlichkeit nichts. D.

— Frühlingsstürme. Roman von E. Zunder (Eise Schmieden). 2 Bände. (Berlin, Janke.) 1895. 9 Bk.

Wenn Marx für diesen Roman werden wohl nur Leihbibliotheken ansähen und die Kunden der Leihbibliotheken werden ihn dann mit anderen Romanen durchblättern und vergessen. Es ist eben gewöhnliche Durchschnittsware, wie unsere viellebende Zeit sie gebraucht. Ein Bruder erzählt uns seine und seiner Schwester Geschichte. Die Mutter stirbt bei der Geburt der Schwester und beide Kinder wachsen ohne mütterliche Leitung auf einem märkischen Rittergute heran. Die Kleine weigert sich schon, von der Arme sich die Hände salzen zu lassen, unter Gott kann sie sich nichts denken, und als man sie später mit zur Kirche nimmt, läuft sie unter der Predigt hinaus, weil sie es nicht begreift, wach ein Recht der „Wann dort oben“ habe, für sie zu beten. Die Grenze zwischen Mensch und Tier ist ihr eine schiebende, die Evolutionstheorie kommt ihr gleichsam wie von selbst, und der Gedanke, daß sie in anderer Form schon einmal existiert habe, also der Gedanke so einer Art von Seelenwanderung nicht minder. Dabei ist natürlich dies „Heidenkind“ die ideale Liebenswürdigste selbst, und nicht bloß von Eidechsen, Hunden und sogar Schmetterlingen wird es geliebt, sondern auch der Pastor, der es konfirmieren soll, kommt durch unglückliche Liebe zu ihm ganz aus der Bahn. Und wach feste Gesundheit hat sie. Einmal tanzt sie eine ganze Nacht auf einem Festerabend, und als dann um vier Uhr in der Winternacht ihr sauberer Herr Bruder mit der Braut des anderen davonlaufen will, setzt sie den Fräulein auf dem Eise nach und als der Bruder einbricht, hält sie, auf dem Eise liegend, ihn so lange am Rockstragen über Wasser, bis Hülfe kommt. Damit aber die Hochzeitsgesellschaft nichts von dem allen merkt, fungiert sie am selben Tage sofort als Brautjungfer auf der Hochzeit. Endlich verlobt sie sich mit einem Professor der Medizin, wird von dessen tollgewordenem Hunde gebissen, beobachtet unter heidenhaftem Stillschweigen das Kommen der Krankheit und stirbt in demselben idealen Heidentum, in dem sie gelebt hat. Die Verfasserin klagt einmal über die Unfindlichkeit der Kinder in den methodistischen Traktaten; ich gebe ihr die Versicherung, daß ihr „Heidenkind“

das unfindlichste Ding ist, das je erdacht worden ist. Gott sei Dank, daß es solche Kinder nicht giebt, daß sie eben nur erdacht werden.

J. P.

— The Greater Glory. A Story of High Life, by Maarten Maartens. 2 vol. (Leipzig, Tauchnitz.) 1893.

Im Jahre 1893 (S. 924) zeigten wir von demselben Verfasser einen Roman an God's fool, mußten aber urteilen, daß der Verfasser mit der Wahl seines Feldes einen Mißgriff gethan habe. Einen taubblinden Idioten mag der Psychiater studieren, ein für einen Roman geeigneter Held kann ein solcher nie sein. Bei aller Anerkennung für die großen Gaben des Verfassers legten wir jenes Buch doch unbefriedigt aus der Hand. Nicht so dies nun: the greater glory ist einer der besten Romane, die wir neuerdings gelesen haben, und es sollte uns freuen, wenn wir ihm durch diesen Hinweis viel Leser gewinnen könnten. Maarten Maartens ist Holländer und all seine Romane spielen in Holland. Aber es geht ihm wie dem Felden seines diesmaligen Romans: wie diejer, um ein größeres Publikum zu finden, französisch schreibt, so schreibt Maartens englisch. Uebrigens ist der Name ein Pseudonym. Er ist ein wohlhabender holländischer Gutbesitzer, der seine Kindheit in England verlebte und dann in Deutschland die Schulen besucht hat. Er scheint ein Mann von erster Heiligensität zu sein, doch wohl nicht von sehr ausgeprägtem Glauben: „von den Religionen, die wir ererbt, eingefogen, geschaffen haben — von allen Religionen außer der, die du in uns gepflanzt, erlöse uns, o Herr“, ruft er einmal aus. Als Idee seines Buches können die Worte gleich am Anfang dienen: „Dies ist eine wahre Geschichte, es ist, was man eine Geschichte aus dem hohen Leben nennt. Es ist aber auch eine Geschichte aus einem noch höheren Leben. Denn es giebt ein Rufwörtersteigen, welches in die Liefen der Schande führt, aber auch — Gott sei Dank — ein schaudervolles Fallen in den Himmel hinein.“ Ipsa glorior infamia, „ich rühme mich auch der Schande“, ist die Wappensdevise des freiherrlichen Felschlechts der Ketzelaer von Dennoom. Einer der Vorväter hat die Devise gemählt, als er wegen seiner Treue zur katholischen Kirche von Wilhelm von Oranien seiner Kenner entsetzt war. Nun aber droht dem edlen Hause neue Schande. Der Baron hat, um väterliche Schulden zu tilgen, sich in Spekulationen eingelassen, und mit Angst liest er täglich die Kurszettel. Es giebt noch einen Zweig der Familie, höchst zweifelhafte Ursprunges, es sind die Grafen von Ketzelaer, wie sich später ergibt, Nachkommen eines Gastwirths Kesselaar. In der Zeit des holländischen Krieges von 1830 sind sie Grafen geworden und der jegige Graf hat eine reiche Brautlerin von gleichfalls sehr zweifelhafter Herkunft geheiratet. Graf Hieronymus, der von des Barons Verlegenheiten weiß, sucht Dennoom zu lausen, um neben dem Namen auch den Stammsitz zu haben, aber gerade an ihn will der

Baron unter keinen Umständen verkaufen. Inzwischen bleibt ein Fremder krank auf Bahnhof Deynoux liegen und dieser, der sich als ein hoher deliqüer Marquis entpuppt, kauft Deynoux, doch macht es der Baron zur Bedingung, daß das Gut an den Grafen weder verkauft, noch verpackt werden dürfe. Aber er hatte nicht geahnt, daß der alte Marquis, der bald stirbt, als seiner einzigen Erbin der Gräfin Regler das Gut hinterlassen werde, und so muß der alte Freiherr mit seiner Frau und seiner tüchtigen Tochter Wendela ins Elend, während der Graf, der zugleich Hofmarschall des Königs ist, in Deynoux einzieht. Frau Gräfin Margherita lebt ein indolentes Paremleben in ihrem Gewächshause und sehnt sich nach der Sonne Brasiliens, und doch ist noch mehr in ihr, als in dem Grafen, von dem der Verfasser sagt: „es gab keinen Fied seines Leibes, der nicht blau gemalen wäre vor Wühnblut, keinen Winkel seiner Seele, der nicht schwarz gemalen wäre vor Lüge und Speigelfeden — Unbarmherzigkeit, Unmännlichkeit, Unreinlichkeit — aber er war doch ein vornehmer Mann“, und die Gräfin selbst nennt ihn das Muster eines Gentlemans, „der alle Gebote höchst nobel übertritt und immer sehr reine Wäsche trägt“. Das Paar hat einen Sohn Reinout, der am Anfang der Geschichte 14 Jahre alt ist. Der Vater hat ihm einen französischen Chevalier der alten Schule zum Erzieher gegeben: „machen Sie einen Weltmann aus ihm, keinen Gelehrten“, denn der Sohn soll Diplomat werden, die Mutter aber, deren Entwürfen französische Verse sind, möchte einen Dichter aus ihm formen. In Deynoux kommt er zuerst in Berührung mit freier, gesunder Natur, und hinter all dem lächerlichen Firnis seines bisherigen anerzogenen Beweßens kommt der gute Grund eines tüchtigen Jungen zum Vorschein. Der Baron hat von Deynoux nicht fern bleiben können, er wohnt zum bitteren Schmerz seines Widersachers in einem dem katholischen Pfarrer gehörigen Hause. Vater Vulbins und seine gestrenge Haushälterin Veronika sind übrigens Bestalten, die man kennen gelernt zu haben sich freut und die man schwerlich wieder vergessen wird. Der Graf hat die mit dem Erdbegräbnis verbundene Kapelle, in welcher die Baronsfamilie zu beten pflegte, als guter Protektant verschlossen. Reinout trifft eines Tages Wendela, wie sie ins Fenster zu schauen versucht, und verspricht ihr den Schlüssel zu verschaffen, sie aber, zu stolz, um eine Günst anzunehmen, schenkt ihm das Liebt, was sie hat, nämlich ein Exemplar der Voix intérieures von Hugo und wirft dadurch ganz neue Fermente in seine Seele. Immer unerfändlicher wird er seinem Vater und dem alten Chevalier; Reinout s'en canaille, meint der letztere. Jahre vergehen, Reinout hat seine Studien vollendet und kommt von der Universität heim, zu seines Vaters Schmerz ohne im Corps gewesen zu sein und Schulden gemacht zu haben. Er soll sich für den diplomatischen Dienst vorbereiten und in die Gesellschaft eintreten. Der Vater ist Oberhofmarschall, zu immer größerer Ehre (greater glory) ist er gekommen, ihm steht

nichts mehr, nur der begabte und von der Gesellschaft verzogene Sohn will nicht so ganz seinen Wünschen entsprechen. Daß er oft auf längere Zeit von Hause abwesend ist, befremdet den Vater nicht. Er hielt ihn für einen Verehrer des schönen Geschlechtes und er hatte selbst das Seine dazu getan, um ihn hinter die Kulissen schauen zu lassen. In der That bedeutet Reinouts Abwesenheit etwas ganz anderes. Unter dem angenommenen Namen Volkert hält er sich in Amsterdam auf als Mitarbeiter einer socialistischen Zeitschrift „der Ruf des Volkes“. Wörtlich sind die Abschnitte, welche uns einen Einblick in die Kreise der Redaktion dieses Blattes thun lassen. Hier lernt Reinout nun nicht bloß die Hohlheit der Kreise kennen, in denen er groß geworden, sondern vor allem auch die Unehrenhaftigkeit seines eigenen Vaters. Niemand weiß es, daß er der Sohn des Hofmarschalls ist, als die Zeitschrift, deren Mitarbeiter er ist, unter leichter Verfühlung der Namen all die Infamie an den Tag bringt, womit er die freierliche Familie ruiniert hat. Es existierte eine alte Familienstiftung, deren Zinsen der Frau des jedesmaligen Familienhauptes in Deynoux zufallen sollten. Von diesen Zinsen hatte der Baron nach seinem Bankrott gelebt, bis der Graf auch hiernach seine Hand ausgestreckt und so die andere Familie an den Bettelstab gebracht hatte. Nun endlich drückt Reinout ganz mit dem Vater, von dem er innerlich sonst immer noch etwas gehalten hatte, der Vater aber hat nur die Angst, es könne bekannt werden, daß der Socialist Volkert sein anderer sei als sein Sohn. Man mag nachlesen, wie Reinout und Wendela zusammenkommen und wie Reinout als Mitarbeiter französischer Zeitschriften sein Brot findet. Das Schlufkapitel ist dreiant, ein Hoffest, zu dem sich alles drängt und an dem sich doch alles langweilt. „Lieber Graf“, sagt der König, „ich hoffe, Sie haben gute Nachrichten von Ihrem Sohne.“ Der Graf aber verneigte sich, wie sich nur einer verneigen kann, der kein Rückgrat hat, und sprach: „Sire, je n'ai plus de fils.“ Wie lautete der Anfang des Buches? „Es giebt ein Aufwärtstreiben, welches in die Tiefen der Schande fährt, aber auch ein schändevolles Fallen in den Himmel hinein.“ — Ich wünschte, der Roman würde übersezt, damit er weiteren Kreisen bekannt würde. J. P.

— Die Wahnsinnige und andere Novellen von Guy de Maupassant. Uebersetzt von W. Lienthal. (Berlin, W. M. Edelstein Nachfolger)

Ueber dieses Buch habe ich mich geärgert, aber auch geschämt. Es ist schon richtig, daß Herr Guy de Maupassant, der übrigens sehr seiner kleinen Erzählungen so hoch schätzte, daß er sie irgend einem französischen Schriftsteller widmete, die Gabe besitzt, in wenigen Zügen ein lebensvolles Bild zu schaffen, er hat eben das, was die Franzosen esprit nennen, doch durften diese Erzeugnisse des französischen Geistes nicht in Deutschland eingeführt werden. Die Wahnsinnige ist eine Novelle,

welche den deutschen Namen mit einer gerabezu schrecklichen That belastet. Eine alte Karrikatur auf den deutschen Soldaten bringt auch Walter Schnaffs Abenteuer. Außerdem haben wir noch etwas Schweinerei — der Verfasser gebraucht selbst den Namen —, etwas Verpötlung des Heiligendienstes und dazwischen auch einige ganz lesbare Sachen. Und dazwischen mal uns Deutschen! Ich hoffe, daß der Lillienthal kein Deutscher ist, aber daß er ein solches Buch deutschen Lesern bietet, das ist eine Schmach für unser Ehrgefühl. So groß steht doch Herr Guy de Maupassant nicht da in der neuen französischen Litteratur, daß wir um seines berühmten Namens willen uns von ihm ins Gesicht schlagen und anspien lassen müßten.

1).

— Aus dem Verlage von Fr. Richter in Leipzig sind uns von Rihl Yonges ausgewählten Erzählungen Bd. IV — V „Ein Rahliebenkranz“ (4 R.) und Bd. VI „Die Taube im Aderhorst“ (3 R.) zugegangen. Einer Empfehlung bedürfen diese trefflichen Bücher ja auch in Deutschland nicht mehr. Die Familie des Dr. Kay im „Rahliebenkranz“ ist den jungen Mädchen auch in Deutschland lieb geworden, und in „Die Taube im Aderhorst“ beweist sich die Verfasserin als Meisterin auch auf dem Gebiete des historischen Romans. Es ist ein farbenreiches Bild, welches sie von dem schwäbischen Mitterleben unter Kaiser Kay I. uns zeichnet. Die Bücher seien übrigens nicht bloß jungen Mädchen empfohlen, auch der gereifte Mann wird Freude daran finden.

J. P.

9. Verschiedenes.

— Römer und Germanen. Vorträge, gehalten an der Universität zu Cambridge von Charles Kingsley. Mit einer Vorrede von Professor Max Müller. Autorisierte Uebersetzung nach der neunten Auflage des Originals von Maria Baumann. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) 1895. XVI u. 296 S. 4 R.

Je mehr Bücher man von Kingsley kennen lernt, desto mehr gewinnt man den Mann als Mann lieb. Man schätzt den Landprediger, den Dichter, den Sociopolitiker, den begeisterten Naturfreund, den Professor, aber man merkt immer mehr, daß er mehr war als alles das, nämlich ein edler Mensch, „mit seinem warmen Herzen, seinen ehrlichen Absichten, seinem Vertrauen zu den Menschen, seiner Selbstlosigkeit, seiner Ritterlichkeit, seiner Bescheidenheit, wie man sie in unseren Tagen kaum noch kennt“. Wenn Max Müller ihn so charakterisiert, hat er gewiß recht; es ist nicht der Theologe, nicht der Sociopolitiker, nicht der Historiker, sondern es ist der Mensch, den wir in Kingsley bewundern. In allen seinen Arbeiten hat er es vielleicht über einen genialen, feurigen Dilettantismus nicht hinausgebracht, es wird auf allen Gebieten für den Sachmann leicht sein, die Mängel seiner

Bücher herauszulehren, aber doch wird man immer wieder zu den Büchern greifen, weil aus ihnen ein wahrer, edler, frommer Mann rehet, der gläubend die Wahrheit liebt und die Lüge haßt. Der Historiker von Fach wird es leicht haben, auch diese Vorträge über die Geschichte der Völkerverwanderung zu kritisieren. Und wer etwa hoffte, aus diesem Buche wie aus einem Kompendium Geschichte der Völkerverwanderung lernen zu können, der würde sich getäuscht sehen. Und doch hat man sich in Cambridge zu diesen Vorträgen gedrängt, und ich bin überzeugt, man würde sich auf jeder deutschen Universität zu ihnen gedrängt haben, denn in ihnen leht uns ein erster, frommer Mann die suchbare Strafgerechtigkeit Gottes über die Sünden der Völker und die dahinter verborgene Barmherzigkeit kennen. Zu seinen Studenten sprach er: „Ich bin nicht hier, Sie Geschichte zu lehren, ich bin hier, Ihnen zu sagen, wie Sie Geschichte vor stehen lernen sollen.“ Ein Versehen der Weisheit im Lichte der göttlichen Wahrheit, damit man aus der Geschichte erkenne, daß Gerechtigkeit ein Volk erhebet, und daß Sünde der Leute Verderben ist, darauf kam es Kingsley offenbar an. Es ist nicht zu vergessen, daß die Vorträge 1864 gehalten sind, zu einer Zeit, wo man sich in England noch ganz anders als in Deutschland an der Evolutionstheorie betraufte und meinte, mit der von Männern wie Darwin, Spencer, Huxley und Tyndal dargelegten Hauberformel alle Geheimnisse wie des Naturlebens, so des Geisteslebens aufhellen zu können. Wenn Kingsley immer wieder an Sünde und Unrechtigkeit, an Freiheit und Verantwortlichkeit erinnert, werden seine Vorträge laute Proteste gegen die Anwendung naturgesetzlicher Kategorien auf die Welt der Sittlichkeit. Müller versichert uns, Kingsley habe nicht sorgsam an seinen Büchern gefeilt, er habe vielmehr mit einer Hast, einer Energie gearbeitet, die durch alle Hindernisse hindurchbrach. „Wie im Ru mußte das Eisen gläubend sein, mit Niesekraft fiel der Hammer Schlag auf Schlag auf den Anbohr“, „die Worte stoben wie feurige Funken“. Daß so Entstandenes aus einer Sprache in eine andere sich schwer, oft gar nicht übertragen läßt, daß es vielmehr für die neue Sprache ganz neu gedacht und geboren werden müßte, wer sieht das nicht ein? Wenn es daher manchmal den Anschein gewinnt, als wäre der Uebersetzer in ihr Werk doch nicht ganz gelungen, so wollen wir sie nicht tadeln; wir wollen uns vielmehr freuen, daß auch in ihrem Deutsch noch etwas von dem Stieben der Funken zu spüren ist. Leider ist nur der Druck unkorrekt, das angelegte Druckfehlerverzeichnis würde sich leicht bedeutend vermehren lassen.

J. P.

— Kleine Wegweiser. Geschichten und Bilder aus dem Leben von Vina Walther. Mit Illustrationen von J. Steglich und H. Warming. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.) 239 S. 2 R.

Sechzehn kurze Stücke, meist einfache Dorfgeschichten, und einige kleine festgerichtete An-

weisungen (z. B. „wie gewinnt man Zeit?“ „trachtet nicht nach hohen Dingen“, „Krankenbesuche“), alles in gutem christlichen Geiste geschrieben und gewiß alles schon hier und da einmal in einem Sonntagsblatte gedruckt, aber man freut sich doch, es hier beisammen zu haben und liest gerne hin und wieder einmal einen Abschnitt daraus, legt das Buch dann auch wohl in die Gefindestube, damit sich die Mädchen daran erquiden und daraus lernen. Die Gesichtsarten spielen meistens in Thüringen, wahrscheinlich wohl der Heimat der Verfasserin. Wie wir im vorigen Jahre ihr Buch „Der Adjunktus von Eldenhausen“ (1894, S. 211) empfohlen haben, so wollen wir es gerne auch mit diesem noch anspruchsvolleren Buche thun.

J. P.

— Gefängnis-Studien. Von Dr. Friedrich Reusche. (Leipzig, Neuenhardsche Buchhandlung [Wedhardt & Wittlich.] 1894. VII u. 168 S.

Trotz des unerfreulichen Gegenstandes ein erfreuliches Buch, schon darum, weil ein Laie mit Ruhe und Mäßigkeit den Maßstab des Christentums an die praktischen Verhältnisse anlegt und für die heilende Kraft des Evangeliums eintritt. Der Verf. ist auch im Gefängniswesen kein Fachmann, aber doch ein Erfahrener, denn er hat als Journalist Gelegenheit gehabt, das Gefängnis vom Standpunkt des Häftlings kennen zu lernen, und diese Gelegenheit auch im Verkehr mit Inhaftierten und in der Arbeit an Entlassenen benutzte. Er ist kein Sensationschriftsteller, sondern schreibt auf Grund von Augenschein und ernstlichen Studien mit warmem Herzen und geübter Feder so, daß er jeden Gebildeten und um sein Volk Bekümmerten interessieren wird. Er ermahnt den Leser nicht mit den bekannten Verbrechergeschichten und jenen unwahrscheinlichen Befreiungsgeschichten, die so oft weiter nichts beweisen als den Unverstand des Erzählers. Die wenigen eingestreuten psychologischen Bilder sind von erschütternder Wahrheit und belegen genau das, was sie belegen sollen.

Die Strafvollzugsfrage ist nicht zu trennen von der Strafrechtsfrage: auf Schritt und Tritt stößt man auf Uebelstände, die mehr auf Rängel

der Strafgesetzgebung und der Strafzumessung als auf den Vollzug der Strafe zurückgehen. Leider liegen die sehr beachtenswerten Gesichtspunkte des Schweizerischen Strafgesetzbuchs außerhalb des Gesichtskreises des Verfassers. Infolgedessen tragen seine betr. Vorschläge den Charakter der Vereinzelnung. Im einzelnen wird man ihm meist ohne Bedenken zustimmen, z. B. wo er Strafverschärfungen empfiehlt für Mordtöten, Kupplerei, gewerbdmähiges Spiel, Verführung u. s. w.

Für den Strafvollzug steht ihm der Gesichtspunkt der Besserung obenan. Nur für den Anarchismus scheint ihm Unschädlichmachung angezeigt und „Unverbesserliche“ möchte er lebenslanglich internieren. Humane Gesichtspunkte ringen in ihm mit praktischen. Aber eben dies Ringen mit den Problemen bildet einen besonderen Reiz der Schrift, die nicht in principieller Bestimmtheit sich gegen eine Seite der Wahrheit verschließt. Beherzigenswert sind besonders seine Ausführungen über Gefängniswärter, den Sonntag im Gefängnis, das Gefängnis als Schule des Verbrechens. Wie anders sich die Dinge im Leben ausnehmen als in der Theorie, zeigen seine Mitteilungen über den Fasttag in den österreichischen Gefängnissen: am Jahrestag ihres Verbrechens sollen die Sträflinge fasten, aber durch die Durchstechereien ihrer Genossen werden ihnen gerade diese Fasttage sehr häufig zu Feiertagen! (Vgl. die Bemerkungen über die Kettenstraße S. 103.)

Aber die Gefängnisarbeit in Konkurrenz mit der freien Arbeit? Dafür finden wir auch bei Reusche das Rätselwort nicht. Der Vorschlag, entlassene Strafgefangene in den Kolonien anzusiedeln, wird schließlich auf den Beifall unjurer Kolonialfreunde zu rechnen haben!

Daß das Verbrechertum durch Reformen im Erziehungswesen zu bekämpfen ist, wird man gerne annehmen. Aber welche Reformen? Reuschs Vorschläge scheinen uns teils unpraktisch, weil bureaukratisch (weitgehende Beaufichtigung der Eltern durch halbstaatliche Vereine), teils verspätet (die Familienform der Anstalts-erziehung, vgl. das Rauhe Haus!).

Seine Beurteilung der Socialdemokratie ist rückständig: er weiß von ihr nur als von einem willkürlichen Produkt der Agitation. Wl.





Des Redentiner Osterspiels zweiter Teil.

(Hochdeutsch.)

Das sogenannte Teufelspiel.

(Vers 1044—2025.)

Nachdem die „Konservative Monatschrift“ im vorigen Jahre den ersten Teil des Redentiner Osterspiels vom Jahre 1464 in hochdeutscher Uebersetzung gebracht hat, folgt nunmehr der zweite Teil desselben. War in jenem ersten Teil der glorreiche Sieg des auferstandenen Lebensfürsten dargestellt, so bringt der zweite Teil nun, und zwar in strenger einheitlicher Verbindung mit jenem, einen Beichtspiegel gewaltigster Art.

Gerade weil der Teufel durch Christi Auferstehung die Altväter definitiv verloren und überhaupt an seinem Reiche einen so großen Abbruch erlitten hat, wie es der erste Teil schilderte, so sucht er nun umso mehr mit Anwendung von „groß Macht und viel List“ die Welt zu verführen und — sein Reich wieder zu füllen; „er geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge“. Das ist der ernste Grundgedanke des sog. „Teufelspiels“, welches in so vielen Volksschauspielen als ein bloßes Anhängsel voll derber Komik erscheint, um auch der Lachlust des Volks ihr Recht zu geben, das hier aber wie nirgends sonst von einem sehr ernsten Motiv getragen wird. Ist der Sieg des wahrhaftig Auferstandenen ein so gewaltiger, daß ihn, wie dies der erste Teil ausführte, die teuflische wie die menschliche Welt anerkennen muß, so soll uns dieser Sieg doch nicht sicher machen. Es gilt nun, wie der Apostel sagt, „den alten Sauerteig anzusetzen“. Ein Christ, der mit Christo auferstanden ist, soll nicht sicher werden, sondern „st-des g-denken, dat de Vyende nicht slapen; dat men den olden suerdeg utvege unde Gade dens in hyllicheit unde Gerechtheit“ (N. Gryse). Mit Feinheit faßt unser Spiel darum gerade die Standesünden ins Auge, mit welchen man es sonst so leicht nimmt und in betreff deren sich jedermann für entschuldigt hält. In diesem Beichtspiegel soll sich jeder, welches Standes er auch sei, befehen, ob er nun Bäcker oder Schuhmacher, Schneider, Wirt, Schlachter, Hölzer, Müller oder Priester, Ritter, Kardinal oder gar der Papst sei (B. 1956). Jeder Stand hat seine eigenen Standesünden und erst der Bruch mit diesen ist ein sicheres Zeichen der Heiligung und daß man mit Christo auferstanden sei (Col. 3, 1—11). Dazu aber gehört Nüchternheit und Wachsamkeit in leiblicher und geistiger Hinsicht, damit wir klar und besonnen dem Altfeinde widerstehen (Jac. 4, 7). Was uns der Apostel Petrus (1, 5, 8) zuruft, das eben geht auch als gewaltiger Weck- und Kampfruf durch unser Spiel: „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit, auf, auf zum Ueberwinden!“ Nach Christi siegreicher Auferstehung, sagt Luther zu 1. Petr. 5, 8, dürft ihr nicht sicher dahingehen, schlafen oder schnarchen, als hättet ihr keine Fahr mehr, sondern ihr müßet wissen, daß ihr allhie in keinen Rosengarten gefeßt seid, sondern in einen harten Streit, denn ihr habt einen Feind und Widerfacher, der stark, mächtig und dazu böse

und grümmig ist. — Wer aber hier auf Erden seine Sünden nicht erkannt, bekant und gebeichtet hat, über den übt der Teufel seine Gewalt und er muß nach diesem Leben ihm seine Beichte ablegen, auf die dann keine Sündenvergebung folgt, während er über die, welche hier in wahrer Reue beichten, keine Gewalt hat, wie denn auch in Goethes Faust Mephisto von dem aus der Beichte kommenden Gretchen sagt: „Ueber die hab ich keine Gewalt“. Die aber, welche ohne Beichte und Vergebung der Sünden von hinnen schieden, werden dort ganz ihren Sünden gemäß bestraft. Das Similia similibus hält unser Volk auch hier fest. So offenbart das Spiel bei aller Komik, die ihm als Volkschauspiel eigen ist, einen tiefen Ernst, wie dies in der Behandlung desselben von A. Freyhe (Das Medenburger Osterspiel, 2. Aufl.; Norden 1885) eingehend nachgewiesen ist. Dazu aber ist es ein für die Geschichte des Gewerbes in Mecklenburg sehr reiches Schriftendental, indem es uns alle sog. ehrlichen und unehrlichen Handwerke und Gewerbe mit ihren Kniffen und Ränken vorführt und die Volksanschauung von diesen einzelnen Berufsarten in bedeutungsvoller Weise abspiegelt. Wie evangelisch aber das ganze Spiel gemeint ist, das zeigt zuletzt noch die Handlung, die nicht mit dem Verurtheilten der Hölle, sondern mit dem jubelierenden Ostersänger der Kirche: „Christ ist erstanden“ abschließt. Zum heilsamen Erschrecken über die Sünde wie zur wahren Ostersfreude über den Sieg Christi, der „um unserer Sünde willen gestorben und zu unserer Rechtfertigung auferweckt ist“, und gegen dessen Macht des Teufels Macht nur Ohnmacht ist, führte das Osterspiel das Volk des 15. Jahrhunderts, und eben dazu kann es auch das des neunzehnten führen mit seinem tiefen Ernst und seiner jugendfrischen Volkstümlichkeit, in welcher auch der echte Humor noch heute wie dazumal lebt. Denn alles, was sentimental ist, ist wenigstens nicht mecklenburgisch.

Fünfte Handlung.

Erster Auftritt. Lucifers Klage. (S. 1044—1153.)

Die Hölle. Die Teufel bringen Lucifer, der mit Ketten gebunden ist, und setzen ihn in ein Faß.*)

Lucifer (Klagend).

- | | |
|---|--|
| <p>Ich dank euch, meine lieben Knechte,
1045. Daß ihr mir dienet nach dem Rechte!
Was ich euch heiß', unterlasset ihr nicht,
Drum werdet alle von mir berich't.
Ich hab auch wohl von euch vernommen,
Ihr steht allzeit nach meinem Fronmen.
1050. Das soll euch reuen nimmermehr,
Bin ich doch euer rechter Herr.
Wer nun zu Danke dienet hier,
Der erhält auch sein Lehen von mir.
Ich will ihn aller Bitten geadhren:
1055. Er soll mir danken große Ehren.
Nun habet ihr alle wohl vernommen,
Daß großer Schade uns ist gekommen.
Der Hölle Thor zerbrochen ist
Durch den gewalt'gen Gott Jesus
Christ.</p> | <p>1060. Es ist uns leider sehr mißgüct:
Er hat uns alle Seelen entrüct,
Eine Schar, die mehr als fünftausend Jahr
Leidend in unseren Banden war,
Patriarchen und Propheten
1065. Und alle, die menschlichen Namen hätten,
Ob sündig sie waren oder nicht,
Wir nahmen sie alle in unser Gericht.
Die sind uns allzumal entschvunden,
Denn Jesus hat sie alle entbunden
1070. Und bracht' sie in seines Vaters Reich,
Von wo wir Armen alle gleich
Würden mit Schanden abgeschlagen:
Nun haben wir in der Hölle Plagen.
Doch wollen wir unvderrossen bleiben
1075. Und wieder Andre zur Hölle treiben.
Nun uns die Heiligen also entgehn,</p> |
|---|--|

*) Durch Christi Auferstehung, wie sie der erste Teil des Spiels darstellte, ist sozusagen „dem Faß der Boden ausgeschlagen“. Lucifer sitzt mit Ketten gebunden in einem Faß, denn durch die Erdung ist seine Gewalt beschränkt. In dem Faß der Boden ausgeschlagen, so ist der Wein ausgeschauken, d. h. die Seelen sind aus der Hölle entronnen. Diese satirische Bedeutung hat das Faß auch im Missether Spiel. Bei Richard ist das Faß auf der Bühne. Die Franzosen hatten dafür einen fünflüchigen Draconschlund (gouule de dragon). So weit war die Waischinerie bei den Deutschen nicht (Rone II. 19). Uebrigens ist dies Faß der Deutschen auch weit sinniger gedacht.

Zu S. 1059. Der heile dor is us tostot, dat dede Ihesus do welleghe got.

So wollen wir uns nach den Sündern
umsehn,
Denn Gott will verstoßen und ver Schmähn,
Die in Ungehorsam sich vergehn:
1080. An denen muß fortan uns genügen,
Und müssen uns alle darnach fügen,
Daß wir sie lehren in solchen Dingen,
Durch die wir gewiß sie zur Hölle bringen.
Darum sei mir ein jeder treu
1085. Und seh, daß ihu sein Schaden reu:
Die Weisen und Tollen bethören er soll,
Daß wieder die Hölle uns werde voll.
Lueifer schweigt eine Weile, danach spricht er:
(Item pauasando dicit.)
Ihr sollt euch schnell von hinnen heben
Und mein Gebot zu erfüllen streben!
1090. Die Leute sollt ihr also lehren,
Daß sie sich ja von Gott ablehren,
Weides, Laien und Pfaffen zumal,
Herren, Ritter und Knappen all!
In allen Landen nehmt dessen wahr,
1095. Weides heimlich und offensbar;
Sie seien nun gut, oder böß und toll:
Zum Aergsten man ihnen raten soll.
Niemanden solltet ihr ver Schmähn,
Sie laufen, reiten oder gehn;
1100. Den Kräppl sowohl wie den Blinden,
Ihr solltet sie alle zusammenbinden,
Daß sie in Gottes Reich nicht bleiben,
Aus welchem uns man wollte vertreiben.

Lueifer zu Satan gewendet:
Satanas, mein getreuer Knecht,
1105. Hörst du, was ich gesaget, recht?
Da du der Klügste von allen bist,
So zeh' ihnen allen deine List,
Daß sie allzumal darnach ringen,
Etwas Rechtes zur Küche zu bringen.
Satanas.
1110. Ich sag dir, Lucifer, meinem Herrn,
Uns soll dünken kein Weg zu fern:
Wer nur in einigen Sünden sei,
Den wollen wir schon bringen herbei.
Doch mußt du Rat zudor uns geben,
1115. Ehe wir uns von hinnen heben:
Wir bringen, wen wir nur finden, herbei, —
Ob dir's auch so recht und zu Danke sei?
Lueifer.
Satan, wie magst du nur so fragen?
Der Büttel, der sollte dich schlagen.
1120. Begreiffst du denn nicht meiner Worte Sinn?
Glaubst du denn, daß ich wendisch bin?
Bringet den Armen und den Reichen
Und laßt mir Niemanden von euch
weichen,
Den Wucherer und auch den Mäurer,
1125. Den Fälscher und den Rollenraubrer,
Den Gaukler und den Kuchenbäcker,
Den Lügner und den Hundetredrer,
Den Brauer und den Rosler
Und auch den Kuhmaufsalzer,

Zu B. 1121. Wohl eine Anspielung auf die sociale Mißachtung, unter der die Wenden zu leiden hatten. Ein verachtetes und gehäßiges Volk nennt sie Stieber in seiner Meidentburg Kirchenhistorie; Güstrow 1714. Im 12. und 13. Jahrhundert wurden in Meidentburg aus vielen Ortschaften die Wenden mit Gewalt vertrieben, vgl. Meidentb. Urk.-Buch 3, Nr. 1805, S. 188; in den Städten standen sie unter einem besonderen Wendenvogt (advocatus Slavorum) und wuhren in einer eigenen Straße beisammen wohnen (Wendenstraße oder Wendengrube), wie sie auch auf den Dörfern getrennt von den Deutschen auf dem sog. Wendefeld sahen. Die Ausübung einzelner Handwerke war ihnen zwar gestattet (z. B. konnten sie als Garbschlächter, sog. Wendischlächter, 1325 in Rostock vor), aber häßliche Meister durften sie nicht werden, ja die meisten Häupter wachten streng darüber, daß kein Wende sich in sie einschleiche; jeder Lehrling mußte durch seinen Taufschein nachweisen, daß er nicht von slavischen Eltern stamme. Vgl. Meidentburg. Urk.-Buch Bd. 4 und 12. — Eine besondere Bedeutung aber konnte das „lovestu, wer ik wendisch si?“ im Munde unseres Dichters haben, wenn er einer der aus Niedersachsen (bezw. aus Amelungsborn) nach Doberan gekommenen Mönche (Saxones) war; wüßten diesen und den eingeborenen Mönche (monachi de Slavia) bestand alte Feindschaft, die vielleicht auch der Dichter des Meidentiner Spiels hegte und der er durch den Mund Lucifers Ausdruck gab, wenn er sich dagegen verwahrt, für einen Wenden angesehen, als ein Wende behandelt zu werden. Schröder, Das Meidentiner Osterspiel, Norben 1893, S. 99 und 100. Vgl. Freybe, Die Handschrift des Meidentiner Osterspiels, Schwerin 1892, S. 8 fg., S. 25.

Zu B. 1125. Vgl. B. Martin, Der Aberglaube in Roskreuzen. Bremen 1891.

Zu B. 1127. Hundetrocker, nach Drosihn und Schröder der caulkinetor, der bei den Jagden der Fürsten und Herren die Jagdhunde hatte, nach Schöne ist's ein dergammlicher Ausdruck: Hund eine Art Karren, Hundetrocker derjenige, der den Karren fortbewegt; ebenso sleper 131 ein Bergarbeiter, der den mit Erz angefüllten Karren hinter sich herzieht. Vgl. Freybe, Die Handschrift des Meidentiner Spiels, S. 27—28. (Der „Trog oder Hund“, der „Tredrerhand“ bei Curialis Spangenberg.)

Zu B. 1129. Kumlensalter, einer der Rindsmäuler einseitig. Lohmaulsalat ist noch heute in Bayern eine beliebte Speise. Schröder.

1130. Den Altflicker und den Stämper,
Den Schleifer und den Krämper,
Den Gerber und Flachsdracher
Und auch den Radmacher,
Den Olyermann, den Küster,
1135. Dazu den Karpfeuröster,
Den Leser und auch den Schreiber,
Den Pflughalter, den Wagentreiber,
Auch die da mit den Puppen spielen
Und auf das Geld der Thoren zieseln,
1140. Den Ritter und Grund besitzenden Mann,
Den bringe mir zumal heran!
Den Schneider und mit ihm den Schmidt,
Die bring an einer Kette mit;

Das wahrfragende, das Zauber-Weib, —
1145. Seht zu, daß niemand zuride bleib!
Was nugt viel Zaubern und Bögeren mir?
Auf! Macht euch nur schnell von hier!

Sie laufen alle weg. Satanas spricht
zu den anderen:

Ihr Herren, benehmt euch weise und klug,
So erwerbt ihr heute den Preis mit Flug
1150. Vor Lucifern, unserm hohen Prälaten,
Wiß es uns wohl auf den Straßen geraten,
Zu werben für unseren Herrn außs beste:
Run lauft! Ein Lump, ein Bastard sei der
lepte!

Zu B. 1130. Puler, der mit feiner Arbeit recht fertig werden kann; so kann pül-Arbeit sowohl die feine Arbeit, als die stämperhafte Arbeit bedeuten. Rnd. Wörterbuch 385. Doch wiegt die letztere Bedeutung vor.

Zu B. 1131. Der sleper nach Trofihn = slepondriver, ein Fuhrmann, der auf einer Schleiße, einer Art Schlitten (slope) den Kaufleuten die Waren zuführt. Woeste sagt sleper als Schläfer. Der vuler neben sleper nach Woeste und Walthers = Faulenzger; Sprenger dagegen erklärt vuler = vulter, Waller. Danach ist oben übersetzt der „Krämper“; vgl. krimpen im Rnd. Wörterbuch II, 570 als Kaufausdruck der Tuchherleitung. Vgl. B. 1441, wo der Schneider sagt, daß Tuch wäre „krampfen were“.

Zu B. 1137. Puchholder und waghendryver. Ueber die verschiedenen Deutungen vgl. Freyde, Die Handschr. des N.-Sp., S. 30-31. Nach Fr. wäre der puchholder der Besizer von einigen bedesreien „Pflügen“ im Gegensatz zu dem, der ein Lehngut mit Abgaben verwaltet; der waghendryver der, welcher zum „waghendenset“, d. h. zum bäuerlichen Frondienst treibt. Vergl. Wehl. Urf.-Buch 1422, 1445, 1401, 1798, 5008, 5098.

Zu B. 1144. De wikkere nnt de bosen wive; angeif. vicciani = insolente, engl. witch Herg. sik wikkem laten = sich wahr sagen lassen.

Zu B. 1153. Hen! en horensone (= horensone) sy de leste; ein Hurensohn sei er, d. h. er gehöre dann nicht zu unserem Geschlecht.

Zweiter Auftritt. Ausflug der Teufel.

(B. 1154—1247.)

Lucifer sitzt eine Weile, danach ruft er seine Knechte, indem er mit lauter Stimme schreit.

Lucifer.

Osten, Süden, Norden, Westen!

1155. Wohl her, wohl her aus allen Festen!

Herau, herau, heran,

Lepel her und Satan!

Alle die meine Knechte sind,

Die hören auf meinen Ruf geschwind,

1160. Und laufen und stellen schnell sich ein.

Er wartet ein wenig, und da die Teufel

nicht kommen, ruft er wiederum:

Ich mücht' meine kranke Kehle abschreien!

Wohlau heran, heran!

Rein lieber Knecht Satan,

Mache dich eilig her zu mir!

1165. Heute noch soll's frommen dir.

Satanas.

Was treibt dich nur, mein lieber Herr,

Daß du ruhest also sehr?

Run bin ich gelaufen her zu dir:

Sage doch, was willst du von mir?

Lucifer.

1170. Rein doch, lieber Satanas!

Wie hätt' ich von dir erwartet das,

Daß deine Antwort so bitter wär!

Betrübt ist mein Gemüte schwer,

Dieweil du nicht sogleich gekommen,

1175. Da du doch meinen Ruf vernommen.

Denn schon fürchtete ich sehr,

Daß dir was zugestoßen wär.

Satanas.

Hör, Lucifer, und erschrick dich nicht!

Glaube mir nur mit Zuversicht:

1180. Als ich deinen Ruf vernahm,

Auß gutem Grund nicht gleich ich kam:

Betrat ich doch eben einen Pfad,

Der fühete zu unserm Vorteil grad.

- Da ist krank ein alter Mann,
 1185. Der sein Lebtag nichts anderes sann,
 Als daß er des Bachers Pflag.
 Nun ist gekommen sein's Todes Tag.
 Drum — bis zu Ende sein Lebenslauf,
 So lang' nur wollt' ich mich halten auf:
 1190. Wenn er dann wäre gestorben,
 So hätte ich seine Seele erworben;
 Doch da deine Stimme noch einmal rief,
 Wie schnell ich da von dannen lief!
 Fürchtet' ich doch den Zorn von dir.
 1195. Herr, was ich rede, das glaube mir!
 Lucifer.
 Dank sei dir, mein lieber Knecht!
 Du handelst ja nach Pflicht und Recht.
 Wenn du meinem Willen zu Diensten stehst
 Und nach unser aller Nutzen gehst.
 1200. Nicht jeder von deinen Kumpanen es thut.
 An ihnen zweifelt sehr mein Rat.
 Ich weiß nicht, was ich dazu soll sagen,
 Nun deine Kumpane alle es wagen,
 Nicht sogleich zu kommen daher?
 1205. Sag mir, weißt du von ihnen mehr?
 Wo sie in der Welt nur streifen?
 Oder was sie mügen betreiben,
 Daß sie noch nicht wiederlamen?
 Kief ich sie doch alle beim Namen.
 Satanas.
 1210. Lucifer, das will ich dir sagen.
 Du brauchst darum nicht lange zu fragen.
 Ich sage dir, dem lieben Herrn:
 Deine Knechte, sie sind nicht fern
 Versammelt all in einer Schaar;
 1215. Sie fürchten von deinem Horne Gefahr.
 Denn, wie sie's auch trieben mannigfalt, —

Zu V. 1219. Deutet der Verfasser sich die Teufel als Spielleute mit todenden Pfeifen, wie sie auch sonst aus den Volksfagen bekannt sind?

Dritter Auftritt. Rückkunft der Teufel mit ihrer Heute.

(V. 1248 — 1691.)

Lucifer sitzt eine Weile ganz stille; danach schreit er laut. Die Teufel kommen alle zu ihm gelaufen.

Lucifer.

- Willkommen seid, meine lieben Knechte!
 Nun thut ihr nach altüberliefertem Rechte,
 1250. Daß ihr kommt unabwehrnd,
 Wenn euch mein Rufen wird bekannt.
 Das thabet ihr zum ersten nicht!
 Darum so gebet mir Bericht,
 Aus welchem Grund ihr da nicht lomet,
 1255. Als ihr meinen Ruf vernahmet?

- Mit Liebe nicht, nicht mit Gewalt
 Vermochten sie Einen nur dazu bringen,
 Nach ihrer todenden Pfeife zu springen
 1220. Und ihnen zu werden unterthan.
 Das kommt daher, daß jedermann,
 Daß die Leute alle gemeine,
 Weibes, Große und Kleine,
 All' sich nun haben zur Buße gerichtet
 1225. Und sich Gott mit Ernst verpflichtet
 Und verdammen unsere Lehre.
 Das sag ich dir, Lucifer, lieber Herr.
 Drum vor dich zu kommen getraun sie
 nicht recht.

Lucifer.

- Reinst du, Satana, mein lieber Knecht?
 1230. Sie hätten darinn nichts zu fürchten gebraucht:
 Mein Zorn ist allbereits verbraucht.
 Darum laufe zu ihnen schnell
 Und sag ihnen allen auf der Stell,
 Daß sie ja ihre Ehre bewahren
 1235. Und allgumal hierher fahren.
 Wenn sie meine Stimme hören erklingen.
 Denn ich will vor allem drauf bringen,
 Ihnen Schneidigkeit zu lehren,
 Und wieder uns alle die gulehren,
 1240. Die unsern Willen einst schon gethan
 Und lamen auf so verkehrte Bahn.
 Satanas.
 Ich sag's ihnen, Lucifer, fürwahr.
 Darfen sie kommen ohne Gefahr,
 So laufe ich gleich und sag's ihnen an,
 1245. Damit sich keiner verspäten kann.
 Sobald sie nur hören dich rufen am Ort,
 So sollen sie eilen und kommen sofort.
 Er läuft hinweg.

Alrot.*)

- Aus gutem Grunde das geschah.
 Spät und frühe liefen wir ja
 Wohl hundertmal die Welt umher,
 Grad aus und krumm, die Kreuz und Luer,
 1260. Wo wir nur immer wußten die Leute,
 Die wir mit arger List als Heute
 Früher schon zu uns hatten gelehret
 Und ihnen unsre Werke gelehret:

*) Vgl. II. Reg. 23, 13.

- Die haben wir nunmehr ganz verloren,
 1265. Denn sie haben uns abgeschworen.
 So waren wir aus ohn' allen Gewinn,
 Drum ritten wir nicht zu dir hin,
 Als deine Stimme über uns klang.
 Ein Tag ward uns wie ein Jahr so lang,
 1270. Zudem wir das gar wohl bedachten,
 Wenn wir dir keine Seele brachten,
 Daß sich dein Zorn ja würde mehren
 Und wir dir nicht willkommen wären.

Lucifer.

- Zwar lange wartet ihr fort von mir.
 1275. Nur gut, daß gesund ihr wieder seid hier
 Und seid wiedergelommen mit Liebe.
 Man sollte euch hängen wie Diebe!
 Ihr dürftet in meine Schute doch gehn
 Und meine Lehre noch verstehen!
 1280. Ich hielt euch für Tausendkünstler, ihr Herren,
 Nun muß ich euch wohl anders lehren,
 So wie man lehret die kleinen Kinder,
 Die so stumpf sind wie die Kinder.
 Doch will ich euch diesmal noch vergeben,
 1285. Wollt ihr mir um besser zu Dante leben
 Und feruer alle danach strehn,
 Daß euch die Seelen nicht entgeh'n.

Die Teufel alle schreien:

Ja gewiß, Lucifer, lieber Herr,
 Das wollen wir thun allzeit mehr.

Lucifer.

- Nun, so werde dies vergessen.
 1290. Doch sollet ihr auß' neue ermessen
 Was ich sage hier insgemein,
 Merk es ein jeder nur sich sein:
 Nun es euch übel ist ergangen,
 1295. Sollet ihr wieder von neuem anfangen:
 Ihr sollet — solches rate ich euch —
 Nach Lübed euch machen allfogleich.
 Da müssen die Menschen in Menge jezt
 sterben,
 So könnt ihr euch viele Seelen erwerben,
 1300. Beides — Kleinrämer und Zwöger,
 Knochenhauer und Zuträger,
 Die Wirtn im Krüge mit ihrem Zappen
 Und auch den Rdnach mit Rutte und Kappen,

- Die haltet alle bei dem Sterz
 1305. Und greifet manch ein gutes Herz!
 Bringet sie mir her mit Schalle!
 Wenn ich rufe, kommet alle!
 Aßrot.
 Ja, Herr, das soll immer sein,
 Und sollten wir darum leiden Pein.
 1310. Wird es uns nur irgend gelingen,
 Wir wollen schon was zur Küche bringen.
 Lucifer.

So seid alle nun bereit,
 Keiner vertwart' auf den andern die Zeit
 Die Teufel laufen alle hinweg.

Lucifer sßt ein wenig, danach schreit er wie früher.
 P u l.

- Herr Lucifer, Pul ich heiß,
 1315. Dieß durch manchen Strauch meinen Steiß.
 Voh dir die Zeit nicht werden zu lang!
 Viel Seelen zu fangen uns gelang,
 Die wollen wir alle dir bringen herbei,
 Sieh zu, daß die Hölle nur dicke sei!
 Lucifer.

- Gerne hab ich gehört dein Wort!
 1320. Geh hin, hilf den anderen sie treiben fort!
 Zeiget euch nur Mut und Berbe,
 Daß jeder bei mir den Preis erwerbe.
 Sollt' eine Seel' sich zu sträuben wagen, —

1325. Auf dem Nacken müßt ihr sie zu mir tragen!
 Die Teufel kommen und tragen die Seelen vor Lucifer.
 P u l.

Freue dich Lucifer, lieber Herr,
 Wir haben geworden um Preis und Ehre:
 Siehe nur, wie sie hier zu dir nah'n,
 Die nach unserm Rate gethan.

Aßrot.

- Sieh, Herr, dieie schöne Reih!
 1330. Magst geben uns wohl ein gebraten Ei
 Und dazu was von dem Schinken,
 Daß wir ja nicht nächstern triuken.
 P e p e l.

Lucifer, wir sind wohl ausgewesen:

1335. Die Seelen sind all von uns aufgesehn,
 Ueberall hin und her:
 Sieh dir sie mal an, lieber Lucifer!

Zu B. 1297. Vgl. Lübeder Chronik von Granthoff S. 140 zum Jahre 1451: In desseme järe unde in deme järe bevoren was geméne pestilencie, dar seie folkes inne storf, junk unde olt etc. Auch zum Jahre 1463 wird S. 278 die Pest in Lübed gemeldet.

Zu B. 1314. Puken = scharren, manfen, stechen.

Zu B. 1333. Aßrot erbittet sich als besondere Belohnung ein Gericht Spiegeleier mit Schinken, um tüchtig darauf trinken zu können. Schröder vermutet mit Recht, daß Ei und Schinken hier noch mit besonderer Beziehung auf das Osterspiel gedacht sind, daß also Aßrot für die Teufel die Osterspeisen verlangt; Eier und Schinken gehören zu den am Osterspiel geweihten.

Lucifer.

- Ja, Knechte, nun habet ihr wohlgethan.
Nun sollt ihr auch meinen Dank empfahn,
1340. Daß eure Kunst und meine Lehr'
Ihr alle habt bewiesen so sehr.
Dafür nehmt alle immer Dank!
Es wird die Zeit mir allzu lang:
Die eine laßt nach der andern vorgehn
1345. Und saget, was von ihr ist geschahn,
Womit sie's haben so schlimm gemacht,
Daß ihr sie habt hierher gebracht.
Ich aber will dabei erwägen
Die Fein, die ihr ihnen sollt auferlegen.

Roptor.

- Herr, du siehst mit dem Raub mich kommen,
Den ich erwarb zu unserm Frommen.
Hier ist die Seele, die ich mir griff.

Lucifer.

Nimm's Brut-Ei, von dem die Henne
fort lies!

Lucifer zu dem Bäcker:

- Dir häubt aus der Kase die Kleie noch:
1355. Sichertich warst du ein Bäcker doch!
Was hast du hier vorzubringen, sprich,
Daß sie haben gegriffen dich?
Weh dir! Bei meiner Treue, bericht',
Warum fuhrst du zum Himmel nicht?

Der Bäcker.

- Guade, Herr Lucifer!
1360. Ich war ein Bäcker bis daher.
Darum ist groß mein Jammer und Not,
Denn ich hut ja hoch das Brot,
Mit Hefe mengte ich den Teig.
1365. Damit das Brot recht hoch ansteig.
War da der Teig noch irgend groß,
So brach ich ab noch einen Kloß
Und warf in den Trog ihn wieder hinein.
Drum muß ich Ach und Weh nun schrein!
1370. Mit der Kleien hut ich Brot und Kuchen,
Darum mich die Leute verfluchen.

Ich ließ das Brot nicht werden gar,
Also betrog ich der Leute Eschar.
Könn' ich noch leben wie vorher, —
1375. Ein Bäcker würde ich nimmermehr.

Lucifer.

- Heran, meine Knechte, kommet nur schnell
Und werft den Bäcker in die Höll!
An den glühenden Ofen setzet ihn hie,
Da siht er wärmer als in der Badstube drin.
1380. Er hut das Brot mit kleinen Kuckucken,
Darum schlagt ihn mit den Fäusten.
Das hat er verdient wohl:
Er hut das Brot teigicht und hoch!

Tuteville.

- Herr, nun hör' auch meinen Bericht!
1385. Vergebens war ich außen nicht.
Tutevillus bin ich genannt:
Den Schuhmacher führ' ich an der Hand.
Damit bin ich dir unterthan.

Lucifer.

Nimm Stank dafür, mein lieber Kumpan!

Zu dem Schuhmacher:

1390. Willkommen, lieber Geselle mein!
Wie steht es um die Sache dein?
Wenn meinen Sinnen ich darf trauen,
Werd' ich in dir einen Schuhmacher schauen.
Wollt' Jesus dich nicht in den Himmel
nehmen?
1395. Drob magst du dich ja nun wohl schämen.

Der Schuhmacher.

- Ach, anädiger Fürst und Herr allhier,
Wenn du es ertaußt, so sag ich es dir.
Keine Schuh' verkaufte ich zu teuer
Und brannte die Sohlen bei dem Fener.
1400. Wenn ich das Leder sollte weichen,
So nahm ich mir Salz und Seichen;
Oest und Saureteig that ich dazu.
Damit schmierte ich dann die Schuh.
Das deutete mich alles wohlgethan.
1405. Schafleder verkauft' ich für Korduan;

Zu B. 1353. Teuflich satirische Anspielung auf das von Alstrot (B. 1331) geforderte gebratene Ei.
Zu B. 1366. Man beschuldigt die Bäcker bis auf den heutigen Tag, daß sie es so machen,
wenn die Leute ihren selbstgeäuerten Teig ihnen zum Baden ins Haus bringen.

Zu B. 1389. So verlebte der Volkswitz den Dank im Munde des Teufels. Kehulich Morike:
„Sind keine Kerl, die Bauern, sie geben Stank für Dank.“ Vgl. B. 1429.

Zu B. 1399. Das Brennen der Sohlen hat den Zweck, ihnen eine dunklere Färbung zu geben,
damit die Leute nicht merken sollen, daß sie von Schaffeln sind. (Vgl. B. 1419.) Sprenger.

Zu B. 1401. Man bezichtigt die Schuher bis auf den heutigen Tag, daß sie te, um das Sohl-
Leder weich zu machen, in die sog. Wekhütt Salz und Haru z. thun.

Zu B. 1406. Kordewan = kordman, seines Leders aus Ziegenfellen und nach Cordoba
benannt, franz. cordouan, daher cordonnier. Korduan-Schuhe werden noch heute Tanz-, Ballschuhe
von feinem, gelbbraunem Leder genannt.

Von Flachse machte ich den Traht,
Davon dann bald ausriß die Raht.
Ungar war das Leder mein:
Drum muß ich nunmehr leiden Pein.
1410. Ach, wär ein Mensch ich wie vorher, —
Schusterei erwünscht ich nimmermehr.

Lucifer.

- Ja, ja, da hast du vollkommen recht.
Tuteville, geh her, mein Knecht,
In die Gerberkufe wirf ihn mir,
1415. Die jüngst voll Pech gesiebet ihr,
Da er das Leder treten mag
Unaushörlich bei Nacht und Tag.
Schuhe verkaufte er den Leuten
Mit Sohlen, die waren von Schafeshäuten.

Ahtrot.

1420. Lieber Herr, ich komm als der Dritt',
Vom Hornwisch den Vock, den bring' ich
dir mit.
Als du mich riefest gar zu schnell,
Entliesen mir ihrer vier auf der Stell.
Nun bring' ich diesen alleine her:
1425. Er ließ sich greifen soubder Wehr.
Konntest du warten noch kurze Zeit:
Ihrer zwanzig sämen in meinem Geleit.

Lucifer.

Wahrlich, du bist ein tüchtiger Mann:
Großen Stank sollst du empahn.

Zu dem Schneider:

1430. Wenn recht ich in deinen Manieren gelesen,
So glaub ich, du bist ein Schneider gewesen.
Hast zugeschnitten manches Gewand,
Noch steht dir nach der Schere die Hand.

Der Schneider.

Wahrlich, Herr, du sagest wahr.

1435. Das bekenn ich ganz offenbar.
Von je fünf Ellen an der Zahß
Zu allen Zeiten die Hälfte ich stahl;
Daraus macht' ich zwei Vordermel mir:
Nun zertrakt mich der Teufel dasür.
1440. Die Farbe, sagt ich, wär wie sie wär,
Das Tuch sei eingegangen sehr.

Schnitt ich's zu Mantel oder Rock entzwei,
So stahl ich Handschuß und Socken dabei.
Mit heißer Nadel ich näht' das Gewand,
1445. Weil dann die Raht bald wieder aufraunt'.
Ob's nun Ostern war oder Weihnachten, —
Ich wollt' der Feiertage nicht achten.
Nun entgelt' ich meiner zu kurzen Elle,
Daß Lual ich leiden muß in der Hölle.

Lucifer.

1450. Heran nun, wer da ist mein Knecht!
Diesem Schneider thut sein Recht
Und werft ihn in der Hölle Grund:
Da soll er liegen wie ein Hund
Und bräuen ewig auf den Kohlen;
1455. Er hat so manchen Mann bestohlen.

P u l.

Pul heiß ich und komm als der Vierte
nun auch,

Sieh, Herr, ich hab einen großen Bauch!
Von meinem Amt ich dir sagen will:
Ich lege mich in den Keller still.

1460. Wenn die Krügersche sich nun vergißt
Und etwa voll den Becher einmüß,
So rühr' ich die Hand ihr, daß sie entgeite
Und lenke ihr das Raß zur Seite.
Denn wollte sie volles Raß verkaufen,
1465. So konnte uns ihre Seele entkaufen.
Noch mag's wohl besser sein, dünkt mich,
Herr, daß ich sie bringe vor dich.
Sie sei in deine Gewalt gestellt!

Lucifer.

So habe, was der Sau entfällt!

Zum Krüger.

1470. Ich sage das bei meiner List,
Ich glaube, daß du ein Krüger bist.
Mich dünkt, im Angesicht steht es dir: —
Du giebst mit solchem Raß das Bier.

Krüger.

Warum wollt' ich es nicht gesehn?

1475. Mich dünkt, ich kann dich nicht hintergehn.
Biel Bier zu machen ich wohl verstand,
Diese Sache war also bewandt.

Zu B. 1429. Vgl. zu B. 1389.

Zu B. 1438. Voremwonen, Vor-Aerwiel, holl. monwen; noch heute „Muß“.

Zu B. 1441. Id were krumpen sero. Dat Isken krimpt in't water, holl., geht im Wasser ein.

Zu B. 1461. Das handschriftliche nicht betrachte ich mit Sprenger als Schreibfehler für nicht = etwa. Wenn die Virtin gegen ihre Gewohnheit einmal den Lecker voll einschenken will, so bringt sie Pul durch seine Manipulation doch dazu, daß sie falsch messen muß.

Wasser nahm ich in Menge gar,
Während des Biers nur wenig war.

1480. Auch wenn ich verkaufte Bier oder Wein,
So pflegte das meine Sitte zu sein:
In das Maß den Daumen ich schlug,
Und mit dem Schaum das Bier ich hintrug.
Wenn ich jemandem einmaß,
1485. Ich mein', daß ich dessen nicht vergaß.
Das Halzbier mußte mit austreigen,
So wurde mancher Pfennig mein eigen.

Lucifer spricht:

Wehe dir, Narr, noch mehr du begingst!
Noch fauler als ein Kas du pinkst!

1490. Weh dir, du bringst dich in große Schand!
Du hast deine Sünde nicht halb bekannt:
Du sagst von deinem Schaum allein,
Du hatt'st auch einen Dieb's-Daumen klein
Oben hängen an der Tonne:
1495. Damit hast du die Hölle gewonnen.

Lucifer zu den Teufeln:

Ihr lieben Knechte, parat nun seid!
Wacht heißen Meth den Krüger bereit!
Setzt ihn bei die heiße Kuppe
Und gebt ihm zu trinken mit der Schüppe!

1500. Bei beiden Daumen hängt er mir,
Er schlug mit den Daumen den Schaum
in das Bier.

Daß er des Bieres so wenig gab,
Dafür, ihr Knechte, zahlet ihn ab!

Welfebul.

Lucifer, Herr, ich komme nu.

1505. Tpru! Hort! Tpru!
Hätt' ich nicht deine Stimme gehört,
Ihrer hätt' ich noch mehr behört.
Nun konute ich diesen Einen nur sah'n.

Lucifer.

Ein, du bist mein — Diebes-Kumpau.

Lucifer zu dem Weber:

1510. Weh, du solltest nichts Gutes genießen!
Nicht dünkt, die Webspule siehest du
schließen.
Kann ich recht im Gesichte dir lesen,
So bist du gewiß — ein Weber gewesen.

Weber.

Lieber Herr, das ist wohl wahr,
1515. Ein Weber war ich manches Jahr.
In Untreu mir das Leben verstrich,
Das vierte Knaul je nahm ich für mich.
War der Einschlag nur leidlich lang,
So nahm ich davon noch den Beigang.
1520. Das sonnt' ich allzu geringe wiegen,
Laien scheren, Pfaffen betragen.
Drum muß ich nun mit meinen Gefellen
Leiden Qual in der ewigen Hölle.

Lucifer.

Wahrlich, du sagst mir da Worte so wert,
1525. Die hab ich allzu gerne gehört.
Wollt eure Bauern ihr also „bestriden“,
So können wir leicht die Hölle wohl stiden
Und bauen dazu noch ein Gesack:
So habet ihr Raum und euer Gemack.
1530. Drum greifet alle nur gleichmäßig zu,
Daß keiner von euch sich wehe ihu!
Den Weber samt seinem Webekuhl
Werfet hinab in der Hölle Pfuhl!

Krumnase.

Herre, du machst ja großen Praug!

1535. Die Zeit, die wird dir wohl zu lang.
Wär' ich länger außen geblieben,
So hätt' ich die Höl' allein voll getrieben:
Nun bringe ich nur Einen dir.

Lucifer.

Lieber Knecht, so genüget mir.

Zu B. 1478. Sprenger in Zeitschr. f. deutsche Philol. XXVII. S. 306 will statt waters „malzes“ lesen, indem er meint, es handte sich hier doch um Bierbereitung, nicht um Verfälschung, aber gerade durch Verfälschung ergibt sich für den Krüger eine größere Bierbereitung. Ebenso B. 1482, wo der Daumen statt der modernen „Schaumspritze“ dient.

Zu B. 1484. Für woben her tiest Wone Wonebör: vgl. das fries. adenbior (Erntebier) im Saterland in Weinholds Zeitschrift für Volkskunde III, 277. Wan di roge to hns was, dan wnd der adenbior helden (Erntebier gehalten).

Zu B. 1493. Dem abgeschnittenen Daumen eines gehentkten Diebes schreibt der Aberglaube besondere Kräfte zu, u. a. auch die, Gäfte herbeizuloden.

Zu B. 1497. Hns mede nach Sprenger a. a. D. für hot meth = heißer Meth als entsprechende Strafe, wie B. 1562 der Heilscher mit Kolbdaumen gestraft wird.

Zu B. 1505. Unflätige Naturlaute; crepitus ventris. Vgl. Schröder.

Zu B. 1508. Diebes-Kumpau statt des zu erwartenden naheliegenden „lieber“ oder „Liedes-Kumpau“.

Lucifer zu dem Wurster:

1540. Ob ich mich betrogen, soll mich vertagen —:
Mit Schlachtwerf bist du umgegangen.
An deinem Mund schon kann ich's erkennen,
Du hast viele Kalbbaunen gegessen.

Der Wurster.

- Wahrhaftig, Herr, recht hast du geraten.
1545. Ich konnte Kuh- und Rindsmäuser braten.
Wenn ich dann Würste machen sollte,
So that ich hinein, was ich nur wollte,
Kalbbaunen, auch Lungen und Kett,
Ich that daran auch gar kein Fett.
1550. Wenn man sie braten wollte nu,
So tropften sie wie ein alter Schuh.
Doch wollt' ich die Würste fetter essen,
So ward das Fett dran nicht vergessen.
Hatt' ich von einer Sau was feil,
1555. So rief ich stets den Leuten in Eil:
„Komm! Kauf von einem jungen Schwein!“
Darnu muß ich nun leiden Pein.

Lucifer.

- Meine Knechte, geht herfür!
Nehmet den Betrüger hier,
1560. Der aus Fäßen Sülze machte,
Stets die Ehrlichkeit verlor.
Schlagt ihn mit heißen Kalbbaunen derbe.
Mit Würsten trieb er ja sein Gewerbe.
Streckt ihn in den Schweinemagen,
1565. Darinnen mag er sich weidlich plagen.

Belial.

- Herre, ich heiße Belial:
Die Seelen hast du noch nicht all'.
Ich mein', daß ich auch mit Gluck dir diene,
Hier bring' ich dir 'ne redte Brutbiente,
1570. Die hat gethan nach unsern Werken:
Drum soll sie unsern Hausen stärken.

Lucifer zu Belial:

Du kannst dich ja gar fein ausdrücken,
Man soll dir den Mund mit Schweinsperlen
schmücken.

Lucifer zu dem Fethändler (Höfer):

- Sag doch — mich dünkt nach deiner Sprache,
1575. Auch stinßt du nach der Heringsbläse —,
Als ob du ein Höfer feist gewesen
Und habest Heringe andgelesen.

Höfer.

- Möchte es gemach dir sein,
Ich wollte bekennen die Sünde mein.
1580. Holt ich der Hering' eine gute Tommen,
So hatt' ich mich auch nicht lange besonnen,
Faulde einzunengen darin.
Spät und früh übl' ich den Gewinn.
Hatte ich Bäckinge oder Kal,
1585. Den Leuten ich heimlich die Fijchmich stahl.
Auch wor darauf mein Sinn gericht',
Sie zu täuschen mit dem Gewicht.
Weit ich die Leute also betrog
Und Manchen unverschäm't besog,
1590. Drum muß ich in der Hölle Grund
Und dort liegen als ein Hund.

Lucifer.

- Knechte, ihr sollt euch dazu bequemen,
Diese rechte Eule zu nehmen!
Des Feuers gebet ihm sein Maß,
1595. Seht zu, wo er habe sein Gefäß.
Er ist der großen Pein wohl wert:
Seht ihm den Steiß auf den heißen Herd!

Liffetuppe (Fasleder).

- Ah Lucifer, Herr, dich begießen man möcht'!
Du siegst dir selber im Wege recht.
1600. Sollte ich also die Zeit vertreiben,
So möchte ich lieber zu Hause bleiben.
Du rufft uns allen viel um die Ohren,
Du machst uns allzumal woht zu Thoren.
Vor Kummer möchte ich fast sterben:
1605. Nur einen Einzigen konnt' ich erwerben.

Lucifer.

Das Mundwerk geht wie 'ne Flachdichzwinge
dr,
Bei meiner Tren, ich vergelte es schier.

Zu B. 1543. Gefochte Kalbbaunen gelten, wie in England (tripe, vgl. Dickens, The Chimes), so auch in manchen Teilen Deutschlands dem Volke als ledere Speise. (Sprenger a. a. D.)

Zu B. 1548. Rett: Schweinefleisch, an den Rippen und an dem Rücken abgeschabt, das dann gehackt, mit Gewürz versehen und mit Fettwürfeln gemengt wird. Vgl. „Rettwurst“.

Zu B. 1551. So tropften sie wie ein alter Schuh, d. h. gar nicht. Sollen wir.

Zu B. 1561. Swynsmaghen, entweder ein höllisches Forderinstrument (Schrüder), oder der Ort der Hölle, in dem die Fleischer und Wurster gepöbrigt werden. (Ettmüller.)

Zu B. 1585. Ghell, nich Walthier die Milch der Fische. Die Milch der Bäckinge gilt bekanntlich als Delicatesse und als Hausmedizin gegen Erkältung.

Zu B. 1606. De wasche gheyt dik also en kaf. — De wasche = Mundwerk; kaf, die kafe ist ein Werkzeug, womit die Schäbe vom Flach entfernt wird. Sprenger a. a. D.

1610. Bist allzu sicher vor mir geworden,
Ich bring dich noch in ein' andern Erden
Und sage dir das bei meiner Ehr:
Die Rede vergeh ich dir nimmermehr.

Lueifer zu dem Räuber:

Wehe! Daß dir Leides geschähe!
Mein Kopf thut mir vor Zorn so weh!
Das alles um deinetwillen ich hab:

1615. Ich müchte das Fell wohl ziehen dir ab!
Ist mir rechte Kunde gekommen,
So hast du manchem das Seine genommen.

Räuber.

Herr, wie kannst du es wohl erraten.
Doch reich ich wohl, es du willst braten:

1620. Du willst mich lassen zur Hölle gehn.
All meine Schande will ich gestehn.
Ich war ein Räuber in meinen Tagen,
Nach Gott ich pflegte nicht zu fragen,
Ich brannte an Scheune und Haus,

1625. Weides, Kirche und Klosterklaus,
Ich nahm den Kelch von dem Altar.
Drum steck ich nun in so großer Gefahr,
Daß ewiglich ich verloren bin,

1630. Ich hätte jedem das Seine gelassen
Und Brot gebeten auf den Strahen.

Lueifer.

Ja, ja, mein Lieber, du bist nun hier,
„Nachbedacht“ — das ist dünnes Bier.
Diese Reden sind mir nicht neu.

1635. „Hintennach“ — das ist Weiberreu.
Klug ist, wer sich zuvor bedacht:
Hernach der nichts in die Hosen macht.
Hör', Herr, ich will dich wohl berichten:
Du sollst keine neue Schelmstücke dichten.

1640. Du mußt nun bei der Fahne bleiben.
Ich glaub', man wird dir das Rauben
anstreiben.

Sieh, was lann's dir nun helfen hinsort?
Du raubtest, du äbtest dazu noch Mord,
Du thast manchem armen Menschen weh.

1645. Darum nun in Not und in Leiden geh!
Knechte, greiff zu nur alle gleich,
Daß euch der Räuber nicht entweich, —
Ich wäre selber zu helfen bereit.

Doch gute starke Kiesen ihr seid.
1650. Haltet ihn fest! So hab ich euch lieb.
Haltet den rechten Kuchdieb,
Haltet bei dem Schopfe den Mann,
Seht zu, daß er ja nicht entlaufen laun.
(Fankelbun.*)

Herre, Fankelbun bin ich genannt,
1655. Ich sag bei dem Baune unverwandt
Und habe gehorcht her und hin,
Doch keiner Seel' ich gewohr worden bin,
Weder von Laien noch von Pfaffen.
Da begann ich vor Zorn zu schlafen.

1660. Ich hatte beinahe zu lange gefessen,
Die Wölfe hätten mich können fressen.
Herre, dies halt' nicht als Schertz und Spiel!
Solcher Knechte find'st du nicht viel.
Wenn nicht so laut du gerufen daher,

1665. Mir schon was angelausen wär.
Darum magst du's wohl glauben mir:
Ich jappe und dampf wie ein Backofen schier.

Lueifer.

Daß dir zu Leid was geschähe hier!

Daß an den Galgen der Büttel dich zieh!

1670. Bei meiner Treue sag ich's dir:
Ich steh in ein altes Weid fahren mir!
Da sollst du leiden großen Stank:
So wird die Zeit dir werden lang.

Du taugt doch anders nirgend zu,
1675. Du gehst besudelt wie eine Wergschuh.
Wie bist du doch so trüg und saul:
Ich sah in der Welt keinen ärgern Gaul.
Auch unter den Lahmen und unter den Blinden
Kommt' solch 'ne Brutbiene ich nicht finden.

1680. Geh doch, du rechter Flabbemund,
Psiu, du stinkest wie ein Hund.
Du willst dich in meinen Willen nicht finden,
Geh zum Heuler, um Pferde zu schinden,
So kannst du schlafen den ganzen Tag;

1685. Ich muß es doch machen, wie ich mag.
Hab deinen Abschied hiermit genommen,
Ich den! wohl noch zu Knechten zu kommen.
Wahrhaftig, nicht länger duld' ich dich hier,
Wach dich nur schnell aus den Augen mir!

1690. Kommt' du je wieder vor mich zu stehn,
Dir soll es nimmer gut ergeh'n.

*) D. h. „Sternbengelbesoffen“. Es ist der betraunkene, schwerfällige und schmutzige Faulenzler, der „slän unde voll“ ist.

Zu S. 1667. Ik lape also ein bakaven. Am Backofen läuft der Qualm herunter, so hier Schweiß und Schmutz. Fankelbun hat von innen lächtig geheizt, daß er „dampft“.

Zu S. 1675. Mersko: die Kuh, die vom Spätherbst bis zum Frühjahr im Stalle blieb und sehr unsauber aussieht.

Zu S. 1679. Enen dronen finden, wie S. 1569.

Zu S. 1683. Der Heuler hatte in den Städten auch die Schinderei oder „Meistere“ in Pacht.
Sprenger a. a. O.

Vierter Auftritt. Satans Rückkunft.

(S. 1692 — 1985.)

Lucifer blüht rings umher, und da er Satanas nicht sieht, schreit er.

Lucifer.

- In Hülfe! Alles Volk herans!
 Satanas bleibt ja zu lange aus.
 Wer jöge mir doch Erkundigung ein,
 Ob er etwa krank möchte sein?
 1695. Ob die Seuche*) auch ihn beischlich?
 Hätt' er 'nen Harnblasenbeher bei sich!
 Denn wenn er irgendwie Deute genommen,
 So wäre er gleich mit den Ersten gekommen.
 1700. Ich gräme mich drob. Doch dünket mich,
 Daß er draußen nach Frommen umschlich.
 An Kunst und List er der erste stets war:
 O weh! Nun kommt er als letzter gar!
 Er wollt' wohl der Seelen zu viele herjagen.
 1705. Ich fürcht', auf dem Weg ist er totgeschlagen.
 Doch will ich darum nicht ablassen,
 Wo er auch sei und auf welchen Gassen,
 Sobald er von ferne hört mein Wort,
 Hoff ich, daß er sich reißet fort.
 1710. Satan, du treues Blut in der Not!
 O weh, ich fürchte, er ist tot!

Satanas kommt,

- einen Pfaffen ziehend, der nicht gehen will.
 Er spricht zu ihm, der im Platter liest:
 Wohlauf, Herr Domine, tummle dich! —
 Ich fürchte, mein Herrre schelte mich.
 Nacht etwas länger euren Gesang!
 1715. Was hist es, daß ich hier warte lang?
 Für Hovelspän' hatt' ich eure Lektion:
 Ihr müßet nun folgen nach meinem Ton!
 Ihr murmelt und flüstert viel mit dem Runde,
 Doch merkt ich, war zu keiner Stunde
 1720. Das Herze irgend dabei mit Begier,
 Wohlauf, Herr Plättner, folget mir!

Pfaffe.

Nun segne mich der heil'ge Christ!
 Ich beschwör dich, sag mir, wer du bist?

Daß mich in Ruhe und ungehoren

1725. Nur weiter lesen meine Horen.
 Ich beschäft'ge mit heiligen Worten mich hier:
 Gott will es nicht gestatten dir,
 Daß du nach deiner falschen Lust
 Mir irgendwie was Arges thust.

Satanas.

1730. Geh doch, was helfen viel Reden dir?
 So wahr ich lebe, mußt fort mit mir!
 Du willst dich allzu heilig machen: —
 Ich weiß noch von ganz andern Sachen!
 Was weiß ich viel, was du liefest da:
 1735. Deine Horen so oft vergaß'k du ja.
 In Böllerei willst du immer leben
 Und willst dich nicht aus den Krügen heben,
 Trinkst Bier wie Wasser, es ist eine Schand:
 Geh fort, du rechter Efsant!

Pfaffe.

1740. Ich glaube — so wahr hilfst der gute Gott! —
 Du treibst hier mit mir nur deinen Spott.
 Wahrlich, du magst dich wohl vor mir wahren:
 Ich muß sonst anders mit dir verfahren.
 Hast ein, Mann, hatte, hatte nur schnelle!
 1745. Hätt' Weihwasser ich und Salz zur Stelle:
 Ich wollt' den Geist dir in Schreden treiben,
 Du soltest mich lassen in Ruhe bleiben.

Satanas.

- Hui, Herr Schreihals, schäme dich doch!
 Wehe, wehe, was nennst du noch?
 1750. Du kannst so viele Reden beginnen,
 Wahrlich, du möchtest es mit mir gewinnen!
 Nicht länger laß ich dich qualen dort,
 Rache dich schnell von hinnen fort!

Lucifer.

- Ach, mein Herz vor Freude mir springt,
 1755. Mich dünkt: aus Satanas Kehle das klingt.

*) Vgl. zu S. 1297.

Zu S. 1692. Tioolute, To jodute, wie S. 434, der dunkle altjährl. Schladensf. trahite foras, thiodute: Voll heraus! Auf zur Hülfeleistung. Später ein allgemeiner Weheruf. Vgl. „Am Urdb-
 brunnen“ V. 144 und 147 (Jahrgang 1896/87).

Zu S. 1697. Die Harnbesichtigung war für die Diagnose der alten Aerzte eins der wichtigsten Mittel.

Zu S. 1712. Dominus, das Ehrenpräbital der Geistlichen im Mittelalter, daher vom Volke oft das her hinzugefügt.

Zu S. 1716. Jawe lesent weghe ik vor spon; spön, Span, dünne Scheibe.

Zu S. 1725. Mine tude lesen: die kanonischen Horen.

Zu S. 1745. Des Weihwassers und des geweihten Salzes bediente man sich bei Beschwörungen auch wohl als Zaubermittel.

Er singet ja, so dünket mich;
Ich hoffe, er ist noch lebendig.
Wär er jetzt nur lebhaftig gekommen,
Ich wollte nicht fragen nach Ruß und
Frommen.

1760. Erbarmen möchte es harte Steine.
Kommt er, — vor lauter Liebe ich weine.

Satanas bringt den Pfaffen zu Lucifer.

Satanas.

Wieb acht, lieber Herr, gieb acht anhand!
Hier bring' ich dir einen vom geistlichen
Stand.

- Ich bringe dir hier einen Pfaffen,
1765. Der hat so manche Mette verschlafen:
Wenn es Zeit zur Messe gewesen,
So hatte er noch seine Horen zu lesen.
Auch machte er lange Mahlzeiten mit,
Damit war er der Beszer auch quitt.
1770. Er trinket auch wohl mehr als genug.
Zur Nachtsangzeit ist er noch in dem Krug.
Und ob der Becher sei grad oder krumm,
Stets spricht er: „Dir komm's totum“.
So spricht der Andre: „Gott bewahr's!
1775. Ich trinke lieber halben pars.“
Darum ist das der Wille mein,
Daß wir nicht ohne Pfaffen sein.

Lucifer.

Ah, wie konnte ihm solches geschehn?
Wollen auch Pfaffen zur Hölle nun gehn?

1780. Ich denke, du sollst uns nicht entlausen,
Und thätest du noch so viel Weihwasser
saufen!
Ihr Pfaffen, die ihr so viele lehret,
Nicht dünket, daß ihr die Leute verlehret.
Ist es so, wie ich habe vernommen,
1785. So predigt ihr nicht was uns kann
frommen.
Die Leute tanzen nach euern Pfeifen,
Drum können wir leider so wenige
greifen. —

Hört mich, Herr Pfaffe, und schweiget still,
Ein kurzes Wort ich euch sagen will: —
1790. Doch stellt euch etwas zur Seite fern!
So nahe hab ich die Pfaffen nicht gern.

Pfaffe.

- Höre doch, ist das billig und recht?
Stehst du doch hier und auch dein Knecht!
Bei mir ist hier aber niemand mehr.
1795. Doch grauet mir nicht allzusehr,
Wilst du mich in der Hölle sehn,
So muß ich dir doch näher gehn.

Er geht ihm näher.

Lucifer.

- Ah, Satau, daß du würdest gehängt!
Der Pfaffe hat mir die Haare versenget.
1800. Wenn er's mit schlichtem Worte schon
kann, —
Kam gar in unseren Orden der Mann,
So dürsten wir nicht länger säumen,
Wir müßten alsbald die Hölle ihm räumen.
Ich weiß nicht, wo wir bleiben wollten,
1805. In welchen Lustat wir fahren sollten.
Darum wohl sagt man überall:
„Das letzte Schaf beschwau't den Stall.“
Ich dacht', deiner Klugheit müßt' alles
gelingen,
Nun läßtst du dich einen Pfaffen bezwingen.

Pfaffe.

1810. Weinst du, lieber Lucifer,
Daß so dumm ich wirklich wär,
Daß ich mich nicht könnte bewahren,
Sondern müßte zur Hölle fahren?
Dann wär ich vergeblich zur Schule gegangen,
1815. Wenn mich die Teufel sollten fangen.
Die Hölle ist für mich nicht, ich sag es
mit Zug,
Denn da giebt es noch Laien genug,
Die vor mir wohl zu der Hölle fahren,
Daß ich mein Leben noch möge sparen.

Zu B. 1775. Auf den ganzen Becher, auß totum, mußte noch der Trinksitte wieder ein Ganzes nachgetrunken werden. Dem anderen aber ist das Totum zu viel; er trinkt lieber nur einen halben Becher, modiam partem, nach. Die geistlichen Trinker bedienen sich lateinischer Formeln.

Zu B. 1781. Weihwasser trinken = sich fromm stellen. Sei süht ut, as wenn sei Wich-water sopen hedde, d. h. sie stellt sich fromm. Hildesheimer Sprichwort.

Zu B. 1791. Bgl. B. 1820. In der Nähe des Pfaffen wird dem Lucifer angst und bange; es überläuft ihn heiß von wegen des Wortes und des Weihwassers, womit der Pfaffe ihm zusetzt.

Zu B. 1807. Der Sinn des Sprichworts: „Das leste Schnap sehlt jo in den stal“ ist: Der letzte beget immer die größte Dummheit. Es ist Andre an Satau, der damit, daß er den Pfaffen bringt, nach der Meinung Lucifers eine große Thorheit beget, wie B. 1820 fg. zeigen.

Lucifer.

1820. Satanas, laß den Pfaffen doch gehn.
Ich kann vor Hitze nicht länger stehn.
Ist er denn nicht heilig vor allen?
Die Weihwassertropfen der Nase entfallen.
Auch trägt er den Weihrauch im Raden noch:
1825. Bring weg den rechten Schiefshaden doch!
Er hat so viele Psalmen gelesen!
Wär'n wir doch unverworren mit ihm
gewesen!
Wir thun mit ihm doch nichts Rechtes
gewinnen.
Willst ihn noch nicht lassen von hinnen?
1830. Räst du ihn nicht gehen; ich sag dir's
hiermit,
Ich geb dir wie Funkehdunne den Tritt.
Zu lang schon willst du verdrießlich mir sein:
Ich will deinen Dienst einem andern verteihn.
Bringst mir da einen Pfaffen heran.
1835. Einen streitsüchtig redenden Mann!
Wie konntest so dumm du handeln doch!
Zerbräch man die Hölle uns etmal noch,
So wollten wir alle uns befeihen,
Dir zusammen den Pefz zu zerreißen.
1840. Ich wollte den Kopf dir blutig schlagen.
Du solltest nichts thun, was wir dir nicht
sagen

Satanas.

- Hier ist dein Psalter, guter Mann, sieh!
Du rechter Altar-Umrenner, nun flieh!
Geh! So müßest du nimmer leben!
1845. Ich mußte in großer Angst um dich schweben
Und habe die Huld meines Herrn verloren:
Der Büttel der sollte dich ziehn bei den
Oyren!

Pfaffe.

- Zu, ich gehe, doch Born und Fluch.
Die bind ich zusammen in ein Tuch.
Wenn du's etwa wieder ausfindest,
So sieh, was du darinnen findest.
1850. Weh dir! und scheue in Zukunft dich,
Die Pfaffen zu ziehen zur Hölle wie mich.

Wie konntest du so böse nur sein?

1855. Die Pfaffen sollten vor dir nicht gebiehn?
Die Wahrheit ich dir hier beriecht:
Freiwillig gehn Pfaffen zur Hölle nicht.
Und wolltest du sie mit Gewalt neinsteden:
Du müßtest die Arme wohl anders noch
reden.
1860. Höre: Ich gebe dir meinen Fluch,
Fahren sollst du ins wilde Bruch.
Da stifest du niemandem Schaden an,
Was du taugest, das siehe dann!
Und willst du mich nicht lassen in Ruh.
1865. Sey ich mit dem Credo noch anders dir zu.

Satanas.

- Ach, mir beben all meine Knochen!
Ich wollt', daß ich hätte ein Wein zerbrochen,
Oder daß ich hätte die Zeit verschlafen.
Da ich schlich nach diesem Pfaffen.
1870. Schon früher hatt' ich von ihm was
geschmeckt:
Doch hat er mich noch einmal erschreckt.
Lezt war ich fort zu unserm Frommen
Und 'nem alten Weib in den Bauch gekommen.
Wahrlich, da hatte ich's gar so gut!
1875. Doch trieb er auch da seinen Hochmut.
Hals über begann er zu rufen mir,
Ins Raufeloch wär ich getroffen schier.
Doch ließ er mich wenigstens noch auf dem
Laube,
Nun aber droht er mir große Schande:
1880. Er sagt, in das wilde Bruch soll ich fahren:—
Was? Soll ich da Vogelnester bewahren?

Lucifer.

- Höre, Satanas, höre mir zu!
Ich glaub', ich sei nicht so dumm wie du.
Liehst du den Pfaffen bei Zeiten gehn,
1885. So dürftest du nicht so beschämt stehn.
Du hörst nicht auf mich, der ich doch dein
Herre,
So höre nun des Büttels Lehre!
Der Pfaffe jag dich, wohin er nur will,
Wahrlich, ich will dazu schweigen still.

Zu S. 1848. Bist unde vloek. Das handschriftliche bist giebt neben vloek einen so guten Sinn, daß mit Walther und Schröder bist in vist (crepitus ventris) zu ändern kein triftiger Grund vorliegt; ja es wäre vist hier geradezu gegen das standesgemäße decorum des Pfaffen.

Zu S. 1861. Bruch, feuchter Grund. „Geh, Kinder, nicht zu weit ins Bruch!“ Roor und Bruch nach dem Volksglauben Aufenthaltsort böser Geister.

Zu S. 1865. Ik wil dy den erden noch wol anders lesen; sonst wohl sprachwörtlich: die Leviten lesen, doch hier wohl eigentlich zu nehmen. Der Pfaffe droht wohl neben dem Zeichen des Kreuzes, vor dem die Teufel fliehen, mit dem Credo von Jesu Christo (2. Art. des Apostolikums), der, wie Er selbst sagt, „gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören“. Bei dieser Drohung erhebt der Satan.

1890. Kann er in einen Rüden dich jagen,
Ich will auch darnach nimmer nur fragen.
Du wolltest dich nicht hüten alsobald,
Nun mußt dufahr'n in den wilden Wald.
Da sollst wie ein faules Schwein du wählst:

1895. Da magst du dir dann deine Brandnarben
lählen.
Du führtest so freie Reden im Runde:
Man höre außs Wellen der alten Hunde!
Nun mußt du räumen diese Lande
Und bringst unsere ganze Gesellschaft in
Schande.

Lucifer zum Pfaffen:

1900. Heir Pfaffe, thut mit ihm nach euerm
Besinden!
Spräch ich dawider, man sollte mich schinden.
Ich hab ihn die längste Zeit hier quantiert,
Seht, wie steht der Kerl bliamiert!
Muß sehn nun, wie ich es befehle,
1905. Daß 'nen andern Bogt ich krieg in die Hölle:
Dieser arme Stämper hat es verwirkt gar.
Trum in den Müller-Esel er jahr!

Der Pfaffe.

Lucifer, laß an dir selbst dir genügen,
Sonst will ich noch etwas für dich zusügen:
1910. Kommt Jesus noch mal vor die Thore hier,
Zerhört er die ganze Hölle dir.
Eins ist mir gewiß ohn' allen Zweifel,
Daß Gott gewaltiger ist als der Teufel.

Lucifer.

Ihr Pfaffen habt mutwillige Art zumal,
1915. Zu scharfe Worte sagt ihr uns all.
Jesus ist weiser, so hoffe ich sehr,
Als daß er läßt täglich zur Hölle her.
Bei meiner Treu! Es hilft euch doch nicht,
Und wär'n eure Worte noch einmal so
schlicht.
1920. Ob ihr seid Pfaffen oder Laien,
Ihr sollt mit uns zur Hölle reien,
Wenn von euch die Sünde ist gesehn.
Rächt' sehn, wie ihr ferner uns wollet
entgehn.
Wohl hat uns Jesus viel Seelen genommen,
1925. Doch sind sie nicht allzumal entkommen.

Es ist noch nicht gar lange Zeit,
Kriegt' zwanzig ich trotz der Geistlichkeit!
Meine Knechte soll'n ihuen im Hinterhalt
liegen.
Ich hoffe, wir wollen genug noch betrügen.

Lucifer klagend.

1930. Durch meinen Hochmut bin ich verloren:
O weh, daß je ich ward geboren!
O weh, zu Hülfe mir, dem Armen!
Wer sollte sich über mich erbarmen?
Für alles Böse, so von mir gesehn,
1935. O thunt' ich in Reue und Buße gehn
Die wollt' ich leiden und tragen gern
Nun und in alle Zeiten fern.
Wenn doch wär auf diesem Raum
Bereitet ein so hoher Baum:
1940. Aus tiefem Abgrund ausgeleitet,
Und mit Schermessern umkleidet,
An beiden Enden mit scharfem Schnitt,
Ten gern ich auf- und niederritt
Bis da läme der jüngste Tag!
1945. Nun muß ich schreien Weh und Ach,
Da mir das nicht kann gesehn.
Nur Hochmut läßt mich verloren gehn.
Hochmut ist Anbeginn aller Sünde,
Er hat uns Teufel verjent in Abgründe.
1950. Der Mensch ist zu den Freuden erkoren,
Welche wir Teufel haben verloren.
Doch wollen wir ihn zu uns ziehn,
Wenn er nicht will die Sünden fliehn,
Ob Laie oder Pfaffe er,
1955. Ritter oder Knappe oder Herr,
Bischof, Kardinal oder Papst wohl gar,
Ob sein Name Heinz, Hermann oder Niklas
war,
Ob's der Nonnen oder Laienschwestern eine,
Ob's eine häßliche oder feine —:
1960. Ist die Sünde von ihnen gesehn,
Mit uns Teufeln soll'n sie zur Hölle gehn.
Kustauern wollen wir ihnen allen,
Daß sie mit uns der Hölle verfallen.
Lucifer zu den Knechten.
Nun wohl her, meine lieben Knechte,
1965. Ihr dienet mir ja nach dem Rechte,
Was wollen wir thun zur freien Zeit,
Und ferner zu schützen vor solchem Streit?

Zu B. 1897. Sprichw. als Strafrede, wenn jemand, vor einer Gefahr gewarnt, die Warnung mißachtet und zu Schaden kommt. Schröder.

Zu B. 1919. Man beachte, wie unser Spiel gerade dem schlichten, dem „lauteren“ Wort Gottes die höchste unübersteigliche Gewalt einräumt!

Ihr hört ja, was der Pfaffe da spricht:
 Jesus kommt wieder zum Gericht.
 1970. Drum dünkt es mir gut, bei meinem Reich!
 Daß wir fahren zur Hölle gleich
 Und bewahren dort zu unserm Heil
 Die Seelen, die uns geworden zu teil. —
 O Knechte, mein Jammer ist so lang,
 1975. Von Kummer bin ich worden krank!
 Wollt ihr wohl tragen zur Hölle mich?

Roytor.

Ja, Herre, das thun mir, wir tragen dich.

Lucifer.

O Knechte, nur thut mir nicht weh auf der
 Strecke!

Roytor.

Herr, deine Kniee nur tüchtig anstreck!
 1980. So nehmen wir dich Hudepad.
 Und wärst du so schwer wie ein Müllexerfaß,
 Und trägst den Müllex-Esel verschluckt im
 Wagen,
 Wir wollen dich doch schon zur Hölle tragen.
 Lieben Kumpane, soßt an zugleich,
 1985. Daß ihm das Leben nur nicht entschleich!

Sie tragen ihn weg und singen:
 „Trag weg den alten Fornicatoreum.“

Fünfter Auftritt. Schlußrede. Die sog. Abdankung.

(8. 1986—2025.)

Der Nachredner steigt auf das Faß, in welchem Lucifer lag, und spricht:

Höret ein Wort noch, alle gemein,
 Ein kurzes, beide, Groß und Klein!
 Wir haben das Spiel in Kürz und Bedacht
 Nun zu seinem Ende gebracht.
 1990. Was irgend unserm Spiele gebricht —
 Das wollt ihr uns äbel auslegen nicht!
 Wie oft schon hab ich es geteien.
 Kein Mensch sei jemals vollkommen gewesen.
 Der ist noch nicht auf Erden erschienen,
 1995. Der Allen könnte zu Danke dienen,
 Darum nun bitten wir euch am Ende,
 Daß man's uns freundlich zum Besten wende!
 Sollt' es unseren Kräften gelingen,
 So woll'n wir später ein Besseres bringen.
 2000. Nun aber woll'n wir uns freuen an Gott
 Und erfüllen sein göttlich Gebot
 Und leben all in Gottes Gnade,
 Auf daß uns der böse Geist nicht schade.
 Denn also habt ihr's hier ja gesehn,
 2005. Und wollt's sein merken nud verstehn,
 Wie die bösen Geister darnach ringen,
 Daß sie in Sünden die Leute bringen.

Das thut der Teufel dem Menschen aus
 Reid und Haß,
 Daß er nicht komm' zur Freud', die er
 vormalß besaß.
 2010. Nun ist uns zuletzt in Personen beschrieben,
 Wie Leute aus allen Ständen werden zur
 Hölle getrieben.
 Das soll niemand als Hohn auf sich beziehen,
 Doch wolle jeder ernstlich vor Sünden fliehn.
 Beschiehet doch des Argen selber noch mehr
 und zuviel,
 2015. Als daß man es könnte darstellen im Spie!,
 Oder jedem vermöchte zu beschreiben.
 Gott geb', daß wir allzumal bei ihm bleiben,
 Allzeit in seinem ewigen Reich,
 Dazu verheißt uns Gott allzugleich!
 2020. Denn Gott thut uns alle rächen
 Und die Hölle der Teufel zerbrechen.
 Und hat uns das Paradies gegeben,
 Da wir mit ihm sollen ewig leben.
 Drum woll'n wir uns freuen in allen Landen
 Und nun singen: „Christ ist erstanden“.





Altes und Neues von Madagaskar.

Von
Spanuth - Pöhlde.

II.

Den Ruhm des Fürsten Radama führen wir auf das richtige Maß zurück, wenn wir sagen, daß er mit Scharfblick die Vorteile der europäischen Civilisation erkannt und unter diesem Gesichtspunkte viel für sein Land gethan hat. Das leitende Motiv war jedoch die Herrschsucht und das ehrgeizige Streben, sein Reich zu vergrößern und seine Oberherrlichkeit über die ganze Insel auszudehnen. Er ließ dem Christentum ungehindert seinen Lauf, sah in ihm aber nur ein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, wie ihm denn der Gedanke, selbst Christ zu werden, niemals gekommen ist.

Die Erfolge der Engländer am madagassischen Hofe ließen Frankreich nicht ruhen. Es fand sich gemüthigt, gegen das Vorgehen des Sir Robert Farquhar Protest zu erheben, wurde aber dahin beschieden, daß England allein aus Gründen der Humanität handle und auch ferner alles thun werde, um Kultur und Wohlfahrt auf Madagaskar zu begründen.

Frankreich mußte sich mit dieser Erklärung zufrieden geben. Heimlich aber setzte es sich mit einigen Häuptlingen, welche sich nur ungern und mit Widerstreben den Howas gefügt hatten, in engere Verbindung und erreichte, daß sie ihre sämtlichen Territorien der französischen Schutzherrschaft unterstellten.

Als Radama durch ein solches Verfahren seine Eroberungspläne durchkreuzt sah, erließ er ein Manifest des Inhalts, daß Abtretungen von Land an Fremde keine Gültigkeit haben, sofern sie nicht seine Sanction erhalten.

Die Feindseligkeiten ließen nicht auf sich warten. Der König zog mit einem Heere von 3000 Mann gegen die mit Frankreich konspirierenden Häuptlinge und bemächtigte sich zunächst der Ortschaft Foulpointe, welche ehemals in französischen Händen gewesen war. Als nun im folgenden Jahre die Howas wiederholt den Versuch machten, die Franzosen von der Insel Ste. Marie zu vertreiben, legte der dortige Gouverneur in feierlicher Protestation gegen den Titel Radamas als eines Königs von Madagaskar Verwahrung ein. Ein solches Vorgehen reizte den Zorn des Monarchen noch mehr: im Februar des Jahres 1825 erschien er vor dem Fort Dauphine mit 4000 Kriegerern, und verlangte die Entfernung der kleinen französischen Besatzung.

Für den Augenblick beschwichtigte man ihn und erreichte einen Waffenstillstand auf zwei Monate. Die Howas aber brachen denselben bei der nächsten Gelegenheit und nahmen das Fort, wohin sie nun eine eigene Besatzung legten. Die Insel Ste. Marie

aber, welche wegen ihrer Lage nicht erreichbar war, wurde gewissermaßen blockiert, den Eingeborenen zugleich aller Verkehr bei Todesstrafe untersagt.

Die Engländer dagegen erhielten freien Zutritt in allen Häfen und würden thatsächlich Herren der Insel geworden sein, wenn die Franzosen es nicht verstanden hätten, einigen Spionen Eingang bei Radama zu verschaffen und ihm durch diese Argwohn gegen England einzusößen. Auf diese kleinlichen Mittel mußten sie sich beschränken, denn ihre Waffen waren und blieben ohne Erfolg.

Der Gouverneur von Ste. Marie, welcher sich der Nothwendigkeit eines entscheidenden Schrittes nicht mehr verschließen konnte, richtete an seine Regierung das dringende Gesuch um Gewährung einer ausreichenden Streitkraft, und eben waren einige Kriegsschiffe mit einer größeren Anzahl Landungstruppen von Bourbon abbeordert, als plötzlich die Kunde von Radamas Tod eintraf.

Dieses Ereignis war besonders für die Engländer von weittragender Bedeutung. Sie hatten die unbeschränktesten Handelsprivilegien genossen und aus ihrer bevorzugten Stellung die reichsten Vorteile gezogen; sie hatten das Heerwesen geleitet und die Regierungsgeschäfte beeinflusst, kurz, Madagaskar zu einer britischen Kolonie gemacht; durch den Tod Radamas sollten sie alle diese Erfolge verlieren. Seine Nachfolgerin schlug eine entgegengesetzte Politik ein und vernichtete in kurzer Zeit die Errungenschaften jahrelanger Bestrebungen.

Ein genauerer Bericht der folgenden Begebenheiten ist in mehr als einer Hinsicht von Interesse.

Der König verschied Sonntags den 24. Juli 1828 nachmittags. Sein Tod blieb ein Geheimnis bis zum 3. August. Die Personen allein, welche Zutritt im Palaste hatten, waren davon unterrichtet.

Als die Nachricht von diesem Ereignisse dem Volke mitgeteilt wurde, war die Bestürzung allgemein. Von allen Seiten eilte es zur Hauptstadt, die gewissermaßen wie belagert erschien. Um diese Menge im Zaume zu halten, hatte man im Namen des Königs ein zahlreiches Truppencorps herbeigerufen, das in der Nähe von Tananarivo kampierte. Zu gleicher Zeit mit der Nachricht von dem Tode Radamas war auch die Ermordung der vier ersten Volkshäupter bekannt geworden, die im Palaste erdolcht seien, weil sie die Absicht gehabt, den Prinzen Rakatobe, einen Neffen des Königs, oder dessen Tochter auf den Thron zu erheben. Am Sonntage, drei Tage nach der Verkündigung des Todes Radamas, ward eine allgemeine Volksversammlung auf einen weiten Raum außerhalb der Stadt berufen. Ungefähr 25- bis 30000 Personen hatten sich dazu eingefunden. Sie waren in verschiedene Gruppen geteilt, je nach den Distrikten, zu welchen sie gehörten.

Die Palastbeamten und die Großoffiziere der Armee saßen auf dem höchsten Teile des Platzes und wurden durch einen leeren Raum von den Anwesenden geschieden. Zwei Compagnien Soldaten in Waffen, mit ihren Offizieren an der Spitze, standen hinter dieser Gruppe. Auch waren Geschütze aufgestellt, um im Nothfall den Platz bestreiken zu können.

Nach einiger Zeit erhob sich der Großrichter, um zu sprechen. Er bestätigte dem Volke den Tod des Königs und setzte hinzu, daß, da er einen noch unmündigen Sohn hinterlassen und sonst niemanden als Nachfolger bezeichnet habe, die Krone auf Rauhawalona, die Gattin des abgestorbenen Monarchen, übergehen müsse, umso mehr, da man vermute, Radama würde es selbst also bestimmt haben. Er endete mit der Aufforderung an das Volk, der neuen Königin den Eid der Treue zu schwören.

Bei diesen Worten brach ein Gemurmel aus, das sich einige Minuten lang verstärkte, dann aber plötzlich aufhörte. Die Ursache desselben war Tadel, welchen die Kantonsvorsteher über die Geheimhaltung des Todes Radamas äußerten. Sie waren auch sehr unzufrieden, daß man die Missionare nicht zu ihm gelassen, die ihn wahrscheinlich durch Arzneimittel hätten wieder herstellen können. Doch beruhigten sie sich

auf die von den Palastbeamten ihnen gegebene Erklärung, daß der König plötzlich gestorben sei. Ohne Widerstand schworen sie nun der neuen Regentin mit Beobachtung der herkömmlichen Ceremonien den Eid der Treue.

Diese inaugurierte sogleich eine Herrschaft des Schreckens. Zunächst freilich, nachdem sie ihre gefährlichsten Feinde beseitigt hatte, trug sie Sorge, sich in der Gunst des Volkes, welches Madama sehr ergeben gewesen war, zu befestigen. Sie veranstaltete ein höchst glänzendes und feierliches Leichenbegängniß ihres Gemahls und verordnete eine Trauer für das ganze Land. Nach der bestehenden Sitte mußten alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts ihren Kopf scheren und ihre Arbeiten einstellen. Von dieser letzten Bedingung waren nur die Arbeiter ausgenommen, deren man zur Beerdigungsfeier bedurfte. Es erging ferner das Verbot, während der ganzen Zeit dieser Trauer ein anderes Lager zu haben als die nackte Erde. Alle Frauen mit Ausnahme der Königin mußten ihre Lambas oder Mäntel hinten herabhängend tragen und Brust und Schultern entblößt haben.

Am 13. August vollzog man die Bestattung mit dem ausgefuchtesten Pompe. Generäle und die ersten Palastbeamten trugen die Ueberreste des Monarchen in einem silbernen Sarge und englische Missionare hielten die Zügel des Bahrtuches. Der Laubesitte gemäß legte man mehrere kostbare Gegenstände in der Grabstätte nieder, wie goldene und silberne Gefäße, andere von Porzellan und Krystall, Edelsteine, reiche Waffen und viele schöne Gemälde, wie z. B. die Ludwigs XVI., Georgs IV., Napoleons und Friedrichs des Großen; eine Menge Kupferstiche, Darstellungen europäischer Landschaften, Land- und Seeschlachten Frankreichs vom Ausbruche der Revolution bis zum Sturze Napoleons. Endlich opferte man auf dem Grabe sechs der schönsten Pferde aus den königlichen Stallungen. Nach Beendigung der Ceremonien wurde dem Volke eine Gasterei gegeben, wozu nicht weniger als 20 000 Oshen in der Hauptstadt und der Umgegend geschlachtet wurden.

Die Königin trat nunmehr offen mit ihren neuen Regierungsmaßregeln hervor. Wer sich irgend verdächtig gemacht hatte, als billige er ihr Verfahren nicht, wurde hingerichtet. Mit allen Mitteln wurde gegen die Fremden eingeschritten. Die christlichen Missionare ließ sie in ihren Wohnungen interniren. Zwar fanden sich die ersten Offiziere der Armee und die Richter ein, um sie mit Versicherungen ihrer Achtung und Freundschaft zu überhäufen. Aber aller dieser Friedensbezeugungen ungeachtet waren die Europäer nicht ruhig. Man sprach leise von dem Tode mehrerer achtungswürdiger Personen. Das Entsetzen war so groß, daß man es kaum wagte, sich über die neuesten Begebenheiten zu unterhalten. Niemand durfte die Stadt verlassen ohne besondere Erlaubniß der Königin. Ihren dringenden Vorstellungen zum Troß blieben die Missionare bis zum 30. August eingesperrt. Endlich erschien ein Kammerherr und kündigte ihnen an, daß sie frei seien und sich aus der Hauptstadt entfernen könnten. Zugleich verwies die Königin auch den britischen Bevollmächtigten O'Hall und erklärte die geschlossenen Verträge für null und nichtig.

Somit hatte sich der Stand der Dinge auf Madagaskar seit Madamas Tode erheblich geändert. Es schien eine vollständige Rückkehr zu den alten heidnischen Gebräuchen bevorzustehen und augenscheinlich darauf angelegt, sich alles und jeden Einflusses der Fremden zu entledigen und die immerhin wohlthätigen Früchte, welche Madamas wohlberechnete Herrschaft getragen hatte, vollständig zu vernichten.

Das feindselige Auftreten der neuen Regierung, die von der Königin mit größter Entschiedenheit geleitet wurde, mußte die fremden Mächte in hohem Grade besorgt machen. Die Entfernung der englischen Missionare, die Entziehung der früher bewilligten Vorteile war den Engländern um so empfindlicher, als auch sie Madagaskar, das Mauritiins ausschließlich mit Schlachtvieh und anderen Lebensmitteln versorgte, kaum entbehren konnten. Während England sich zunächst noch passiv verhielt, traf Frankreich,

dessen Besigungen auf der Insel bereits auf das geringste Maß zurückgeführt waren, schleunige Anstalten, sich diese wenigstens zu sichern.

Der Kommandant Gourbeyre erschien am 9. Juli 1829 auf der Reede von Tamatave und rekonstruirte zunächst die Stadt Tintingue und das Fort Dauphine. Er besetzte den ersten Platz und ließ hier eine mit 8 Kanonen armirte Schanze aufwerfen. Als dann sandte er einen Unterhändler an die Königin, diese durch Geschenke von Waffen und Munition zur Rückgabe der französischen Besigungen geneigt zu machen. Als der Bote, nicht einmal am Hofe vorgelassen, unverrichteter Sache zurückkam, stellte Gourbeyre dem madagassischen Befehlshaber Coroller ein Ultimatum. Da auch dieses fruchtlos verlief, blieb ihm nichts übrig, als die Feindseligkeiten zu eröffnen.

Die Franzosen blieben in mehreren Treffen Sieger, obwohl nicht ohne schwere Verluste, dennoch gab die Königin nicht nach. Neue Unterhändler wurden abgeandt, richteten aber ebensowenig aus. Da trat die Julirevolution 1830 in Frankreich ein und dies hatte zur Folge, daß sämtliche französische Truppen von Madagaskar zurückberufen wurden.

Die Sache Frankreichs stand schlechter denn je zuvor. Die Königin sah durch die in einem Briefe des Fürsten Polignac unumwunden ausgesprochene Wertschätzung der französischen Besigungen ihre Alleinherrschaft auf der Insel bedroht. Sie ankerte sich darüber unverhohlen und fand die bereitwilligste Unterstützung bei dem Volke der Howas, welches die Gewaltthätigkeiten, die es zu allen Zeiten von den Franzosen erlitten, niemals vergessen hatte. Aber auch mit den übrigen noch den Howas nicht unterworfenen Stämmen verdarb es Frankreich. Seine Agenten reizten diese, die Sakalawen und andere Völkerschaften zum Aufstande gegen die Herrschaft in Tananarivo, ließen sie dann aber im Stich.

Die Königin rächte sich. Nach dem im Jahre 1831 erfolgten Abzuge der Franzosen verschärfte sie die Maßregeln gegen die Fremden und ließ namentlich die Ausrottung des Christentums ihre Haupt Sorge sein. Früher schon hatte sie die englischen Schulen zerstört, wagte aber nicht, offen gegen ihre eigenen christlichen Unterthanen vorzugehen. Diese Scheu ließ sie jetzt fallen. Sie zwang 600 der älteren Schüler, in den Militärdienst zu treten, eine Maßregel, welche den Eingang vieler Unterrichtsanstalten zur Folge hatte. Sie verbot den Gebrauch der schon in 15000 Exemplaren verbreiteten Bibel in den Häusern, nur in den Schulen durfte sie noch gelesen werden. Dann dekretierte sie eine förmliche Christenverfolgung, von Zeit zu Zeit unterbrochen, aber nur, um in ihrem Fortgange noch grausamer und rücksichtsloser zu werden. Nach einigen Angaben soll sich die Zahl derer, welche sie verbrennen oder köpfen ließ, auf viele Tausende belaufen, während andere Schriftsteller bloß von 12 Märtyrern wissen, freilich mit dem Zusatze, daß von den in das Gebirge geflüchteten Christen eine sehr große Zahl umgekommen sei. Dennoch wurde eine Vernichtung des Christentums nicht erreicht. Nicht nur, daß seine Anhänger die Leiden der Verfolgung geduldig über sich ergehen ließen, sondern die Zahl derselben nahm sogar noch im geheimen zu, und selbst der eigene Sohn der Königin, der Prinz Rakoto, war ein entschiedener Freund der Christen. Das Christentum erwies auch hier sich als eine der menschlichen Willkür nicht unterworfenen Mächte.

Mit Ausnahme ihrer Zuckerpflanzungen, die sie in Gemeinschaft mit einem Franzosen namens d'Estelle auch fernerhin pflegte, ließ die Königin alle Kolonien eingehen. Sie vertrieb die englischen und französischen Kaufleute nicht direkt, verlangte aber von ihnen, daß sie ihre Unterthanen würden, das heißt, sich derselben Eigenmacht preisgäben wie ihre anderen Sklaven.

Die Aussichten auf Madagaskar verdüsterten beiden Nationen sich sehr. Einzelne Erfolge errangen die Franzosen indessen noch immer. Gegen Ende des Jahres 1839 flüchtete die Königin Ranimain von Bueni vor den Verfolgungen der Howas nach Rossi Bé, begab sich unter französischen Schutz und trat dagegen ihre Besigungen an Frank-

reich ab. Im Jahre darauf folgte ein benachbarter Fürst, Tsimiaru, König von Anlara, ihrem Beispiele und schloß mit dem französischen Befehlshaber von Nossi Bé einen Abtretungsvertrag. In einem besonderen Artikel des Kontraktes war gesagt, daß alle Einwohner seiner Staaten künftig Unterthanen von Frankreich seien und damit in den Genuß aller mit dieser Eigenschaft verbundenen Vorzüge treten sollten. Auch andere Häuptlinge, weil von den Howas bedroht, unterstellten ihre Territorien der Oberherrschaft Frankreichs.

Diese Erwerbungen, welche für die Zukunft zu wichtigen Anknüpfungspunkten werden sollten, waren noch nicht gesichert, als neue Bedrückungen der Königin zu einem Konflikt führten. Ranovalona wiederholte ihren früheren Befehl, daß alle im Lande handelstreibenden Fremden sich für ihre Unterthanen erklären sollten und verjagte oder mißhandelte diejenigen, welche dieser Weisung nicht nachkamen.

Der Gouverneur von Bourbon beorderte nunmehr zwei französische Korvetten nach Tamatave, wo sie sich mit der englischen Fregatte *Compay* vereinigten. Man richtete an die Königin dringende Vorstellungen und forderte wenigstens, daß die Ausführung des Beschlusses noch verschoben werde. Da kein Erfolg erzielt wurde und inzwischen die Plünderung des Hauses eines französischen Kaufmanns stattfand, so beschloß man, die Truppen anzuschiffen und die Befestigungen der Howas, über die es leider an allen Nachrichten fehlte, ohne Verzug anzugreifen.

Ein Häuflein von etwa 300 Franzosen und Engländern, befehligt von dem französischen Schiffsleutnant Fierred, nahm die erste tapfer verteidigte Verschanzung mit dem Bajonett, dann eine zweite, die noch besser verteidigt wurde. Man glaubte jetzt das Ziel erreicht zu haben. Da zeigte sich plötzlich eine dritte Schanze, die größte und stärkste von allen, von der die beiden ersten bloß Vorwerke gemessen waren. An dieser Schanze, vor welcher sich ein breiter und tiefer Graben hinzog, scheiterten alle Anstrengungen der Verbündeten. Ein Sturm war wegen des Grabens nicht möglich, und bei dem Feuern waren die durch nichts gedeckten und auf ihre Flinten beschränkten Europäer gegen die Geschütze in der Schanze begreiflicher Weise im Nachtheil. Eine Zeit lang versuchten die Soldaten, die feindlichen Kanoniere durch die Schießscharten zu töten, doch da für die Gefallenen stets andere eintraten und das Geschüßfeuer unter ihnen selbst große Lücken riß, so mußten sie mit einem namhaften Verluste zurückziehen. Es gelang ihnen kaum, ihre Verwundeten mitzunehmen, die Toten mußten sie zurücklassen. Alle englischen und französischen Kolonisten hatten indessen auf den im Hafen liegenden Kriegsfahrzeugen Aufnahme gefunden. Die Wiedereinschiffung der Truppen wurde durch das wohlgezielte Feuer der Korvetten gedeckt.

So war der Wunsch der Königin erfüllt, die Fremden waren beseitigt worden. Unmöglich aber konnten Frankreich und England die ihnen widerfahrne Schlappe ruhig hinnehmen, auch ihrer Handelsverbindungen wegen durften sie sich nicht völlig von Madagaskar verdrängen lassen. Freilich lenkten die stürmischen Begebenheiten der nächstfolgenden Jahre in Europa, die Revolution in Frankreich 1848 und was sich daran knüpfte, die Augen beider Regierungen von Madagaskar ab. Dazu kam der Krimkrieg, der Aufstand in Ostindien, der bekanntlich der britischen Regierung viel zu schaffen machte, und so waren beide Mächte vollaus in Anspruch genommen. Zwar erreichte England im Jahre 1856 die Wiederzulassung eines Gesandten in Tananarivo und die Bewilligung einiger Erleichterungen im Handelsverkehr, aber dies konnte den Briten bei ihren weitgehenden Forderungen nicht genügen; diese aber geltend zu machen, schien unter den damaligen Umständen nicht rätlich.

Als indessen nach 10 jähriger Dauer die Christenverfolgungen ihr Ende erreicht hatten, unternahm es der Missionar Ellis, nach Madagaskar zu reisen, die Königin in ihrer Residenz aufzusuchen und eine Milderung ihrer Maßregeln gegen die Christen zu erbitten. Schon früher hatte er zweimal denselben Versuch gemacht, ohne jedoch irgend etwas zu erreichen. Im Jahre 1856 aber, wo der Handel einen neuen Aufschwung

nahm und die Lage sich wieder günstiger gestaltete, war sein Bemühen von Erfolg gekrönt. Auf das zuvorkommendste von der Königin empfangen, wurde er zu einer Audienz zugelassen. Hier verfehlte er nicht, der früheren Handels- und Freundschaftsverträge mit England zu gedenken und hatte die Genugthuung, daß die Fürstin den Wunsch verlauten ließ, mit seinem Heimatlande in wieder freundlichere Beziehungen zu treten.

Wenn es scheint, daß zu jener Zeit eine Wandlung mit der Fürstin Ranovalona vor sich gegangen sei, indem sie nicht mehr wie früher das gekäßige Wesen gegen die Fremden zur Schau trug, so ist dieses wahrscheinlich dem Einflusse des Prinzen Rakoto zuzuschreiben, welcher seit einigen Jahren sich der besonderen Gunst seiner Mutter erfreute, ungeachtet er die Regierungsgrundsätze derselben nicht billigte.

Elis, welcher viel mit ihm verkehrte, entwirft von diesem Manne in seinem Geschichtswerke, welches er über Madagaskar geschrieben hat, eine vortheilhafte Schilderung. Er war ein offener, ehelicher und biederer Charakter. Er hatte einen streblamen Geist, interessirte sich lebhaft für alles, was Politik, Bildung und Gessittung angeht, und hegte den aufrichtigsten Wunsch, sein Volk dereinst glücklich zu machen. Er wußte mit Verständniß über Volkswohlfahrt, über Handel und Gewerbe, über Schulen und öffentliche Einrichtungen sich auszusprechen. Wenn auch nicht offen zum Christenthum übergetreten — einige Nachrichten behaupten dieses freilich —, so war er doch ein Anhänger dieser Lehre und als solcher der grausamen Handlungsweise seiner Mutter abhold, ohne jedoch die schuldige Pietät aus den Augen zu setzen. Daher veräumte er keine passende Veranlassung, seinen heilsamen Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes auszuüben. Seinem Schutze hatten viele eingeborene Christen ihr Leben zu verdanken.

Während England auf diese Weise wieder ein besseres Verhältnis zu Madagaskar herbeizuführen sich bemühte, blieb Frankreich in dieser Richtung nicht unthätig. Einmal waren es die römisch-katholischen Missionare, welche ebenso wie auch anderswo der Politik die Wege bahnten, unter ihnen vornehmlich der Vater Rouan, der 1856 nach der Insel gekommen war und das Vertrauen der Königin gewonnen zu haben scheint. Noch mehr aber als diesem gelang es den beiden Franzosen Lambert und Laborde, sich in die Gunst des madagassischen Hofes zu setzen.

Die Königin Ranovalona, vergnügungssüchtig, wie sie war, hatte eine Vorliebe für prunkhafte und rauschende Festreunungen und niemals schien sie besserer Laune, als wenn ihr eine überraschende Unterhaltung oder eine prächtige Schaustellung geboten wurde. Diese Schwäche nuktten die beiden Franzosen auf das beste aus; sie erfüllten die Wünsche ihrer Gebieterin in der fürsorglichsten Weise und bewiesen sich als Meister in der Erfindung zahlreicher, niemals neuer Reize entbehrender Hoffeste. Im königlichen Palais wurden sie unentbehrlich und besonders war es Lambert, der sich der unbedingten Gunst der Regentin erfreute.

Wir können diesen beiden Männern eine gewisse Anerkennung nicht versagen, wenn wir erwägen, daß sie ihre Stellung nicht zu ihren eigenen Gunsten ansbenuteten, sondern einzig und allein die Interessen ihres Vaterlandes im Auge hatten, für welches die Gebieterin günstig zu stimmen sie es niemals an Bemühungen fehlen ließen.

Dennoch müssen wir es auf das entschiedenste verurtheilen, daß Lambert seine intime Stellung zur Königin zu Plänen gegen sie benutzte und ihr Vertrauen im höchsten Grade mißbrauchte.

Einige hochgestellte Beamte, welche mit dem gegenwärtigen Regierungssystem nicht einverstanden waren, hatten sich zusammen gethan, um die Königin zu stürzen. Lambert, der in hervorragender Weise an dieser Verschwörung theilhaftig war, vermochte den Prinzen Rakoto, es Schreiben sie nnterzeichnen, in welchem dem Kaiser Napoleon III. das Protectorat über Madagaskar angetragen war, falls er dem Prinzen zum Throne verhelfen wolle. Dieses war um so gewissenloser von Lambert gehandelt, als es

wahrscheinlich ist, daß Rakoto gar nicht wußte, was er unterzeichnet hatte. Mit diesem Dokumente erschien Lambert 1857 in Paris und unterbreitete dasselbe dem Kaiser. So verlockend auch der Antrag lauten mochte, so wollte die Regierung zu Versailles, wohl wissend, wie eifersüchtig England auf den Besitz von Madagaskar sei, doch nicht ohne Einverständnis mit dem Hofe von St. James handeln und ließ daher die Angelegenheit in London vortragen. Das britische Kabinet lehnte jede Beteiligung an diesem hinterlistigen Unternehmen ab.

In Paris hielt man es nun auch für geraten, den Plan fallen zu lassen, und Lambert reiste unverrichteter Sache nach Madagaskar zurück. Es scheint nun, als habe er dort auf eigene Hand das Vorhaben betrieben und auch den Vater Jouan in das Geheimnis gezogen und bei diesem Unterstützung gefunden. Es wurde abgemacht, Rakoto auf den Thron zu bringen, die römisch-katholische Religion zur herrschenden auf der Insel zu machen, die Sklaverei gänzlich abzuschaffen und mit Frankreich einen Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen.

So vorsichtig man auch zu Werke ging, das Geheimnis wurde verraten und bei Gelegenheit eines Hoffestes erfolgte die Festnahme der drei Franzosen. Die damals am Hofe zu Tananarivo weilende Reisende Ida Pfeiffer, welche durch ihre Virtuosität im Klavierspielen die Königin oft angenehm unterhalten hatte, wurde ebenfalls verhaftet, weil auch sie der Verschwörung nicht fern geblieben.

Die Verhafteten wurden auf beschwerlichen Wegen zur Küste geführt und mit der Verwarnung entlassen, nie wieder den Boden von Madagaskar zu betreten. Sie schifften sich nach Mauritius ein.

In den ersten Jahren ihrer Regierung hatte Ranavalona den Sohn einer Schwester, Ramboasalama, adoptiert und ihn zu ihrem Nachfolger bestimmt. Was für Gründe es gewesen sind, welche sie diesen Schritt thun ließ, darüber verlautet nichts. Sie war jetzt 69 Jahre alt. Ein vielbewegtes Leben lag hinter ihr und eine Regierung, reich an Handlungen, welche die Kritik einer ruhigen Erwägung nicht vertrugen. So bereute sie auch die bezüglich der Thronfolge getroffenen Dispositionen und zugleich entstand in ihr der Wunsch, ihrem Sohne Rakoto die Herrschaft zuzuwenden, zumal auch das Volk der Howas diesem Plane nicht abgeneigt war. In dieser Sache alsbald Schritte zu thun, dazu bestimmten sie auch die letzten Ereignisse, welche in dem Gemüthe der Königin einen tiefen Eindruck zurückgelassen. Aber sie scheute sich, entscheidende Maßregeln zu ergreifen, da Ramboasalama am Hofe und unter den höheren Offizieren einen großen Anhang besaß. Als einen ausgesprochenen Feind der Fremden, der bei deren Verfolgung kräftig mitgewirkt, hatte sie selbst ihn vielfach begünstigt.

Als jedoch Rakoto wiederholt an seinem Leben bedroht wurde, sah sich die Königin dadurch angetrieben, ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Zunächst ließ sie vier Offiziere, welche an einer Verschwörung gegen ihren Sohn beteiligt waren, heimlich durch Gift aus dem Wege räumen, und weil sie mit ihrem Plane nicht offen hervorzutreten wagte, griff sie zu dem Mittel eines Gottesurtheils.

Sie nahm zwei silberne Becher und füllte den einen mit Edelsteinen, den anderen mit Erde von Radamas Grabe. Darauf ließ sie eine glänzende Festschleier veranstalten, lud die höchsten Civil- und Militärbeamten ein und führte diese, als sie erschienen, zu einer Tafel, auf welcher zwei verdeckte silberne Becher standen. Alsdann rief sie die beiden Prinzen herbei und forderte jeden von ihnen auf, einen Becher zu ergreifen, in welchen sie etwas hineingelegt habe, was ihnen gehören sollte. Die Prinzen thaten, wie ihnen befohlen war, und nun wurden im Beisein der hohen Gäste die Deckel der Becher abgenommen; in dem des Prinzen Ramboasalama fanden sich die Edelsteine, in dem Rakotos ein wenig Erde. Die Königin erhob sich nun und sagte: „Ich bin alt und habe zwei Söhne; weil wir nicht wußten, wer von beiden nach mir das Reich beherrschen wird, so habe ich dieses gethan. Und das war mein Gedanke, daß derjenige von beiden Prinzen das Land wohl regieren würde, der den Becher mit der Erde

ergreife. Nun seht ihr, daß Rakoto den Becher mit Radamas Erde in der Hand hält, daher erkläre ich, daß ihm das Reich gehören soll." Damit war die Sache entschieden. Die Anwesenden stimmten der Entscheidung jubelnd bei und auch Ramboasalama fügte sich dem Willen der Götter. Diesem feierlichen Akte folgte ein festliches Gelage, welches vier Tage dauerte.

Nicht lange nachher, am 18. August 1861, starb Ranavalona. Ihr Wille ging in Erfüllung, ohne Widerstand betrug Rakoto als Radama II. den väterlichen Thron. Zwar fehlte es ihm nicht an Feinden, aber der Oberbefehlshaber der madagassischen Truppen, ein Mann aus einer der angesehensten Familien, stand ihm als Beschützer, Freund und treuer Ratgeber zur Seite und wahrscheinlich ist, daß dieser noch bei Lebzeiten der Königin seinen Einfluß benutzte und alles gethan hat, um Radamas Thronfolge zu sichern.

Dieser Regierungswechsel bedeutete für Madagaskar den Anbruch einer neuen Ära, das ganze Verwaltungssystem erhielt einen neuen Aufschwung. Sobald die Thronbesteigung Radamas II. ruckbar wurde, trafen auch der Vater Jouan und der Franzose Lambert auf Madagaskar ein, um dem König ihre Glückwünsche zur Uebernahme der Herrschaft darzubringen. Radama nahm dieses sehr wohlgefällig auf und betraute Lambert mit der Mission, seine Thronbesteigung in Frankreich und England offiziell zu notifizieren. Auch machte er ihm bedeutende Landstrecken, in denen sich ertragreiche Minen befanden, zum Geschenk und ging zeitweise mit der Absicht um, ihn zu seinem Premierminister zu ernennen.

War die römisch-katholische Mission trotz ihrer Wiederzulassung seitens der früheren Regentin noch immer durch allerlei bedrückende Maßregeln beschränkt gewesen, so konnte sie jetzt ungehindert die größte Thätigkeit entfalten und gewann in kurzer Zeit ein bedeutendes Terrain.

Aber auch gegen die evangelische Mission zeigte sich Radama gleich nachgiebig. Er gestattete den protestantischen Sendboten aufs bereitwilligste den Zutritt, sandte sogar selbst Schreiben nach Mauritius und dem Kap, in denen er sie einlud, ihre Thätigkeit in Madagaskar wieder anzunehmen. Durch Vermittlung seines ersten Sekretärs, der des Königs vollstes Vertrauen besaß, wurden evangelische Missionare zu den einflußreichsten Stellen am Hofe berufen.

Die Ansichten der beiden Mächte, Frankreichs und Englands, auf Madagaskar waren gleichmäßig günstig. Ersteres war offenbar im Vorteil dadurch, daß Lambert des Königs Vertrauen besaß. Kein Wunder, daß man in Frankreich, sobald die Nachricht von der Mission Lamberts eintraf, sich der historischen Anrechte auf die Insel wieder lebhafter erinnerte und die alte Frage des Protectorats über Madagaskar zu ventilieren begann.

Aber auch England blieb nicht müßig, und suchte, in voller Würdigung der Bedeutung dieser Angelegenheit, die Freundschaftsbande mit dem König Radama auf das engste zu knüpfen, um so mehr, als dieser gelegentlich der Anzeige seiner Thronbesteigung den Wunsch nach einem innigeren Verkehr zwischen Mauritius und Madagaskar ausgesprochen hatte. Nicht nur, daß eine britische Gesandtschaft zur Beglückwünschung abbeordert wurde, das Parlament auf Mauritius bezugte in hervorragender Weise dem Könige seine Sympathien, indem es ihm 2000 Pfd. Sterling zum Ankauf von Pferden und kostbaren Geräthen als Geschenk übermachte.

Zu dem Bemühen, dem katholischen Frankreich und dem protestantischen England in gleicher Weise seine Zuneigung zu erweisen, mußte Radamas Stellung beiden Nationen gegenüber eine schwierige werden. Im Innern angefeindet von den Anhängern des Heidentums und der heidnischen Sitte, dazu die Ansicht auf den Kampf gegen unbotmäßige Häuptlinge; von außen umworben von zwei auf einander eifersüchtigen Mächten, deren jede die gegenteiligsten Interessen verfolgte, war Radama ein wenig beneidenswerter Monarch. Es mußte zum Bruche kommen im Innern der Insel, aber

auch in ihrem Verhältnisse nach außen eine Entscheidung sich vollziehen. Es mußte sich zeigen, ob die abendländische christliche Civilisation mächtig genug war, das madagassische Heidentum zu überwinden, sowie ob fernerhin England oder Frankreich über die Geküste der Insel die letzte Entscheidung in den Händen behalten sollte.

Und die Ereignisse ließen nicht auf sich warten. Durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Radama die Fremden bevorzugte und den Wünschen der einheimischen Edelleute und Priester entgegentrat, erregte er Unzufriedenheit im Lande; es ward eine Verschwörung angesetzt, als deren Opfer er am 12. Mai 1863, zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, fiel. Seine Witwe Rabodo, welche als Königin den Namen Rasoharina annahm, folgte ihm in der Herrschaft, verlor aber bald ihr Ansehen völlig, als sie unklugerweise und zum Verdruß des Volkes dem ersten Minister die Hand gereicht hatte.

Aber auch nach außen trat eine Aenderung ein. Der alte Haß der Howas gegen alles Französische regte sich wieder. Im Jahre 1865 kam es zu einem förmlichen Aufstande der Madagassen gegen die Franzosen, in Folge dessen sie die ganze Insel bis auf einige Küstenplätze räumen mußten. Von neuen Unternehmungen stand man für die nächsten Jahre ab, da die Ereignisse in Deutschland die Aufmerksamkeit völlig in Anspruch nahmen.

England gelang es auch jetzt wieder, auf diplomatischem Wege einen äußerst günstigen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Madagaskar abzuschließen. Rasoharina starb am 1. April 1868, und nach einigen Streitigkeiten über die Thronfolge zwischen der alten Howapartei und dem Premierminister der Königin ward einer Verwandten derselben, Ramona, die Krone übertragen. Als Regentin führte sie den Namen Ranavalona II. Diese Königin ist insofern sehr bemerkenswert, als unter ihrer Regierung der evangelische Glaube zur Staatsreligion erhoben ist. Sie zeigte sich dem Christentum günstig und ließ sich im Februar 1869 nebst einem großen Theil des Adels taufen. Trotz der Entrüstung der heidnischen Priesterschaft und der Masse des Volks befohl sie darauf die Zerstörung der alten Götzenbilder, deren strafloses Gelingen solchen Eindruck auf das Volk machte, daß es in großer Zahl zum Christentum übertrat. Zur Wohlthat ihrer Unterthanen traf sie manche gute Einrichtung und erneuerte in einer Proklamation vom 20. Juni 1871 das Verbot der Slaveneinfuhr, was zur Folge hatte, daß 300 000 Negern die Freiheit geschenkt wurde. Trotzdem herrscht auf einem großen Theile der Insel die Barbarei noch unentwegt, und viele schätzen die Zahl der Leibeigenen auf zwei Drittel der Bevölkerung.

Durch den mit Rasoharina gemachten Vertrag waren die Engländer in kolonialer Beziehung wieder die Herren der Insel geworden; ohne Schwertstreich, ohne Opfer hatten sie auf Madagaskar Privilegien erlangt, welche Frankreich selbst in der günstigsten Zeit kaum befehlen. Im Bestand auch immerhin noch mit den kleinen französischen Kolonien Nosfi Bé und Ste. Marie ein einigermaßen lebhafter Verkehr, so lag doch der Haupthandel auf Maritius in englischen Händen.

Als die Franzosen die Folgen des deutschen Krieges allmählich überwunden hatten, hielten sie es an der Zeit, ihrer Kolonialpolitik einen neuen Aufschwung zu geben. Sie richteten ihre Blicke hauptsächlich nach Madagaskar, welches sie seit Richelieu's Zeiten als ihr Eigentum betrachteten, dessen sie aber durch englische Intriguen verlustig gegangen wären.

Au Gelegenheit zu neuen Verwicklungen fehlte es nicht. Als die Howaregierung sich im Jahre 1882 weigerte, den Verkauf von Land an Fremde zu gestatten, richteten französische Unterthanen, welche sich zu Tananarivo aufhielten, eine Petition an den Präsidenten der Republik und baten um Schutz und Hülfe, indem sie zugleich andere mehr oder weniger begründete Klagen über Beschimpfung der französischen Flagge und Straflosigkeit der an ihnen verübten Verbrechen vordrachten.

Zu der That vereinigte die französische Regierung im Sommer 1882 an der Küste Madagaskars einige Kriegsschiffe unter dem Admiral Le Timbre und drohte mit Gewaltmaßregeln.

Die Howas sahen sich hierdurch veranlaßt, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu entsenden. Dieselbe langte im September zu Paris an. Die Verhandlungen rückten aber nicht vorwärts und führten nicht zu dem von der französischen Regierung gewünschten Ergebnis. Zudem wollte auch England ein Anrecht Frankreichs auf die Schutzherrschaft über Madagaskar nicht anerkennen und verlangte vielmehr ein Zusammengehen beider Mächte. Der französische Ministerpräsident stellte der madagassischen Gesandtschaft eudlich ein schriftliches Ultimatum, in welchem er Anerkennung des Protectorats über die Ostküste der Insel und die Erlaubnis von Landverpachtung auf 99 Jahre forderte, und bestand auf die Unterzeichnung binnen 24 Stunden. Als die Gesandten sich weigerten und die Anerkennung der Schutzherrschaft überhaupt ablehnten, die Pachtzeit aber auf 25 Jahre beschränkten, wurde dieses Anerbieten schroff zurückgewiesen, die Verhandlungen abgebrochen und die Flagge vom Palais der Gesandtschaft entfernt; diese, tödlich beleidigt, reiste sofort nach London ab.

Hier machte sie am 19. Februar 1883 mit der britischen Regierung einen Vertrag, demzufolge den Engländern die Rechte der meist begünstigten Nationen eingeräumt und die Pachtungen von Ländereien gestattet wurden. Die Hoffnung des Pariser Cabinetts, daß England zum Erfas für Aegypten Madagaskar Frankreich überlassen werde, erfüllte sich nicht; die englische Regierung bot nur ihre Vermittlung an, die der französische Ministerpräsident jedoch ablehnte, indem er sich kriegerische Maßregeln vorbehielt.

So hatte die Howagesandtschaft ihren Zweck nicht erfüllt. Zwar kam es auch zwischen den Kabinetten von Washington und Berlin einerseits und der Königin von Madagaskar andererseits zur Vereinbarung von Handels- und Freundschaftsverträgen, aber auf das feindliche Vorgehen der Franzosen hatte dieses keinen hemmenden Einfluß. Amerika und Deutschland schienen dem Ganzen nicht Wichtigkeit genug beizumessen, und England, durch Aegypten stark in Anspruch genommen, konnte der Regierung der Königin Ranavalona nicht helfen.

Noch im Februar wurden die Feindseligkeiten durch den Admiral Pierre mit dem Bombardement der Küstenplätze eröffnet. Die Howas, hierdurch sehr erbittert, beschloßen, sämtliche Franzosen aus der Hauptstadt Tananarivo zu verweisen. Dieses veranlaßte den Admiral Pierre, der madagassischen Behörde ein dringendes Schreiben zu überreichen, in dem er die Anerkennung der früheren Abmachungen zwischen Frankreich und einigen Stammesfürsten, Sicherstellung des Eigentumsrechts der Franzosen auf der Insel und Bezahlung der Kriegskosten forderte.

Die Howas lehnten alles ab; es kam im Monat Juni zu einem zweiten Bombardement, in Folge dessen Tamatave besetzt, die Hafenplätze blockiert und schließlich sämtliche Küstenstriche, soweit sie bewohnt waren, in französischen Machtbereich gezogen wurden.

Ein unliebsamer Zwischenfall wurde bei der Beschießung Tamataves dadurch herbeigeführt, daß der britische Konsul, von den Franzosen angewiesen, die Stadt zu verlassen, noch vor Ablauf der gestellten Frist in Folge der Aufregung starb, der Sekretär des britischen Konsulats aber verhaftet wurde, unter der Beschuldigung, mit dem Feinde korrespondiert zu haben. Ein offener Bruch mit England wurde durch Zahlung starker Entschädigungssummen und durch Abberufung des Admirals Pierre vermieden. An seine Stelle trat Galiber, der von nun an die Unternehmung leitete.

Wenn man sich in Frankreich der Hoffnung hingegeben hatte, daß durch das am 13. Juli erfolgte Hinscheiden der Königin Ranavalona II. eine Aenderung in den Ansichten der Howaregierung eintreten werde, so hatte die neue Regentin, Ranavalona III., diese Voraussetzung nicht gerechtfertigt. Bei den am 22. November 1883 vollzogenen Krönungsfeierlichkeiten betonte sie in ihrer Antrittsrede, sie habe die ganze Insel zur

Herrschaft überkommen, nicht bloß einen Theil; der Ocean sei deren alleinige Grenze und nicht ein Haar breit werde sie davon abgeben.

Im December bombardierten die Franzosen die an der Nordküste belegene, von den Howas gar nicht besetzte Stadt Bohemar ohne vorherige Ankündigung, wobei auch viele am Ort sich aufhaltende, neutralen Staaten angehörende Unterthanen ihre Habe einbüßten. Die Feindseligkeiten dauerten ohne sonderlichen Erfolg für die Franzosen fort bis zum Februar 1886, wo es zum Frieden kam. Frankreichs Protektorat über Madagaskar wurde ausgesprochen und ferner bestimmt, daß die Leitung der ähneren Angelegenheiten in der Hand eines französischen Generalresidenten mit dem Sitze zu Tananarivo liegen, im Inneren des Landes dagegen die Machtbefugnisse der Königin ohne jegliche Beschränkung bleiben sollten.

Nicht allzuviel hatten die Franzosen erreicht; nicht einmal das vor allem erstrebte Recht, Grund und Boden als Eigentum zu erwerben. Sie erhielten den schon früher wiederholt im Besitze gehaltenen Hafen Diego-Suarez, der mit Rossi Bé und Ste. Marie politisch vereinigt und einem Gouverneur unterstellt wurde.

Der nunmehr eingetretene Friedenszustand ermöglichte eine genauere Erforschung des Binnenlandes, und zahlreiche Reisende haben in neuester Zeit besonders den noch wenig bekannten Westen besucht und über diese Theile der Insel neues Licht gebracht.

Inzwischen hat die Lage der Weißen auf Madagaskar wieder eine Wandlung zum Schlechten erfahren. Die Bestimmungen des Berliner Vertrags sprachen bekanntlich Frankreich endgültig die Herrschaft über die ganze Insel zu, und nach dem englisch-französischen Abkommen hat es sich verpflichtet, nicht allein seine Unterthanen zu schützen, sondern auch die Sicherheit aller übrigen Ausländer gewährleistet. Es scheint nun, als habe es die französische Regierung nicht verstanden, ihre Souveränitätsrechte auf Madagaskar geltend zu machen. Einige Niederlassungen an der Küste gründete man zwar und ein paar Abteilungen Marine-Infanterie bezogen Quartiere in den Küstenplätzen, namentlich in Tamatawe und in Diego-Suarez, doch waren sie zu schwach an Zahl, um die Interessen der wenigen fremden Ansiedler nachdrücklich zu schützen. Ihre Sicherheit wurde in den unter der Howaregierung stehenden Gebieten immer mehr bedroht, und der französische Resident sah sich außer Stande, zu helfen. Seit dem Frühjahr 1894 wurden alle Geschäfte unterbrochen in der Erwartung besserer Zeiten; Handel war nur noch durch Tributzahlung an die madagassischen Beamten möglich. In den vergangenen Sommermonaten wiederholten sich die Ausschreitungen der Eingeborenen so oft, die Königin der Howas und ihre Minister duldeten alle Uebergriffe in so offenkundiger Weise, daß Frankreich in dieser Sache etwas thun mußte, wenn es die übernommenen Verpflichtungen erfüllen wollte. Dazu kam, daß der französische Generalresident zu Tananarivo in Gegenwart seiner Gattin von einem Prinzen und nahen Verwandten der Königin Ranavalona beschimpft wurde, und als sich der Beleidigte beim Premierminister beschweren wollte, ging der Hof nebst den höchsten Beamten in das Innere des Landes, nach einer jener Ortschaften, wohin ihm vertragsmäßig kein Europäer folgen darf.

Da die Nachrichten über die franzosenfeindliche Bewegung auf der Insel fortgesetzt ungünstig lauteten, schickte Frankreich den Specialkommissar Le Myre de Vilers nach Madagaskar. Dieser Gesandte, welcher in den Jahren 1887 und 1888 Generalresident daselbst gewesen war, hatte die genügende Bewegungsfreiheit, um eine Lösung der Frage nach Lage der Dinge herbeizuführen oder den Anlaß zum militärischen Einschreiten Frankreichs festzustellen. Die Schwierigkeit lag in den Forderungen, mit denen de Vilers beauftragt war. Diese enthielten die Anerkennung der Schutzherrschaft Frankreichs mit allen politischen und diplomatischen Konsequenzen und Bildung einer dauernden französischen Garnison in Tananarivo. Besonders aber will man das unumschränkte Recht des Bodenkaufs erstreben, ein heißer Punkt, der auch den Krieg vom Jahre 1882 verurrsacht hatte. Ferner soll künftig jedem einzelnen Howa-Gouverneur ein französischer

Verater beigegeben werden und das Gebiet um den Hafen Diego-Suarez eine nicht unbeträchtliche Erweiterung erfahren. Endlich sollen die Howas den Bau einer in das Innere des Landes führenden Eisenbahn gestatten und fördern.

Die Königin Ranavalona hat alle Forderungen abgelehnt; in einem an den heimischen Gouverneur von Tamatave gerichteten Erlaß erklärt sie, nicht das geringste Land und unter keinem Vorwande an Frankreich abzutreten. Sie rechnet auf das Volk, welches kämpfen werde, bis kein französischer Soldat mehr auf madagassischem Boden sei. „Ihr wißt“, heißt es in dem Manifest weiter, „daß Soldaten, die im Sommer nach Tananarivo kommen, vom Fieber befallen werden. Thut, was ihr könnt, um die Küstenbewohner an euch zu ziehen. Wir wollen sie während der schlechten Jahreszeit gegen die Franzosen ansenden. Diese werden das Fieber bekommen und leicht zu schlagen sein. Thut alles, um mein Volk zum Haß gegen die Franzosen aufzustacheln, die uns den Krieg erklärt haben.“

Am 27. Oktober vorigen Jahres ist die französische Flagge in Tananarivo niedergezogen und damit der Kriegszustand eröffnet. Die eigentliche Streitmacht Frankreichs ist zwar noch nicht in Madagaskar angelangt, auch würde vor dem Monat April des Klimas wegen jede größere Aktion ausgeschlossen sein; indessen haben französische Kreuzer mit der Beschließung der Küstenplätze begonnen und Tamatave besetzt. Der eigentliche Schlag wird im Innern zu führen sein; ein Kriegszug dahin, in die unwegsamen und unbekanntem Hochebenen, dürfte für die Franzosen mit großen Opfern sich verknüpfen.

Die Howas verfügen über regelmäßige, vollkommen eingetübte und mit den neuesten Waffen ausgerüstete Truppeneadres: Soldaten, die, wie alle Malaien, von Natur tapfer, durch die beständigen Kämpfe, welche sie den noch nicht unterworfenen Völkerschaften zu liefern haben, au den Krieg gewöhnt sind. Das mörderische Klima aber ist ihr mächtigster Bundesgenosse.

Somit dürfte Frankreich keinen leichten Stand haben. Freilich ist es insofern gegen früher günstiger gestellt, als seine Beziehungen zu Madagaskar völkerrechtlich geregelt und anerkannt sind, ein Konflikt mit England, sowie gegenwärtig die Sachen liegen, nicht wohl wahrscheinlich ist. In Londoner Regierungskreisen erregt die Beteiligung englischer Offiziere an den madagassischen Kriegsvorbereitungen gegen Frankreich lebhaftes Bedauern, da dieses nur zu Mißtrauen gegen England beitragen und möglicherweise die Beilegung der zwischen beiden Ländern noch schwebenden Streitfragen über koloniale Angelegenheiten ungünstig beeinflussen könne. Man betont jedoch, daß die britische Regierung jegliche Verantwortung für Handlungen ihrer Unterthanen in Madagaskar ablehnen müsse, da ihr über die in der madagassischen Armee dienenden britischen Offiziere keine militärische oder disciplinäre Gewalt zustehe. An maßgebender Stelle zweifelte man auch nicht daran, daß das Pariser Kabinett von diesem Umstande vollkommen unterrichtet sei und ihm Rechnung tragen werde. Was die Franzosen den Engländern sehr zum Vorwurf machen, sei, daß sie Waffen und Munition nach Madagaskar geliefert haben, aber darin sei kein Beweis von feindlicher Stimmung zu erblicken, denn dies hätten die Briten immer, selbst ihren eigenen Gegnern gegenüber gethan.

Die Engländer haben bei der bisherigen Lage der Dinge keinen Grund zur Unzufriedenheit. Frankreich hat das Protektorat auf Madagaskar und sie den Handel und die kolonialen Vorteile. Eine Aenderung dieses Zustandes dürfte wohl dazu angethan sein, immerhin eine Verstimmung herbeizuführen.

Die Howaregierung hat sich nach den letzten Meldungen entschlossen, an Amerika, Deutschland, England und Italien um Intervention gegen die Annexion Madagaskars seitens Frankreichs zu appellieren. Sie stützt ihr Gesuch auf die handelspolitischen Interessen, welche die genannten Länder in Madagaskar haben, die zerstört würden, im Falle Frankreich Besitz von der Insel ergriffe. Wir glauben nicht, daß dieser Schritt von irgend welchem Erfolge begleitet sein wird, denn in Ansehung der internationalen

Abmachungen würde ein Einschreiten der europäischen Mächte nicht gerechtfertigt erscheinen, es sei denn, daß im Lauf der Begebenheiten neue Fragen von völkerrechtlicher Bedeutung sich aufthun.

Ein Sieg Frankreichs macht uns Sorge, wenn wir bedenken, daß er schwere Nachteile und viele Hemmnisse für die evangelische Mission im Gefolge haben könnte. Die Jesuiten sind die geborenen Bundesgenossen der französischen Soldaten und gerade auf Madagaskar würden sie ein für ihre Bestrebungen günstiges Feld vorfinden.

Zwar ist das evangelische Bekenntnis offiziell zur Staatsreligion erhoben, die Regierung hat manches schöne Zeugnis ihres christlichen Charakters durch Anbahnung tief eingreifender Socialreformen abgelegt und durch Gesetze und Verordnungen ihren Despotismus gemäßigt; die Bildung einer Volkskirche nimmt einen erfreulichen Fortschritt und zahlreiche tüchtige eingeborene Prediger und Lehrer dienen ihr mit aufopfernder Hingabe; aber es fehlen auch nicht die Schattenseiten, welche mit plötzlichen Massenübertritten notwendig verbunden sind, und wir würden uns einer Täuschung hingeben, wollten wir annehmen, daß die Verhältnisse auf diesem Gebiet sich zu dauernden und beständigen schon konstituiert hätten. Abgesehen von der großen Masse, die noch dem Heidentum ergeben, sind viele Eingeborene nur erst dem Namen nach Christen und warten noch der verinnerlichenden Arbeit, um ganz dem Christentume gewonnen zu werden. Für diese im Wachsen begriffenen Verhältnisse würde die katholische Propaganda Zeiten großer Gefährdung und arger Verwirrung bedingen.

Wir haben den Wunsch, daß die Entwicklung Madagaskars, welches im Christentum die vollkommene Garantie einer sich immer mehr ausbreitenden Civilisation besitzt, nicht durch französische Eroberungsgelüste und koloniale Experimente eine Störung erleide.

Vielleicht bestätigen auch die künftigen Ereignisse die im Laufe der Jahrhunderte gemachte Erfahrung, daß Madagaskar kein Boden für den Franzosen ist.





Aus Gottwalds Lehrjahren.

Erzählung

von

A. Alledelju.

V.

Die Zeit verging; zwischen der Pfarre und dem Witwenhanse bildete sich ein ziemlich lebhafter Verkehr, der besonders von Frau Magdalene eifrig gepflegt wurde, hatte sie doch in tausend Dingen Gottwalt um Rat zu fragen. Auch mit Elisabeth suchte sie ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen, und doch schien es, als ob die beiden in stiller Opposition zu einander lebten. Elisabeth hatte das bestimmte Gefühl, daß Magdalene ihre Hilfe bei ihren wohlthätigen Unternehmungen nicht wünschte; sie hielt sich deshalb ohne Empfindlichkeit fern und beschränkte sich darauf, im stillen in der Gemeinde zu raten, zu helfen und zu trösten, wo es eben nöthig war.

In den ersten Tagen des Juli war in der Nachbarschaft ein Missionsfest, zu dem Gottwalt eine Predigt übernommen hatte. Magdalene Tiefen hatte die Geschwister gebeten, sie in ihrem Wagen mit hinauszunehmen.

Bei Tisch erklärte Elisabeth, daß sie Kopfschmerz habe und vorzöge, daheim zu bleiben.

„Auch die Frau Professor wird dich wahrscheinlich nicht begleiten,“ fügte sie hinzu, „ihre kleine Hanna soll krank sein.“

„Wenn keine Absage von ihr kommt, werde ich doch wohl herauffahren müssen, um mich zu erkundigen.“

Eine Stunde später hielt Gottwalds hübscher, leichter Wagen vor dem Witwenhanse. Eben war er herabgesprungen, als auch schon Magdalene aus der rosenumrankten Pforte trat, im weißen Kleide, das Gesangbuch in den feinen Händen, neben ihr Erika, die der Consine den Staubmantel umlegte. Die Frau Professor streckte dem Pastor freundlich die Hand entgegen; er bemerkte, daß sie erregt ansah und daß Thränen in ihren dunkeln Wimpern hingen.

„Meine süße, kleine Hanna ist krank,“ sagte sie weich, „es wird mir schwer, sie zu verlassen; ich komme mir fast wie eine gewissenlose Mutter vor, aber gerade von diesem Fest fernbleiben zu müssen, würde mir sehr schmerzlich sein. Liebe Erika, hüte mir meinen Liebling gut; ich hoffe, daß es nichts als ein Unwohlsein ist.“

Gottwalt teilte die Hoffnung der besorgten Mutter und half der schönen Frau mit Artigkeit in den Wagen. Erika lehnte bange zu der kleinen Hanna zurück, die fiebernd und stöhnend im Bettchen lag. Sie setzte sich zu ihr und legte ihre weiche Hand auf die Stirn der Kleinen.

„Erika,“ flüsterte diese, „ist Mama fortgefahren?“

„Ja, mein Herzchen, aber sei ruhig, ich bleibe bei dir.“

„Ach Erika, mir thut alles so weh.“

„Weine nicht, mein Liebling, es wird bald besser. Soll ich dir eine Geschichte erzählen?“

„Ach ja, vom Wolf und den sieben Geißlein.“

Erika erzählte leise und eintönig; das Kind fiel in unruhigen Schlummer.

Indessen fuhren Gottwald und Magdalene durch den schwülen Sommernachmittag zwischen reisenden Kornfeldern dahin, bis das kühle Dunkel des Waldes sie aufnahm. Es machte ihn seltsam besangen, in unmittelbarer Nähe der Frau zu sein, der die Erregung des besorgten Mutterherzens einen wunderbaren Reiz verlieh. Er fragte zum erstenmal nach ihrem früheren Leben.

„O, Herr Pastor,“ entgegnete sie, während ein langer Blick des dunkeln Auges ihn traf, „mir ist, als habe mein Leben erst vor kurzem angefangen. Das ganze Gewühl von Glanz, Zerstreuung und Arbeit, das die Jugend mir brachte, konnte mir nie Befriedigung gewähren, weil meine Seele, ohne es selber zu wissen, auf Höheres gerichtet war. In der Einsamkeit des Witwenlebens habe ich den Frieden gefunden, den die Welt nicht geben kann. Aber ich fühle mich noch so schwankend und ungewiß auf dem schmalen Wege.“

War's Zufall, daß sie ihm etwas näher gerückt war? Gottwald durchzog eine eigentümliche Empfindung, als die weichen Falten ihres Gewandes ihn schmeichelnd berührten. Wenn er berufen wäre, diesem schönen, weichherzigen Weisen Leiter und Führer zu sein! Doch der Gedanke, daß er in der nächsten Stunde predigen sollte, schloß ihm den Mund zu weiterer Unterhaltung. Aber er gedachte der Heimfahrt durch den abendlich dunkeln Wald. — —

Der Gottesdienst war vorüber; die Festgesellschaft saß gruppenweise in dem großen Pfarrgarten, nach geistiger Speise lockte leibliche Erquickung in Gestalt großer Kaffeekannen und riesiger Kuchenberge. Später sollte noch eine kleine Nachfeier stattfinden.

Magdalene Tiefen sah bleich aus; hatte die schwüle Luft in dem rosenge schmückten Kirchlein sie angegriffen, oder dachte sie mit Angst ihres kranken Kindes? Gottwald trat besorgt und teilnehmend zu ihr.

„Lieber Freund,“ sagte sie bittend, „verzeihen Sie einer schwachen Frau. Die Angst um meinen kranken Liebling raubt mir fast die Besinnung. Lassen Sie uns heimfahren!“

Er bedauerte lebhaft und aufrichtig, für die Nachfeier noch einen Vortrag zugesagt zu haben; da er aber mit einem anderen Geistlichen bis Jernegard fahren konnte, bat er sie, sogleich in seinem Wagen zurückzufahren. Sie machte Einwendungen, aber er ließ nicht nach. Sie ließ sich von ihm zum Wagen geleiten und sorglich einhüllen. „Auf Wiedersehen“, flüsterte sie mit beredtem Händedruck.

Inzwischen hatte Erika schwere Stunden durchlebt. Hanna war nach kurzem Schlummer weinend erwacht. Fieber und Schmerzen steigerten sich zusehends. Fast verzweifelt eilte das ratlose junge Mädchen ins Pfarrhaus und bat die gute, mütterliche Elisabeth um Beistand. Diese folgte schnell trotz ihrer Kopfschmerzen.

Das Kind machte wirklich einen sehr kranken Eindruck; hohes Fieber und heftige Schmerzen ließen auf eine Entzündung schließen.

„Wir müssen sofort einen Boten nach B. zum Sanitätsrat Langmann schicken,“ entschied Elisabeth; „inzwischen wollen wir durch kalte Umschläge das Fieber zu dämpfen suchen.“ Sie leistete der erschrocken Erika Beistand, bis Frau Tiefen zurückkehrte.

Elisabeths Anwesenheit im Krankenzimmer schien die schöne Frau nicht unangenehm zu berühren. Mit dem Ausruf: „O Gott, mein Liebling!“ sank sie am Bett des schwer leidenden Kindes nieder; Elisabeth konnte nicht umhin, dies Gebahren theatralisch zu finden.

Raum hatte sich Frau Magdalene gefaßt, so wandte sie sich in scharfem, vorwurfsvollem Ton an Erika: „Es ist gewiß etwas versäumt worden; du wirst nicht auf das Kind geachtet haben!“

Dem Mädchen stürzten bei dieser ungerechten Anschuldigung Thränen aus den Augen, aber Elisabeth konnte sich nicht enthalten, etwas verweisend zu erwidern: „Fräulein Erika verdient keinen Vorwurf, sie hat die Angst um das Kind allein getragen und hat gethan, was sie konnte. Wenn die Mutter am Krankentbett geblieben wäre, so wäre sicher nichts versäumt worden. Ich hoffe, daß es noch nicht zu spät ist und daß noch Hülfe möglich sein wird.“

„Bergieb, liebe Erika, wenn ich dich gekränkt habe,“ rief Magdalene unter Thränen, „der Schmerz machte mich heftig und ungerecht; ich sehe ein, daß ich dir Unrecht that.“
 „Kann aber hatte Elisabeth sich entfernt, so sagte sie zornig zu Erika: „Wer hier dich dorthin laufen und soviel Aufhebens von der Sache machen? Es wird nicht so gefährlich sein, wie es aussieht.“

Bald kam der Arzt, der in der That eine schwere Entzündung konstatierte. Das Kind schwelte mehrere Tage in Lebensgefahr und genau endlich langsam.

Gottwalt hatte oft im Witwenhause vorgesprochen, um sich nach dem Befinden der kleinen Kranken zu erkundigen. Elisabeth, obgleich sie sich vorgenommen, mit ihrem Urtheil über Magdalene gegen den Bruder zurückzuhalten, hatte doch nicht umhin gekonnt, die Frau, die ihr krankes Kind leichtsinniger Weise verlassen konnte, ihm gegenüber scharf zu tadeln.

Er mochte ihr keinen so heftigen Vorwurf machen, wußte er doch, daß der Wunsch, mit ihm zusammen zu sein, ihn predigen zu hören, bei ihr stärker als alles andere gewesen war. Darüber war er nicht frei von Stolz.

Inzwischen verdroß es ihn, daß er fast bei jedem Besuch den Sanitätsrat aus W. im Witwenhause traf, einen gewandten Lebemann mit glatten Manieren, der zudem Witwer in den besten Jahren war und sich nicht des besten Rufes erfreute. Die kleine Hanna bedurfte nicht mehr ärztlicher Behandlung und trotzdem saß der vielbeschäftigte Arzt stundenlang plaudernd in dem kleinen Salon der Frau Professor. Es mußte für Magdalene ermüdend und peinigend sein; außerdem konnte ihr Ruf durch diese häufigen Besuche gefährdet werden, denn die Dorfbewohner beobachteten scharf.

An einem warmen Nachmittage im August berat Gottwalt wiederum das Witwenhaus. Er fand Magdalene ganz allein; Erika machte mit den Kindern einen Spaziergang, an dem auch Hanna zum erstenmal wieder teilnehmen durfte.

Er sprach seine Freude über des Kindes Genesung aus. „Auch mir,“ fuhr er fort, indem er Magdalene bedeutungsvoll ansah, „ist diese Zeit unerträglich lang geworden, drängte sie doch immer und immer wieder die Frage zurück, die seit sechs Wochen über meine Lippen woltte.“

Sie saß unbeweglich, mit tiefgesenktem Blick.

„Magdalene, können Sie die Frage nicht erraten?“

Sie sah einen Augenblick wie erschreckt zu ihm auf, dann sagte sie mit ängstlicher Hast: „Fragen Sie nicht, mein Freund, heute nicht! Inwiefern ist auf mich eingestürmt, des Kindes Krankheit, die Angst, die Qual! Ich bin noch nicht zur Ruhe, zum inneren Gleichgewicht gekommen; ich muß erst erkennen, was Gottes Wille ist. Schonen Sie mich, ich bitte Sie!“

„Sie ließen mich hoffen, Magdalene, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei.“

Sein Ton wurde dringender, sein Blick wärmer.

„O, ihr Männer,“ erwiderte sie mit einem Lächeln, das ihn, dem Ernst seiner Empfindung gegenüber, felsam berührte, „immer greift ihr mit heißer Ungeduld nach unreifen Früchten. Lassen Sie die Früchte reifen, Gottwalt, lassen Sie mir Zeit. Es ist mir zu neu; ich kann mich noch nicht entschließen.“

Mit zitternder Hast hatte sie sich erhoben; als draußen Wagengerassel hörbar wurde, schweifte ihr unsicherer Blick an ihm vorüber dem Fenster zu.

„So schicken Sie mich fort?“ fragte er traurig.

„Nein nein, mein Freund,“ entgegnete sie, ihre Hand auf seinen Arm legend, „aber haben Sie Nachsicht, lassen Sie mir Zeit. Fragen Sie nach Wochen, nach Monaten! Ich bitte Sie, so sehr ich kann, lassen Sie mich allein; ich muß die Frage im Gebet mit meinem Gott besprechen.“

Sie bat so dringend, daß er sie enttäuscht und traurig verließ, indem er über ihr seltsames Benehmen nachann. Hatte er sie aus jener Fahrt mißverstanden? War nicht die Sprache ihrer Blicke, der Druck ihrer Hand berechtigt gewesen? Und jetzt dies wunderliche Schwanken statt eines freudigen Ja! Zum ersten Mal regte sich in ihm ein Zweifel an der Wahrheit ihres Gefühls. Nachdenklich schritt er weiter.

An der Ecke des Gutshofs traf er Herrn Wellrott, der den großen, weißen Strohhut lüftete und ihm kräftig die Hand schüttelte.

„Guten Tag, lieber Herr Pastor! Jamoses Erntewetter, nicht wahr? Sie haben's für uns arme Sünder erbeten. Wie schön, wenn man einen Freund hat, der gut mit dem Himmel steht!“

Gottwalt antwortete nicht gleich; diese Scherze waren ihm unangenehm.

In dem Augenblick rollte die elegante Equipage des Sanitätsrats Langmann vorüber, deren Insasse die beiden Herren verbindlich grüßte.

Wellrott sah ihm nach und sagte lachend:

„Der fährt wieder zu Frau Magdalene, der schönen Bühlerin. Bin neugierig, ob's ihr glückt, ihn zu fangen. Er ist 'ne gute Partie, und die beiden passen für einander.“

Gottwalt faltete finster die Stirn.

„Mein lieber Herr Pastor,“ sagte Wellrott lachend über Gottwalts Verstimmung, „werden Sie nicht böse! Ich lasse mich auf meine Behauptung, daß die beiden für einander passen, tothschlagen. Er ist gerade kein Joseph, und sie? Na, eine interessante Frau, die eine Vergangenheit hat.“

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher.“

„Ich habe mir immer meine eigenen Gedanken über diese fromme Frau gemacht, und vor kurzem habe ich dieselben bestätigen hören durch einen Bekannten aus Süddeutschland, der ihre persönlichen Verhältnisse genau kennt. Von einer pietistischen Großmutter ist sie zur Heiligen erzogen worden, mußte Krankensuppen kochen und die Bibel auswendig lernen. Nach dem Tode der Alten wurde sie die Gesellschafterin und Freundin einer reichen Dame, die das „Leben und Lebenlassen“ verstand. Bald waren die beiden in allen Modedebären bekannt, und stets hatten sie einen Kreis von Freunden um sich. Da wurde aus der frommen Magdalene bald ein munteres Weltkind; sie sah ein, daß die Erde kein Zammerthal ist. Auf der Bühne soll sie sich auch versucht haben; kann sein, — ich weiß es nicht. Jedenfalls hat sie Talent für das Fach tragischer Heldinnen. Der gute, harmlose Professor Tiefen ließ sich blenden; aber nach kurzer Zeit singen die Ueberrassungen an. Na, er starb zur rechten Zeit. — Was die schöne Frau bewogen hat, hier im nüchternen Pommern ihren Wohnsitz zu nehmen, weiß ich wahrhaftig nicht; vielleicht wollte sie ganz gern von der großen Weltbühne verschwinden. Hier führte sie sich als Verwandte eines früheren Geistlichen ein, und fand es angemessen, fromm zu werden und Hausfreundin in den Pastorhäusern zu sein. So wie die Sachen jetzt stehen, scheint allerdings aus dem Gotteskinde wieder ein Weltkind zu werden. — Uebrigens was ich Ihnen sagte, bleibt unter uns, nicht wahr? Sie als Seelsorger haben ein Recht, Ihr Weichkind zu kennen.“

Gottwalt sah ihn mit starrem Schrecken an und verabschiedete sich rasch. Erstaunt blickte ihm der Gutsherr nach.

„Auch du, mein Sohn Brutus!“ rief er, an seine Stirn schlagend, „daß ich das auch nicht eher gemerkt habe! Nun, ihm kann's nicht schaden, daß ihm die Augen geöffnet sind. Der sitzt hinter seinen Büchern, kennt die Welt nicht und sieht das Leben nur durch die Brille grauer Theorien. Na, er wird sich trösten.“

Der junge Harter ging mit tiefverwundeter Seele zwischen den öden Feldern dahin. Erbarmungslos hatte die Welt dem vermeintlichen Idealbilde den Schleier abgerissen, und was er nun sah, war Wahrheit, aber Wahrheit in einer so häßlichen Gestalt, daß ihm graute. Er war verraten. Das Weib, für das die erste, reine Flamme seines Herzens gebrannt, schickte ihn fort, nein, hielt ihn hin, weil sie abwarten wollte, ob sich nicht eine bessere Partie böte. Ein unsäglicher Widerwille ergriff ihn, und gekränkter Stolz bäumte zürnend in ihm empor. Westrott hatte sicherlich sein Geheimnis erraten; wie wenn er schon im Tagesgespräch seines Dorfes eine lächerliche Rolle spielte!

Er war bis an den Rand des Waldes gekommen, als Kinderstimmen sein Ohr trafen. Agnes und Hanna Tiesen spielten umher, und auf dem Rain am Waldessaum saß Erika im blühenden Heidekraut, an den Stamm einer Birke gelehnt, als sei sie des Baumes Nymphe; die Spitzen der zarten Zweige umspielten zitternd ihr Haupt. Rote Nelken und Stockrosen umblühten sie, auf ihrem braunen Haar lag ein voller Kranz von Heidekraut. Schmetterlinge gaukelten um sie her.

Sie sah den Kommenden nicht; träumerisch blickten ihre großen Kinderaugen in das leuchtende Abendgewöll.

Wie Balsam legte sich der Eindruck des kindlich reinen Bildes auf sein zerrissenes Gemüt; zugleich aber ertappte er sich auf einem schrecklichen Gedanken. Wie wenn er um sie, die heimtöselige Weise, warb? Sie würde ihm mit Freuden folgen, und dann war jedem böswilligen Gerücht die Spitze abgebrochen. Aber es war nur ein Gedanke, der ihn bligartig durchfuhr, dessen er sich in der nächsten Sekunde schämte. Er wollte dieses reine Kind mißbrauchen als Maske für seine verratene Liebe, für seinen verwundeten Stolz? Er schämte sich dieses Egoismus.

Freundlich trat er zu ihr; sie wollte erschreckt aufspringen.

„Bleiben Sie sitzen, Fräulein Erika,“ bat er, „ich bedaure nur, daß ich kein Maler bin, um dieses Bild festhalten zu können.“

Er sprach scherzend, als ob er mit einem Kinde redete, und doch klang seine Stimme gepreßt.

Sie stand rasch auf, Blüten rieselten von ihrem Haupt, von ihrem weißen Gewand.

„Ich bin kein Kind mehr, Herr Pastor,“ sagte sie unwillig; dann rief sie die Kinder zum Heimgang. Auch ihm fiel heute der traurige Blick ihres blauen Auges auf und ein herber Zug um den weichen, kindlichen Mund. Er dachte an Elisabeths Wort, daß sie das junge Mädchen bedauere. Auch er hatte Mitleid mit ihr. Wenn er ihr helfen könnte!

Er ging tief hinein in den düsteren Wald, um allein seinen Schmerz durchzukämpfen. Spät kam er heim. Elisabeth trat ihm entgegen und sah besorgt in sein blaßes Gesicht.

„Was fehlt dir, Gottwald?“

Er umarmte sie liebevoll.

„Laß mich, Elisabeth. Ich habe eine schwere Enttäuschung erfahren; aber ich will und werde sie überwinden. Habe Geduld mit mir!“ Sie fragte nicht, aber sie ahnte die Wahrheit. Von diesem Tage an hörten seine Besuche im Witwenhause auf.

VI.

Die Herbstmanöver fanden in der Nähe der Stadt M. statt. Eine kleine Gesellschaft von Dragoneroffizieren trennte sich um die Mittagsstunde auf dem Manöverfelde, um die Quartiere aufzusuchen.

„Schade, daß wir nicht zusammen bleiben!“ sagte einer aus der Gesellschaft. „Die Kameraden, die noch auf Schloß D. und dem Rittergut G. Quartier gefunden haben, haben's besser, als wir, die wir bei den Bauern untergebracht sind.“

„Die Verpflegung wird nicht schlecht sein,“ lachte ein anderer — es war der junge Freiherr Bruno v. Berg — „die Bauern sind hier reicher, als bei uns mancher Rittergutsbesitzer. Verlassen Sie sich darauf, zu unserem Empfange wird drei Tage vorher gebaden und gebraten. Allerdings die Weine sind oft abscheulich. Und die Fußböden sind mit Sand bestreut; auf dem Marmortisch liegen gelegentlich wohl zerrißene Strümpfe.“

„Lassen Sie es gut sein, Berg,“ fiel ein anderer ein, „Sie können noch zufrieden sein. Ihr Quartierwirt, der Bauer Steinle, soll schon mehr als die anderen von der Kultur berührt sein; wenigstens hat er passable Pferde und eine hübsche Tochter, ein famoscs Mädel. Sie fiel mir gestern beim Manöver auf. Schön gewachsen, und prachtvolle, rotblonde Mähne! Und dabei einen Anstand wie eine Gräfin!“

„Kenne das,“ erwiderte Bruno v. Berg lachend; „der Vater geht in Holzpantoffeln auf dem Dughof spazieren, die Mutter füttert das Vieh, und das gepuße Töchterchen liegt in der guten Stube auf dem unvermeidlichen roten Plüschsofa und liest Kolportage-Romane.“

„So wird's ungefähr sein,“ entgegnete der erste Sprecher; „das Fräulein soll in einer Pension erzogen sein. — Doch nun au revoir, meine Herren! Wenn wir die öden acht Tage, die vor uns liegen, doch erst hinter uns hätten!“

Im Hause des Bauern Steinle wurden in dessen Vorbereitungen getroffen zum Empfange des angemeldeten Offiziers, des Freiherrn v. Berg. Es war ein hastiges Hin- und Herrinnen, ein Braten- und Ruchengeruch, als ob es gälte, ein ganzes Regiment zu speisen. In der Küche stand mit aufgestreiften Ärmeln die Hausfrau, eine robuste Person mit rotem Gesicht und roten Händen, die die ländliche Kleidung der Bauerfrauen trug. Mit verschiedenen anderen Frauen widmete sie sich den Vorbereitungen zu dem Mittagessen des erwarteten Gastes, ihre Thätigkeit mit lebhaftem Gespräch begleitend.

Die Küchenthür wurde geöffnet, und herein trat im hellen Morgenleide eine schlankc Mädchengestalt; üppiges rotblondes Haar umgab in schweren Flechten das feine Köpfchen; die Hautfarbe des Gesichts war unvergleichlich rein und schön.

„Darf ich dir helfen, Mutter?“ fragte das Mädchen.

„Ih, warum nicht gar, Gretchen?“ war die Antwort; „damit du dich den guten Morgenrod schmutzig machst und dich die Hände verdirbst. Geh hin und zieh dich dein rosa Alpaca Kleid an. Du und Vater, ihr sollt mit den Herrn Lieutenant speisen. Ich muß natürlich nach's Essen sehen.“

„Nein, Mutter,“ entgegnete die Tochter in bestimmtem Ton, „da du nicht zum Essen hereinkommen willst, thue ich es auch nicht. Wir erweisen überhaupt dem fremden Herrn mit unserer Gegenwart keinen Gefallen; schicke ihm doch das Mittagessen auf sein Zimmer, das wird ihm am liebsten sein.“

„Na, dabei hört sich alles auf, Gretchen! Bist du darum zehn Jahre lang für das viele Geld in die feine Berliner Pension gewesen, daß du nicht mal mit so 'nen Herrn Lieutenant dich unterhalten kannst?“

„Du machst sagen, was du willst, Mutter, ich thue es doch nicht. Sei mir nicht böse! Ich werde jetzt das Kompot auflegen und den Tisch decken; aber ich werde nicht mit dem fremden Herrn speisen.“ Damit ging sie hinaus.

„Was soll man nun mit das Mädchen anfangen?“ klagte Frau Steinte ihrer Gefährtin, die am Tisch saß und Rüben pußte. „Ich kann Sie sagen, Mällern, man hat nichts wie Kerger; nichts macht man recht. Hat die Grete doch beinahe geweint, weil sie durchaus wollte, daß ihr Klavier und ihr Bücherspind aus die gute Stube genommen würden, wo der Herr Lieutenant rein soll. Aber da hab' ich doch meinen Willen gekriegt. Wozu giebt man das viele Geld aus, wenn man's nich mal die Leute zeigen soll? Und noch dazu so'n Leutnant! Den stechen wir zehnmal in die Tasche.“

„Det stimmt, Frau Steinte.“

„Sehn Sie, die Grete ist ein gutes Kind,“ fuhr die gesprächige Hausfrau fort, „immer freundlich und zuthunlich und gar nich stolz wie die andern Mädchen, die in die Stadt was gelernt haben; aber was nich paßt, paßt nicht. Ich hab' mich vorgenommen, daß die Margarete mal 'ne vornehme Heirat machen soll; hier im Hause paßt sie doch nich mehr mit ihr feines Benehmen. Und 'ne Kasstener kriegt sie mit wie 'ne Prinzessin! Zwölf Dupend von jeder Sorte, sag' ich Ihnen; unter dem thun wir's nich. Sie ist unsere Einzige, und das Geld haben wir ja dazu.“

„Det stimmt, Frau Steinte.“ —

Der junge Freiherr von Berg rückte alsbald in sein Quartier; der biedere Hausherr empfing ihn. „Kommen Sie man rein in die gute Stube,“ sagte er treuherzig, „das Essen wird hernach reingebracht. Meine Tochter meint, es paßt sich am besten, wenn Sie allein essen.“

Bruno v. Berg, hungrig und müde wie er war, ließ sich das reichliche Mittagsmahl, bei dem sein Burche aufwartete, trefflich munden. Nachher saß er sich in seinem Quartier um; es war ohne Zweifel die gute Stube seiner braven Wirtsleute. Er lächelte; — die rote Pflüschgarntur, die in gewissen Kreisen als der Inbegriff aller Eleganz gilt, fehlte nicht. Aber im übrigen erregte vieles seine Verwunderung. An den Wänden hingen einige gute Kupferstiche; als der Sohn seines Vaters konnte er Kunstwerke beurteilen. Er öffnete den Deckel des kostbar ausgestatteten Pianinos; der Ton, den er anschlug, klang voll und rein. In einem Bücherschrank sah er zu seinem Erstaunen neben den Blüten der deutschen Litteratur die Werke der besten englischen Schriftsteller.

„Jedenfalls die Bibliothek des Fräulein Tochter,“ sagte er spöttisch. „Was für schiefe Verhältnisse, was für verzerrte Persönlichkeiten werden durch solche unverständige Halbbitdung geschaffen! Nun, die schön gebundenen Bücher lassen sich für Geld kaufen und machen Staat; ob man sie lesen kann, ist eine andere Frage.“

Er zündete eine Cigarre an und trat in den großen Garten; nachlässig und gelangweilt schlenderte er zwischen Gemüsebeeten und Sonnenblumen dahin.

„Auch ein Vorteil, wenn man sich nicht zu genieren braucht,“ dachte er.

So trat er in die große Buchenlaube in einer Ecke des Gartens. Ueberrascht blieb er stehen; ihm gegenüber saß, mit Handarbeit beschäftigt, eine junge Dame im hellen Sommerkleide. Sollte das die Tochter dieses Hauses sein? Unmöglich!

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ begann er höflich, „ich hatte nicht die Absicht, Ihre Einsamkeit zu stören.“

Sie sah unbefangen auf.

„Ich bin Margarete Steinte. Sie stören mich nicht; wenn Sie gern im Freien sind, nehmen Sie vielleicht ein wenig Platz.“

„Wenn Sie erlauben.“

Er ließ sich auf einen Gartenstuhl nieder und legte die Cigarre weg.

„Rauchen Sie immerhin weiter, bitte. Da die Rücken hier in der Nähe des Wassers so arg sind, ist der Rauch ganz angenehm.“

„Wenn Sie gestatten!“

Die junge Dame arbeitete ruhig und unbefangen weiter. Bruno war fast verlegen; er wußte in der That nicht, was er mit diesem Landkinde reden sollte.

„Das Instrument, das in meinem Zimmer steht, ist jedenfalls das Ihrige,“ begann er, um etwas zu sagen; „Sie musizieren viel?“

„Es ist meine liebste Beschäftigung.“

„Es ist heutzutage Modefache bei den jungen Damen,“ erwiderte er in der Absicht, wibig zu sein; „was spielen Sie, wenn ich fragen darf? Länze, nicht wahr?“

„Manchmal wohl; aber ich habe die ernste erhabene Musik lieber.“

„Ein seltener Geschmack bei jungen Damen, die zum Zeitvertreib Musik machen!“

„Ich meine doch nicht; — es kommt neben der Neigung des Menschen für Ernst oder Scherz auf die Richtung an, die in der Jugend dem Geschmack gegeben wird. Ich hatte einen Lehrer, der sich mit Begeisterung in Beethoven vertiefte und ihn wundervoll wiedergab. Er versuchte, auch mich ein wenig in das Verständnis dieses Meisters einzuführen.“

„Und wo fanden Sie hier diesen Beethovenkennner?“

Sie lachte.

„Hier fand ich ihn allerdings nicht; es war Professor R. in Berlin.“

„Professor R.“ rief Herr v. Berg erstaunt, „freilich wenn Sie die Schülerin dieses Meisters waren, dann stehe ich mit meinen Dilettanten-Leistungen recht klein vor Ihnen!“

„O, so schlimm wird es nicht sein; ich habe ja meinem großen Lehrer auch nur ein klein wenig abgelernt.“

„Sie sind längere Zeit in Berlin gewesen?“

„Ich bin dort erzogen worden — acht Jahre lang; erst seit zwei Jahren bin ich wieder zu Hause.“

„Finden Sie es denn nach so langem Aufenthalt in der Hauptstadt nicht sehr einsam hier?“

„Im Sommer nicht so sehr, da ist es schön in Wald und Feld, aber im Winter umsomehr.“

„Nun, ich kann mir denken, wo Sie sich Gesellschaft suchen. Sie lesen auch viel, nicht wahr? Ich sah in Ihrer Bibliothek Leute, die auch meine Freunde sind, Byron und Goz und andere.“

„Auch Ihre Freunde?“ fragte sie lebhaft; „das freut mich. Ich liebe die englischen Schriftsteller und die englische Sprache sehr.“

„Ich kenne jene Schriftsteller nur in der Uebersetzung; meine geringe Kenntnis des Englischen reicht nicht aus, um sie im Original zu lesen; dazu gehört große Fertigkeit.“

„Wir hatten im Institut gute Lehrer und vorzüglichen Unterricht,“ erwiderte sie bescheiden.

Bruno v. Berg warf unwillkürlich einen erstaunten Blick auf die junge Dame; als er sie unter demselben leicht erröthen sah, fiel ihm ein, daß seine Verwunderung sie kränken könne; um auf ein anderes Thema zu kommen, begann er rasch:

„Morgen sind unsere Uebungen ganz in der Nähe, möchten Sie sich das Manöver nicht ansehen?“

„Ich war gestern mit meinem Vater draußen.“

„Und hat Ihnen das kriegerische Schauspiel gefallen?“

„O gewiß, es war wunderhübsch.“

„Nun, da werde ich Sie also morgen wieder im Felde begrüßen dürfen?“

Sie sah ihn einen Augenblick an mit den ersten, grauen Augen, die dem jungen Gesicht einen überaus verständigen Ausdruck gaben, und sagte dann bestimmt:

„Nein, ich werde nicht hinausfahren.“

„Und warum nicht?“

„Mir wurde doch ein wenig bange unter den vielen Soldaten. Ich mußte manche Bemerkung hören, die mich verletzten.“

„Wenn Sie den Rat befolgen wollten, den ich Ihnen geben kann, mein Fräulein, so würde nichts Verlegendes Sie berühren.“

Sie schwieg einen Augenblick, dann erwiderte sie kühl:

„Ich möchte es lieber nicht thun. — Aber ich muß jetzt gehen; meine Mutter hat mir auf meine Bitte den Milch- und Butterverkauf übertragen, und ich darf die Kunden nicht warten lassen.“

Mit leichtem Gruß erhob sie sich; er verbeugte sich formell.

„Warum,“ dachte er belustigt, „hat sie mir nicht den prosaischen Grund ihres Weggehens verschwiegen? Ich glaube, sie wollte mich dadurch recht ausdrücklich in meine Schranken zurückschicken, weil ich mir herausnahm, ihr meine Protektion anzubieten.“

Lächelnd sah er ihr nach. Er war der Ansicht, daß man aus der Gangart eines normal gewachsenen Menschen ein wenig auf seinen Charakter schließen könne. In diesen ruhigen, schwebenden Bewegungen lag nicht Tanzstundendressur, sondern natürliche Anmut und Würde.

„Ein merkwürdiges Mädchen,“ dachte er, „nicht nur hübsch, sondern auch interessant. Eine Rose unter Kartoffelstauden! Und dabei scheint sie ganz zufrieden. Wie hübsch und zwanglos man mit ihr reden kann! Wenn ich sie öfter sähe, würden mir diese acht Tage nicht ganz so unerträglich lang werden.“ —

Am anderen Tage zog es den jungen Offizier wieder nach der Buchenlaube; er war neugierig, ob er seine hübsche Hausgenossin dort treffen würde. Einerseits wäre es ihm angenehm gewesen, andererseits wünschte er es eigentlich nicht. Zu dem Eindruck, den er gestern von dem Mädchen empfangen hatte, paßte es ganz und gar nicht, wenn sie die Laube aufsuchte, wo sie annehmen konnte, ihn zu treffen. Er freute sich fast, als er sie nicht fand.

„Jedenfalls,“ dachte er, „wird sie den Garten meiden in den Stunden, wo sie mich zu Hause weiß, und das ist eigentlich hübsch von ihr. Ich werde übrigens dem Alten sagen, daß wir morgen bei D. manövrieren und daß ich dort auf dem Schloß zum Diner und zum Ball bin; sie erfährt dann wenigstens, daß sie ungestört ihren Garten benutzen kann.“ —

„Ich muß diesen Brief durchaus heute noch zur Post haben,“ sagte am nächsten Nachmittag der alte Steinke zu seiner Tochter, „vielleicht fährst du mit dem Pony rüber, Gretchen; ich habe keinen Boten zur Hand.“

„Gern, lieber Vater,“ war die freundliche Antwort, „ich mag mein Ponyfuhrwerk noch einmal so gern leiden, wenn ich mit meinen Spazierfahrten dir nützen kann. Ich will mich gleich fertig machen.“

Als er eine Viertelstunde später dem jungen Mädchen nachsah, wie sie von dem zierlichen Wagen das graue Pferdchen geschickt lenkte, strahlte sein gutmütiges Gesicht von väterlicher Freude. „Ein Hauptmädel! Wie sie fahren kann! Na, und ob sie nicht wie eine Prinzessin aussieht?“

Die Fahrt zur Poststation dauerte eine gute halbe Stunde und der Weg führte größtenteils durch einen schönen Laubwald. Auf dem Rückwege ließ Margarete ihr Pferdchen in bedächtigen Schritt gehen. Der Vater hatte ihr zu ihrem letzten Geburtstag das hübsche Fuhrwerk geschenkt und es machte ihr Freude, allein im Walde umherzufahren. Er lag weit ab von der Landstraße; nur bewachsene Holzwege führten hindurch, so daß sie keine unliebsame Begegnung zu fürchten hatte. Der Wald war ihr lieber Freund und heute war er besonders schön. Goldene Lichter huschten verstoßen durch das dicke Laub; Schweigen rings umher, kaum regte sich ein Lusthauch.

Margarete hielt ihr Pferd an und lauschte entzückt. Wie schade, daß die feierliche Stille durch ein Geräusch in unmittelbarer Nähe unterbrochen wurde. Der Kopf eines Pferdes arbeitete sich durch die herabhängenden Zweige, die einen schmalen Seitenweg

fast verdeckten. Ein Reiter wurde sichtbar; in wenigen Augenblicken war er neben ihr und grüßte artig. Es war der Freiherr v. Berg.

„Welch angenehme Begegnung!“ rief er erfreut, indem er neben dem Wagen herritt; „gestatten Sie mir, Sie durch den Wald zu eskortieren?“

„Sie nicht und zog die Leine an, weil ihr Pferdchen vor der blanken Uniform scheute.

„Ihr kleiner Grauer wird doch nichts gegen die Begleitung einzuwenden haben, wenn seine Herrin ihre Erlaubnis giebt?“

Er klopfte beruhigend den Hals des Tieres.

„Er ist schon wieder verständig,“ scherzte Margarete. „Er ist wie seine Herrin an Einsamkeit und Eintönigkeit gewöhnt, und eine fremde Erscheinung brachte ihn ein wenig außer Fassung.“

„Hoffentlich hat seine Gebieterin sich nicht durch mein plötzliches Erscheinen schrecken lassen.“

„O nein, so leicht läßt sie sich nicht aus der Fassung bringen.“

Sie schwiegen eine Weile; er sah verstohlen seine junge Nachbarin an. Ein unparteiischer Beobachter hätte sie sicherlich nicht für die Tochter jenes Hauses gehalten. Der Kontrast zwischen ihrer Persönlichkeit und ihrer Umgebung, der ihn vorgestern fast lächerlich berührt hatte, fiel heute weg. Unter den grünen Waldbäumen schwand das Weiwert äußerer Verhältnisse.

„Ich bin erstaunt, mein Fräulein,“ begann er munter, „Sie mit solcher Geschicklichkeit diesen Sport üben zu sehen. Ich glaubte, eine junge Dame, die sich so eingehend mit Kunst und Litteratur beschäftigt . . .“

Sie lachte hell auf.

„Ich doch nicht? Die häuslichen Arbeiten sind die wichtigsten Pflichten eines Landmädchens.“

„Sie sind eben, wie es mir scheint, eine vielseitige junge Dame. — Ich glaube gar, Sie huldigen auch dem Wassersport. Ich sah in der Bucht am See ein elegantes kleines Boot.“

„Das gehört mir allerdings; ich wünschte es mir und meine guten Eltern überraschten mich damit. Es ist wunderschön, an ruhigen Abenden ein wenig auf den See hinauszufahren.“

„Ich bin heute eigentlich auf unerlaubten Schleichwegen,“ begann er wieder nach kurzer Pause, „von Rechts wegen müßte ich jetzt im Schloß D. bei der Tafel sitzen.“

„Ja,“ erwiderte sie, „ich glaube gehört zu haben, daß Sie dorthin geladen wären; wie kommt es, daß Sie hier im Walde . . .?“

„Ich habe mich vom Diner freigemacht, denn nach all dem Staub und der Hitze sehnte ich mich nach etwas Ruhe. Aber vom Ball mich dispensieren zu lassen, wagte ich nicht, ich hätte mir sonst den Born aller tanzlustigen Damen zugezogen. — Sie tanzen gern, mein Fräulein?“

„Ich kann es kaum wissen,“ erwiderte sie mit einem kleinen Seufzer, „mir fehlt hier jede Gelegenheit dazu.“

„Hatte er eine unzarte Frage gethan? Es war ja selbstverständlich, daß sie in den Kreisen, die den Verkehr ihrer Eltern bildeten, nicht tanzen mochte.“

Sie waren bis an den Saum des Waldes gekommen.

„Leider muß ich jetzt umkehren,“ begann er bedauernd, „ich darf Sie ohne Sorge verlassen, denn das Dorf liegt vor Ihnen, und mich rufen die Pflicht und meine Zusage nach D. Mein Koffer hat meinen Koffer schon dorthin befördert; in einer Stunde kann ich wohl da sein?“

„Dann müssen Sie ziemlich schnell reiten,“ erwiderte sie freundlich.

Unbefangen gab sie ihm die Hand. „Also hier trennen sich unsere Wege.“

Margarete fuhr dem Dorf zu und Bruno ritt in das Waldesdunkel zurück. „Hier trennen sich unsere Wege,“ hatte sie harmlos und bedeutungslos gesagt, und sie hatte

recht damit. Sie kehrte in die bäuerlichen Verhältnisse ihres Hauses zurück und er ritt dem glänzenden Fest einer vornehmen Gesellschaft entgegen. Das trauliche Beisammensein im grünen Dom der Natur, wo jeder im andern nur den Menschen sah, war vorüber.

Bruno vergaß, daß er schnell reiten mußte, um rechtzeitig zum Ziel zu kommen. Er war nachdenklich; dies Mädchen war ihm ein Rätsel, dem er gern nachsann.

Naturanlage und Erziehung hatten ihm ein reges Schönheitsgefühl gegeben. Oft war es ihm schon begegnet, daß der angenehme Eindruck eines hübschen Menschenbildes durch eine einzige hastige, unharmonische Bewegung ihm zerstört worden war. Aber der Anblick dieser Mädchengestalt berührte ihn stets von neuem wohlthuend. Und das war es nicht allein. Freilich beim ersten Zusammentreffen hatte nur ihre eigentümliche, zarte Schönheit sein Auge entzückt wie ein liebliches Bild; heute erweckte die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, das sich klar und offen gab und jeden Schein verschmähete, ein tieferes Wohlgefallen.

War er etwa im Begriff, sich in die Tochter seines Quartierwirts zu verlieben? Er erschrak und wies mit Entrüstung diesen Gedanken zurück, der jenseits der Grenze des Möglichen lag. Die Tochter des Bauern? Undenkbar! — Aber ebenso fern lag seinem ritterlichen Wesen die Absicht, dem liebenswürdigen Mädchen in ländelnder Weise den Hof zu machen.

Sein Herz war, einige leichte Gefühlserregungen abgerechnet, bis jetzt unberührt geblieben. Er war nicht kalt; aber sein Vater hatte ihn gelehrt, sein Herz zu schulen und sein Empfinden von Grundfragen regieren zu lassen. Oft hatte er ihn darauf hingewiesen, daß die Frau, die er einmal heimführen werde, viel in sich vereinigen müsse: Güte, Klugheit und hohen, ernsten Sinn, dazu eine edle Geburt.

Nicht daß Bruno v. Berg so anmaßend war, zu meinen, daß er um seiner selbst willen diese hohen Ansprüche machen müsse! Aber seine künftige Gattin war berufen, in dem alten Hause den Platz seiner Mutter auszufüllen, deren Bild ihm durch den Hauber des Unbekannten und den Storienschein eines frühen Todes verklärt war. Sein Vater erwartete von ihm, daß er würdig wählte, und sein kindliches Gefühl, sowie die Ehrfurcht vor den Pflichten seines Standes machten es ihm zum Gesetz.

Als er jetzt langsam durch Waldbeschatten und Abenddämmerung ritt, konnte er nicht umhin, sich auszumalen, wie es sein würde, wenn Margarete ein Mädchen seines Standes wäre. Ja, dann hätte er wohl ihr Herz gewinnen mögen. Ob es ihm gelungen wäre? — Mehrmals, wenn sich heute ihre Gedanken begegnet waren, hatte er in ihren schönen Augen das stolze Aufleuchten des Erkennens gesehen, womit man das Verwandte begrüßt.

Aber es war ja Thorheit, daran zu denken. Ein tieferes Gefühl zwischen ihm und ihr mußte ausgeschlossen sein. Er hätte ehrlos sein müssen, wenn er ihr Herz beunruhigen wollte; deshalb nahm er sich vor, ein weiteres Zusammensein mit ihr zu vermeiden.

Auch Margarete hing auf der kurzen Heimfahrt ihren Gedanken nach.

Die letzten zwei Jahre waren nicht leicht für sie gewesen, nachdem sie sich in der Pension lange Zeit unter gebildeten Menschen glücklich gefühlt hatte. Sie hatte die häuslichen Verhältnisse daheim oft unerträglich gefunden und empfand tief das Unrichtige und Schiefe, das in dem Contrast zwischen ihren und der Eltern Lebensformen lag. Aber sie besaß Verstand und Herzengüte genug, um die Verhältnisse so zu nehmen, wie sie waren. Sie dachte daran, daß nur die Liebe und Härlichkeit ihrer guten Eltern ihr das gewähren wollte, was ihnen selbst fehlte. Sie sah mit Rührung, daß die alten Leute, die sich sonst nach Bauernart schwer von ihrem Besitz trennten, kein Opfer scheuten, um ihr Kind mit den Bedürfnissen einer höheren Lebenshaltung zu umgeben. Wie undankbar wäre es gewesen, wenn sie ihnen Unzufriedenheit gezeigt oder sich gar ihrer geschämt hätte! Sie war ihnen eine liebevolle Tochter; den Mangel,

den sie im Umgang mit ihnen empfand, suchte sie in der eifrigen Pflege ihrer Lieblingsneigungen so viel wie möglich zu vergessen. So war es ihr endlich gelungen, sich daheim einzuleben.

Heute inbessen wollten alle verständigen Vorsätze nicht Stand halten vor einer bitteren Traurigkeit. Durch das Zusammensein mit dem ritterlichen, feingebildeten Mann hatte sie aufs neue einen Blick gethan in eine Welt, der sie sich verwandt fühlte, nach der sie sich sehnte, und die ihr durch die äußeren Umstände verschlossen blieb. Sie fühlte etwas wie Abneigung gegen die schlichte Heimat, etwas wie Groll gegen Vater und Mutter, die sie durch ihre Erziehung in diesen schmerzlichen Widerspruch hineingebracht hatten.

Als sie sich den Eltern gegenüber sah, schämte sie sich freilich dieser bitteren Anwandlung und wußte, daß es eine Versuchung war; mit freundlichem Gesicht und dienstfertigem Eifer ging sie der Mutter in Küche und Keller zur Hand, aber es gelang ihr nicht, die Traurigkeit ganz zu überwinden. Die Begegnung im Walde behielt sie für sich.

VII.

Pastor Fröhlich machte einen Besuch in Bergshof. Der alte Diener, den er beauftragte, ihn zu melden, begann zögernd: „Verzeihen der Herr Pastor, aber mit unserem gnädigen Herrn steht es schlecht. Er hat sich in sein Zimmer eingeschlossen, will nicht essen und trinken und keinen von uns sehen. Ich glaube, es sind schlechte Nachrichten von unserem jungen Herrn gekommen.“

„Umsomehr fragen Sie, ob der Freiherr mich empfangen will.“

Bald darauf betrat Gottwalt das Zimmer des alten Herrn. Er erschrak über dessen verändertes Aussehen; die Gestalt erschien zusammengesunken, die Hüge versallen. Indem er sich mühsam aus dem Sessel erhob, streckte er dem Gast die Hand entgegen. „Bemühen Sie sich nicht, ich bitte Sie,“ sagte Gottwalt mit freundlicher Teilnahme, „zu meinem Bedauern sehe ich, daß Sie krank sind.“

„Mein lieber Herr Pastor, wenn's leibliche Krankheit wäre! Ich ließ Sie bitten, hereinzukommen, weil ich mich nach einem Menschen, nach einem erleichternden Wort sehnte. Mein Glück, mein Stolz, mein Streben, alles dahin! — Ich habe meinen Sohn verloren!“

„Um Gotteswillen, wie soll ich das verstehen?“

„Wenn ich hier in der Halle an seinem Sarge stände, ich könnte nicht schmerzlicher getroffen sein; wenn er auf dem Felde der Ehre gefallen wäre, ich würde Gott danken, daß er sich seiner Väter wert gezeigt hätte; aber . . . jedoch lesen Sie, mein Freund, lesen Sie selbst.“

„Ihr Vertrauen, Herr v. Berg, ehrt mich; jedoch in die Geheimnisse, die zwischen Vater und Sohn . . .“

„Ich trage kein Bedenken, Sie hineinblicken zu lassen, mein lieber Herr Pastor, denn ich habe eine hohe Meinung von Ihrem zarten, richtigen Empfinden; auch wünsche ich Ihre Ansicht als Geistlicher zu hören. Zudem,“ fuhr er bitter fort, „wird dies Geheimnis bald weit und breit bekannt sein.“

Gottwalt ging mit dem Brief ans Fenster des hohen, dunkeln Gemaches und las die Mitteilung des Sohnes, daß er sich mit der Tochter des Bauern Steinle, die er gelegentlich des Manövers kennen gelernt, verlobt und den Wunsch habe, sie in nicht zu ferner Zeit als Ehegattin heimzuführen.

„Ich liebe das Mädchen. Durch ihre Familienbeziehungen ist sie mir nicht ebenbürtig, wohl aber durch jeden persönlichen Vorzug. Sie ist edel und hochgefinnt, auch besitzt sie die Erscheinung und das Benehmen einer Dame. Bei aller Liebe, die du mir je erwiesen hast, siehe ich dich an: öffne ihr dein Haus als deiner Tochter und zeige

mir dadurch, daß ich, wenn ich durch das notwendige Ausscheiden aus dem Regiment sowie verliere, doch deine Liebe noch besitze. Um meinen Abschied bin ich gekommen. Das Majorat, dessen Besitzer zu standesgemäßer Ehe verpflichtet ist, geht mir verloren; ich weiß, was es dich kosten wird, einen anderen an der Stätte zu sehen, die du für mich geträumt hastest. Vergieb mir, daß ich die Hoffnungen deines Lebens zertrete.

Was meine nächste Zukunft betrifft, so hängt sie im wesentlichen von deiner Grossmutter ab. Von dem Vermögen der seligen Mutter sollen mir zwanzigtausend Thaler zu deren Beuungung dir für die Dauer deines Lebens durch ihr Testament zustekt. Da du mir die Zinsen des gesamten Kapitals seit Jahren als Zulage überwiesen hast, so bitte ich dich, lieber Vater, mir im Laufe des nächsten Jahres das Kapital auszuhandigen. Es würde mit dem, was der Vater meiner Braut zu Hülfe giebt, zur Anzahlung und Uebnahme eines kleinen Gutes ausreichen. Ich denke, ein Jahr lang die Landwirtschaft praktisch zu erlernen und im nächsten Späthommer zu heiraten."

Der Brief schloß mit Versicherungen kindlicher Liebe und mit dem Ausdruck des Schmerzes über den Kummer, den er dem geliebten Vater bereite.

Während er las, schwand aus seinem Gesicht der Ausdruck banger Erwartung. Er hatte Schlimmeres gefürchtet.

"Ich begreife Ihren Schmerz," sagte Gottwald, den Brief zurückgebend, "es ist hart für Sie, Ihre Pläne und Hoffnungen durchkreuzt, Ihren Sohn aus der ihm zugeordneten Stellung verbannt zu sehen; ich finde es gerechtfertigt, daß Sie ihm zürnen. Aber halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich Sie bitte, nicht nur die Wirkungen, sondern auch die Ursachen zu erwägen. Ich meine, diese sind nicht der Art, daß Sie Ihren Sohn als einen Verlorenen betrauern müßten."

"Gerade die Ursachen seiner Handlungsweise scheiden ihn von mir; er ist den Traditionen seiner Familie untreu geworden; diese leichtfertige Verliebtheit bekundet nicht die Bestimmungen eines Edelmannes."

"Ich gebe zu, daß es leichtfertig war, in so übereilter Weise um eines Mädchens Liebe zu werben, die aus ganz anderem Stande hervorgegangen. Indeß ist es doch auch ein Zeichen von Edelmann, daß er mit männlicher Entschlossenheit die Folgen seines Leichtsinns auf sich nimmt."

"Gewiß. Es mag ja sein, daß er nicht mehr zurück kann, aber daß er durch seinen Leichtsinn auf diesen Weg getrieben wurde, das trennt uns."

"Er leidet ebenso schwer darunter, wie Sie selber," rief Gottwald lebhaft; "die Bestimmungen, die ihn in diesem Fall vor die Wahl stellten, entweder Liebe und Gewissen dahingzugeben oder Familie und Stellung zu verlieren, scheinen mir sehr hart."

Des Freiherrn Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an.

"Seine eigene Schuld hat ihn vor diese Wahl gestellt. Verkennen Sie den Sinn und Wert jener Bestimmungen nicht, mein junger Freund; sie sind mehr, als die Aeußerungen eines unfruchtbareren Geburtsstolzes. Der Erbe eines Majorats hat vor allen ernste Pflichten. Er soll sich nicht für den Besitzer, sondern für den Verwalter des Familieureichtums halten und sich jederzeit seiner großen Verantwortung bewußt sein. Für sein ganzes Geschlecht ist er das Haupt, der Hort und die Stütze; ja allen, die von ihm abhängig sind, soll er ein Vater und Versorger sein. Auf dem großen Grundbesitz, der ungeteilt in seine Hände übergeht, ruht mit dem Segen der Väter der Segen Gottes, liegt in unserer Zeit, die alles zersetzt und um schnöden Gewinn verkauft, der Begriff des Festhaltens, der Treue. Viele im Lande sehen auf den begüterten Edelmann; ihnen allen soll er ein Vorbild sein in Frömmigkeit und Königstreue. — Und diese herrliche Stellung, zu der Gott der Herr ihn berufen, hat mein Sohn in der Laune eines Augenblicks, in frevelhaftem Leichtsinn dahingeworfen. — Sie nennen die Gesetze, die dem also bevorzugten Edelmann die Wahl einer ebeubärtigen Gattin gebieten, hart; dieselben haben aber wohl ihre Berechtigung. Sie bedeuten, daß er nicht nach augenblicklichem, leichtem Wohlgefallen wählen, sondern daß er die Braut prüfen soll,

ob sie die Tugenden besitzt, die sie wert machen, eine Edelfrau zu sein. Möglich, daß diese Bestimmungen im Laufe der Zeit dahinsinken werden, wie schon so viel des Alten, Ererbten fallen mußte; jetzt bestehen sie noch, und ich werde ihnen gehorchen."

Gottwalt hatte dem Freiherrn aufmerksam und mit Zeichen der Zustimmung zugehört; als der alte Mann erschöpft schwieg, nahm er bescheiden das Wort:

"Ihre Ansichten über die Pflichten des Adels ehre ich; aber doch meine ich, daß in der Sache zwischen Vater und Sohn andere Gesetze die letzte Entscheidung haben müssen. Verzeihen Sie mir, wenn ich ganz unumwunden rede! Meine Jugend giebt mir nicht das Recht, Ihrer gereiften Erfahrung entgegenzutreten; aber da Sie selber wünschten, daß ich als Geistlicher Ihnen meine Ansicht mittheilte, will ich es im Vertrauen auf mein Amt wagen. Ich meine, Sie dürfen Ihrem Sohn, der seinen Leichtsinn bereut und Sie kündlich um Vergebung und Liebe bittet, beides nicht vorzuziehen. Wenn wir uns auf einen höheren Standpunkt stellen, so fällt alles, was heute trennend zwischen Ihnen steht, als etwas Nichtiges, rein Irdisches dahin. Die Jahrhunderte haben die Standesunterschiede geschaffen; das Verhältnis zwischen Vater und Kind ist ewig. Deshalb möchte ich Ihnen raten, sich nicht selbst Ihres Sohnes zu berauben. Schenken Sie ihm Ihre Verzeihung; öffnen Sie der Frau, die er erwählt hat, Ihr Haus, so werden Sie — wenn auch den Erben — doch den Sohn nicht verloren haben. Ihr Alter wird nicht trübe und einsam sein, und Sie handeln sicherlich im Sinne dessen, der die Liebe ist."

In den verfallenen Hügen des alten Mannes kämpfte es schmerzlich; aber er erwiderte mit heftigem Kopfschütteln:

"Das kann ich nun- und nimmermehr! Ihre gute Meinung, Herr Pastor, erkenne ich dankbar an; aber Vergebung, wenn ich in dieser Sache Ihr Urtheil doch nicht für kompetent halte. Es kommt uns nicht zu, uns auf einen höheren Standpunkt zu stellen; wir leben in der Welt und müssen mit weltlichen Verhältnissen rechnen. Wenn wir davon absehen wollten, so wäre ja jede Parteinahme ein Unrecht. Denken Sie den weiteren Konsequenzen nach; es wäre unmöglich, sie in irdische Verhältnisse zu verpflanzen. — Lassen Sie uns von anderem reden; in dieser Sache habe ich mein letztes Wort gesprochen."

Gottwalt ging traurig hinweg. Wie hatte ihn sonst das schöne Verhältnis zwischen Vater und Sohn erfreut, und wie schnell war es zerrissen!

Der alte Herr blieb bei seiner Entscheidung. Noch an demselben Abend antwortete er seinem Sohn; kalt und fremd waren seine Worte.

"An dem Testament deiner seligen Mutter," hieß es unter anderem, "will ich nicht rütteln, um deinem Leichtsinn Vorschub zu leisten. Die Summe, die ich dir bis jetzt jährlich gab, erhältst du auch ferner, das Kapital erst nach meinem Tode. Deine Braut in meinem Hause zu empfangen, ist mir nicht möglich; du hast zwischen ihr und mir gewählt."

Bruno wurde bleich als er die Worte las. Er kannte seinen Vater und wußte, daß nichts mehr von ihm zu hoffen war. "Wohlan, der Grund ist verfunken," sprach er zu sich selbst, "ich muß mir selbst das Fundament bauen, darauf ich mein Leben gründen will; ich muß den Vater entbehren lernen!" —

Der Vater aber saß einsam in seinem Hause und stierte dahin.

VIII.

Der Winter brachte auch in Bernegard manche Veränderung. Frau Professor Tiefen fand es plötzlich zweckmäßiger, ihre Wirkthätigkeit in größerem Stile zu üben. Sie hatte viele Verbindungen in der kleinen Stadt B. angeknüpft und widmete in der Adventszeit besonders einem Bazar, der dort zu wohltätigen Zwecken veranstaltet

wurde, die regste Theilnahme. In geschmackvoller Toilette und mit bezaubernder Anmut wartete sie am Buffet. Wellrott, der sich die Sache angesehen hatte, erzählte schmunzelnd, wie der Sanitätsrat Langmann der schönen Witwe, die ihm ein Glas Wein kredenzte, lachend und spazend einen Hundertmarktschein für ihre Armen auf den Tisch gelegt habe.

Die Sonntagsschule und der Nähverein waren abgethan. Elisabeth nahm sich der verwaisten Einrichtungen an und bat Erika um Unterstützung. Zwar meinte Frau Magdalene, daß Eritas häusliche Pflichten ihre Zeit und Kraft ganz in Anspruch nähmen, sie könne kaum zugeben, daß ihre junge Cousine noch weitere Arbeiten auf sich lüde; Elisabeth indessen ließ sich nicht abweisen und drang endlich durch. So kamen die beiden häufig zusammen. Erika entfaltete beim Unterricht der Kinder und bei der Unterweisung der jungen Mädchen soviel weibliches Geschick, soviel Anmut und Lieblichkeit, daß Elisabeth sie wirklich lieb gewann. Umso mehr schmerzte es sie, daß ihre junge Freundin wie unter einem beständigen Druck daherging. Sie zweifelte nicht, daß sie sich im Hause der Cousine tief unglücklich fühlte; auch nahm sie an, daß Erika mittel- und freudlos sei und aus eigener Macht nicht aus den unerquicklichen Verhältnissen heraus könne. Sie wäre ihr gern behülflich gewesen, eine angenehmere Stellung und Thätigkeit zu finden; aber in diesem Punkt blieb Erika gänzlich verschlossen. Scheu und beschämt zog sie sich in sich selbst zurück, sobald die ältere Freundin einmal mit freundlichem Partgefühl ihre persönlichen Verhältnisse berührte. Elisabeth merkte wohl, daß dies stolze, junge Herz kein Mitleid wollte. Sie mochte ihr nicht durch Fragen wehe thun und war nur bemüht, durch Freundlichkeit und Liebe Eritas Vertrauen zu gewinnen. Oft klagte sie ihrem Bruder ihre Sorge um das Geschick des jungen Mädchens, das ihr so lieb geworden war. —

Das erste Christfest im eigenen Heim war für die Geschwister ein rechtes Festesfest. Zwar fehlten die Dornen und Steine auch in Berngard nicht; auf manchem Blatt des verstoffenen Jahres standen mißlungene Versuche und sehlgelagene Hoffnungen; aber vor dem Glanz der Weihnachtskerzen flohen die Schatten. Die gefüllten Kirchen, der frohe Dank der Aermsten im Dorf, denen Elisabeth in der Stille eine Christfreude bereitet hatte, zeigten Gottwalt, daß er nicht umsonst arbeitete.

Nur mit der Familie Stüber wollte es ihm nicht gelingen. An des Mannes Roheit und an der Gleichgültigkeit der Frau scheiterte jedes Bemühen, ihnen zu helfen. Der Mann kam durch Trägheit und Trunksucht mehr und mehr herunter, und auch die Frau hatte alle Lust zur Arbeit verloren, so daß Unsauberkeit und Mangel überhand nahmen. Auf den Pfarrer, der nicht aufhörte, ihn zu ermahnen, hatte er einen wütenden Haß geworfen, und oft erging er sich in wilden Drohungen gegen den verwünschten Pfaffen.

Einen Abend, an dem Gottwalt und Elisabeth einen Besuch in der Nachbarschaft machten, benutzte er, um Feuer an eins der Hofgebäude in der Pfarre zu legen. Er wurde abgefaßt und gefänglich eingezogen. Da in letzter Zeit im Dorf eine Reihe kleinerer Diebstähle begangen waren, wurde Haussuchung bei ihm gehalten; man fand im Keller eine Menge gestohlener Sachen, und er wurde nach der Stadt abgeführt. Die Frau war wie erstarrt, die Kinder erhoben ein Zaumergeschrei; dazu sollte das Haus nebst dem Grundstück gerichtlich verkauft werden.

„Es ist ein entseßliches Gend,“ sagte Gottwalt, der vergeblich versucht hatte, die Frau aus ihrer starren Gebrochenheit aufzurichten, „die Kinder zittern vor Kälte und weinen nach Brot; dazu ist kein Pfennig im Hause. An der Frau ist jedes Trostwort, jede Hinweisung auf Gott verloren. Sie hat kein Gefühl für die Kinder, es ist alles in ihr erstorben. Wenn sie noch einen Funken von Thakraft besäße, würde ich fürchten, daß sie ins Wasser ginge; aber selbst dazu ist sie zu stumpf.“

„Vielleicht,“ sagte Elisabeth, „ist das Verlangen nach leidlicher Erquickung jetzt das einzige Gefühl in dem gequälten Weibe.“

Sie füllte einen Korb mit allerlei Vorräten und betrat das kleine Haus. Die durch Entbehrungen aller Art erschöpften Kinder speiste sie freundlich und stößte der Frau, die zitternd am Ofen kauerte, warmen Kaffee ein. Das arme Geschöpf nahm den Trunk mit hastiger Gier, ohne ein Wort des Dankes.

Am nächsten Morgen kam Elisabeth wieder und forderte die Frau freundlich und bestimmt auf, Feuer zu machen und den Kindern eine Suppe zu kochen. Mechanisch gehorchte sie. Elisabeth redete gütig zu ihr, zunächst über das, was in den nächsten Tagen geschehen mußte.

„Aus dem Hause müßt Ihr allerdings heraus; aber Herr Wellrott wird Euch eine Stube geben. Ihr könnt waschen und versteht Euch auf Näharbeit. In unserem Hause könnt Ihr über Winter manches verdienen, und wenn Ihr nur fleißig und rechtschaffen seid, wird sich auch sonst Arbeit genug finden. Mancher ist schlimmer daran, als Ihr; Ihr seid jung und gesund. Nur nicht den Kopf verlieren! Unser Herrgott verläßt keinen. Es wird noch alles gut werden.“

Die leibliche Erquickung und der freundliche Zuspruch verfehlten nicht ihre Wirkung; die arme Frau nickte dankend mit Thränen im Auge. — Als Gottwald am nächsten Tage kam, fand er sie willig, ihm zuzuhören; auch war sie bereit, die Kinder zur Taufe anzumelden.

* * *

Die ersten, milden Märztage waren gekommen. An den Abhängen schmolz der letzte Schnee; Lerchen wiegten sich in der weichen Luft.

Gottwald wanderte, von einem Spaziergange heimkehrend, durch den Gutspark. Sein Fuß wirbelte mit jugendlichem Uebermut das alte, welke Laub empor; — im Frühlingssonnenschein gleicht es trüben Erinnerungen, die wir unter die Füße treten, weil neue Hoffnungen ahnungsvoll klingen; — die Weiden am See trugen goldgelbe Räschen, aus dem Moos blickten schüchtern die ersten Anemonen.

Auf einer Bank unter einer Buche nicht weit vom See sah er eine Gestalt; es war Erika. Beim Näherkommen gewahrte er, daß sie weinte; sie preßte die Hand vor die Augen und schluchzte schmerzlich.

Zu anderer Zeit hätte er vielleicht überlegt, ob es ganz schicklich sei, wenn er, ein junger Mann, die achtzehnjährige junge Dame nach ihrem Kummer fragte; heute hatte das Frühlingsweben in der Natur sein Herz so weich gemacht, daß er der mitleidigen Regung unmittelbar folgte.

Er näherte sich dem weinenden Mädchen und sagte freundlich:

„Wie, Sie weinen, Fräulein Erika; was ist denn geschehen?“

Erchrect ließ sie die Hand vom Gesicht sinken.

„Ich habe nicht geweint, und mir fehlt nichts,“ sagte sie verwirrt.

„Sie haben geweint und Sie verbergen ein inneres Leid. Elisabeth hat es Ihnen längst angemerkt; können Sie es denn keinem sagen? Warum so verschlossen gegen Ihre Freunde?“

Er lehnte sich an den Stamm einer Buche und sah sie prüfend an.

Endlich stieß sie zögernd heraus: „Anderer durch Klagen zu belästigen, finde ich erbärmlich; mein Leid will ich allein tragen, und mir kann auch niemand helfen.“

„Ja, ja,“ erwiderte er, „diese Grundsätze kennen wir an Ihnen. Aber wissen Sie denn nicht, daß geteilter Schmerz halber Schmerz, und daß freundliche Teilnahme Balsam für alle Wunden ist?“

„Ich will mich nicht bemitleiden lassen!“ entgegnete sie.

„Es scheint, daß Sie selber,“ erwiderte er unwillig, „niemals Mitgefühl für fremdes Leid gehabt haben, daß Mitleid und Teilnahme Ihnen unbekannte Begriffe sind!“

„Sie mögen's glauben, wenn Sie wollen,“ entgegnete sie mit leidenschaftlichem Schmerz; „woher sollten Sie wissen, ob ich Mitleid empfinden kann! Erfahren habe ich es bis jetzt nicht. Ich stehe allein in der Welt, mich hat niemand lieb!“

Er war um die Antwort verlegen. Die arme Kleine klagte ihm, daß sie von niemandem geliebt werde, und er wollte sie des Gegenteils versichern! — Das Widersprechende der Situation überkam ihn. Endlich begann er im lehrhaften Ton: „Das ist ein schwerer Irrtum. Bedenken Sie doch, wie weh Sie meiner Schwester durch Ihr verschloßenes Wesen thun. Elisabeth hat Sie lieb und weiß vielleicht Rat und Hülfe.“

Sie schlug die Augen nieder; er sah, daß es in ihren Jügen kämpfte.

„Kann Ihr stolzes Herz sich wirklich nicht entschließen, die Freundeshand zu ergreifen? Ist es denn so schwer, sich helfen zu lassen?“

Sie blickte zu ihm auf.

„Sie haben recht,“ sagte sie mit tiefem Seufzer, „Elisabeth ist immer gut gegen mich gewesen, ich will ihr alles sagen.“

„Das ist verständig gesprochen,“ entgegnete er freundlich.

Sie stand auf, verwirrt und befangen. „Aber nun muß ich heimgehen, ich habe mich schon zu lange aufgehalten.“

Er ergriff das Tuch, das von ihren Schultern gegliiten war, und hüllte sie sorglich ein. Sie dankte flüchtig und eilte mit leichten Schritten davon.

Gottwald hatte sie begleiten wollen, aber das Bestreben, seiner Begleitung zu entgehen, war mit so entschiedener Deutlichkeit an den Tag gelegt worden, daß er belustigt zurückblieb. Vielleicht scheute sie weitere Fragen, und offenbar war es ihr unangenehm, an seiner Seite durch das Dorf zu gehen. Er sah der leichten, schwebenden Gestalt nach; zum erstenmal hatte er bemerkt, daß sie wirklich sehr hübsch war. Sie mußte in letzter Zeit gewachsen und voller geworden sein; das Kindliche war dem Jungfräulichen gewichen.

Einige Tage darauf — Gottwald war zum Passionsgottesdienst in Bergshof — trat Erika gegen Abend in Elisabeths Wohnzimmer. Diese streckte der jungen Freundin beide Hände entgegen: „Wie lange haben Sie mich nicht besucht! Und ich habe doch so oft Sehnsucht nach Ihnen gehabt.“

Sie zog ihren Gast zu sich aufs Sofa und nahm Erikas Hand freundlich in ihre beiden: „Nun sagen Sie mir einmal, wie es Ihnen geht.“

Erika zögerte.

„Mein Bruder hat mir erzählt,“ fuhr Elisabeth liebevoll und überredend fort, daß er Sie traurig gefunden hat und daß er Sie gebeten hat, mir Ihr Leid zu klagen. Nun erzählen Sie mir einmal frisch vom Herzen herunter, was Sie traurig macht.“

Erika wollte beginnen, aber das lange zurückgehaltene Weh arbeitete zu heftig in ihr; sie warf sich in Elisabeths Arme und brach in Thränen aus.

Elisabeth streichelte sie liebevoll, bis sie ruhig geworden war. Was sie darauf erzählte, war eine ganz alltägliche Geschichte. Und doch, wieviel heimliches Leid in so engem Rahmen!

„Ich würde mich nicht so unglücklich fühlen, wenn ich nicht eine so sehr glückliche Kindheit gehabt hätte,“ begann sie. „Mein Vater war Offizier; die Eltern hatten spät geheiratet, weil sie beide arm waren. Aber sie hatten einander so lieb; nie hörte ich harte, unfreundliche Worte. Und unsere Heimat war so schön, nicht großartig und prächtig, nein, klein und fein und freundlich, voll Blumenbusch und Sonnenschein. Des Vaters erinnere ich mich weniger, er starb, als ich acht Jahre zählte. Meine Mutter und ich blieben in bedrängten Verhältnissen zurück; aber ich empfand nie nicht drückend, weil ich ja meine Mutter hatte. O, meine Mutter! Sie war so sanft und so gut. Wir lebten ganz für- und miteinander. Sie spielte mit mir und unterrichtete mich, sie war mir Schwester und Freundin. Wie sehnte ich mich nach der Zeit, wo ich groß

sein würde! Dann wollte ich sie hegen und pflegen und auf den Händen tragen. Da, vor zwei Jahren starb sie und ließ mich allein, ganz allein!“

Elisabeth küßte zärtlich Erika's Stirn. „Nun weiß ich auch, mein Liebling, weshalb ich Sie gleich lieb haben mußte; auch ich verlor meine Mutter, als ich sechzehn Jahre alt war. — Aber erzählen Sie weiter.“

„Mein nächster Verwandter, ein Bruder meines Vaters, kam zum Begräbnis. Unsere lieben, alten Sachen wurden verkauft, Mütterchens kleiner Schreibtisch, meine Bücher! — Meine Mutter hatte angefangen, mich zum Lehrerinnen-Examen vorzubereiten; sie wollte mich so erziehen, daß ich dereinst für mich selbst sorgen könne. Ich bat meinen Onkel und Vormund, daß ihr Wunsch weiter ausgeführt würde. Er schützelte den Kopf und sagte, daß die Mittel das nicht erlaubten; die Zinsen von dem, was meine Mutter hinterlassen, reichten kaum aus, um mich zu kleiden. Aber er wollte mich mitnehmen, damit ich unter der Leitung seiner Frau häusliche Arbeiten kennen lernte und durch diese mir später mein Brot erwerben könnte. So mußte ich scheiden von allem, was mir lieb war, und von meiner Mutter Grab! Ich habe es seitdem nicht wiedergesehen, es steht kein Kreuz und kein Stein darauf; wer weiß, ob ich's je wiederfinde!“

„Mein Liebes, armes Kind, ich weiß, wie schwer solch Losreißen ist. — Aber erzählen Sie weiter von dem Hause des Onkels.“

„Er lebt in einer mittelgroßen Stadt als kleiner Beamter und nahm mich mit in sein Haus. Ich blieb dort ein halbes Jahr und fühlte mich immer fremd. Der Onkel war nicht unfreundlich gegen mich, aber er war so ganz anders als die Männer, die ich bisher kannte. In seinen Manieren und Ansprüchen ließ er sich gehen; dazu sprach er fast nur vom Essen und Trinken. Die Tante redete stets laut und schalt viel; mich tabelte sie beständig, ich sei verwöhnt wie eine Prinzessin und meine Eltern hätten mich unverständlich und über meine Verhältnisse erzogen. Ich konnte es nicht ertragen, meine Eltern tabeln zu hören. Wenn ich traurig war, weil ich an meine Mutter dachte, schalt mich die Tante undankbar.“

„Waren denn keine Kinder im Hause, mit denen Sie sich beschäftigen konnten?“

„Ja, es waren viele Kinder da; zuerst hatte ich sie gern um mich, denn ich habe Kinder lieb. Aber sie waren so wild und lärmend, zankten sich beständig und verspotteten mich. Ich hieß bei ihnen nur die Prinzessin oder die Trauerweide, wie sie es von der Tante gehört hatten. Ich konnte es endlich nicht mehr ertragen.“

Elisabeth nickte. Sie konnte es sich vorstellen: das fein gewöhnte Kind mit der zerrissenen Seele unter taktlosen, halbgebildeten Menschen und einer tobenden, ungezogenen Kinderſchar.

Erika fuhr fort: „Die Arbeiten, zu denen ich angehalten wurde, waren mir nicht zuwider, aber an die häuslichen Verhältnisse konnte ich mich nicht gewöhnen. Noch einmal bat ich den Onkel und die Tante um Erlaubnis, mich zur Lehrerin ausbilden zu dürfen, da sich in der Stadt Gelegenheit dazu bot. Der Onkel brauste auf und nannte mich kindisch; die Tante wurde so heftig, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Sie sagte mir, ich verdiente nicht das Brot, das sie mir gäben, ich sei unbrauchbar und ungeschickt, dazu hochmütig und undankbar. Da merkte ich, daß ich ihnen zur Last war, und ich wollte fort um jeden Preis. Um diese Zeit erfuhr ich, daß Magdalene Tiefen, eine Verwandte meiner Tante, eine Gehülfin im Haushalt und bei der Erziehung ihrer Kinder suchte. Ich bat meinen Onkel, mich dorthin gehen zu lassen. Er gab gleichgültig seine Zustimmung, auch die Tante war ganz zufrieden.“

„Sie haben hier nicht gefunden, was Sie hofften, nicht wahr?“

Erika schwieg eine Weile, endlich begann sie zögernd: „Ich sage es Ihnen im Vertrauen, daß ich auch hier nicht glücklich bin. Anfangs empfand ich es als Erlösung, wieder in eine feine, geordnete Häuslichkeit zu kommen. Aber ich habe längst gemerkt,

daß ich Magdalene nicht lieb gewinnen kann, weil sie unanfrichtig ist. Auch die völlige Abgeschlossenheit, in der ich lebe, ist mir sehr schmerzlich. Ich habe Verlangen nach dem Zusammensein mit gleichgestimmten Menschen, aber sie hält mich von allen zurück. Sie mag es nicht leiden, daß jemand ein freundliches Wort für mich hat, und wenn es geschieht, so ist sie nachher doppelt unfreundlich. Anderen gegenüber rühmt sie sich der Wohlthaten, die sie mir erweist, und spricht zu jedem von meiner traurigen, hilflosen Lage. Und ich bin stolz und mag mich nicht bemitleiden lassen! Auch mein Verkehr mit Ihnen ist nicht nach ihrem Wunsch, aber den lasse ich mir nicht nehmen, ist er doch die einzige Freude, die ich habe."

Elisabeth hatte nachdenklich zugehört. Was Erika sagte, bildete nur die Vervollständigung zu dem Bilde, das sie sich längst von Magdalene gemacht hatte. Sie verstand es wohl, warum diese die junge Cousine unterdrückte und von allen gefelligen Freuden fernhielt. Sie fürchtete, daß das aufblühende Mädchen ihr gefährlich werden könne. Sie, die ihre ganze Umgebung nur als Folie für sich selbst benutzen wollte, konnte kein anderes weibliches Wesen neben sich dulden.

"Wenn ich Sie nicht hätte," rief Erika, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit die Arme um Elisabeth schlingend, "so wäre ich ganz verlassen, so hätte ich längst den Glauben an gute Menschen verloren. Sie haben ihn mir gerettet, Sie haben mich bewahrt vor Haß und Erbitterung."

Elisabeth drückte freundlich die kleine, weiche Hand. "Ich danke Ihnen," sagte sie, "daß Sie mir vertraut haben, nun hoffen Sie getrost! Ich will überlegen, was sich thun läßt, um Sie herauszubringen aus Verhältnissen, die nicht gut für Sie sind, und um Ihren Lieblingswunsch in betreff Ihrer Zukunft zu erfüllen. Bis dahin Tapferkeit und Gottvertrauen!" —

Elisabeth erzählte ihrem Bruder das Wichtigste aus Erikas Mittheilungen.

"Wir müssen dem armen Kinde helfen," sagte sie entschlossen, "der Vormund hat für sie weder Theilnahme, noch Verständnis; in der Umgebung und unter dem Einfluß der Cousine darf sie nicht lange bleiben; — aber was ist zu machen? — Ich habe hin und her gedacht; sie scheint eine gute Schulbildung zu haben, hat auch, wie sie mir erzählte, im letzten Jahr jede freie Stunde benutzt, um sich weiter zu bilden. Wir müssen es ihr ermöglichen, das Examen zu machen."

Gottwald sah kaum von seinem Buch auf, als ob die Sache, die Elisabeth so sehr interessierte, ihn wenig angehe.

"Ob es wohl das Richtige ist?" fragte er obenhin, "sieht sie nicht etwas zart aus? Würde das viele Studieren sie nicht angreifen?"

"Ach Gottwald, wie du sprichst! Sie ist ja ganz gesund, und dazu eine kleine, energische Person, die alles, was sie sich vornimmt, durchführen wird. Es ist eine Sache der Nothwendigkeit, sie so schnell wie möglich auf eigene Füße zu stellen. Bei ihrer gänglichen Mittellosigkeit und bei den Ansprüchen, die die Männer heutzutage machen, ist der Gedanke, daß sie sich verheiraten wird, ausgeschlossen, so ziehend die Kleine auch ist."

"Nun, ganz unmöglich ist's doch nicht, daß sie sich verheirathet."

Gottwald sagte es mit einer gewissen Befangenheit.

Die Schwester merkte in ihrem Eifer nichts davon und unterbrach ihn lebhaft:

"Mindestens sehr unwahrscheinlich! — Weißt du, was ich mir ausgedacht habe? Wozu wär' ich so lange Lehrerin gewesen, wenn ich ihr nicht Unterricht in Sprachen und verschiedenen andern Dingen erteilen könnte! Und wo meine Gelehrsamkeit nicht ausreicht, etwa in Religion, Kirchen- und Litteraturgeschichte, — nun da mußt du eintreten!"

Er schüttelte hastig den Kopf.

„Nein, das geht nicht, sie ist kein Kind mehr, und eine Schülerin, die ich als Dame behandeln müßte, wäre mir sehr unbequem.“

„Warum sollte es nicht gehen? Sie ist ihrem Wesen nach noch ein ganzes Kind; im Konfirmanden-Unterricht wirst du manchmal Mädchen haben, die fast so alt sind wie sie.“

Er drang mit seinem Widerspruch nicht durch; wenn Elisabeth einmal einen Lieblingsplan gefaßt hatte, so setzte sie ihn durch, der ganzen Welt zum Troß.

Sie ging auch selbst zu Frau Professor Tiefen, da deren Einwilligung zu diesem Plan notwendig war. Es war kein leichter Gang für sie; denn zwischen der Pfarre und dem Witwenhause herrschte seit dem vorigen Sommer kühle Höflichkeit.

Wider Erwarten empfing Magdalene Gottwalds Schwester mit überströmender Liebenswürdigkeit und ging auf ihre Vorschläge mit erstaunlicher Bereitwilligkeit ein. Sie versicherte, daß sie die liebe Erila zwar ungern entbehre, daß sie ihr aber nicht hinderlich sein wolle, wo es sich um die Erfüllung ihres Lieblingswunsches handele; besonders liege es ihr am Herzen, durch ihre Zustimmung den lieben Bewohnern der Pfarre zu zeigen, daß zwischen ihnen und ihr kein Schatten von Entfremdung bestehe. Elisabeth war durch diese Bereitwilligkeit überrascht; aber sie hatte ihre besonderen Gedanken. — Die Hauptsache war, daß Frau Magdalene auf ihre Bitte eingegangen war. So wurde denn festgesetzt, daß Erila an jedem Nachmittag auf zwei Stunden ins Pfarrhaus kommen und abends in ihrem Stübchen zu den Unterrichtsstunden arbeiten sollte.

(Fortsetzung folgt.)





Aus Weimars großer Zeit.

Erinnerungen eines Hofmannes.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1779 wurde Goethe Geheimer Rath, mit ihm zugleich die beiden Mitglieder des Conseils Schnauh und Schmidt*), nächst dem mein Vater.

Graf Rudolph hatte nebst seiner Gemahlin um diese Zeit den verwitweten Hof und Weimar wieder verlassen. Die Herzogin Amalie, bei der nun Herr v. Einsiedel allein Kammerherrndienste that, hatte schon früher das Schloß Ettersburg zu ihrem Sommeraufenthalte erkoren und dort einen kleinen Park etablirt. Der regierende Hof und mehrere vom Adel statteten Besuche daselbst ab. In dem kleinen Theater, welches in einem Seitenflügel des dasigen Schlosses eingerichtet worden war, wurde der Jahrmarkt von Plundersweilern zuerst vorgestellt. Goethe selbst gab drei Rollen, die des Marktschreiers, des Haman und des Wardochai. Den König Ahasverus spielte der Professor Musäus und zu der Esther war die Kapellmeisterin Wolf ersehen. Herr von Einsiedel repräsentirte den Burgemeister und den Doctor, Fräulein von Wellwarth das Pfefferkuchenmädchen, Geheimer Kammerrath von Lyncker einen Wagenschmiedhändler; der Kammerjunker Franz von Seckendorf war dabei, sowie mehrere Herren und Damen. Meiner Wenigkeit wurde die Rolle des Wurmottensjungen, dem Sohne der Frau v. Stein, mit Namen Ernst, die Rolle des Leierspielers zu Theil. Ein sehr künstlich gefertigtes Wurmelhier mußte von mir unter Absingung eines Liedchens zum Tanzen gebracht werden.

Bald darauf folgte die travestirte Akestes, womit Wieland überrascht und deren Rolle von der Herzogin-Mutter selbst gegeben wurde. Es kamen sehr belustigende Auftritte darin vor; namentlich wurde die in dem Originalstücke so rührend componirte

*) Von Serenissimo ward der Befehl ertheilt, daß die Hauptwache und ihr Officier vor sämtlichen Geheimrathen ins Gewehr treten sollte. Der Geheime Rath Schnauh, ein anerkannt braver, aber sehr schlüchter Mann, wohnte der Hauptwache gegenüber, und als er zum ersten Mal als Geheimer Rath aus seinem Hause heraustrat, machte ihm diese unerwartete Ehrenbezeugung so viel Freude, daß er den wachthabenden Lieutenant von Schardt, welcher gewöhnlich nur Lieutenant Louis genannt wurde, dringend bat, er möge doch die Wacht so lange unter dem Gewehre lassen, bis er seine Gattin an das Fenster gerufen habe, um sie an dieser Auszeichnung auch Theil nehmen zu lassen. Daß der Lieutenant Louis ihm dieses nicht gewähren konnte, verheißt sich wohl von selbst, er verbreitete aber die Zumuthung des neuen Geheimen Raths, worüber gelacht und mancher Witz gemacht wurde.

Mein Vater und die übrigen Promovirten hatten nicht viel Freude an ihrem Avancement, weil sie meinten, es sei ihnen dieses nur um Goethes willen zu Theil geworden.

Abschiedsarie der Alceste von ihrem Gemahle Admet und insbesondere die Strophe: „Weine nicht, du Abgott meines Herzens“ mit dem Posthorn accompagnirt. Pluto und das ganze Personal der Unterwelt bildeten Caricaturen und empfingen die Ankommende mit lächerlichen Ceremonien. Dieser Darstellung des vorbeschriebenen Stückes ging ein Vorspiel voraus, worin der Autor, Herr von Einsiedel, den Plau hierzu entwirft und mit einer großen Feder, welche sich vom Hintergrunde des Theaters aus an den Soffiten herüberwölbt, den Text aufsetzte. Mit einem kleinen Pinsel, an die Spitze der Feder befestigt, bescrieb der Schriftsteller ungeheure Royalbogen und sprach manches äußerst Vöckeliche über den Inhalt mit seinem Diener, welcher ihm fortwährend Entgegnungen über die Compositionen machte, die großen Bogen aber über den vordern Lampen trocknete. Die Rolle dieses Dieners und quasi Gehülfs hatte man mir übertragen. Wieland, welcher sich unter den Zuschauern befand, schrieb, nachdem er lange genug seinen Unwillen bei dem Accompagnement der rührendsten Aria mit dem Posthorn zurückgehalten hatte, endlich laut auf und war so aufgereggt, daß er Schmähworte aussprach und den Saal verließ, während die anwesenden Herrschaften lachten; doch war er beim Abendessen wieder sehr gefaßt. Man soupirte, als die regierende Herzogin nach Weimar zurückgefahren, in der vergnüglichsten Stimmung bis Mitternacht.

Kurz darans ließ Goethe die Comödie der Vögel nach Aristophanes aufzuführen, wie sie in seinen hinterlassenen Werken zu lesen ist. Die Vögel erschienen in pappeneu, sehr natürlich gemaltem Federschmuck; die in den Vogelhäuten befindlichen Personen, unter denen ich auch war, konnten die Köpfe nach Gefallen wenden, die Flügel heben und die Schwänze vermöge eines Juges hin und her bewegen, der Schuhu wie die Gule konnten sogar die Augen rollen lassen; die Stimmen waren auch deutlich zu vernehmen. Diese Scenen mußten natürlich zu wiederholten Malen probirt werden und die ganze Truppe wurde gewöhnlich jede Woche ein auch zwei Mal um die Nachmittagszeit nach Ettersburg gefahren, erhielt dort Erfrischungen, jederzeit aber auch ein reichliches Souper, wobei es, wenn sich die Herzogin früher retirirt hatte, bei dem Genuß von Wein und Punsch (Champagner kam vor Zeiten äußerst selten auf die Tafel) sehr munter zuging und Lieder gesungen wurden*).

In Ettersburg erleuchteten zuweilen Lampen und sonstige Feuerwerke bei schönen Sommernächten die Umgebung des Schlosses, wobei es dann öfters Musik und kleine, ich darf sagen vertrauliche Bälle gab, zu denen ich in Folge meiner Theilnahme an den dramatischen Darstellungen gewöhnlich gezogen wurde.

Der Drang, von Allem Kenntniß zu erlangen, was irgend der Mühe werth schien, hatte auch den jungen Fürsten zu dieser Zeit bewogen, sich den Freimaurern anzuzureihen, doch hielt er es für gerathen, seinen Vertrauten vorzugehen zu lassen; Goethe meldete sich bei der Loge und wurde ohne Weiteres aufgenommen. Einige Zeit darauf äußerte auch der Herzog diesen Wunsch in optima forma. In der gewiß sehr begründeten Meinung, daß diese Verbindung sich nicht wohl für einen regierenden Herrn eigne, machte der Geheime Rath von Fritsch als Meister vom Stuhl seinem Durchlauchtigsten Gebieter mauche Gegenvorstellungen, doch umsonst**). Der Erfolg erwies indeß, daß man recht hatte; denn nachdem die beiden Aspiranten alle drei Grade in kurzer Zeit durchlaufen, wurde ihnen dieses Treiben gleichgültig, sie besuchten die Versammlung nicht mehr und die Loge Amalie, welche hier und in den entferntesten Ländern die höchste Achtung genoß, wurde nach Verlauf weniger Jahre gedeht.

*) Ich erinnere mich, daß Franz von Sedenborf einen förmlichen Studentencommercium veranstaltete, welchem Goethe, ja Serenissimus selbst beiwohnte, daß der sogenannte „Landesvater“ gemungen wurde und wir unter Singen und Jubeln erst Morgens drei Uhr wieder in Weimar ankamen. Dieser Franz von Sedenborf war zwar mit Siegmund vermandt, jedoch von der Ebenetter Branche, und gelangte mit der Zeit zu der Würde eines Reichshofraths.

**) Die Rede, die der benannte Meister vom Stuhl bei dieser Reception hielt, wurde allgemein gerühmt.

Das Schlittschuhfahren war schon in den ersten Regierungsjahren des Herzogs Sitte und zu einer fortlaufenden Hofvergügnung geworden. Der Rittmeister von Vichtenberg, früher in holländischen, dann preussischen Diensten, war Meister in dieser Kunst. Goethe, der es in seiner Vaterstadt erlernt hatte, fand auch viel Gefallen daran. Den Teich im Baumgarten, welcher damals noch der Herrschaft gehörte, späterhin aber von dem Legationsrath Vertuch erkaufte wurde, benutzte man zu dieser Kunst, ein Häuschen wurde darauf errichtet und allen Honoratioren der Zutritt gewährt. Der Herzog selbst fuhr eine Zeit lang fast täglich; auch die regierende Herzogin, die Frau v. Stein und mehrere andere Damen erlernten es, und es war eine Freude, die Durchlauchtige Frau mit vollem Anstand über das Eis schweben zu sehen. Die Corona Schröter hatte viel Fertigkeit darin erlangt; ihre schöne Figur nahm sich dabei vortrefflich aus. Mancherlei Frühstücke wurden dabei theils von den Herrschaften, theils von Andern vom Stande gegeben. Als aber späterhin die Schwamseewiesen überschwemmt wurden, gab der Herzog dort größere Feste, sogar Eis-Maskeraden und Illuminationen, denen die Durchlauchtigsten Damen und der Adel beiwohnten. Wir Knaben erschienen gewöhnlich nur zwei Mal die Woche, um unsere Lehrstunden nicht zu sehr zu vernachlässigen, und der Herzog sowie Goethe ließen uns Kunststücke erlernen. Wir mußten nämlich in vollem Schlittschuh-Fahren Kegel mit bloßen Degenspitzen aufspießen, über Stangen springen, wurden gleich Hasen mit Parforcepeitschen geheßt, ja man schoß aus nur mit Pulver geladenen Pistolen hinter dem flüchtigen Wilde drein, welches für uns die größte Lust war. Bei einer nächtlichen Maskerade und Illumination erhielten wir Teufelsmasken und mußten die Damen, welche nicht selbst Schlittschuh fuhren, auf dem Schlitten zwischen den erleuchteten Pyramiden und feuerspeienden Raketen und Schwärmern herumkutschiren. Aus unfern mit Teufelshörnern versehenen Mützen waren Schwärmer angebracht, welche die vorbeifahrenden Herren mit brennenden Lunten anzündeten und somit ein fortlaufendes Feuer bewirkten. Da wir aber oft auf das Eis fielen und uns mitunter leicht beschädigten, so wollten unsere Eltern diese Belustigungen nicht immer gut heißen. Alle dergleichen Dinge gab man hauptsächlich Goethe schuld, und gewöhnlich wurde über die meisten Vorgänge damaliger Zeit etwas zweideutig gesprochen.

Noch in dem Jahre 1779 hatte der Herzog mit Goethe und Herrn von Wedel eine Reise nach der Schweiz unternommen. Mehrere von denen, die Goethe's Grundsätze und seine zuweilen etwas ledigen Aeußerungen dem Landesherrn gegenüber nicht voll passend fanden, waren über die alleinige Begleitung dieser Günstlinge nicht sehr erfreut und hätten gern gesehen, wenn der Herzog noch einen von den älteren Herren mitgenommen hätte. Allein dies war seit der Reise der Prinzen nie wieder der Fall, und man mußte diesem Wunsche für alle Zukunft entsagen*).

*) Es möchte auffallen, daß ich als ein Knabe, der damals erst das 12. Jahr erreicht hatte, von dergleichen Aeußerungen unterrichtet wurde, welche doch nur in engen Kisten und von Personen bedeutenden Gehaltes gemacht werden konnten. Allein ich durfte Abends 6 Uhr nach Beendigung meiner Lehrstunden in den Zimmern meiner Eltern erscheinen und hörte, in eine Ecke gelehnt, so manchen Discursen mit Aufmerksamkeit zu, von denen man wohl nicht glaubte, daß ich darauf Acht hätte. Die Herren von Kalb, Vater und Sohn, von Uechterich, der uns gegenüber wohnte, Franz Sedendorf, ja selbst Siegmund waren mehr dem äußeren Scheine als der Wirklichkeit nach Goethe's Freunde. Hierzu kam noch, daß um diese Zeit, wie man sagte, Goethe viel Gefallen an dem ältesten Fräulein von Kalb, Fietchen genannt, gehabt haben soll, Siegmund von Sedendorf aber in diesem Bezuge sein Nebenbuhler war. Da nun der alte Kalb sehr auf seinen Stammbaum hielt, die Sedendorfsche Familie sich alter Ahnen rühmte, wollte er zwar den Favoriten nicht betheiligen, Siegmund aber gern zu seinem Schwiegersohne haben, und so ließ er den Liebesangelegenheiten von beiden Seiten freien Lauf.

III.

Von 1780 bis Michaeli 1783.

Mit dem Jahr 1780 war ich Page geworden. Insgesammt warteten wir täglich bei der kleinen Tafel auf, trugen Abends die Spieltische zusammen und die Karten herum, wie es die diensthabende Hofdame angab; daher war ich natürlich allen dem sehr nahe, was bei Hofe vorging. Es waren bei meinem Antritt unserer sechs Pagen; die Herren v. Schindler und Witzleben, wohl 18 Jahre alt und Jagdpagen; ersterer kam nach einem halben Jahre in sächsischer, der andere in preussischer Militärdienste. Die Herren von Todtenwardt und Breitenbach, ebenso alt, besuchten kurz darauf die Universität in Jena. Ich hatte erst das 13. Jahr erreicht und bald nach mir trat der dormalige General von Seebach in die Reihe. Ich avancirte daher schnell zum ältesten Pagen. Nach Abgang der obengenannten kamen die Herren v. Stein, von Witzleben und späterhin der von Bos in Dienst. Derselbe wurde sehr streng genommen, kein Bedienter durfte während des Hofes in die Nähe der Herrschaften treten, alle Schüsseln, die auf der Tafel vor denselben standen, sie mochten so schwer sein, wie sie wollten, durften nur durch uns von der Tafel gehoben werden. Dabei kam nicht selten manche Ungeschicklichkeit vor; mir aber, der ich klein und schwach war, begegnete wohl die vorzüglichste, als ich einstmals eine Schüssel im Herausheben stürzen und einen Theil der Speise auf das Kleid der Frau Herzogin fallen ließ. Sie mußte sofort aufstehen und sich umkleiden, befehlt aber dem Marschall, mir nicht ein Wort darüber zu sagen. Insofern hatte der Vorfall keine weiteren Folgen. Der Obermarschall von Witzleben galt zwar noch als oberster Chef der Hofhaushaltung, allein er war kränzlich und sehr selten am Hofe zu sehen. Wir hatten ihn viel lieber als den von Klinkofström, weil er sanft, dieser aber oft unreundlich mit uns verfuhr. Von Klinkofström war ein geborener Schwede, ein vollkommener Hofmann, besonders sprach er wohl das beste Französisch, er war ledig, hatte sich aber sehr in Schulden gesteckt. In Gold und Silber, gestickten Sammt- und Atlaskleidern machten die hiesigen Cavaliers einen großen Aufwand; denn es war nicht Sitte, die Hofuniform, welche mit Ausnahme der Hornfessel und Hirschfänger mit der Jägerei dieselbe war, an irgend bedeutenden Hoftagen zu tragen. Hierzu kam, daß sich so viele dieser Herren Postzüge und sehr elegante sogenannte Phaetons anschafften. Auch waren die Hazard- und hohen Commercespiele sehr an der Tagesordnung; daher denn, was kommen mußte, kam, und sie alle mit Ausnahme weniger Wohlhabenden in die Hände des Juden Ulemann fielen, der ihrem Vermögen den Garaus machte.*)

Schwierig war es, dem Herzog zu serviren, weil er sich Alles von der linken Seite präsentiren ließ und dieses also mit der linken schwächeren Hand geschehen mußte. Ich fürchtete mich jederszeit vor dem Einsetzen des Desserts und vor dem Herausheben seines Tellerwärmers, der mit heißem Wasser gefüllt und deshalb sehr schwer war. Auch warf er unwillige Blicke um sich, wenn man etwas verfaß; ja man erhielt nicht selten unangenehme Beinamen, wenn er zuweilen übler Laune war. Ebenso nahm er es höchst ungnädig auf, wenn einer der großen Hunde, die um und neben ihm standen und die Erlaubniß hatten, Semmeln und dergl. von der Tafel zu nehmen, unsanft berührt wurde. Wenn der dienstthuende Page das Kredenzen bei den fürstlichen Damen versahle oder sonst unaufmerksam im Serviren war, so wurde es von dem Meißnarschall Klinkofström scharf gerügt. Jede Thür, durch welche die Herrschaft bei gehaltenem Hofe aus- und eingingen, durfte nur von einem Pagen geöffnet und zugemacht werden. Fuhren die Herzoginnen mit ihrem Hofstaate irgend wohin, so mußte einer bei der Herzogin-Mutter im Wagenschlag hängen, ein anderer die Schleppe tragen; beim Aus-

*) Der Reichthum, den die dormalen Ulemannsche Familie besaß, stammt wohl größtentheils aus jener Zeit.

steigen sollten wir gleichfalls gegenwärtig sein. Bei der regierenden Herzogin waren wir, weil ihr Brüsteter Wagen nach außen keinen Fußtritt hatte, genöthigt, mit dem Lanfer vor demselben herzu springen. In der Nachtzeit hatten wir mit Flambeaux auf den Treppen auf und nieder zu leuchten.

Kaiser waren dazumal noch ein sehr wesentliches Erforderniß. Der Herzog brauchte den Seinigen, Namens Weitschmidt, einen Meister an Geschwindigkeit, früher im Dienste des Obermarschalls v. Wilsleben, zu mancherlei Parforcecoursen; er mußte z. B. bei dem damals gewöhnlichen Hasenboxiren dergleichen ganz gesunde allein fangen, und zuweilen befaß ihm der Herzog zu Mittag, Jagden in Zimenau, Allstedt u. s. w. für den andern Tag anzusagen. Ich hörte daher Serenissimum einst ansprechen: „ich habe so viele Pferde zu Schande geritten, so viele Hunde lahm gejagt und Weitschmidt ist noch immer auf den Weinen!

Waren fremde Herrschaften in Weimar anwesend, so begann unser Dienst von früh Morgens 8 Uhr an unausgesetzt bis Mitternacht und darüber. Er fing mit den Morgencomplimenten, mit den wechselseitigen Erkundigungen, wie man höchsten Orts geschlafen habe, an. Das Frühstück wurde von uns servirt, wobei man gewöhnlich auch Karte spielte. Oberstallmeister v. Stein und Kammerherr v. Werther legten Pharoanek, besonders bei Anwesenheit des Herzogs Ernst von Gotha, welcher kein anderes Spiel liebte. Das Herzogliche Ehepaar von Gotha machte hier fast alle Jahr ein auch zwei Mal einen Besuch, wurde gewöhnlich durch einen Courier angemeldet. Als Begleitung erschienen meist der Oberstallmeister von Gartenberg und der damalige Stallmeister und zugleich Major von der Garde von Wangenheim, eine Hofdame von Schlotheim, die sehr starker Beschaffenheit war und als sehr verständig galt. In der ersten Zeit waren auch zwei Pagen in ihrem Gefolge. Die Livree war zeisiggrün, reich in Silber galonirt und mit Achselbändern versehen.

Der Herzog Ernst erschien immer in seiner Militairuniform, blieb stets ceremoniös, war äußerst jubmüß gegen die beiden hiesigen Herzoginnen und hatte unendlich viel Anstand; man rühmte allgemein seinen schönen elastischen Gang. Die Herzogin von Gotha hatte kein angenehmes Aeußere, ganz weiße Haare, ein sehr hervorragendes Kinn, eine große sehr abwärts geneigte Nase und schlechte Haltung, sie glich mit einem Worte ihrem jüngeren Bruder, dem Herzog Georg von Meiningen, und zwar besonders noch dadurch, daß sie ihr hinteres Haupthaar ganz kurz hatte abschneiden und aufwärts streichen lassen. Man nannte dies dazumal einen Schwedenkopf. Sie sprach fast in Einem weg und Mancherlei, was ihrem Gemahl nicht immer zu behagen schien *)

Ich habe oft die Anwartsung bei ihr gehabt und bemerkte nicht selten, wenn ich die Morgencomplimente empfing und überbrachte, daß das hohe Ehepaar nicht immer einerlei Meinung war. Bei der Morgentoilette, die abeiten der Herzogin nicht reizend war, unterhielt sie sich oft mit mir; nicht selten aber fiel der Herzog ein und rieth ihr, mich zu entlassen. Während der Anwesenheit dieser Herrschaften gab es oft Tafeln von 50 bis 60 Personen, wobei es nach damaliger Weise hoch herging. Nur bei solchen Gelegenheiten wurde Champagner von dem ältesten Pagen eingeschenkt, wozu die Gläser aus Kredenzstellern von den Bedienten präsentirt wurden. Das Maximum des Champagners, das man für die ganze Tafel verabreichte, bestand nur in 4 Bouteillen und hiervon mußte noch eine halbe für mich, den ältesten Pagen, und den Mundschnecken abfallen. Auf den Abendtaseln stand in der Mitte eine Reihe von höchstens 16 Lichtern auf hohen silbernen Leuchtern; ich habe sie oft gezählt, denn sie mußten von dem ältesten Pagen gepußt werden. Bei solchen großen Abendtaseln setzte sich unser durchlauchtigster Herr niemals, sondern pflegte um sie herum zu wandeln, um mit Diesem oder Jenem einen Diskurs zu beginnen. Zuweilen ging er auch in Begleitung des

*) Ja sie unterhielt sich zuweilen mit dem hinter ihr stehenden Pagen und soll einem derselben an öffentlicher Tafel einen Kuß gegeben haben.

Herrn v. Wedel auf sein Zimmer, rauchte eine halbe Pfeife Tabak oder überschante die Tafelgesellschaft von den oberen Gallerien des Saales aus. Doch war er beim Aufstehen wieder zugegen und führte die fremden fürstlichen Damen in das Audienz-zimmer. Langweilig war die Gewohnheit, daß (ohneachtet des Protestirens und Ne-protestirens) unsere Herrschaften die Fremden allemal in deren Zimmer über den ganzen Saal hinweg begleiteten. Dies pflegte nun in derselben Maße wieder von Seiten der Fremden nach den Zimmern unserer Herzogin zu geschehen; ja man ging nicht selten nochmals bis wenigstens in die Hälfte vom Saal, wo dann in der Mitte desselben endlich die Trennung folgte. Diese Märsche und Contramärsche dauerten oft bis Mitternacht und wir Bagen hätten vor Würdigkeit umfallen mögen.*) Bei dergleichen festlichen Tagen durften wir überdies nur während der Zeit unser Mittagsbrod verschlucken, in welcher die höchsten Herrschaften ihre Tafeltoilette machten. Nach langer Mittagstafel, wobei wir alle gegenwärtig sein mußten und einer der Hofmeister die Aufsicht hinter uns führte, begann das Spiel gewöhnlich von Neuem bis zur Abendcour, wo das Concert seinen Anfang nahm und wiederum 10 bis 12 Spieltische aufgestellt wurden; so nahmen wir denn in einem Tage oft 40 bis 50 Thlr. Kartengeld ein. Die meisten Bagen erhielten aber auch bei ihrem Abgange zwei bis drei Hundert Thaler aus der Spielcasse, wozu noch 30 Thlr. von dem Hofamte für den Regen gegeben wurden. Dieser Dienst war wirklich für einen jungen, im Wachsthum begriffenen Menschen etwas angreifend. Ebenso konnten die häufigen Proben, namentlich die für die Ballets und Redontenaufzüge für ihre körperliche Entwidlung nachtheilig werden. Außerdem wurde uns, wenn auch am Hofe Ruhetage eintraten, hinsichtlich der Lehrstunden viel zugemutet. Wir hatten im Durchschnitt alle die Lehrmeister, welche früher bei den Prinzen gewesen waren; von früh 7 Uhr bis zu Mittag 12 Uhr und des Nachmittags von 4 bis 7 Uhr wurde uns auch nicht eine freie Stunde; aber ich darf wohl sagen, daß fast Alle gut vorbereitet waren, wenn sie den Bagenstand verlassen.

Auch bei den Sommeraufenthalten der Herrschaft zu Belvedere durften die Bagen nicht fehlen, und wir wohnten hier mit unseren Hofmeistern in dem ersten Pavillon linker Hand der Einfahrt. Ein Commando, bestehend aus einem Lieutenant und 20 Mann, löste sich wöchentlich ab und bezog die Hauptwacht daselbst, rechter Hand der Einfahrt. Auch hier gab es Courtage, an welchen Abends gespielt wurde, außerdem wurde täglich ein Spieltisch für die Herzogin aufgestellt, das übrige Hofpersonal hielt Conversation. Ein noch späterhin zu erwähnender Graf Moriz Brühl hielt sich auch eine Zeitlang daselbst auf und gewährte den Herrschaften manche muntere Unterhaltung.

Ein besonderer hoher Besuch erschien ohngefähr zu jener Zeit am Hof, als derselbe nach Weimar zurückgekehrt war, nämlich Herzog Karl von Württemberg mit der Gräfin Hohenheim. Er brachte, so viel ich mich erinnere, zwei Tage hier zu, wo es denn natürlich am Hofe sehr hoch herging; man war aber in einiger Verlegenheit, welches Benehmen gegen die Gräfin zu beobachten sei. Sie war nicht von ausgezeichneter Schönheit, aber schön gewachsen und so anständig und bescheiden, daß die Herzoginnen mit ihr sehr zufrieden schienen. Diese fremden Herrschaften logirten im Erbprinzen, hatten weder Cavaliers noch Bagen zur Aufwartung angenommen, besahen früh und Nachmittags die Wertwürdigkeiten von Weimar, und wir sahen sie nur zu Mittag, beim Spiel und der Abendstafel. Man hatte wohl noch nie in Weimar so viel Schmuck zusammen gesehen, als die Gräfin Hohenheim bei Hofe an sich trug; es hieß: der Herzog lege ihr denselben täglich persönlich an, nähme ihn Abends wieder ab und verschlöße ihn in eigener Schatulle; eine Hofdame hätte die Gräfin nicht bei sich. Der

*) Von den Fürstlichen, wie auch andern gothaischen Herren wußte ich mich keines Einzigen zu bekennen, der nicht in jungen oder späteren Jahren eine haarlose Wange gehabt hätte. Man behauptete damals, die scharfe Luft auf dem hochgelegenen gothaischen Schloß sei darau schuld.

Herzog war über alle Maßen höflich, von etwas starker Figur und vom Kopf bis zu Fuß schwarz angezogen, wie es dazumal bei Fürsten und Herren ohne eine tiefe Trauer gar nicht üblich war; sein Gesicht hatte nichts Ausgezeichnetes. Von Weimar aus reiste er nach Jena und hörte Vorlesungen verschiedener Professoren an; auch war es bekannt, daß dieser gnädige Herr um jene Zeit alle alten Bibeln aussuchte und an sich brachte, so viel er nur konnte. Wieland fertigte ein Gedicht auf ihn, worin er den Herzog mit dem Tyrannen Dionys II. verglich, welcher als Schulmeister endete. In der Herzogl. württembergischen Suite befanden sich drei Officiere, deren prachtvoller Anzug großen Eindruck auf uns Pagen machte.*)

Auch der Herzog Karl von Meiningen machte mit seiner schönen Gemahlin, einer Prinzessin von Stolberg, einen kurzen Besuch in Weimar. Er war sehr schwächlich und hatte so kreideweißes Haar, wie man es nur den Kaiserlichen zuschreibt, und starb bald nach seinem Regierungsantritt.**)

Nicht lange hernach erschien nun auch sein Bruder, der nunmehr alleinige, junge und viel kräftigere Herzog Georg, in Weimar, war österreicherischer Hauptmann und ward von unserm gnädigen Herrn, sowie von den Herzoginnen öhnerachtet seines ungenirten Benehmens und seiner etwas derben Bemerkungen und Witze gern gesehen.

Die ombres chinoises waren damals etwas Neues, er hatte die Kunst, die Figuren zu bewegen, von herumziehenden Spielern erlernt. Einen zu solchen Vorstellungen eingerichteten Kasten brachte er einst mit nach Weimar, wo eben ein alter Graf von der Lippe mit seiner sehr liebenswürdigen Gemahlin, einer Prinzess von Philippsthal (die für ihn viel zu jung schien), anwesend war. Der Graf logirte mit derselben im Erbprinzen, hatte aber doch die Aufsichtung eines Pagen angenommen, die mich betraf. Hier stattete Herzog Georg in Begleitung des unserigen zuweilen auch noch nach der Abendtafel Besuche bei dem gräßlichen Paare ab, wobei zugleich ein Gläschen Punsch servirt wurde, welchen Dienst ich nicht ungern übernahm. Man beredete dann den Grafen, es sich in seiner Nachtkleidung bequem zu machen, ja die Herzoge legten sie ihm wohl selber an und zogen ihm die Nachtmütze über Augen und Ohren. Der Meiningen, der das Talent besaß, ganze Figuren recht treffend auszuschnitten, übte es auch in dieser Gesellschaft. Man lobte und lachte. An einem Abende wurden nun auf den herzoglichen Zimmern in Gegenwart der fürstlichen Damen und der nächsten Hofumgebung ombres chinoises von dem Meiningen selbst aufgeführt, hierbei aber in einer Scene die junge Gräfin und hinter ihr ihr invalider Gemahl so vorstellig gemacht, wie sie am Hofe erschienen und empfangen worden waren; auch den Dialog hierzu hatte der Herzog Georg gefertigt und hielt ihn in eigener Person zur großen Belustigung der Anwesenden. In der zweiten Scene erschien der Graf in seiner Nachtkleidung auf eine sehr possirliche Weise; er mochte dies jedoch nicht gut aufgenommen haben, denn er war den anderen Morgen mit seiner Gemahlin verschwunden. Ob man gleich ein wenig verlegen über diesen und manche andere dertlei Späße des Herzogs von Meiningen werden mußte, so blieb derselbe doch in sehr angenehmen Verhältnissen mit unserm Hofe und veranstaltete fast jedes Mal mancherlei Ergötzlichkeiten. Die Herzoge hatten Brüderschaft gemacht, sie jagten und ritten viel zusammen, scheueten weder Wind noch Wetter und unternahmen manches Gefährvolle. Einstmals ließ unser Herr eine Menge junger, wilder Schweine, Frischlinge genannt, nebst ein paar alten im Alßstädtischen und Eisenachischen einfangen und nach Weimar transportiren. Man gab ihnen in der zugemachten Reitbahn ihre Freiheit und ließ sie an sogenannte Schweinsfedern oder auch an Hirschfänger anlaufen. Zu diesem Jagdfest waren die

*) Ein sehr schöner Husaren-General war dabei, von dem man nachher wunderbare Dinge erzählte; wenn ich nicht irre, hieß er Schwarzenfeld. Man sagte unter anderem: es sei ein Frauenzimmer, dem der Herzog diesen Namen und diese Uniform gegeben.

**) Seine hinterlassene Gemahlin verehelichte sich bekanntlich später mit dem Herzoge Eugen von Württemberg.

herrschaftlichen und andere Damen mit eingeladen worden; da es aber nicht an Blut und Bewundungen fehlen konnte, so hatten sie sich nicht sehr daran ergötzt.

Die Concerte gab man stets in dem großen Saale, und auf die Capelle wurde ein fortwährendes Augenmerk gerichtet, weil die Herzogin-Mutter selbst musikalisch war und componirte. Den Concertmeister Kranz hatte man große Reisen machen lassen, von denen er als ausgezeichnete Künstler wieder zurückkam. Die Hoffängerinnen bestanden aus der Concertmeisterin Wolf, Madame Steinhardt, Mademoiselle Reuhaus und der zuletzt angekommenen Corona Schröter. Einziger Hoffänger aber war der Tanzmeister Auhorn, welcher das Unglück hatte, daß die großen Hunde, welche der Herzog häufig mit in den Saal nahm, seine Stimme nicht vertragen konnten und zu heulen anfangen, wenn er dieselbe erhob. Berühmte Virtuosen besuchten nicht selten Weimar, unter welchen mir noch besonders die Mara mit ihrem Gatten im Gedächtniß ist. Letzterer gab Concerte auf dem Violoncell und grimmteste dabei zu alleinigem Gelächter. Auch der berühmte Abel aus London war einstmalig hier anwesend und ließ sich auf der Gambe hören. Der Violoncellspieler Schick aus Gotha kam ebenfalls sehr oft hierher, galt für einen großen Meister und logirte gewöhnlich bei dem Herrn von Einsiedel, welcher damals mit der Corona Schröter in einem Hause wohnte.

Uebrigens hatten sich schon früher mehrere sehr angesehene Fremde nach Weimar gewendet, unter Anderen der ehemals preussische Oberceremonienmeister Graf Werther mit seiner Gemahlin, die Gräfin Bernsdorf in Begleitung des berühmten Hofrats Vobe und des bei ihr zuweilen sich aufhaltenden sehr bekannten dänischen Staatsrathes Sturz. Vobe und Sturz waren bekanntlich ausgezeichnete Schriftsteller. Von Braunschweig her war der Graf Marschall gekommen, welcher meistens dem Herzoge Ferdinand in seinen maurerischen Unternehmungen stets zur Seite gewesen war. Baron von Vertel und Gemahlin waren schon längst hier einheimisch; Frau von Pfuhl*) ließ sich auch hier nieder, obgleich ihr Gemahl, ich weiß nicht mehr wo, an einem anderen Orte lebte. Herr von Imhof mit seiner schönen Gemahlin, einst Hofdame in Gotha und Schwester der Oberstallmeisterin von Stein, kamen ebenfalls an. Er hatte Indien und mehrere südliche Länder durchreist, von wo er zwei Mohrenknaben (einer hieß Hochopodar) mitbrachte, mit denen man sich in vielen Gesellschaften unterhielt. Imhofs Zeichentalent machte Epoche und man lobte viele vortreffliche Bilder von ihm. Ferner erschienen sehr oft in Weimar der ehemals sächsische Gesandte in Spanien, Bruder des benannten Grafen Werther, mit seiner Gemahlin; auch diese zeichnete sich durch Schönheit, vorzüglich auch durch eine höchst angenehme Lebendigkeit und liebenswürdige Naivität aus. Der Herzog sah sie offenbar sehr gern, aber auch ihr schien seine Aufmerksamkeit nicht unangenehm zu sein. Der Gesandte war dagegen als ein stolzer, ceremoniöser Mann bekannt. Er hatte sich den polnischen weißen Adlerorden, der damals über alle Maassen gangbar war, auf seinen weißen Mantel heften lassen, und wenn er über die Straße oder auch über Land fuhr, so legte er gewöhnlich seinen mit dem Mantel bedeckten

*) Diese Dame hatte viel Sonderbarkeiten. Sie mochte wenigstens 50 Jahre alt sein, als man sie zum ersten Male in Weimar sah; sie erschien jedoch sehr oft in einer Tracht, in der man die Schürerinnen malt; ein kleines rundes Hüthen mit langen gelben Bändern war an ihrem in Größe strirkten Haar auf der linken Seite befestigt. Ihr Gesicht, mit weißer und rother Farbe gefärbt, zierte sechs Schönheitsflecken im Dreieck, drei am Munde und drei an der einen Augenecke. Den Kopf senkte sie gewöhnlich der linken Schulter zu. Sie war sehr schön gewachsen, aber demungeachtet fest zusammengeschmückt. Wenn sie zu meiner seligen Mutter kam, hatte sie gewöhnlich noch ein sogenanntes Ländelschürzchen vor. Beim Eintritt in das Zimmer machte sie drei ganz senkrechte Reverenzen, einen in der Thüröffnung, die zwei andern in angemessenen Annäherungen. Sie sprach so leise, daß man sehr aufhören mußte, wenn man sie verstehen wollte, dabei aber so verständlich, daß sich die unterrichtesten Männer gern mit ihr unterhielten, so wie sie überhaupt als eine außerordentlich schätzenswerthe Frau bei Jedermann galt. Ganz besonders liebte sie die gelbe Farbe, und wenn sie an Hof fuhr, sah man sie gelb gekleidet in einem gelben Wagen sitzen, vor welchem ein Paar Falben gespannt waren; Kutscher und Bedienter trugen citronengelbe Livree. Sie war die Schwester des preussischen Ministers Grafen von der Schulenburg und lebte von ihrem Manne getrennt.

Arm, auf dem dieser Stern zu sehen war, zum Wagenfenster herans. Einst hatte er den Oberforstmeister Wedel in seinem Wagen aufgenommen und fuhr mit ihm nach Erfurt; auf einmal ließ er halten und zankte seinen Bedienten aus, daß er sich dem Bedelischen zur Rechten gesetzt habe, der doch auf diesem Wege Gast sei; die Umwechslung der Plätze mußte sofort geschehen. Er hatte zu wenig Haare, um einen Haarbeutel daran befestigen zu können. Dies mußte deshalb zum Theil durch Bänder geschehen, was aber die lächerliche Erscheinung hervorbrachte, daß, wenn sich der Kopf bewegte, der Haarbeutel fest und unbeweglich blieb. Als er ihn eines Tages beim Eintritt in den Fürstenthansaal verlor, gab er seinem Diener, der hinter ihm ging, ein Paar Ohrfeigen und eilte nach seinem Wagen zurück; um aber während des Rückganges aus dem Saal nicht ohne Haarbeutel zu sein, nahm er die Bänder desselben in den Mund, worüber wir Pagen herzlich lachen mußten. — Sein Bruder, der sogenannte Berliner Werther, war von großem Verstande und bedeutendem Wissen, aber wohl einer der grimmasirendsten, ja man darf sagen, der häßlichsten Männer seiner Zeit*).

Unser gnädiger Herr spielte zu jener Zeit gern eine Partie Quinze, gewöhnlich mit dem Oberstallmeister von Stein, dem nunmehr zum Kammerpräsident avancirten jungen von Raib, dem Baron von Dertel, Herrn von Einsiedel oder auch zuweilen mit jedem erwähntem Graf Werther. Wir Pagen sahen diese Partien sehr gern, weil nur mit Lonisdors gespielt und jederzeit zwei derselben zum Kartengeld gelegt wurden. Es handelte sich dabei gewöhnlich um 30 bis 40 Verlust oder Gewinn.

Gleichfalls war der sonst dänische Gesandte Baron von Dieten mit seiner Gattin öfter anwesend. Diese geistreiche Dame fanden die höchsten Herrschaften sehr angenehm; der Herzog sah sie gern und zeichnete sie vor allen andern aus. Auch machte einige Jahre hinter einander der früher gedachte Graf Moriz Brühl nebst der Gräfin einen längern Aufenthalt in Weimar; er und sie nahmen fortwährend thätigen Antheil an den Theatervorstellungen, ja er machte zuweilen die betreffenden Decorationen mit eigener Hand. Beide speisten täglich am Hof, obgleich die junge Herzogin nicht viel Gefallen an der Gräfin hatte, die von unbekannter Herkunft war und sich zuweilen etwas frei benahm. Dagegen hatte der Herzog den Grafen wegen seines Wises und weil er zu den possirlichsten Spielen und Unterhaltungen Anlaß gab, sehr gern; seine Finanzen waren, wie man sagte, sehr in Unordnung und es fiel auf, daß die Gräfin bei jedem wiederholten Aufenthalte zu Weimar immer in lichter Trauer erschien, in einem und ebendemselben grauseidenen Rock. Auch wurde ihr Aufenthalt im Gasthose jederzeit von oben her bezahlt. Während der Anwesenheit dieses gräßlichen Ehepaars und ihrer persönlichen Theilnahme am Theater gab es, wie es bei Liebhabergesellschaften oft geschieht, auch bei der hiesigen possirliche Auftritte. Man gab nämlich ein von dem Bruder des Grafen Brühl gefertigtes Theaterstück, das entschlossene Mädchen genannt; in diesem sollte eine spanische Festung von den sie umlagernden wilden Truppen, deren Anführer den Commandanten bestochen hatte, durch den Muth und die List dieses Mädchens besreitet werden. Das Mädchen wurde von der Gräfin selbst vorgestellt, der Anführer der Wilden von dem Hofrath Bode, der bestochene Festungscommandant von einem Hauptmann von Brann. Hofrath Bode, beinahe von der

*) Das allerälteste Costüm aus der Zeit Ludwigs XIV. war seine gewöhnliche Hoftracht, woran es denn nicht an Gold- und Silberorn, sowie an Sammet und Seide fehlte. Wenigstens 24 Poden zierten sein von Blättern zerrissenes und mit einer auffallend tiefen Stumpfnase versehenes Haupt, das bei jeder Bewegung von einer Wolke wohlriechenden Puders umhüstet wurde. Wenn er, wie gewöhnlich, mit der Herzogin Whist spielte, so pflegte er seinen Mund dergestalt in eine offene Rundung zu formen, daß man die Zunge in derselben der einer Riper ähnlich herumspielen sah. Während seiner häufigen Discursse an dem Spieltisch der Herzogin legte er die Karten nieder und trommelte fast unaufhörlich mit einer Hand oder mit beiden auf den langen Taschen seiner gold- oder silbermornen Weste. Manichetten von den theuersten Points reichten ihm weit über die Finger und der vordere Theil seiner überfeinen Dombärmel war wohl eine halbe Viertelstunde lang außerhalb des herabhängenden Rockausschlages zu sehen.

Größe und Stärke wie der verstorbene Musikdirector Ebertwein, mußte als Wilder am Körper, an Armen und Füßen unbedeckt erscheinen; ein Trikot, was für ihn groß genug gewesen wäre, konnte nicht angetrieben werden, und so hatte er sich denn in ein fleischfarbiges Gewand einnähnen lassen. Mit kreuzweis über einander geschlagenen Füßen lag er an der Spitze seiner Gefährten vor der Festung; als er aber bei einem Angriff anspringen wollte, plakten die Nähte an allen Seiten und der Vorhang mußte niedergelassen werden. Der zweite Act begann. Der nunmehr auftretende Festungscommandant, Hauptmann v. Braun, pflegte gewöhnlich ein wenig angetrunken zu sein, und im Gespräch mit dem entschlossenen Mädchen entging ihm das Gedächtniß in dem Maße, daß er nichts mehr zu sprechen wußte. In dieser Lage faßte die Gräfin, ob er gleich von ihr erst im dritten Act erstochen werden sollte, den Entschluß, dieses sogleich anzuführen; und somit mußte der dritte Act wegfallen und das ganze Spiel geendigt werden. Hierauf folgte ein Ballet, der Vogelsteller genannt, in welchem man mich zum Vogelsteller und ersten Tänzer erkoren hatte. Der Vogelsteller war seiner Geliebten (Mademoiselle Gamba) untreu geworden und diese hatte einen Zanberer gebeten, den Untreuen, wenn er im Begriff sei, einer andern seinen Besuch zu machen, in einen Vogelbauer, der vom Himmel herab kommen sollte, einzufangen, und nicht eher wieder frei zu lassen, bis er Besserung versprochen habe, was von mir in euer ausdrucksvollen Pantomime darstellig gemacht werden sollte. Als die Reihe an diese Scene kam und ich mich gesungen sehen sollte, kam der Vogelbauer nicht herunter, und ich mußte mir mimisch oder tausend helfen, so gut es thunlich war. Da dieses von den Zuschauern nicht unbemerkt bleiben konnte, so entstand ein großes Gelächter daraus.

Zwei Brüder des verstorbenen Oberhofmeisters von Einsiedel waren während des Grafen Brühls Anwesenheit hier eingetroffen. Der Oberhofmeister, damaliger Kammerherr, hatte ein Schauspiel gefertigt, welches „die Räuber“ hieß. Ich spielte zwar in demselben in einer Nebenrolle mit, erinnere mich aber des Inhaltes nicht mehr genau.*) In Weimar ertönte jetzt das Pflaster von Equipagen, die mehrsten hielten, wie schon früher bemerkt, Postzüge und es war eine noch nie gekannte Lebendigkeit in der ganzen Stadt. Mehrere unverheirathete Herren, unter welchen ich des Reifemarschalls Klinkoffström gedenke, hatten sich einsitzige Postwagen machen lassen, welche man des obli gants nannte: sie glichen den Porteschajen, sahen sehr unförmlich aus und kamen bald wieder aus der Mode. Der Berliner Graf Werther hatte, nachdem das Theater in den sogenannten Anker, das dormalen Ulmannsche Haus, verlegt worden war, das hierdurch erlebte bezogen und gab wöchentlich einmal den höchsten Herrschaften, sowie dem Geheimrath von Frisch, welcher den jetzigen Weimarschen Hof erkaufte hatte; auch die Gräfin Bernsdorf gab große Gesellschaft.

*) Während der Anwesenheit der Herren von Einsiedel entspann sich das Verhältniß zwischen dem damaligen Berg-Officier und der Frau von Werther, geborenen Münchhausen; und bei den Zusammenkünften in dem Palais der Herzogin-Mutter, welche diese kleine Werther vor allen andern Damen auszeichnete, soll sich der Bund befestigt haben, vermöge dessen das Liebespaar ohne Vorwissen ihres Mannes, des Kammerherrn von Werther, sich vermählt und auf die Reise nach Africa begeben hat.

(Fortsetzung folgt.)





Briefe aus Java.



Dorunda, Speisesaal, 21. Novbr. 1892, 4^{oo} Schiffszeit.

Drei Tage bereits auf hoher See! Um diese Zeit fuhren wir Freitag von Neapel ab, jetzt sind wir bald in Port Said. Mittwoch früh werden wir dort für etwa sechs Stunden vor Anker gehen. Heute Morgen sahen wir das letzte Stückchen von Europa, das langgestreckte Kreta. Nun nur noch Himmel und Wasser, wie gestern den ganzen lieben Tag lang. Samstag Morgen fuhren wir durch die prachtvolle Straße von Messina, die bei wunderbar klarem Himmel entzückend aussah. Die herrlichen, wilden Berge mit den malerisch liegenden Städtchen am Fuß sind unvergleichlich schön.

Das Wetter ist bis jetzt ausgezeichnet gut, die See schläft geradezu; Wellen sieht man gar nicht. Dabei ist die Luft erquickend und frisch, ohne kühl zu sein, daß man sich dabei wohl fühlen muß. Den ganzen Tag kann man auf Deck sitzen, das ist für Ende November doch herrlich. Von der Maschine merkt man gar nichts, die Bewegung ist kaum wahrnehmbar auf dem Schiff. Das Essen ist vorzüglich, nur etwas zu viel des Guten; morgens um 9 Uhr Frühstück, um 1 Uhr Lunch und um 6 Uhr Hauptmahlzeit. Dies das Allgemeine auf Dorunda.

Meinen letzten Brief aus Neapel, in dem ich den Tag unserer Abreise meldete, habt Ihr hoffentlich erhalten und meine Reiseerlebnisse und Eindrücke von Rom, Pompeji, Neapel daraus ersehen. Nun müßt Ihr mir nochmals an letzteren Ort zurück folgen.

Den Vormittag des 18. brachten wir mit einem Rundgang durch die Hauptstraßen und mit Lustwandeln in der herrlichen Galerie hin. Nachher sahen wir uns noch die Schönheiten (d. h. die baulichen) der Stadt eingehender an und fuhren in den unvergleichlichen jardins des plantes, am Golf gelegen. Ganz südlich in seiner Pflanzenpracht ist er wunderschön. Eine Musikkapelle, deutsche Potpourris spielend, ließ mich wie im Traum nach der Heimat zurückschweifen und machte mir das Losreißen von dieser Blumenpracht und Naturschönheit nur noch schwerer. Nach dem Hotel zurückgekehrt, wurde alles rasch fertig gepackt, und um $\frac{1}{2}$ 3 saßen wir bereits im Kahn, der uns zu unserem augenblicklichen Heim brachte. Um 3 Uhr waren wir schon häuslich eingerichtet und konnten uns noch einmal vom Deck aus Neapel ansehen und von seinen Schönheiten Abschied nehmen. Alle möglichen Verkäufer mit Klappstühlen, Bildern, Operngläsern u. machten sich auch hier noch lästig, wie das ja überhaupt eine Schattenseite von Italien, besonders von Neapel, ist. Auch Nonnen, von irgend einem der vielen Klöster, gingen die Passagiere der Dorunda um Geld zu wohlthätigen Zwecken an. Zuletzt bekamen wir von zwei schönen Italienerinnen auch noch ein Abschiedsständchen

aus dem Boot gebracht. Mit Gitarre und Mandoline begleiteten sie ihren schwermütigen Gesang: „Addio Napoli“ und „Funiculi, funicula“, ein reizendes italienisches Lied, das ich auch schon oft in Amsterdam gehört hatte. Es ist dies eigentlich ein Spottlied auf die vielen Sekundär-Bahnen, die man in Italien hat. Der Gesang war aber so eigenartig und schön, daß es mir recht wehmütig ums Herz wurde. Erst auf dem Schiff realisierte ich recht, was es heißt, für lange Jahre vom Vaterland Abschied zu nehmen. — Mit Pennys und Centimes reichlich bedacht, verließen die sangreichen Kinder Italiens im schwankenden Kahn die Ränge der Dorunda.

Alles war klar, und unter Kanonenschüssen, die einem russischen Kriegsschiff zu Ehren abgegeben wurden, verließen wir langsam Neapels unvergleichlich schönen Golf. Um 6 Uhr war es bereits vollständig unseren Blicken entschwunden.

Jetzt zum Schiff. Meine Kabine wird, außer von mir, auch von Herrn N., unserem Proturisten für Batavia, und von einem Herrn Blad bewohnt. Offen gesagt, ich war einfach baff beim ersten Erblicken dieser meiner Wohnung. Etwas größer und wohnlischer hatte ich mir dieselbe denn doch vorgestellt. Enfin, man trägt mit Würde, was einmal nicht zu ändern ist. Mein Bett ist auf dem sonstigen Sofa, einer Lederpolsterbank, aufgeschlagen, d. h. es besteht nur aus einer weißen Unterlage und Kopfkissen, und eine weiseingehüllte Pferdebede dient als Deckbett. Die Breite dieser üppigen Lagerstätte ist höchstens 60 cm. Es gehört Übung dazu, nicht hinunterzufallen. Jetzt geht es schon, aber die beiden ersten Nächte schlief ich so schlecht, wie wohl noch nie im Leben. Mr. Blad ist ein alter, netter Herr, er geht bereits um 9 Uhr zu Bett und steht in aller Frühe auf, so daß man wenig von ihm merkt. Uebermorgen giebt es übrigens glücklicherweise mehr Platz, da in Port Said 9 Personen aussteigen. Jetzt sind alle Kabinen erster Klasse mit 3 Passagieren besetzt; es giebt deren überhaupt nur 12. Die Dorunda ist schon ein altes Schiff und eins der kleinsten dieser Linie; 1875 ist sie zum erstenmal in See gegangen. Sie fährt aber doch sehr gut für ihr Alter, 10½ Knoten in der Stunde, ungefähr 12 Kilometer, das ist für eine alte Maschine immerhin ganz viel. Der Speisesaal ist nicht groß, aber nett eingerichtet und mit ganz gutem Klavier versehen. Bei Tisch sind immer 40 Personen, außer dem Kapitän, dem ersten und zweiten Offizier und dem Doktor. Das Essen ist, wie schon erwähnt, sehr gut, nur weiß ich eigentlich nie recht, was es ist, das man vorgesetzt bekommt. Es ist zu viel des Guten; zum Lunch meist schon 7 bis 8 Gänge, während man mit 3 auch schon reichlich genug hätte. Das warme Frühstück morgens ist auch sehr gut. Rauch- und Musiksalon existieren leider nicht auf der Dorunda, nur ein sehr kleiner Damensalon. Die Passagiere sind, mit Ausnahme unserer Firma B. & Co. und einer italienischen Familie, Konsul mit Fran, Kindern und Bedienung, durchweg Engländer, aber jeglicher Art und Abstammung. Wirklich vornehm ist nur ein älteres Ehepaar, sie einst offenbar sehr schön, besonders ihre Augen wundervoll, er lange Jahre in Ostindien gewesen. Außerdem ein Herr in den besten Jahren von distinguiertem Aussehen, der zu seinem Vergnügen die ganze Welt bereist; beneidenswerter Mann. Jetzt will er nach Java. Mr. Blad, mein Stubengenosse, und seine Frau nebst zwei hübschen Töchtern sind auch recht nett. Die anderen Mitreisenden sind gute Spießbürger, Goldgräber aus Australien und sonstige Glücksjäger. Der Kapitän ist ein freundlicher Herr, die Offiziere sind wenig anziehend.

Morgens schnappt man von 7 Uhr an Lust auf dem Deck. Um 9 Uhr Frühstück. Von 10 bis 1 Uhr arbeiten wir an der Code (eine Geheimsprache für den telegraphischen Verkehr unter Kaufleuten), d. h. der Chef führt uns in die Geheimnisse derselben ein; alles das auf Deck. Um 1 Uhr Lunch, von 2 bis 3½ eine Whistpartie, dann jeder für sich. Ich studiere dann malayisch und konstatiere bereits große Fortschritte. Um 4 Uhr Thee mit Biskuits etc. Um 6 Uhr Diner. Von 7 bis 9 oder ½11, je nachdem, Wandern auf Deck, Schreiben, Lesen, Klaudern oder sonst was, dann Schlafengehen; um 11 Uhr wird alles dunkel gemacht.

Das Schiff geht immer noch so ruhig wie früher, der Himmel ist leicht unwölkt, die Matrosen singen zur Harmonika. Es ist bereits Abend geworden, 10 Uhr vorbei. Den Mittag kam das Diner zwischen Anfang und Ende dieser Zeiten.

Die Nachtluft ist wohl etwas kalt, aber ganz herrlich erfrischend. In Gedanken, besonders des Abends, nur Wasser und Himmel vor sich, ist man wieder in Deutschland, in der lieben alten Heimat, bis einen die Musik, Lachen und Schwaizen fremder Zungen in die nackte Wirklichkeit zurückruft.

„Gute Nacht“ sage ich jetzt auch. Bald wird dunkel gemacht, und da will ich vorher aufs Schmerzenslager kriechen und mich einkullern lassen durch das gemüthliche Wellengeplätscher. Wenn es geht, schreibe ich noch einmal von Aden aus, wenn nicht, erst von Indien, denn wir legen nach Aden nicht mehr an, selbst nicht in Ceylon.

Dorunda, 28. November 1892, 8.³⁰ Abends.

Morgen kommen wir, so Gott will, in Aden an, und gelangen diese Zeiten nach zur Beförderung. Meinen Brief von Port Said habi Ihr wohl erhalten; bis dahin hatte ich so ziemlich alles Erzählenswerthe berichtet. Morgens 7 Uhr kamen wir in Aegyptens Bereich, und um 8 liefen wir im Hasen von Port Said ein. Das Leben in demselben zu schildern ist kaum möglich, es ist ein so bewegtes, daß man eben nur Einzelnes sehen kann; das Meiste entgeht jedoch dem Auge des Fremden. Mit großer Freude begrüßte ich vor allem einen Lloyd-Dampfer, ein Stück von Deutschland, mit deutschen Herzen an Bord.

Gerne wäre ich umgestiegen und weiter unter Deutschlands Flagge gefahren. Doch das bunte Bild, das sich um unser Schiff anrollte, sobald es Anker geworfen, ließ mich deutsche Anwandlungen vergessen.

Wohl an die 20 Kähne, von Schwarzen und Brannen gerudert, brachten die verschiedensten Völker, resp. Vertreter derselben, an Bord. So einen Engländer, Stellvertreter des Reijcontais Coof, ferner Araber mit allerhand Verkaufsartikeln, Aegyptier mit Cigaretten ihres Landes und endlich auch 2 Deutsche, einen Fremdenführer und einen Portier von Hotel Continental, dem ersten Gasthof Port Saids.

Wir kaperten einen Aegyptier, namens Hassan, der sogar gut holländisch sprach, und selbst etwas Deutsch. Für 2 Schill. verpflichtete er sich, uns Port Saids Wunder zu zeigen. Nach dem Frühstück, gegen 9½ Uhr, fuhren wir im Boot an das Land. Die Dorunda nahm unterdessen Kohlen ein, die auf 2 großen Barken, durch kleine Dampfer herangebracht, aufgestapelt waren. Auf jeder dieser Barken waren ungefähr 60 Aegyptier in den abenteuerlichsten Kostümen, von Kohlenstaub und Schmutz tiefschwarz gefärbt. Unter eintönigem Gesang, wie Gebet lautend, und unter Aufsicht von Ober- und einigen Unter-Aufsichtern ging das Einladen der Kohlen enorm schnell vor sich. Um ½9 begann es, und um ½12 war alles beendigt, ein Kohlenvorrat für 8 Tage eingenommen.

Auf festem Land zu wandern war für uns schon ein ungewohntes Gefühl geworden, aber kein unangenehmes. Unser erster Gang war zu Simon Arzt, einem Franzosen, der in Port Said ein großes Geschäft hat, wo man für viel Geld alles haben kann. Der Kerl muß enorme Geschäfte machen. Hier bekamen wir seit 8 Tagen zum erstenmal wieder anständige Cigarren und Cigaretten, Meladrino Nr. 6, meine alte Sorte von zu Hause. Eau de Cologne und Fächer nahmen wir auch mit für die heiße Fahrt auf dem roten Meer. Dann wurden die auf der See geschriebenen Briefe befördert und darauf bestiegen wir feurige Esel, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Der meinige hieß Bismard, er war auch sehr hartköpfig, wie sein großer Namensvetter, und machte mir viel zu schaffen. Die Eselkarawane ging darauf zur Hauptschönwürdigkeit, nämlich der Moschee. Der Weg dahin war äußerst interessant, so recht das schmutzige Bild einer orientalischen Stadt. An uns vorbei zog die Musik des 21. Bouaven-Regiments mit merkwürdigen Fahnen, die den italienischen Konsul empfangen hatte, der ja bis hierher mit uns gefahren war. Die Moschee betraten wir in Filzschlappen.

Zu sehen war aber verflucht wenig, nur ein schlafender Aegyptier in der einen und eine dicke Aegyptierin in der anderen Ecke. Ein paar Fesseln bunten Tuchs stellten den Koran vor, alles höchst pauvre. Uebrigens war es angenehm kühl im Heiligtum, eine Erholung nach der tropischen Hitze draußen, die für mich durch den Kampf mit „Bismard“ noch empfindlicher gewesen. Jetzt trug er mich im leichten Trab am Hafen entlang an der Dorunda vorbei, ins Herz von Port Said zurück. Hier hörten wir in einem Kaffee sehr gute Musik, saß alles deutsche Weisen und tranken sehr guten türkischen Koffa. Um ein Uhr lichtete die Dorunda bereits wieder die Anker, und wir steuerten in den Kanal von Suez. Mit $\frac{1}{4}$ Kraft fuhr es hier nur weiter, da der Kanal ja nur sehr schmal ist und auch nicht allzu tief. Die Luft war auf dem Wasser noch angenehm, nicht zu heiß und nicht ohne Bewegung. Gegen Abend ward das elektrische Licht am Schiff angezündet, und dies warf einen so hellen Schein im ganzen Umkreis, daß die Ufer wie mit Schnee bedeckt erschienen. Wo sie höher waren, konnte man glauben Eisberge vor sich zu sehen, so eigentümlich war der Lichtreflex. Um 11 Uhr nachts begegneten wir einem Dampfer der Oriental Line, seehaft mit elektrischem Licht beleuchtet. Ein wahres Lichtmeer schien es noch lange, aus weiter Ferne gesehen. Alles ging spät zu Bett, denn der Abend war ganz herrlich und die Fahrt zauberhaft schön. Anderen Tags 7 Uhr langten wir in Suez an, das auch entzückend gelegen ist. Eine Allee in Neu-Suez erinnerte mich an den Rhein mit seinen allerreichen Städtchen. Hier wurde um 8 Uhr wieder ein Ehepaar mit Tochter entzogen und von kleiner Dampfbarke abgeholt. Außerdem wurden uns neue Passagiere zugeführt, nämlich Hühner und an die 30 Hammel und Schafe. Sie wurden — ein komischer Anblick — von 4 fast nackten Kerks, unter Anrufung Allahs, an den Hörnern in's Schiff gebracht. Jeden Tag kommt eins dieser Opferlämmer auf die Tafel.

Suez den Blicken verschwunden, bleibt wieder nur Himmel und Wasser übrig. Die See ist ganz merkwürdig still, beinahe keine Bewegung. — Die ersten 2 Tage im roten Meer waren ganz erträglich; angenehme, frische Luft. Seit Samstag entfehlte Hitze, kaum mehr auszuhalten. Alles sitzt im denkbar leichtesten Kostüm auf Deck. Gestern, Sonntag, war die Hitze besonders groß, weil nicht eine Spur von Luftzug; die See war spiegelglatt, sie feierte wirklich auch Sonntag. Heute, Montag, ist der erste einigermaßen stürmische Tag seit Beginn unserer Fahrt. Es ist eine gute Brise, „Brise Nr. 6“ in nautischer Sprache. Man hat deren 12, excl. Sturm und Taiphun. Die See ist nach meinem Begriff aber schon recht heftig, und haben wir heute anstatt der Wellen Wogenberge. Hier ist die gefährlichste Stelle im roten Meer, überall sind Klippen und Riffe. Auf der Dorunda kann man aber ohne Angst sein, die Besatzung ist vorzüglich und auch sonst alles sehr gut und angenehm hergerichtet. Morgen gegen 12 oder 1 Uhr kommen wir in Aden an, wo wir wohl bis gegen 9 Uhr Abends liegen bleiben werden, denn es müssen für 14 Tage Kohlen eingeladen werden, geht es doch von Aden bis Batavia ohne Halt durch, etwa 14–15 Tage. Nur Himmel und Wasser während dieser ganzen Zeit, das wird doch wohl auf die Dauer langweilig.

Bis jetzt haben wir uns sehr gut die Langeweile fern gehalten. Morgens gehen wir noch immer die Code (Geheimschrift) durch, die einiges Studium erfordert, für einen Großkaufmann aber unentbehrlich ist. Nach dem Lunch spielen wir Whist oder Spequet-Board, ein sehr schönes, schweres Spiel. Gegen Abend spiele ich auch wohl mal Klavier, jetzt ist es allerdings unten zu heiß, und mußte ich es daher aufgeben. Nachts in der Kabine ist keine allzugroße Unnehmlichkeit, aber das Bad am Morgen erfrischt köstlich. Daß ich froh sein werde, wenn es heißt: „Batavia, aussteigen!“ das werdet Ihr mir wohl nachfühlen, denn allzulange auf dem Schiff ist nicht gerade angenehm. Von dort aus schicke ich Euch die Photographie der Dorunda, die ich in Port Said gekauft und die sehr gut ist.

Jetzt aber heißt es Schluß, von Batavia aus hört Ihr wieder von mir.

Batavia, 15. Dezember 1892.

Heute am 15. Dezember 10 Uhr vormittags sind wir nach äußerst günstiger aber beinahe vierwöchentlicher Seereise in Indien angelangt. Es erscheint mir im Augenblick alles noch so eigenartig und fremd, daß ich mich kaum hineinendenken, geschweige denn hineinfinden kann. Der Gesamteindruck, den ich bis jetzt bekommen habe, ist jedoch ein guter und besser, als ich mir gedacht habe.

Doch erst etwas von der letzterlebten Reise und meinem Befinden. Wenn Ihr mich sehen könntet, hättet Ihr wohl Euren Spaß daran, denn so gesund und blühend habe ich noch nie ausgesehen. Ich fühle mich aber auch ungemein frisch und wohl, bin braun gebrannt, dick geworden, mit lustig sprießendem Bartwuchs. Die Seeluft thut wirklich Wunder, auch wenn eine Hitze von 95 Grad F. im Schatten dazu kommt, wie wir sie vorige Woche zwei Tage hintereinander hatten.

Meinen letzten auf dem roten Meer geschriebenen Brief schickte ich aus Aden ab, und wird derselbe hoffentlich richtig angekommen sein. In Aden hatten wir durch das Einnehmen von Kohlen 4 Stunden Zeit, um uns Englands Ertrungenschaft anzusehen. Im schwanken Rahn, bei starkem Wellenschlag wurden wir an Land gebracht. Das einzig Sehenswürdige dort sind eigentlich nur die enormen Wasserbassins, die unter unendlicher Mühe angelegt sind und dazu dienen, in der Regenzeit das löstliche Salz aufzunehmen und so Aden mit Wasser zu versorgen. Sie können ihren Zweck aber nicht immer erfüllen, denn es regnet nicht allzuoft. So war denn auch bei unserer Anwesenheit kein Wasser mehr darin vorhanden, und half man sich mit künstlich aus Seewasser präpariertem Süßwasser. Die Bassins, 5 an der Zahl, sind ihrer Größe und der darauf verwandten Arbeit wegen wirklich bewundernswert. Das größte faßt 4885 Tonnen. Alle sind in harten Fels gehauen und das bei einer beinahe glühenden Temperatur. Man fährt mit einem kleinen, zweirädrigen Wagen dorthin, einen Weg von etwa dreiviertel Stunden. — Im europäischen Viertel von Aden, wo auch die Forts angelegt sind, ist es soweit ganz erträglich, wenn nur die Hitze nicht so stark und wenigstens ein paar Bäume und Sträucher vorhanden wären. So ist es aber eine tote Einöde, nichts als nackte Felsen, Sand und glühende Sonne. Darin liegen die Häuser manchmal wie Schwalbennester an die Felsen geklebt. Das erste Hotel, Hotel de l'Europe, ist ganz gut und angenehm kühl, mit vorgebauter Veranda. Im Salon, ganz orientalisches eingerichtet, hatten auch die Bilder von Bismarck und Moltke, sowie die der drei Kaiser ihre Plätze gefunden. Der Oberkellner, ein Araber, zeigte sie mir mit lachenden Zähnen. Es beschlich mich ein eigenes, stolzes Gefühl, unsere großen, deutschen Männer hier im fernen Aden so geehrt zu sehen.

Das war nun das letzte, feste Land, das wir für lange Zeit zu Gesicht bekamen, nur in weiter Entfernung erblickten wir noch das Kap Quaradajui, auch bloß nackte, steile Felsen. 15 Tage hatten wir dann nur das Himmelsgewölbe über und das unendliche Meer unter uns. Das wirkt doch auf die Dauer lähmend auf Geist und Seele. Trotzdem verbrachten wir die lange Zeit ganz angenehm mit Arbeiten, Musikieren, Spielen und Plaudern. Die See war beinahe immer ganz ruhig mit wenig Wellengang. Nur zwei Tage hatten wir eine ziemliche Brise und war da das Schaukeln des Schiffes stark, doch bin ich zum Glück nie seetrank geworden.

Jetzt sitzen wir also in Batavia, im Haus eines Geschäftsfreundes von C., eines Deutschen. Es ist 4 Uhr nachmittags, bei Euch also ungefähr $\frac{1}{2}$ 10 morgens; etwas mehr als 6 $\frac{1}{2}$ Stunden beträgt der Zeitunterschied mit Europa. Bald ist bei Euch Weihnachten, mit Eis und Schnee zu denken, und Ihr habt wohl beides schon gehabt, während wir hier am 15. Dezember ohne Rock und Weste, man bloß im Hemde sitzen und der Schweiß nur so von der Stirne rinnt.

Vorerst sind wir im Hotel des Indes abgestiegen. 3 Wochen denkt C. nötig zu haben, um hier alles in Gang zu bringen, und solange werden wir wohl im Hotel

wohnen bleiben. Für mich wird es vielleicht etwas länger, je nach der Arbeit. Morgen gehen wir auf die Suche nach einem Comptoir; vorerst hat uns der vorerwähnte Geschäftsfreund ein Gemach zur Verfügung gestellt. Da sitzen wir nun und schreiben und schwitzen. Diesen Tag haben wir noch zur Privatkorrespondenz, morgen beginnt des Lebens Ernst gleich mit dem mail-Tag (Abgang der Post nach Europa), dem Tag in der Woche, an dem es am meisten zu thun giebt, oft kaum zu bewältigen. Die Arbeit in Indien ist überhaupt sehr viel und schwer. Mit der Code bin ich jetzt schon ganz vertraut, dank den Unterweisungen auf der Seereise, und Kursrechnungen kann ich jetzt auch schon ganz gut machen, was ich früher nie für möglich hielt.

Unser Hotel ist sehr schön eingerichtet und die Zimmer glücklicherweise auch ziemlich kühl. Das zweite Frühstück, die sogenannte „Reistafel“, heute Mittag um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr, war sehr reichhaltig. Wohl 20 verschiedene scharfe Sachen gab es zum obligaten Reis, dann noch Beefsteak und Kartoffeln, zum Dessert Bananen und Ananas und zum Schluß vorzüglichen Kaffee. Das Hauptessen findet um 8 Uhr statt, also wenn Ihr auch gerade bei Tisch sitzt. Der Speisesaal ist ungeheuer groß, ebenso die haufeisennörmige Tafel. Engländer, Holländer, Deutsche, alles ist daran vertreten. Die Zahl der braunen Kellner, die äusserst anmerksam sind, ist natürlich, dem entsprechend, auch sehr groß. An Eis in Wasser ist kein Mangel. Die Schlafzimmer liegen in einstöckigen Häusern mit Säulengalerien zu beiden Seiten des Hauptgebäudes. In der Mitte ist ein Garten; die Palmenpracht ist herrlich, überhaupt die ganze Vegetation.

16. Vormittags. Gestern Abend gingen wir in die Harmonie, den Klub aller Handelsleute. Es ist das ein großartiges Gebäude; 6 verschiedene große Säle, Billards, Saal mit 5 Billards, ein Lesesaal mit allen größeren Zeitungen, Musiksaal, Tanzsaal, Spielsaal und verschiedene andere kleinere Räumlichkeiten. Vor dem Essen geht man hierhin einen Bittern trinken. Hier in Indien wird man von selbst mäsig, denn die Hitze zwingt dazu. Um $\frac{1}{2}$ 11 gingen wir schlafen. Bei mir war übrigens nicht viel von Schlaf die Rede, denn ich konnte noch nicht gegen die Hitze an. Von Moskitos blieb ich glücklicherweise ganz verschont. Die kleinen Tijjats, niedliche Eidechsen, sind ganz gemüthlich, sie sangen mit großem Eifer die fatalen Moskitos weg. Um $\frac{1}{2}$ 7 habe ich mich heute erhoben, gebadet, Kaffee getrunken und auf einem Sorgenstuhl dem lieblichen Vogelgezwitscher gelauscht. Es kommt einem vor, als sei man in einem großen Park, so köstlich still ist es sonst umher.

Wir siedeln übrigens ins Hotel de Java über, wo wir für unsere Gesellschaft von 6 Personen nur 350 holl. Gulden per Monat zahlen, während wir hier im Hotel des Indes 600 fl. = 1000 Mark zahlen sollten.

Von Herzen wünsche ich Euch ein frohes Weihnachtsfest. Bald schreibe ich ausführlicher über mein neues Leben und die Eindrücke und Erlebnisse in Batavia.

Batavia, 1. Januar 1893.

Wie ist es nur alles so schnell gekommen, daß ich jetzt in Indien sitze, getrennt von Deutschland und allen meinen Lieben durch unermessliches Weltmeer? so frage ich mich jetzt oft und heute wieder besonders. Die Stimmung, in der ich um 12 Uhr in's neue Jahr trat, läßt sich nicht schildern, denn sie ist ein Wirrwarr der verschiedensten Stimmungen gewesen. In den letzten 2 Stunden des alten Jahres wurde ich noch durch Eure lieben Briefe sehr erfreut. Wie hatte ich mich in den letzten Wochen nach Nachrichten aus der lieben Heimat gesehnt, aber leider immer vergebens. Am Weihnachtsfest dachte ich sicher einen Gruß aus Deutschland zu bekommen, aber meine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Ihr dachtet ja natürlich, ich sei schon, wie anfangs beabsichtigt, in Surabaja und adressirtet dahin. So erhielt ich denn den Brief auf diesem Umweg um vieles später. Meine Freunde über dies erste Schreiben war aber auch sehr groß und half mir sehr über die trüben Gedanken hinweg. Daß ich deren

in den letzten Tagen viele gehabt, ist ja zu natürlich, besonders bei mir, der ich das siebe Weihnachtsfest noch nie fern von zu Hause, geschweige denn überhaupt nicht gefeiert habe. Es waren das wirklich ein paar schwere Stunden, doch auch sie gingen vorbei.

Jetzt beginnt also das neue Jahr in Indien, für mich in jeder Beziehung wichtig. Bei der Arbeit werden alle Heimwehgedanken von selbst wegbleiben. Ihre Kraft habe ich in diesen Tagen schon oft empfunden, denn nie ging mir die Zeit tagsüber so schnell herum.

Seit meinem letzten Brief ist unsere Firma: „B. & Co.“ schon erheblich vorgeschritten und hat bereits wieder festen Fuß gefaßt auf bekanntem Boden. Seit Donnerstags sitzen wir im eigenen Comptoir, von dessen Größe Ihr Euch keine Vorstellung machen könnt, denn solche Lokale hat man in Europa nicht. Unser Hauptzimmer, oder vielmehr Saal, ist wohl doppelt so lang und breit, als unser großer Casinoaal daheim. Durch 3 große Flügelthüren kann man daraus auf die Borgalerie gelangen, die etwa die doppelte Länge einer sehr großen Regelpbahn hat. Die Fenster gehen auf einen herrlichen Garten, die Borgalerie nach der Straße zu, dem Kalle besatz, West, wo Firma neben Firma ist. Da prangt nun an unserem Palast die schöne Marmortafel mit den großen Lettern: „B. & Co.“ Das mächtige Thor aufzubekommen, ist für den „Dyppah“, 1. Bedienten oder Aufseher vom Comptoir, keine leichte Arbeit, der schlaue braune Bruder kommt aber schwer in Schweiß. Jetzt öffnen sich die Thore und wir treten in die kühle, große Vorkhalle, wo unsere Tritte wiederhallen. Vor uns und linker Hand sind wieder die Pforten geschlossen. Das Thor geradeaus geht in einen kleinen Hof, der sich in einen Garten fortsetzt. Es bleibt meist in seiner Ruhe, die es nur unter Stöhnen und Seufzen aufgibt. Die Pforte linker Hand ist bereitwilliger, uns aufzunehmen. Wir treten ein und stehen in einer immensen, dunkeln, feuchtkalten Halle, die durch hohe Pfeiler gestützt ist. Der Boden ist mit riesigen Steinplatten belegt. Das ist unser provisorisches Packhaus. Gestern nahm es zum erstenmal Waren auf, 200 Säcke picked Nahatasse, die jetzt schön in Reihe und Glied daliegen, bis sie wieder fortwandern, was wohl bald der Fall sein wird. Hier ist die Resonanz noch größer, als in der Vorkhalle. Wir gehen jetzt die Treppe hinaus, die rechts vom Thor des Packhauses aufwärts führt. Nur 25 Stufen, links um, und vor uns liegt der Comptoiraal im tiefen Dunkel. Schon huschen aber leichtfüßige, schuhlose braune Gestalten nimmer, von denen man gar nicht weiß, wo sie hergekommen. Das sind Dyppasso 2, 3 und 4, die Unterbedienten. Die mächtigen Fenster öffnen sich, die Flügelthüren gehen auf und lassen dem Tag wieder Einlaß, nach 15 stündiger Aussperrung. Das geschieht täglich um 9 Uhr, wenn Ihr noch im tiefsten Schlaf liegt. Fünf Minuten, und der Boden ist benäht und gesäubert, und die Arbeit des Tages beginnt. Ein besonders großer Schreibtisch ist für den Chef in der Mitte des Saals placirt, an dem auch Herr R., der Procurist, meistens Platz nimmt. Ich habe einen eigenen Schreibtisch für mich, und außerdem ist ein weiterer vorhanden, der morgen durch einen Herrn besetzt wird, der erst hier engagirt worden ist.

Jeder von uns beginnt mit der von gestern etwa unbeeendigten Arbeit, so der Chef mit Briefschreiben, R. mit dem Kassabuch, ich mit Kopirbüchern oder Fakturabuch. Für mich bis jetzt meistens keine schwere Arbeit. Haben wir bereits ein Telegramm aus Amsterdamm von unserem dortigen Vertreter oder sonst woher, so ist es das Erste, dies mit Hilfe der Code zu entziffern. Hierzu sind drei Coden nötig: 1. Merkur-Code, 2. Privat-Code und 3. Agers-Code. Hauptsächlich wird natürlich die Privat-Code benutzt, ist aber ein Wort gebraucht, das hierin nicht enthalten ist, so findet man in der Agers-Code das Wort resp. die Pisser und diese dann wieder in der Privat-Code durch verschiedene Experimentchen. Die Merkur-Code endlich ist für Wörter, die in den beiden anderen Coden nicht stehen. Die giebt meistens Namen von Firmen, an welche verkauft werden soll, oder Namen vom Schiff, womit Ware geht, oder die Bank ic., auf welche der Wechsel oder Rembours lautet. So schwer die Handhabung der Coden

anfangs scheint, eine so einfache Sache ist es doch eigentlich, sie erfordert nur etwas Übung und Nachdenken. Dank der täglichen Exercitien an Bord kann ich schon ohne Schwierigkeit jedes Telegramm übersetzen. Das Aufsetzen einer Depesche ist dagegen bedeutend schwieriger, da man es so kurz wie irgend möglich und doch deutlich machen muß. Dazu gehört vor allem auch Kenntniß in der ganzen Geschäftspraxis, die mir natürlich noch abgeht. Bis jetzt, also innerhalb 3 Wochen, haben wir schon 450 fl. gleich 700 Mark bloß für Telegramme ausgegeben, obgleich die Privat-Code schon viel Geld erspart. Jetzt zurück zum Comptoir-Leben.

Um 9 Uhr fangen wir also an mit der Arbeit des vorigen Tages. Da erscheint ein Kaffeemakler, z. B. zuerst Herr H., der größte Makler hier am Platz. In den letzten 2 Monaten hat dieser Herr nur 80 000 fl. verdient, das Meiste davon an Zucker, worin er auch stark ist. An jedem Sack Zucker verdient er 8 Ct. Courtage. Das sind aber meistens in Zucker-Lieferungen von 60 000 bis 1 Million Säcken. Zweimal solche Lieferungen und Herr H. hat seine paar Tausend verdient. Seine Hauptforce ist aber Kaffee.

Er sagt z. B. nur, er hat so und so viel Säcke (piculs) Sissir-Kaffee (gute Sorte) zu 6 $\frac{1}{2}$ fl. pro picul, ob sie C. haben will? Sagt dieser: „ja“, so hat Herr H. an jedem Sack seine 8 oder auch mehr Ct. verdient. Eine bequeme Art, reich zu werden. Hat er das „Ja“, so fährt er zu dem betreffenden Geschäft, das den Kaffee liefern will. Er selbst ist nur der Vermittler. So geht er nun jeden Tag zu so und so viel Firmen und macht auf diese Weise sein Geld.

Kaum ist Herr H. fort, so erscheint Herr K., ebenfalls ein Makler, der bietet auch seine Dienste an, und so geht es mit Besuchen von Maklern weiter. Menslich waren an einem Tag nicht weniger als 8 von den Herren da. Es sind deren nicht weniger als 14 am Platz, Holländer, Engländer und Deutsche. Oft passiert es, daß ein Makler gerade da ist, und nun kommt noch ein anderer an. Die meisten von den Herren stehen natürlich nicht auf bestem Fuß mit einander. Da vertritt sich nun der Letztgekommene die Füße, wartend, daß der Gegner endlich das Feld räume. Ist dieser aber gar zu hartnäckig, so zieht sich der Angreifer schließlich wütend zurück. Dies die Makler in Bezug auf das Comptoir.

(Fortsetzung folgt.)





~ Zuschriften. ~



Fild bei Moers (Rheinland), d. 18. März 1895.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Das Märzheft der „konservativen Monatschrift“ enthält auf S. 316 eine Zuschrift aus Burhade in Oldenburg, den Fall Partisch betreffend. In dieser befinden sich auch folgende Sätze: „Daß er in Leipzig wirklich theologische Vorlesungen besucht hat, steht fest. Er gehörte dort sogar dem Wingols an und ist als Wingolsit manchen Altersgenossen unter den Theologen bekannt geworden.“ Diese Behauptung ist unrichtig. Der p. Partisch hat in gar keinem Verhältnis zum Wingols gestanden, wie ich nach Erkundigung an informierter Stelle erfahren habe.

Oberlehrer Brenzels.



Die Schulinspektion.

Herrn Lehrer W. Fild an der städtischen Mittelschule für Mädchen zu Eibersfeld bin ich für die „Entgegnung“ im letzten Hefte S. 429—432 zu Dank verpflichtet, da sie die Motive und Ziele der auf die Beseitigung der geistlichen Schulinspektion gerichteten Bestrebungen grell beleuchtet. Wir Geistliche waren vor 50 und 100 Jahren, wie uns diese „Entgegnung“ in „liebenswürdiger“ Weise zuruft, für die Schulaufsicht noch einigermaßen geeignet, da damals „noch Gevatter Schneider und Handschuhmacher das Lehrgeschäft nebenbei besorgten“. Aber heute, wo „die Lehrer sich als Stand fühlen und Anspruch auf Standesrechte erheben“, da ist „ein sach- und fachkundiger Rektor oder Hauptlehrer“ zur „Leitung der Schule“ viel besser am Platze. Unverblümmter kann man uns Geistlichen unsere angebliche Dummheit und Unfähigkeit nicht vorwerfen. Herr Fild bezeichnet „die ganze Angelegenheit als eine Frage der Standesehre“ und redet von „Veraubung der natürlichen Rechte für das Standesbewußtsein der Lehrer“.

In unserer Zeit der sozialen Kämpfe erscheint mir eine derartige auf Schärfung der Klassenunterschiede gerichtete Sprache doppelt beklagenswert. Wir Geistliche rechnen uns zum Lehrstande, mag das Herrn Fild angenehm sein oder nicht. Schreiber dieses hat Jahre lang in den verschiedensten Fächern an höheren Schulen unterrichtet, noch im letzten Winter einen großen Teil des Unterrichts an einer Mädchenschule

gegeben und seit Jahren Monat für Monat mit einer größeren Anzahl Lehrern pädagogische und schultechnische Fragen erörtert. Trotzdem hat Herr Fied noch den Mut, seine Unfähigkeitserklärung, die er dem geistlichen Stande entgegenschleudert, mit der Drohung zu begleiten, daß viele zu „den Gegnern und Feinden der Kirche und des Christentums“ übergehen würden, falls man die geistliche Schulaufsicht nicht aufgäbe. Herr, behüte uns vor den Freunden! so möchte man rufen; mit den Feinden wollen wir mit Gottes Hilfe schon fertig werden.

Wie im vorigen Jahre auf einer Lehrerkonferenz erörtert wurde, giebt es trotz aller Agitation noch eine nicht geringe Zahl von Lehrern, welche sich an dem Sturme gegen die geistliche Schulaufsicht nicht beteiligen und von einer Schulleitung durch einen Hauptlehrer oder Rektor nicht viel Gutes erwarten. Als vor nicht langer Zeit in der Provinz Sachsen an Stelle des Geistlichen der älteste Lehrer mit der Aufsicht betraut wurde, kam es sofort zu ärgerlichen Konflikten und Reibungen unter den Lehrern. Herr Fied mag das als Ausnahme betrachten, aber in den Lehrerkreisen, welche auf die den Lehrern und Geistlichen gemeinsame Standes- und Berufslehre noch einigen Wert legen, betrachtet man die Volksschule ohne Geistlichen gerade so oder ähnlich wie den sozialistischen Zukunftsstaat.

Von einem Lehrer ist kürzlich bei Adolph Thiele in Leipzig-Wurzen eine Schrift verfaßt unter dem Titel: „Der Volksschullehrer, ein Paria der modernen Gesellschaft“, welche ein bereites Zeugnis für die unheilvollen Ziele abgiebt, denen die Agitation für Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht zueilt. Dieses auszusprechen treibt die Liebe zu den Lehrern. Daß befähigte Lehrer in leitende Stellungen kommen können und daß sie im Schulvorstande vertreten sind, wünsche ich auch und bedauere es, daß Lehrer Fied von „einem Zustand der Erbitterung der Lehrer gegen die Kirche“ redet, die im Besitze der Vorrechte sei, „die dem Lehrer seine Standes- und Berufslehre rauben“. Welche Vorrechte hat denn unsere evangelische Kirche in Schulangelegenheiten? Ich meine, die Verhandlungen der letzten Generalsynode und des Landtages anläßlich der Beratung des Kultusetats könnte jeden, der sehen wollte, überzeugen, daß durch die jetzige Form der Ortschulinspektion das Interesse der Kirche nicht genügend gewahrt ist. Das datiert nicht erst vom Landesgesetze vom 11. Mai 1872, demzufolge „der vom Staate den Inspektoren der Volksschule erteilte Auftrag, sofern sie dies Amt als Neben- oder Ehrenamt verwalteten, jederzeit widerruflich ist. Vielmehr schrieb die königliche Regierung an einen evangelischen Pfarrer der Provinz Sachsen, welcher gegenüber den Ansprüchen eines Israeliten den Charakter der evangelischen Volksschule betont hatte, am 17. Februar 1862, also vor 33 Jahren, folgendes: „Die Ortschule ist ein evangelisches Institut aller Hausväter der Gemeinde, und wie diese ohne Rücksicht auf ihre Konfession zu deren Unterhaltung beizutragen gesetzlich verpflichtet sind, so haben sie auch das Recht, ohne Rücksicht hierauf dieselbe für den Unterricht ihrer Kinder zu benutzen, und nur, soweit sie nicht der evangelischen Kirche angehören, sie von dem Religionsunterrichte zurückzuhalten. Daß der Kantor und Küster der evangelischen Kirchgemeinde zugleich als Lehrer und deren Pfarrer als Lokal-Inspektor an der Ortschule fungieren, ändert an der gedachten rechtlichen Stellung derselben nichts, denn diese thun solches nicht kraft ihres Kirchenamtes, sondern kraft des neben dem Kirchenamte von der Staatsbehörde ihnen übertragenen, nach den Vorschriften und der Vollmacht dieses von ihnen zu verwaltenden Schulamtes.“

Die Kirche ist demnach nicht „im Besitze der Vorrechte“. Aber auch die Pastoren haben als widerruflich angestellte Lokalschulinspektoren keine beneidenswerten „Vorrechte“. Es ist ihnen durch den Oberkirchenrat in den 70er Jahren zur Pflicht gemacht, das vom Staate übertragene Nebenamt nicht niederzulegen. Die Regierung kann jederzeit die Pastoren ihres Amtes entsetzen, aber freiwillig dürfen sie das Nebenamt nicht abwälzen. Das ist keine beneidenswerte Stellung. Die Lokalschulinspektion selbst aber kann kein Eingeweihter eine eigentliche Leitung der Schule nennen. Die Schulleitung

liegt vielmehr in den Händen der Kreis Schulinspektoren, die sich der Ortsschulinspektoren als Gehülften bedienen. Revisionen durch Schulräte und Kreis Schulinspektoren finden vielfach ohne irgend welche Mitwirkung der Ortsschulinspektoren statt. Zur Beurtheilung der Leistungen der Lehrer in der Schule wird die Meinung des Ortsschulinspektors nicht gehört. Gerät er mit einem Lehrer in Konflikt, so wird in den meisten Fällen der Pastor den Kürzeren ziehen, weil nach Ansicht der Meisten dieser von Rechten nicht sprechen, sondern in wunderbarer Weise die Pflichten der Nachgiebigkeit und Liebe zu erfüllen hat. Die große Mehrzahl der Geistlichen hat sicherlich nichts dagegen, wenn ihnen die Last der Ortsschulinspektion abgenommen wird, zumal angesichts solcher Auslassungen wie der des Herrn Lehrers Fid. Nicht bloß gegen das den Geistlichen aufgezwungene Amt der Ortsschulinspektion, sondern auch gegen die Persönlichkeiten der Geistlichen als Lokalschulinspektoren werden unter der schweigenden Zustimmung der Behörden fortgesetzt Angriffe gerichtet. Die großen Lehrerversammlungen, auf denen diese Angriffe stets wiederkehren, werden von hoher und höchster Stelle amtlich und feierlich begrüßt. Würden es die Behörden etwa dulden, wenn auf Gymnasiallehrerversammlungen fortgesetzt über die Unfähigkeit der Direktoren zur Leitung der Gymnasien raisonnirt würde? An Mitteln und Wegen, den Schreibern den Mund zu stopfen, würde es in solchem Falle nicht fehlen. Dieses Verhalten der Regierung gegenüber den unaufhörlichen Angriffen auf die Ortsschulinspektion beweist auch ohne den Ministerialerlaß vom 25. Juli 1894, welcher die Inspektion an mehrklassigen Volksschulen den Direktoren zu übertragen anordnet, daß seitens der Regierung die „geistliche Lokalschulinspektion“ als gesetzlich aufgehoben betrachtet wird. Herr Fid. kann daher nicht von „Vorrechten“ der Geistlichen, sondern sollte vom Gegenteile reden.

Die „Entgegnung“ umschreibt die Rechte, welche nach Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht den Geistlichen gesetzlich gesichert werden müßte. Als solche werden die Vertretung der Kirche in allen Verwaltungskörperschaften der Schule und die Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes genannt. Die Leitung des Religionsunterrichtes durch Organe der Kirche ist in Artikel 24 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1851 garantiert, und nach einem Erlasse des Evang. Oberkirchenrats vom 7. Juli 1877 hat der Ortspfarver die Aufsicht über den Religionsunterricht. Nach dieser Richtung hin wird an Einfluß auf die Schule schwerlich noch viel zu erreichen oder zu sichern sein. Die Vertretung in den Verwaltungskörperschaften der Schule wird ja im Auge behalten werden müssen, allein die Meinung des Herrn Fid., daß dadurch der Einfluß der Kirche auf die Schule an die rechte Stelle gesetzt werde, erscheint viel zu optimistisch. Wenn heute dort, wo der Pfarrer Ortsschulinspektor und Vorsitzender des Schulvorstandes ist, der Gemeindevorsteher unter Zustimmung der Regierung ohne Rücksicht auf den Vorsitzenden die Schullasse verwaltet und weder hierbei noch in den auf Schulhausbau bezüglichen Angelegenheiten mit dem Vorsitzenden sich zu beraten braucht, dann ist der Pastor nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht als etwaiges Mitglied der Schuldeputation oder des Schulvorstandes schwerlich mehr als das fünfte Rad am Wagen. Je nach Ort und Verhältnissen wird sicherlich mancher durch seine Persönlichkeit auch in solcher Stellung noch manches Schlimme verhindern und dieses oder jenes Gute antreiben können, aber eine Sicherung der kirchlichen Mitwirkung in der Schulverwaltung ist von solcher Neuordnung oder Schulpflege schwerlich zu erhoffen. Herr Fid. hat eben nicht die Erfahrungen gemacht, wie Schreiber dieses. Daher stellt er die naive Frage: „Wozu ist der Schulvorstand da?“ Die Gegenfragen: Was was für Personen besteht aber in den meisten Fällen der Schulvorstand? und: Was vermag ein vielköpfiges Regiment ohne eine leitende und einflussreiche Persönlichkeit? werden jeden Einsichtigen zur Erwägung bringen, daß mit der von Herrn Fid. gewünschten Aenderung für das Wohl der Schule nichts erreicht wird. Daß in der Silberung der Zustände der Lehrerwelt S. 317 dieser Zeitschrift nichts übertrieben ist, ließe sich durch eine Anzahl von Beispielen erhärten. Indessen sind wie die Erfahrungen und Erlebnisse so auch

die Empfindungen der einzelnen Menschen verschieden. Es liegt mir daher auch fern, die Widersprüche des Herrn Lehrers Fid tragisch zu nehmen, auch wenn ich zu den meisten seiner Behauptungen Fragezeichen zu machen habe. Ich vermesse mich nicht, wie Herr Lehrer Fid unter die Propheten zu gehen und zu weisagen, daß die Kirche jeden Einfluß verlieren und es zu einer religionslosen Schule kommen werde, wenn die Wünsche auf Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht nicht in Erfüllung gehen. Er hat darin recht, daß unsere Zeit eine sehr kritische ist. Sie ist in der That so schwierig, daß von unseren Augen kein gangbarer Ausweg zu entdecken ist, wie auch Freund Billeßen einräumen wird. Indessen gilt auch hier das Sprüchwort: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Die Dinge gestalten sich über Nacht anders, als wir vielleicht Jahrzehnte hindurch geträumt haben. Zudem beruht das Heil der Kirche, auch das der Schule, nicht auf etwaigen neuen Institutionen, da auch die besten Einrichtungen und Gesetze die alten Mängel und Unvollkommenheiten in neuen Formen offenbaren werden. Eine Quelle des Vertrauens in die Zukunft unseres deutschen Volkes kann nur der lebendige Christenglaube sein, welcher die Herzen erneuert und das Dichten und Trachten weiter Kreise wieder in bessere Bahnen lenkt.

Dr. R.



Sehr geehrte Redaktion!

Eben lese ich im Aprilheft der „Allgemeinen Konservativen Monatschrift“ den Artikel „Entgegnung“ von W. F., betreffend die Schulinspektion der Geistlichen.

Es ist mir ein Bedürfnis, der Redaktion meine Freude darüber auszusprechen, daß die „Konserv. Monatschr.“ einem Lehrer zur Behandlung einer die Lehrertwelt tief bewegenden Frage ihre Spalten geöffnet hat. Sie unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von fast allen konservativen Blättern, die sich gegen die Wünsche des Lehrerstandes einfach ablehnend verhalten, ohne sie auf ihre Berechtigung hin zu prüfen. Man begnügt sich, zu schreiben und zu sagen: „Der Schulmeister ist unzufrieden, begehrlich und unchristlich; er muß daher demütig, bescheiden und christlich gemacht werden.“ — Ich glaube nicht, daß der Lehrerstand unzufriedener, unchristlicher u. s. w. ist als andere Stände, daß ihm also jene Vorwürfe durchaus mit Unrecht gemacht werden. Aber gesetzt einmal, sie wären begründet. Ist denn die Unzufriedenheit an sich und unter allen Umständen ein Uebel? Niemand wird das behaupten. Kein Vernünftiger wird z. B. unsere Landwirte deswegen tadeln, daß sie klagen und unzufrieden sind. Es fragt sich nur, ob sie Grund zur Unzufriedenheit haben. Ebenso sollte man sich auch gegenüber der Unzufriedenheit des Lehrerstandes verhalten. Es giebt reiche Leute mit einem Jahreseinkommen von 10—100000 Mk., die es meisterhaft verstehen, über die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit „der Schulmeister“ bei jeder passenden Gelegenheit mehr oder weniger geistreich zu wipeln: sollten sie einmal mit einem Jahresgehalt von 5—600 Mk. haushalten, wie es viele Lehrer noch thun müssen, so würde ohne Zweifel mit ihren runden, vollen Bädern auch die Zufriedenheit verloren gehen. — Was den „unchristlichen“ Sinn der Lehrertwelt betrifft, so haben am allerwenigsten die Pastoren ein Recht, dem Lehrerstande deswegen einen Vorwurf zu machen. Ich denke, die vielen ungläubigen, jungen liberalen Theologen, die geradezu eine Gefahr für den Bestand unserer evangelischen Kirche bedeuten, stehen ihnen näher. Sodann mögen die Geistlichen bedenken, daß sie im Grunde genommen ihr eigenes Werk tadeln, wenn sie dem Lehrerstande unchristlichen Sinn vorwerfen. Wessen Händen ist denn die religiöse Erziehung der Lehrer anvertraut? Sind nicht die Seminardirektoren und die Religionslehrer am Seminar zum weitaus größten Teile Theologen? — Wollte man sich in



dieser Weise mit dem Lehrerstande befaßen, so würde man ihn jedenfalls gerechter beurteilen und behandeln und die Schäden würden bald kuriert sein. Aber man glaubt das nicht nötig zu haben. Man sagt einfach, der Lehrer müsse demütig, bescheiden und christlich gemacht werden.

Es ist das dieselbe Taktik, die man lange Zeit der socialistischen Bewegung gegenüber beobachtet hat. Man glaubte genug gethan zu haben, wenn man sie durch ein Ausnahmegesetz eindämmte. Man vergaß, daß man es hier mit geistigen Kräften zu thun hatte, die unter dem Druck nur wachsen. Dem mit Unrecht viel geschmähten Hofsprebiger a. D. Stöcker bleibt das Verdienst, die rechte Behandlung der brennenden Frage gezeigt zu haben, indem er das Wort ansprach: „Man darf der Socialdemokratie nicht bloß entgegenreten, man muß ihr auch entgegenkommen.“ Und wenn irgend etwas, so schützt uns dieses aus Gerechtigkeit, Liebe und Mitleid geborene Wort vor dem Umsturz. — Dasselbe Wort dürfte aber auch dem Lehrerstande gegenüber am Platze sein. Auch hier dürfte das Richtige sein: man darf dem Lehrerstande nicht bloß entgegenreten, man muß ihm auch entgegenkommen. Es ist kein Zweifel, daß wie in anderen Ständen so auch im Lehrerstande viele Glieder dem Radikalismus verfallen sind. Aber glaubt man denn im Ernst, ihn dadurch heilen zu können, daß man über seine Wünsche einfach zur Tagesordnung übergeht? Wir bedauern es um der konservativen Partei und um der christlichen Kirche willen aufs tiefste, daß sie so wenig Herz und so wenig Verständnis für die Bestrebungen unseres Standes zeigen. Hier (im früheren Wahlkreise Stöckers) ist die Kandidatur Stöckers stets aufs eifrigste von Volksschullehrern unterstützt worden, der Vorsitzende des konservativen Vereins war ein Volksschullehrer, und der Vorstand selbst bestand bis vor kurzem in seiner großen Mehrzahl aus Volksschullehrern. Wie lange wird dieser Zustand noch dauern angesichts der Thatsache, daß gerade die konservativen Abgeordneten uns am wenigsten entgegenkommen? Ist es nicht ganz natürlich, daß die Volksschullehrer eine Partei verlassen, von der sie nur (man denke an die letzte Rede des Freiherrn v. Matschahn) Fußritte erhalten?

Aber auch der Kirche werden die Lehrer durch die bestehenden Verhältnisse mehr und mehr entfremdet. Ich sehe davon ab, daß die Lehrer die sie völlig rechtslos machende Aufsichtsordnung, wonach der Pfarrer auch in rein technischen Fragen zum eigentlichen Schul-Weister gemacht wird, als eine Herabsetzung und Kränkung ihres Standes empfinden müssen. — Die staatliche Volksschulinspektion der Geistlichen richtet auch insofern viel Unheil an, als sie kirchliche Personen zu Ausführern staatlicher Gesetze, Verfügungen und Bestimmungen macht. Der geistliche Volksschulinspektor im Staatsdienst belleidet einen Exekutor-Posten. Will der Kreisschulinspektor den Lehrer „schulmeistern,“ so muß der Pastor seinen Mund dazu leihen; will der Regierungsrat von seinem Züchtigungsrechte Gebrauch machen, so muß der Pastor den Hütel spielen; kommen vom grünen Tisch die tausend und ein Verfügungen, die die Schularbeit je länger je mehr in Formalismus und Mechanismus ausgehen lassen, so muß der Pastor sich zum Hiobsboten und Frohvoigt hergeben — er ist ja nur ein willenloses Rad in der großen Maschine, das austrangiert wird, sobald es den Dienst versagt. Nun frage man sich: Liegt eine derartige Einrichtung, die immer wieder zu Reibereien zwischen Pastor und Lehrer führen muß, im kirchlichen Interesse? Ist sie geeignet, ein gutes Verhältnis zwischen Kirche und Schule, zwischen Pastorenstand und Lehrerstand, zwischen Pfarrhaus und Schulhaus herbeizuführen? Es ist keine Frage, die geistliche Volksschulinspektion hat (in Verbindung mit der steigenden allgemeinen und Berufs-bildung der Lehrer) eine Spannung zwischen dem Lehrer- und dem Pastorenstande hervorgeufen. Und es liegt ganz in der Natur der Sache, daß dadurch der Lehrer auch der Kirche entfremdet wird. — Durch diese Entfremdung wird der Kirche offenbar ein großer Schaden zugefügt. Von den Pfarrern wird heute die Frage eifrig besprochen, wie die Kirche ihre verlorenen Glieder wieder gewinnt, und dabei werden die Lehrer mit Recht

als die natürlichen Bundesgenossen der Geistlichen bezeichnet. Aber wie kann man auf die freiwillige Mitarbeit des Lehrers rechnen, wenn er in dem Geistlichen seinen Vorgesetzten erkennen muß, der vielleicht am Sonntag seine Dienste begehrt und ihm in der Woche Verweise giebt? Ein Zusammenwirken ist nur dann möglich, wenn Pastor und Lehrer durch das Band herzlicher Freundschaft mit einander verknüpft sind. Ein solches harmonisches Verhältnis wird sich einstellen, wenn jene Spannung ausgeglichen ist, wenn also dem Lehrer gegeben wird, was ihm von Rechts wegen zukommt. Dazu gehört aber: 1) Fachaufsicht; 2) Vertretung in der Schulverwaltung (besonders im Schulfvorstande); 3) ein auskömmliches Gehalt.

Klafeld, Kreis Siegen, 13. April 1895.

Klemp, Hauptlehrer.



In Nr. 3 der Monatlichen Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule wird bei der Besprechung eines Artikels von Dr. K. in der konservativen Monatschrift über die Schulaufsicht als Thatsache erwähnt, daß dem Oberpfarrer Dr. Rathmann die Ortschulaufsicht abgenommen und dem Rektor übertragen sei. Diese Nachricht ist durchaus nicht richtig.

Oberprediger Dr. Rathmann in Schönebeck ist vielmehr von der königlichen Regierung zu Magdeburg zum Kreischulinspektor des Inspektionskreises Abendorf I ernannt, nachdem sein hochverehrter Superintendent aus Gesundheitsrücksichten auf seinen Antrag von der Führung dieses Amtes entbunden war. Derselbe ist auch noch Ortschulinspektor.

Da die Redaktion der Monatlichen Mitteilungen anzunehmen scheint, daß der Artikel der konservativen Monatschrift von mir selbst verfaßt sei, so bitte ich verehrliche Redaktion, zu bestätigen, daß ich demselben ganz fremd bin. Ich habe erst heute davon erfahren.

In vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit

Schönebeck, 20. April 1895.

Dr. Rathmann,

Oberpfarrer, Kreis- und Ortschulinspektor.

(Anmerkung d. Red. Die Berichtigung gehört im Grunde in die „Monatlichen Mitteilungen“; in der konservativen Monatschrift ist von Herrn Dr. Rathmann gar nicht die Rede gewesen.)



Wir erhalten folgende Zuschrift:

Die Kritik des Herrn O. K. über die Schrift ‚Unser Gymnasialunterricht‘ von Methagoras im Märzheft der Allgemeinen konservativen Monatschrift veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen. Zu den äußeren Feinden des Gymnasiums gesellen sich neuerdings innere, klassische Philologen, die nichts Besseres zu thun wissen, als die klassischen Studien in Mißkredit zu bringen. Die Zeichen der Zeit scheinen ja darauf hinzuweisen, daß unser Gymnasium nach einigen Jahrzehnten nicht mehr bestehen wird. εσσεται ημαρ ετ' αν ποτ' ελθωη "Ιλιος ιρη. Aber noch ist die Zeit nicht gekommen; im Gegenteile es geht jetzt ein ernstes Streben durch die Lehrerwelt, die Schüler in den Geist der alten Schriften einzuführen. Jene Herren scheinen mir, um es ehrlich heraus-

zusagen, Soldaten nicht unähnlich, welche die Festung, zu deren Verteidigung sie berufen sind, dem Feinde übergeben, um so mehr wenn sie, wie Herr Methagoras, keine positiven Vorschläge für den Ersatz der Alten zu machen wissen. Die Behauptung des Herrn Methagoras, daß infolge des Unglaubens vieler Lehrer der höheren Schulen die Lektüre der klassischen Schriftsteller ungünstig auf den Christenglauben der Schüler wirkt, wage ich nicht entschieden zurückzuweisen. Ich sehe darin auch mit Herrn O. K. einen Grundschaden. Doch ist hierin in neuerer Zeit ohne Zweifel eine Wendung zum Besseren eingetreten, was u. a. die eifrigen Bestrebungen der Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht und die Religionslehrerverfassungen beweisen. Das Schlufurteil des Herrn O. K., daß die meisten Lehrer der Gymnasien „Grammatikreiter, Silbenstecher und Pedanten“ sind, macht dem Herrn nicht gerade Ehre. Steht er denn auf so hoher Warte, daß er mit gutem Gewissen einen ganzen Stand schelten kann? Es dürfte ihm schwer werden, den Beweis für seine Behauptung zu erbringen. Ist es eines Christen würdig, eine ganze Gruppe seiner Mitmenschen, die sich offenbar redlich mühen, alte Schwächen ihres Standes zu überwinden, in der Meinung der Leute herabzusehen?

Dr. Gaede.

Dazu bemerkt unser Recensent:

Der Verfasser vorstehender Bemerkungen sieht die hettigen Altphilologen auf dem besten Wege, die alten Schwächen ihres Berufes zu überwinden. Als solche hatte ich bezeichnet: das Grammatikreiten, das Silbenstechen, die Pedanterie. Damit habe ich ein allgemeines Urteil ausgesprochen, das die Gymnasialspäßen von den Dächern pfeifen. Statistisch läßt sich ein solches Urteil natürlich nicht begründen. Eine Herabwürdigung, eine ethische Mindererschätzung, über die sich Herr Dr. Gaede ereifert, liegt in jenem Urteil nicht. Allerdings ist es eines Christen unwürdig, „Mitmenschen, die sich offenbar redlich mühen, alte Schwächen ihres Standes zu überwinden, in der Meinung der Leute herabzusehen“. Ja, von diesem Sich-redlich-bemühen geht Herr Dr. Gaede aus, ich aber nicht. Auf Grund einer mehr als vierzigjährigen Erfahrung gehe ich davon aus, daß die meisten Altphilologen in zu mechanischer Weise, zu formalistisch die alten Klassiker behandelten und daß daraus Pedanterie und Silbenstecherei folgten. Wicht über das alte Gymnasium das Gericht herein, so wird dies Gericht nicht unverdient sein.

O. K.





Monatschau.

Von der Kunst.

(Aus dem Tagebuche eines Kritikers.)

Je mehr sich das Theaterjahr seinem Ende zuneigt, desto deutlicher tritt zu Tage, daß es mit einem Defizit endigen wird. Die Erwartungen waren anfangs wohl etwas zu hoch gespannt gewesen, namentlich hier in Berlin, dem Vorort der dramatischen Kunst. Das „Deutsche Theater“ in den Händen Otto Brahms sollte den Kampf für „die Moderne“ in Dichtung und Darstellung mit den denkbar besten Mitteln durchführen. Schon das mußte Leben und Bewegung in die Kunst bringen. Blumenthal übernahm das sehr populäre „Berliner Theater“ zu seinem „Lessing-Theater“ hinzu, um auch dort neue Werke aufführen zu lassen und mit dem unter Barnay zuletzt eingerissenen Schlandrian aufzuräumen. Lautenburg stellte sein „Neues Theater“ ebenfalls „den Lebenden“ zur Verfügung. Nehmen wir hinzu, daß in der Verwaltung der königlichen Schauspiele Herr Pierson zu größtem Einflusse gelangte und schließlich als Intendantur-Direktor diesen Einfluß auch äußerlich sanktioniert erhielt, so sehen wir, daß der jüdischen Betriebsamkeit in der dramatischen Kunst der Reichshauptstadt keine Schranken mehr gesetzt waren. Man konnte als gewiß annehmen: „Was gemacht werden kann, wird gemacht.“ Dafür mußte schon die verbitterte innerjüdische Konkurrenz sorgen. Aber das Resultat ist doch kläglich.

Ich bin kein blinder Gegner der Juden in Theaterdingen. Sie haben Organisations-talent, Findigkeit, weite internationale Beziehungen und beherrschen nun einmal das Agenturwesen im Bereich der deutschen und österreichischen Bühnen. Sie können also geschäftlich mehr leisten, als irgend ein vereinzelter deutscher Theater-Direktor, und auch wohl mehr, als eine Gesamtheit von nur deutschen Theater-Direktoren. Ein idealer Zustand ist es ja freilich nicht, daß alle großen Bühnen unter jüdischem Einflusse stehen. Sieht man aber das Publikum an, das durch sein Eintrittsgeld die Theater erhält und das mindestens zu zwei Dritteln aus Juden besteht — wenigstens in den Theatern mit teuren Preisen —, so wird es einem sofort klar, daß jener wenig ideale Zustand den realen Verhältnissen entspricht. Der deutsche Bürger, der für sich und seine Frau mehrmals im Jahre 10—12 Mark an einen Theater-Abend wenden kann, kommt nur vereinzelt vor, und wo er vorkommt, da gehört er meist „nach Bildung und Besitz“ zur liberalen Gesellschaft, die gar keine Empfindung mehr hat für den Unterschied zwischen jüdischer und deutscher Denkweise, die das Gemäusel im „Berliner Tageblatt“ und im „Börse-Courier“ sogar schön findet und einer jüdischen Gretchen-Darstellerin begeistert zujuchzen kann. Also die deutschen Theater sind in erster Linie jüdische Vergnügungs-Anstalten, und da versteht es sich von selbst, daß jüdische Direktoren dies

Publikum am besten bedienen können. Säge ich mehr Deutsche ins Theater gehen, so würde ich eine Aenderung dieser Verhältnisse für möglich halten. Die Logik der That- sachen aber muß ich respektieren: wirklich deutsche Theater sind augenblicklich noch unmöglich.

* * *

Mit wachsendem Reide verfolge ich die Bemühungen der „Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft“. Das sind noch Leute mit glücklichen Illusionen! Sie glauben, mit Anrufen und Zeitschriften-Gründung 1) einige hunderttausend Mark zusammen zu bringen, mit denen sich irgendwo in Deutschland ein deutsches Bühnenhaus erbanen (siehe, 2) ein Publikum zusammen zu bringen, das dieses Bühnenhaus gegen Eintrittsgeld besucht, und 3) glauben diese Herren, stets wirkliche neue Dichtungen von guter deutscher Art bekommen zu können, die den bestehenden Theatern verborgen geblieben und daher nirgend anderswo aufgeführt worden sind. — Wohl, das Geld für ihr Haus können sie vielleicht aufreiben; ich glaube es nicht, aber der Zufall spielt oft wunderbar, er kann auch manchmal mehrere reiche Leute auf den Einsall bringen, ihren Namen durch den Bau einer Nationalbühne am Fuß der Wartburg, des Kyffhäuser, des Höhenstausen oder des Brocken unsterblich zu machen. Aber woher die Menschen nehmen, dieses Haus im Winter oder gar im Sommer zu bevölkern? Und nun gar der schöne Glaube, es blühten in Deutschland viele, oder doch einige dramatische Dichter ersten Ranges ganz im Verborgenen, — Dichter, zu deren Aufführungen, auch wenn sie nicht in einer reichen und großen Stadt über die Bretter gehen, sich die Besucher von nah und fern drängen würden. Diese Illusion ist mir die unverständlichste. Kein großer Dichter ist gegenwärtig populärer, als Grillparzer. Er ist sogar neu entdeckt worden. Bessere Aufführungen, als z. B. die seines „Weh dem, der lügt“ und seines „Ottokar“ auf den Berliner Bühnen, kann man schwerlich irgend wo anders sehen. Wie viel Leute aber mögen aus der näheren und weiteren Umgebung Berlins hieher gereist sein, um diese Aufführungen zu sehen? Nicht einmal die Millionenstadt selbst konnte denselben den zwanzigsten Teil der Besucher zuführen, die „Charleys Tante“ bewundern gingen. Wie kann man also erwarten, daß ein bisher unbekannter, von allen bestehenden Bühnen zurückgewiesener Dichter für ein Nationaltheater in Leipzig, Dresden, München oder Stuttgart Fremde anlocken würde?

Will die „Allgemeine deutsche Bühnengesellschaft“ zu einem guten Ziele kommen, so stelle sie sich ihre Aufgabe doch ganz konkret und sage: „Her zu uns, wer nicht will, daß die Juden mit ihrem Gelde den Ton angeben in der deutschen Bühnenliteratur, daß vier Berliner Juden zu bestimmen haben, welche Stücke auf deutschen Bühnen gespielt werden sollen. Her zu uns, wer will, daß das deutsche Volk die Kontrolle über die deutsche dramatische Litteratur selbst übernimmt.“

Dann setze die „Allgemeine deutsche Bühnengesellschaft“ — sie nenne sich doch lieber einfach „Deutsche Bühne“ — ein Preisgericht aus den besten deutschen Dramaturgen zusammen, lasse alle von diesem Preisgericht für würdig befundenen Stücke deutscher Dramatiker drucken und um zwanzig Pfennige an die Mitglieder der „deutschen Bühne“ verkaufen. Mit Namens-Unterschrift habe dann jedes Mitglied seine Stimme darüber abzugeben, welches Stück von Vereins wegen aufgeführt werden soll. Jedes „Ja“ verpflichte zur Abnahme eines Billets. Mit diesen Stimmen gehe der Verein in jeder Stadt zu einem geeigneten Theater-Direktor und verhandle über die Aufführung.

Das würde Interesse an der dramatischen Litteratur erzeugen, man verlasse sich darauf! Mit allgemein gehaltenen Straßpredigten gegen Berlin als Theater-Hauptstadt, gegen das stumpfsinnige Theaterpublikum, gegen die nichtslehrenden Theater-Direktoren und gegen denkmalscheue Erbkasser, Straßpredigten, wie sie Herr Dr. Dreher in Schuf-

psoria als Vorsitzender der mehrgenannten Bühnengesellschaft veröffentlicht, — damit ist gar nichts zu erreichen. Anpredigen und aufrufen läßt sich das von allen Seiten angeschriene Publikum nicht mehr. Man muß ihm Theater zeigen und es selbst mitthun lassen!

Es fehlt nicht ganz an privaten Veranstaltungen, um Aehnliches wie das, was ich für nötig halte, ins Werk zu setzen. Herr Riote in Leipzig will im Sommer acht neue Stücke, die bisher kein Theater gefunden haben, in Berlin auführen. Ob dies auch ein jüdisches Unternehmen ist, weiß ich nicht. Aber daß man im Sommer keinen erfolgreichen Bühnenseldzug führen kann, ist doch wohl klar. Mögen die von Herrn Hermann Riote ausgewählten Stücke noch so vortrefflich sein, die Direktoren ständiger Theater werden das Urteil eines Sommer-Premieren-Publikums nicht als maßgebend für den Erfolg in einem Winter-Theater ansehen können. Doch warten wir es ab.

Interessanter sind die Bemühungen des Herrn Ludwig Klausner-Dawoc, der ein „Theater auf dem Papier“ gründen will. Er findet, und darin ist er gewiß nicht der Einzige, daß das Lesen guter, wirklich guter Dramen eine viel intensivere Kunstfreude gewährt, als das Lesen von Novellen und Romanen, — etwa wie Hochgebirgsstouren ganz andere Reize gewähren als gewöhnliche, freilich auch sehr angenehme Bergnügenreisen. Ich weiß nichts, was den Geist, die Phantasie, den litterarischen Geschmack des Lesers mehr entwickelt, schärft und verfeinert, als die Lektüre derartiger Dramen. Da der dramatische Autor von hundert Worten, die er denkt, kaum eins schreibt, nur andeutet, und dem Leser ein weites Gebiet zum Nachschaffen, Nachdichten überläßt, hat dieser, wenn er zu lesen versteht — und nach einiger Uebung versteht er es —, neben dem gewöhnlichen Genuß der Lektüre einen anderen, ganz eigenartigen und einen Vorteil obendrein, wie etwa der Schachfreund, der außer der Freude am Spiel noch den Vorteil hat, daß sein Kombinationsvermögen und seine Kombinationslust sich vermehren. Je fraglicher dem Leser etwas in einem Drama ist, dessen Autor mit scharfer Selbstkritik schafft, desto mehr verlohnt es sich für ihn, darüber nachzudenken. In neunundneunzig von hundert Fällen hat der Autor durch ein winziges vom Leser übersehenes Wort, eine angedeutete Gesterbe, dem Einwande bereits vorgebeugt. Der Leser kommt bei der Lektüre eines ersten Schauspiels, was beim Roman fast nie geschieht, auch zum Kompositionsgenuß“.

So Herr Klausner-Dawoc. Er bleibt nicht bei solchen theoretischen Erwägungen stehen, sondern will versuchen, neue, lesenswerte Dramen unter dem Titel „Neue deutsche Theaterbibliothek“ in zwanglos erscheinenden Hefen zu billigem Preise herauszugeben: deutsche und nicht fremde, moderne (nicht „moderne“) und nicht vorfindliche, gute und lesenswerte und nicht zufällig aufgeführte oder mißratene dramatische Werke. Er meint: „Wenn das Publikum sieht, daß ganz leidliche Sachen geschrieben werden, während das fadeste, albernste, frivolste und verderblichste Zeug, von dem geglaubt wird, daß es „ziehen“ müsse, aufgeführt wird, dann wird es den Direktionen neue Dichter und Werke aufzwingen.“

In diesem Punkte bin ich skeptisch. Man muß den Lesern guter Dramen nicht soviel Dankbarkeit gegen die Dichter zutrauen, daß sie sich an die Direktoren der bestehenden Theater ganz aus eigenem Antriebe mit der Bitte um eine Aufführung jener Dramen wenden. Man muß die Abstimmung organisieren. Will sich die „Allgemeine deutsche Bühnengesellschaft“ mit dieser Abstimmung nicht befassen, so nehme Herr Klausner-Dawoc die Sache selbst in die Hand, lege jedem Hefte seiner „Neuen deutschen Theaterbibliothek“ eine Postkarte bei, auf der der Leser seine Bitte um Aufführung des Stückes nebst Bestellung eines Billets für die Aufführung an seinem Wohnorte mit Namensunterschrift eintragen kann, und dann wird man greifbare Erfolge sehen. Ich denke mir, selbst vom buchhändlerischen Standpunkte aus wäre eine solche Erweiterung der

Ziele der „Neuen deutschen Theaterbibliothek“ zu empfehlen, ganz abgesehen davon, ob schließlich viele Aufführungen der neu herauszugebenden Stücke durch Volksabstimmung erzwungen werden. Die rein private Leitung dieser Angelegenheit hat sogar ihre Vorzüge vor der Betreibung derselben durch einen Verein. Ich kann mich der Sorge nicht entschlagen, daß die Generalversammlung oder die Vorstandssitzung eines Vereines bei der Abstimmung über aufzuführende Stücke soviel Dramen-Titel wie Stimmszettel ergeben würden, denn jedes Mitglied wird sein eigenes Stück aufgeführt sehen wollen.

* * *

Die Theaterzustände sind immer Folgen des allgemeinen Kulturzustandes. Eine verjudete Kultur bedingt verjudete Theater. Augenblicklich spitzt sich die Nachtfrage im Theaterwesen zu. Ich weiß nicht, ob es anderswo auch so ist, in Berlin jedenfalls haben die Privattheater diesen Winter schlechte Geschäfte gemacht. Das mag zum Teil mit dem Börsegeschäft zusammenhängen, das für die Verfasserspekulanten Berlins insfolge der Wiener Panne nicht gerade sehr einträglich war. „Deutsches Theater“ und „Vestibültheater“ setzen ihr Publikum fast ausschließlich aus Börsebesuchern zusammen. Die Hauptursache des schlechten Theaterbesuches liegt aber in der Auswahl der Stücke. „Frivole Sachen“ ziehen gar nicht mehr. „Ausstattungs-Sachen“ sind bei den Theaterhabitués auch nicht mehr Mode. „Virtuose Sachen“ verbieten sich von selbst, da es namentlich an weiblichen Virtuosen fehlt — abgesehen vielleicht von der Madame Sans-Gêne-Virtuosin Jenny Broke.

So steht das jüdische Theaterregime offenkundig in finanziellen Gefahren, und vielleicht deshalb versuchte das „Deutsche Theater“, das jüdische Publikum einmal „als solches“ mobil zu machen. L'Arronge, der Besitzer und Verpächter dieses Theaters, schrieb ein politisches, philosemitisches Stück, das Schauspiel „Pastor Broke“. Da werden die Agrarier, die Christlich-Sozialen Ritschlicher Konfession und die Antisemiten abgelaugt, und zwar durch einen orthodoxen evangelischen Geistlichen, während ein junger nationalliberaler Held hunderte antisemitischer Agrarier mit einem Stuhlbein zerschmettert — dies freilich hinter der Scene, wie es die legendenhafte nationalliberale „Großthat“ erheischt. Herr Joseph Kainz, das dürstige Figürchen, siegend über hunderte handfester märkischer Bauern, dies Bild wagte L'Arronge doch nicht auf die Bühne zu bringen.

Das ganze Nachwerk ist so dürstig, daß man fast glauben möchte, Stöckers Mahnung an die Juden, sie möchten etwas bescheidener werden, sei schon beherzigt worden. Pastor Broke, dem die Straßpredigt zugeteilt ist gegen alles, was nicht jüdisch-freisinnig ist, wird als ein weltfremder, ganz unpraktischer Quietist geschildert, der auf seine Gemeindeglieder, die armen wie die reichen, auch nicht den geringsten Einfluß ausübt, nicht einmal auf seine Frau und seinen Sohn. Meist hat er dem Zuschauer als Gegenstand des Spottes zu dienen. Um so größer ist der Kontrast, wenn er dann zum Schluß einen freisinnigen Leitartitel herunterpredigt und das ganze jüdische Publikum in Beifallsrufe ausbricht. Bescheidener kann es wirklich nicht mehr werden.

* * *

In der bildenden Kunst beginnt nun bald die „Salon“. Die Münchener Sezessionisten haben ihre Frühjahrs-Ausstellung bereits eröffnet, und was man davon hört, berechtigt zu dem Schlusse, daß diesmal noch weniger Sensationelles als im vorigen Jahre dort zu sehen ist. Die bildende Kunst ist der dramatischen längst voraus in der Entwicklung. Ihre jüngste Krankheit, der Symbolismus, scheint von den meisten größeren Malern, die den Ton anzugeben pflegen, bereits überwunden zu sein. Er ist in Mißkredit gekommen dadurch, daß selbst die ärmsten Geister sich in das Nebereich unklarer Vorstellungen hineingeschlichen und dort arge Verwüstungen angerichtet haben.

Die Schlangen und Drachen, die abgetriebenen Seelen, die Ideen mit den unsicheren leiblichen Umrissen, der ganze allegorische Spul ist so oft wiederholt worden, daß er kein Grauseln mehr erzeugt. Darüber ist nun manchem kleinen Meisterchen der Blick für das Wirkliche verloren gegangen. Zahlreiche Existenzen dieser Art sind technisch vollkommen ruiniert und werden von vorn anfangen müssen, wenn sie wieder beachtet sein wollen. In Paris haben sie sich ein eigenes Leichenhaus errichtet, wo nun ihre lebensunfähigen Werke Schreden verbreiten.

Daß die wahre Phantasiekunst darum nach kurzem Ausblühen wieder vergehen werde, ist nicht zu erwarten. Nur das hat sich sehr schnell herausgestellt, daß sie ein Gebiet ist, auf dem nur wirklich phantasiebegabte, starke, produktive Persönlichkeiten sich geltend machen können, daß sie keinen Tummelplatz für nachahmende Modesezer abgeben kann.

*
*
*

Große Rivalität zwischen der Berliner und der Münchener Jahres-Ausstellung! Da jetzt wenigstens ein Pariser Künstlerverein in Berlin ausstellt, ist ein Hauptvorzug der Münchener Ausstellung beseitigt. Man wird nun auch hier eine wirklich internationale Ausstellung haben und sich über die französische Malerei nicht nur aus den Nachahmungen Starbinas, Ulys, Hoenigers und anderer ein eigenes Urteil bilden können.

Wenn aber nun schon Berliner Kritiker zu bestreiten anfangen, daß Berlin für die Malerei ein höchst steriler Boden sei, wenn sie gar Vorzüge Berlins gegen München herauszustellen versuchen, dann beweisen sie damit einen sehr kurzichtigen, ja lächerlichen Lokalpatriotismus. Die wenigen bedeutenden Berliner Maler werden hier durch eine lukrative Lehrthätigkeit oder durch Familienbeziehungen festgehalten. Ich habe noch keinen von ihnen kennen gelernt, dessen stille Sehnsucht nicht München wäre.

Das wird schon daraus erklärlich, daß die landschaftliche Anregung dort von einer unvergleichlichen Mannigfaltigkeit ist. Selbst Künstler, denen das überaus kostspielige und noch viel übere gesellschaftliche Leben Berlins erträglich ist, empfinden die Eintönigkeit der Form und der Farbe in der märkischen Landschaft wie eine schwere Last, die der Phantasie etwas Melancholisches verleiht. Nur die Nähe der See entschädigt in etwas für die Entbehrungen, die der Landschaftsmaler hier auf sich nehmen muß. Daher war es kein gar so lächerlicher Gedanke, an der Berliner Akademie eine Klasse für Marine-Malerei einzurichten. Die besten deutschen Marine-Maler (große Lichter sind freilich auch sie nicht) wohnen aber in Berlin. Sie haben zum Teil besondere Ateliers und Schulen an der Küste. Und die „Marine-Klasse“ wird selbstverständlich ihre Naturstudien auf gemeinsame Kosten unter Leitung Berliner Meister an der Küste machen. Man kann doch aber nicht auf Sylt eine Zweigniederlassung der Akademie der bildenden Künste als Staatsanstalt errichten. So hat Berlin als Kunststadt wohl das Recht, die „Marine-Klasse an der Spree“ zu bespötteln, aber auch die Pflicht, sie als eine wesentliche Förderung der Kunstschule dankbar anzuerkennen.

Wirtschaftspolitik.

Man liegt es zu Tage, warum die Ueberspekulation an den Börsen von Wien und Pest sich so lange halten kann. Keine Kredit-Erschwerung und keine „Börsenreform“ (in Pest ist etwas dieser Art durchgeführt worden) benimmt den Spekulanten den Atem, am wenigsten leiden sie gar unter sachlichen Erwägungen, wie sie jeder Laie angesichts des Mißverhältnisses zwischen Börsentendenz und wirtschaftlicher Weltlage

anstellen kann. Es war nicht allein die große Bankenverschmelzung (Diskontogesellschaft — Norddeutsche Bank), die der Wiener Bank ein schnelles Ende machte. Viel realere Dinge lockten zu neuen Hauss-Engagements.

Die Eröffnungen des österreichischen Handelsministers Grafen Burmbrand in der Budget-Kommission des Abgeordnetenhanfes über die beabsichtigte Verstaatlichung der österreichischen Privatbahnen machten in Deutschland einen geradezu verblüffenden Eindruck. Man faßte sich an den Kopf und fragte sich, ob denn dieser Minister aus einem weltfernen Kloster plötzlich zur Leitung der österreichischen Handelspolitik berufen worden sei. Wenn ein Mönch auf den Kuhhandel ausgeht für Rechnung seines reichen Klosters, dann mag er allenfalls dem Bäuerlein sagen: „Du taxierst dein schönes Tier zu niedrig. Bedenke doch, daß es dir jährlich so und soviel an Milch, an Dünger und an Jungvieh eingebracht hat. Rechne das als Zins und fordere von mir das Fünfundzwanzigfache als Kaufpreis, dann kommst du zu dem Kapitalwerte, den deine Braune darstellt.“ Wenn aber ein Minister dem In- und Auslande verkündigt, die Aktionäre der anzukaufenden Bahnen taxierten ihren Besitz zu niedrig, der Staat müsse ihnen eine ewige gleichbleibende Rente in Höhe der erst noch zu erhoffenden größeren Reingewinne kommender besserer Jahre nebst einer Entschädigung für die ungesammelten Reserven bezahlen — dann lautet das wie eine Erzählung aus der Schildbürger-Zeit. Nicht genug, daß dieser Minister eine feste Staatsrente nicht höher taxiert als eine unsichere Dividenden-Einnahme, daß er also mit schlechten Konjunkturen im Eisenbahnverkehr gar nicht rechnet, daß er ferner die für Neu-Anschaffungen und Dividenden-Reserven zurückgestellten Einnahmen als Reingewinn auffaßt: er drängt diese seine Meinung in seiner autoritativen Stellung auch noch dem Gegenkontrahenten geradezu auf und bewirkt dadurch, daß im Handumdrehen das Handelsobjekt um 70 bis 80 Millionen Gulden im Preise steigt. Zum Ueberfluß erklärt er dann noch, die von den Bahnen vor einigen Jahren auf Veranlassung der Regierung vorgenommenen Tarifiermäßigungen (Zonentarif) würden nach der Verstaatlichung sofort rückgängig gemacht werden, was einer Rentabilitäts-Erhöhung von 2 bis 3 Millionen Gulden gleichkomme. Damit wird eine Benützung jener Tarifmaßregel herausgefordert, die der Regierung und ihren Mittelspersonen im höchsten Grade unvorteilhaft ist.

Kein Wunder, daß nun in der Öffentlichkeit Gerüchte von revolutionierender Wirkung besprochen werden können: der Führer der Rothschildgruppe in Oesterreich, Ritter v. Tauffig, Vorsitzender der größten Privatbahngesellschaften, der Bodenkreditanstalt u. s. w., habe von diesen selbstlosen Absichten des Staates in betreff der Verstaatlichung längst Kenntnis gehabt und diese Kenntnis an der Börse im eigenen Interesse und in dem des Grafen Burmbrand, ja sogar höchster und allerhöchster Personen, durch Ankauf von Eisenbahnaktien verwertet. So berichten ungeheuer Wiener Blätter, denen man Beziehungen zu Regierungskreisen beimißt. Diese Zeitungen sagen sogar, die Verstaatlichungspläne des Grafen Burmbrand würden unter allen Umständen programmgemäß, also zu den ungläublichsten Phantasiereisen, durchgeführt werden, denn alle gesetzgebenden Faktoren seien daran „interessiert“. Das sind gewiß ganz gemeine Lügen. Sie bewirken aber, was sie bewirken sollen, nämlich eine fortdauernde Haussse in österreichischen Eisenbahnaktien, sowohl an der Wiener, wie an der Berliner Börse.

Das alles sind Sturmzeichen bedenklicher Art. Wenn es den österreichischen Christlich-Socialen unter Führung ihres vortrefflichen Dr. Lugger nicht gelingt, dieses Korruptionsnest auszuheben und politisch für alle Zeit unschädlich zu machen, so muß uns um die Zukunft der Habsburgischen Monarchie bange werden.

Man hat viel Wesens gemacht von der „Börseureform“ in Ungarn, als sei man dort den schwerfälligen Deutschen, die jahrelang über der Börseureform brüten, mit einer wirklich durchgreifenden Maßregel zuvorgekommen. So stehen die Dinge nicht. Die Reorganisation der Pester Börse, wie sie von dem dortigen Börsevorstande selbst

ins Werk gesetzt wurde, hat nur den Zweck, offenbarem Betrage vorzubeugen, während es sich in Deutschland darum handelt, das Börsenspiel zu lokalisieren und auf die sachkundigen Börsenbesucher und Händler zu beschränken. Durch eine Indiskretion ist der Entwurf eines Börsengesetzes, wie er aus dem preussischen Staatsministerium an den Bundesrat gelangt ist, der *Vossischen* Zeitung und damit aller Welt bekannt geworden. Man kann aus diesem Entwurf entnehmen, daß das Ministerium die wichtigste Aufgabe der Börsengesetzgebung — die Spekulation zu beschränken — wohl erkannt hat, aber nicht die Entschlossenheit besitzt, mit einem Male durchzugreifen. Der Registerzwang wird für alle Termingeschäfte, die nicht als unlagbare Spiel- oder Wett-Geschäfte gelten sollen, vorgeschlagen, d. h. Personen, die nicht in dem einzuführenden Register stehen, sollen keine rechtsgültigen Termingeschäfte abschließen können. Dieser Vorschlag bedeutet wohl einen Fortschritt gegenüber den Vorschlägen der Börsen-Enquete-Kommission, die bekanntlich nur für die Produktenbörse ein solches Register eingeführt wissen wollte. Aber es genügt doch noch nicht, um die Spekulation in ihrer volkswirtschaftlich gefährlichsten Wirklichkeit lahm zu legen. Darum sieht der Entwurf noch Verordnungen des Bundesrates vor über Zulassung und Nichtzulassung bestimmter Effekten und Waren zum börsenmäßigen Terminhandel. Es ist also noch nicht jede Hoffnung verloren, daß der Terminhandel in Aktien aller Art, der lediglich Spiel ist, von den Börseinrichtungen ausgeschlossen wird. Hier aber zeigt sich eine klaffende Lücke in dem Entwurfe. Er hält es für unmöglich, den Handel in nicht zugelassenen Papieren und Waren an der Börse zu verbieten und zu verhindern. Das ist ein großer Irrtum. Vor nicht gar langer Zeit konnte man an der Berliner Börse so ziemlich alles kaufen, was gut und teuer ist, namentlich Bronzen, Juwelen, Lotterielose, Theaterbillets, Havanna-Cigarren u. s. w. Diesem Hanfierhandel an der Börse ist durch einen einfachen Ukas des Börsen-Kommissariats das Geschäft gelegt worden. Wäre es da so unmöglich, wenn in der Börsen-Ordnung bestimmt würde: „Wer in den Börseämtern gewerbsmäßig Handel treibt in Effekten und Waren, die zu der amtlichen Notierung und zum Handel an der Börse nicht ausdrücklich zugelassen sind, wird mit Anschluß von der Börse auf 1 Jahr, im Wiederholungsfalle auf Lebenszeit bestraft?“ Man braucht nicht zu befürchten, der Handel in nicht zugelassenen Effekten und Produkten lasse sich verheimlichen. Die Heimitlichkeit wäre sein Tod.

Die letzte Zeit bot einige Beispiele der Einführung nicht zugelassener Effekten in den sogenannten „Privatverkehr“ der Berliner Börse. Da war z. B. die 1893er Mexikanische Anleihe, ein Papier, dessen Fundierung offenkundig die Rechte älterer mexikanischer Anleihen verlegt, und das die Firma S. Reichröder aus diesen und anderen Gründen nicht an der Berliner Börse einzuführen versucht hat, obwohl es in London notiert wird. Nun hatte sich eine andere, kleinere Berliner Bankfirma die Aufgabe gestellt, dem Papier hier einen Markt zu schaffen, und sie fand in der Presse willfährige Helfer. In den Börsenberichten der Handelsblätter fand man den Kurs der 93er Mexikaner (mit der Formel: „Im Privatverkehr notierten . . .“) täglich angegeben. Das war wirksamer, als wenn der Kurs im amtlichen Kurszettel gestanden hätte. Sobald eine solche Notiz in einer Zeitung steht, weiß die Börsenbehörde doch, daß ein illegitimer Handel in dem betreffenden Papiere stattgefunden hat. Sie braucht dann nur die Zeitung unter Androhung des Anschlusses ihrer Redakteure von der Börse anzufordern, ihr den Namen dessen zu nennen, der ihr den Kurs mitgeteilt hat, und sie hat die nötige Handhabe, um den Handel zu unterdrücken.

Aber die Zeitungen gelten aus sehr plausiblen Gründen der Börsenbehörde als iakrofant. Wo ist je der Fall vorgekommen, daß sich eine solche Behörde um Mißbrände der Presse gekümmert hätte? Höchstens dann hat man die Presse gewaßregelt, wenn sie Nachrichten gebracht hatte, die der Börse unlieb waren. Ich erinnere an den Skandal, der vor einigen Monaten vorkam. Ein Börsenblatt hatte einem Makler, der über notorische Schwindbeleihen bei der Kursfestsetzung aus der Schule plauderte, seine

Spalten geöffnet. Die Redakteure dieses Blattes wurden an der Börse körperlich mißhandelt, die aktiv an dieser Prügelei Beteiligten blieben straflos, die Geprügelten wurden bestraft. Es ist für eine Zeitung ganz unmöglich, mit Erfolg Mißstände an der Börse zu bekämpfen. Beteiligt sie sich aber an diesen Mißbräuchen, so darf sie sich des kräftigsten Schutzes von allen Seiten versichert halten. Daher wird man auch nie einer Zeitung verbieten, über den illegitimen Börsenhandel zu berichten. Höchstens der von dem Gehekontwurf vorgefehene Staats-Kommissar könnte hier Wandel schaffen, und darum schon ist ein solcher unabhängiger Staatsbeamter an der Börse ganz unentbehrlich.

Man spottet viel über diesen Staats-Kommissar. Er würde an der Börse nicht mehr erfahren, als das Publikum draußen. Das ist falsch. Er braucht sich nicht um jede Kleinigkeit zu kümmern, aber er müßte doch blind sein, wenn er nicht sähe, ob und von wem Contrebande an der Börse eingeführt wird. Bisher haben wir niemand im Handelsministerium, der sich amtlich und fortwährend mit dem täglichen Thun und Treiben der Börse beschäftigen muß. Daher die umständlichen Enquêtes und Anfragen bei jeder Gelegenheit. Ein staatlicher Börsen-Kommissar von imponirender amtlicher und persönlicher Stellung, der dem Denunziantentum unzugänglich ist, aber eben deshalb die Wahrheit über den legitimen Handel, das Spielgeschäft, das Emissionswesen u. s. w. um so sicherer erfährt, würde der Regierung bald ein unentbehrlicher Ratgeber und den soliden Börsen-Interessenten ein ebenso unentbehrlicher Vertrauensmann werden.

Das wichtigste politische und zugleich das wichtigste wirtschaftliche Ereignis des abgelaufenen Monats war der Abschluß des japanisch-chinesischen Friedens in Schimonosaki. Was über die Friedensbedingungen bis heute bekannt geworden ist, läßt erkennen, daß Japan den Hauptwert auf eine wirtschaftliche Vereinigung mit dem unterworfenen Nachbarlande legt, und diese Vereinigung richtet natürlich ihre Spitze gegen den europäischen Handel. In Frankreich und Rußland macht sich in Folge dessen eine kriegerische Stimmung geltend, die den Japanern die absolute Vorherrschaft in Ostasien nicht zugestehen will. In Deutschland scheint man Zurückhaltung üben zu wollen. England wie Nordamerika stehen in dem Verdachte, schon vorher ihre Abmachungen mit Japan getroffen zu haben. Kein Mensch kann heute sagen, wie dieser Streit auslaufen wird. Er kann sehr wohl auch zu europäischen Verwicklungen führen. Gewiß ist uns eines, daß uns nämlich in Ostasien eine industrielle Konkurrenz schlimmster Art heranwächst, schlimmer als die mit hohen Löhnen arbeitende amerikanische. Das ist ja schon längst vorausgesehen worden, die Gefahr aber wird augenblicklich akut, und das uneinige Europa steht ratlos da.

Unsere Banken nehmen trotz alledem keinen Anstand, eine chinesische Anleihe zu negociieren. Es handelt sich zwar zunächst nur um 30 Millionen Mark, und wir wollen auch gern annehmen, daß dieser ganze Betrag in Deutschland ausgegeben wird für Bestellungen auf Schiffe und Waffen. Eine genagte Sache bleibt aber diese Anleihe immer. Denn China wird außer den eigenen Kriegskosten auch noch 600 bis 700 Millionen Mark Kriegsschädigung an Japan auszubringen haben, und alle diese Summen wird man aus Europa ziehen wollen. Hier hätten die europäischen Regierungen ein Mittel in der Hand, um eine Monopolisierung des japanischen Handels in China zu verhindern, indem sie die Zulassung von chinesischen Anleihestücken (mit denen voransichtlich doch auch Japan wird abgesunden werden sollen) auf dem europäischen Markte von einer Ausdehnung der dem japanischen Handel und der japanischen Industrie gemachten Zugeständnisse auf die englischen, französischen und deutschen Firmen abhängig machen. Die jetzt abgeschlossene kleine Anleihe von 30 Millionen Mark ist vielleicht gar nicht für die baldige Einführung an der Börse bestimmt. Aber sie ist ja nur ein Vorläufer einer dreifach so großen Anleihe, mit der sie dann gleich rangieren wird. Kein Zweifel: dieser ganze große Betrag würde vom europäischen Geldmarkte binnen 24 Stunden abgebracht werden, obwohl China gar keine geregelte Finanzwirtschaft

befißt und kein Mensch sagen kann, wie hoch Chinas Kredit geschätzt zu werden verdient. Es herrscht infolge der an dieser Stelle wiederholt geschilderten spekulativen Mobilisierung aller Börsenwerte eine krankhafte Sucht, auf alle neuen Emissionen ungezählte Summen zu subscribieren, und so würde man auch eine Milliarde chinesischer Anleihen zeichnen, so gut wie man dem Mann im Monde Kredit geben würde. Aber die Regierungen wenigstens sollten das Ende bedenken.

Berlin, 22. April.

Dr. Th. Müller-Fürer.

Kolonialpolitik.

Vielfach sind während der letzten Monate die Namen Delagoa-Bai, Lourenzo Marquez und Transvaal in den Zeitungen genannt. Mit berechtigter Genugthuung wurde hervorgehoben, daß die 1894 nach der portugiesischen Hafenstadt entsendeten deutschen Kriegsschiffe nicht nur die dort ansässigen Reichsangehörigen gegen die aufständische Bevölkerung geschützt, sondern zugleich die nach der Küste von Mozambique lästernen Engländer gehindert hätten — und zwar lediglich durch ihr Erscheinen —, sich der Delagoa-Bai zu bemächtigen. Wir wollen dahin gestellt sein lassen, ob letzteres schon jetzt zu erwarten war, aber die Anwesenheit deutscher Kriegsschiffe vor Lourenzo Marquez und die vor kurzem erfolgte kommissarische Ernennung eines Berufskonsuls für diesen Platz haben jedenfalls gezeigt, daß unsere Regierung die Bedeutung des Hafens zu würdigen beginnt. An sich ist die Delagoa-Bai nicht allzuviel wert. Die Gegend ist ungesund, für Europäer auf die Dauer nicht bewohnbar, aber die Bucht ist der gegebene Hafen, der „Lebensnerv“ für die Buren-Republik Transvaal, die durch einen über 70 Kilometer breiten Streifen portugiesischen Gebiets vom Meere getrennt ist. Eine Eisenbahn, schon fast vollendet, verbindet Lourenzo Marquez mit Pretoria, der Hauptstadt des Landes. Die Bahn ist mit wesentlicher Beteiligung deutschen Kapitals und zum Teil von deutschen Ingenieuren gebaut. Nach Delagoa-Bai fahren die Schiffe der vom Reich subventionierten Ostafrika-Dampferlinie, mit deren Hilfe seit 1. April ein direkter Güterverkehr von Stationen des deutschen Bahnnetzes nach Pretoria ermöglicht ist. Deutsche Banthäuser haben sich in Transvaal niedergelassen, Handelsbeziehungen verschiedenster Art sind von Deutschland aus mit jenem Lande angeknüpft und die Aussichten für die Weiterentwicklung derselben sind nicht ungünstig. Auch für unsere ostafrikanische Kolonie kann das Transvaal Bedeutung erlangen, weil voraussichtlich einzelne Produkte dorthin abgesetzt werden können, namentlich Zucker, wenn es dem sog. Zuckersyndikat gelingt, in Bangani eine Zuckersabrik zu erbauen und mit Erfolg in Betrieb zu nehmen. Schließlich kann nach Transvaal auch die deutsche Auswanderung gerichtet werden, man hat in Hannover neuerdings das Land hierfür in Aussicht genommen.

Alle diese uns mit der Buren-Republik verbindenden Fäden würden zweifellos zerrissen werden, wenn die Delagoa-Bai aus portugiesischem in englischen Besitz gelaugte. In Transvaal fürchtet man nicht nur die Wegnahme dieses Hafens, sondern glaubt, daß Cecil Rhodes, der energische Premier-Minister der Kap-Kolonie, am liebsten Transvaal selbst annektieren würde. Das Land ist in einer merkwürdigen politischen Lage. Die Buren, etwa 70000 Köpfe, wollen selbständig bleiben, aber neben ihnen haben die eingewanderten Engländer schon die Zahl 36000 erreicht, und es ist fraglich,

ob die Buren nicht schließlich durch die letzteren gezwungen werden, die Herrschaft Englands oder der Kap-Kolonie selbst herbeizurufen. Vortänzig fühlt sich aber das Transvaal noch unabhängig und in scharfem Gegensatz zu England. Daher die überströmende Dankbarkeit, mit der in Pretoria das Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe vor Lourenço Marañez begrüßt wurde; man begriff sofort, daß Deutschland die Unabhängigkeit oder doch zum mindesten die Lebensfähigkeit der Republik erhalten habe. Bei dem Kaiser-Kommers in Pretoria am 26. Januar d. J. sagte der deutsche Konsul von Herff, daß seine Regierung in Südafrika keine anderen politischen Interessen habe, als Transvaal in der Erhaltung des politischen Gleichgewichts beizustehen. Der Präsident Krüger dankte mit warmen Worten und der anwesende englische Resident wird vermutlich die Reden verstanden haben. Vielfach wird es als eine Folge des deutschen Verhaltens in Südafrika angesehen, daß vor kurzem der Volksraad der zweiten Buren-Republik, des Orange-Freistoats, beschlossen hat, mit der Transvaal-Republik ein Schutz- und Trutzbündnis anzubahnen oder, mit anderen Worten ausgedrückt, versuchen will, sich auch von der englischen Bevormundung zu befreien. Das Gelingen dieses Plans kann für unsere Interessen in Südafrika nur von Vorteil sein. Zweifellos hat die deutsche Regierung dort energisch, klar und im Bewußtsein ihrer Macht gehandelt, und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Leider hat es an solchem rechtzeitigen und energischen Auftreten in überseeischen Angelegenheiten früher zu sehr gefehlt, so namentlich in Samoa, wo uns durch eigene Schuld die reife Frucht aus der Hand gerissen wurde. Der günstigste Zeitpunkt, die Inselgruppe in Besitz zu nehmen, war das Jahr 1880, aber er ging ungenutzt vorbei, weil der Reichstag unter Bambergers Führung es ablehnte, die bis dahin Godefroy'sche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee durch Uebernahme einer Zinsgarantie zu stützen. Einer Zeit völliger Anarchie in Samoa folgt dann 1889 der Berliner Samoa-Vertrag, auf Grund dessen eine gemeinsame Herrschaft Deutschlands, Englands und Amerikas mit dem eingeborenen Schattenkönige eingesetzt wurde, natürlich eine Quelle fortwährenden Zwanges zwischen den Europäern, an Aufständen und Kämpfen der Samoaner untereinander, Verwüstungen der Pflanzungen u. s. w. Heute liegen die Dinge so ungünstig wie möglich für uns. Während 1880 Nordamerika noch gar nicht daran dachte, sich in die samoanischen Angelegenheiten zu mischen, streckt es heute begehrtlich seine Hand nach den Südseeinseln aus, will gewissermaßen die Monroe-Doktrin auf Polynesien ausdehnen. England beansprucht zwar Samoa nicht für sich allein, gönnt es aber jedenfalls Deutschland nicht, dazu kommen noch australische und neuseeländische Wünsche. Was aus diesem Wirrwarr werden soll, weiß kein Mensch, jeder fühlt aber, daß es so nicht weiter gehen kann. Die jetzt abgeschlossenen Verhandlungen der von England, Amerika und Deutschland eingesetzten Landkommission haben wieder gezeigt, daß Deutschland dort bei weitem am meisten Besitz erworben hat; unseren Landsleuten wurden 75000 Acres, den Engländern 36000, den Amerikanern 21000 zugesprochen, außerdem ist der von ersteren erworbene Boden der bei weitem wertvollste und zum Teil in hoher Kultur befindlich. Der Handel der deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, deren Sitz in Hamburg ist, übertrifft den aller anderen samoanischen Firmen weit an Bedeutung. In Apia ist eine gut geleitete deutsche Schule, die auch unser Kaiser unterstützt; sie wurde 1893/94 von 54 Kindern, darunter 33 deutsche, besucht. Sogar ein Kindergarten mit einer deutschen Dame an der Spitze ist dort eingerichtet. Der deutsche Einfluß ist auf den Samoainseln alles in allem viel größer wie der der beiden anderen rivalisierenden Nationen zusammengenommen, und es ist hauptsächlich Reid und Mißgunst, wenn diese uns den Besitz der schönen Inseln mißgönnen. Vielleicht findet sich bald Gelegenheit, z. B. bei der Regelung der Besitzverhältnisse in Westafrika, England einen Dienst erweisen zu können; dann wird es Zeit sein, als Gegenleistung den Verzicht der Briten auf Samoa zu fordern. Mit Nordamerika werden wir vermutlich leichter fertig. Ob derartige günstige Gelegenheiten sich bieten, muß

abgewartet werden. Bis dahin aber werden die beteiligten Kreise, ebenso wie die deutsche Kolonialgesellschaft und die Freunde einer kraftvollen Kolonialpolitik immer von neuem fordern, daß Deutschlands Ansprüche auf Samoa geltend gemacht werden. Fürst Bismarck gab 1880 Samoa auf, weil es, wie er sich ausdrückte, ihm an „einem Rückhalt seitens der Nation mangelte“. Der Rückhalt wird jetzt nicht fehlen, wenn die Regierung von neuem beginnt, in Samoa festen Fuß zu fassen.

Von dem den Samoa-Inseln verhältnismäßig nahe liegenden Deutsch-Neuguinea oder wie es offiziell heißt: Kaiser Wilhelmsland und Bismarck-Archipel ist in der letzten Zeit wenig die Rede gewesen. An der Spitze der Neuguinea-Compagnie steht Herr von Hausmann von der Diskonto-Bank, sein Stellvertreter ist der General-Konful Russell. Die Gesellschaft übt seit einigen Jahren Hoheitsrechte aus und stellt sämtliche Beamte an, zum Teil unter Bestätigung durch den Reichskanzler. Nachrichten kommen von Neuguinea ziemlich spärlich nach Deutschland; ihre Hauptquelle bilden die in der Regel jährlich erscheinenden, von der Gesellschaft selbst herausgegebenen „Nachrichten aus Kaiser Wilhelmsland“, die aber natürlich nur das enthalten, was jene für in ihrem Interesse mitteilungswert erachtet. Es ist deshalb schwer zu sagen, ob die Compagnie, die neben der Thätigkeit der Regierungsbehörde doch hauptsächlich Erwerbszwecke verfolgt und Geld verdienen will, in einigermaßen ausreichender Weise civilisatorisch vorgeht, die Eingeborenen und eingeführten Arbeiter menschenwürdig behandelt, die Missionen schützt u. s. w. Im Reichstage wurden bei der dritten Beratung des Kolonial-Etats mehrere Sachen zur Sprache gebracht, die auf diese Seite des Wirkens der Compagnie kein sehr günstiges Licht werfen. Ministerialdirektor Kayser mußte erklären, daß auch in dieser Hinsicht die Kolonialpolitik des Reiches keine glückliche gewesen sei; die Uebertragung der Hoheitsrechte an die Neuguinea-Compagnie im Jahre 1892 würde jetzt als ein Fehler angesehen, man müsse die Gesellschaft unbedingt veranlassen, diese Rechte wieder an das Reich abzugeben. Der ganze Vorgang erinnert an die Wandlung, die vor kurzem die englische ostafrikanische Gesellschaft durchgemacht hat; auch sie hat ihre Regierungsgewalt an die englische Krone abgetreten. Wenn dies bei der Neuguinea-Compagnie geschehen wird, in welcher Form letztere demnächst an den Kosten der Verwaltung des Schutzgebiets teilnehmen wird, steht noch dahin; immerhin ist indes wahrscheinlich, daß auch Neuguinea im nächsten Etat wieder erscheinen wird.

Wirtschaftlich hat sich das Gebiet im übrigen nicht schlecht entwickelt, allerdings erst nach schweren und kostbaren Erfahrungen, sowohl an Geld wie auch an Menschenleben. Die Gesellschaft ist, wie bekannt, kapitalträchtig und konnte die ersten 10 Verlustjahre überwinden. Mit der Zeit hat man herausgefunden, bei welchen Pflanzorten der Anbau sich lohnt, welche Gegenden geeignet sind u. s. w. Im Anfang dehnte man die Versuche über ein sehr großes Gebiet aus, legte an den verschiedensten Punkten Stationen an, verwendete ein zahlreiches europäisches Personal; neuerdings hat man sich auf bestimmte Gegenden beschränkt, in erster Reihe auf die Landstriche an der Astrolabe-Bucht, beschäftigt weniger Europäer, hat mit einem Wort die Kosten der Verwaltung herabgemindert. Guten Erfolg weist die bei Herbstshöh auf der Gazellen-halbinsel betriebene Baumwollenkultur auf; die in Liverpool gezahlten Preise für die Erzeugnisse der Pflanzung sind sehr hohe gewesen. Ähnlich ist es der aus der Compagnie hervorgegangenen Astrolabe-Compagnie mit dem Anbau von Tabak in Trima und Stephansort auf Neuguinea geglückt; hier sind sogar schon sehr große Ernten erzielt. Den Leistungen der Astrolabe-Compagnie sollte vor kurzem ein holländischer Pflanzler Herr Morren im „Judischen Mercur“ nach einem Besuch in Neuguinea die höchste Anerkennung; er schätzte den Tabak als vortrefflich und hält den Boden in der Astrolabe-Ebene für sehr geeignet, nicht allein für den Anbau von Tabak, sondern auch von Kaffee. Die Neuguinea-Compagnie führt auch noch Rugholz verschiedener Art aus, an dem die Insel reich ist. Eigentlichen Handel giebt es in Neuguinea so

gut wie gar nicht; die Eingeborenen sind sehr bedürfnislos und auch deshalb schwer zu regelmäßiger Arbeit heranzuziehen. Im Bismarck-Archipel liegen die Verhältnisse in dieser Hinsicht besser. Die hier ansässigen Firmen Forsyth in Matum und Hemsheim in Matupi führen ziemlich bedeutende Mengen europäischer Waren ein und verschiffen dafür wieder Kopra, Trempang, Schildpatt, Perlmutter u. s. w. Hier werden auch Arbeiter für die Pflanzungen auf Reuquinea angeworben; neben ihnen müssen allerdings auch noch Javanen und Chinesen in bedeutender Zahl verwendet werden. Die Gesundheitsverhältnisse der letzteren und der Europäer sind leider noch immer ungünstig. Der Arzt der Astrolabe-Compagnie zählt die Küstenlandschaft an der Astrolabe-Bucht zu den Malarialändern ersten Ranges, hofft aber, dieser schlechte Ruf Reuquinea werde sich bald bessern, sobald nur erst die eingeleiteten sanitären Maßnahmen ihre Wirkung üben. Eine Auswandererkolonie wird das Land, selbst in den höher gelegenen Teilen, wohl nie werden, als Pflanzerkolonie bietet es die glänzendsten Aussichten. Die Neudetelsauer Missionen haben übrigens schon ein Sanatorium dort, auf dem Sattelberge nördlich Fischhafen, 2000 Fuß über dem Meere; von Beamten ist es mit Erfolg benutzt, auch die Kinder des Missionars Fricerl, die dort immer wohnen, entwickeln sich gut. Auf die Thätigkeit der Missionen gehen wir heute nicht näher ein; es mag nur erwähnt werden, daß die „Nachrichten aus Kaiser Wilhelmsland“ rührend anerkennen, wie wohlthätig der Einfluß der Missionare auf das Verhältniß der Beamten zu den Eingeborenen gewirkt habe. —

Aus den afrikanischen Schnitzgebieten liegt eine Reihe bedeutsamer Nachrichten vor. Ueber das größte kriegerische Ereigniß des vergangenen Jahres in Ostafrika, die Wahehe-Expedition, gewinnt man mehr und mehr den Eindruck, daß die Folgen nicht nachhaltiger Art sind. Die Berichte der Offiziere, die die Leiber zuerst bei Kuruega zurückgelassenen Compagnien aus dem Lande geführt haben, klingen nicht sehr ermutigend. Zwar meint einer der Herren, der Eindruck des Zuges auf die Wahehe sei ein „furchtbarer und niederdrückender“ gewesen, aber, selbst wenn dies der Fall ist, wie lange hält solcher Eindruck an, wenn nicht für die Folgezeit, wie am Kilimandscharo, die Woma des besiegten Häuptlings unter den Mündungen der deutschen Geschütze liegt? Und wo sollen Truppen und Geld herkommen, um überall in dem ungeheuren Gebiet feste Punkte anzulegen und besetzt zu halten? Kein Geringerer, wie Fürst Bismarck, hat sich vor kurzem dem bekannten Reisenden H. Zöllner gegenüber dahin ausgesprochen, man solle das Innere unserer Kolonien zunächst noch sich selbst überlassen, sich aber gründlich an den Küsten festsetzen und Plantagen in der Nähe der Küsten anlegen. Gerade für Ostafrika ist dieser Ausspruch so zutreffend wie möglich. Neben der Heuschreckenplage tritt leider noch ein anderer Feind der Kulturbestrebungen in Uambara auf. Es scheint, daß die mit dem Kaffeejamem eingeischleppte Hemileya vastatrix, von deren Auftreten schon im vorigen Herbst die Rede war, nicht völlig ausgerottet werden kann und die sich sonst so günstig entwickelnden Kaffeebäume bedroht. Man hat jetzt die Leiter der größten Pflanzungen, die Herren Cowley und Rowehl, nach Berlin berufen, um über den Stand der Dinge zu berichten. Hoffentlich sind die Nachrichten übertrieben; vielleicht aber wird man, um sicher zu gehen, neben dem Kaffee noch den Anbau anderer Nutzpflanzen ins Auge fassen müssen. Erwähnen wollen wir noch ein Gerücht, wenn es uns auch wenig glaubhaft erscheint, nach welchem einige hundert Buren beabsichtigen sollen, in das deutsche Gebiet östlich vom Tanganika-See zu „trecken“, um sich hier niederzulassen. Sie sollen uns in Ostafrika willkommen sein, während in Südwestafrika der Zugang dieses Bevölkerungselements nur in geringem Umfange, als einzelue verteilt im Lande, gebuldet werden kann.

Hier, bei den Hottentotten, scheint nach und nach der Friede einzufehren, Major Leutwein und Assessor von Lindequist verstehen es, Ernst und Milde in richtiger Mischung zu geben. Ganz wunderbar klingt es, daß Hendrik Witbooi nicht nur selbst

Frieden hält, sondern mit Energie als Vermittler und Friedensstifter auftritt. Das ist ein großer Erfolg und man kann nur von Herzen wünschen, daß er dabei bleibt. Dieser unruhige Geist war zuerst ein scheinbar treuer, eruster Christ, dann ein unbarbarischer fast tierisch roher Mörder und Räuber, jetzt ist er wieder ein friedlicher Lutertban geworden. Major Lentwein berichtet, der Nama-Häuptling habe mit zwei Feinden zu kämpfen: dem eigenen, unermesslichen Ehrgeiz und der völligen Verarmung seines Stammes, die ihn vielleicht zwingen würde, das frühere Räuberleben wieder aufzunehmen. Man müsse versuchen, ihn zur Entlassung eines Teils seiner Leute zu bewegen, die auf den deutschen Stationen verwendet werden könnten. Sehr viel wird für die Kolonie davon abhängen, ob es dem rekonstruierten Syndikat für die südwestafrikanische Siedlung unter Leitung der Herren Bohlen und Schwabe gelingen wird, eine kapitalträchtige Gesellschaft zu bilden und gute Elemente zur Einwanderung zu bewegen. —

Aus Togo und Kamerun ist über kriegerische Unternehmungen glücklicherweise nichts zu erzählen. Hier richtet sich zur Zeit das Hauptinteresse auf die Unternehmungen, welche auf die Erforschung und Besitzergreifung des Hinterlandes zielen. In den Gebieten nördlich von Togo, im Bogen des Niger, bewegen sich deutsche, englische und französische Expeditionen, von denen eine der anderen den Rang abzulaufen sucht. Wir wollen hoffen, daß die deutsche Togo-Expedition unter Dr. Gruner nicht zu spät kommt, daß die von ihr geschlossenen Verträge rechtsgültig sind und dementsprechend bei der später in Europa stattfindenden Regelung der Besitzfrage berücksichtigt werden müssen. Für das Hinterland von Kamerun bleibt es von wesentlicher Bedeutung, daß das Monopol der Royal-Niger-Compagnie auf dem Niger und Benue nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit gebrochen wird, denn vorher kann an Handelsunternehmungen in Deutsch-Adamana gar nicht ernstlich gedacht werden. Herr Zintgraf schlägt zwar vor, man solle in Ngaundere in Süd-Adamana zunächst einmal eine wissenschaftliche Station anlegen, aber der Gedanke erinnert doch gar zu sehr an die Stationen im Innern Deutsch-Ostafrikas, die viel Geld kosten und wenig nützen. Der bequemste Weg von der Küste nach Adamana und dem Hinterlande von Kamerun südlich des Ibad-Sees führt nicht zu Lande dorthin, sondern auf dem Niger und Benue, und ist erst dann brauchbar für uns, wenn auf diesen Flüssen jeder Plackerei und Hinderung durch die Niger-Compagnie ein Riegel vorgeschoben ist. Ohne diese Wasserstraße schwebt eine Station in Ngaundere in der Luft und ist der Willkür jedes eingeborenen Dorfschulzen anheimgegeben, weil ihr die Verbindung mit der über 600 Kilometer entfernten Küste fehlt. Es scheint zudem, daß sich in dem Sultanat Sokoto und seinen Vasallenstaaten, zu denen auch Zola in Deutsch-Adamana gehört, ein Widerstand gegen das europäische Vordringen anzubahnen scheint, den einzelne, schwach besetzte Stationen jedenfalls nicht überwinden können würden. Folgen wir ruhig dem Räte des Altreichstanzlers und bleiben wir zunächst an der Küste und in den dieser nahe liegenden Gebieten; das weitere Vordringen ins Innere mag Schritt vor Schritt erfolgen.

Die endliche Erledigung der leidigen Leiffchen Angelegenheit wird die öffentliche Meinung in Deutschland zufriedengestellt haben. Mit der Dienstentlassung des pflichtvergeßenen Beamten ist ausgesprochen, daß die größere Selbständigkeit der Beamten in den Kolonien nicht ungestraft gemißbraucht werden darf, und daß es ebenso wenig für die Beamten in den Tropen ein besonderes Sittengesetz giebt, wie für die Künstler à la Graef in Deutschland. Die Warnung wird bestimmt nicht ungehört verhallen. Wie schwer es übrigens sein muß, die richtigen Männer für die höheren Stellen in den Kolonien zu finden, zeigt wieder recht deutlich die Bilanz in Ostafrika. Seit Monaten ist Herr von Schuele schon wieder in Deutschland, aber von der Ernennung eines Nachfolgers verlaunt noch nichts, obwohl alle Welt sagt, daß Major v. Wismann der „geborene“ Gouverneur ist. Für die Entwicklung der Kolonie kann das Fehlen der leitenden Persönlichkeit nicht förderlich sein und die dort interessierten Kreise sehen

die dadurch entstehende Ungewißheit und Unsicherheit mit Bedauern an. Mag die Zwischenzeit aber noch einige Monate dauern, wir wollen sie in den Kauf nehmen und verschmerzen, wenn der neue Gouverneur nur der „richtige“ ist und ein klares, zielbewusstes Programm für die Entwicklung der Kolonie in der Tasche oder doch in seinem Kopfe mitbringt.

Politik.

Da der verfloßene Monat der April war, so war der erste Tag desselben der 1. April, mithin auch der Geburtstag des Fürsten Bismarck.

Ueber die merkwürdigen politischen Wirkungen, welche dieser Geburtstag, bez. die Beratung eines Glükwunsches im deutschen Reichstage gehabt hat, konnten wir schon kurz in der vorigen Chronik berichten. Fürst Bismarck hat „unbewußt“ dem Reichstage ein freisinnig-ultramontanes Präsidium verschafft. Die Angelegenheit hat aber noch allerlei Fortwicklungen gehabt, insofern der Kaiser den Empfang des neuen Präsidiums auf den 1. April und auf den Moment unmittelbar vor einer großen Festtafel zu Ehren des Fürsten Bismarck festsetzte.

Mit dieser ironischen Ladung waren die Herren vor eine schwierige Entscheidung gestellt, aus der sie sich nicht gerade mit besonderem Glück gezogen haben. Der freisinnige Präsident, Herr Schmidt, hat die Rettung aus dem Dilemma in einem Schnellzugsbillet gesucht und gefunden. Er behauptete, krank zu sein, und fuhr nach Pallanza. Die beiden ultramontanen Präsidenten aber, die Herren von Buol und Spahn, welche die Abneigung gegen Bismarck auf den Präsidentenstuhl erhoben hatte, haben nicht nur gebüdig dem Bismarckjubel der kaiserlichen Festtafel beigewohnt, sondern sollen sogar ihre Gläser auf das Wohl des Erzwaters des Kulturkampfes todesmutig geleert haben.

Man hat nun viel gestritten, wer sich besser benommen habe, Herr von Buol oder Herr Schmidt. Es wäre richtiger, zu streiten, wer sich am dürtzigsten benommen. Die Flucht nach Pallanza wird niemand bewundern. Aber auch für die ultramontanen Herren konnte die einzig richtige und mögliche Antwort, nachdem sie sich einmal auf dem Entschluß, den Fürsten Bismarck nicht zu feiern, festgelegt hatten, nur in dem ehrerbietigen Bedauern bestehen, daß sie zum Empfange sich stellen, übrigens aber sich im Königsschloß so wenig wie im Reichstage an der Ovation für einen Gegner beteiligen könnten. Zu solcher von ihrem Standpunkt aus einzig korrekten Haltung haben sie den Mut nicht gefunden, vielmehr vorgezogen, sich zum Gegenstande ironischer Kritik machen zu lassen. Sehr glücklich ist ihr erstes Auftreten also nicht gewesen; und da auch nach der technischen Seite hin Herr von Buol schon bewiesen hat, daß er als Präsident recht viel zu wünschen übrig läßt, so wird die Herrlichkeit mit dem ultramontanen Reichstagspräsidium auch wohl nicht allzu lange mehr dauern.

Was sonst am 1. April und den folgenden Tagen in Friedrichsruh und in der übrigen Welt zur Ehrung des achtzigjährigen Fürsten vorgegangen, ist wesentlich unpolitisch und daher nicht Gegenstand unserer Chronik, wenn es auch dem Politiker wie dem Christen Erwägungen darüber nahe legt, wie in den Thaten des Einzelnen und in den Geschicken der Völker sich menschliche Initiative und göttliche Fügung verbinden und verketteten, wie weit der Mensch dem Menschen Bewunderung und Huldigung darbringen darf und soll, und wie weit ein Mann, der Geschichte gemacht hat, Beruf und Recht hat, sie auch selber zu schreiben. Indes ist gerade das menschlich seltene

Fest eines achtzigjährigen Geburtstages kein passender Anlaß zu dergleichen philosophischen Betrachtungen. Es mag also offene Frage bleiben, ob das allgemeine Wahlrecht in Deutschland auf den Fürsten Bismarck zurückzuführen, ob er wirklich das „Abe-gesetz“ nicht gewollt, ob er am Kulturkampf unschuldig war oder nicht, — über das alles wird die Geschichte ihr Urteil fällen. Das aber kann und muß schon jetzt der Wahrheit gemäß anerkannt werden, daß der Fürst trotz seiner Jahre noch mit erstaunlicher Vielseitigkeit den zahllosen Deputationen, die zu ihm kommen, geantwortet, und daß er dabei immer sachliche, oft geistvolle, auf die Gelegenheit passende Bemerkungen, aber niemals, auch bei den geringsten Anlässen nicht, das gemacht hat, was man gemeinhin Phrasen nennt.

Sonst haben den politischen April im wesentlichen die Osterferien ausgefüllt; die Politik hat geruht und an Thatsachen ist wenig zu berichten.

In Ermangelung bedeutender Geschehnisse haben denn freilich die Blätter aller Parteien, auch die offiziellen nicht ausgenommen, anreichende Muße gehabt, sich mit Kritik der verhängnisvollen Umsturz-Vorlage zu befassen. Und solche Kritik ist in einer Breite und Gründlichkeit geübt worden, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Ja, es hat diesmal sogar — man muß es anerkennen, weil es selten vorkommt — das öffentliche Gerede eine gewisse Wirkung geübt und eine Art von Umschwung in der öffentlichen Meinung zuwege gebracht. Der Umschwung ist sogar, wenn auch an sich nicht sehr weit reichend, doch ein relativ so bedeutender, daß für den Augenblick die Ansichten der Vorlage im Reichstage schlecht genug stehen. Das Gesetz, wie es aus dem Kompromiß zwischen Konservativen und Centrum hervorgegangen war, ist gründlich unpopulär geworden; es wird plötzlich nicht nur von seinen Gegnern, sondern selbst von früheren Freunden verleugnet. So wie es ist, will es niemand gewollt haben.

Natürlich hat sich die Veränderung der Stellung wesentlich von rechts nach links bis einschließlich der Nationalliberalen vollzogen. Daß die gesamte Linke von Anfang an alles, was mit der Umsturzvorlage zusammenhing, bekämpft hat, braucht nicht gesagt zu werden. Die Nationalliberalen wollten ursprünglich eine Vorlage haben und wollen sie vielleicht auch noch. Aber sie haben sich seit dem Kompromiß in große Hitze gegen die „Klerikalisierung“ des Entwurfes hineingeredet. Die Konservativen haben ja in der Kommission dem Kompromiß zugestimmt, aber es ist offenbar geworden, daß sich in der Fraktion und erst recht in der Partei doch auch viele Dissidenten befinden, wenn auch der Widerspruch auf ganz entgegengesetzten Gründen ruht. Die strengere Observanz will ein strammes Sozialistengesetz haben, welches ganz anders zugreift, als die zum Teil wenigstens milden gemeinrechtlichen Bestimmungen der Vorlage. Andere, wie der Parteitag der bayerischen Konservativen in Nürnberg, halten die Vorlage für überflüssig und verwerfen sie, weil sie Repression statt der Reform bringe, daher nur böses Blut machen und ihren Zweck verfehlen werde. Auch eine Anzahl evangelischer Geistlicher hat einen längeren begründeten Protest verfaßt und unterzeichnet, welcher sich sehr warm für positive Sozialreform ausspricht, von dem Umsturzgesetz aber nicht nur keine Hilfe, sondern im Gegenteil eine Beeinträchtigung dieser Reformarbeit befürchtet.

Die Folge des Umstandes nun, daß jede Partei ihre eigenen Separatwünsche hat und diese eigenen Wünsche ebenso entschieden durchzusetzen sucht, wie sie die Ansichten der Gegner ablehnt, kann sehr leicht die sein, daß gar nichts zu stande kommt und die Regierung vor die Alternative gestellt wird, entweder die Vorlage fallen zu lassen oder den Reichstag aufzulösen. Die letztere Alternative ist freilich unwahrscheinlich, da sie wenig helfen würde, insofern eventuelle Neuwahlen ganz gewiß kein gesünderes Haus zusammenbringen dürften.

Wir wollen uns unerfährten auf Prophezeiungen, wie die Sache enden wird, um so weniger einlassen, als wir der Entwicklung der Dinge völlig leidenschaftslos gegenüberstehen. Wir halten die Einbringung der Vorlage an sich für einen politischen

Fehler; man hätte von Fall zu Fall operieren und nicht durch einen Komplex von Strafbestimmungen, der wenigstens den Schein mechanischer Reaktionspolitik erweckt, die Welt in Haruisch bringen sollen. Es ist bei dem äußerst unzulänglichen Stande unserer Socialreformen keine glückliche Thatsache, daß Presse und Reichstag sich monatlang mit nichts anderem beschäftigen müssen, als mit Unterdrückungsmaßregeln gegen die Socialdemokratie. War es bisher gegangen, so hätte man sich auch wohl noch ein paar Jahre weiter behelfen können. Und die Gefahr und Kraft der Umsturzpartei liegt nicht in ihren Ausschreitungen, sondern in ihrem „berechtigten Kern“. Unzählige Erfahrungen haben es aber schon im Lauf der Geschichte bestätigt, daß gegen politische Zukunftsideen mit dem Strafgesetz wenig auszurichten ist. Nachdem aber einmal der Entwurf vorgelegt war, heißt es nun doch unferes Erachtens das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man aus allgemeiner Abneigung gegen solche Gesetze die einzelnen Bestimmungen ungeprüft zurückweist. Es ist doch Pflicht der Regierung, das Schwert nicht umsonst zu führen, und es sind Fälle genug vorgekommen, wo die Socialdemokraten in mehr oder minder offener Weise das geltende Recht und die bestehenden Gesetze verpötteht und verhöhnt haben, ohne daß Strafe und Sühne hätten eintreten können. Wenn die Regierung solchen Ausschreitungen gegenüber nicht stumpfe, sondern scharfe Waffen verlangt, so darf man sie ihr nicht verweigern. Allerdings sollte man mit um so größerem Ernst auf Fortsetzung der faust entschluwertten Socialreform dringen und damit allen denen, die es angeht, zeigen, daß man die Lösung der socialen Schwierigkeiten nicht in der juristischen Abschreckungstheorie, sondern in der Abstellung der Schäden findet, unter denen der vierte Stand leidet.

Uebrigens bedeuten zweifellos die Kommissionsbeschlüsse eine Verbesserung der Regierungsvorlage. Gerade vom kirchlichen und christlichen Standpunkt aus kann man nur zustimmen, wenn der Kanzelparagraph beseitigt und Strafbestimmungen aufgenommen werden, welche auf dem Gebiet der *lex Heinke* liegen. Auch in die unbedingte Verurteilung derjenigen Bestimmungen, welche der Kirche den weltlichen Arm des Staates zum Schutz gegen Beeinträchtigung ihrer Wirksamkeit, sowie gegen Beschimpfungen und Herabwürdigungen leihen, können wir nicht einstimmen. Und die Wendung, daß die Kirche sich selber schützt, geht über das Ziel hinaus. Es ist doch immer noch ein Unterschied zwischen der Praxis des Syllabus, der diejenigen verflucht, welche die Anwendung von Gewalt in Glaubenssachen verwerfen, der also vom katholischen Staat das Autodafé als berechtigtes Kampfmittel für Wehrung des Glaubens verlangt, und der Praxis des evangelischen Staates, der die *sacra* unberührt läßt und nur in rein äußeren Dingen durch seine Machtmittel der Kirche soviel Raum schafft, daß sie ungestört von Spöttern und Gottlosen ihre segensreiche Wirksamkeit zum Wohle des Volkes entfalten kann. Dieser letztere Standpunkt ist auch mit evangelischer Freiheit wohl vereinbar, und es ist nicht wohlgethan, vom kirchlichen Standpunkt aus verächtlich über den Staat zu reden, den man nicht brauche. Der Staat kann das Kommen des Reiches Gottes sehr wirksam hindern, wenn er seinen Arm nicht freundlich, sondern feindlich gegen die Kirche erhebt.

Auf die Socialdemokraten macht leider die drohende Strenge kaum einen anderen Eindruck als den, daß sie gereizt werden bis an die Grenze der gesetzlichen Schranken und auch wohl darüber hinaus, ihre Frechheit und Unbotmäßigkeit zu verdoppeln. Ob es wahr ist, daß sie am 1. Mai d. J. ganz besonders entschieden vorgehen und selbst auf die Gefahr eines neuen Boykotts hin namentlich die Brauerei-Arbeiter aufwiegeln wollen, vermögen wir nicht zu beurteilen. Alle Nachrichten dieser Art sind mit größter Vorsicht aufzunehmen, weil die Spekulation in Brauerei-Aktien auch die socialen Wirren in ergiebigster Weise zu Kurstreibereien ausnützt. Nach den Erfahrungen des Vorjahres scheint die Nachricht keineswegs unglauhaft. Solange einerseits die Börse in die Socialdemokratie hineinregiert, und andererseits die Brauereien nicht wenigstens etwas Socialpolitik, sondern ausschließlich Dividendenpolitik treiben, solange wird auch von

den Arbeitern der Versuch wiederholt werden, den Direktionen nicht zu weichen, sondern ihnen Befehle zu diktieren.

Nicht besser, wenn auch von einer anderen Seite zeigt sich augenblicklich der Kapitalismus auf dem Gebiet der Petroleum-Produktion, wo eine ungeheure Preissteigerung künstlich herbeigeführt worden ist. Die liberale Presse machte anfänglich den Klagen der Konsumenten gegenüber allerlei Versuche, die Gründe dieser Erhöhungen in Nebel eingehüllen. Nunmehr liegt es aber unbestreitbar am Tage, daß es sich lediglich um einen sogenannten „Trust“ handelt, an welchem Rothschild und andere Börsen-Magnaten beteiligt sind. Diese Herren haben die Produktion und den Handel in Petroleum derart in wenigen Händen vereinigt, daß sie sich's erlauben können, der Welt vorzuschreiben, was sie für das notwendige Lebensbedürfnis des armen Mannes zahlen soll.

Es ist dies das erste Mal, daß die Spekulanten einen solchen Welt-Ring glücklich zu stande gebracht haben. Aber man darf erwarten, daß dieses „Glück“ nun Schulte machen wird — eine Schulte, die dann allerdings vielleicht den Anfang vom Ende bedeutet. Man sieht die Prophezeiung in Erfüllung gehen, oder doch die Anfänge davon, daß der Kapitalismus an seiner eigenen Unerfahrenheit sterben werde. Wenn nach dem Petroleum-Trust vielleicht einmal ein Korn-Trust die Volksmassen gegen die Börse aufbringt, so kann sich über Nacht ein Gericht vollziehen, wie es niemand erwartete.

Es ist nicht uninteressant, das Gesicht zu beobachten, welches die liberale Presse diesen Vorgängen gegenüber macht. Dieselben Leute, welche alle politische Moral gefährdet zu sehen vorgeben, wenn der Staat ein Monopol in die Hand nimmt, um es nach den Grundsätzen ausgleichender Gerechtigkeit im Interesse der Gesamtheit zu verwalten, finden nun kaum ein Wort der Mißbilligung über die himmelschreiende Ungerechtigkeit, die in diesem neuen Raubzug der Millionäre liegt. Die „freie Konkurrenz“ bleibt das Ideal, auch wenn sie in Wahrheit nichts als eine Koalition der Mächtigen, nichts als einen Absolutismus jüdischer Börsen-Sarapen zeitigt. Aus der Geschichte zu lernen, lehnt man ab. Leider ist man auch in unbeteiligten und konservativen Kreisen noch lange nicht so geneigt, als man sein sollte, aus diesen Vorgängen die Lehren zu ziehen, die sie bieten.

Eine innere Frage des deutschen Reiches, die wir schon im vorigen Bericht kurz erwähnten, die Thronfolge im Fürstentum Lippe-Devmold, steht noch ziemlich auf demselben Fled, auf dem sie vor Monatsfrist stand, nur daß sie noch etwas verwickelter geworden ist durch den Tod des Ministers von Wolfgramm, eines Mannes, dessen politische Erbschaft anzutreten sich schwerlich irgend jemand bereit finden wird, denn es spricht viel dafür, daß Intriguen gesponnen und von langer Zeit her wohl vorbereitet worden, und daß nicht durchweg alles schön ist, was vorgekommen sein dürfte. Ob es den Lippern gelingen wird, dem Recht zum Siege zu verhelfen, muß die Zukunft lehren. Die glücklichste Lösung wäre jedenfalls die, wenn der jetzige Regent die Ueberzeugung gewönne, daß der Erlaß, dem er die Regentschaft verdant, auf einem unmöglichen Rechtstitel ruht, also keine Gesetzeskraft haben kann. Auf diese einfachste und glücklichste Lösung scheint man aber nicht mehr hoffen zu dürfen, da es dem Regenten an Zeit nicht gefehlt hat, entsprechende Entschlüsse zu fassen.

* * *

Der Krieg in Ostasien ist beendet und ein Friede zwischen Japan und China geschlossen und mit solcher Geschwindigkeit ratifiziert, daß auch diejenigen europäischen Mächte, welche Einspruch erheben wollten, mit ihren Protesten post festum gekommen sind. Wenn hinsichtlich der Art und Weise, wie die beiden ostasiatischen Reiche sich zur Hinderung fremder Einmischung schnell vertragen haben, auf die Analogie des

Friedens von Nikolsburg vielfach hingewiesen worden ist, so läßt sich die Aehnlichkeit der Situation zwischen 1866 und Shimouofski in der That nicht verkennen. Die klugen Japaner haben es Bismarck abgesehen, wie man einen Gegner behandelt, den man für die Zukunft zum Bundesgenossen machen will. Und sie haben die Chinesen so glimpflich als möglich aus ihren heillosen Niederlagen herausgelassen, um später gemeinsam mit ihnen sich der Invasion geldhungriger Europäer um so wirksamer widersetzen zu können, oder doch wenigstens zu hindern, daß Handel und Industrie ausschließlich in die Hände jener Fremdlinge übergehen. Gerade auf dem wirtschaftlichen Gebiet hat Japan mit weitem Blick und sicherem Griff sich und seiner Industrie erhebliche handelspolitische Vorteile sichern lassen.

Naturgemäß war man gespannt, wie die Großmächte sich zu dem überstürzten Friedensschluß stellen würden. Das Ergebnis der Gruppierung ist ein überraschendes gewesen. Auf der einen Seite stehen Deutschland, Frankreich und Rußland zusammen und sind gerade dabei, in Tokio Vorstellungen zu erheben gegen einzelne Punkte des Traktates; auf der anderen Seite stehen England und Nordamerika, welche aus der Herstellung des Friedens und aus der weiteren Oeffnung Chinas so große Vorteile für ihren Handel erwarten, daß sie die Politik auf sich beruhen lassen wollen und nur danach trachten, das große und gute Geschäft lieber heute als morgen zu beginnen.

Wer in diesem Falle richtiger handelt, wird die Zukunft lehren. Getunde Zweifel wird man ja hegen dürfen, ob es für Deutschland richtig war, die wertvolle japanische Freundschaft ans Spiel zu setzen, um die russische zu gewinnen, die man doch schwerlich gewinnen wird. Denn daß es sich bei der Haltung Deutschlands um Courtoisie gegen Rußland handelt, kann wohl angenommen werden. Und mißlich ist es ja überdies, Proteste zu erheben, wenn man nicht entschlossen ist, sie auch mit Waffengewalt durchzusetzen. Indessen mag ja Rußland in diesem Falle die kriegerische Aktion übernommen haben, und enthalten wir uns der Kritik angesichts der Schwierigkeit, die Verhältnisse klar zu durchschauen.

Wenn übrigens als erstes greifbares Ergebnis des gehofften großen Aufschwungs aller geschäftlichen Verhältnisse die Nachricht laut wird, daß China eine größere Anleihe in Deutschland negociieren will, so kann man nur hoffen, daß es mit diesem Segen nicht zuviel werde. Es wird kaum als dringendes Bedürfnis zu bezeichnen sein, daß den bekannten Leuten, die niemals „alle werden“, eine Möglichkeit geboten wird, nicht nur in „Griechen“, „Portugiesen“ u. s. w., sondern auch in „Chinesen“ ihr Geld zu verlieren.

Kirche.

Auf kirchlichem Gebiete steht immer noch das Verhältnis der Wissenschaft und der theologischen Fakultäten zur heiligen Schrift und zur Kirche weitans im Vordergrund des Interesses. Im Großherzogtum Hessen und in Anhalt sind Landes synoden gehalten, auf denen einige nicht unwichtige Verhandlungen vorfielen, die aber doch an die Wichtigkeit nicht heranreichen, welche die obige Frage besitzt, die darum auch in den Zeitschriften und auf Konferenzen den meisten Raum beansprucht. Drei kirchliche „Ereignisse“ sind es, die für unseren hentigen Bericht in Betracht kommen.

Es ist zuerst noch nachträglich von der Aufregung zu berichten, welche in den Kreisen der gläubigen Laien Württembergs und der Schweiz durch den zweiten Inspektor an der Baseler Missionsanstalt, Pfarrer Kitzler, hervorgerufen ist. Er hat

sich in einer kleinen Schrift über das Recht der Bibelkritik ausgesprochen. Er steht, wie auch der erste Inspektor Dehler und das genannte Baseler Missionskomitee, auf entschieden evangelisch-gläubigem Standpunkte und fühlte das lebhafteste Bedürfnis, gegen viele Unklarheiten über die Bibel und die biblische Wissenschaft in den Gemeinden anzutreten. Darum schrieb er gegen die alte Fassung des Inspirationsdogmas, welche man die Verbalinspiration nennt, sowie überhaupt gegen die Ablehnung der Anerkennung von Menschlichem in der heiligen Schrift. Es ist gewiß die Aufgabe der positiven Wissenschaft, in dieser Weise auf die Vorstellungen auch der gläubigen Gemeindeglieder einzuwirken, welche vielfach in einer gewissen geistigen Bequemlichkeit diese Fragen von sich schieben. Nun kommt es dabei freilich nicht nur auf größeres oder geringeres Geschick an, sondern auch auf eine wirklich haltbare dogmatische Theorie. Und es ist zuzugeben, daß die Fassung für den Ausdruck des Glaubens an die göttliche Autorität der hl. Schrift bei Kitzler nicht günstig ist. Er steht etwa auf dem Standpunkt, den der sel. Weß in seinem Werke über die Hesden der Bibel vertreten hat, wonach in etwas mechanischer Weise zwischen inspirierten und nicht inspirierten Stellen der hl. Schrift unterschieden wird. Seine Schrift erregte großes Aufsehen, und besonders ein offener Brief des Institutsvorstehers von Verber in Peru trug die Aufregung in die Kreise der Freunde und Förderer der Baseler Mission. Verber sagte sich geradezu von derselben los, da er sich für Missionare nicht interessieren könnte, welche Kitzlers Anschauungen von der Bibel hätten. Nicht minder schien ein Teil der Württemberger Gemeindefreunde entschlossen, die Baseler Mission ferner nicht zu unterstützen. Doch haben die Sonntagsblätter zum Teil mit Erfolg gegen irrtümliche Folgerungen bezüglich des rechten Glaubens der Baseler Missionsleute gewirkt, besonders Pfarrer Weitbrecht im Christenboten. Auch haben der Direktor Dehler und andere Glieder des Vorstandes beruhigende Verteidigungsschriften ausgehen lassen und es ist schon eine ganze Kitzler-Litteratur entstanden.

Man sieht aus diesen Vorkommnissen, von welcher Wichtigkeit es ist, daß die Gemeinden über die Frage der Bibel und ihrer Kritik immer wieder aufgeklärt und belehrt werden. Die Christen unserer Tage müssen wissen, wie sie es sich vorzustellen haben, daß die heilige Schrift für uns göttliche Autorität ist, und daß sie dies bleibt auch bei der Anerkennung, daß sich Gott zu ihrer Herstellung beschränkter Menschensinder bedient habe. Das Hauptkernstück unserer Gegner besteht darin, daß sie folgende Unterschiebung vornehmen: aus der Berechtigung der historischen Kritik machen sie die Berechtigung einer Stellung zur hl. Schrift, die wir nur als Unglaube bezeichnen können; und wenn wir zugeben, daß es Dinge giebt, in denen uns die hl. Schriftsteller nicht mit göttlicher Autorität entgegenreten (nämlich in all den Dingen, bezüglich deren menschlicher Fleiß und menschliche Wissenschaft mit ihren Mitteln zum Ziel gelangen kann), — so folgern jene daraus: also erkennt auch ihr an, daß die hl. Schrift absolute Autorität nicht besitzt; und dies wenden sie dann ihrerseits auch auf die Ethik des Paulus, die Christologie des Johannesevangeliums, die Eschatologie der Synoptiker u. s. w. an. Es ist dasselbe Verfahren, wie wenn ich sagte: mein Gärtner ist für mich unbedingte Autorität, — und es würde jemand daraus schließen, ich ließe mir auch nach seinen Angaben meine Beinkleider machen oder fragte ihn um Rat bei einer dunklen Stelle im Mahabharata.

Die Bonner Angelegenheit hat inzwischen — und dies ist das zweite der heute zu erwähnenden Ereignisse — einen Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrates in Berlin hervorgerufen. An das Kirchenregiment hatte sich eine Anzahl von Presbyterien aus Rheinland und Westfalen gewandt mit der Bitte, dafür zu sorgen, „daß unsere jungen Theologen auf den Hochschulen in der wahren Erkenntnis der göttlichen Geheimnisse auf Grund des Wortes Gottes in Uebereinstimmung mit den Bekenntnisschriften unterwiesen und befestigt werden“. Der Evang. Oberkirchenrat hat darauf unter dem 8. März eine Antwort erteilt, die viel besprochen und auch ziemlich ver-

schieden beurteilt ist. Von der linken Seite wurde mit Anerkennung hervorgehoben, daß der Oberkirchenrat es für unstatthaft und der grundsätzlichen Stellung unserer evangelischen Kirche widersprechend erklärte, Irthümem „mit äußerlichen Mitteln“ zu begegnen. Solche hatten nun wohl auch die Petenten nicht verlangt. Aber sie werden es jedenfalls ganz im Sinne ihrer Eingabe gesunden haben, wenn die oberste Kirchenbehörde mittheilt, daß sie sich an den Kultusminister gewandt habe, um auch ihrerseits dahin zu wirken, daß es den theologischen Fakultäten an fest im evangelischen Glauben stehenden Lehrern nicht fehle. Mehr kann in der That der Evang. Oberkirchenrat zunächst nicht thun. Gleichzeitig hat er sein Bedauern über die Art und Weise ausgesprochen, in der die ungeklärten sogenannten wissenschaftlichen Ergebnisse in der Öffentlichkeit vertreten werden. „Insbesondere beklagen wir“, heißt es, „daß es nicht immer vermieden worden ist, zweifelhafte Aufstellungen gelehrter Forschung weiteren Kreisen in einer Form nahe zu bringen, welche den Unterschied ausgesprochener Vermutung und erwiesener Wahrheit auch bei solchen Punkten nicht erkennbar macht, wo es sich um den Grundbestand des gemeinen Christenglaubens und der der Kirche von ihrem Herrn übergebenen Gnadenmittel handelt.“ — Bedeut man, daß hier nicht ein freier Verein, sondern eine staatliche Behörde spricht, so ist die Deutlichkeit, mit der dem Angriff auf „den Grundbestand des gemeinen Christenglaubens“ in Professor Grafe's Vortrag begegnet wird, nur dankend aufzunehmen.

Oben haben wir auch gehört, wie der Oberkirchenrat es als zur Beruhigung dienend bezeichnet, daß solche Ausführungen einzelner Gelehrten untereinander sich vielfach widersprechen. Deshalb kann ihnen auch keine lange Dauer versprochen werden. Es ist wirklich sehr tröstlich für die Gegenwart, wenn man sich einmal gründlich mit den früheren theologischen und kirchlichen Bewegungen gerade unseres Jahrhunderts beschäftigt. Es ist keine ganz neue Lage, in der wir uns heute befinden. Schon vor vierzig Jahren klagten die Hegelschen Theologen, daß es „durch die Bemühungen unserer Kirchenmänner“ dahin gebracht sei, „daß die Mehrzahl unserer Theologen nicht etwa nur die oder jene wissenschaftliche Ansicht, sondern die Wissenschaft überhaupt mit Mißtrauen, ja mit Gleichgültigkeit betrachtet“. Damals war eben die Hegelei mit ihren Geschichtskonstruktionen das Einzige, was den Namen Wissenschaft beanspruchen durfte. Wer darauf nicht einging, der galt nicht als wissenschaftlich. Dem absoluten Geist folgte dann bald die absolute Materie und es hieß: wer noch andere Kräfte wirksam sein läßt als die „Natur“, der ist nicht wissenschaftlich. Aber schon manches Götzbild, das man mit dem umhängten Namen der Wissenschaft geschmückt hat, ist gefallen, und so werden wir es auch noch ferner erleben.

Uebrigens hat der Evangelische Oberkirchenrat noch in anderer Weise sich mit den Bonner Streitigkeiten zu beschäftigen gehabt. Die Zeitungen berichten, daß sich die dortige Fakultät an sämtliche andere preussische Fakultäten gewandt habe, um Gutachten über die Verbalinspiration (!) und über die kirchliche Gefährlichkeit der Vorträge von Meinhold und Grafe von ihnen einzuziehen, welche dem Oberkirchenrat vorgelegt worden seien. Es verlautet dabei, daß die Fakultät mit diesen Gutachten nicht viel Glück gehabt hätte. Der dabei ausgesprochene Wunsch, daß die Bonner diese ganz Angelegenheit der Öffentlichkeit nicht vorenthalten möchten, erscheint berechtigt. —

Wir kommen zum dritten Punkte, der in unserem heutigen Berichte eine Besprechung verlangt und der gleichfalls in das Gebiet der Streitfragen über das Verhältnis von Wissenschaft und Kirche gehört. Herr Pastor v. Nodelschwingh hat den Plan veröffentlicht, eine freie theologische Fakultät in das Leben zu rufen, an welcher durch ein sich selbst stets kooperierendes Komitee die Professoren angestellt würden. Er hat sogar den Ort für dieselbe schon gewählt und zwar das Städtchen Herford inmitten des kirchlich lebendigen Minden-Ravensberger Landes. Der Oberkirchenrat hat auch zu diesem Plane bereits Stellung nehmen müssen und zwar ist das leider in einem etwas schrofferen Tone geschehen, als es wünschenswert war, wenn man

die Wichtigkeit der Sache, die Berechtigung der Klagen und das Wohlmeinen eines Mannes wie Bodelschwingh erwägt. Doch sachlich müssen wir dem Oberkirchenrat recht geben.

An sich würde von unserer Auffassung der Kirche und der Freiheit aus dem ausgesprochenen Gedanken nun freudigst zugestimmt werden können. Welch ein herrlicher Gedanke: freie christliche Schulen, freie christliche Gymnasien, freie christliche Universitäten! Allein der Gedanke liegt völlig außerhalb unserer gegenwärtigen geschichtlichen Entwicklung. Was würde durch eine solche Fakultät in Herford erreicht, auch wenn wirklich die Mittel zusammen kämen, um nicht nur die Dozenten anzustellen, sondern auch die notwendigen wissenschaftlichen Hülfsmittel, eine Bibliothek und was dazu gehört, anzuschaffen? Sie würde im ganzen doch nur schwach besucht werden, also nur geringen Einfluß auf den theologischen Nachwuchs haben innerhalb der evangelischen Kirche. Aber es würde durch die Aenderung des Reichsgesetzes, die dazu erforderlich wäre, der katholischen Kirche der Weg geöffnet, um ihre Geistlichkeit lediglich in Priesterseminarien erziehen zu lassen. So wenig ich durch staatliche Mittel die Konkurrenz der katholischen Kirche einzuschränken verlange, so würde doch durch diese Ordnung der Angelegenheit der katholischen eine Waffe gegeben, die die evangelische bei ihrer im übrigen verbleibenden Gebundenheit nur in geringem Maße gebrauchen kann. Und das können wir nicht wünschen.

Ich halte es aber auch um der Theologie willen für bedentlich, eine Fakultät zu errichten, die außerhalb des allgemeinen wissenschaftlichen Zusammenhanges und Verkehrs mit den anderen Fakultäten stände. In der universitas litterarum sehe ich eine erhebliche Förderung unserer wissenschaftlichen Bestrebungen. — Endlich aber würde ich auch Besorgnisse hegen bezüglich der Richtung, welche die so sehr nötigen kirchlichen Selbstständigkeitsbestrebungen ferner nehmen würden. Man würde sich vielleicht mit der freien Fakultät so trösten, daß man darüber die staatlichen Fakultäten gleichsam preisgäbe. Es wird aber vielmehr das Bestreben darauf gerichtet bleiben müssen, die alten geschichtlichen Stätten der Vorbereitung für den Kirchendienst mit der Kirche im engsten Zusammenhange zu erhalten. Zu den Wünschen, die wir nach dieser Seite hin seit Jahren hegen und aussprechen, würde — um den in dem Plan einer freien Fakultät sich kundgebenden Wünschen entgegenzukommen — noch der Versuch zu süßen sein, durch freie Professuren an einzelnen Fakultäten dem Bedürfnis einer wissenschaftlichen Ausbildung auf Grund des positiven kirchlichen Glaubens zu dienen. Dieser Gedanke ist bereits vor 18 Jahren auf der Augustkonferenz angeregt und hat auch damals zur Sammlung eines Grundkapitals geführt, an dessen Bestand mit den neuen Bestrebungen anzuknüpfen wäre. Hier befinden wir uns auf dem Boden der wirklichen Verhältnisse, während die freie Fakultät — schon nach Lage unserer Verfassung — als eine Utopie erscheinen muß. — Die für den 8. Mai nach Berlin einberufene Versammlung wird hoffentlich auch für diese Pläne Klarheit bringen.

Zum Schluß füge ich noch eine Anmerkung an, die mir beim Durchblättern der Zeitschriften kam, das ich als Vorbereitung für diesen Bericht vornahm. Die „Christliche Welt“ beklagt sich an einer Stelle über „Legendenbildung“ bezüglich ihres dogmatischen Standpunktes. Sie sollte sich doch aber selbst vor der Verbreitung von Ansichten hüten, die nur bei wohlwollender Beurteilung noch den Namen von Legenden verdienen. Daß ihr der starke Besuch der Universität Greifswald durch Theologen nicht lieb sein kann, ist zuzugeben, aber daß sie vor einiger Zeit erzählte, „bekanntlich“ habe man die hiesige Theologenzahl durch reichliche Stipendien gehoben, war nicht hübsch; jeder Greifswalder Student hätte die Redaktion über die hiesigen Stipendienverhältnisse aufklären können; uns konnte es deshalb nur ein in besonderem Sinne wehmütiges Lächeln erregen. Nun kommt aber Greifswald in einer der letzten Nummern wieder bei ihr vor. Die hiesige Fakultät, heißt es, habe es über der Aufgabe der Erziehung zum praktischen Amt „an jungem Nachwuchs“ für die wissenschaftliche Theologie“ fehlen lassen.

Zu entschuldigen ist ja die Mitarbeiterschaft der „Christlichen Welt“ bei solchen Jagdgeschichten dadurch, daß in der ihr verwandten Litteraturzeitung grundsätzlich die wissenschaftlichen Arbeiten der ihr nicht homogenen jüngeren Kräfte totgeschwiegen zu werden scheinen, sonst müßten sie von den trefflichen Leistungen der in Greifswald promovierten Schüler Cremers wohl etwas erfahren. Aber das könnte die Redaktion doch wenigstens wissen, daß allein drei derselben in jüngerer Zeit in Extraordinariate berufen sind, und das müßte sie hindern, fassche Aeußerungen abzu drucken, die darauf berechnete sind, der Greifswalder Fakultät einen bösen Venmund zu machen.

Greifswald, den 23. April 1895.

M. v. Nathusius.

Kirchliche Litteratur.

Evangelische Mission im Nyassa-Lande von Julius Richter, Pastor in Rheinsberg. (Berlin, 1892. Verlag der Berliner evang. Missions-Gesellschaft.) 176 S.

Durch die Juangriffnahme der Mission in Innerafrika seitens der älteren Berliner und der Brüderrmission ist die Aufmerksamkeit der deutschen Missionsfreunde auf die Länder am Nyassa und die bisherige dortige schottische und englische Mission gerichtet. Ein zuverlässiger Missionsforscher, als welcher sich Pastor Richter schon mehrfach bewährt hat, giebt uns hier eine anschauliche Beschreibung von Land und Leuten, ihrer Entdeckung durch Livingstone und den Arbeiten dreier Missionsgesellschaften; er schließt mit den deutschen Unternehmungen ab. 2 Karten und 8 Bilder erhöhen den Wert des Buches. Wir werden durch dasselbe zwar in grauenhafte Zustände und Erlebnisse eingeführt, aber doch auch in viele erfreuliche Arbeit und langames Reisen eines Senfkornes, das, wenn es zur Frucht kommt, jenen Greueln — besonders der Kraber — ein Ende machen wird.

Sollte einigen unserer Leser das von demselben Verfasser seit Anfang 1895 herausgegebene neue illustrierte Familienblatt: Die evangelischen Missionen noch nicht bekannt sein, so sei es ihnen hiermit aufs wärmste empfohlen. Es erscheint monatlich (bei Vertelsmann in Güterstoh), kostet jährlich nur 3 Mark und bringt sehr gute Aufsätze und — im Gegensatz zu manchen anderen Missionsblättern — nur vorzüglich ausgeführte Bilder.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission, herausgegeben von P. Lindner, General-superintendent D. Baur und Direktor Wichern.

Diese Zeitschrift ist fast eine Zwillingsschwester der „Allg. konf. Monatschrift“, denn sie steht jetzt mit dieser im 52. Jahrgang, ist mit dem Volksblatt für Stadt und Land in demselben Jahre gegründet. Seine älteren Jahrgänge sind die wichtigste Quelle für die Arbeiten der inneren Mission, aber auch noch immer bringen die Beste wichtige Nachrichten und bedeutende Artikel. Die Fliegenden Blätter erscheinen monatlich im Verlag des Rauhen Hauses und kosten 4 Mark für das ganze Jahr. Aus dem Januarheft dieses Jahres seien die Aufsätze von Stade über Not und Verbrechen, — und von Vobe über die Gesetzgebung gegen den Sonntagstrunk rühmend hervorgehoben.

Hier seien einige Broschüren zur inneren Mission genannt und empfohlen: Das kirchliche Amt und die evang. Jünglingsvereine, Vortrag von Pastor Weidauer (Hamburg, Verlag des Norddeutschen Männer- und Jünglingsbundes; 0,30 M.). — Werden wir siegen? von Pastor Keller in Düsseldorf (Leipzig, R. Werther; 14 S.); ein Vortrag auf der öffentlichen Versammlung des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit. — Auf dem Lande von Marie Fischer, geb. Lette (ebenda; 15 Pf.); ein Gespräch mehrerer Mütter aus dem Stände der ländlichen Tagelöhner; die Frauen sprechen etwas docierender als in Wirklichkeit, es kommen aber sehr beherzigenswerte Sachen darin vor. Die Erziehung unseres sog. Proletariates zu einer richtigen Erziehung ist eine wichtige Aufgabe.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Reform unseres politischen Parteilbens. Mit einem Nachwort: deutsches Parlament, deutsche Nation und Bismarcks achtzigster Geburtstag. Von C. v. Maffow, Geh. Regierungsrat. (Berlin, Liebmann.) 61 S. 1 M.

Zu Bezug auf den Inhalt dieser Broschüre sind wir mit dem verehrten Verfasser nicht ganz so einverstanden, wie mit vielen anderen Kapiteln seines trefflichen größeren Werkes. „Wir dürfen die Geschicke des Landes nicht der Regierung und dem Parlament allein überlassen, wir müssen sie selbst in die Hand nehmen“ — sagt er und knüpft hieran Vorschläge zur Animierung des politischen Lebens, die einen Idealismus auf dem Boden des gegenwärtigen Wahltrechts bekunden, den wir doch nicht zu teilen vermögen. Ja, wenn die meisten Herren Wähler erstens urteilsfähige und zweitens anständige Menschen wären, dann ließe man sich's gefallen. Wer aber je in diesem politischen „Leben“ darin gefaunden hat, der weiß, daß es so intensiv mit Leidenschaft, Lüge und Thorheit durchsetzt ist, daß selbst der beste Wille diesen Verbündeten ratlos und ohnmächtig gegenübersteht, wenn er nicht gar unterliegt und „mitmacht“. Und diese Schredlichkeiten nun gar noch in Vermanenz zu erklären — das ist ein Plan, zu dem wir uns nicht bekennen können. Gott sei Dank, daß doch Baufen eintreten; sonst wäre unser Volk schon total ruiniert. Wir segnen die fünfjährigen Legislatur-Perioden, weil sie etwas Ruhe ins Land gebracht haben, und in Bezug auf die Ursache wollen wir nichts von den Socialdemokraten lernen. Wenn Verfasser die Erfolge dieser Partei (S. 22) auch auf ihre Tugend zurückführt und meint, die Chancen ständen anders, wenn die anderen Parteien es ihnen formal gleich thäten, so glauben wir auch daran nicht. Zunächst kann eine gewissenhafte Partei die wilde Agitation gar nicht nachmachen.

Dann aber liegt unseres Erachtens die eigentliche Macht der Socialdemokratie nicht in der Organisation, sondern darin, daß sie große und richtige Zukunftsideen in ihr Programm aufgenommen hat. Hier ist das Feld, wo wir rivalisieren wollen. Je früher wir auf diesem Gebiet das Wahre vom Falschen scheiden und auf unsere Fahne schreiben, um so eher werden wir mit dem „Umsturz“ fertig werden. — Uebrigens finden sich auch in dieser neuen Broschüre manche treffende Beobachtungen und Bemerkungen, die wir gern unterzeichnen.

D. v. O.

— Karl v. Rangoldt, Dr. jur., Die sociale Frage und die oberen Klassen. Rede zur Feier des Stiftungsfestes der socialwissenschaftlichen Studenten-Vereinigung zu Berlin am 2. Novbr. 1894. 2. unveränd. Aufl. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1895. 8. 24 S. 40 Pf., in Partien von 12 Expl. an 30 Pf.

Dr. v. Rangoldt hat sich durch eine wichtige Arbeit über die Wohnungsverhältnisse in Wersberg und Weichenfels („Aus zwei deutschen Kleinstädten“) und durch die Anregung der Erklärung hervorragender Socialpolitiker gegen die Umsturzvorlage dem größeren Publikum bekannt gemacht. In der vorliegenden Rede, die übrigens auf die eigenen Angelegenheiten der socialwissenschaftlichen Vereinigung keinen Bezug hat, stellt v. R. in sehr wirksamer Weise den enormen technischen Fortschritten der Kulturmenscheit das Ranko an „Glück“ und allgemeinem Wohlfinden gegenüber. Neben einer fehlerhaften Bevölkerungspolitik und vielfacher eigener Verschwendung macht er für dies Mißverhältnis die kapitalistische Wirtschaftsordnung verantwortlich, insofern als sie die Ausbeutung weiter Kreise des Volks zu Gunsten einer privilegierten Minderheit bedeute — ganz wie die Sklaverei des Altertums und die Leibeigenschaft und Hörigkeit des Mittelalters, wenn auch „in milderer Form und weniger offenkundig“. Die Lohnarbeiter kommen bei der Teilung des

Arbeitsvertrages, auf die sie keinen Einfluß haben, zu kurz, denn der freie Arbeitsvertrag, durch welchen diese Teilung stipuliert wird, ist thatsächlich nicht frei.

Diese Darlegungen bilden den Stützpunkt für einen kräftigen Appell an das sittliche Bewußtsein der oberen Klassen, mit denen er nicht über die relative Berechtigung des Kapitalzinses, der Grundrente, des Unternehmergewinnes und des Erbrechts disputieren, sondern denen er die Frage vorlegen will: „ob nicht auch Sie schließlich das Verhältnis von Leistung und Gegenleistung als maßgebend anerkennen? Ob nicht auch Sie als unbedingtes Erfordernis anerkennen, daß wenigstens ungefähr und im großen und ganzen wahr werden müsse, daß niemand von der Gemeinamkeit mehr empfängt, als er ihr giebt, und niemandem von der Gemeinamkeit mehr gegeben wird, als er ihr leistet? Ob es nicht Ehrensache eines jeden ist, so zu leben, daß, wenn dermaleinst die Rechnung seines Lebens gezogen wird, das „Soll“ seines Verdienstes und seiner Leistungen nicht geringer ist als das „Haben“ seiner Wünsche und seines Verbrauchs, ja daß er als ein ehrlicher Mann aus dieser Welt geht und nicht als ein Schuldner seiner Mitmenschen in der Nachwelt?“ —

Wer selbst den oberen Klassen angehört, sich aber über den wahren Stand der Dinge nicht mehr hinwegtäuschen vermag, nämlich über die Berechtigung eines Kampfes der Arbeit gegen das übermächtige Kapital, kann sich weder der einen noch der anderen Seite anschließen, sondern muß für eine Socialpolitik eintreten, welche durch positive Reformen im Geiste der Opferwilligkeit und Selbstverleugnung der drabenden socialen Reform vorgeht.

Das sind die Gedanken, die v. W. in wichtiger Sprache und in knapper Skizzierung aller ethischen Gesichtspunkte entwickelt, soweit es ohne direkte Bezugnahme auf religiöse Motive möglich ist. Dem Christen aber ist es erfreulich zu sehen, wie die positive Richtung unter den Socialpolitikern in steigendem Maße sich auf ethische Beweggründe stützt und an das sittliche Bewußtsein sich wendet. Welch ein Gegensatz zwischen diesem Ton nicht nur, sondern zwischen diesem ganzen Gedankenkreis und der materialistischen Recherei der Manchesterleute von ehedem? Man weiß von persönlich frommen Nationalökonomen wie Adam Smith, die in ihrer Wissenschaft Materialisten waren: heute treibt die nationalökonomische Wissenschaft ihre Vertreter zum Appell an die Frömmigkeit („dermaleinst“), sie mögen selber sehen, wie sie wollen. Wl.

— Das Ministerium Eulenburg und das Scharlsche Sparsystem. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Eigentums mit einem Nachwort an die deutschen Sparlassen. Von August Scherl, Begründer und Eigentümer des „Berliner Lokal-Anzeiger“. (Verlag von A. Scherl, Berlin.) 1894. V und 85 S.

„Im Interesse des Gemeinwohles Großes und für die Gesamtheit Weitbringendes zu schaffen, ist

wie ich ohne Eigendünkel sagen darf, jederzeit das Ziel gewesen, das ich mir im Streben nach dem Erwerbe von Glücksgütern (?) gestellt habe.“ So beginnt der „Begründer und Eigentümer des Berliner Lokal-Anzeiger“ eine, in der angeführten Schrift enthaltene Prioritätsrede gegen das preussische Ministerium des Innern. Daß dieser Anfang nicht verlockend ist, wird mir jeder Augenblick, der den „Berliner Lokal-Anzeiger“ lenkt. Dennoch thut es mir nicht leid, das Dikt gelesen zu haben, welches, wenn sein Inhalt in der That aus dem angegriffenen Ministerium un widersprochen bleibt, einen sehr interessanten Beitrag zur Kenntnis unserer Regierungsmaschinerie bildet. Der Vorgang des Falles ist in alter Kürze folgender. Herr Scherl hat ein neues System des Sparlassen-Betriebes erdacht, welches darauf ausgeht, den Spareisen in allen Bevölkerungsklassen dadurch zu heben, daß mit der Sparanleihe eine Prämienlotterie verbunden wird. Die Aussicht auf einen unverhofften Gewinn soll die Leute reizen, ohne ihnen Opfer aufzuerlegen, denn die Mittel der Lotterie sollen nicht den Spareinlagen entnommen werden, sondern lediglich durch die Verzinsung der Einlagen während des ersten Jahres beschafft werden. Das Scharlsche Sparsystem will nämlich nicht warten, bis das Publikum die in Monaten angekauften Beträge selbst an die Sparkasse trägt, sondern es will — und das ist der zweite neue Gedanke dabei — dieselben wöchentlich graschen- oder marktwiese von den Sparern abholen. Auf diese Weise soll das Geld bereits Zinsen tragen, wenn es nach heutiger Methode, sei es im Spind des Sparerers, sei es auf der Sparkasse, monatlang unverzinst ruht. Dieser Entwurf, den sein Erfinder selbst unter behördlicher Aufsicht und unter Vielung aller Garantien für ein selbstloses Vorgehen zu realisieren sich erdacht hat, wurde nun vor 4 Jahren, mit einer ganzen Reihe empfehlender Gutachten bedeutender Nationalökonomen, dem Ministerium des Innern in Preußen vorgelegt, in dessen Kessart, wegen der mit dem Plane verbundenen Lotterie, die Entscheidung liegt. Nach vierjähriger Pause wurde der Vorschlag im April 1894 wegen der Lotterie abgelehnt — und im August desselben Jahres erging aus demselben Ministerium ein Mandatschreiben an die Oberpräsidenten, in welchem die Scharlschen Vorschläge, zum Teil wörtlich, jedoch ohne Namensnennung, vor allem aber unter Fortlassung des Lotterietheiles den provinziellen Sparlassen zur Befolgung empfohlen wurden.

Nun ist in dieser Verkündung und ohne Dazuthun der vom Urheber geplanten Vermittlungsanstalt die ganze Angelegenheit, nach Ansicht A. Scherls, völlig unbrauchbar, schon deshalb, weil sich die vom Ministerium gewünschte Verzinsung der abgehaltene Wochensparbeiträge im einzelnen gar nicht praktisch durchzuführen läßt, wohl aber eine angenäherte Verzinsung der Gesamtbeträge des ganzen Landes und deren Verteilung auf dem Wege der Verteilung. Aber der Hauptgedanke des Scharlschen Systems sollte auch gar nicht der sein, den Sparern die Zinsen für die ersten paar Wochen oder Monate zu verschaffen,

welche für jeden Einzelnen einen verschwindenden Wert bedeuten, sondern aus der kompakten Masse dieser Zinsbeträge einen Sporn zu schaffen, der auch die Säumnigen und Bequemen zum Sparen ermunterte. — Ist nun das ganze Scherische Sparsystem einwandfrei? Vom moralischen Standpunkte gewiß nicht, denn es wird immer sein Bedenken haben, die heute schon so eingewurzelte Sucht des Menschen, ohne Arbeit — mittels des Lotteriespiels — reich zu werden, zum Ansporn einer wenn auch noch so erprießlichen Thätigkeit zu machen. Ethisch würde aus diesem Grunde auch eine Wohlthätigkeitslotterie entschieden zu verwerfen sein. Volkswirtschaftlich haben sich Wilhelm und Carl Roscher, Adolf Wagner und andere Nationalökonomien für die Frage ausgesprochen, besonders aus dem Grunde, den auch der Verfasser in seiner Schrift nicht mißdeutend zu wiederholen, daß im Falle der Scherischen Verlosung dem möglichen Lotteriegewinn nicht, wie sonst immer, ein gewisser Verlust gegenübersteht (denn dem ihm entgehenden Zinsbetrag würde er ohne die Scherische Sparanstalt gar nicht erhalten), sondern sogar ein sicherer Gewinn: die Gewöhnung und der Trieb zum Sparen. Ueber den praktischen Wert der Idee könnte übrigens wohl nur ein Versuch im großen, den für Preußen der erwähnte Ministerialbescheid vorläufig abgebrochen hat, Aufschluß geben.

B.

— Anti-Stumm. Von H. R. Schoefer, Stadtpfarrer in Oberriezingen, Württemberg. (Wöttingen, Bandenhoed & Ruprecht.) 1895. 24 S. 0,60 M.

Ein sehr temperamentsvoller Brief an den Abgeordneten Freiherrn v. Stumm anlässlich seiner Reden über das „Koffettieren“ einiger evang. Geistlichen mit der Socialdemokratie. Verfasser weist die allem geschichtlichen Sinn hohnsprechende Verfehrtheit in den Gedanken des Herrn v. Stumm über die socialistische Bewegung treffend nach. Wirklicher wäre der „Anti-Stumm“ angefallen, wenn der Verfasser seinem eigengepanzten Wegner nicht nur mit Entschlossenheit, sondern auch in größerer Geschlossenheit und in einer weniger subjektiv gefärbten Sprache entgegengetreten wäre. Man hat mit Recht bemerkt, daß socialpolitische Schriften von Geistlichen oft an ungewöhnlicher Reichheit und Weichlichkeit des Ausdrucks leiden; das ist Schoefer's Fehler nun eben nicht. Dafür aber gehen ihm andere Mängel an: er spricht ein wenig *de universis et quibusdam aliis*, und kann sich wie Pilatus nicht entschließen, auch nur ein Wort auszusprechen von dem, was er einmal geschrieben hat.

Wi.

— Socialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. F. Henkel. 1. Band. (Wöttingen, Bandenhoed und Ruprecht.) 1895. LXIV und 214 S. 4 M.

Von dem reichen Inhalte dieses Buches kann

eine kurze Anzeige keinen Begriff geben, darum beschränken wir uns auf das Notwendigste. Eine längere Einleitung schildert Carlyle's Weltanschauung. Die Einlässe, welche die deutsche, namentlich die Richter'sche Philosophie auf Carlyle geübt hat, werden eingehend gewürdigt, und dann folgen drei größere Abhandlungen, nämlich der Chartismus (1839) S. 1—101; die Regierfrage, ein Vorwort zu den „Flugschriften aus eifster Stunde“ (latter-day pamphlets) 1849, S. 103—148; und „Den Niagara hinunter — und dann?“ (Shooting Niagara — and after?) 1867, S. 149—207. Das Englisch, was Carlyle schreibt, ist recht schwer zu verstehen; um so anerkennenswerter ist es, daß die Uebersetzung ein gutes Deutsch redet, ohne damit allenthalben die krausen und barocken Wendungen des Originals ganz zu vermissen. Ich kann nur dringend zur Lectüre dieser geistvollen Essays raten.

J. P.

— Der evangelisch-socialer Kongreß in Frankfurt a. M. Von A. Röder. Zeitfragen, Heft 145. (Stuttgart, Belfer.) 1895. 49 Seiten. Preis 1 M.

Diese Broschüre zieht direkt und indirekt gegen die „Konferentive Monatschrift“ zu Felde, vertritt also, wenigstens teilweise, Ansichten, die wir für ganz unrichtig halten. Die Redaktion der „Zeitfragen“ stimmt auch nicht immer mit dem Verfasser, wahrer aber doch ihrer Standpunkt in sehr milder Weise. Wir untererheit wiederprechen sehr viel entscheidender der Verquickung von verschiedenem Manchestertum und Konserwatismus. Darin stimmen wir mit dem Verfasser überein, daß es seine Bedenken hat, auch auf kirchlich-neutralen Gebieten, sich mit Gegnern, z. B. den Ritschlianern, zu verbänden. Gottlos aber sind die Sätze, daß „der Socialismus nun Materialismus führt“ und „der christliche Geist, die christliche Gesinnung“ müsse „das Beste an der socialen Reform“ sein. Die Socialreform setzt allerdings Männer voraus, die christliche Liebe im Herzen tragen, liegt aber an und für sich zunächst rein auf natürlichem, wirtschaftlichem Gebiet, und die großen Fragen müssen hier gelöst werden, zum Teil entschieden in socialistischem Sinne. Der Verfasser führt Ansichten dieser Art daran zurück, daß wir und Andere vor Bebel und Konforten „die Segel streichen“. Wir meinen, er könnte, wenn nicht von uns, doch von Forschern, wie Adolf Wagner, immerhin mit etwas mehr Respekt sprechen. Wenn er das große Werk Wagners, die „Grundlegung“ zur Volkswirtschaftslehre, studiert hätte, so würde er wissen, daß Wagner vor niemandem „die Segel streicht“, sondern daß er in selbständigster, gründlichster, objektivster Weise auch die Frage nach den Grenzen der Einzelwirtschaft und der Gemeinwirtschaft prüft; und wenn er dann zu dem Resultat kommt, daß auf gewissen Gebieten die Gemeinwirtschaft das Bewiesene, das Staatsmonopol dem Privatmonopol vorzuziehen sei, so liegt jedenfalls kein Grund vor, darüber abspredend zu urteilen. — Alles in allem: wir halten es für

ein bedenkliches Streben, den Konservatismus auf den hier entwickelten Ansichten festlegen zu wollen. Wir fürchten, die Börsenpresse würde mit dieser Festlegung sich sehr einverstanden erklären.

D. v. O.

2. Volkswirtschaft.

— Die Kleinbahn, ihre Bedeutung und ihr Platz im heutigen Verkehrsleben. Von J. E. v. Heimburg, Geh. Reg.-Rath, Amtshauptmann in Cloppenburg. 77 S. Preis 1 R. (Leipzig und Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.)

Der Verfasser, dem die Schöpfung einer Tertiärbahn auf Rechnung eines Kreises von Gemeinden im oldenburgischen Amte Cloppenburg zu verdanken ist, regt in der vorliegenden, von viel Sachkenntnis zeugenden Schrift auch andere Kreise dazu an, nicht auf den bescheiden Arm des Staates zu warten, sondern selbstthätig ihren Gemeinden ein wirtschaftliches Hülfsmittel zu schaffen, wie es die Mittel- und Großstädte in ihren Eisenbahnverbindungen schon längst besitzen. Jedem Landmann und allen Kleinbäuerlein, die über die Bedeutung der jetzt soviel Staub aufwirbelnden Kleinbahnfrage noch im Unklaren sind, kann das übersichtliche und überzeugende Heftchen nicht genug empfohlen werden, nicht minder denjenigen, die wohl den Nutzen der ländlichen Bahn zugeben, aber die Möglichkeit der Schaffung einer solchen ohne die Initiative von der Regierung nicht einsehen. Ich hebe einige Punkte hervor. — Der Verfasser bricht in lobenswerter Weise mit der Anschauung, daß die Kleinbahn Rücksicht auf anschließende Großbahnen zu nehmen habe. Nur zu oft haben solche Bedenkslichkeiten, die natürlich das Projekt allemal verteuern, eine recht wohl ausführbare Gründung erst verzögert und schließlich ganz aufgehalten. Verfasser stellt aber die Ansprüche des Kleinverkehrs an seine Bahnen folgende Ueben auf: 1. Da jeder Marktort ein für sich abgeschlossenes Verkehrsgebiet bildet, so liegt das Bedürfnis eines einseitigen Schienengeleises durchaus nicht vor, vielmehr muß jeder Marktort für sich erodgen, welches Schienengeleise und welche Zugkraft für ihn das entsprechende ist. 2. Die gerade Richtung der Bahnlinie wäre für die Kleinbahnen der größte Fehler. Es liegt in ihrem Interesse, überall da von der geraden Richtung abzuweichen, wo links und rechts größere Komplexe von Wohnstätten liegen. 3. Die Kleinbahn bedarf kein breites Spurgeleise, sondern je schmaler dasselbe ist, desto leichter vermag es sich den Wiegungen der Verkehrslinie anzuschließen. 4. Oberbau und Schiene müssen dem leichteren Gewicht der Ladungen und Betriebsmittel entsprechen. Je leichter die Zugkraft, um so leichter kann der Oberbau sein, um so besser kann sie stets voll ausgenutzt werden, und um so mehr Jüge kann die Verwaltung täglich fahren lassen. 5. Wenn die Lokomotive auch zunächst wohl als Zugkraft wird eingesetzt

werden, so wird doch in vielen Fällen die Pferdekräft mit ihr konkurrieren. Verfasser erhofft von der nächsten Zukunft, daß sie auch noch eine leichtere und minder feuergefährliche maschinelle Zugkraft als die Dampflokomotive schaffen wird. 6. Die Güterwagen müssen klein sein und dürfen eine Tragkraft von 5—10000 Pfund nicht überschreiten, damit möglichst in Waggonsladungen verpackt werden kann. 7. Der Kleinverkehr bedarf nur einfach ausgestatteter Personenwagen, da die Bahn verhältnismäßig kurz ist und die Fahrt nur kurze Zeit dauert. 8 Die Zahl der Haltestellen muß eine möglichst große sein, ja es sollte allenthalben gehalten werden, wo der Verkehr es fordert. Anschlüsse an die Hauptbahn sind belanglos, denn von 100 Personen, welche die Kleinbahn benutzen, werden 95 im Marktort bleiben. 9. Die Tarife müssen unter Berücksichtigung der Verkehrsverhältnisse und der Rentabilität der Bahn festgesetzt werden und veränderlich sein (je nach der Verkehrsstärke, dem Ernteausfall u. s. w.) — Für die Berücksichtigung aller dieser Forderungen hält der Verfasser die Gründung, Ausführung und Verwaltung von Kleinbahnen durch den Staat nicht für erforderlich, sondern empfiehlt den Zusammenschluß einzelner Grundeigentümer oder Gemeinden eines Kreises in der Form des genossenschaftlichen Vereines. Die Art und Weise, wie dies geschehen kann, und die Vorteile, welche sich der Einzelne und die ländliche Gemeinde von dem Bau der Kleinbahn zu versprechen hat, sind in der zweiten Hälfte der Broschüre des näheren erörtert. B.

3. Kirche.

— Kirchengeschichte Deutschlands von Dr. A. Hauck, Professor in Leipzig, III. Teil. 1. Hälfte. (Leipzig, 1893.) 7 R.

Den Inhalt dieses Abschnittes des großartigen kirchengeschichtlichen Werkes der Gegenwart bildet die Konsolidierung der deutschen Kirche. Es ist das Zeitalter vom Aussterben des karolingischen Hauses bis zum Ende Ottos III., also des zehnten Jahrhunderts. Die oft gerühmten Vorzüge dieses Werkes brauchen gelegentlich dieses neuen Abschnittes nicht wiederholt zu werden. Es wird genügen aus dem reichen Inhalte Einiges besonders hervorzuheben. Gleich im 1. Kapitel stellt uns die Schilderung der Stellung der Bischöfe in diesem Zeitraum; die politische Einflüsse dabei, das Verhältnis zu den Herzögen und zum König, dann ihre Beziehungen zum römischen Stuhl, die verschiedene Lage des Episcopats unter den verschiedenen deutschen Königen, endlich die Entstehung der weltlichen Gewalt der Bischöfe durch Uebertragung der Grafenschaft an sie. Besonders interessant sind die versuchten Charakterisierungen einzelner Persönlichkeiten, wobei der Verfasser zum Teil neue Belege gibt, wodurch es zu einer Ehrenrettung Friedrichs von Mainz kommt, während Heinrich der Vogler sich in

weniger günstigen Lichte zeigt, als man gewöhnlich meint. Im 2. Kapitel beobachten wir die Gründung der Missionskirche im Norden und Osten: überall wird das Volk sieben, die Kulturzustände, das Verhalten und die Stimmung der Stämme gegen einander in helles Licht gesetzt. Hervorgehoben sei aus dem 4. Kapitel die Beschreibung der Konflikte zwischen Papst und Kaiser, welche sehr anschaulich und verständlich gehalten ist und in einer Weise, daß die prinzipiellen Fragen der späteren Zeit gut vorbereitet werden. Im 5. Kapitel haben wir eine vollständige Geschichte der geistigen Bildung und der Litteratur der damaligen Zeit; eingehend behandelt werden Athanasius von Serona, Bedakins und besonders interessant die fruchtbare Schriftstellerin Kosoitha mit ihren Legenden, Romdienen u. s. w. Das 6. behandelt die Anfänge der Klosterreform. — Es ist schwer, von dem Buche loszukommen, so interessant ist es geschrieben; es verbindet Kultur- und Litteraturgeschichte mit der Geschichte der kirchlichen und theologischen Bewegungen. Das achte Jahrhundert, so lautet das Resultat, ist in kirchlicher und geistiger Beziehung die Nachblüte der karolingischen Zeit, doch sind in ihm deutlich die Keime späterer Entwicklung in ihren Anfängen zu beobachten. Die Gründlichkeit, mit der haud zu Werke geht, läßt freilich den Abschluß des Ganzen in die Ferne gerückt werden, aber wir belassen es nicht, wenn so treffliche Früchte dadurch reifen.

— Geschichte der neutestamentlichen Offenbarung von E. F. Rössen, Professor in Moskau. II. Band: Geschichte der apostolischen Verkündigung. (München, C. F. Beck.) 1893. 531 S.

Der erste in zwei Hälften erschienene Band (714 S., 14 M.) ist in diesen Blättern 1891 zur Anzeige gebracht und wird manchem unserer Leser bekannt sein. Das Werk liegt nun abgeschlossen vor. Es ist ein guter Gedanke und als ein Fortschritt der wissenschaftlichen Behandlung anzusehen, daß Rössen die gesamte neutestamentliche Theologie inklusive dessen, was man sonst unter dem Namen Neu verstand, zusammenfassend als Geschichte der neutestamentlichen Offenbarung behandelt. Es liegt schon in dem Titel ein Protest gegen die Auffassung der verschiedenen apostolischen „Lehrtropfen“ als theologischer Ansichten. Und dem entspricht auch der Inhalt. Dabei hält R. doch an dem Gedanken fest, welcher der Wissenschaft der „neutestamentlichen Theologie“ zu Grunde liegt, nämlich daß aus den neutestamentlichen Schriften die verschiedenen Seiten und Stufen der eisen göttlichen Offenbarung in verschiedener Strahlendehnung erscheinen, — eine Verschiedenheit, die menschlich und geschichtlich zu erklären ist. Die drei Stufen, um die es sich handelt, nennt Rössen: die apostolische Verkündigung 1) innerhalb der jüdisch-kirchlichen Gemeinde (die Reden und Briefe Petri, Brief Judas, Jakob und an die Hebräer), 2) innerhalb der heidenschristlichen Gemeinde (Paulus) und 3) für die sich in der

Welt zu einem neuen Volke Gottes gestaltende Gemeinde Jesu (Johannis Offenbarung, Evangelium, Briefe). Eingehend erweist überall der Verfasser das Recht, die vorhandenen hl. Bücher der kirchlichen Tradition gemäß als Quellen zu beugen — ein Umstand, der allerdings genügen wird, ihn für die heutigen Rationalisten (Lübinger und Kitzschliener) als unwissenschaftlich gelten zu lassen, denn heute muß sich ja jeder theologische Anfänger seine wissenschaftlichen Spuren verdienen mit irgend einem neuen Einfall von Uebersicht oder Bearbeitung oder Komposition der hl. Bücher. Dem bibelglaubigen Theologen wird aber Rössen darum desto willkommener sein, der uns übrigens die gesamte moderne Litteratur auch zu allen Einzelfragen vorführt und sich mit ihr auseinandersetzt. Schon im ersten am Anfang der Nachweis, daß es sich in diesem ganzen Teil um das vom Herrn versprochene Fortwirken von seiner Erlösung aus handelt; es ist Christus, der sich in seinen Aposteln und ihrer Verkündigung offenbart. — Würdte dies fleißige, höchst dankenswerte Werk fortan reichliche Benutzung finden als Mittel für das, was man neutestamentliche Theologie nennt, und auch als Hilfsmittel für die Einleitungsstudien ist es vertrauensvoll zu gebrauchen.

M. v. N.

— Kurzgefaßter Kommentar zu den hl. Schriften Alten und Neuen Testaments sowie zu den Apokryphen. Herausgegeben von D. F. Strad und D. O. Jödter. (München, C. F. Beck.)

Dies große exegetische Sammelwerk tritt seinen zweiten Bandgang an. Vom Neuen Testament liegt die 2. und 3. Abteilung in zweiter Auflage vor. Die 2. enthält das Evangelium Johannis von Luthardt und die Apostelgeschichte von Jödter (1894; 5 M.), — die 3. die Briefe Pauli an die Thessalonicher und den an die Galater von Jödter, die Korintherbriefe von Schnedermann und den Römerbrief wiederum von Luthardt (1895; 8 M.). Die allgemeine Einrichtung des Wertes und sein Wert ist bekannt; es handelt sich also hauptsächlich darum, die Fortschritte der zweiten Auflage hervorzuheben. Eine äußere Aenderung ist die, daß die früheren zusammenfassenden Inhaltsangaben und Reflexionen vor den einzelnen Abschnitten ganz entfernt, einiges davon mit den Anmerkungen unter dem Text vereinigt, anderes zuweisen nach der Exegese des Abschnittes gebracht ist, und daß manche der Fußnoten so angeschwollen sind, daß sie jetzt als besondere historisch-kritische oder biblisch-theologische „Exkurse“ erscheinen. Ferner ist die neue Litteratur seit der 1. Auflage sorgfältig ergänzt und sortiert. Besonders bei der Apostelgeschichte und dem Galaterbrief war es nötig, mit den inzwischen erfolgten Ausartungen der negativen Kritik sich eingehend zu beschäftigen. Die bezeichneten Veränderungen treten überall als wirkliche Verbesserungen und Bereicherungen hervor, dazu kommt eine Fülle von Zusätzen und Bereicherungen innerhalb der einzelnen Anmerkungen unter dem Text. Beide Bände können darum mit Recht als

neue Bearbeitungen bezeichnet werden. Wir können uns freuen, daß wir in diesem in sich einheitlichen großen Werke teils einen Erlaß haben für den alten Meyer, der in den späteren Bearbeitungen immer mehr von seiner ursprünglichen Bestimmung herabgeunken ist, teils eine Konturierung für die Kommentarierwerke der negativen Schule. Der praktische Geistliche wird für sein Bibelstudium noch mehr gebrauchen als diesen sorgfältigen Kommentar, besonders bei den Hauptstücken: Johannes, Römer- und Galaterbrief; aber er wird hier zweierlei in der besten Form finden: 1) eine kurze, sichere Orientierung über alle exegetischen Fragen und 2) eine vollständige Ausgabe aller Litteratur behufs eingehenderen Studiums dieses oder jenes Punktes. Wir beglückwünschen die evangelische Kirche nicht minder wie die verdienstvollen Herausgeber zu diesem Anfang der zweiten Auflage.

M. v. N.

— Reden über die Korintherbriefe von Frederik W. Robertson. Deutsche Uebersetzung nach der 11. engl. Ausgabe. Mit Vorwort von Professor Lic. Drems. (Stöttingen 1895, Vandenhoeck & Ruprecht.) 480 S.

Die Predigten Robertsons, die früher erschienen und auch hier empfohlen sind, bilden eine der originellsten Erscheinungen aus dem Gebiete der neueren Homiletik. Der geistvolle, dogmatisch sehr selbständig — um nicht zu sagen frei — stehende Mann kehrt einen eigenen Hauber und führt tief in die psychologischen religiösen Probleme ein. Auch die von ihm herausgegebenen Briefe und Tagebücher haben eine eigen anregende Kraft. Die vorliegenden Predigten sind in Nachmittags-gottesdiensten gehalten und bewahren durchaus den uns bekannten Charakter. Doch kommen die Grenzen, die Robertson gesteckt waren, bei diesem Unternehmen, uns in den Zusammenhang der paulinischen Briefe und Gebankengänge einzuführen, mehr zu Tage als bei den früheren Predigten. Schade ist, daß Professor Drems im Vorwort sein Wasser in den Robertsonschen Wein zu gießen versucht hat.

M. v. N.

— Das göttliche „Noch nicht“. Ein Beitrag zur Lehre vom heiligen Geist. Von Alex. v. Dettingen. (Erlangen und Leipzig, 1895, A. Deichert (W. Böhme.) 240 R.

Wir haben es hier mit einer bedeutenden Erscheinung auf theologischem Gebiete zu thun, die geeignet ist, bei Freund und Feind Aufmerksamkeit zu erregen und ernst erwogen zu werden. Daß wir zu den Freunden gehören, bedarf keiner Versicherung, so wenig dadurch einzelne Abweichungen ausgeschlossen sind. Ausgehend von dem geheimnisvollen Wort Joh. 7, 39: der h. W. war noch nicht — setzt uns der Verfasser die Grundlinien eines theologischen Systems auseinander; er selbst nennt es das Naurocentrische, d. h. der Mittelpunkt ist das Kreuz. Der Hauptgedanke ist der von der göttlichen Heilsökonomie, d. h. der lebendige Gott geht in einer gewissen Selbstbeschränkung

oder Selbstentäußerung in die irdische Geschichts-entwicklung ein. Wird dieser Gedanke in seiner ganzen Größe und Tiefe erfaßt, so ist die wichtigste praktische Folge das Lernen der Geduld gegenüber all dem, was sich mit Gottes gutem und gnädigem Willen zwar nicht zu rinnen scheint, dem gegenüber aber das Wort gilt: meine Stunde ist „noch nicht“ gekommen. Das Buch erfordert theologisches Verständnis und Interesse. Es legt sich auseinander mit der kirchlichen Theologie, mit der ganzen neueren Behandlung des Dogmas vom hl. Geist und wirft Rückblicke auf die dogmengeschichtliche Entwicklung. Aber es läuft doch aus in „praktische Schlussfolgerungen für die Gegenwart“. In denselben werden sich die Schüler und Freunde des hl. W. vielfach sehr sympathisch berührt und verwandt angesprochen finden. Vortrefflich sind die Warnungen vor den schmerzlichen Anticipierungen von Zuständen, welche auf Erden „noch nicht“ zu erwarten sind, ferner vor vornehmlichem Aburteilen, scharfem Ziehen von geistigen Grenzen, als ob die Entwicklung schon überall abgeschlossen sei, vor Dogmatismus und Parteigeist in der Predigt und dem kirchlichen Handeln u. dgl. Rehnliche Warnungen sind ja in jüngster Zeit mehrfach ausgesprochen; aber das Eigentümliche an diesem Buche ist, daß sie hier begründet werden durch ein vollständiges dogmatisches System, durch den theologischen Nachweis der tiefen Wurzeln der zu bekämpfenden Fehler. Was nun in dem praktischen Verhalten die Warnungen vor Parteigeist, Resignationen u. dgl. betrifft, so muß sich dieselben jeder, dessen Amt eine Thätigkeit in der Weltmittheilung verlangt, immer wieder gesagt sein lassen; doch aber wollen wir uns durch die Ermüdung der Wesahren, z. B. der evangelisch-socialen Thätigkeit, nicht an der Notwendigkeit derselben — auch durch Dettlingen nicht — irren machen lassen. Daß derselbe die Evangelische Allianz mit Bestrebungen des falschen Humanismus, mit Egidy u. s. w. in eine Reihe stellen kann, ist ein Zeichen, daß auch bei den trefflichsten Männern partielle Boreingenommenheit bewirkt, daß wir immer „noch nicht“ zur Verhängung der Christen unter einander gelangen; und ich möchte doch hier zur Ergänzung bemerken, daß nicht jedes „Noch nicht“ ein göttliches ist.

M. v. N.

— Zur Charakteristik des religiösen Standpunktes des Erasmus. Von Lic. Fr. Vegius, Privatdozent d. Theologie in Greifswald. (Gütersloh, 1895. C. Bertelsmann.) 72 S.

Es giebt geschichtliche Rätsel, welche uns durch Persönlichkeiten aufgegeben werden. Zu denselben gehört Erasmus, ein scheinbar so protestantische Erscheinung mit zum Teil so trefflichen Schriften (z. B. auch seine pastoralthnologischen Anweisungen), und doch ein so entschiedener Gegner Luthers und seiner Reformation. Vegius führt uns in das Verständnis dieser Persönlichkeit ein. „Das Kind des 15. Jahrhunderts war den Aufgaben der neuen Zeit nicht gewachsen. . . Es war das Verhängnis des Erasmus, daß er nicht die Kraft hatte zu

wachsen und sich darum zerstören mußte." Angehts der brüderlichen Devotion vor dem Papst, wonach er z. B. bekannte, daß es seine innigste Sehnsucht sei, sich heranzuwälzen und Leos allerseitige Kräfte zu säulen, sagt L.: „ein Mann, der so redete, war nicht fähig, Protestant zu werden. Er war dazu nicht ernst genug.“ M. v. N.

— Das neu aufgefundenene Bruchstück des Petrus-evangeliums, übersezt und beurteilt von Dr. Joh. Kunze. (Leipzig, 1893. Dörffling & Fraule.) 0,60 M.

In einem kirchlichen Bericht ist an dieser Stelle früher diese Angelegenheit besprochen. Kunze giebt eine klare, allgemein verständliche Einleitung, teilt das Stück aus der Passionsgeschichte, welches jene neu entdeckte Handschrift enthält, mit, widerlegt die müßigen Hypothesen, die besonders von Harnack zur Diskreditierung unserer biblischen Evangelien daran geknüpft sind, und sucht endlich die Entstehung des Petrus-evangeliums zu erklären. Bei dem letzteren Versuche müßte meines Erachtens auf die ganze Entstehung der Evangelien aus mündlicher Tradition noch mehr Wert gelegt werden. M. v. N.

— Der Glaube an die Trinität Gottes in der Kirche des ersten christlichen Jahrhunderts, nachgewiesen von weil. Professor Dr. Caspari (Christiana). (Leipzig, 1894. W. Faber.) 1 Mark.

Die gelehrte Exegese einer Stelle aus dem Klemensbrief an die Korinther, durch welche der berühmte Symbolforscher den gelungenen Beweis führt für das trinitarische Bewußtsein der ältesten christlichen Gemeinde. M. v. N.

— Die Dämonischen des Neuen Testaments. Ein Vortrag, gehalten und dem Verein der deutschen Irrenärzte gewidmet von Georg Hasner, Pastor in Elberfeld. (Frankfurt a. M., 1894. R. Bredert.) 0,70 M.

In dem Verfasser vereinigt sich der gläubige Bibelforscher und der erfahrene Psychiater. Seine Darlegungen sind eingeteilt in biblische, theoretische, praktische, und seine Ansichten laufen darauf hinaus, daß die Dämonen weder Teufel¹⁾ sind, noch menschlich veröndliche Geisteswesen, sondern geistige Wesen, die etwas Unpersönliches (Tierisches) an sich haben, daß der Dämonismus identisch sei mit der Geisteskrankheit, die auch wir kennen, daß seine Heilung aber nur besondere Gabe sei, die jetzt in der Kirche nicht vorhanden. Ich zweifle nicht, daß viele Leser selbst sich über diesen interessanten Vortrag ein eigenes Urteil zu bilden wünschen und lasse es darum bei dieser Anknüpfung sein Bewenden haben. M. v. N.

— Christliches und Antichristliches. Eine Probe davon, daß auch die Psalmen genaue Weissagungen über die letzten Dinge enthalten. (Bl. 42—51.) Von D. Ed. Krausestein, Rirk.-Inspektor in Berlin. 2. Auflage. (Basel, Jäger und Kober [Spittler].) 140 S.

Der Titel ist eigentlich etwas irreführend. Wir haben hier eine sehr eingehende praktisch-erbauliche Auslegung der genannten Psalmen, die außerordentlich viel Tiefes, Inniges und Sinniges enthält. Bei der Ausdeutung wird immer der historische Staupunkt eingenommen, von dem aus aber typisch auch auf fernere ähnliche Lagen der Gottesgemeinde Rücksicht genommen. Das geschieht nun, den eschatologischen Reigungen des Verfassers entsprechend, an einigen Stellen auch auf die Endzeit, und daher erklärt sich der Titel. Das kleine Buch, das schon in zweiter Auflage vorliegt, empfiehlt sich recht zur erbaulichen Behandlung der Psalmen. M. v. N.

— Was bedeutet die Entdeckung Americas für die christliche Kirche? Beantwortet durch Prof. Lic. Blath. (Friedenau-Berlin, 1892. Buchhandlung der Bohrer'schen Mission.) 0,50 M.

Geistvolle und klare Darlegung der Erfahrungen und Aufgaben, die der christlichen Kirche nicht etwa durch das Ereignis der Entdeckung geworden sind, sondern durch das Entstehen dieser eigentümlichen Länder- und Völkermassen und zwar in Bezug auf Mission, kirchliches Leben, christliches Volksleben u., mit besonderer Vergleichung der verschiedenen Konfessionskirchen in dem neuen Erbeil. Ein interessanter und fesselnder Vortrag. M. v. N.

— Sehr reich war in den letzten Jahren die Prochärenlitteratur, welche die kirchlichen Tagesfragen behandelt. Es sei heute noch einiges davon als Nachlese kurz angeführt. Nicht zu den gerade brennenden Fragen gehört die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche, welche in einem Vortrag Professor Dr. R. Hinder behandelt (Dresden 1896; v. Zahn und Jaensch; 1 M.). Es sind nur kurze Sätze, welche aber ein klares Bild geben von dem Umschwung zur Besonnenheit, welche nach dem Schweigen des Liberalismus in dem Gedanken einer völligen Trennung von Staat und Kirche in der öffentlichen Meinung eingetreten ist. „Eine Bewegung wie die, um deren Dämpfung es sich heutzutage handelt, kann nur von innen heraus durch eine geistige Großmacht überwunden werden, die stärker ist als sie und den Menschen ans Herz dringt.“ Dies sei die christliche Religion; deshalb sei das Band zwischen ihr und dem Staate nicht zu lockern, sondern zu befestigen. — Dr. Edmund Friedemann meint nun freilich in seiner jüdische Moral und christlicher Staat betitelten Broschüre (Berlin 1893; S. Kronbach; 45 S.): die Juden dürften deshalb nicht vom christlichen Staate als Vollbürger ausgeschlossen werden, weil die jüdische Moral der christlichen ganz gleich sei, wie er durch eine ganz interessante Zusammenstellung der Worte der Bergpredigt und „jüdischer“, d. h. alttestamentlicher und talmudischer Sprache beweist. Freilich wenn das Christentum in einigen Moralsprüchen von Nächstenliebe bestünde, wie das nicht nur Dr. Friedemann an-

nimmt, dann könnte er beinahe recht haben. Zwischen aufgelärten Juden und aufgelärten Christen sanb schon vor hundert Jahren Propst Teller keinen Unterschied. Wir aber wollen den Staat und die Gesellschaft nicht auf der Aufklärung aufbauen, sondern aus dem Christentum.

Das Christentum in seiner originalen Kraft ist heute mehr denn je zu erhalten und zu entfalten. Auf dem äußersten linken Flügel der Gegner steht der Materialismus. Mit ihm beschäftigt sich Dr. Deunert in Godesberg: Der Darwinismus und sein Einfluß auf die heutige Volksbewegung (Berlin 1894; Deutsche Lehrzeitung; 64 S.). Sehr lesenswert. Der Verf. ist Naturforscher und protestiert gegen die unredliche Identifizierung von Darwinismus und Entwicklungstheorie, welsch letzterer er eine gewisse Berechtigung zuspricht. — Dazu sei genannt: Henry Drummond, der Naturforscher unter den Theologen von Pastor Dr. Hornburg (Güterstoh 1894; E. Bertelsmann; 19 S.). Eine objektive Würdigung des vielgenannten Mannes besonders nach seinem Hauptwerke, dem Naturgesetz in der Geisteswelt. — Hilmar Schornig, die Surrogatwirtschaft auf dem Gebiet der Religion (Stuttgart, Chr. Besser; 1 R.; das 130. Heft der Zeitschrift für das christl. Volksleben). Der Verf. nennt es eine Valenstreifskrift und behauptet mit löstlicher Ironie, die aber dem großen Ernste keinen Eintrag thut, die Evidenz und die Ethische Bewegung in geschichtlich orientierender und sachlich aufreißender Weise. — Wegen einen der Vertreter der letzteren wendet sich Barrer Niesel mit seiner Schrift: Die neue Reformation. Wider H. v. Sizzi, Oberst a. D., und die Gesellschaft für ethische Kultur. Eine Erwiderung auf des ersteren Schrift: Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amens! (Leipzig 1893; Fr. Richter; 47 S.). Fast möchte ich sagen, daß diesem enkant terribile der ethischen Bewegung hier zuviel Ehre angethan ist; immerhin ist die Potemil treffend und würdig.

Nicht minder wichtig als dieser Kampf gegen die äußeren Feinde ist die Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen theologischen Richtungen. Und sie ist bedeutend schwieriger. Denn die Gegensätze sind hier oft verhäßt, die Unterstellungen oft stichend. Falsche Alternativen in der evangelischen Kirche — ruft Dr. Rudolf Krone, ein badischer Geistlicher (Heft I. B. 1894; H. Specht; 0,60 R.), und wendet sich damit gegen das Parteiwesen in seiner heimatlichen Kirche. Schon ist seine friedfertige Gesinnung und vieles von seinen Warnungen dürfte auch für unsere Freunde recht zu beherzigen sein. Aber der Fehler ist, daß er immer von dem Gegensatz der „Extremen“ spricht und nicht darauf eingeht, die einander entgegenstehenden Principien zu messen. Er erkennt selber an, daß die Leugnung der Heiltschancen unsäähig zum evangelischen Predigtamt macht; solange er aber nicht nachweisen kann, daß die „Liberalen“ nicht in dieser Leugnung stehen, kann er die Berechtigung der „Positiven“ zum organisierten Kampf dagegen nicht bestreiten. —

Ähnliches wie Krone, aber in viel ausführlicherer Weise unternimmt Pastor Köster aus Hamburg in seiner Schrift: Wer ist gläubig, wer ungläubig? Ein Protest gegen die herkömmliche Art falscher Anwendung dieser Bezeichnungen, gegründet auf Lutbers Hauptartikel im Schmaltaldischen Bekenntnis (Braunschweig 1894; E. A. Schwetsche & Sohn; 96 S.; 2. Aufl. mit neuem Titel). Er vertritt den Ritsch'schen Standpunkt, der keine „metaphysische“ Gottheit Christi annimmt und doch den christlichen Heilandsglauben zu haben beansprucht, wofür er — nicht ungehehrt — aber schließlich doch ganz ungeschichtlich und darum unredlich Luther in Anspruch nimmt. Der Vergötterung des Menschen Jesus kann auch Köster nicht entgehen. Und auch er verkennt den Unterschied zwischen dem theologischen Erkenntnisstand des Einzelnen, dem wir darum, weil er nicht orthodox ist, den Glauben nicht abschneiden, und der Lehre der Kirche, welche ohne den vollen biblischen Lehrgesamt nicht Trägerin der Wahrheit bleiben kann. — Innerhalb des Geschichtsfreies befindet sich die Kirche in Leipzig, dessen alabemische Rede über die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte (Leipzig 1894; J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung; 0,50 R.) viel Beachtung gefunden hat. Er wirft Rückblicke in die geschichtliche Entwicklung im Interesse der Frage nach den Gründen der Autorität des Glaubens innerhalb der Gemeinde und kommt zu dem Resultat, daß — vorbereitet im 17. Jahrhundert — seit dem 18. die Gemeinden (und zwar successive in allen Ständen) eine kirchliche Glaubensautorität nicht mehr anerkennen, weshalb der Glaube ihnen zur eigenen Ueberzeugung gebracht werden muß, was aber ohne Aufgabe der orthodoxen Lehrweise nicht möglich sei. Wir stimmen der geschichtlichen Betrachtung im wesentlichen zu und heben auch auf der Forderung, daß die Verdringung eine zeitgemäße sein und die Dogmatik darum in fortschreitender Entwicklung bleiben müsse. Aber bezüglich der Fundamente und der Ziele bleiben unsere Differenzen bestehen.

Zählen wir nun auch einige Schriften von der anderen Seite aus. Im Vorbergrunde steht hier D. Martin Kähler: Der Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit. Vortrag auf der Wiffionskonferenz zu Halle a. S. (Güterstoh 1893; E. Bertelsmann; 0,50 R.). Hier werden wir in die Schrift eingeführt und lichtvoll wird aus dem Selbstgebrauch jenes Namens das Bewußtsein der göttlichen und univervalen Sendung bei Jesus Christus erwiesen, — sein weltumspannender Anspruch. — In eingehender, zumweilen etwas breiter Weise behandelt das Thema von Christi Person auch Better: Was dünket dich von Christus? (Mielefeld und Leipzig 1893; Bethagen & Klasing; 101 S.; 1 R.) Der Inhalt ist biblisch, gesund, in gebildeter Sprache dargebracht. — Jesus Christus, wahrer Gottes- und Mariensohn. Ein Zeugnis für das Apostolium wider die moderne Irreligion von Th. Heber, Prof. am Gymnasium in Neustettin (Braunschweig und Leipzig, H. Wollermann;

0,60 M.). Daß diese Streitschrift aus der Har-
nackischen Bewegung die 2. Auflage erlebt hat, ist
ein Zeichen, daß sie klar, entschieden und ver-
ständlich ist; sie geht die biblischen Beweisstellen
für die wahrhaftige Gottheit Christi exegetisch
durch. — Eine Reihe von kleinen Festen erschien
damals aus derselben Veranlassung im Verlag
von Steinkopf in Stuttgart (à 2 Pf.), deren
jedes zweckentsprechend und der Verdienste wert
ist. Hier möge es genügen, die Titel aufzuzählen:
Bräutl Burk, das apostolische Glaubens-
bekenntnis, — Deson Schwarzkopf, das
Kengnis der vier Evangelien in seiner
Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit, —
Stadtbefan Weidrecht, die Gottheit Christi
— und Hofprediger Brann (in Stuttgart), Ge-
wissensfreiheit und kirchliche Ordnung. —
Einen energischen Streitruß hat kürzlich Pastor
Köhrich erlassen: Auf zum Kampf wider
die liberale Theologie und für Christus
und die Kirche! (Güterloß 1895; 0,80 M.).
Köhrich geht ziemlich scheinbig vor und weist
nach, daß die Ritsch'sche Theologie nichts anderes
als Rationalismus ist, der die Autorität der heil.
Schrift, die Lehre von der Sünde, von der Gott-
heit Christi und den Heilthatsachen seines Lebens
zerstört, darum auch die Rechtfertigung zu etwas
ganz anderem macht, das Gebet und die Sakra-
mente ihrer Bedeutung entleert und endlich die
Christliche Hoffnung in dichten Nebel hüllt. Die
Ausbrüche sind hier und da etwas scharf, aber die
Belege sind überall beigebracht und wir werden
uns je länger je mehr der Aufgabe nicht entziehen
können, die aufstrebenden Tendenzen dieses modernen
Begriffsglaubens in ihren vollen Konsequenzen
zum allgemeinen Verständnis zu bringen.

Mit einem besonderen Bunkte beschäftigt sich
gegenüber dem liberalen Kriticismus D. A. Jahn:
Wie lehrt man gegenwärtig auf der Uni-
versität Halle-Wittenberg über das Alte
Testament? (Güterloß 1894; C. Bertelsmann;
0,50 M.). Wie stimmen Jahn nicht überall zu,
aber immerhin ist es ganz lehrreich, seinen Dar-
legungen zu folgen, die sich hauptsächlich mit dem
Kausch'schen Bibelwerke beschäftigen. — Von demselben
Gegenstand handelt die soeben angeführte
Vrofschüre von Pastor Böhm er über die
Kausch'sche Bibelübersetzung (Leipzig, Wall-
mann; 68 S.), welche folgenmaßen schließt:
„Aberdings thut auch die Warnung not: ihr
positiven Theologen alle, tretet eifrig in den
großen wissenschaftlichen Streit ein, arbeitet tüchtig
mit, seht selber zu und prüft die Aufstellungen
der Kritik. Mit Berufung auf die Tradition,
mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen wird gar nichts
erreicht, mit breitspüriger Darstellung und ver-
leumderischer Schmähung der bösen Kritik noch
viel weniger. Ein jeder stelle selbst seinen Mann,
und die positive Theologie sege sich das Ziel, ein
Best, der Kausch'schen Uebersetzung des Alten
Testaments ebenbürtig oder womöglich ihr sogar
überlegen, zu stande zu bringen.“

Mit dem Gegenstand gegen die römische Kirche
hat es eine Schrift von Dr. theol. et phil.
F. v. Zimmermann, Pfarrer und Dozent in

Wien, zu thun: Was wir der Reformation
zu verdanken haben und Hauptpunkte des
evang. Glaubensbekenntnisses. Zugleich
ein Wort der Verhöhnung an die Gebliterten
und Denkenden unter unseren Gegnern. Auch
für Uebertretende (Weitbronn, E. Salzer; 3. Aufl.;
0,50 M.). Klar, einleuchtend, entschieden, wohl-
voll. Die Antwort auf das Hauptthema wird in zehn
Punkten gegeben: die heil. Schrift, die Gottes-
lieblichkeit, die Toleranz, die Befreiung vom Aberg-
glauben u. s. w. Dann folgt ein kurzer geschicht-
licher Rückblick, eine Beschreibung des evangelischen
Gottesdienstes und eine kurze Zusammenfassung
der Hauptpunkte des evangelischen Glaubens.

Gleichfalls eine Zusammenfassung der Chris-
tlichen Wahrheiten, wenn auch zu anderen Zwecken
und in anderer Weise bietet Fr. Dehninger,
Wahrheiten für unsere Tage (Konstanz 1893;
E. Hirsch; 1,20 M.). In diesem 197 Seiten zäh-
lenden Buche weht ein besonderer Geist, ein weiter
Blick, eine edle Sprache, eine angiehende Tiefe.
Es sind 34 kürzere, zum Teil fragmentarische
Abhandlungen über die Botschaft des Evangeliums,
die heiligen Schriften, unser Glauben, den Sünden-
fall, das Weien der Sünde, das Heidentum, die
Offenbarung Gottes u. s. w.; dann auch über die
Heiligung, das Sterben, Liebe, Pflicht und Geseß,
den Ruhetag, die Kindererziehung, Arm und Reich
u. s. w. Im letzten Abschnitt, der von dem
Christentum als einem Standalon handelt, heißt
es: „Erst sucht die Welt den Wahrhaften von
oben hinanzubringen, wenn er nicht geht ihn zu
amatgamieren: das ist sein Kreuz. Dann aber
macht der Gekreuzigte Reht und seine gekrenzte
Liebe wird kräftig, die Welt aus uns anzub-
zubringen: das ist unser Kreuz.“

Den Schluß machen wir mit zwei kleinen
Schriften allgemeineren Inhaltes: Der Ge-
dank einer göttlichen Offenbarung, Vor-
trag von Prof. v. Schultheß-Rechberg (Zürich
1893; Fäßl & Baer; 31 S.). Für gebildete und
nachdenkende Christen ein höchst anregender Führer.
— Und: Was ist Wahrheit? Vorgetragen
durch Jos. Claassen (Güterloß, C. Bertels-
mann; 30 S.). Von dem tief sinnigen und ge-
dankereichen Vortrag ist es schwer, einen kurz
zusammenfassenden Ueberblick des Inhalts zu geben.
Ich teile daher folgenden Satz mit: „Kein Wissen,
aus der äußeren Welt geschöpft mittelst Sinn und
Verstand; kein, das wir mittelst der Vernunft
aus uns selber schöpfen, aber auch kein, das aus
heiligen Urkunden ohne den Geist der Heiligkeit
sich erbaute, giebt uns die Wahrheit, die uns not
zu unserem Heil und Frieden.“ Die Wahrheit
kann sich uns nur selbst offenbaren und der Weg
zu ihr führt durch Buße und Glauben.

M. v. N.

— Die Missionen der Jesuiten in
Paraguay. Ein Bild aus der älteren römischen
Missionstätigkeit, zugleich eine Antwort auf die
Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie
ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas. Nach
den Quellen zusammengestellt von P. N. Poten-
hauer, Mitglied der geographischen Gesellschaft zu

Dannover. 3. Teil: Die Kritik und der Zusammenbruch des Systems. (Gütersloh, 1893.) 384 S.

Wir haben diesen Schlußteil der eingehenden und gelehrten Studie noch immer nicht besprochen und referent gefehlt, daß es keine erquickliche Arbeit ist, diesen 3. Teil zu lesen und anzusehen. Der auf dem Titel angezeigte tendenziöse Charakter der Arbeit tritt hier so einseitig hervor, daß der wissenschaftliche Wert dadurch leidet. Wir hätten dem Verfasser manche Wiederholungen gern geschenkt, besonders aber seine Reflexionen über die Schlechtigkeit der Jesuiten. Viel größer hätte der Verfasser dagestanden und seine Kritik wäre eine viel vernichtendere gewesen, wenn er lebendig die Thatfachen und nicht zugleich sein protestantisches erregtes Gefühl — wenigstens nicht so oft — hätte reden lassen. Zuweilen wird er erschüttert ungeduldet: „Man müge sich einmal eine solche satanische Verwüftung, wie sie der Vertreibung der Jesuiten folgte, in evangelischen Missionsgebieten unter kindlich unentwickelten Völkern denken, was würde der Erfolg sein? Und es ist feruer ein Wangel, daß gelegentlich jener Verwüftungen der jesuitischen Thätigkeit nicht ein einziges Mal angesprochen wird, daß sie einen Kampf der Inhumanität gegen die Humanität bedeuten. Also noch einmal: der Verfasser hätte den günstigen Standpunkt mehr auszunutzen sollen, den er den Jesuiten gegenüber hatte; denn es ist ihm durchaus zuzugeben, daß die Missionsthätigkeit in Paraguay die durchgängige römische Praxis in besonderem Maße illustriert, die durch Veräußerlichkeit des Christentums auf Unselbstständigkeit der Christen ansieht. Daß auch dieser Teil einen höchst lobenswerten Fleiß anweist, mit dem eine Fülle interessanter Materials zusammengetragen ist, aus dem sich viel Licht auch auf soziale Fragen: Arbeit, Kommunismus u. c. ergibt, bedarf kaum der besonderen Versicherung.

M. v. N.

— Werberuf für die Arbeit der inneren Mission. Von Dr. Heinrich Seyfarth, Pfarrer in Herbsleben (Thür.). (Leipzig, 1894. Fr. Richter.) VI und 135 S. In Kalbiederpapier. Umschlag 1 M. 20 Pf.

Die „der Dialonissen-Anstalt zu Dresden als Jubiläumsgroß gewidmete“ Schrift ist dem vierten dortigen Instruktionskurs entwachsen und damit ein Beweis für die ausregende Wirkung solcher Kurse. Man kann natürlich über die Einrichtung solcher Kurse, vorzüglich über die Abgrenzung des Gebiets verschiedener Meinung sein, aber nicht sächlich über die Richtigkeit und Notwendigkeit dieser Veranstaltungen. An Mitteilungen über den Instruktionskurs schließt sich ein Ueberblick über das ganze Gebiet der inneren Mission (Wesen und Bedeutung, Ursprung und Entwicklung, die Arbeiter und Arbeiterinnen, das Arbeitsfeld der inneren Mission). Der Stoff entspricht also etwa dem von Lehmann in den „Werten der Liebe“ und Schaefer im „Leitfaden der inneren Mission“ dargebotenen. Aber er hat nicht die breite Vortragsform und auch nicht die eines

Lehrbuchs für Berufsunterricht, sondern die von Zeitungsartikeln. Wie aus dem Gebiet der Erbauung und der sozialen Frage andere es versucht haben, durch eine Reihe von Artikeln in der Zeitung des Orts oder des Landes zusammenhängende Mitteilungen zu machen und nachhaltiges Interesse zu wecken, — daselbe hat Seyfarth aus dem Gebiet der inneren Mission unternommen.

Die Mehrheit dieser Aufsätze ist in der „Gothaischen Zeitung“ erschienen (Oktober 1893 bis März 1894), einige sind außerdem als Flugblätter von der „freien Vereinigung für innere Mission im Herzogtum Gotha“ in großer Auflage verbreitet worden. Es hat sich auch hier wieder gezeigt, daß die politische Tagespresse durchaus nicht so unzugänglich für derartige (natürlich unbezahlte) Mitarbeit der Geistlichen ist, wie man sich oft vorstellt. Liberale und fortlöse Zeitungen nehmen dergleichen meist gern an, wenn es geschieht geschrieben ist. Und das kann man von den „Werberufen“ sagen, von denen einzelne recht kleine Kabinettsstücken sind. Andere — es sind wohl die zur systematischen Hervorhebung für die Buchausgabe eingeschobenen! — sind weniger abgerundet und pointiert. Jedemfalls aber bieten sie im Zusammenhang eine sehr empfehlenswerte Orientierung über das Gesamtgebiet der inneren Mission. Wir empfehlen sie zunächst denen, die sich mit einzelnen Arbeiten auf diesem Gebiet beschäftigen, damit sie einmal das Ganze überschauen; ferner als Geschenk für Konfirmanden, Lehrer, der inneren Mission feruer stehende Gebildete u. s. w., endlich für Volksbibliotheken.

Prinzipiell nimmt Seyfarth innere Mission gleichbedeutend mit organisierter Liebesthätigkeit; für seinen populären Zweck mag das praktisch sein. Allein die Unterordnung der evangelischen Arbeitervereine unter diesen Begriff giebt ein schiefes Bild von diesen andersartigen Gebilden. Ueberhaupt vermiffen wir eine scharfe Abgrenzung des Gebiets der inneren Mission von den umfassenderen sozialen Aufgaben, für welche sie denn doch nicht das Mittel ist. Wi.

4. Geschichte.

— Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sitten-Bild aus der Reformationszeit. Von Georg Voecke, Doktor u. s. w. in Wien. I. Band. Mit Portrait und Faksimile. (Gotha, F. A. Perthes.) 1895. 10 M.

Diese Biographie unterscheidet sich von der im Januarheft angezeigten, vollständig gebotenen Amelungschen dadurch, daß sie eine wissenschaftlich begründete Darstellung des Lebens und der Werke des Barrer Mathesius, zugleich einen Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts giebt. Professor Voecke hat schon mehrfach Beiträge zur Mathesiusforschung geliefert und bewegt sich auf ihm völlig bekanntem Boden; seine Kenntnis der einschlägigen Litteratur, in erster Reihe

der Werke des Joachimsthaler Pfarrers, ist unlesend. Das Buch ist freilich mit zahlreichen Notizen und Hinweisen durchsetzt, die das Lesen nicht gerade erleichtern, aber es ist nichts weniger wie trocken geschrieben, sondern frisch und unterhaltend. Der vorliegende erste Band bringt auf 258 Seiten eine Lebensgeschichte des Bergpredigers, dann eine Bearbeitung der Joachimsthaler Kirchenordnung und zum Schluß eine Analyse der Predigten, von denen, nebenbei bemerkt, 1¹/₂ Tausend auf uns gekommen sind. Kirchenordnung und Predigten sind eine Ergänzung der Lebensgeschichte; sie enthalten eine ungeheure Fülle tiefer christlicher Gedanken und sind zugleich eine wahre Fundgrube für den Kulturhistoriker. Gerade aus den Predigten lernt man die Tiefe des Glaubens und die Höhe der geistigen Bedeutung des Mannes kennen, der sich an einer so bescheidenen Stellung in dem kleinen Bergstädtchen genügen ließ, dessen Christen aber Jahrhunderte hindurch zu den gelesesten Erbauungsbüchern gehört haben und geistig heute noch fortwirken. Heutzutage ist Mathesius nur noch wenig bekannt, er verdient aber, daß die evangelischen Christen ihm wieder näher treten. Hierzu wird das oben erwähnte Anneling'sche Buch als vollständig geschriebenes Hausbuch beitragen, während das Laefschsche, wissenschaftlich gehaltene Werk sich mehr an den Kreis der höher Gebildeten wendet, an Professoren, Geistliche, Lehrer und solche, die in das Leben und Denken der Reformationszeit einen tieferen Einblick gewinnen wollen. Der II. Band wird eine Charakteristik der Predigten, eine Würdigung des Dichters Mathesius und den Briefwechsel, soweit er von Interesse ist, bringen. Wir können den vorliegenden ersten Band der Beachtung aller empfehlen, welche sich mit der Zeit der Reformation beschäftigen, und wollen dem Verfasser zugleich unseren Dank sagen, daß er durch die Hingebung der Mathesiusischen Predigten von neuem eine fast unerschöpfliche Fundgrube wahrhaft glaubensstarker, evangelischer Gedanken eröffnet hat

v. II.

5. Biographie.

— Erinnerungen eines alten Mannes aus dem Jahre 1848. Von H. Andrae (Roman). (Wietfeld, Ernst Siechhoff.) 76 S. 8°. 1 M.

Diese soeben erschienenen Erinnerungen sind überaus interessant. Der Erzähler Herr Andrae-Roman hat mitten in der antirevolutionären Bewegung des Jahres 1848 gestanden und erzählt in der Hauptsache Selbsterlebtes mit plastischer Anschaulichkeit. In dem großen Drama, das sich vor uns abspielt, gehört er selbst neben seinen Freunden Otto v. Bismarck-Schönhausen, v. Kleiß-Repan, v. Thadden-Triegelaff, Moritz v. Blantenburg, den beiden Verlags- und anderen zu den handelnden Personen. Wir begleiten ihn nach Berlin in die Nationalversammlung und in die Zusammenkünfte der Getreuen, wie auch in pommerische Volksversammlungen, und lernen auf

diesen Wegen die ringenden Geister, die Beweggründe und die Art ihres Kampfes kennen. Ob der Verfasser Friedrich Wilhelm IV. als Partisan nicht zu günstig beurteilt, lassen wir dahingestellt. Unter einem energischen Fürsten hätten die Dinge doch dahin nicht kommen können, wohin sie kamen. Aber diese Erinnerungen bieten mehr als nur patriotische Unterhaltung. Sie zwingen geradezu zu Bergleiden der damaligen Zeit mit der heutigen, wobei dann gewisse Analogien hervortreten, die zu erster Mahnung und Warnung dienen können, aber auch große Verschiedenheiten sich zeigen. Freilich, damals wie jetzt konnte und kann nur die zeitgemäße Reform, die Lösung der von Gott gestellten Aufgaben, dem Umsturz vorbeugen. Man legt die Broschüre mit dem Wunsch aus der Hand, mehr von dem Verfasser zu hören, und dieser Wunsch soll auch, wie der Verleger ankündigt, in nicht zu langer Zeit erfüllt werden.

6. Länder- und Völkerkunde.

— Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke von Gustaf F. Steffen. Vom Verfasser vermerkt und ungarbeitete deutsche Ausgabe mit 134 Text-Illustrationen und 11 Tafeln. Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Wegner. (Leipzig, Fobbing.) 1895. 436 S. 7,50 M.

Ein schwedischer Journalist, der länger als 10 Jahre schon in England lebt, bietet uns in diesem Buche eine Auswahl von den Bildern und Eindrücken, die er im Laufe dieser Zeit für sich niedergeschrieben hatte, um uns so eine Anschauung von dem Leben und Denken, aber auch von den unter der Oberfläche treibenden Mächten bei unjeren Völkern jenseits des Kanals zu geben. Skizzen sind es natürlich nur, oft nur angebeutete Bilder, aber man merkt, daß der Verfasser zu sehen und aufzunehmen und das Gesehene klar wiederzugeben versteht, und so hat er uns denn ein Buch gegeben, welches sich nicht bloß anzuheimlich, sondern wirklich instruktiv ist. Wer wie der Ref. nie in England war, sich aber doch viel mit englischer Litteratur und Geschichte und mit den Fragen des socialen Lebens in England beschäftigt hat, der stößt doch oft auf Schwierigkeiten des Verständnisses, weil ihm die Anschauung fehlt, um so dankbarer aber wird er gerade einem Nicht-Engländer sein, der sich auch erst in englisches Wesen hat hineinarbeiten müssen, wenn dieser ihm nun gerade das Vermittelte, was ihm selber mangelt. Manche, was man unfassbar graut hat, wird hier klar gestellt, und man freut sich, wenn man Urteile, die man sich rein auf dem Grunde litterarischer Bekanntschaft gebildet hatte, hier aus der Kenntnis des Lebens bestätigt erhält. So z. B. sind die vom Verfasser gegebenen, oft nur ganz kurz hingeworfenen Urteile über die englische Bessetrift, namentlich über den sogenannten Wilt-Roman, ganz vortrefflich. „Es sind vermögende, beschäftigungslose Leute, die sich in England damit

die Zeit vertreiben, daß sie nach wohlbedachten Rufen über wohlbedachte Konstitute mit wohlbedachten Wigen cublose Romane zur Verteidigung eines wohlbedachten Konventionalismus zusammenstoppeln.“ Angesichts dieser Sachlage ist es nun sehr dankenswert, wenn der Verfasser aus eine andere, von dem gewöhnlichen Tauglichkeits-Vorurteil weniger beachtete Strömung in der englischen Litteratur hinweist. Es giebt doch immerhin noch Autoren, welche die großen in der Zeit liegenden Probleme des englischen Lebens scharf zu erfassen und in kraftvollen Gestaltungen vorzustellen wissen und uns so mit dem tief unter der Oberfläche der Dinge liegenden sozialen und religiösen Hintergrund bekannt machen. — Sollen wir noch kurz einen Ueberblick über den Inhalt unseres Buches geben, so ist der Inhalt folgender: In I werden uns eine Reihe von Bildern aus dem Straßens- und Verkehrsleben Londons vorgeführt, in II lernen wir das englische Haus kennen, das häusliche Leben wie das Gesellschaftsleben, die Volksbelustigungen, den Sport und die Frauen; III schilbert uns die politische Welt, wir werden in die Sitzungen der beiden Häuser des Parlamentes geführt und lernen in sehr scharf ausgefallenen Bildern die bedeutendsten Politiker und Parlamentarier kennen. IV behandelt die Presse und das geistige Leben, Zeitungen und Revuen werden vorgeführt, die negativen und eccentricen Richtungen Englands (z. B. Bradlaugh, Annie Besant, Madame Blavatsky) kommen zur Besprechung. In V findet sich ein besonders feiner Abschnitt über die modernen Maler, dann über das Theater, der bereits erwähnte Aufsatz über die Litteratur, woraus das Ganze mit einem Blick auf die Restaurants und Klubs in London schließt. „Aus dem modernen England“ nennt der Verfasser sein Werk, richtiger hätte er es wohl „aus dem modernen London“ genannt, denn außer in einer ganz kurzen Skizze über das Landleben Englands ist eben nur von London die Rede. Außerdem fehlt ein Kapitel ganz, nämlich das von church and chapel, von der Kirche und den religiösen Gemeinschaften. Wo der Verfasser auf diese Dinge zu sprechen kommt, da behandelt er sie als Anzeichen teils des englischen Konventionalismus, teils der englischen Eccentricitäten, aber an und für sich selbst bringt er das alles nicht zur Darstellung. — Das Buch ist ja Uebersetzung und in der Vorrede lobt der Autor seinen Uebersetzer, der mit größter Gewissenhaftigkeit gearbeitet habe, weswegen auch die stilistischen Mängel und „Idiosyncrasien“ (!) nicht ihm, sondern dem Autor zugerechnet seien. Nun Ref. hat das Vorwort zuletz gelesen und er will daher manche Bedenken wegen der Stilfremdschheit, womit er zunächst den Uebersetzer zur Redenschast ziehen wollte, jetzt gegen den Autor aussprechen. Aber authentischer ist es der Autor auch nicht, z. B. so ein Zeitungsdeutsch wie „stattgedundene“ Versammlungen hat doch wohl der Uebersetzer allein verbrochen. Aber sei dem wie ihm wolle, im Ganzen ist es doch ein hübsches, schreibendes Buch, für das ich dem Verfasser danke. Die Illustrationen sind eine angenehme Beigabe, gute künstlerische Leistungen sind es meistens nicht. J. P.

7. Literaturwissenschaft.

— Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Eine literarische Skizze. Von Jeanot Emil Frh. von Grottkuh. 141. Heft der Zeitfragen des Christl. Volkslebens. (Stuttgart, Chr. Pöcher.) 1884. 0,60 M.

Grottkuh ist ein gewiegter Litteraturkenner und ein gewandter Schriftsteller. Die Absicht des interessanten Schriftchens geht dahin, das alte Axiom, das sich auch bei den Gegnern Heines erhalten hat, er sei wenigstens ein großer Lyriker, wenn er auch sonst nichts taugte, zu zerstören. Es ist unzweifelhaft, daß Grottkuh vieles beibringt bezgl. der Schwulstigkeit, Engherzigkeit und dergl., das Heines Voril richtiger zu beurteilen veranlaßt; er will ihm auch nicht alle Bedeutung aus eines großen Lyrikers rauben, aber der Beweis erhebt sich in der That als geführt, daß es eine Verirrung war, Heine mit Goethe oder gar mit dem deutschen Volksliede in Parallele zu stellen. Er ist kein deutscher, er ist ein orientalischer, wie er selbst sagt: ein persischer Dichter.

8. Poesie.

— Der letzte Prophet. Dichtung von Ed. Eggert. (Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (D. Ochs), Stuttgart.) Preis gebunden 3 M., elegant gebunden in Originalband mit Goldschnitt 4,50 M.

Dem Recensionsempfänger, das uns zuzuging, sind schon eine ganze Reihe Besprechungen, meist katholischer Blätter, beigelegt, welche die Dichtung in hohen Worten preisen. Der „Litterarische Handweiser“ schreibt z. B.: „Ein grandioiser Stoff grandios dargestellt. . . Die weltgeschichtliche Stellung des letzten Propheten — Johannes der Täufer ist es — hat Eggert in ihrer ganzen Größe erfaßt. . . In der Darstellung der Ereignisse, in der Schilderung des Schauplatzes, in der Naturmalerei zeigt sich auf jeder Seite der Meister. Eggert verbindet mit lapidarer Kürze eine plastische Anschaulichkeit, und dabei schimmern seine Gemäße im tiefstehenden Axiom. Sehr glücklich genährte Stichworte eröffnen uns dlig-ähnlich weite Perspektiven; kraftvolle, den Kern der Dinge auf den Kopf treffende Eigenschaftswörter bringen in unserer Phantasie sofort die Vorstellung hervor, welche der Dichter erwecken wollte. Ueber Eggerts Sprach- und Verdunst haben wir nur wenig Worte zu reden. Er ist ein durchaus origineller Sprachkünstler, martig und oft von erhabenem Flug. Die Diction hält sich beständig auf einer Höhe, wie sie nur selten in zeitgenössischen Dichtungen zu finden ist.“ Diese Dithyramben können wir doch nur teilweise unterschreiben. Eggert ist gewiß ein bedeutendes Talent, seine Sprache martig, sein Stil in der That lapidar. Aber leider etwas zu lapidar, d. h. oft so kurz und so nur von weitem annehmend, daß Klarheit und Anschaulichkeit fast daran zu Grunde feiden.

Man muß oft gar zu lange raten, bis man erfährt, wo man sich befindet, und wer denn nun eigentlich redet. In dieser Richtung muß der Dichter noch Fortschritte machen, wenn er weitere Kreise fesseln will. Mit der Lösung von Rätseln und Andeutungen pflegen sich die meisten Leser nicht lange anzuhalten. Sie schieben ein Buch beiseite, das zu hohe Anforderungen an ihre Scharfsinnigkeit stellt. D. v. O.

— Rosenblätter. Lieber und Sprache des Volkssängers und Improvisators Ajim-Agha Gül hanendé. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schütz-Smidt. Mit viel-farbigen orientalischen Handzeichnungen und Volkbildern vom Walter E. Kießling. Auf amerikanischen Kunstdruckpapier. Preis broschiert 3.— M., Brachtcinband 4,50 M.

So prächtig das Buch ausgestattet ist — wir bedauern, uns nicht dafür erwidern zu können. Diese überaus sinnlichen orientalischen Liebesgedichte und Liebesgeschichten müßten doch nach Form und Inhalt geistreicher, auch kürzer sein, um wenigstens den ästhetischen Genuß zu vermitteln, den etwa Mirza Schaffa uns bietet. Selbst den Sprüchen am Schluß fehlt das Salz, die passende epigrammatische Form. Das Talent der Verfasserin schrint und weniger auf diesem Gebiet, als auf anderen zu liegen.

9. Unterhaltungslitteratur.

— D. Heller, Der Weg zum Frieden. Roman. (Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.) 5 M.

Wenn man vordem einen Roman las, suchte man eine wohlthuende Unterhaltung. Der heutige Roman stellt sich andere, ganz andere Aufgaben. Er nimmt das menschliche Herz unter das Sciermesser und löst irgend ein psychologische Problem, oder er sucht irgend eine socialethische Frage zu beantworten, oder er wird zur socialpolitischen Studie, oder er stellt sich in den Dienst einer politischen oder kirchlichen Partei und wird zur Waffe gegen die Gegner auf diesem Gebiet, dann nur steht er auf der Höhe der Zeit, sonst wird er von der Kritik in den Winkel verwiesen. Ich glaube nicht, daß der Roman durch diese moderne Bestimmung seines Inhalts gewonnen hat, ich möchte eher denken, das sei ein Abweg, eine Verirrung. Für solche Aufgaben sollte man lieber die Studie wählen. Der Roman von D. Heller: „Der Weg zum Frieden“ hält sich von diesen modernen Ausschüßen frei. Er ist ein Ich-Roman, d. h. der Held erzählt darin seine Geschichte. Sehr liebe ich diese Form nicht, aber man muß sie schon zulassen. Vermoerene trübe Familienverhältnisse in der vornehmen Gesellschaft bilden den Hintergrund. Zwei sehr ungleiche Brüder stehen im Mittelpunkt der Erzählung. Dazwischen ein Weib, welches der eine liebt, und welches der andere ihm dann als seine Gemahlin zuführt.

Die Versuchung zum Ehebruch tritt an den ersten heran. Er ringt sich vor der Vollendung der Sünde los und findet hernach ein schönes Lebensglück an der Seite eines gefunden, einfachen Weibes, während der andere nach einem furchtbaren lebensschäftlichen Ausdruck der Eifersucht, der ihn bis nahe an den Brudermord führt, in eine weltabgeschiedene Einsamkeit flieht, wo er für die Menschen tat ist und auch dann noch tot bleibt, als sein Bruder ihn durch einen Zufall aufsucht. Das Weib aber, welches zwischen beiden stand, trägt sein krankes Leben noch einem alternden Manne in die Ehe und schafft ihm einen glücklichen Lebensabend, bis das wilde Circusblut im Tode absterben wird. Es ist schwer zu sagen, wie diese Geschichte, die übrigens gut erzählt ist, zu ihrem Titel kommt: Der Weg zum Frieden. Zu einer gewissen Lebensbefriedigung kommen die Menschen ja zwar, der Einsiedler im Gebirge, die Frau mit dem Tropfen fremden Blutes und der Ich, der uns sein Leben verführt. Aber der Schluß: „Ob man in der Welt unter den Menschen oder in der Einsamkeit der Natur, oder wie wir zu zweien Hand in Hand durchs Leben geht, bleibt sich im ganzen gleich; ein jeder muß seinen Anlagen folgen, die Gatt in ihn lege; wenn nur der eingeschlagene Weg zum Frieden führt!“ ist doch zu dürftig, zu dürftig schon als genöthliche Lebensweisheit, aber erst recht zu dürftig, wenn man von der Ueberchrist verlockt das Buch in der Erwartung liest, man werde etwas vom wahren Frieden darin finden. Trotzdem jeder zuletzt sagt: Laß mir meinen Frieden! legt man das Buch mit einem wehmüthigen Gefühl des Unbefriedigtseins aus der Hand. Ja, wenn der Friede so oben auf im Leben läge!

14

— Ein neues Novellenbuch. Von Hans Grassberger. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Pearson.) 255 S. 3 M.

Der 1856 geborene Verfasser, Karl Birkenbühl aus Obersteiermark, hat in diesem Novellenbuch leichte Ware aus dem leichtfertigen Wien und aus den österreichischen Alpen zusammengestellt. Die dritte Novelle ist wegen der Mittelungen über weibliche Kabelle, trotz der Erinnerungen an Tizian, geradezu anstößig. In der zweiten Novelle handelt es sich um einen irrenärztlichen Fall, der in so allgemeinen Umrissen erzählt wird, wie in G. v. Binde's A-B-C von den „Mahren zu Geschichten“ berichtet wird. In Wien mögen solche Novellen niedriger Gattung geschätzt werden. Die Leser der Monatschrift lassen jathes Zeug unberührt liegen. O. K.

— Kleopatra. Roman von Henry Gréville. (Einzig autorisierte Uebersetzung von L. Wechsler. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Pearson's Verlag.)

Kleopatra: sollte das ein ägyptischer Roman sein, den deutschen Ebers' überbietend oder richtig stellend? In letzterem Falle hätte man ihn ja auch aus französischen Händen nehmen können, denn die Kleopatra ist der schwerste Witzgriff, den Ebers gethan hat. Aber nichts davon. Dieser

Roman ist modern russisch. Und warum sollte ein Franzose nicht einen modern russischen Roman schreiben können? Das politische Freundschaftsbündnis zwischen den beiden Völkern hat ja seine Hauptstütze an der Geistesverwandtschaft, die wenigstens in der höheren russischen Gesellschaft mit Frankreich stattfindet, eine Geistesverwandtschaft, die mit der Ehrlust nichts gemein hat. Diese Kleopatra ist ein schönes, armes, aber vornehmendes russisches Fräulein. Die Liebe ist ihrem Herzen fremd gelieben, man nennt sie bei Hof die schöne Gleichgültige, denn sie ist auch Hofräulein, aber sie will aus drückender Lage frei und will reich und mächtig werden. Sie wirt das Auge auf einen Großfürsten, aber dieser resigirt. So heiratet sie trotz der Warnung der Fürin einen alten gichtischen, aber reichen und angesehenen General. Durch etliche Jahre verkehrt sie dem Greise das Leben, dann aber überkommt sie plötzlich die Liebe zu einem jungen Schweden. Sie gesteht diese innere Wandlung, welche ihre ganze Natur übermächtig unterjocht, ihrem Gemacht. Dieser, ein selbstloser und entgangensvoller Charakter, anerkennt ihr Recht auf Liebe, er will zuerst sich selbst töten, um sie frei zu machen, endlich willigt er in Scheidung. Aber die Kämpfe dieser Zeit zehren ihre Kraft auf, in der Brautnacht stirbt sie in den Armen des neuen Gatten. Der Großfürst spricht das Schlusswort zu ihrem Leben: „Sie sagte, sie sei nicht zur Liebe geschaffen, sie hatte recht, die Liebe hat sie getödtet.“ Was ist das nun? Eine neue Weise, die Blutsverwandtschaften zu rechtfertigen. Die Liebe, die hier wie eine physische Gewalt hereinbricht, hat das Recht, die Gottesordnung der Ehe aufzulösen, alles muß vor ihr weichen, Dankbarkeit, Treue, Pflicht, Gelübde. Das ist aber nicht die Liebe von Gott. Das ist eine geheimnißvolle, seelisch leidliche Ergrißnenheit, welcher gegenüber der Mensch zum Sklaven wird. Im Herzen fängt die Sünde an wie eine Vordauerung, vor ein Weib, vor einen Mann ansieht, ihrer zu begehren, der hat mit ihr, die hat mit ihm die Ehe gebrochen, und wer will dann den Punkt bezeichnen, wo die Sünde zur That wird? Daß Gewillie den Weg der Sünde in eine Form des Rechts hinüberleitet, daß er sie so schön aus schmückt, als er immer kann, macht seinen Roman vielleicht nur um so gefährlicher, namentlich für unklare Gemüther, denn es erhöht die Kraft der Verführung darin. Die deutsche Lebenswelt hat einen Ehebruchroman mehr. Französisch der Geist, russisch der Schauplatz; es soll mich nicht wundern, wenn diese Kleopatra nächstens auch als Ehebruchdrama über die deutsche Bühne geht; der Roman ist aber doch vielleicht dafür nicht roß genug. D.

— Melusine und andere Novellen von Paul Heyse. (Berlin, Witz. Verp.) 440 S. 6 Rr.

Fünf Novellen, von denen die erste, „Hochzeit auf Capri“, nach dem Leben erzählt sein mag, während die anderen vier ausgetastelt zu sein scheinen. Die „Hochzeit auf Capri“ wird von

einer bildschönen Capreserin mit einem nach Südamerika ausgewanderten Landsmann gefeiert. Es ist eine Veranstandtheit ordinärer Sorte, mit der die Schöne einen mit ihr verstorben, unerfahrenen jungen Wüsthener Vater schönede aufgibt. Zum Glück weiß sich der junge Vater über den geringen Verlust schnell zu trösten. „Fredia“, „Donna Lionarda“ und „Melusine“ sind drei Novellen unterschieden, in denen sich älterer Frauen eine mehr oder weniger glaubhafte Leidenschaft für blutjunge Männer bemächtigt. „Fredia“ ist der antinuschöne Diener der vornehmen Russin, die mit ihm insgeheim aus finanziellen und erbchaftlichen Gründen eine sog. Gewissenhafte vereinbart hat, aus der der junge schöne Diener eines Tages flieht, um mit einer jungen Kammerjungfer sich zu verheiraten. — Donna Lionarda, die verwitwete Mutter eines braven jungen Offiziers und einer in einen jungen Nachbar verliebten Tochter, weiß den Nachbar so für sich einzunehmen, daß dieser dem ihm mit Zweikampf und Mord drohenden Offizier trotz und wirklich durch die Hand des die Familienehre wahrenen Sohnes fällt. Die trauernde Wittve folgt dem ihrer völlig unwürdigen Verehrer bald nach. — „Melusine“ ist die dreißigjährige Gattin eines alten juristischen Professors, die ihr Herz an einen zwanzigjährigen Studenten verliert, von diesem auf ihr Ehegeschloß aufmerksam gemacht und nur darum abgelenkt wird, ihren braven Mann zu verlassen, weil sie erfährt, daß der Studiosus in die Tochter seiner „Whitense“, die Braut eines Fabrikanten, herzlich verliebt ist. „Die Nädlerin“ endlich ist eine Novelle, in der Heuse seiner Fortliebe für das Schicksal der leidenschaftlicher Mädchen gerührt hat. Daß die sich verschleudende junge Person ausgehend ist, macht einen um so peinlicheren Eindruck. Der verführte junge Mann vor sonst ein berechtigter Verführer und Ehebrecher. Eine strenggesinnte Freundin der Verführerin will, weil nicht in alles eingeweiht, ihr Geschlecht an dem vermeintlichen Verführer rächen, wird aber schließlich die Frau desselben. Der Schluß dieser Novelle erinnert an Heyse's „Gespenstergeschichten“, denn die verstorbene Freundin erscheint der „Nädlerin“ dreimal am hellen Tage, beim letztenmale fällt die Reuermächte am Abend ihres Hochzeitstages vom Dampfschiff aus in den Starnbergersee, um nicht mehr anzutreffen. Ihr Mann will sie retten, aber auch er verlinkt, ohne ein einzigesmal aufzutreten. —

Paul Heyse soll Liedling der deutschen Frauenwelt sein und doch ist er, wie gerade aus diesem Bande Novellen hervorgeht, ein Schriftsteller, der ein großes Vergnügen daran findet, das weibliche Geschlecht als das sittlich-schwache Geschlecht zu kennzeichnen. Die sämtlichen der Geschlechtsliebe verfallenen Weiber dieses Bandes sind widerwärtige Erscheinungen; auch die Nädlerin, denn sie gewinnt es über sich, aus sittlicher Strenge zur Verlobung mit einem Ehebrecher allgemach zu gelangen.

Heyse hat sich nachgerade ausgefrieben. Darum ist er auf den Gedanken gekommen, daß sich

drei Frauen in vorgerücktem Alter mit jungen Männern einlassen, von denen der eine gar noch ein ganz ordinärer Bediente ist. Vielleicht schreibt er das nächste Mal „Dienstboten-Novellen“.

O. K.

10. Verschiedenes.

— Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen unter Red. von Lie. Weber, Pfarrer, M.-Waldbach. (Verlag von H. W. Wallmann, Leipzig.) VI. Serie. Lieferungen 2 und 3 und zwar:

Der Kaufmannsstand und die soziale Frage in materieller und sittlicher Beziehung von A. Stuhlmann. 1894. 30 S. 0,50 M.

Charles Dickens als sozialer Schriftsteller von Lie. Weber. 1895. 20 S. 0,30 M.

A. Stuhlmann berührt in seinem, im christlichen Verein junger Kaufleute zu Vornem gehaltenen Vortrage die Frage des Kaufmannsstandes — und zwar vornehmlich des abhängigen Kaufmannsgehälfen — ebenso tief wie allseitig. Daß neben dem materiellen Vorstande der Handlungsgehälfen auch ihr mindestens ebenso betragener sittlicher Vorstand kräftig hervorgehoben wird, verdient doppelt Anerkennung, so wenig Anstoß diese Betätigung der Kaufmannsfrage in großen Kreisen der Handlungsgehälfen auch finden dürfte. Verf. will den jungen Kaufmann nicht für geringwertiger in sittlicher Beziehung erklären als andere Berufsstände, aber er legt freimütig die zahlreichen Umstände dar, die geeignet sind, den Kaufmannslehrling in seinem sittlichen Kivooa herabzudrücken. Die Kettlammerei, das Anpreisen schlechter Waaren, das Verabzählen des Konkurrenten, schwindelhafte Ausverkäufe, eine Legion von Kniffen und Kunstgriffen aller Art, die stets darauf hinausgehen, den Käufer zu überlisten, das ist die Welt, in der sich tagaus tagein, bis zu 16 Stunden täglich, der junge kaum der Schule entwachsene Mensch bewegen muß. Sonntags folgt dann auf den Arbeitszwang der Woche die Wenusfucht, zu deren Befriedigung oft die schlechtesten Mittel gut genug sind. Dem Lehrling, der ohne Vergütung die Arbeit des Gehälfen thun muß, welchen man sich am liebsten spart, steht die Laden-, steht die Portokasse offen: der oft genug im Banne jüdischer Geschäftspraktiken heranreichende Jüngling wird der Versuchung nicht immer zu widerstehen wissen. Das Hülfsmittel gegen die entstehenden Momente des Handelslebens sieht der Verf. besonders in der Wiederanknüpfung der heute meist zerrißenen Bande zwischen den jungen Leuten des Geschäfts und dem Familienleben des Gehes, daneben in einer vermehrten Vereinthätigkeit auf christlicher Grundlage und in einer ausgeprägteren Dergens- und Weistebbildung der Lehrlinge durch abendliche Fortbildungsschulen, für welche allerdings erst eine gesetzliche Regelung der vielfach

unerhöhten Arbeitstagslänge die Zeit zu beschaffen hätte. Was den materiellen Teil der Kaufmannsfrage betrifft, so sieht Stuhlmann den letzten Grund der schon seit dem Anfang der vier Jahre anhaltenden sozialen Gedrücktheit des Gehälfenstandes in der maßlosen Vehringszüchterei unserer Zeit. Nicht nur kleine Geschäfte halten lieber drei unbesoldete Lehrlinge als einen Gehälfen, sondern auch große Magazine weisen bis zum Fünfs- und Sechsfachen der Commis an Lehrlingen auf. Ist die Vehrzeit um, so kümmert sich der Chef selten weiter um die jungen Leute, die nunmehr, oft mit höchst mangelhafter Ausbildung, das Gehälfenproletariat vermehren. Auf die gesetzliche Regelung und Eindämmung des Vehringswesens geht denn auch ein großer Teil der Grundfrage aus, welche der Verf. am Schlusse seiner interessanten Betrachtungen zur Aufbesserung der materiellen und moralischen Lage des Kaufmannsstandes aufstellt, doch sind auch alle die übrigen brennenden Fragen des gleichen Gebietes, das Verkäuferinnenwesen, die Arbeitszeit, das Vereinswesen und andere Gegenstände mit gleicher Sachlichkeit und Gründlichkeit behandelt. —

Mit gleicher Wärme kann der zweite angezeigte Vortrag derselben Sammlung empfohlen werden, des mutigen Sozialreformers Pfarrer Webers Skizze über Charles Dickens' (Dob') künstlerisches Schaffen. Wächtern zu der kurzen aber schlagenden Abhandlung recht viele greifen, um sich durch sie zum erneuten Lesen der prächtigen Romane und Skizzen hinführen zu lassen, in denen Dickens den sozialen Schwächen und Mängeln unseres Jahrhunderts einen unergründlichen Spiegel vorgehalten hat. Natürlich ist dem Vortragenden der sittliche, für die Armen und Elenden begeisterte Wille des englischen Dichters der Kern von Dickens Bedeutung. An dem Lebensgange des Dichters, der seine Jugend selbst größtenteils zwischen demjenigen Teil der Menschheit zubrachte, dem später seine ganze Sympathie galt, zeigt Verf., wie sehr Dickens seine Charaktere aus dem Leben schöpfte, an den einzelnen Romanen dementst, daß jeder derselben einen Kampf gegen ein Vorurteil, eine Schlechtigkeit, eine sociale Ungerechtigkeit darstellt. Die Schwächen, welche daneben besonders den letzten Werken des großen Charakterbilders eigen sind, werden ohne Einseitigkeit ebenfalls betont.

B.

— Unser Regiment. Ein Reiterbild von Georg Freiherrn von Ompteda. (Berlin, F. Fontane & Co.) 5 M.

Der militärische Roman nimmt in der neueren Literatur eine ziemlich bedeutende Stelle ein. Es weht sich doch immer noch um den Stand eine gewisse Romantik. Schließlich ist ja der Mensch in der Uniform derselbe wie der im bürgerlichen Kleide, nur daß ihm der besondere Verjus auch ein besonderes Lebensgespräge giebt. Aber doch, dem großen Publikum gegenüber erscheint er vielfach als ein anderer. Dazu kommt, daß im deutschen Volk ein lebendiges Interesse an dem Volk in Waffen einwohnt. So darf der militärische

Roman immer noch auf einen weiten Leserkreis rechnen. „Unser Regiment“ ist eigentlich kein Roman, aber man wird doch das Buch am besten da unterbringen. Ein früherer Soldat legt in denselben seine Erinnerungen, Freud und Leid des Vientenantslebens, nieder, aber nicht so, als wollte er ein Spiegelbild der Wirklichkeit in dem Sinne geben, daß sich Leute, die er gekannt, darin wiederfinden würden, daß Verhältnisse verschleiert dargestellt wären, die ihn thatsächlich berührt hätten; so war es ja in „Unser Vientenant“, welches seiner Zeit viel Staub aufwirbelte; diese Schilderungen sind frei erfunden, was darin erzählt wird, ist nie geschehen. Und doch sind sie echt, ein Offiziercorps, wie es lebt und leidet, nicht als „angenehme Schwärmer“, sondern als Menschen, mit ihren Schwächen wohl, aber in ihrem Beruf, ihrer Arbeit, ihrer Tüchtigkeit. Herr v. Ompteda hat die Aufgabe, die er sich gestellt, glücklich gelöst. Die Menschen, die er vorführt, könnten wirklich gelebt haben, die Verhältnisse könnten so gewesen sein; es geht ein frischer, fröhlicher Zug durch das Buch hindurch, man vergnügt sich daran. In die Tiefe geht es freilich nicht. Das Regiment wird doch auch ein religiöses, ein christliches und sirdliches Leben gelebt haben; davon schweigt der Verfasser. Der Offizier nimmt sich eine kleine Bibliothek mit ins Wandervogel, das neue Testament ist nicht dabei. Die Beurteilung und Behandlung des Selbstmordes ist selbst für den Fall, der hier angeht, eine falsche, irreführende. Wenn der Offizier das Recht hat, das Leben wegzuworfen, wenn ihm sein Liebesglück zertrübt ist, wer kann's dem Kerknen verdenken, wenn er in dem Nihilismus, in der tiefen Verstimmung, die ihn zuweilen im Anfang der soldatischen Laufbahn, wo er die Ausgleichung zwischen seinem Können und seinem Sollen noch nicht hat herstellen können, übermächtig ergreifen, sich durch Selbstmord davon hilft? oder dem Unteroffizier, daß er, wenn Leichtsinns ihn verschuldet hat oder wenn er sich in krankhaftem Ehrgefühl gekränkt fühlt, auf diesem Wege der Strafe und Schande sich entzieht? Da würde

der Superintendent schwerlich beordigen, der Regimentskommandeur schwerlich sich einen Nachruf am Grabe leisten. Aber ist der Lieutenant ein anderer Mensch als der Unteroffizier, der Kerkne? Man sollte meinen, daß bei ihm der Selbstmord um so schwerer wiegen müßte! Sonst glaube ich wohl, daß „Unser Regiment“ in den deutschen Reiterregimenten gern wird gelesen werden, und ich gönne ihm das auch. Es hat auch den Vorzug, sich von Gemeinheiten frei zu halten, und es zeigt nichts von jener falschen aristokratischen Exklusivität, die man den Kavalleristen, vielfach gewiß zu Unrecht, nachsagt. Ich wünschte nur, wir hätten auch für unsere Unteroffiziere und Soldaten solche Bücher, doch dürfte dabei nicht vergessen werden, daß der deutsche Soldat nicht bloß deutsch ist, sondern auch Christ sein soll. D).

— Die Erde der Mittelpunkt der Welt. Von Dr. Paul Wigand. Fest 144 der „Zeitfragen des christlichen Volkstums“. (Stuttgart, Weiser.) 35 S. Pr. 0,60 M.

Verfasser behauptet nicht, daß die Erde der astronomische Mittelpunkt der Welt sei. Wohl aber soll sie der geistige Mittelpunkt sein, „denn sie allein ist die Wohnstätte des Menschen, und sie allein konnte darum der Schauplatz des Erlösungswertes werden“. Die kleine Schrift ist eine geistvolle Plauderei. Da es sich vielfach um Dinge handelt, von denen wir schlechterdings nichts wissen, so muß naturgemäß die Phantasie der Wissenschaft stark zu Hilfe kommen. Ganz verfehlt scheint uns z. B. der Beweis, daß, weil auf den anderen Planeten irdisch-menschliches organisches Leben unwahrscheinlich ist, dort überhaupt kein Leben sei. Warum sollte der allmächtige Schöpfer dort nicht anders geartete Lebewesen haben schaffen können? vielleicht bessere Wesen, als wir es sind, die keiner Erlösung bedürfen? — Immerhin hat die Ansicht des Autors einiges für sich.

D. v. O.



Der evangelisch-socialle Kongreß.

Eine Abjage.

Von

M. von Nathusius.

Man kann nicht sagen, die Kirche habe zu einer Zeit größere Aufgaben als zu einer anderen. Sie hat immer und überall die eine große Aufgabe, an den lebendigen Christus im Glauben sich zu halten und durch das Zeugnis von ihm der Welt der Sünde und des Todes Lebenskräfte zugänglich zu machen, welche wie ein Salz der Fäulnis der menschlichen Gesellschaft entgegenwirken. Bleibt freilich die Kirche zu einer Zeit mit der Erfüllung ihres Zeugenberufes zurück, so verdoppelt sich die Arbeit für die nachfolgende Generation. Und in dieser Lage befinden wir uns heute. Wir haben eine Erbschaft ungelöster Aufgaben von der Vergangenheit übernommen und darum reden wir von einer besonders großen Aufgabe gerade unserer Zeit.

Wie ich über dieselbe denke, habe ich in meinem Werke über die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage dargelegt. Ich habe in den fünf Jahren, seitdem ich jenes Werk zu schreiben begann, in steigendem Maße die Vielseitigkeit der Beziehungen zwischen der socialen Frage und der Thätigkeit der Kirche erkannt, ich stehe noch wie vor auf der Behauptung, daß von der Stellung zur socialen Bewegung die Entwicklung der evangelischen Kirche in der nächsten Zukunft abhängig ist, ich habe meine dankbare Freude an dem wachsenden Eifer, mit dem sich kirchliche und christliche Kreise den socialen Aufgaben der Gegenwart zuwenden, und hoffe, in meinem Werke dazu neue Anregung geboten zu haben. Und trotzdem gehe ich nicht mehr zum evangelisch-socialen Kongreß.

Nachdem ich in diesen Blättern durch fünf Jahre für denselben eingetreten bin, glaube ich es unseren Lesern schuldig zu sein, die Gründe darzulegen, warum ich heute eine veränderte Stellung zu ihm einnehme.

Es ist auch heute noch meine Meinung, daß es ein großer Wurf von Stöcker war, alle evangelischen Christen, welche sich an der Erneuerung des socialen Lebens beteiligen wollten, zu einem Kongreß zu versammeln. Es handelte sich um das Zeugnis, daß unsere gesellschaftlichen Zustände nur dann gesunden könnten, wenn sie nicht vom Standpunkt des Materialismus und des Egoismus aus angefaßt würden, sondern im Geist der christlichen Liebe, die aus dem Glauben an Christus, an die Realität der anderen Welt, an die Zusagen des lebendigen Gottes geboren wird. Gerade diese gemeinsame Arbeit verschiedener theologischer Richtungen habe ich in meinem Bericht über den ersten Kongreß als besonders sympathisch hervorgehoben. Auch mein Freund

und Kollege Exemer sprach es auf dem zweiten Kongress, nach Hermanns Vortrag, aus, daß er einen großen gemeinsamen Boden des Verständnisses, trotz der Verschiedenheit der theologischen Richtungen, anerkenne. Es handelte sich in der That auf dem Kongress nicht in erster Linie um theologische Fragen, sondern um die gemeinsame Anerkennung, daß in keinem Anderen das Heil ist auch für unsere socialen Nöthe, als in Christus. Der Kongress wollte nicht zu gemeinsamen Thaten sammeln, sondern nur zur Verständigung, und zwar mit der Tendenz der Bildung einer öffentlichen Meinung, die sich allmählich in eine sociale Reform in christlichem Sinne umsetze.

Nun ist freilich die Verschiedenheit der theologischen Richtungen, die auf dem Kongresse vertreten waren, nicht zu verkennen. Ich habe in meinen Berichten an dieser Stelle von Jahr zu Jahr stärker hervorgehoben, daß unsere Teilnahme an gewisse Bedingungen geknüpft wäre, — nämlich an eine gegenseitige Rücksichtnahme da, wo die theologische Stellung ein bestimmtes praktisches Verhalten erheischt.

Es ist auch ferner nicht zu leugnen, daß von der theologischen Grundanschauung die Stellung zu den socialen Bewegungen mannigfach bestimmt ist. Die lutherische Theologie giebt zwar ihren Anhängern gleichfalls eine starke Neigung zur sittlichen Betätigung ihres Christentums im öffentlichen Leben. Aber es sind zwei charakteristische Punkte, an denen die Möglichkeit einer Differenz auch im praktischen socialen Verhalten hervortritt.

Erstlich sind jene Theologen ohne die scharfe Richtlinie der Zukunftshoffnungen, die wir in dem Glauben an die Verheißungen des HERRN bezüglich der Entwicklung seiner Gemeinde besitzen. Wir haben die bestimmten Ansichten auf einen Abbruch der irdischen Entwicklung durch den wiederkehrenden Christus, wir wissen, daß wir kein Paradies auf Erden zu erwarten haben, wir sind überzeugt, daß neben der Sauertragsdurchbringung des Evangeliums doch der Widerspruch gegen die Wahrheit immer schärfer sich herausbilden wird, wir sind darum frei von dem Optimismus, dem diejenigen ausgesetzt sind, welche das Christentum in sittliche Ideen umsetzen und die Zukunft wesentlich bestimmt sein lassen durch weiter nichts als durch die innere Gewissheit, daß diese Ideen siegen werden. Wir sind darum weniger Täuschungen ausgesetzt sowohl bezüglich der Gefährlichkeit der Gegner, als bezüglich der Zuverlässigkeit von Bundesgenossen. — Auf den bisherigen Kongressen und in der darauf bezüglichen Litteratur ist diese Differenz mehrfach deutlich hervorgetreten, ohne daß sie zu wirklichen Konflikten geführt hätte. Am deutlichsten offenbarte sich der dem unserigen entgegengesetzte theoretische Standpunkt vielleicht am Schluß des Harnack'schen Referates in Frankfurt, wo aus der altchristlichen Trilogie von Glaube, Liebe, Hoffnung die letztere entfernt und an ihre Stelle die Bildung gesetzt wurde. Die Verbiesseitigung des Christentums konnte nicht frappanter zum Ausdruck kommen.

Zweitens unterscheidet uns von jenen Männern der lutherischen Theologie unsere Stellung zum Worte Gottes, durch das wir uns in ganz anderer Weise gebunden und dirigiert wissen als jene, die sich aus dem, was die Kirche bisher Gottes Offenbarung nennt, einen göttlichen Autoritätsgehalt erst wissenschaftlich deklarierten müssen. Hier liegt die Gefahr einer praktischen Kollision viel näher. Am bedeutlichsten trat dieselbe hervor gelegentlich der Diskussion nach dem Ranmann'schen Vortrag über die Familie auf dem dritten Kongress, wo derselbe einen biblischen Ausspruch über die Ehe, der sogar einen Teil des liturgischen Aktes unserer christlichen Trauung bildet, als einen überwundenen Standpunkt bezeichnete.

Es hat keine großen Gefahren, in unserer Zeit ein socialer Reformator zu sein. Menschliches Wohlmeinen, Begeisterung für Ziele der allgemeinen Menschlichkeit, unpraktischer Idealismus führen leicht auf falsche Wege. Viel gefährlicher noch wird es, wenn christliche Ideen mit solchem menschlich fleischlichen Wohlmeinen verbunden werden und der nüchterne und einfältige Glaube an das Wort Gottes fehlt, der allein den

klaren Blick verleiht für die Grenze zwischen der heiligen Begeisterung der Liebe und dem Fanatismus des egoistischen Fleisches. Wir bewundern diese Nüchternheit und Klarheit an Luther, der die Enthusiasten in ihrem antichristlichen Treiben sofort erkannt und das Evangelium vor der Verzerrung durch die Revolution bewahrt hat. Wir bewundern die Nüchternheit und Klarheit an Paulus und der alten Kirche, welche die aufgeregte Sklavenwelt, die sich zahlreich dem Evangelium zuwandte und vielfach falsche irdische Erwartungen mit hinub brachte, in den Schranken der Geduld und der Demut hielt. Und wenn sie von den modernen Freiheitsaposteln darüber der Knechtseligkeit geziehen werden, so wissen wir, daß sie damit vielmehr die Bewahrer des Ideals der sittlichen Freiheit geworden sind. Dieselben Gefahren der Vermischung der Freiheit des Evangeliums mit äußeren sozialen Zielen sehen wir in der Gegenwart. Es lockt der Gedanke an die Möglichkeit, die Massen der gedrückten Arbeiter für das Evangelium zu gewinnen dadurch, daß man seinen Gehalt ein wenig verdrängt, seine Freiheit und Gleichheit auf gesellschaftliche Verhältnisse anwendet und im Namen des Evangeliums irdische Ziele aufstellt, die nur durch menschliches Wohl- oder auch Uebelmeinen eingegeben sind. Der Höfliche Vortrag in Frankfurt über den Grundbesitz ist ein erschreckendes Beispiel dafür, was nach Seiten dieser enthusiastischen Verzerrung des Evangeliums jetzt schon möglich ist.

Die Verschiedenheit der theologischen Richtungen ist also nicht zu verkennen, der Einfluß derselben auf die sozialen Anschauungen nicht minder. Trotzdem würde ich die Hoffnung auf eine gemeinsame Arbeit nicht aufgeben; man könnte sich zu verständigen suchen und Rücksichten auf einander nehmen, man könnte auf die Gefahren jener Schwarmgeistererei aufmerksam machen und gerade durch gegenseitiges Aussprechen sie zu vermindern suchen. Und man könnte dabei die Hoffnung hegen, daß durch das gemeinsame Zeugnis gegen materialistische und egoistische Gesinnung eine heilsame und segensreiche Wirkung auf das öffentliche Bewußtsein ausgeübt würde.

Allein ich sehe die Bedingungen der Gemeinschaftlichkeit, die in dem einigermaßen gleichen Anteil an der Beeinflussung des Kongresses und in der Rücksichtnahme auf uns liegt, nicht gewahrt. Ich darf es als einfache Thatsache aussprechen, daß von den akademischen Theologen vor dem Kongreß nur solche der sogenannten positiven Richtung für die sociale Aufgabe der Kirche eingetreten waren, ferner daß es einige Mühe kostete, die Nichtstianer, die jetzt Mitglieder des Aktionskomitees sind, zum Eintritt in dasselbe zu bewegen. Bei dieser Sachlage muß es auffallen, daß in den Vorstand ich bitte um Entschuldigung, wenn ich falsche Ausdrücke gebrauche — soviel ich weiß, giebt es außer dem Aktionskomitee einen Vorstand und noch einen erweiterten Ausschuß, der eine sehr große Anzahl von Mitgliedern zählen soll) fünf Professoren der Theologie kirchlicher Observanz berufen sind, deren evangelisch-soziale Thätigkeit zum Teil nur darin besteht, daß sie eben diesen Platz einnehmen. Ich habe es zu Anfang ganz weise gefunden, daß man diese Herren auf solche Weise für die Sache zu interessieren suchte, was bei anderen nicht erst nötig war. Allein durch die geistliche Zusammenziehung der leitenden Organe muß es allmählich dahin kommen, daß die Gesichtspunkte des kirchlichen Glaubens und Bekenntnisses bei den Kongreßverhandlungen nicht mehr zur Geltung kommen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß vom Kongresse — bei der gegenwärtigen Leitung — Kundgebungen ausgehen, die bei dem evangelischen Volke nur Verwirrung des Urteils anrichten können und für die wir auch durch die einfache Beteiligung an den Verhandlungen des Kongresses schon eine Verantwortung übernehmen würden, die ich meinerseits ablehnen muß.

Man hat mir wohl gesagt, ich solle bestimmte Konfliktsfälle erst abwarten, ehe ich mich von dem Kongreß trenne. Ich sehe aber einen solchen bereits in dem Vorfalle des letzten Frankfurter Kongresses und dem, was sich daran anknüpft hat. Auf die Sache, um die es sich da handelte, das öffentliche unterschiedslose Aeden der Frauen, gehe ich hier nicht ein. Es genügt, daß ich nicht einen persönlichen Wunsch zur Aus-

sprache brachte, sondern daß ich im Namen einer großen Zahl solcher redete, welche ein lebhaftes Interesse für den Kongreß und seine Arbeit haben. Wir hätten wohl eine Berücksichtigung unseres Wunsches erwarten können. Das Aktionskomitee hat aber nicht nur seinen Beschluß nicht modifiziert, sondern hat für den nächsten Kongreß einer Dame ein Hauptreferat übergeben. Wir müssen das als eine direkte Provokation ansehen; es konnte kein Mittel gewählt werden, um die von mir damals vertretenen Kreise effektanter vor den Kopf zu stoßen als durch diese Einrichtung.

Dieses ein Vorkommnis hat aber in meinen Augen typische Bedeutung. Der Kongreß ist ein Kongreß der inneren Mission für die „modernen“ Theologen geworden. Auch unsere Freunde Stöcker und Wagner können daran nichts ändern. Eine einseitige Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Sinne dieser Theologie, deren Gefahren ich vorhin dargelegt habe, kann ich aber nur für auflösend halten und ziehe mich darnun bei Zeiten von einer Verantwortlichkeit zurück, die ich — bei der Art, wie ich bisher für die Sache eingetreten bin — auch schon durch einfache Beteiligung an dem Kongreß als Mitglied unsehbar würde mit tragen müssen. Und ich werde in diesem Verhalten, solange die gegenwärtige Organisation dauert, auch verharren.

Ich hoffe, daß die begonnenen kleineren evangelisch-socialen Versammlungen, auf bestimmte Provinzen beschränkt, sich ausbreiten und vermehren werden, und daß sich da neue Mittelpunkte bilden, deren späterer Zusammenschluß vielleicht auch auf eine Umgestaltung des jetzigen allgemeinen Kongresses hinwirken könnte. Doch wie dem immer sei, mein Verhalten ist nicht das Erzeugnis einer politischen Berechnung, sondern es ist für mich eine sittliche Pflicht, deren Erfüllung unabhängig ist von den etwaigen Folgen und Folgerungen.

Die sociale Aufgabe unserer Kirche ist in weiten Kreisen erkannt. Tausend Herzen haben angefangen, sich dafür zu erwärmen. Christus der Herr wird auch ferner Gnade dazu geben, daß die richtigen Wege gefunden und beschritten werden — mit oder ohne evangelisch-socialen Kongreß. Liegt den Männern des jetzigen Kongresses etwas an unserer Bundesgenossenschaft, so werden sie Mittel wissen, uns dieselbe zu ermöglichen. Wir gedenken unentwegt auf dem Standpunkt der socialen Reform im christlichen Geiste zu verharren. Aber wir sind — eben im Glauben an göttliche Aufträge, die wir zu vollführen haben — besonnen genug, um nicht einem politischen Radikalismus zu verfallen, der auf den Namen Konservativ verzichten zu müssen glaubt. Die von Raumann ausgegebene Parole: entweder konservativ oder christlich-social ist eine jener Unbesonnenheiten, die wir an dem trefflichen Manne schon mehrfach zu beklagen hatten, dessen Energie umfassender ist als seine politische Einsicht und dessen redliches Streben durch den Mangel an gesunder theologischer Gründung oftmals irre geleitet wird.

Möchten wir alle, die an eine christlich-social Aufgabe glauben, bedenken, daß es nicht nur ein geistiger Kampf, sondern in der That ein Geisterkampf ist, in dem wir stehen, — daß hier Mächte entsefelt werden können, die ein ganzes Volk zu zerstören im Stande sind, — daß hier freilich auch Mächte wirken, die ein saft zerstörtes Volksleben wunderbar wieder erbauen können. Aber wir können dazu nur mithelfen, wenn wir einseitig bleiben im Glauben an des heiligen Gottes Aufträge und Zusagen. Denn was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde.





— ❖ — Aus Gottwalds Lehrjahren. — ❖ —

Erzählung

von

A. Alzedehn.

IX.

(Schluß.)

So kam Erika an jedem Nachmittag mit ihren Büchern ins Pfarrhaus. Es stellte sich bald heraus, daß sie eine gute wissenschaftliche Grundlage und eine glückliche Fassungsgabe besaß; bei ernstlichem Studieren könne sie — so versicherte Elisabeth — in sechs Monaten zum Examen bereit sein.

Gottwald nahm es mit den neuen Pflichten sehr ernst. Er hatte früher einmal als Kandidat an einer höheren Töchterschule unterrichtet und versuhr jetzt in ähnlicher Weise wie damals. Bald aber merkte er, daß seine junge Schülerin mehr verlangte. Oft suchte ein ganz kleines, schelmisches Lächeln um ihren Mund, wenn er seine Fragen gar zu leicht und kindlich stellte; er sah ein, daß er tiefer gehen müsse. Die Stunden bedurften ernstlicher Vorbereitung; überhaupt gestand er sich, daß eine achtzehnjährige Schülerin manchmal unbequem sei. Nicht daß sie ihm Veranlassung zum Tadel gegeben hätte! Im Gegenteil, sie war so eifrig und aufmerksam, wie er nur wünschen konnte; aber er selbst war bisweilen zerstreut, — manchmal sogar verlegen über die Art, wie er ihr dies und jenes erklären sollte. In Kirchengeschichte, Bibelkunde und dergleichen durfte er ganz bei der Sache bleiben; schwieriger aber war der Unterricht in Aesthetik und Litteraturgeschichte. Bei des Heliands friedevollem Walten und heidenräumem Todesgang, bei dem Sehnen des jungen Parcival nach der Himmelsgabe des Gral verweilte er mit Ausführlichkeit; aber schen und flüchtig ging er an Tristan und Isolde's Schmerzen, wie überhaupt an Meister Gottfried's glutvollem Sang vorüber. Dann kam die ganze lieberfrohe Schar der Minnesänger, die er unmöglich mit Stillschweigen übergehen durfte. Gar eigen berührten ihn aus dem roten Mädchenmunde Herrn Walthers Worte:

„Nur eines wisse: daß noch nie
Zum falschen Herzen Minne trat;
Und wiss' das andre: daß ohn' sie
Sich Gottes Huld dir niemals naht.“

Er meinte, daß er die Tiefe dieser schlichten Lieder bisher noch niemals empfunden habe. Und während er fast befangen auf das Buch hernieder sah, tanzten zwischen den schwarzen Buchstaben neckische Bilder. Er sah ein Mädchen im weißen Kleide, von Birkengrün umhangen, Heideblüten im braunen Haar.

Unwillig schlug er das Blatt um; er hatte den Faden vollständig verloren.



Seine Schülerin berichtete schon wieder in ernstem Ton von einem andern Sänger:

„Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschloffen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schläfflein,
Du mußt nun immer darinnen sein.“

Da stieg zwischen den Lettern wieder eine Mädchengestalt hervor. Diesmal hatte sie Thränen auf den Wangen und schlug die Augen — o welche Augen! — vertrauend zu ihm auf. Er dachte mit stolzer Freude daran, daß es ihm gelungen war, von der jungen Seele das Eis der Starrheit und des Stolzes zu lösen. Forschend sah er sein Gegenüber an; sie war so ernst und nachdenklich, so ganz Schülerin!

Es war doch wohl nicht sein Verdienst gewesen, daß das Eis geschmolzen war; das Frühlingsrauschen an jenem köstlichen Tage hatte es zu stande gebracht.

Erika war glücklich über die neue Wendung der Dinge und hing an Elisabeth, der sie dieselbe verdankte, mit schwärmerischer Liebe und leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Eines dankenden Wortes bedurfte es kaum; ihr ganzes Wesen war Hingabe und Dankbarkeit.

Die Dankeschuld gegen den Herrn Pastor schien sie zu bedrücken; wenigstens benutzte sie jede Gelegenheit, einen Teil derselben abzutragen. Wenn er sich lobend über ihre Fortschritte aussprach, so unterließ sie es nie, in wohlgefügten Worten sitzsam ihren Dank auszusprechen für alle Mühe, die sie ihm verursache.

Frau Magdalene erwiderte Elisabeths flüchtigen Besuch sehr bald. Das erste Mal kam sie, als Gottwalt abwesend war; das zweite Mal war er zu Hause. Sie trat ihm mit demütiger Freundlichkeit entgegen; der junge Prediger war höflich und kühl und entfernte sich, sobald es anging, unter einem schicklichen Vorwande. Er verlor kein Wort über Magdalene, aber seine Schwester wußte, daß er mit dieser Frau fertig war für alle Zeit.

Uebrigens fand sie bald den Schlüssel zu der erneuten freundschaftlichen Annäherung der schönen Frau.

Bei Wellrotts war nämlich eine Abendgesellschaft; der Hausherr, der Elisabeth zu Tisch führte, fragte sie mit gespanntem Interesse:

„Wissen Sie denn schon, daß die Geschichte zwischen der schönen Frau und dem Sanitätsrat ein Ende hat?“

Sie schüttelte den Kopf und erwiderte kühl: „Ich habe mich nie darum bekümmert.“ „Vielleicht,“ fuhr Wellrott fort, „hat der gute Langmann manches erfahren, was ihn stutzig machte; wenigstens hat er sich in auffallender Weise zurückgezogen. Und neulich in einer lustigen Herrengesellschaft, als man ihn mit seiner Schwärmererei für die reizende Witwe neckte, erklärte er lachend: ‚Prachtvolle Frau! Ihr den Hof machen, ist interessant, aber sie heiratet? Das steht auf einem andern Blatt.‘“

Elisabeth brach das Gespräch ab; auch fand sie es zwecklos, ihrem Bruder später dasselbe mitzuteilen.

Gottwalt war an diesem Abend stiller als gewöhnlich; die etwas leichte Unterhaltung, die besonders gegen Schluß des Soupers immer lauter wurde, war ihm unangenehm. Auch bemerkte er mehrmals, daß Frau Bertha Wellrott mit einer gewissen Aengstlichkeit in das überhandnehmende lustige Treiben blickte.

Nach Tisch schritt er mit dem Hausherrn durch die erleuchteten Zimmer. Bei einem mit Büchern bedeckten Marmortisch blieb er stehen und schlug gedankenlos einen der prächtigen Bände auf. Es war ein kürzlich erschienenes Buch, das durch seine schöne Sprache einerseits, durch seinen überaus leichtfertigen Inhalt andererseits eine zweifelhafte Berühmtheit erlangt hatte. Er klappte mit rascher Bewegung das Buch zu.

„Gehen Sie nicht zu scharf mit mir ins Gericht,“ scherzte Wellrott, „wenn ich bekenne, daß ich nicht nur Besitzer, sondern auch eifriger Leser dieses Meisterwerks bin. Mit meiner Frau hat es deswegen schon einen kleinen Strauß gegeben; sie wollte nämlich das Buch nicht in diesen Zimmern dulden.“

„Ihre Frau Gemahlin hat recht,“ erwiderte Gottwald ernst, „auch ich würde das Buch nicht in meiner Bibliothek dulden, viel weniger noch in meinem Salon, wo es Frauenaugen verletzen könnte.“

„Lieber Herr Pastor,“ rief der Gutsherr lebhaft, „Sie werden mir zugeben, daß dies Buch ein Meisterwerk wahrer Poesie ist!“

„Wahre Poesie ist niemals da, wo den niedrigen Leidenschaften des Menschen geschmeichelt wird.“

„Aber mein bester Herr Pastor, wenn unsere Dichter nur von der Tugend reden wollten, so könnten sie einpicken. Wir würden dann eine Litteratur für Tertianer und Pockfische haben; wir Männer können doch auch andere Speise vertragen. Die Tugend allein ist langweilig. Ich weiß übrigens, daß Sie Goethe und Shakespear verehren; nun, die wußten doch auch, wie es in der Welt zugeht. Sie griffen hinein ins volle Menschenleben, daher die packende Naturwahrheit ihrer Dichtungen! Das Menschliche menschlich schildern, ist Dichtergröße.“

„Ich glaube, Goethe und Shakespear würden es sich verbitten, mit den traurigen Vertretern der modernen Sumpflitteratur verglichen zu werden. Das Menschliche menschlich zu schildern, macht nicht allein des Dichters Größe; die Feder, die es wagt, in des Lebens Abgründe zu tauchen, sei zuvor in den Quell einer reinen Gesinnung getaucht. Wohl muß der Dichter in die Tiefe steigen, aber nur um den Gegensatz zwischen Finsternis und Licht zu zeigen; wohl bedarf er der Darstellung von Sünde und Leidenschaft, um für das Licht den schwärzesten Schatten zu haben, aber er darf nicht mit breiter Behaglichkeit den Sumpf durchwühlen. Sene beiden, auf die Sie sich berufen, sind nicht nur groß, weil sie mit erschütternder Naturwahrheit Licht und Schatten malten, sondern weil sie poetische Gerechtigkeit übten.“

„Ei, Goethe war eben kein allzu strenger Sittenrichter!“

„Und doch ist der Kampf zwischen den zwei Seelen in der Menschenbrust der Kern der Faustdichtung. — Jenes Buch, über das wir sprachen, redet nur vom Genuß, nicht vom Kampf; deshalb ist es trotz seiner formalen Vorzüge verwerflich.“

„Und doch hat es schon die so und sovielte Auflage erlebt und wird von der gebildeten Welt mit Entzücken gelesen.“

„Traurig genug!“ sagte Gottwald kurz und brach das Gespräch ab. Er war verstimmt.

Ueberhaupt waren die Geschwister schon längst von der guten Meinung über Wellrott zurückgekommen. Die Behaglichkeit, mit der er sich über die kleine chronique scandaleuse der Gegend erging, verdroß beide. — Er ging bisweilen zur Kirche, verheßte aber durchaus nicht, daß er es „seinem lieben Herrn Pastor zu Gefallen“ thue und „um von Fräulein Elisabeth ein freundliches Gesicht zu bekommen“. Seine Leute behandelte er gut, aber mehr aus einer gewissen indolenten Gutmütigkeit, die alles Trübe von sich fernhalten möchte, als aus grundsätzlichem Wohlwollen. Andererseits war er auch launenhaft und konnte ohne Grund hart und ungerecht sein.

„Er ist ein Augenblicksmensch ohne Ernst und Tiefe,“ urteilte Elisabeth, „seinem Denken und Handeln fehlt jede Norm, und er lebt ohne Grundsätze.“

Wochen und Monate schwanden, die Rosenzeit war gekommen.

Pastor Klaus war aus dem geistlichen Stande geschieden und hatte seine bisherige Heimat verlassen. Den Sommer verlebte er mit seiner Frau, auf deren Wiederherstellung er hoffen durfte, in einem Lustort im Gebirge; über seine Zukunft hatte er noch keine Beschlüsse gefaßt.

In das sonst so stille Haus war frisches Leben eingezogen. Der Nachfolger von Klaus, ein treuer, einfacher Mann, besaß eine muntere, bewegliche Frau und eine Schar fröhlicher Kinder. Da die ältesten Töchter bereits erwachsen waren, lud Elisabeth sie häufig mit Erika zu sich ein, und diese wurde durch den nie gekannten Verkehr mit Altersgenossinnen lebhafter und mittheilsamer als bisher.

Im Dorf war alles beim alten geblieben. Frau Stüber erwartete, während der Mann im Gefängnis war, durch Waschen und Nähen für sich und die Kinder das tägliche Brot. Sie hatte ihren Mann besucht; es war ihm recht gewesen, daß die Kinder getauft waren. Er schämte sich jetzt vor seiner Frau und widerstand ihrem Zureden nicht mehr.

Die alte Zemski sah noch wie vor an jedem Sonntag in der Nähe der Kanzel, die ersten Augen unverwandt auf den Prediger gerichtet; sie verläumtete keinen Gottesdienst. Noch immer war die kräftige Gestalt ungebeugt, aber das hübsche, alte Gesicht war faltiger und strenger geworden.

Gottwald besuchte sie oft, aber es gelang ihm nicht, ihr zu einer kindlichen Glaubensfröhmlichkeit zu helfen. Sie konnte sich über nichts freuen, sondern fürchtete beständig den Zorn Gottes, den des Vaters Fluch dereinst auf sie herabgerufen hatte. Wenn man die Schönheit und Tüchtigkeit ihrer Tochter lobte, sagte sie mit trübem Kopfschütteln: „Hochmut kommt vor dem Fall.“ In der That wurde Rose auch von andern vielfach getadelt. Nicht nur, daß sie einige gute Heiratsvorschläge verächtlich zurückgewiesen hatte, sie hielt sich auch von ihren früheren Gespielinnen in stolzer Entfernung.

Dem Pastor, der das Mißverhältnis zwischen Mutter und Tochter gern ausgeglichen hätte, wich sie soviel wie möglich aus. Einst als er gegen Abend durch den Park ging, begegnete sie ihm in einem der beschatteten Gänge. Es war noch nicht Freierabend, und sie pflegte sonst bei der Arbeit die erste und die letzte zu sein. Auf seine erkaunte Frage wurde sie rot und stammelte eine verwirrte Antwort. Wo war der frohe, offene Blick geblieben, der ihm sonst an ihr gefallen hatte?

Eines Tages durchlief eine Schreckenskunde das Dorf. Rose Zemski war am vorigen Abend nicht heimgekehrt, und heute hatte man ihre Leiche aus dem See im Park gezogen. Einige Worte an die Mutter, die sich in ihrer Kammer fanden, sagten, was sie in den Tod getrieben hatte.

Alle diese Gerüchte waren bald ins Pfarrhaus gedrungen; Gottwald machte sich auf zu der unglücklichen Mutter, in tiefster Seele erschüttert. Er wandte sich erst dem Park zu, um sich zu dem schweren Gange zu sammeln. Zum erstenmal während seiner Amtsführung war ein Selbstmord in seiner Gemeinde vorgekommen. In ihm kämpfte Abßchen gegen Laster und Verweisung mit dem bitteren Schmerz des Seelsorgers und mit dem Mitgefühl für die arme Mutter.

Er war bis in die Nähe der Unglücksstelle gekommen; die herabhängenden Weidenzweige am steilen Abhang waren zerbrochen, Gras und Erdboden zertreten; hier hatten sie die Unglückliche herausgezogen.

Beim Näherkommen gewahrte er an der schauerlichen Stätte die Gestalt eines Mannes. Er erkannte Wellrott. Auf seinem sahlen Gesicht standen Grauen und Gewissensangst deutlich geschrieben; wie gebannt starrte er auf die dunkle Flut. Dann schlug er, wie im Wahnsinn, an seine Stirn und eilte davon, von Schauer und Schrecken gejagt.

Dem Geistlichen ging plötzlich ein Licht auf; zu deutlich war die Schrift des bösen Gewissens gewesen. Den Zusammenhang zwischen dem schrecklichen Ereignis und der Person dieses Mannes glaubte er schauernd zu erkennen.

Er folgte ihm nicht; nicht seines Amtes war's, vorschnell dazwischenzutreten, wo Gott in Donnerworten des Gerichts redete. Er wandte sich dem Hause der Witwe zu.

Die Alte saß zusammengesunken in einer Ecke der Stube; in den über den Knien gefalteten Händen zerknitterte sie wie im Krampf ein Blatt Papier, mit toten, glanzlosen Augen sah sie den Eintretenden an.

Sein Herz zitterte beim Anblick des Jammerbildes; er trat näher und berührte freundlich ihre Schulter. Sie sah ihn starr an und sagte ruhig:

„Der Fluch, des Vaters Fluch! Nun hat mir Gott der Herr das Letzte genommen. Und so, Herr Pastor, und so! — Besser nie geboren, als verloren in Ewigkeit.“

Diese Aeuße der Verzweiflung war unheimlicher als der wildeste Schmerzesausbruch. Was durfte er ihr zum Troste sagen? Sollte er die Sünde entschuldigen oder beschönigen?

Sie reichte ihm das zerknitterte Papier.

„Sehen Sie doch, Herr Pastor, sehen Sie, was für eine feine Schrift! Sie war ja auch immer die beste in der Schule und in den Predigerstunden. Und jetzt!“ —

Er las die letzten Worte, die das verlorene Kind an die Mutter geschrieben hatte: „Liebe Mutter, ich muß in den See, ich kann nicht weiter leben. Ich weiß, daß du mir nie vergeben kannst, und daß alle Leute mit Fingern auf mich zeigen würden. Unser Heiland hat die Sünderin nicht von sich gestoßen, darum falle ich zu seinen Füßen nieder, daß er mich annimmt von seines Blutes willen. Bete auch du, daß er sich über mich erbarmt. Lebe wohl, liebe Mutter, die Sonne geht unter, und meine letzte Stunde ist gekommen. Vergieb mir, daß ich oft ungehorsam und widerwillig gegen dich war.“ —

Vor Gottwalts Augen wurde es dunkel von Thränen. — Die Alte ergriff ihn am Arm und zog ihn in die Kammer. Stumm nahm sie das grobe Leinentuch, das die Tote bedeckte, hinweg. Da lag das schöne Menschenbild in der Wärmorschönheit des Todes, starr, entseelt — auf den Hüften tiefer Ernst.

Mit einem Wehelaute brach die Mutter zusammen. „Mein Kind, mein Kind,“ stöhnte sie, die Stirn gegen das harte Holz der Bettstelle pressend, „mußtest du sterben, weil du dachtest, ich wollte dir nicht vergeben? Wenn ich dich wieder hätte, wie lieb wollt' ich dich haben, mein Kind, mein einziges Kind!“

Gottwalt stand am Fußende des Bettes. Die Alte murmelte unverständliche Worte. Sie redete mit der Toten, die Anwesenheit des Lebenden hatte sie vergessen. Was half es, ihr mit menschlichen Trostworten zu nähern?

Er that, was sein Herz ihm eingab; er faltete die Hände und betete mit lauter Stimme.

Als er geendet, hatte die Alte Thränen gesunden. Gottwalt ließ sie ausweinen; dann richtete er sie auf und, nachdem er das Tuch wieder über die Tote gedeckt hatte, führte er sie in die Stube, wo er liebevoll und tröstend zu ihr sprach.

Beim Weggehen schüttelte er herzlich ihre Hand. „Ich komme heute Abend noch einmal heran; auch bis dahin sollt Ihr nicht allein bleiben.“

„Ach, lieber Herr Pastor, die Menschen haben mich schon genug geplagt mit ihrem Mitleid und ihrer Reugier.“

„Ich will Euch meine Schwester schicken, die wird Euch nicht quälen.“

Er trat hinaus in den Sommerabend. Drinnen der bleiche Tod, und draußen Blut und Rosenkrost und Leben!

Eine Franengestalt näherte sich ihm; trotz des warmen Abends hing ein verhüllender Schleier um ihr Haupt. Es war Bertha Wellrott. Ein Blick in ihr gram-erfülltes Gesicht, in ihre rotgeweinten Augen sagte ihm, daß auch sie die ganze Wahrheit, den ganzen Zusammenhang kannte.

Als sie ihn an der Schwelle des Trauerhauses traf, ging sie nicht hinein, sondern wandte sich um, und, neben ihm hergehend, sagte sie leise: „Ich wollte nach der armen alten Frau sehen, aber da Sie eben von ihr kommen, lasse ich es lieber; zuviel Mitleid könnte sie verletzen. O, das arme, unglückliche Kind, und die arme Mutter, die nun

ihre letzte Stütze verloren hat! Wenigstens der äußeren Not soll sie überhoben sein. Ich möchte für sie sorgen, jedoch ganz in der Stille, damit es sie nicht kränkt. Darf ich es durch Ihre Hände gehen lassen?"

"Gewiß, gnädige Fran."

Vor der Thür des Pfarrhauses trennten sie sich.

Wie war er mit seiner Menschenkenntnis zu Schanden geworden! Für stolz und kaltherzig hatte er diese Frau gehalten, die mit Heldenmut des Weibes bitterstes Los still und ohne Klage getragen hatte, die in verschwiegener Brust einen Schatz verführender Liebe barg.

Er trat ein und setzte sich erschöpft nieder, die Augen mit der Hand beschattend.

Seine Schwester trat teilnehmend zu ihm; auch auf ihrem lieben Gesicht waren Thränen Spuren.

"Ach, Elisabeth," klagte er, "nich hat heute der Menschheit ganzer Jammer angefaßt. Wie schön könnte die Erde sein, und wie haben Sünde und Tod sie vergiftet! Aber was ich sagen wollte: geh zu der Alten hinüber und Sorge dafür, daß eine verständige Frau über Nacht bei ihr bleibt."

"Ja, Gottwald, und ich darf auch einen Strauß Rosen für das arme Kind mitnehmen?"

Er seufzte.

"Ob's recht ist, daß mit den Rosen aus meinem Garten das letzte Bett der Selbstmörderin geschmückt wird? Aber geh nur, Elisabeth, ihn, was du nicht lassen kannst. Ich möchte auch, daß eine liebe Hand einmal eine Blume auf meinen Sarg legt, und verdiene ich's denn?" —

Als er am Sonntag von der Kanzel herab das Schicksal des armen verirren Kindes schonend berührte, ging ein Weinen durch die Gemeinde. Er schalt sich, daß er nicht schärfer und strenger mit der Sünde ins Gericht gegangen war; aber er konnte es nicht.

Als sie die Rose still und ohne Glockenklang wegtrugen, ging er — zwar ohne die Zeichen seines Amtes — hinüber in das kleine Haus und sprach der gebeugten Mutter barmherzige Trostworte zu.

X.

Ueber dem frischen Grabe war Gras gewachsen, und alles kam wieder ins alte Geleise. Auch Erikas Studien nahmen ihren Fortgang. Das leise Frühlingsrauschen, das an jenem schönen Märztage in Gottwalds Seele gedrungen war, das allerdings die schrecklichen Erlebnisse der letzten Wochen zum Schweigen gebracht hatten, wachte trotz des Spätsommers stärker auf. Ein Lehrer von 27 Jahren und eine junge, liebliche Schülerin! Täglich saßen sie einander gegenüber, und er muß in ihre Augen sehen; und er kann's nicht hindern, daß sie das gleiche thut. Allzeit ist's eine gefährliche Sache gewesen, und schon Meister Ekkehard hat bewiesen, daß angeichts so schwerer Versuchung auch unter dem geistlichen Kleide das Frühlingsrauschen zum Sturmwind werden kann.

Gottwald freute sich ganz im stillen auf den Unterricht als auf das beste am Tage. Aber wenn die erste Stunde gekommen war, wenn ihm seine Schülerin so gesetzt und ehrerbietig gegenüber saß, die ersten Kinderaugen verständig auf ihn gerichtet, wenn sie, ohne eine Miene zu verziehen, über Dvidens lehrhafte Heimerei und über den Unsinn der Wasserpoeten berichtete, dann entfuhr ihm ein kleiner Senfser; ja, hätte er ihr jetzt das Singen von Lenz und Liebe erklären müssen, der Harfenschlag der Minnesänger hätte an ihm einen guten Ausleger gehabt.

Elisabeth merkte des Bruders bewegtes Wesen und ahnte den Grund. Sie hatte einen harten Kampf zu bestehen. Zu ihrer Beschämung merkte sie, daß ihrer schwächerlichen Liebe, auf deren Reinheit und Selbstlosigkeit sie stolz gewesen, noch genug des Irdischen anhaftete. Es ist gewiß für ein Herz, das heiß und aufrichtig liebt, nicht leicht, den ersten Platz anzugeben und nach Jahren der Mühe und Aufopferung jemandem zu weichen, der kein Recht auf diesen Platz erworben hat. Gottwalds rasch entstandene Reigung für Magdalene hatte sie aus einem anderen Grunde schmerzlich berührt: diese Frau war ihr für den Bruder nicht edel genug gewesen. Heute fiel der Grund weg, denn Erika war ihr sehr lieb. Und doch konnte sie sich nicht freuen; ja, sie mußte sich gestehen, daß sie, als sie das Mädchen in ihr Haus zog, dasselbe für ganz ungefährlich gehalten hatte. Es war von jeher Gottwalds Eigentümlichkeit gewesen, daß er nur weiblichen Wesen, die älter waren als er selber, Beachtung schenkte; Bäckfische waren sonst nie für ihn vorhanden gewesen. Hatte die Enttäuschung, die er an Magdalene erfahren, ihn in dieser Hinsicht umgewandelt?

Sie schalt sich mißgünstig und selbstsüchtig und nahm sich vor, mit sich selbst streng ins Gericht zu gehen.

Als Erika sie um ihre Vermittlung zur Erlangung einer Erzieherinnen-Stelle zum Oktober bat, redete sie ihr ernstlich ab. „Du wirst gleich nach dem Examen etwas überarbeitet sein; übernimm nicht sobald neue Pflichten.“

Aber als Erika beharrlich blieb, als sie bat: „Laß mich nur, Elisabeth, ich möchte nicht länger, als nötig ist, bei Magdalene bleiben, und wo sollte ich sonst hin?“ Da meinte Elisabeth genug gethan zu haben, um vor ihrem Gewissen bestehen zu können. Sie redete Erika nicht länger ab, sondern schrieb und verhandelte sorgfältig, bis alles abgemacht war. Erika sollte acht Tage nach dem Examen nach der kleinen Stadt F. als Erzieherin in das Haus eines liebenswürdigen Arztes gehen, der eine feingebildete Frau und drei wohlerzogene Töchterchen hatte.

Zum Examen selbst wollte Elisabeth ihren Schützling nach der Stadt G. begleiten. Gottwald hatte beide an einem hellen Herbstmorgen in seinem Wagen zur Bahystation gebracht.

Erika stand in hoffnungsvoller Stimmung allein auf dem Perron; das graue Reisehütchen kleidete sie trefflich und der lose Morgenwind spielte mit ihrem Haar.

Elisabeth war mit einer bekannten Dame abseits gegangen und in ein Gespräch verwickelt worden, und Gottwald besorgte Gepäck und Fahrkarten.

Jetzt trat er hinaus; links stand Elisabeth mit der dicken Frau Amtsgerichtsrätin aus B., zu der Pflicht und Artigkeit ihn riefen, rechts seine junge Schülerin, — endlich nicht mehr Schülerin, und endlich einmal allein! Derkutes stand am Scheidewege.

„Sie fliegen davon, Fräulein Erika, und Sie freuen sich, uns zu verlassen, nicht wahr?“

„Vorläufig gehe ich ja nur ans acht Tage; ich komme noch einmal wieder, und dann — das Beste aus Bernegard nehme ich mit; Elisabeth geht ja mit mir.“

Er schnellte mit der Spitze seines Fußes ein Steinchen fort, das ihm im Wege lag. War sie wirklich so ganz Kind, daß die Sprache seiner Augen ihr unverständlich war? Oder hatte sie gar einen Schelm im Sinn und wollte ihn quälen?

„Natürlich,“ entgegnete er etwas empfindlich, „aber es giebt auch noch andere Leute in Bernegard, die Sie ungern scheiden sehen. Werden Sie die ganz und gar vergessen?“

Sie sah ihn freundlich und harmlos an. „Da müßte ich ein recht undankbares Menschenkind sein, Herr Pastor. Nie werde ich die Güte und Nachsicht vergessen, die Sie mir erwiesen haben. Wie soll ich Ihnen jemals danken für alle Mühe, die ich Ihnen machte?“

Er faltete die Stirn. Wie ihn diese abscheuliche Dankbarkeit ärgerte! Er hätte wer weiß was gegeben für ein schenes Erröten der hohen Wangen, für einen kurzen,

warmen Gruß ihrer Augen; und nun fing sie wieder an, ihm mit schülerhafter Demut zu danken für seine „Böthtaten“.

Er erwiderte beinahe rauh: „Thun Sie mir einen Gefallen, Fräulein Erika: danken Sie mir nie wieder! Ich mag es nicht. Wollen Sie mir das versprechen?“

Sie blickte verwundert zu ihm auf.

„Uebrigens,“ fuhr er warm fort, „kann von Danken gar nicht die Rede sein; Sie haben mir viel mehr gegeben, als ich Ihnen.“

„O Herr Pastor, Sie beschämen mich durch Ihre Güte. Wenn Sie etwa meinen, daß der Unterricht auch Ihnen etwas Freude gemacht hat, oder wenn Sie gar meine geringe Hülfe bei der Sonntagsschule meinen“

„Um Gottes willen, die meine ich nicht.“

„Dann verstehe ich Sie wirklich nicht.“

Sie sah ihn ratlos an. O, dieser Blick! Sein ganzes Herz erbehte in Sehnsucht.

„Ach, Erika . . .“

„Klingling,“ tönte die große Glocke dicht hinter ihm und verschlang die beiden geflüsterten Worte. Mit langgezogenem Pfiff branste der Zug heran. Wäre der Wunsch, den Gottwalt in diesem Augenblick für ihn hegte, in Erfüllung gegangen, es hätte ein Eisenbahnunglück gegeben.

„Sie versprechen mir also, daß Sie mir nie mehr danken wollen?“ fragte er schnell.

„Ja, wenn Sie es so wünschen —“

„Die Hand darauf?“

„Ja.“

Er wollte die kleine Hand wenigstens warm und fest drücken; aber da stand schon Elisabeth neben ihnen. Die Damen stiegen hastig ein, der Zug branste hinweg. Gottwalt sah der Dampf Wolke nach, die ihm seinen Augentrost entführte.

„Lebewohl, und daß dich Gott behüte
In deiner sternenscheuch Blüte,
Du selbsamgärtet Edelweiß!“ —

Elisabeth lehrte schon nach zwei Tagen zurück, da sie ihren Schülbling für die Dauer des Examins in einer befreundeten Familie untergebracht hatte. Nach acht Tagen kam auch Erika. Gleich nach ihrer Ankunft eilte sie ins Pfarrhaus, um das glückliche Resultat zu melden. Jubelnd fiel sie Elisabeth um den Hals, und Gottwalt stand dabei mit Empfindungen, für welche die Worte fehlten.

Endlich kam die Reihe an ihn.

„Auch Ihnen, Herr Pastor,“ sagte Erika lebhaft, „muß ich heute dank . . .“ Erschrockt unterbrach sie sich, ihres Versprechens eingedenk.

Da stand sie vor ihm in holdester Verwirrung, nicht wissend, was sie sagen sollte. Aber sie schenkte ihm einen Blick ihrer Augen, einen schnellen, warmen Blick, und als er fröhlich ihre kleine Hand ergriff, süßte er mit Entzücken, daß dieselbe den Druck der seinen ein klein wenig erwiderte.

Als er eine Stunde später mit Elisabeth am Kaffeetisch saß, fing sie an, von Erika zu reden.

„Es gefällt mir nicht, daß sie gleich fortgehen will; sie sieht etwas schmal und angegriffen aus.“

„Ach, Elisabeth,“ sagte er mit einem tiefen Atemzuge, „mir gefällt es erst recht nicht, daß sie weggehen will. Wir wollen sie festhalten, ich, ich möchte sie halten. — Was sagst du dazu, meine herzliche Schwester?“

Was sollte sie sagen? Die Stunde war gekommen, die bittere Stunde der Absetzung und Thronensagung. In den Ruhestand verlegt mit den Zeichen ehrender Anerkennung! Elisabeth empfand, was jede beiseite geschobene Größe empfinden muß. Aber mit Energie kämpfte sie jedes neidische Gefühl nieder. Sie sah in des Bruders feuchtschimmernde Augen.

„Mein lieber, lieber Gottwald, Gott segne euch viel tausendmal!“

„Ich wußte, daß du dich freuen würdest. Nun noch eins, Elisabeth!“ Ein helles Rot stieg bis unter sein lockiges Haar. „Wie du immer der gute Engel meines Lebens warst, so sollst du auch der Schutzeengel meiner Liebe sein. Wenn sie wiederkommt, dann, bitte, bitte, Sorge dafür, daß ich mit ihr allein bleibe, nur eine halbe Stunde!“

Arme Elisabeth! Bis jetzt war sie die erste für den Bruder und für die kleine Freundin gewesen, und jetzt wurde sie nicht einmal als dritte geduldet.

Am nächsten Abend kam Erika. Sie war so heiter und gesprächig wie noch nie. Lachend erzählte sie, was dieser und jener Schurak gefragt, und was sie geantwortet hatte, und daß sie von den großen Sunda-Inseln in der ersten Verwirrung nur Borneo gewußt habe, und daß sie sich nicht habe besinnen können, ob Demosthenes oder Hannibal Gift im Siegelringe getragen habe.

Der junge Pastor hörte träumend dem Geplander zu, das ihm wie Musik klang. Und doch war er ungeduldig. Die Schurake waren ihm völlig gleichgültig, und der rote Mund dort drüben schien ihm zu ganz anderen Dingen geschaffen, als über Borneo und längst begrabene Helden zu schwärzen. Er hatte Elisabeth schon ein paarmal bittend angesehen. Endlich erhob sie sich verständnisvoll.

„Entschuldige mich einen Augenblick, Erika, ich muß nach meinem Pflaumenmus sehen.“

„Darf ich nicht mitgehen?“

„Nein, nein, mein Kind, in der Küche ist heute solch Gedränge, daß kaum für mich Platz ist. Auch bin ich in fünf Minuten wieder hier.“

Sie sagte die Unwahrheit, ohne zu erröten, und ließ die beiden allein.

Gottwald blickte einen Augenblick sinnend auf die zitternden Lichtringe, die das Lampenlicht an die Decke warf, als Erika scherzend begann:

„Wissen Sie auch, Herr Pastor, wonach ich in Litteraturgeschichte gefragt wurde? Ich mußte die Bedeutung des heiligen Gral erklären. Ich freute mich, daß Sie mir gerade dies so ausführlich auseinandergelegt hatten. Aber der Schurak wunderte sich, daß ich gar nichts von Tristan und Isolde wußte. Kennen Sie den Schurak Würdig? Er ist sehr liebenswürdig.“

„Ich kann es nicht liebenswürdig finden, daß er sich über Ihre Unwissenheit gewundert hat,“ entgegnete er ungeduldig.

Sie meinte, daß sich der getränkte Stolz des Lehrers in ihm regte, und erwiderte begütigend: „Das müssen Sie nicht übel nehmen, er hat es nicht böse gemeint; er fand, daß ich sehr guten Unterricht gehabt hätte.“

Nun steuerte sie schon wieder mit vollen Segeln der unnahbaren Nacht schülerhafter Dankbarkeit zu. Er gestand sich seufzend, daß die Stunde des Liebeswerbens noch nicht gekommen sei, daß die Blume noch in kranker, grüner Hülle schlummerte. Und doch mußte und wollte er diese Stunde benutzen; nach wenigen Tagen ging sie weg, anderen Bildern und Eindrücken entgegen; nur heute noch war sie sein. Er mußte reden, aber wo sollte er anknüpfen?

Die blauen Kinderangen blickten unbefangen zu ihm auf, als er in beschützendem Ton begann: „Lassen Sie die Schurake und die ganze Gelehrsamkeit ruhen; wir wollen von anderen Dingen reden. Wir haben gestern viel von Ihnen gesprochen und uns um Sie Sorge gemacht; es will uns nicht gefallen, daß Sie, nachdem Sie eben eine anstrengende Arbeit vollbracht haben, eine neue auf sich nehmen. Wir vor allem will es nicht gefallen.“

Sie war bestürzt über den bedeutsamen Ernst, mit dem er redete.

„Aber ich gehe ja gern fort; ich kann doch nicht immer in Bernegard bleiben!“

„Ja, wenn Sie nur wollten, wenn Sie mir nur versprechen wollten, bald wiederzukommen?“

„Wiederkommen?“

„Ja, wiederkommen, und ich wollte Sie holen, und Sie dürften niemals wieder von mir gehen.“

Sie blickte schnell auf, um gleich darauf schon die Augen zu senken.

Mit innigem Ton fuhr er fort: „Wissen Sie es denn nicht, Erika, verstehen Sie es nicht, was ich ersehne, was ich von Ihnen erbitten möchte?“

Er hatte sich zu ihr hinübergebengt und sah sie an; sein ganzes Herz lag in seinen Augen. Zitternd, mit purpurroten Wangen blickte sie zu Boden; sie hatte ihn verstanden.

„Sagen Sie mir, Erika, können Sie mich lieb haben?“

Und sie? Gleich wie eine Lilie war sie geworden; aus ihren großen Augen sprachen Angst und Bangen. Wie abwehrend streckte sie die Hände aus.

„O schweigen Sie, reden Sie nicht weiter!“

„Nein, ich will nicht schweigen, bis Sie mir gesagt haben, ob Sie mich lieb haben.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ flehte sie, „o lassen Sie mich!“

Ihre Bestürzung, ihr Schrecken waren so sichtlich, daß er sich wie ein Barbar vor- gekommen wäre, hätte er noch mehr gesagt.

„Ich wollte Sie nicht erschrecken,“ fuhr er traurig fort. „Können Sie mir gar keine Hoffnung lassen?“

Sie seufzte; ihr blaßes Gesicht sah so hilflos, so verzweifelt aus, daß ihn fast die Hoffnung schwand; aber zugleich empfand er etwas wie Mitleid. Er beschloß, ihr Zeit zur Ueberlegung zu lassen, und verließ das Zimmer. Auch sie erhob sich dann, um umgekehrt von Elisabeth heimzugehen.

Dieselbe hörte, daß die Hausthür geöffnet und geschlossen wurde, und konnte sich nicht erklären, wer hinausgegangen war.

Behutsam öffnete sie die Thür des Wohnzimmers — es war leer. Sie trat in die Studierstube; da saß Gottwalt allein, den Kopf aufgestützt, das Gesicht mit der Hand beschattet. Lieblosend strich sie über sein Haar, da fuhr er empor.

„Elisabeth, ich habe einen Korb bekommen!“

„Gottwalt? Wie ist es möglich?“

„Sie war zu Tode erschrocken über meine Erklärung; sie sagte nichts weiter, als daß sie mich nicht lieben könne.“

Elisabeth setzte sich zu ihm und sann eine Weile nach.

„Weißt du, was ich glaube, Gottwalt? Du bist zu früh, zu übereilt mit deiner Werbung gekommen; die Sache war noch nicht reif. Sie versteht die Sprache der Liebe nicht, denn noch ist ihr Herz nicht erwacht.“

„Das habe ich mir auch gesagt; sie ist noch wie Schnee auf den Bergen. Aber nun geht sie fort und die Welt, das Leben thut sich vor ihr auf. Ein anderer wird kommen und sie diese Sprache verstehen lehren; ihr Herz wird erwachen und ich . . .“

„Lieber Bruder, gieb doch nicht gleich die Hoffnung auf! Du kennst das weibliche Herz nicht; es ist unmöglich, daß es unbewegt bleibt, wenn zum erstenmal die Töne wahrer, warmer Liebe es berühren. Was du ihr gesagt hast, hat sie heute mit Schreden erfüllt; glaube mir, es wird in ihr nachklingen, bis ihr Herz erwacht — für dich!“

Er seufzte.

„Ich lasse sie nicht aus den Augen,“ fuhr sie tröstend fort, „das fast mütterliche Verhältnis, in dem ich zu ihr stehe, giebt mir ein Recht, mich um ihre Schritte zu bekümmern, mich bei der Fran Doktor nach ihr zu erkundigen, nach ihrer Gesundheit, nach ihrer Stimmung, nach allem! — Aber sei auch wieder froh und verliere den Mut nicht!“

Er umarmte die Schwester, die überall Rat und Trost wußte.

Erika saß bis in die späte Nacht am Fenster ihres Stübchens. Der bleiche Mondenschein umfloß ihre Gestalt und spiegelte sich in den Thränen, die unaufhaltsam aus ihren Augen drangen.

Elisabeth hatte recht: ihr Herz war noch nicht aufgewacht. Wohl hatte sich ihre Phantasie seit Monaten viel mit Gottwalt beschäftigt. Zuerst hatte sie mit schauer Ehrfurcht zu dem jungen Lehrer aufgesehen; dann hatte seine heitere Freundlichkeit ihre Schen besiegt und in kindliches Vertrauen umgewandelt; aber doch fühlte sie sich in jeder Beziehung tief unter ihm stehend. Seine heutigen Worte und Blicke waren so unvorbereitet auf sie eingedrungen, daß es ihr zunächst nur Schrecken verursachte. Und ein anderes kam hinzu, das Elisabeth nicht bedacht hatte: all die Lieblosigkeit, Geringschätzung und Zurücksetzung, die sie in den letzten Jahren erfahren hatte, hatten einen trotigen Stolz in ihr erweckt, der noch nicht ganz geschmolzen war. Gottwalts Bedauern darüber, daß sie nun hinweggehen müsse, einer schweren, ersten Thätigkeit entgegen, hatte ihr wieder wie Mitleid geklungen, Mitleid mit ihrer Mittel- und Hülflosigkeit. Sie wollte kein Mitleid; sie wollte beweisen, daß sie auf eigenen Füßen stehen könne und niemandes bedürfe. Gerade die Stimme des Mitleids, die ihr argwöhnisches Herz aus seiner Verbung herauszuhören glaubte, hatte sie verwirrt und erschreckt. Sie wollte stolz und selbständig sein, und dann kam wieder der Gedanke an alles, was sie ihm und Elisabeth verdankte. Sie sah seine Augen vor sich, zuerst mit dem lebenden, warmen Ausdruck, und nachher mit dem tieftraurigen Blick. In ihr begann, ohne daß sie es wußte, die große Verwandlung: das Kindliche verschwebte wie ferne, faule Melodie; mit Bangen und Ahnen erwachte in ihrer Seele das Weib.

Nach einigen Tagen reiste sie ab. Elisabeth war noch gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen; Gottwalts Name war zwischen ihnen nicht genannt worden. Magdalene hatte ihr wortreiche, schön klingende Wünsche mitgegeben, und die Kinder hatten schmerzlich geweint. Bei Morgengrauen und Herbstwind fuhr sie zum letzten Mal am Pfarrhaus vorüber. Das Haus lag noch in tiefer Ruhe, aber Gottwalt verfolgte, vom Fenstervorhang verdeckt, den rollenden Wagen mit sehnsüchtigen Blicken.

XI.

Der November kam mit grauen Regentagen; grau war auch die Stimmung im Fernegarder Pfarrhaus.

Wenn einem das Herz weh thut, muß man arbeiten bis zur Erschöpfung," sagte Gottwalt zu sich selbst, und mit strengster Gewissenhaftigkeit gab er sich den Pflichten seines Amtes hin. Eine gewisse ruhige Resignation war der Lohn seiner Anstrengungen. Und doch — wenn er bei seinen Krankenbesuchen im Novembertobel durch die aufgeweichte Dorfstraße oder über die öden Felder ging, erschien die ganze Welt ihm farblos und öde.

In Berghof wollte er oft, denn der alte Freiherr, der zu kränkeln begann, bedurfte des Trostes und der Teilnahme.

"Ich danke es Ihnen, mein lieber Herr Pastor," sagte er freundlich zu Gottwalt, „daß Sie mir die ungeduldigen Worte nicht nachtragen, die ich damals in der ersten schmerzlichen Aufregung sprach. Sie müssen mit einem alten, kranken Mann Nachsicht haben."

Er erzählte darauf, daß sein Sohn ihm im Spätsommer mit kurzen Worten seine Verheiratung angezeigt hatte.

"Ich habe ihm meinen Segen nicht vorenthalten; im übrigen bleibt es bei meinen ersten Bestimmungen. Er hat Spiel und Liebeständelei höher geachtet als Vater und Vaterhaus, das Band zwischen uns ist zerrissen."

"Ich bleibe dabei," erwiderte Gottwalt, „daß Sie unrecht thun, wenn Sie Ihrem Sohn wegen seiner Unbedachtsamkeit, deren Folgen für ihn ohnehin schwer zu tragen sind, aus Ihrem Herzen verstoßen. Sie bereiten ihm dadurch Schmerz und sich selbst noch viel mehr. Vergeben Sie ihm endlich!"



Das gesuchte Gesicht des Freiherrn sah noch kränker aus als vorher; aber er legte die Hand auf Gottwalds Arm und sagte mit Entschiedenheit: „Lassen Sie die Sache ruhen, Herr Pastor. Ich erkenne Ihren guten Willen an und danke Ihnen dafür.“

Damit war die Sache abgeschlossen und Gottwald mußte sich gefehen, daß, wenn die Dinge so standen, der Freiherr im Recht und er im Unrecht war.

Auch die alte Jemsi suchte Gottwald oft auf. Sie war seit dem schrecklichen Tode der Tochter gänzlich verändert. Das Haar war jetzt schneeweiß, die Gestalt gebeugt. Die Mutterliebe, die sonst bei ihr nur ein strenges, ernstes Gesicht gezeigt hatte, brach aus dem gewaltig bewegten Herzen stromgleich hervor. Um ihres sündigen Kindes willen hatte sie den erbarmenden Heiland gesucht und gefunden; sie fühlte sich befreit vom Fluch und lebte unter dem Segen des Kreuzes. Jetzt verlangte sie keine äußeren Zeichen der göttlichen Gnade mehr, sie hatte ihr Herz und Leben in Gottes Hände gegeben. So war auch hier die Trübsal zum Segensengel geworden, und Gottwald erkannte mit Staunen, wie wunderbar tief Gottes Gedanken sind.

„Ich bin mit allem zufrieden und will für alles dem lieben Gott danken,“ sagte die alte Frau, als Gottwald sie auf des Herrn Friedenswege hingewiesen hatte, „und wenn ich einsam sterben soll, bin ich auch zufrieden. Ich hätte so gern meinen Sohn noch wiedergesehen, ich bete für ihn jeden Morgen und jeden Abend, und immer steht sein leerer Stuhl an meinem Tisch; aber wenn's der liebe Gott anders beschlossen hat, will ich stille sein. Er weiß am besten, was mir gut ist.“

*
*
*

Erika hatte mehrmals an Elisabeth geschrieben. Sie rühmte die Liebenswürdigkeit der Menschen, bei denen sie eine freundliche Heimstätte gefunden hatte; aber die Fragen der Freundin, die ihre Gesundheit, ihre Stimmung, überhaupt ihre eigene Person betrafen, hatte sie nur flüchtig beantwortet.

Um so ausführlicher war ein Brief ihrer Prinzipalin, der Frau Doktor Ulrich, den Elisabeth kurz vor Weihnachten erhielt.

„Wir haben,“ so schrieb die freundliche Dame, „Fräulein Erika liebgewonnen; unsere Kinder hängen mit großer Zuneigung an ihr, und mir und meinem Mann ist sie eine freundliche Hausgenossin, die wir gern recht lange um uns haben möchten. Leider macht ihre Gesundheit uns Sorge; sie sieht bleich aus und hat tiefe Schatten unter den Augen, auch ist sie kaum mehr als ein Vögelchen. Wir glaubten zuerst, daß das Unterrichten sie angreife, daß sie vielleicht nach der Prüfung erst einer längeren Erholung bedurft hätte. Mein Mann hat als Arzt ernstlich mit ihr geredet, kann aber durchaus keine wirkliche Krankheit entdecken. Er behauptet, daß die Sache im Gemüth liegt. Fräulein Erikas wechselnde Stimmung bestätigt auch mir diese Vermutung; oft ist sie fröhlich bis zur Lustigkeit, um gleich darauf in träumenden Sinnen zu versinken oder gar Thränen in den Augen zu haben. Sie werden, da Sie das liebe Kind besser kennen als wir, auch vielleicht über den Grund dieser Gemüthsstimmung mehr wissen. Da uns das Wohl des lieben Mädchens wirklich am Herzen liegt, so wäre es uns lieb, wenn Sie einmal nach Ihrem Hüßling sich umsehen würden.“ —

Elisabeths Schwesterherz that einen Freuden sprung; sie kannte die Ursache dieser Krankheit.

Driunen in der Studierstube sah Gottwald und baute mit Kummer und Leid die Predigt für den vierten Advent: „Freuet euch in dem Herrn allewege!“ Sie wußte, daß er tapfer gegen düstere Stimmungen kämpfte; aber noch schien kein Weihnachtsstern in sein trauriges Herz; er litt an derselben bösen Krankheit. War hier denn keine Hülfe möglich?

Nach entschlossen trat sie zu ihm ein und las ihm den Brief von Anfang bis zu Ende vor.

„Wir sind ihre eigentlichen Vormünder,“ fügte sie hinzu, „da der wirkliche keine Theilnahme für sie hat und zu allem ‚Ja‘ sagt, wenn es ihn nur kein Opfer kostet. Es ist unsere Pflicht, uns nach ihr umzusehen.“

„Ja, Schwester, wenn du . . .“

„Kein Gedanke daran! Weißt du nicht, daß noch das ganze Einschlichten vor mir liegt, und dann alle Vorbereitungen zur Kinderbescherung? Aber kannst du nicht vor dem Fest auf zwei Tage abkommen?“

„Ich? Wie kann ich zu ihr unter diesen Verhältnissen?“

Sie lächelte und sah so glücklich aus, als ob sie die schönste Christbescherung für den Bruder bereit hätte. „Gottwald,“ sagte sie, „höre endlich einmal ein vernünftiges Wort. Ich glaube, daß sich manches geändert hat und daß ihr Herz aufgewacht ist. Wiederhole deine Frage! Du kannst dich als ein ganz harmloser Mensch dort einführen, kannst meinethwegen einen Freund in der Nähe besuchet haben und dich in meinem Auftrage ganz nebenbei nach ihr erkundigen. Wenn du ihr unerwartet gegenübertrittst, dann wird ihr erster Blick dich lehren, wie es mit ihr steht.“

In Gottwalds Augen blickte es freudig auf.

„Ja, du hast recht; ich will den letzten Versuch machen. Ich muß Gewißheit haben. Und wenn ich sie ganz und ohne Hoffnung verlieren sollte, so ist selbst das besser, als dies Schwanken und Zagen. Uebermorgen reife ich.“

Er fuhr bei hellem Winter Sonnenschein dem Ziel seiner Sehnsucht entgegen. Gegen Abend kam er in F. an, wo er bald das trauliche Doktorhaus herausgefunden hatte.

Die Frau Doktor Ulrich empfing ihn in ihrem Zimmer. Kaum hatte er seinen Namen und den äußeren Zweck seines Kommens genannt, als die lebhaftige Dame erfreut ausrief: „Das ist ja prächtig; wie wird Erika sich freuen! Nicht wahr, Herr Pastor, Sie suchen sie am liebsten im Schulzimmer auf? Um diese Zeit pflegt sie oben zu sein.“

„Wenn ich wüßte, daß es Fräulein Erika angenehm ist.“

„Ei gewiß, Sie werden Ihrem kleinen Schülbling wohl allerhand Bestellungen von der Schwester zu machen haben. Nachher bitten wir natürlich um Ihren werthen Besuch. Charlottchen kann Sie melden.“

Sie nahm ihre kleinste Tochter bei Seite und schärfte ihr hinter der Thür ein, daß sie den Herrn Pastor bei Fräulein Erika melden solle, und daß sie Dora und Käthchen ganz heimlich anweisen müsse, das Schulzimmer zu verlassen, denn kleine Leute brauchten nicht allemal zuzuhören, wenn große miteinander redeten.

Charlottchen richtete alles gut aus.

Die Frau Doktor lächelte über ihre Kriegslift. Mit der manchen Frauen eigenen Kombinationsgabe hatte sie aus der lebenswürdigen Verlegenheit, mit welcher der junge Mann Erikas Namen aussprach, den Schluß gezogen, daß er vielleicht andere als vor-mundschastliche Gefühle für sie hätte.

„Ist es nicht der Fall,“ sagte sie sich, „so ist es durchaus richtig, wenn er als Vormund unter vier Augen mit ihr spricht; und ist es der Fall, nun, dann kann es erst recht nicht schaden.“

Gottwald stieg mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf. Er wußte ja nicht, daß in demselben Augenblick ein anderes Herz, das mitten im Winter zum Frühlingsleben erwacht war, in Lust und Bangen vergehen wollte.

Nun hatte er den Thürgriff in der Hand, und nun war er eingetreten. Sie kam ihm keinen Schritt entgegen. So standen sie einander gegenüber mit gesenktem Blick und purpurroten Wangen.

Er ergriff Erikas Hand.

„Mein Weg führte mich an F. vorbei; Elisabeth wünschte, daß ich Ihnen Grüße von ihr brächte. Sind Sie mir böse, daß ich gekommen bin?“

„Nein, im Gegentheil, ich freue mich,“ erwiderte sie verwirrt.

Aber sein ruhiger Ton that ihr weh. Sollte derselbe ihr sagen, daß sein Herz still geworden war, daß er nur als Elisabeths Bruder zu ihr kam? Sie sagte deshalb schnell hinzu: „Ich freue mich, von Elisabeth zu hören.“

Er ließ ihre Hand los. „Immer nur Elisabeth!“ dachte er.

„Bitte, Herr Pastor, nehmen Sie ein wenig Platz.“ Sie sagte es mit häusmütterlicher Würde. Dann ließ sie sich auf das kleine Sofa nieder.

Er nahm den Sessel neben ihr und sah sie verstohlen an; ihr Gesicht war nicht blaß, sondern blühend und glühend.

„Wir hörten, daß es Ihnen nicht ganz wohl ginge,“ sagte er freundlich, „Elisabeth trug mir aus, mich nach Ihnen zu erkundigen.“

„Wieder Elisabeth und nur Elisabeth!“ dachte sie. Fragte er selber gar nicht mehr nach ihr? Sie hörte ihr Herz klopfen, aber sie bezwang sich und entgegnete sehr kühl: „Grüßen Sie Ihre Schwester.“ — Ihre Stimme zitterte ein wenig.

Ihm wurde bekommen zu Mut. Die Hoffnung faltete noch einmal ihre goldenen Flügel zusammen. Aber er wollte und mußte Gewißheit haben, ob Ja, ob Nein.

„Ich möchte Ihnen noch etwas sagen,“ begann er nach einer kleinen Pause. „Bei unserem letzten Zusammensein habe ich Sie erschreckt. Ich bitte Sie, mir deswegen nicht mehr zu zürnen; ich will es nicht wieder thun.“

Sie sah erbleichend zu Boden; er fuhr fort: „Ich möchte, daß zwischen uns Vertranen walten soll. Wenn meine Worte Sie damals getränkt haben, soll das, was ich Ihnen sagte, niemals wieder über meine Lippen kommen; ich will es als tiefstes Geheimnis in meiner Brust bewahren. Sie sollen sich vor mir nicht fürchten. Nun sagen Sie mir, ob Sie noch böse sind?“

Rot wie eine Rose saß sie vor ihm. Die Hoffnung entsfaltete ihre Schwingen.

„Erika,“ flüsterte er zwischen Bangen und Hoffen, „darf ich meine Frage von damals wiederholen?“

Ein kaum sichtbares Nicken war ihre Antwort, dann ein kurzer Ausblick, der sein Herz vor Fremden zittern machte.

Er stand neben ihr und umfaßte mit beiden Armen die bebende Gestalt.

„Endlich mein!“ jubelte er. „Aber nun sage es mir endlich, daß du mich lieb hast.“

„Ich habe dich schon damals lieb gehabt,“ gestand sie unter Thränen — schnell hatte ihr Mund das Du gefunden, — „ich habe es nur nicht gewußt. Erst als ich fern von dir war, merkte ich es; ich habe immer und immer an dich denken müssen.“

„Und damals schiedest du mich so grausam weg.“

„Ich war so thöricht; ich wollte nichts von dir wissen, weil ich arm und verwaist bin. Ich war stolz und wollte kein Mitleid.“

„Du thörichtes Kind, weißt du es denn jetzt, daß in der Liebe das Geben und Nehmen nicht abgewogen wird? Alles um alles! Das ist das Geheimnis der Liebe. Verstehst du es, Erika?“

Sie mußte es wohl verstehen, denn sie wehrte ihm nicht, als er sie in die Arme schloß, und ihr Mund wied nicht den ersten seligen Kuß.

XII.

Elisabeth erhielt noch an demselben Abend ein Telegramm: „Gesunden. Gottwald und Erika.“

„Gott sei Dank!“ sagte sie. Aus ihrem Auge fiel ein schwerer Tropfen; war's eine Freuden- oder eine Schmerzenträne?

Als nach Gottwalds Berechnung die frohe Kunde seine Schwester erreicht haben konnte, wurde auch Doktor Ulrichs das Geheimnis mitgeteilt. Da gab es fröhliche Glückwünsche, doch keine allzugroße Ueberraschung.

Am Morgen des 24. Dezember holte Elisabeth die junge Braut, die die Feiertage in Zernegard verleben sollte, vom Bahnhof ab. Wenn in ihrem Herzen noch ein Rest von Traurigkeit war, so schmolz er dahin, als Erika sie in die Arme schloß; das Liebesband zwischen den beiden ward fester denn je.

Es waren glückliche Weihnachtstage. Auch über die Zukunft wurden Bestimmungen getroffen. Im Mai wollte Gottwalt seine junge Frau holen; bis dahin sollte Erika als Gast bei den liebenswürdigen Ulrichs bleiben, die darum gebeten hatten, ebenso um die Freude, daß die Hochzeit in ihrem Hause gefeiert werden sollte. Erika wollte der Frau Doktorin, die den Ruf einer vorzüglichen Hausfrau genoß, fleißig zur Hand gehen, während Elisabeth das Haus einrichtete und für die Ausattung sorgte.

Nach Eriks Abreise teilte sie dem Bruder mit, was sie in betreff ihrer eigenen Zukunft beschloffen hatte.

„Ich gehe vorläufig nach unserer Vaterstadt P. zurück. Dort, wo ich so viele Bekannte und Freunde habe, wird es mir nicht schwer werden, einen Wirkungskreis zu finden. Ich werde junge Mädchen in Pension nehmen und Privatunterricht erteilen.“

Gottwalt war ernstlich betrübt.

„Was sollten wir ohne dich anfangen? Ich bitte dich, bleibe bei uns! Unser Zusammenleben zu dreien soll einen guten Klang geben; Erika und ich werden wetteifern, dir Dank und Liebe zu beweisen.“

Sie blieb bei ihrem Entschluß.

„Ihr müßt euch erst einleben, und Erika soll eine selbständige Hausfrau werden. Glaube mir, es ist besser für uns alle, wenn ich gehe.“

„Wenn du durchaus nicht unsere Hausgenossin sein willst, so solltest du wenigstens in der Nähe bleiben. Frau Pastor Tiefen hat zu Ostern ihre Wohnung gekündigt, da sie nach Berlin zieht. Du wohnst unter Eichen und Rosen im Witwenhäuschen, und wir haben unsere liebe Schwester allemal, wenn wir ihres Rats und ihrer Hülfe bedürfen.“

„Wenn ihr je meiner bedürft, so will ich kommen; jetzt laßt mich ziehen, Bruder! Ich bin noch zu jung und frisch, um ohne feste Thätigkeit zu sein; ich muß mir einen Wirkungskreis suchen. Unsere Liebe soll durch die Entfernung nicht erkalten. Du und deine Erika, ihr bleibt mir doch das Liebste auf der Welt.“

Gottwalt mußte ihr recht geben; aber es bekümmerte ihn, unjomehr als er merkte, daß der Abschied von Zernegard ihr nicht leicht wurde.

* * *

Zwischen Gottwalt und dem Gutsherrn bestand nicht mehr das herzliche Verhältnis wie früher. Weltrott suchte zwar nach wie vor die Bewohner des Pfarrhauses mit Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zu überschütten, aber einen wahrhaft freundschaftlichen Verkehr und eingehende Gespräche vermied er, seitdem er bei dem jungen Pastor entschiedenen Widerspruch gefunden hatte. Er fand es eben am bequemsten, äußerlich mit allen Menschen in Frieden zu leben. Auch Gottwalt hielt sich zurück, da er alle Achtung vor Weltrotts Charakter verloren hatte. Zwar war der Tod des unglücklichen Mädchens, an dessen Geschick er schuld war, nicht ganz spurlos an dem Gutsherrn vorübergegangen; eine Zeitlang war er stiller und ernster als sonst gewesen, und in einer gewissen nervösen Unruhe hatte Gottwalt die Zeichen innerer Umkehr zu sehen geglaubt. Jedoch nur zu bald hatte der leichtlebige Mensch, der kein Freund von Traurigkeit war, das mahnende Gewissen zum Schweigen gebracht. Sein Hang zum Genuß und sein Mangel an Selbstbeherrschung überstimmten die ersten Regungen; es ging abwärts mit ihm. Fast an jedem Abend, oft die Nächte hindurch, weckte er in B. im Kreise lustiger Zechgenossen.

Seine Frau kam häufiger ins Pfarrhaus, und auch Elisabeth konnte die ernste, zurückhaltende Frau, die in der Stille viel Gutes that, schätzen.

An einem Februardmorgen erhielt Gottwald die Nachricht, daß der Gutsherr plötzlich schwer erkrankt sei. Er ging ohne Säumen, sich zu erkundigen. Vor der Thür traf er den Sanitätsrat Langmann, der eben seinen Wagen bestieg. Da das Gesicht desselben nicht sonderlich ernst ausah, hoffte er auf gute Nachricht. Er trat an den Wagen.

„Wie geht's drinnen, Herr Sanitätsrat?“ fragte er theilnehmend.

„Höchst bedenkliche Sache!“ erwiderte jener gleichmütig. „Schlaganfall mit einseitiger Lähmung. Unser armer Bellrott hat immer dazu geneigt, vollblütiger Mensch, der leider in keiner Hinsicht Diät gehalten hat! Ich war noch bis Mitternacht mit ihm in B. zusammen; er hatte stark getrunken und setzte sich trotz meiner Warnung in erhittem Zustande auf seinen Wagen. Heute früh beim Aufstehen hat ihn der Anfall ereilt. Noch ist er besinnungslos und ohne jedes Zeichen körperlicher Empfindung. Bedauere es aufrichtig, glaube nicht, daß wir ihn durchbringen werden. In zwei Stunden sehe ich wieder vor. Bin selber nicht wohl; so etwas fällt einem auf die Nerven und verdirbt den Appetit.“

Er hüllte sich mit großer Umständlichkeit in seinen kostbaren Pelz und fuhr mit höflichem Gruß davon.

Gottwald betrat das Haus, im stillen seine Betrachtungen über die Becherfreundschaft machend, die am Kranken- und Sterbebett des Freundes so unbewegt bleibt.

Frau Bellrott kam selbst aus dem Krankenzimmer, um auf seine Nachfrage Bescheid zu geben. Sie war still und gesaft wie immer; aber aus dem verstörten Gesicht, aus dem Zittern der Lippen sprach die Angst der zärtlichsten Liebe.

Die nächsten Tage brachten schwere Besorgnis und wenig Hoffnung. Aber das stündlich erwartete Ende trat nicht ein. Als der Kranke nach einigen Tagen schwache Zeichen körperlichen Gefühls und seelischen Verständnisses gab, sagte der überraschte Arzt zu der angstvoll harrenden Gattin:

„Wahrhaftig, eine Niesennatur! Ich glaube, die Sache macht sich noch einmal.“

Allmählich kehrte die Besinnung zurück. Nach Wochen vertauschte Bellrott das Schmerzenslager mit dem Lehnstuhl — freilich als ein gebrochener Mann. Die eine Seite war gelähmt, so daß er den Fuß nicht ansetzen, die Hand nicht gebrauchen konnte. Auch das Gehirn hatte gelitten; sein Gedächtnis war so schwach, daß er oft den Ausdruck für das, was er sagen wollte, nicht fand. Aber das Verständnis für seinen unglücklichen Zustand kam dem Kranken bald, und damit eine Reizbarkeit und Ungebuld, die seine Pflege außerordentlich erschwerten. Seine Frau war ihm die treueste Pflegerin; Gottwald lernte dieselbe in dieser Zeit bewundern. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter umgab sie den unglücklichen, hilflosen Mann, während sie zugleich mit einer fast männlichen Klarheit und Willenskraft das Getriebe der großen Außenwirtschaft leitete.

* * *

Um die Osterzeit verließ Magdalene Tiefen Fernegard. Niemand betranerte ihr Scheiden; sogar die, denen sie Wohlthaten angewandt hatte, hatten das richtige Gefühl, daß dieselben nicht aus reiner Quelle geflossen seien; Gottwald hatte oft angeblickt ihrer wohlthätigen Bestrebungen gedacht: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und liebe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze.“ Sie zog hinweg und war bald von allen vergessen.

Elisabeth hatte viel zu schaffen und zu räumen, bis das Pfarrhaus blank und schmutz genug war, um die junge Hausfrau zu empfangen. Dann bezog sie ein behagliches Heim in ihrer Vaterstadt P. Einige junge Mädchen, die dort Schule und Selektas besuchten, wurden ihre Hausgenossinnen. Wenn dieselben ihren Pflichten nachgingen, war es so still um sie, daß sie sich schwer in die Veränderung hineinsand.

Der Frühling kam in diesem Jahr zeitiger als gewöhnlich. Gottwalt und Erika fanden beide, daß noch nie ein Lenz so blütenreich gewesen sei. An einem warmen, dustigen Maiabend, als die Narzissen im Vollmondschein wie Silber glänzten, als in dem blühenden Fieber vor dem Pfarrhaus die Nachtigallen schlugen, da führte Gottwalt sein junges Weib über die Schwelle seines Hauses.

Mitten in das junge, strahlende Glück drangen mit feierlicher Mahnung der Ewigkeit ernste Stimmen. Als die ersten Rosen blühten, ging der alte Superintendent Schirmer, Gottwalts väterlicher Freund, nach langem Leiden heim zu Gott.

Gottwalt hatte ihm noch seine junge Frau zugeführt, und die zitternde Hand hatte segnend auf Eriks Scheitel gerührt.

Gottwalt weilte oft am Schmerzenslager des alten Freundes und war auch Zeuge seines seligen Heimgangs. Er lernte in diesen Stunden herzbewegende Dinge. Mit staunender Ehrfurcht erkannte er, daß es die beste Lebensweisheit ist, für den ewigen Kranz dies arme Leben ganz dahin zu geben und alles Irdische für Schaden zu achten um des willen, der den Sterbenden wie einen Träumenden durch des Todes Thüren hindurchführen kann.

* * *

Der Zustand des armen Wellrott hatte sich insofern gebessert, als die Gedächtnis- und Verstandeschwäche geschwunden war; die körperliche Lähmung aber war geblieben. Der Gedanke, daß er sein ferneres Leben im Krankenstuhl zubringen sollte, unfähig, seine Glieder zu gebrauchen, erfüllte ihn mit Entsetzen. Die ersten ärztlichen Autoritäten wurden an sein Krankenbett gerufen; mit fieberhafter Spannung sah er ihrem Ausspruch entgegen. Sie trösteten ihn mit der ungewissen Hoffnung, daß eine Besserung nicht völlig ausgeschlossen sei; aber in ihren ernstesten Gesichtern war nichts von Hoffnung zu lesen.

Da kam die Verzweiflung über ihn.

„Warum mir das?“ stöhnte er, als seine Frau mit milden Trostworten die weisse gelähmte Hand streichelte, „warum mir dies entsetzliche Geschick? Ich bin nicht besser, aber auch nicht schlechter, als viele Tausende, die auf gesunden Gliedern stehen. Ich kann's nicht tragen; ich will's nicht tragen!“

Die arme Frau litt unsäglich. Sie wich Tag und Nacht nicht von dem Kranken, der oft dem Wahnsinn nahe war. Die Sorge, daß er in einem unbewachten Augenblick Mittel und Wege finden möchte, seinem qualvollen Dasein ein Ende zu machen, verließ sie wochenlang nicht. Gottwalt stand ihr ratend und tröstend zur Seite; ihn zu dem Kranken zu führen, hatte sie in der ersten Zeit nicht gewagt; denn jede Hinweisung auf Gottes Wort wies dieser finster zurück.

Endlich hatten sich die Wogen der Verzweiflung gelegt und der Unglückliche verfiel in düsteren Trübsinn. Bisweilen, wenn auch nur selten, zeigte er seiner Frau Weichheit und Dankbarkeit. Da versuchte sie es, den Pastor zu ihm zu führen. Er empfing Gottwalts ersten Besuch mit sichtbarer Unruhe und einer gewissen Scheu; aber er bat ihn, wiederzukommen. Allmählich redete er ungezwungen mit ihm, jedoch nur von äußerlichen, gleichgültigen Dingen; jedem ernstern Gespräch wich er aus.

Gottwalt drängte ihn nicht. Wohl wurde es seiner raschen, eifrigen Natur oft schwer, zu schweigen, wenn er meinte, daß hier das Wort von Gottes Ernst und von Gottes Güte am Platz sei; aber er wollte dem großen Seelenarzt nicht vorgreifen. Er merkte, daß Gott an dieser Seele arbeitete, und daß ein vorschnelles, ungeschicktes Eingreifen von Menschenhand die Gnadenarbeit leicht verderben könne. Aber er hörte nicht auf, für die Seele seines Kranken betend zu sorgen, und im stillen Eiferverständnis mit der Gattin desselben hoffte und wartete er von einem Tag zum anderen.

XIII.

Im August beschloß Gottwald, zu einer Pastoral-Konferenz nach der Provinzialhauptstadt zu reisen. Fast eine Woche wollte er abwesend sein; für ihn und seine junge Frau, die bis jetzt höchstens einen halben Tag getrennt gewesen waren, eine halbe Ewigkeit! Und doch gewann Erita es über sich, ihn zu bitten:

„Du mußt einen halben Tag früher fahren, damit du einen Abstecker nach P. machen kannst. Denke doch, wie Elisabeth sich freuen würde.“

„Ja, mein Lieb, dann bin ich aber zwölf Stunden länger von dir getrennt.“

„Für unsere Schwester ist kein Opfer zu groß.“ —

Elisabeth saß am Nachmittag in ihrer Wohnstube; die jungen Mädchen waren fort; es war so still, daß man fast die Stäubchen im Sonnenstrahl tanzen hörte. Sie lehnte abgesspannt im Sofa, da ein unangenehmer Kopfschmerz sie schon seit mehreren Tagen gepeinigt hatte. Da schlug die Glocke an, so hell und lustig, als ob ein Freudenbote ins Haus käme, und als sie sich aufriffte, fast verstimmt über den gestörten Nachmittagschlaf, da stand der Bruder vor ihr, und aus seinen Augen strahlte helle Wiedersehensfreude.

„Was sagst du, Elisabeth? Ich bin auf der Reise nach St. und konnte der Sehnsucht nach dir nicht widerstehen.“

Sie konnte sich zuerst gar nicht fassen vor Freude. „Mein lieber Bruder, wie freue ich mich! Und wie frisch und froh siehst du aus!“

„Wer sollte auch froher sein, als ich? Ach, Schwester, ich hätte nie gedacht, daß man auf Erden so glücklich sein könnte!“

„Und Erita?“

„Sie blüht wie eine Rose. Aber sie hat Sehnsucht nach dir; oft wenn ich weg bin, ist ihr einsam zu Mute. Wenn du nur bei uns wärest!“

„Wenn ihr meiner einmal bedürft, will ich kommen; vorläufig scheint es mir, daß ihr an einander genug habt, und daß ein dritter sich bei euch sehr überflüssig fühlen würde.“

Er lächelte glücklich.

„Nun, Schwesternchen, wie geht es denn dir? Du siehst nicht gut aus; du bist doch nicht etwa krank?“

„Ich werde alt.“

„Du alt, Elisabeth? Kann auch die Sonne alt werden?“

„Ich weiß nicht; wenigstens graue Haare bekommt sie nicht. An mir aber entdecke ich schon viele, und mein Spiegel zeigt mir manche Falte.“

„Natürlich!“ rief er, sie aufmerksam betrachtend; dann stimmte er fröhlich an:

„Die Falten um die Stirne dein,
Laß sie nur heiter ranken
Das sind die Narben, die darein
Beschlagen die Gedanken.“

Sie saßen behaglich neben einander und teilten sich ihre Erlebnisse mit.

„Von Pastor Klaus,“ erzählte Gottwald, „erhielt ich vor einigen Tagen einen langen Brief. Seine Frau ist wieder bei ihm; wenn sie auch beständiger Pflege und Aufsicht bedarf, so ist er doch froh, daß er sie um sich haben kann und daß er ihre Pflege nicht Fremden überlassen muß. In Zürich hat er sich als Privatdocent niedergelassen und hat bereits viele Zuhörer. Er liest Naturwissenschaft und Philosophie. Eine von ihm verfaßte Abhandlung übersandte er mir kürzlich. Feine Gedanken in edler Form! Wie schade, daß der Mann nicht auf dem rechten Glaubensgrunde steht!“

„Da laß einen andern sorgen; noch ist nicht aller Tage Abend. Gott hat seine eigenen Wege — wir müssen nur warten können.“

Gottwald sah sie sinnend an und sagte liebevoll: „Wie kommt's nur, daß mich in deiner Gegenwart immer eine eigentümliche Friedenslust umweht? Ich habe, wenn ich mit dir zusammen bin, den Eindruck, als ginge ich an einem stillen Sommerabend durch die duftigen Felder; die Leute kehren von der Arbeit heim, alles schweigt, nur die Abendglocken klingen . . .“

„Die Abendglocken?“ fiel sie mit einem seltsam müden Blick ein, „du meinst, für mich ist die Abendzeit gekommen, und bald naht die Nacht?“

„Nun Gotteswillen, Elisabeth, wie kannst du diesen Sinn in meine Worte legen! Du stehst noch im vollen, thatkräftigen Mittag des Lebens. Ich wollte damit nur sagen, daß in deiner Seele alles so friedevoll und geklärt ist.“

Als Gottwald am nächsten Morgen abgereist war, konnte Elisabeth den Thränen nicht gebieten. Es lag nicht in ihrer Natur, so weich zu sein; sie sagte sich selbst, daß es die Folge körperlicher Krankheit sein müsse. Der Kopfschmerz, der sie schon seit mehreren Tagen gequält hatte, stellte sich wieder ein und verschlimmerte sich im Laufe der Woche; dazu gesellten sich unruhige Nächte voll schwerer Träume und abends leichte Fieberschauer.

Es war etwa acht Tage nach Gottwalds Besuch. Sie lag gegen Abend warm eingehüllt auf dem Sofa; trotz der drückenden Luft zitterte sie vor Frost. Das ganze Zimmer schien sich im Kreise zu bewegen. Sie schloß die heißen Augen und ihre Gedanken begannen in halber Bewußtlosigkeit zu wandern. Mit greifbarer Deutlichkeit traten die verschiedensten Bilder vor ihre Seele. Sie sah Gottwald als lockigen Knaben, dann als nachdenklichen Schüler, über sein Buch gebeugt.

Plötzlich fuhr sie zusammen und schlug die Augen auf; sie war davon erwacht, daß er mit seiner kraftvollen Bassstimme ein fröhliches Studentenlied sang. Dann schlugen andere Töne an ihr Ohr. Sie richtete sich fröstelnd auf und erkannte ihre Umgebung. Draußen erklangen Glocken — die Abendglocken, von denen Gottwald gesprochen.

Als sie sich besann, fiel ihr ein, daß der Bruder heute zurückreisen wollte. Wenn es noch gewesen wäre wie früher, da sie ihm die Nächste auf der Welt war, so käme er wohl zu ihr heran. Aber jetzt war daran nicht zu denken; auf Flügeln der Sehnsucht eilte er heim.

Draußen ging die Klingel; Thüren wurden rasch geöffnet. Sie hörte lebhafte Stimmen im Vorzimmer; ein Fremder sprach mit der Dienerin. Leise ging die Thür auf; wachte sie oder träumte sie? — Gottwald stand vor ihr und sah sie traurig und liebevoll an.

„Du hier?“ fragte sie matt; „wie kommt es, daß du heute nicht heimfährst zu Erika?“

„Erika wird gern einen Tag länger warten; ich mußte zuerst zu dir. Du sahst so müde und angegriffen aus, daß ich das Bild nicht los werden konnte. Und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe; du bist ernstlich krank, meine liebe, liebe Schwester.“

Sie antwortete nicht; mit geschlossenen Augen war sie zurückgesunken. Er sah, daß sie besinnungslos war.

Der schnell herbeigerufene Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. Als er den Puls gefühlt und die Temperatur gemessen hatte, sagte er kopfschüttelnd: „Ueber vierzig Grad; wir haben es mit einem schweren Nervenfieber zu thun. Schicken Sie die jungen Mädchen weg; ich werde sofort nach St. um eine Diaconissin telegraphieren, die wir noch heute Abend haben können.“

Gottwald sandte ein zweites Telegramm an seine Frau, die bereits am nächsten Vormittag eintraf, um sich mit der Diaconissin in die Krankenpflege zu teilen. Er selber durfte nicht bleiben; sein Amt rief ihn heim. Mit blutendem Herzen riß er sich los; alle paar Tage kam er auf einige Stunden herüber.

Elisabeth lag wochenlang in tiefer Bewußtlosigkeit und wilden Phantasien. Das kräftige Leben hatte einen heißen Kampf mit dem unheimlichen Fürsten der Finsternis zu bestehen; mehr als einmal stand sie dicht an der schwarzen Todespforte.

Wieviel Zittern und Jagen, wieviel Weinen und Flehen im engen Raum einer Krankenstube! Oft sahen sich Gottwalt und Erika mit thränenden Augen an, wenn sie hörten, wie die Kranke fast in allen Phantasiegebilden sich mit ihnen beschäftigte. Wie gern wollten sie die treueste, beste Schwester noch behalten! Aber immer schwächer wurde das glimmende Lebenslicht, immer näher kamen die Todeschatten.

Nach einer bangen Nacht, in der man jeden Augenblick den letzten Atemzug erwarten mußte, schlug Elisabeth plötzlich die Augen auf und blickte klar und verständnisvoll um sich. Ihr erster Blick fiel in die lieben Augen des Bruders, der sich besorgt über sie beugte, ihr zweiter auf Erika, die mit leisem Freudenschrei am Bett niedersank und ihre Lippen auf die Hand der Kranken drückte. Müde und lächelnd schloß Elisabeth die Augen zum erquickenden Schummer — es ging zur Besserung.

Bei sorgfamer Pflege erholte sie sich bald. Erika blieb als treue Krankenwärterin bei ihr und der junge Pfarrer mußte viele Wochen lang allein wirtschaften. An einem warmen Septembertag erchien Elisabeth, von Erika geführt, zum erstenmal wieder im Wohnzimmer. Zufrieden und behaglich schauten die großen Augen aus dem schmalen, bleichen Gesicht; das süße Gefühl der Genesung strömte ihr durch Leib und Seele. Da wagte Erika die Bitte, die sie seit Wochen mit ihrem jungen Gemahl erwogen hatte. „Wenn du uns lieb hast, Elisabeth, dann kommst du zurück nach Bernegard; wir können ja ohne dich und deine Liebe nicht fertig werden. Du fehlst uns immer und überall. Nicht wahr, du thust es? Bitte, bitte!“

Lächelnd lehnte sich Elisabeth in ihren Stuhl zurück; dann reichte sie der jungen Schwester schweigend die Hand, die Erika bewegt küßte. Ihr Widerstand war gebrochen; die zärtliche Sorge der Geschwister während der Krankheit hatte ihr gezeigt, daß ihr Leben Wert hatte für ihre Lieben. Das schmerzliche Gefühl der Einsamkeit war von ihr gewichen. —

Als der Herbst kam, siedelte sie nach Bernegard über, wo ihr das Witwenhaus eine traumliche Heimat bot. Sie war viel im Pfarrhause; aber sie hatte doch darauf bestanden, ihre eigene Häuslichkeit zu behalten. Als sie wieder völlig gesund war, bot sich ihr ein passender Wirkungskreis. Es fanden sich mehrere junge Mädchen, denen sie wissenschaftlichen Unterricht neben der Anleitung in wirtschaftlichen Dingen erteilen konnte. So blühte junges, fröhliches Leben um sie her; aber der größte Freudenquell war ihr das Pfarrhaus mit den Geschwistern.

Dem jungen Pastor gab das Glück, das er im Hause fand, stets neue Freudigkeit zum Wirken und Schaffen. Die Guten in der Gemeinde hingen mit dankbarer Liebe an ihm, und die Schlechten scheuten sein klares Auge. Seine frischen Predigten hatten an Ernst und Tiefe gewonnen, und da sie unterstützt wurden durch den Eindruck seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, nahm der Kirchenbesuch in erfreulicher Weise zu; ja, Gottwalt durfte sich gestehen, daß der Zustand der Gemeinde sich in mancher Beziehung in den letzten Jahren gebessert hatte.

Erika blickte mit freudigem Stolz auf den geliebten Mann. Sie war ihm auch in seinem Amt eine Gehülfin, aber in sehr stiller Weise. Jeden aus der Gemeinde, der ins Pfarrhaus kam, begrüßte sie mit teilnehmender Freundlichkeit, besonders für die Traurigen hatte sie allezeit liebreichen Trost. Wo sie von Krankheit oder von anderem Leid erfuhr, kam sie gern, und ihr Wesen wirkte wie Sonnenschein. Weil sie selber das Leid kennen gelernt hatte, besaß sie ein zartes Verständnis für fremden Schmerz. Zwischen der Gemeinde und der jungen Pfarrfrau hatte sich allmählich ein inniges Verhältnis gebildet; sie war der erklärte Liebling des ganzen Dorfes, und sie wußte es und freute sich darüber, ohne stolz zu sein.

Als im Pfarrhaus zu Harnegard in diesem Jahr der Christbaum brannte, spiegelten sich seine Lichter in frohen Menschenaugen. Elisabeth freute sich der wiedergekehrten Gesundheit und des Zusammenseins mit den Lieben; mit frohem Dank gegen Gott schaute Gottwalt auf sein junges Glück und Erika sah still und träumend in den Kerzenschimmer.

Ueber dem Hause schwebten Gottes Engel und behüteten Erika und ihr heimliches Glück.

XIV.

Am Sonnabend vor Jubilate kehrte Pastor Fröhlich von einem Mittagsbesuch in Berghof zurück. Nachdenklich wanderte er durch die Dorfstraße. Plötzlich wurde in einem Hause geräuschvoll ein Fenster aufgerissen. War das wirklich die alte Zemski, die mit strahlendem Gesicht herausschaute und zwischen Lachen und Weinen ihm zurief: „Herr Pastor, lieber Herr Pastor, wollen Sie wohl mal einen kleinen Augenblick reinkommen?“

Er folgte dem Ruf.

Der alten Frau liefen helle Thränen über die gefurchten Wangen; sie drückte einmal über das andere seine Hände und rief wie außer sich: „Herr Pastor, ist's möglich, ist's möglich?“

Aus dem ledernen Lehnstuhl erhob sich ein stattlicher Mann mit hübschen, wettergebräunten Zügen, der mit einer gewissen Verlegenheit auf den Geistlichen sah.

Durch Gottwalds Sinn ging eine beglückende Ahnung.

„Mutter Zemski, das ist wohl gar . . .“

„Ei, versteht sich, Herr Pastor, der Wilhelm ist's, wie er leibt und lebt! Vor zwei Stunden ist er angekommen. Ich denke, mir steht das Herz still, als er in die Stube kommt; aber ich hab ihn erkannt, ich hab ihn gleich erkannt.“

Sie trocknete mit der groben Schürze die Thränen.

Gottwalt schüttelte dem Heimgekehrten kräftig die Hand und rief ihm fröhlich zu: „Willkommen im deutschen Vaterlande!“

Dann mußte er sich setzen, um sich die Erlebnisse des Vielgereisten erzählen zu lassen. Das ging allerdings nicht so schnell, denn Wilhelm Zemski besaß wenig Redegabe; aber aus seinen abgebrochenen Berichten und den zwischen Lachen und Weinen hervorgeklohenen Bemerkungen der Mutter entnahm der Pastor doch die Hauptsache.

Der junge Mann war einst aus dem Vaterlande hinweggezogen, mit Gott, mit aller Welt und sich selbst zerfallen. Er wollte in der neuen Welt die Heimat, die ihm zuwider geworden war, vergessen. Und in der That, während der ersten Jahre des Elends und der Entbehrung war das Heimweh nicht in ihm erwacht; er hatte oft keinen anderen Gedanken gehabt als den, seinen Hunger zu stillen. Die Not hatte ihn aus den großen östlichen Städten der Union weiter nach Westen getrieben, hinein in ein abenteuerliches Leben ohne bestimmten Beruf, ohne dauernde Heimstätte. Endlich hatte er ein Stück Land erworben, mit saurer Mühe die harten Stämme gefällt und den Boden urbar gemacht. Nach Jahren heißen Ringens, wie der Europäer es nicht kennt, war sein kleines Grundstück eine blühende Farm geworden, die ihm bald zu einem gewissen Wohlstande verholfen hatte. Da hatte ihn in seinem iden Holzhaufe im fernem Kentucky die Sehnsucht nach deutscher Behaglichkeit erfaßt und mit ihr die Erinnerung an die Heimat.

Ob man dort noch seiner gedachte? Ob man ihn zu den Toten zählte? — Das Schreiben hatte er in dem harten Ringen um das Brod fast verlernt und die Muttersprache klang ihm fremd. Sollte er als ein Fremder, Ausgestoßener in den Kreis seiner einstigen Gefährten treten? Nimmermehr!

Aber endlich war die Sehnsucht zum unbezwinglichen Heimweh geworden.

„Wenn die Mutter noch lebt, wird sie mich kennen und ihre Thür nicht vor mir zuschließen,“ hatte er zu sich selbst gesagt, „wenn sie dahin ist, will ich mir ihr Grab auf dem kleinen Dorfsirchhof suchen und dann still wieder hinweggehen in die weite Welt.“

Er hatte seine Besizung gut verkauft, und so war er herübergekommen mit einem Kapital, groß genug, um hier einen Bauernhof zu kaufen und der alten Mutter einen sorgenfreien Lebensabend zu schaffen.

„Das nenne ich einen Freudentag,“ sagte Gottwald in herzlicher Mitfreude, „morgen müßt Ihr mit Eurem Sohn zu uns kommen; meine Frau wird auch gern hören, was er zu erzählen hat. Wir wollen Gott mit Euch danken; — nicht wahr, Mutter Zemski, bei Euch heißt es jetzt: Um den Abend wird es licht sein!“

Die Alte hatte ihre Hände gefaltet und erwiderte leise: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.“ —

Gottwald ging weiter. Aus dem Bienenhaufe erklang mehrstimmiger Gesang; Elisabeths junge Mädchen pflegten des Abends zu musizieren.

Seine Schwester schaute, als er vorüberging, aus dem grünumranten Fenster. Er trat einen Augenblick zu ihr und erzählte das eben Erlebte. Auch ihre guten Augen glänzten vor Freude.

Sie hatte sich von der Krankheit völlig erholt und sah blühender als je aus. Das Haar hatte man ihr damals abgeschnitten; jetzt fing es an zu wachsen und umgab in kurzen Locken das freundliche, verständige Gesicht; sie sah fast wie ein junges Mädchen aus.

„Ich war heute Nachmittag bei Erta,“ berichtete sie, „sie ist so wohl und blühend wie möglich, und euer Söhnchen gedeiht prächtig. Morgen früh komme ich wieder zu euch. Gehst du jetzt nach Hause?“

„Ich möchte, da ich einmal unterwegs bin, noch zu Wellrott herangehen. Guten Abend, Schwester.“

Frau Bertha Wellrott empfing ihn freundlich und führte ihn unangemeldet ins Wohnzimmer, wo der Hausherr im Krankenstuhl ruhte. Die Füße waren gelähmt geblieben, aber der Geist war wieder klar. Das Gesicht, schmäler und bleicher als früher, sah zufrieden, ja heiter aus, als er dem Pastor die Hand hinreckte.

„Wie geht es, mein lieber Herr Pastor? Was macht Ihre Frau, was der kleine Prinz?“

„Ich danke, es geht beiden gut. Aber wie ist's mit Ihnen? Ich freue mich, Sie in so guter Stimmung zu treffen.“

„Was hift's, zu klagen und zu murren? Ich habe gelernt, mich an dies Gebundensein zu gewöhnen. Sie wissen selbst, daß ich zuerst gegen die Bande getobt habe; jetzt sehe ich ein, daß ich's wohl nicht besser verdiene, ja daß es noch viel schlimmer sein könnte; denn daß der Kopf wieder klar ist, ist doch eine Gnade von Gott. Glaubeu Sie mir, Herr Pastor, ich bin in dieser Zeit ein anderer Mensch geworden. Nicht daß ich's mir als Verdienst anrechne. Es ist ein Leichtes, zahm zu sein und still zu liegen, wenn man lahm ist. Die Tugend ist nichts anderes als die Ehrlichkeit des Diebes, der hinter Schloß und Riegel sitzt. Aber ich weiß, daß unser Herrgott seine Hand dabei im Spiel hat und daß er mich gewaltiam vom Abgrund zurückgerissen hat, deshalb bin ich still und zufrieden.“

„Vielleicht werden Sie mit Gottes Hülfe noch einmal gesund,“ entgegnete Gottwald warm, „die Frühlingssonne hat schon oft Wunder gethan.“

Der Kranke schüttelte den Kopf.

Das Wunder ist an meinem inneren Menschen geschehen, aber die Hoffnung auf äußere Genesung ist ausgeschlossen. Ich habe Langmann aufs Gewissen gefragt; der Nest meines Lebens ist Leiden und Krüppelhaftigkeit. Aber ich bin zufrieden; ich hab's doch gut, — er streckte seiner Frau die Hand hin, — „wer solch ein Weib hat, soll Gott danken. Sie ist meine Krankenpflegerin, meine Hausfrau, mein erster Inspektor

und mein Rechnungsführer, ja, sie ist mein Seelsorger, wenn wieder Mutlosigkeit und Verzweiflung kommen wollen. Gott allein weiß, was für einen Vorrat von Liebe sie in ihrem Herzen hat.“

Er drückte warm ihre Hand.

„Nicht wahr, Bertha, wir verstehen uns?“

Sie sah ihren Mann liebevoll an; dann wandte sie sich erröthend zu Gottwald:

„Glauben Sie meinem Mann nur nicht alles! Sie wissen, daß er gern übertreibt.“

Gottwald verabschiedete sich, weil es bereits dunkelte. Die Hausfrau begleitete ihn hinaus.

„Es ist leider wahr,“ sagte sie, den Thränen, die sie in des Kranken Gegenwart tapfer zurückgehalten hatte, nicht mehr gebietend, „der Sanitätsrat giebt keine Hoffnung; auch die anderen Aerzte, die wir konsultierten, sagen dasselbe; er wird gelähmt bleiben bis an sein Ende.“

„Es ist ein schweres Kreuz; aber Ihr Gemahl trägt es wie ein Held, und es ist ihm zum Segen geworden.“

Gottwald ging langsam durch den Park zurück; hinter den lichten Birkenzweigen verglühte das Abendrot; aus der anderen Seite stieg in silberner Pracht der Vollmond empor. Sein mildes Licht zitterte auf der ruhigen Flut, in der vor Jahren das unglückliche Mädchen den Tod gesucht. Von Gottwalds Rippen kam es leise:

„Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade.“ —

Dann kam er an der kleinen Bank vorüber, wo er einst Erika weinend gefunden hatte, und über sein Gesicht flog ein glückliches Lächeln.

Durch den Frühlingsabend tönten feierlich die Abendglocken.

Drei Jahre waren vergangen, seit Gott ihn nach Fernegard rief. Er gedachte der Stimmung, die ihn damals beherrscht hatte. Auf den Flügeln jugendlicher Begeisterung war sein Glaube aufwärts geflogen; er hatte sein Haupt im goldenen Licht des Himmels baden, hatte in seligem Betonen und staunender Anbetung auf den Höhen der Verkürung verweilen wollen. Und ganz leise und allmählich, nicht durch gewaltsame Erschütterungen, sondern durch die einfachen Eindrücke des täglichen Lebens, hatte Gott ihn vom Berge der Verkürung abwärts geführt, mitten hinein in den schmerzlichen Dreiklang von Sünde, Not und Tod. Und es war gut so. Er wußte jetzt, daß der Christ nicht im Feierleide einsam im Heiligum knien soll, daß er vielmehr im Alltagsleide mitten in der Welt unter seinen Brüdern wandeln soll. Er hatte erkannt, daß das Christentum hienieden mehr ist, als seliges Ausruhen der Seele zu Gottes Füßen, mehr auch, als gläubiges Bekennen mit dem Munde, daß es gelebt sein will. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weißsagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Was hatte hier den leichtfertigen Sünder zum geduldigen Kreuzträger gemacht? Nichts anderes als langmütige, vergebende Liebe. — Was hatte in der Hütte der Witwe das arme, unter dem Fluch seufzende Weib endlich zu einem seligen Gotteskinde gemacht? Die Liebe, die stärker ist, als der Tod. — Was hatte den verlorenen Sohn auf fernem Wegen gehütet und getragen, was hatte ihn wie mit goldenen Fäden heimgezogen aus Mutterherz? Muttergebet und Mutterliebe, die viele Wasser nicht auslöschten können. — Was hatte in Elisabeths Seele das bittere Gefühl der Vereinsamung und Zurücksetzung schwinden lassen? Allein die Liebe! —

Und wenn auch noch nicht alles Dunkel gelichtet, alle Rätsel gelöst sind, hört nur die Liebe nicht auf, so muß endlich überall Licht und Klarheit kommen, hier oder dort.

Gottwalt hatte unter diesen Gedanken seinen Schritt beschleunigt und trat in den Vorgarten seines Hauses. Wieder sang im blühenden Hlieder die Nachtigall, wieder blühten die weißen Narzissen. Er durchschritt das stille Gartenzimmer und die leere Wohnstube; ganz leise öffnete er die Thür zu dem daranstoßenden Gemach.

Au der Wiege ihres schlafenden Kindes stand Erika; der laue Abendwind wehte durchs Fenster herein und umspielte sie schmeichelnd; das Mondlicht floß in Silberwellen um die jungfräuliche Gestalt.

Gottwalt blieb auf der Schwelle stehen; fast scheute er sich, störend in dies stille Heiligtum einzudringen. Aber Erika hatte seinen festen Schritt schon auf der Straße gehört und wandte sich um.

Er schloß sein Weib in die Arme.

„Ich bin lange ausgeblieben,“ sagte er fröhlich, „und ich habe dir viel zu erzählen, viel Gutes. Aber zuerst sollst du das Allerwichtigste wissen: daß ich nämlich den ganzen Tag Sehnsucht hatte nach dir und nach unserem kleinen Schatz.“

„Er ist so artig gewesen; sieh nur, wie niedlich er aussieht.“

„Das hat er von seiner Mutter.“

Sie zog behutsam den Schleier weg, und er betrachtete lächelnd das kleine Menschenleben. „Weißt du auch, Erika, daß ich jetzt gerade drei Jahre in Bernegard bin? Morgen ist Jubilate.“

„Ja, morgen werden es drei Jahre, daß ich dich zuerst in der Kirche sah,“ antwortete sie, „ich ahnte damals noch nicht, daß sich unsere Wege je begegnen würden; aber der liebe Gott hat es schon gewußt; ich war damals schon dein süßes Leben. — Drei Jahre, Gottwalt! Welch eine lange Zeit! Nicht war, es sind glückliche Jahre gewesen?“

„Besonders das letzte; — die Antwort wolltest du doch wohl hören?“ scherzte er.

„O nein, das weiß ich, ohne daß du es mir sagst.“

„Ja, Erika,“ fuhr er fort, „es waren Segensjahre; aber es sind auch ernste Lehrjahre gewesen.“

„Lehrjahre? Und jetzt hast du also ausgelernt?“

„Davor behüte mich Gott, daß ich das von mir sagte, daß ich je ein fertiger Mensch würde. Auslernen werde ich im ganzen Leben nicht. Aber ich fühle doch etwas von Lernen und Werden in mir, und mit Gottes Hülfe soll es so weiter gehen. Wenn es auch nur wenig ist, was ich gelernt habe, so darf ich doch sagen, daß ich in diesen drei Jahren weiter gekommen bin.“

„So sage mir, was du gelernt hast.“

„Manches habe ich mir abgewöhnen, manches hinzulernen müssen. Vor allem aber hat sich eins mir tief in die Seele geprägt, daß nämlich das Beste im Himmel und auf Erden die Liebe ist. Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

E n d e.





❧ Briefe aus Java. ❧



(Fortsetzung.)

Es ist wieder Ruhe eingetreten in unserem Comptoir, nur die Federn krasen gleichmäßig fort. Draußen brennt die Sonne glühend heiß und die Vögelchen zwitschern leise. Im Saal ist es, dank der Läden und der Größe des Raums, noch erträglich.

Doch bald wird die Stille unterbrochen. Ein Chinese erscheint, Koe A Long, der mit freundlichem Label (guten Tag) und dreimaligem Händeschütteln sich erst befriedigt erklärt und zur Sache übergeht. Er hat Bamborhüte oder Damar, die er liefern will. U. spricht nun des längeren mit ihm, die Herren Chinesen sind nämlich zu langen Diskussionen geneigt. Endlich zieht Herr Koe A Long ab, wieder mit Label und biederem Handschlag. Kaum ist es still, so ertönt das Signal am Telephon, es schellt. Maclaine, Watson & Co., die größte Firma am Platz, englische mehrfache Millionäre, gerade neben unserem Comptoir an, fragen wegen Fracht für Kaffee nach Fiume. U. hat geantwortet. Jetzt hat er einen Brief für Amsterdam vollendet, 6 Seiten lang; ich rufe: „Oppah!“ Der Kopieroppah erscheint. Ich sage: „sa tu lepas“ (einmal lose auf Kopierpapier, ohne im Buch). Er geht ab und kommt bald wieder mit Brief und Kopie. Jetzt lese ich den Brief durch, füge, wenn nötig, Kopien von eingelaufenen Briefen oder Telegramme bei, wie im Brief angegeben. Dann adressiere ich, frankiere und gebe Brief und Kontrollebuch an Oppah 3. Der geht damit zur Post. Unterdessen ist Hassan ben Said Bassais erschienen, ein sehr ehrlicher Araber, der uns Häute liefert. Er will einen Vorschuß von 200 fl. auf Häute, die er erst am 15. Januar zu liefern hat. U. schreibt einen Chek auf die Nied.-Ind. Excompt.-Maatschappij, womit Hassan zufrieden abzieht. Ein neues Telegramm aus Amsterdam kommt an und verschiedene Briefe. Hat der Chef noch viel zu thun, so giebt er es N. und mir zum Uebersehen. Der eine schreibt, der andere sucht die Wörter auf. Das nimmt aber einige Zeit in Anspruch. Bevor wir essen gehen, wird noch ein Antwort-Telegramm aufgesetzt, kopiert und zur Post geschickt, Briefe desgleichen. Da ist es schnell 12 Uhr geworden, und das Essen steht schon bereit. Es wird jeden Tag aus dem Hotel zum Comptoir gebracht in Blechgefäßen durch 2 halbwüchsige Jungen. Ihr könnt Euch denken, daß es meist eiskalt ist, denn vom Grand Hotel Java, wo wir jetzt schon seit dem 18. Dezember wohnen, bis zum Comptoir fährt die Dampftram beinahe $\frac{1}{2}$ Stunde. Meistens laufen die Bengel aber zu Fuß, um die 10 Ct. Tramgeld zu sparen. Natürlich gebrauchen sie dazu eine Stunde. Aber man gewöhnt sich auch daran, wenn die Reistafel nur etwas besser wäre, sie ist aber miserabel. Jeden Tag Reis mit Curry und verschiedenen herzlich schlechten scharfen Sachen. Dann scheußliches Beefsteak mit Bratkartoffeln, kaum zu genießen. Das Beste ist mittags noch der Nachtisch, bestehend aus Früchten

und Käse. Für manche Früchte schwärme ich, so besonders für Ananas, Pisang und Manga. Eine entseßliche Frucht ist der Durjan, der einen niederträchtigen Geruch hat und wie Zwiebeln und alles mögliche Eklige schmeckt. Diese Frucht ist so groß wie der Kopf eines Menschen. Sehr gut ist noch der Loo, eine Art Nisipel und Papaja, sowie eine Art Melone, so groß wie ein Kürbis, die einen sehr feinen Geschmack hat, beinahe wie Aprikosen. Zu dem Mittagmahl trinkt man ein Glas Eiswasser, für 3 Ct. bekommt man ein Pfund Eis, nicht unerschwinglich teuer. $\frac{3}{4}$ Stunden verbringt man so auf der Veranda mit Essen und Blandern. Dann wird eine Manila Nr. 4 angesteckt, die sich durch Feinheit auszeichnet, und jeder geht an seinen Platz zurück. Daß dies Arbeiten in der größten Hitze nicht ganz leicht ist, könnt Ihr Euch denken, aber es geht doch besser, als man anfangs meint. In den Mittagsstunden sind die Besuche von Europäern selten, dagegen lassen sich Chinesen und Malayen durch die Hitze nicht abschrecken. Es kommen um diese Zeit oft 5–6 Chinesen und verschiedene höhere und reiche Malayen. Heute, das ist am 5., denn die Tage her wurde ich durch einen kleinen Hauskurus von C. am Schreiben verhindert, war ein hoher Chinese da, ein Chinesen-Lieutenant, der 5000 Leute unter sich hat in seiner Sektion. Es ist das ein Titel mit Uniform, aber ohne Gehalt, eigentlich nur eine Ehrenstellung. Der Herr Jang Pit Hin kam in eleganter Equipage mit prächtigen Grauschimmeln angefahren, und benahm sich vollkommen europäisch. Er wollte mit C. ein Geschäft mit Guno Damar abschließen. Der Lieutenant hinderte ihn nicht, auch Geschäftsmann zu sein.

Gegen Mittag müssen viele Briefe geschrieben, die Kassabücher in Ordnung gebracht und Facturen ausgeschrieben werden. So ist es im Flug 5 Uhr geworden. Da erscheint noch Wynheer Dinger, ein hoher Herr, Procuratiehalter der Nied.-Ind. Ex. Raatschappij, ein schöner Mann in den besten Jahren, mit den gewinnendsten Manieren. Er kommt, um sich mit C. wegen Wechsel über Häute zu besprechen. Mit ihm muß sich jeder gut halten, da der Kredit bei der Ex. Raatschappij die erste Vorbedingung zum Florieren einer Firma ist. Außer einigen reichen, großen Häusern, meist Engländern gehörig, arbeiten die meisten Firmen hier ohne eigene große Kapitalien und sind dadurch mehr oder weniger auf den Kredit der Handelsbank angewiesen. Dieselbe kann, wenn sie Vertrauen zu dem Inhaber hat, ein Geschäft während einer Krise über Wasser halten. Leider hat sie aber in der letzten Zeit öfter schlechte Erfahrungen gemacht und Verluste erlitten und ist dadurch vorsichtiger geworden im Kreditgewähren. Der Chef geht mit Wynheer D. weg zur Handelsbank, in einer halben Stunde will er wieder da sein. Kaum ist er fort, so erscheint Radan Maladiraya, ein arabischer Schlächter, von dem wir viele Häute beziehen. N. versteht ihn nicht und ich natürlich ebenso wenig. Zum Glück haben wir aber einen halben Dolmetscher, den Oppaf Nr. 1, der etwas holländisch kann, und so gelangen wir mühsam zum Verständnis dessen, was Radan will. Ich schreibe es kurz auf, und mit Tabel und Knigen geht Radan sobat (guter Freund) wieder ab. An alle Chinesen, Araber und dergl. wird Kabada sobat adressiert. Um $\frac{1}{6}$ 6 erscheint C. wieder, und hat er nichts mehr zu schreiben, so gehen wir nach Hause. Heute war es aber wieder 6 Uhr geworden. An mail-Tagen wird es beinahe immer so spät, ja zuweilen 7 Uhr. Nun gehen die Oppasse wieder an das Werk des Schließens. Der Saal ist bereits wieder in tiefes Dunkel gehüllt. Wir klimmen abwärts, das Thor I schließt sich hinter uns und darauf auch Nr. II, das durch Eisenstangen und großes Schloß besonders gut verwahrt wird. Die Schlüssel, hübsch in Leinwandtaschen, nimmt einer von uns aus den Händen von Oppaf I entgegen. Darin wechseln wir ab, des Tragens wegen, sie sind nämlich nicht allzu zierlich klein. Die Oppasse machen ihre Verbeugung und gehen links ab, wir rechts. Zwei Minuten und wir sind an der Endstation der Tram. Mit einer Abonnementskarte, gültig für 1 Monat à 7 fl. 50 Ct., können wir sie benutzen, so oft wir wollen, noch dazu 1. Klasse. Man hat noch 2. Klasse und extra 2. Klasse für Inländer, die unserer 3. Klasse gleich kommt. Der „Java-Bode“ verkürzt angenehm die halbstündige Fahrt.

Um $\frac{1}{2}$ 7 sind wir daheim, nach beinahe 10stündiger Abwesenheit. Dies ein Tag im Comptoir in Indien.

Das Grand-Hotel Java, unser jetziges Zuhause, war bis vor wenig Jahren der erste Gasthof in Batavia, jetzt ist Hotel des Indes das beste. Wir haben aber in der linken Seitengallerie recht hübsche Zimmer und, wie gesagt, zum halben Preis. R. und ich wohnen zusammen. Die Betten sind gut, die Kamboos moskitodicht, mehr braucht man nicht hier zu Lande, denn wenn man zu Hause ist, so ist das ja nicht für lange, und man sitzt doch stets draußen in der Galerie. Vor jedem Zimmer stehen ein Marmortischchen und zwei sehr bequeme Schlummerstühle. Hier nimmt man morgens, sobald man aufgestanden, seinen Kaffee und mittags, besser abends seinen Thee. Wir nehmen letzteren, vom Comptoir zurückgekehrt, meistens vor den Zimmern des Chefs ein, wo wir von C.'s Frau bedient werden.

Meistens giebt sie uns hierbei noch kleine Leckerbissen, Früchte, Biskuits u. dgl. Es ist das eine sehr gemüthliche Zeit bis zum Essen um 8 Uhr. Gewöhnlich machen wir es uns bequem, d. h. ziehen Kabayas und Schlaphosen an. Um diese Zeit sitzt jeder in dieser äußerst bequemen Tracht. Zuweilen fahre ich auch wohl ein Stündchen Velociped bis zum Essen. Es ist dies ein vorzügliches Mittel, um die Müdigkeit los zu werden, die man meist von der Stadt mitbringt. Frau B. ist wirklich sehr gut für uns, und habe ich sie sehr schätzen gelernt. Sie ist natürlich sehr glücklich, wieder in der Heimat zu sein, wenn sie es auch tief schmerzlich empfindet, ihre drei kleinen Kinder in Europa zurückgelassen zu haben. Am Sylvesterabend weinte sie bitterlich, als sie einen Brief von ihrer Schwiegermutter mit Berichten über die Kinder bekam. Ich schäme mich nicht, einzugehen, daß mir die Augen auch feucht wurden, als ich die Briefe aus der geliebten Heimat las.

Um 8 Uhr ertönt zum zweitenmal die Tischglocke und man giebt sich in den Speisesaal, hier eine große offene, aber überdeckte Veranda. Eine sehr lange Tafel, an der 60 Menschen Platz haben, sieht einladend genug aus mit ihren hohen, silbernen Aufsätzen und ihrem frischen Blumenschmuck. Das Essen am Abend ist auch recht gut, ganz europäisch, nur das Fleisch recht zäh, eine Eigenheit von Indien. Fünf Gänge und Dessert ist das gewöhnliche, an Sonntagen noch ein Gericht mehr. Bei dem Souper erscheint man europäisch gekleidet, zur Reistafel der Mehrzahl nach in indischem Kostüm, wie ich Sonntags zu sehen Gelegenheit hatte. Nach dem Essen gehen wir noch etwas auf die Straße bummeln, ohne Hut, gerade wie wir von Tisch aufgestanden, oder wir sitzen auf der allgemeinen Vorgalerie, die nach der Straße zu liegt. Hier hat man Tische mit allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften und bequeme Schankelstühle. Wir lesen dann oder spielen auch wohl eine Partie Whist. Außer den Passanten, die nur ein paar Tage hier verweilen, und die dann mit dem Schiff nach irgend einem Küstenplatz oder Australien weiter gehen, sind eben die verschiedensten Leute hier im Hotel. Da sind drei Controleure, ein Ingenieur mit Frau, mehrere Kaufleute, ein Assistent-Resident — ein hoher Herr — mit Familie, zwei Offiziere und einige Engländer irgend welchen Berufs. Zum Schluß noch ein greuliches junges Ehepaar, der allgemeine Schrecken der übrigen Gesellschaft.

Da ich bei den Schrecken angelangt bin, will ich noch etwas dabei stehen bleiben. Neulich Nacht, etwa vor 5 Tagen, und wiederum gestern Nacht wurde ich durch den Tong-Tong aufgeweckt. Es ist dies ein ausgehöhltes Holz, das zum Alarmiren geschlagen wird, wenn Feuer ausgebrochen oder ein Raub oder Mord stattgefunden hat. Diese hohlen Baumstämme, das ist eigentlich die richtige Bezeichnung dafür, sind in kleinen steinernen Wachthäuschen angebracht, worin stets ein Eingeborener Wache hält. Ist nun Feuer ausgebrochen oder ein Mord verübt worden, so schlägt der erste, der davon hört, den Tong-Tong. Alle 500 Meter ist solches Wacht haus errichtet. Der Ton ist weithin vernehmbar und werden die anderen Wachtposten dadurch schnell benachrichtigt und machen nun auch Musik. Für Feueralarm haben sie ebenso ihr

bestimmtes Signal wie für Mord u. Für letzteren sind es drei lange Schläge und dann drei kurz aufeinanderfolgende. Das erste Mal wußte ich nicht, was es sei, doch gestern war mir gleich klar, es ist jemand ermordet worden. Es ist ein schauriger Ton, der unheimlich durch die Nacht klingt. Still ist eine indische Nacht ja nie, dafür sorgen die Frösche im Kalle, einem trüben, gelben Wasser, das sich durch ganz Batavia zieht und wonach die meisten Hauptstraßen benannt sind. Ferner die Grillen, die furchtbar lärmten, und noch eine Unmenge von anderen kleinen Insekten, von denen man gar nicht weiß, wo sie sitzen und wie sie aussehen. Es ist ein tausendstimmiges Konzert, ganz eigenartig, aber keineswegs unangenehm.

Der Tong-Tong muß so lange geschlagen werden, bis das Feuer gelöscht ist, oder der Dieb oder Mörder erwischt ist. Das dauert natürlich manchmal die ganze Nacht durch. Uebrigens ist die schwarze Polizei recht gut und energisch. Nach einer Stunde verstummten gestern Nacht bereits die Tong-Tongs. Man hatte den Mörder oder Räuber schon gefangen. Wie ich heute im Java-Boden las, war es nicht bloß ein Räuber, sondern eine ganze Bande von sechs Kerlen. Sie waren bei einem vermögenden Inländer, der zugleich Distriktsaufseher in seinem Kampong, d. i. Stadtteil der Eingeborenen, ist, eingebrochen, um einen Diebstahl auszuführen. Der Sohn des Inländers wurde wach, schrie um Hülfe und wurde deshalb von einem der Tausel niedergestochen. Drei von der Bande hatte man aber nach einer Stunde in Sicherheit. Zur Zeit ist hier viel Räuber-, beziehungsweise Diebsgefinde! Das Regenwetter mit den dunklen Nächten ist sehr günstig dafür. Gestern Nacht war besonders scheußliches Wetter, es goß in Strömen und war stockfinster. Als ich aufwachte, schrie auch noch ein fliegender Hund so kläglich, daß mir ganz unheimlich zu Mute ward, obgleich ich mich sehr sicher fühlte.

Um von der Tierwelt noch etwas zu sagen, will ich zuerst mitteilen, daß man sich davon viel zu übertriebene Vorstellungen macht. Bis jetzt habe ich weder eine Schlange gesehen, was ja auch in der Stadt nicht gut möglich ist, noch einen Skorpion oder gar Tausendfüßler, bekanntlich das gefährlichste Insekt hier zu Lande. Titjaks, die schon früher erwähnten neblischen kleinen Eidechsen, kann man dagegen in Menge sehen. Sie sitzen an den Außenwänden der Häuser und fangen alle Fliegen und Moskito's weg, sind also durchaus nützliche Tiere. In den Zimmern sind sie selten, heute Abend ist das erste bei uns in der Stube, was ich übrigens ganz gemächlich finde. Ihr kennt ja meine Vorliebe für Eidechsen aus der Knabenzeit. Sonst habe ich, außer Moskito's, die ich leider auch schon gefühlt, keine „wilden“ Tiere gesehen. Wohl einige Schwimmtäfer, die abends nach dem Licht kommen, fliegende Ameisen, die in hellen Haufen die Lampe umschwirren, weiter aber nicht lästig sind, und eine Menge der verschiedenartigsten kleineren und größeren Käfer und Fliegen. Die kleinen Eidechsen schreien übrigens auch; der Name Titjak paßt vorzüglich, denn beinahe ebenso klingt ihr Gefang. Eine Sorte von Tieren will ich nun noch erwähnen, die eine gewisse Lokalität, die „beste Kaamer“, wie der Holländer sagt, zum Ort des Schreckens machen. Es ist eine etwas heikle Sache damit, doch der Wissenschaft halber will ich sie nicht unerwähnt lassen, und müßt Ihr mich schon entschuldigen. Wenn man besagte beste Kaamer des Abends aufsucht, so erlebt man häßliche Austritte, so daß man möglichst schnell wieder entteit. Da giebt es nämlich Katerlaken, schwarze Gefellen, so groß wie mein Daumen, die ihrem schmutzigen Handwerk bei Nacht nachgehen. Ueberall kommen sie hervor und verschwinden blitzschnell, wie sie kamen. Mit der Bequemlichkeit ist es unter solchen Umständen schlecht bestellt; man flieht, sobald es geht.

Die Luft ist meistens in der Frühe schon sehr drückend, doch das Bad mit Dusche ist herrlich erfrischend und stärkt mich für die Arbeit des Tages. Im ganzen ist ja eben eine angenehme Zeit für Indien, die Regenperiode, der indische Winter. Der Regen ist manchmal einem Wollenbruch gleich, solchen Regen kennt man in Europa gar nicht. So schnell, wie er gekommen, ist er aber auch vorbei. Alle halben Stunden kommt ein solcher Schutt, man merkt auf dem Comptoir aber wenig davon.

Einen Ball- und Kollschlittschuh-Abend in der Harmonia, den ich neulich erlebt, will ich noch kurz schildern. Im Lesesaal, der ganz ausgeräumt war, wurde getanz, daneben im Hauptsaal wurde Kollschlittschuh gelaufen. Die Säle sind alle nur durch Säulen getrennt, der Boden ist Marmor. Sehr hübsche Gesichter und Toiletten sah man, die Herren sind auch im Ballanzug oder doch wenigstens dunkel gekleidet. Für gewöhnlich geht ja sonst alles in weißen, leichten Sachen. Manche von den Damen und Herren tanzen einen oder zwei Walzer und laufen dann zur Abwechslung mal Kollschlittschuh. Wer es der Hitze halber vorzieht, nichts von beidem zu thun, sitzt gemüthlich im Garten, sieht zu und lauscht der sehr guten Musik. Der Scherz geht um 8 Uhr an und dauert bis 2 Uhr nachts. —

Jetzt ist es aber auch schon sehr spät, 12 Uhr nachts, und da ich für morgen zur Arbeit frisch sein muß, sage ich Euch Lebewohl.

Soerabaya, 25. Januar 1893.

Seit gestern ist nun Soerabaya mein Aufenthaltsort geworden, den ich hoffentlich nicht sobald wieder mit Batavia vertauschen muß. Mein letzter Brief vom 1. — 6. Januar sagte Euch, daß ich noch länger dort zurückbleiben werde. Das hat sich aber alles plötzlich geändert. Herr N., der Proturist, wurde nämlich bald darauf krank, bekam starkes Fieber und sollte deshalb auf die Berge ins Bovenland geschickt werden. Alles war schon bereit, sein Bruder, der Assistent-Resident in Tjiamis, benachrichtigt, da konstatierte Dr. Godefroi, daß es ein typhöses Fieber, der sogenannte javanische Typhus sei und an Transport nicht zu denken wäre. Der Typhus tritt hier sehr selten auf und dann nicht in der heftigen Weise wie in Europa. N. soll nun in der ärztlichen Behandlung von Dr. Godefroi bleiben, bis er einigermaßen hergestellt ist, was wohl noch einen Monat dauern wird. Sechs Tage lang nahm der Arme nichts als Wein und Cognac und sah daher auch schrecklich eingefallen aus und war ganz von Kräften, Für G. ist die Krankheit des Proturisten natürlich sehr störend, denn er kann dadurch nicht von Batavia abkommen, da er bis jetzt nur noch einen Employé dort hat. Er telegraphierte deshalb vorige Woche seinem Bruder hier wieder ab und meldete dafür meine Ankunft in Soerabaya an. Sonntag früh dampfte ich mit dem französischen Schiff Godavery von Batavia nach Samarang ab. Nach sehr angenehmer Fahrt, mit nur 5 Passagieren und vorzüglicher Verpflegung, langten wir um 3 Uhr nachts in Samarang an, d. h. noch eine halbe Stunde davon ab. Das Landen ist bei Samarang äußerst gefährlich, sobald das Wetter nicht ganz gut ist. Montag Morgen nun war es beinahe ganz windstill und dennoch die See sehr unruhig. Das kleine Dampfboot, das uns ans Land bringen sollte, blieb in einem Abstand von 800 Meter liegen und machte keine Anstalten, uns abzuholen. Unser Kapitän war wütend, denn er behauptete, Gefahr für ein so großes Boot sei nicht vorhanden. Endlich setzte er denn ein Boot ans und bat uns ruhig einzusteigen und auf den Dampfer zu gehen. Wir möchten dann den Kapitän desselben bewegen, an den Godavery anzulegen, um das Gepäck und die Mail anzunehmen. Bis wir glücklich im Boot waren, dauerte es mehrere Minuten lang, denn das Einsteigen war keine Kleinigkeit und dabei recht gefährlich. Das Boot war bald in der Höhe, bald wurde es in die Tiefe hinabgerissen, so hoch gingen die Wellen. Man mußte seinen Sprung daher gut abmessen, für mich, der ich als letzter zum Springen kam, noch besonders schwierig, weil beinahe kein Platz mehr vorhanden war, wohin man springen konnte. Glücklicherweise kam ich aber noch heil hinein und fiel dabei nur auf einen schwarzen Matrosen. Die Fahrt nach dem kleinen Dampfer war keineswegs lieblich, denn man dachte sich jeden Augenblick im tiefen Meer versinken zu sehen. Aber endlich langten wir glücklich am Dampfboot an und hatten nun auch hier wieder Schwierigkeiten, an Bord zu kommen. Die kleine Leiter war nicht zu erreichen, so schnell stog das Boot in die Höhe und in die Tiefe, und ganz allmählich nur kam

einer nach dem andern an Bord. Ein dicker Familienvater gab hierbei eine prächtige Figur für humoristische Blätter ab, wie er in seiner Herzensangst mit verzerrtem und vor Schrecken schweißtriefendem Gesicht stets den Anfaß nahm, um die Leiter zu erfassen, aber nie zur Ausführung gelangte. Noch heute wäre es ihm wohl nicht gelungen, wenn nicht zwei von uns, bereits an Bord, und die beiden anderen im Boot nachgeholfen hätten, indem wir ihn, als das Boot wieder hoch kam, schoben und zogen. Halbtot sank er auf eine dreibeinige Bank und kam so unerwartet auf Deck zu sitzen, was das Bild vollendet komisch machte. Nun fing die Ueberleitung des Kapitäns an, aber all unsere Bitten und Beschwörungen gingen ansatzlos an ihm vorüber. Er schlug alle unsere Vernunftgründe ab mit den Worten: „Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen; mein Schiff nicht mutwillig preisgeben.“ Man konnte es übrigens dem Mann nicht einmal übel nehmen, er war in einer süßlichen Lage und hatte eine zu große Verantwortung, zumal er nun auch uns noch an Bord hatte. Endlich aber ließ er sich doch noch bewegen, und langsam nahmen wir unseren Lauf auf den Godavery. Bis wir glücklich zur Seite desselben lagen, vergingen noch lange, bange Augenblicke für uns alle. Es war ein sehr unbehagliches Gefühl, zu denken, daß unser Boot jeden Moment am Godavery zerschellen konnte. Aber gottlob ging alles gut, und nur der Kadlaffen brach zuguterlekt, da der Stoß zu heftig gewesen. Jetzt ging das Ab- und Wiederausladen des Gepäcks schnell, wenn auch durchaus nicht mühelos von statten, denn unser Dampfboot tanzte noch ganz gehdrig auf den Wellen. Als glücklich alles an Bord der Dampftriebe, steuerten wir unter den Glückwünschen des Kommandanten und der Offiziere des Godavery auf Samarang. Wir kamen kurz vor dem eigentlichen Hafen an dem Brack eines großen englischen Paketbootes vorbei, das in der Nacht endlich gesunken war, nachdem es 5 volle Tage gebrannt hatte. Es war ganz mit Holz und Wachslicht geladen; zum Glück ist alles gut verschifert gewesen. Jetzt sah man nur noch die Masten aus dem Wasser ragen und verkohlte Balken und Holzteile herumschwimmen. Im Hafen angelangt, nahm uns gleich der Schnellzug nach Soerabaya auf. Es war unterdessen $\frac{1}{8}$ Uhr geworden, um 8 Uhr ging es von dem Hauptbahnhof Samarang ab. Um 6 Uhr abends ist man mit diesem Zug schon in Soerabaya. Ein ausgezeichnete Zug, aber auch der einzige, der pro Tag nach Soerabaya geht. Wohlgenut sah ich im Coupé und sah mit Vergnügen die schöne, oft wilde Gegend in der herrlichen Beleuchtung eines indischen Morgens an meinen Blicken überschweifen. In Solo, einer großen Station, kamen wir um 11 Uhr an. Da etwas Aufenthalt, benutzte ich die Gelegenheit, etwas für meinen nüchternen Magen zu thun. Während ich noch dabei bin, ertönt das Signal zum Einsteigen in Form von Zuklappen der Compéthären. Ich eile zurück und werde von einem neuen Schaffner uns Willen erucht, welches er richtig befindet. Wir dampfen weiter und passieren verschiedene Stationen, und ich wundere mich, daß der Zug, der doch ein Expres sein soll, überall hält. Sobald der Braune erscheint, frage ich ihn, ob ich doch nach Soerabaya richtig bin? Da reißt der Mund und Nase auf und sagt dann, ich hätte ja natürlich in Solo aufsteigen müssen, dieser Zug gehe nach Tjitjap. Ich war starr! Mein Schimpfen über seine Nachlässigkeit in der Billettwidieren half nichts mehr. Auf seinen Rat fuhr ich noch bis Djohakarta mit, wo wir um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr anlangten. Dies ist ein lebhafter großer Ort, wo der Eisenbahnverkehr sehr stark ist. Hier löste ich mir ein Billet nach Solo und fuhr 20 Minuten später wieder dahin zurück. Nun wüßte ich auch, warum hier so herrliche Berge und prächtvolle Landschaften zu sehen gewesen, während mir U. gesagt hatte, daß die Strecke von Solo nach Soerabaya alles Reizes entbehre. Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr war ich wieder in Solo und stieg dort sofort in den Zug nach Soerabaya ein. Das war ein furchtbarer Bummelzug; erst um 6 Uhr langte ich in Madiven an, $\frac{1}{2}$ des Weges nach Soerabaya. Weiter konnte ich heute nicht mehr, telegraphierte also mein Unglück an die Vettern nach Soerabaya und stieg dann in den eleganten Wagen des Spaar-Hotel. Dort fand ich alles ausgezeichnet, viel besser als im Java-

Hotel in Batavia. Die Abendluft in Madiden war herrlich erfrischend und ich mithin soweit ganz befriedigt. Nach all den erlittenen Strapazen schließ ich ganz vorzüglich bis $\frac{1}{8}$ Uhr. Am schönen, frischen Morgen erschien mir meine Lage noch weniger unangenehm. Nach Bad und Frühstück wanderte ich durch Madiden, das klein, aber sehr schön ist. Einige Exemplare von Tamarindenbäumen sah ich hier, die geradezu prachtvoll waren. Die Stämme wohl 4 Meter im Durchmesser, mit einer erstaunlichen Blätterfülle und langen Flechten, bis zum Boden herabhängend, wie ich es wohl schon auf Bildern gesehen hatte. Der Fluß, an dem der Ort gelegen ist, bildet viele kleine Wasserfälle, die silberglänzend oder in allen Regenbogenfarben strahlend aus dem Dunkel der herrlichen Bäume hervorlugten. Eine Brücke, die kürzlich erst vollendet worden, gestattet den Ausblick auf den tosenden Fluß und die nicht allzu fernem unendlichen Berge. Eine entzückende Aussicht, die mir die Sehnsucht erweckte, länger hier weilen und das Gebirge mehr in der Nähe sehen zu können. Ohne müde zu werden, wanderte ich immer weiter und weiter, bis mir die liebe indische Sonne endlich Einhalt gebot. Mit einem schönen madidenesischen dos à dos mit feurigem Zweigespann fuhr ich zum Hotel zurück. Wenn Ihr das lest, wird Euch mein schnelles Zurechtfinden in Madiden wohl etwas seltsam vorkommen. Ich war selbst erstaunt über mich, als ich so aufs Geratewohl in dem Kompongs und im Wald herumtrieb, nur lauter braunen Gesichtern oder gelben Chinesenfräken begegnend. Im ganzen sind hier die Eingeborenen wohlhabend, man sieht sie viel zu Pferd, selbst die Frauen. Auch findet man hier einige Häuser, wie sie sonst nur auf Sumatra vorkommen sollen, mit spitzen und gekrümmten Dächern, und das ganze Haus wunderbar bemalt. Weinahe jedes derselben hat hier seinen schönen Garten, mit Palmen, Bananen und Tamarindenbäumen bewachsen. Die Tracht der Eingeborenen ist hier auch viel reicher und schöner, als in Batavia und Soerabaya. Obgleich ich noch wenig malayisch sprechen kann, habe ich mich sehr gut mit den Kellnern im Hotel verstanden. Der Besitzer desselben ist Holländer, die ganze Bedienung besteht aber aus Malayen. Nach vorzüglicher Meistafel brachte mich der elegante Viktoria wieder zur Bahn, wo ich um $12\frac{3}{4}$ Uhr den Schnellzug bestieg. Bis 6 Uhr regnete es in Strömen; als ich aber nun in Soerabaya anlangte, lachte wieder blauer Himmel über mir. Am Bahnhof waren die drei Bettern B., die ich nach den Bildern bald erkannt hatte. Sie empfingen mich ungemein herzlich, und nach kurzer Zeit süßte ich mich schon jahrelang mit ihnen bekannt.

Soerabaya macht sofort einen gemüthlicheren Eindruck als Batavia und ist bei weitem lebhafter. Schon das Getreibe am Bahnhof, die Menge von schönen Wagen, keine dos à dos, ist fast europäisch. Ueber das nette, behagliche Haus der Bettern war ich auch gleich entzückt, sie verstehen es offenbar, sich das Leben in Indien gemüthlich und bequem zu gestalten. E. hatte seine Brüder gebeten, mich wenigstens vorerst bei sich aufzunehmen, aber sie würden geradezu beleidigt sein, wäre ich in ein Hotel gegangen. Wer ist natürlich froher als ich, dem ungemüthlichen Gasthosleben entronnen zu sein. Meine Stube ist groß und hell, mein Bett sehr gut, das Essen für Indien beinahe intullich, also was könnte ich, neben der Annehmlichkeit des Zusammenlebens mit Verwandten, noch mehr verlangen! Uebrigens bleiben wir nur noch bis zum 1. Februar hier wohnen, dann ziehen wir einige Häuser weiter, wo die Zimmer zwar nicht ganz so groß sind, dafür aber noch billiger. In der neuen Wohnung zahlt jeder von uns nur 50 fl. = 85 Mark im Monat für Wohnung und Essen, alles einbezogen. Es ist das außerordentlich billig und wäre ich thöricht, nicht zuzugreifen. Das neue Haus gehört einer hier geborenen europäischen Familie, die im Hauptgebäude wohnt. Ganz getrennt davon sind unsere Pavillons, sehr schöne Gebäude mit Galerie und Veranda.

Morgens um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr stehen wir gewöhnlich auf, baden und frühstücken und gehen dann jeder, sein Geschäft aufzusuchen. R., der jüngste, umß am frühesten weg, oft schon um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr. Er fährt meist mit seinem niedlichen Dogcart und einem

tüchtigen braunen Pony zur Fabrik. Er hat eine gute Stellung als erster Werkführer, einen monatlichen Gehalt von 250 fl. — 425 Mark und einen Anteil am Gewinn. Gewiß schön für einen jungen Mann von 23 Jahren. Ed. ist augenblicklicher Prokurator-Gatter unserer Firma hier und ich sein Employé. Eben haben wir noch wenig zu thun, da die Zeit momentan flau für die Geschäfte ist. Hier in Soerabaya ist der Handel aber viel bedeutender, als in Batavia. Dieses geht Jahr für Jahr mehr zurück. Sobald E. ganz hier sein wird, schließen wir natürlich ganz andere Geschäfte ab, jetzt beschränken wir uns meist auf den Ankauf von Häuten und Leguanenfellen und Kaffeehandel.

Soerabaya bietet in seinem Firmenteil ein sehr interessantes, buntes Bild. Jede Sorte von Wagen sieht man da vertreten, vom zweirädrigen Karren bis zum elegantesten Landauer. Zwischen und neben den Fahrzeugen bewegen sich Verkäufer der verschiedensten Art. Da hat man Fischhändler, die ihre Waren durch einen ganz eigentümlichen hohen Rehton anpreisen, Früchteverkäufer, Chinesen mit Kabayas, Strümpfen, Fächern, Cigarren etc., kurz mit einer Menge von Gegenständen, die durch einen Koeli (Malayen) künstlich getragen werden. Der Eigentümer beschränkt seine Thätigkeit auf das Drehen einer kleinen Blechtrommel, um auf seine Ware aufmerksam zu machen. Da sieht man Europäer zu Fuß und im Wagen, die einen tropisch gekleidet, die anderen europäisch, städtisch; Araber und Chinesen im bunten Gewimmel, die Himmelsöhne sich untereinander durch die Farbe ihres Popses unterscheidend. Mit roter Seide zu flechten ist der Pops des besseren Chinesen, der einen größeren Tolo (Laden) hat oder doch gute Geschäfte macht. Schwarze Seide gebraucht die übrige Chinesenwelt, die hier meistens aus Hausierern und Wirtleuten besteht. Da sieht man im Gewühl einen weißen Pops flattern; der arme Besitzer hat einen Verlust in seiner Familie zu markieren und zwar einen ganz frischen. Nun müssen wir noch einen Pops haben, um das Trio zum Quartett zu ergänzen. Da haben wir den Vertreter der Klasse der himmelblauen Pöps, einen behäbigen, selbstbewußten Chinesen. Der hat den erlittenen Verlust beinahe überwunden, er wird nächstens wohl wieder zum Rot der Liebe übergehen, denn acht Wochen in Weiß und dann noch Blau nachgetragen, thut der Chinesentrene Genüge. Von der kleinen Popschwäche abgesehen, tragen die Chinesen sehr praktische Kleidung. Eine weiße Kabaya für zwei berechnet und ein Paar sackweite Pantalons in schwarzer Halbseide oder auch in Weiß umhüllen die gelben Chinesenteiber. Die Tracht der Araber ist prunkvoller. Ueber weißer Unterjacke prangt eine zweite Jacke in den grellsten Farben, hellrot, lauariengelb oder modersfarben, die offen getragen wird. Auf dem Kopf kleine runde Kappen, ähnlich den Cerevisiäppchen unserer deutschen Mufensöhne, die aber gerade sitzen und nicht schweben. Für diese Kopfbedeckung ist auch Weiß bevorzugt mit reicher Goldstickerei, sie steht den schönen braunen Gesichtern meist sehr gut. Der Araber trägt den Sarong, die Hausracht der europäischen Frauen in Indien, in verschiedenen Farben und Mustern. Sandalen, mehr oder minder kostbar, vervollständigen die arabische Kleidung. Die Tracht der besseren Malayen oder Javanen ist ähnlich der arabischen, die Kopfbedeckung besteht meistens aus einem künstlich gewundenen Tuch. Sandalen sieht man selten bei ihnen, sie ziehen es vor, barfuß zu laufen. Auch fehlen die bunten Jacken, die durch bescheidenerer weiße ersetzt werden. Alle diese verschiedenen Gesichter und Gestalten in den mannigfaltigsten Trachten bewegen sich bunt durcheinander, die Mitte der Straße den Wagen und Karren frei lassend. Die Lenker dieser verschiedenen Fahrzeuge haben hier eine große Übung im Knallen der langen Peitschen. Ein Tierschutzverein wäre mitunter auch sehr am Platz, denn die Tiere werden hier oft empörend mißhandelt. Am Kalle (Fluß), längs dessen die Firmen liegen, herrscht das regste Leben. Dort liegen die Praamu-Schiffe oder besser Rähne, um die Waren aufzunehmen und zu den großen Schiffen nach dem Hasen zu bringen. Man hat mehrere Praamu-Vereinigungen, deren größte die Nield. Ind. Praamu ist. Sie besorgt den Firmen die nötige Anzahl von Praamuen und sorgt für das recht-

zeitige Einladen ins Schiff. Die Brauw-Kähne sind ungefähr in der Größe kleiner Segelschiffe auf dem Rhein.

Auf denselben herrscht eben ein reges Leben, Kaelis bringen Risten und Säcke aus den Lagerhäusern zum Kalle, und dort sind andere braune Gefellen mit dem Einladen beschäftigt. Alles geht unter Aufsicht der Mandors oder eines Employé der Firmen sehr schnell vor sich, aber unter stetem Gesang und Geschrei. Im ganzen sind hier die Comptoirlokale nicht so groß und schön, wie in Batavia, aber trotzdem bedeutend teurer. Unser „Kantoor“ liegt in der Werkstraat, etwas entfernt von den übrigen Firmen, doch werden wir demnächst in die Chinesische Voorstraat übersiedeln, wo sich der meiste Verkehr konzentriert. Für die Felle ist der Hof hinter dem Kantoor sehr praktisch, er ist cementiert und so trefflich für das Trocknen derselben geeignet, nachdem sie in Arsenikwasser vergiftet sind, damit keine Würmer hineinkommen.

Mit Sehnsucht sehe ich Briefen aus der Heimat entgegen, bis jetzt erhielt ich deren erst zwei, offenbar müssen welche verloren gegangen sein. Bis Februar schweige ich jetzt. Lebt wohl und denkt ohne Sorgen an mich, denn bis jetzt geht es mir gottlob, sehr gut.

Soerabaya, 6. März 1893.

Mein Leben geht hier gleichmäßig seinen Gang mit sehr wenig Abwechslung, aber gerade durch die Eintönigkeit vergeht mir die Zeit wie im Fluge, schon ist es März geworden und mir kommt es vor, als sei ich erst wenige Wochen in Indien. Den Sonntag lerne ich jetzt wieder recht würdigen, wenn ich so sechs Tage auf dem Kantoor gefessen und streng gearbeitet habe. In der Kirche bin ich trotzdem noch nicht gewesen; die holländischen Prediger, die ich übrigens auch wohl noch nicht sehr gut verstehen würde, sollen recht mittelmäßig sein, und außerdem ist die Kirche dreiviertel Stunden von unserem Haus entfernt. — Die letzten Tage hatten wir besonders viel zu thun, drei Tage hintereinander kamen wir erst um 7 Uhr nach Haus. Der Chef sitzt leider noch immer in Batavia mit nur einem Employé, einem Herrn F. Der arme N. ist seit ein paar Tagen in die Berge nach Soelaboemi geschickt worden, um wieder zu Kräften zu kommen. So lange N. noch nicht thätig sein kann, muß C. in Batavia bleiben, obgleich sich der Hauptverkehr und Handel, wie schon früher erwähnt, hier konzentriert. Zum Glück können wir bis jetzt sehr zufrieden sein mit dem Gang der Geschäfte, die gar nicht günstiger sein könnten. Dieses feste Arbeiten ist mir eine Wohlthat, weil es mir über das Heimweh hinweghilft, und bin ich um so glücklicher, je mehr es zu thun giebt.

Ihr klagt über den strengen Winter mit seiner lang anhaltenden Kälte, bei uns ist es natürlich umgekehrt; am Tag große Hitze und nachmittags wochenlang furchtbarer Regen. Mir ist das besonders schmerzlich, da ich auf die Weise nicht so viel Rad fahren kann, wie ich möchte. Ganz früh um 6 und abends nach dem Kantoor fahre ich bei gutem Wetter regelmäßig. Besonders gegen Abend kann es hier herrlich sein, die Luft ist dann wunderbar frisch, so daß man förmlich auflebt nach der Hitze des Tages. Da mache ich manchmal weite Wege auf meinem Safety und hänge dabei allen möglichen Gedanken nach. Bei Euch in der lieben Heimat bleiben sie besonders lange stehen, das könnt Ihr Euch wohl lebhaft denken. So ein indischer Abend ist aber auch wohl geeignet zum Träumen, namentlich wenn man erst die Stadt mit ihrem Menschengewühl hinter sich hat. Da ist es so heimlich still, nur die Tierwelt ist lebendig auf und über dem Erdboden. Neben mir treibt der Kalle leise rauschend seine trüben Wasser ins unendliche Meer, und hinter einer Palmengruppe steigt der liebe Mond empor. Der scheint auch hier ebenso herrlich, wie in der fernern Heimat, zu der meine sehnsuchtsvollen Gedanken schweifen. Alles ist silbern übergossen, ganz langsam fahre

ich dahin und träume ins Endlose, bis mich ein Stein unfaßt im Sattel hopen läßt und in die Wirklichkeit zurückruft. Auf meinem Rad habe ich Soerabaya und seine Umgegend schon ziemlich kennen gelernt und dabei gefunden, daß auch eine indische Handelsstadt ihre Schönheiten haben kann. Ein Gefühl der Einsamkeit kann ich indessen doch jetzt oft nicht los werden, mit der Zeit muß es aber ganz gut gehen.

Wie habe ich Freitag und Sonnabend vergangener Woche gewünscht, Euch alle hier zu haben, um das interessante Tjap-Go-Mé-Fest der Chinesen mit ansehen zu können. Am 3. März, 15 Tage nach dem chinesischen Neujahr (17. Februar), feiern die Chinesen dies ihr nächst dem Neujahrstag höchstes Fest. Dasselbe ist der Beschluß der 15 Tage, die eigentlich ein Fest bilden. Im Tjap-Go-Mé tummeln sich die Jopsträger noch einmal tüchtig aus. Der Zug, den sie veranstalteten, war ganz großartig, alles echt chinesisch, wobei besonders ein Höllenspektakel nötig ist. Könnte ich Euch den Zug nur ordentlich schildern, aber dazu war zu viel zu sehen. Kein Bild tieß sich vollkommen festhalten; kaum hatte man eins richtig erfaßt, so war das zweite schon halb vorübergegangen. Natürlich hatte jede Gruppe, jede Figur und jede Musik ihre besondere Bedeutung, die mir aber leider keiner der Leitern anlegen konnte. Am ersten Tag geht der Zug durch die Stadt und außerhalb herum, den zweiten Tag bewegt er sich nur in der unteren Stadt. An der Spitze des Zuges geht echt chinesische Musik, aus Pfeifen und Blechgangs bestehend. Musik kann man übrigens diesen Höllentärm kaum nennen, derselbe wird auch hauptsächlich deshalb angestimmt, um die bösen Geister zu vertreiben, von denen sich die Chinesen stets umschwebt glauben. Die Musik ist umgeben von prachtvollen Lampions und Transparenten. Die verschiedenartigsten Gestalten haben diese Lampions: große Fische, Muscheln, Krebse, Skorpione, Blumen, Schmetterlinge u. in den mannigfaltigsten Farben und Größen. Hinter der Musik kommen ein paar Chinesen in wunderbaren Kostümen, als Europäer, Soldaten und Beamte verkleidet, gewissermaßen als Festordner. Schöne Gruppen, auf Mätern gefahren, ziehen vorüber. Kleine Kinder stellen Blumen dar, nur der Kopf zeigt, daß es keine echte Blumen sind. Enorme Transparente folgen, aus denen auch ein Kinderkopf hervorschaut. Ein mächtiger Tiger kommt jetzt heran, unter wunderlichen Sprüngen und Tansen. Dies stellt einen bösen Geist vor. Plötzlich befindet er sich in einem wahren Feuerregen und furchtbaren Geknatter von Feuerwerk. Chinesen suchen ihn am Fell zu packen und ins Feuer zu scheudern. Zuletzt wird der Kampf zur wilden Raserei und das Ungeheuer stürzt sich fortwährend in das heftige Feuer. Ganze Stücke aus dem Fell fliegen ab und immer deutlicher wird der Chinese sichtbar, der den Bösen darstellt. Kann der arme Kerl nicht mehr und die Gongschläger und übrigen Musikanten auch nicht mehr, so geht der Zug wieder weiter. Man wird aber völlig taub und wirrt von diesem Höllentärm. Sich darin zu verstehen, ist gänzlich ausgeschlossen. In einer vergoldeten Sänfte wird ein hoher chinesischer Gott getragen, ebenfalls umgeben von dieser sinnbetäubenden Musik, um die bösen Geister fern zu halten. Wieder kommen prächtige Gruppen, von Fackelträgern umgeben, chinesische Kavallerie in bunten Kostümen, alle möglichen Nationaltrachten aus China und endlich die große Seeschlange. Diese ist aus einer immensen Spirale, umgeben mit Zeug und Goldpapier und innen durch Lichter erleuchtet, hergestellt. Sie ist 250 Fuß lang und wird wohl von 100 Leuten auf Stöcken schwebend getragen. Das Tier sieht ganz pompös aus und macht großartigen Effekt. Wie eine richtige Schlange zieht sie sich aneinander und wieder zusammen, als ob sie sich von selbst fortbewegte, je nach dem Halten und Weitergehen der Träger. Noch mannigfaltige Gruppen kommen, alle durch kleine Knaben und Mädchen dargestellt. Die Chinesen mieten dafür Kinder armer Eingeborener, die für 2,50 fl. den ganzen Abend herumgetragen und gezogen werden. Bei manchen Gruppen schwebt solch unglückliches Geschöpfchen hoch oben in der Luft, an einem hohen Pfahl festgebunden, einen Schmetterling darstellend. Das arme Würmchen kann sich kaum rühren, und das stundenlang in dem Dampf und Rauch von Fackeln

und Feuerwerk. Es soll schon manchmal vorgekommen sein, daß die Kinder starben, nachdem sie herabgenommen waren, oder bereits schon tot waren, als sie noch herumgeschleppt wurden. Dennoch finden sich immer Scharen von Kindern, um mitzuthun. Wohl eine Stunde standen wir im suchbarsten Gerüche und ließen das stimmungsvolle Bild dieses chinesischen Festzuges an uns vorüberziehen. Aber ich war auch ganz verwirrt und taub von allem Geschauten und Gehörten. Da konnte man auch sehen, welche Menschenmenge Soerabaya aufweisen kann. Kopf an Kopf sah man sie stehen, gelbe, weiße, braune und tiefbraune Gesichter in steter Abwechslung. Die Fenster und Thüren natürlich auch dicht besetzt. Bei den Chinesen wird man an den beiden Tagen ganz großartig bewirtet. Da kann man nichts abschlagen, das wird dem Europäer sonst nie vergessen. Alle möglichen chinesischen Kuchen und Ledereien bekommt man eingestopft; Cognac, Wein, Bier und Champagner fließen in Strömen.

Bei den großen, reichen Chinesen sind die höchsten holländischen Beamten vertreten und werden dort unter den Klängen europäischer Musik bewirtet. Wir waren auch bei zwei bis drei derselben, Freunden der Firma, wo es hoch herging, drückten uns aber möglichst bald wieder, um nicht betrunken zu werden. An diesem Tag schenkt der Chinese alles, was er hat. So geizig er sonst, so großartig am Tjap-Go-Mé. Gegen 11 Uhr war der Zug zerstreut, aber auf der Straße war man keinen Moment seines Lebens sicher, so unglaublich viele Wagen waren unterwegs. Die Nacht war aber entzückend schön, eine rechte indische Mondscheinacht mit all ihrem Zauber. Jetzt sind die Chinesen wieder eine Zeitlang ruhig, bis im April eine kleinere Festlichkeit stattfindet.

Bei unseren holländisch-indischen Verwandten habe ich auch Besuch gemacht und einen sehr angenehmen Eindruck von ihnen bekommen. Der Kapitän im Generalstab macht jedenfalls noch eine gute Carriere. Er wird zu allen schwierigen Sendungen nach Atjeh, wo fortwährend noch Gesandte geliefert werden, und nach Bante verwandt. Er hat so ziemlich ganz Java bereist und zum Teil auch aufgenommen. Seine Frau macht einen äußerst vornehmen, aber liebenswürdigen Eindruck, sie ist die Tochter eines holländischen Generals. Die beiden Kinder, von denen der 8jährige Knabe recht gut Violine spielt, scheinen nett und wohlgezogen zu sein. In dem eleganten Haus fühlt man sich schnell heimisch, da die Menschen wirklich freundlich und herzlich sind. — Die Cousine, Witwe des auf Atjeh gefallenen Kapitäns, ist auch recht liebenswürdig. Sie hat drei Söhne, von denen der älteste eben Offizier geworden und hier in Soerabaya steht. Es ist ein hübscher, flatter Mensch, der oft zum Abendessen zu uns kommt. Der zweite Sohn ist auf einer Chinapflanzung angestellt und der jüngste besucht noch das Gymnasium. Dann ist noch eine Tochter von 17 Jahren da, ein allerliebstes Mädchen mit reizendem Gesicht und langen, blonden Zöpfen. — Damit aber endlich Schluß für heute, sobald ich kann, setze ich das Blauberständchen wieder fort.

(Fortsetzung folgt.)





— † — Aus Weimars großer Zeit. — † —

Erinnerungen eines Hofmannes.

(Fortsetzung.)

Die Zeit war herangerückt, wo man glaubte, einen Landtag einberufen zu müssen; dieser würde vor Zeiten vor einem der ersten Professoren zu Jena unter dem Titel eines Prälaten dirigirt; der eigentliche Landschaftsdirector, zu welchem weimarischerseits schon seit geraumer Zeit mein Vater ernannt worden war, nahm den zweiten Platz ein. Den Ständen wurde zum Empfang ein großes Mittagmahl bei Hof gegeben; die vom zweiten Rang speisten an der Marschallstafel. Der dort marschallirende Cavalier sorgte herkömmlich dafür, daß sie gehörig getränkt wurden; die älteren Landcavaliere und Bürgermeister (der Bauernstand war noch nicht vertreten) erschienen oft in komischer Weise, und wenn die Tafel aufgehoben und ein großer Theil betrunken war, gab es viel zu lachen. Der ernsthafteste Beruf dieser Versammlung aber ging wohl dahin, die mancherlei Lücken wieder auszufüllen, die sich in den Cassen vorgefunden hatten, und dies geschah auch, wie es verlautete.

Jedoch waren Serenissimus darin entgegen gekommen, daß der größte Theil der in der Residenz garnisonirenden Truppen auf eine geringere Zahl herabgesezt wurde. Als nun eines Tages der Geheime Hofrath Eckardt zu spät bei Tafel erschien und keinen Stuhl an der Seite des Herzogs für sich leer sah, hielt er das gegen seine Würde und verließ ohne Weiteres das Tafelzimmer. Dieser Vorgang machte viel Aufsehen, hatte aber nur den Erfolg, daß vermöge seines absoluten Widerspruchs dem Hofmarschall das damals gewöhnliche Landtagspräsent entzogen wurde. —

Um diese Zeit kamen mehrere auswärtige schöne Geister nach Weimar, um Wieland, Goethe und Herder kennen zu lernen. v. Dalberg, welcher nun Coadjutor geworden war, und der Prinz August von Gotha verweilten wochenlang allhier, um sich mit ihnen in literarischer Hinsicht zu unterhalten. Auch Gotter fand sich zuweilen von Gotha aus ein; doch verbreiteten sich zweideutige Gerüchte über seine Lebensweise, und ich habe ihn sehr selten am Hofe gesehen. Der Coadjutor von Dalberg ward allereits als sehr gelehrt anerkannt, allein er hatte in seinem gewöhnlichen Benehmen manches Sonderbare, und uns Bagen fiel immer sein unaufhörliches lautes Lachen bei ganz unerheblichen Vorträgen auf. Der Prinz August dagegen war ein kleiner, aber äußerst bescheidener, lebenswürdiger Herr; er litt sehr an seiner Gesundheit, gefiel aber jedermann seines immer gleich höflichen Betragens wegen. Er liebte besonders den alten Wieland und Herder; Goethe schien ihm weniger zu behagen. Hiernächst erschienen auch Merk aus Darmstadt, nach welchem Goethe seinen Mephistopheles charakterisirt haben

soll, Klinger, nachmaliger General in russischen Diensten, und ein gewisser Lenz aus Braunschweig, welcher Letztere späterhin im Tollhause gestorben ist. Diese Herren waren sehr lebendig und oft mit Goethe auf des Herzogs Zimmer, wo dann mancherlei Späße und Unterhaltungen vorliefen, deren man sich nicht überall erfreuen wollte. Ja selbst Herder, der eigentlich dem nachmaligen Kriegsrath Merk sehr viel zu verdanken hatte, fand vielerlei an ihm auszusetzen. Ebenso ähnelte er sich über Klinger, obgleich dieser schon etwas weniger lebendig war, als sei auch er nicht der rechte Mann für einen jungen Regenten. Lenz brachte nur zu widersinnige Aeußerungen und Streiche an den Tag, als daß man ihn nicht schon damals für etwas toll hätte halten sollen. Der berühmte Villoison kam von seinen orientalischen Reisen zurück und logirte über sechs Monate in einem der unteren Zimmer des Fürstenhauses. Dieser originelle Franzose hatte die wunderbarsten Angewöhnungen. Ein alter rother Rock, eine goldmoree abgeschabte Weste, rothe Beinkleider und schmutzige seidene Strümpfe waren seine gewöhnliche Hoftracht. Wir Bagen hatten viel Spaß an ihm und besuchten ihn zuweilen. Die ausgezogene sogenannte schwarze Wäsche pflegte er so lange in seine Unterbeinkleider zu stopfen, bis diese die Form wirklicher Beine bekamen; dann erst nahm er sie von dem Nagel, an dem sie bis dahin aufgehängt waren, herab und übergab sie der Wäscherin. An Tafel sprach er ununterbrochen, schnupfte unaufhörlich Tabak und war im Ganzen sehr unreinlich; während seines Sprechens war er so zerstreut, daß er oft Ragouts und Eingemachtes mit seinen Tabaksfingern von den ihm präsentirten Tellern an den feinigern nahm, und gleich hernach mit solchen von der Brühre überzogenen Fingern wieder in die Schnupftabaksdose fuhr. Er trug einen rothen Mantel, wie man ihn bis hierher nur bei Scharfrichtern gesehen hatte, weshalb ihm die Wassenjungen häufig nachliefen. Bei einer großen Schlittensfahrt ließ ihn der Herzog ganz allein den Zug beschließen, der durch das Nachlaufen derer, die den rothen Mantel bewunderten, sehr verlängert wurde.

Der berühmte Abbé Raynal und noch viele Gelehrte von großem Rufe brachten mehrere Zeit hier zu. Der Landgraf Adolph von Barchfeld war zuweilen hier und nebst seiner Gemahlin, einer liebenswürdigen Dame, sehr willkommen. Er war früher in preussischen Diensten und selbst bei Friedrich II. sehr beliebt gewesen. Allein er hatte das Unglück gehabt, bei Habelschwert mit seinem Corps überfallen und, wenn ich nicht irre, gefangen zu werden. Seit der Zeit hatte er die preussischen Dienste verlassen und war auf das Schloß Barchfeld gezogen. Er war sehr krank und lag einstmals wohl gegen vier Wochen in den unteren Zimmern des Fürstenhauses hart darnieder. Seine allverehrte Gemahlin, eine Prinzessin von Meiningen, verließ ihn keinen Augenblick, und man war sehr erfreut, als er wieder hergestellt war. Er hatte eine ganz besonders hervorstechende Nase sowie ein äußerst schnarrendes Organ, aber der Herzog unterhielt sich sehr gern mit ihm, denn er hatte viel Verstand und wußte auch vom Kriege her so Manches zu erzählen. Den Grafen Anhalt, Generalissimus der sächsischen Armee, sah man ebenfalls am weimarischen Hofe. Er trug jederzeit nur einen Sporn und zwar am linken Fuße, um, wie man sagte, bemerlich zu machen, daß er General der Cavallerie und Infanterie zugleich sei. —

Eine Zeichenschule war indessen durch den Maler Krause eingerichtet und mehrere Säle mit Statuen und Büsten aller Art ausgestattet worden. Die höchsten Herrschaften fanden großen Geschmack daran, weil die Herzogin-Mutter selbst vortrefflich zeichnete. Es wurden auch bedeutende Kunstwerke angekauft, von denen die noch vorhandene Schätze und Goethe'schen Cabinetes zeugen. Der bekannte Professor Deser, von welchem der verstorbene Geheim Rath Frisch ein Gartenhaus mit chinesischen Figuren, die Herzogin-Mutter aber einen Salon hatte malen lassen, kam häufig hierher und half die Zeichenanstalt erweitern. Mittwoch und Sonnabends waren junge Herren und Damen von den angesehensten Ständen in dem Zeichensaale zu finden. An diejenigen, welche Vorzügliches leisteten, wurden Prämien mit dem Bilde des

Herzogs ausgetheilt, auf denen nach Maßgabe der Leistungen die Inschriften: „In Hoffnung der Zukunft“ und „Dem Fäßigen und Fleißigen“ zu lesen waren. Auch mir wurde die geringere zu Theil. —

Das Weimarische Land wurde zu dieser Zeit von vielen Bränden heimgesucht und der Herzog ritt fast jedesmal in solche unglückliche Orte. Zwei Pferde und ein Husar mußten Tag aus Tag ein bereit stehen. Er ordnete jedesmal die ihm nöthig scheinenden Anstalten selbst an und verfuhr dabei so streng, daß es Niemand wagte, sich das mindeste Versehen zu Schulden kommen zu lassen.

Nächstdem machte der Herzog viele Lustreisen nach Ilmenau, Allstädt, Walbeck u. s. w., wozu Goethe, von Webel, der Kammerpräsident von Kalb, von Einsiedel und von Knebel gezogen wurden. Man sprach von sehr lustigen Vorfällen dabei; auch hauste man an diesen Orten mehrere Tage und Wochen. Die junge Herzogin dagegen hielt sich während dergleichen Abwesenheiten ihres Gemahls immer sehr einfach. Die gewöhnliche Mittagstafel, bei der jedoch sämtliche Bagen gegenwärtig sein mußten, bestand daher nur aus 10 Personen: aus der Frau Herzogin mit ihrer Oberhofmeisterin und den zwei Hofdamen, dem Reisewarschall, den beiden Hofcavalieren, dem alten Geheimen Rath Schardt, dem Oberstallmeister von Stein (beide Letztere genossen die tägliche Hofstafel) und dem Hauptmann du jour.

Die Frau Herzogin schien viel Vertrauen zu ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Giolini, zu haben, welche trotz ihrer (man kann wohl sagen widerwärtigen) Gesichtsbildung allgemeine Achtung genoß. Eine ungeheuer große Nase, hervorsteckende rollende Augen mit roten Ringen umgeben, mehrere bartähnliche schwarze Haare über dem Munde und ein immervährendes Tabakschmuffen gaben ihr trotz der dick aufgetragenen Schminke ein rauhes, männliches Aussehen. Man sagte, sie sei heimlich mit einem Braunschweiger General verheirathet, welches ihrer Bildung nach fast nicht zu glauben war.

Der alte Geheimen Rath von Schardt war ein Muster von einem Hofmann und als ein Siebziger beständig auf das Eleganteste und Hofmäßigste angethan. Um die Runzeln von seiner Stirn zu entfernen, hatte er seine Stirnhaut in die Höhe ziehen und auf dem Wirbel fest zusammenbinden, die Perücke aber so scharf wie möglich darüber befestigen lassen. Wirklich bemerkte man auch keine Runzel an seiner Stirn. Diesem Greise dauerte kein Hoftag zu lange; er stand bei allen Gelegenheiten fest auf seinen Beinen, jedoch trug er einen Stock, weil er einst Hofmarschall gewesen war. Nächstdem war er wohl der größte Gourmand seiner Zeit. Fast zu jeder Speise bereitete er sich seine eigene Sauce mit Himbeereßig, Pfeffer, Zimmt, Sesz, Del und dergleichen, und es war eine wahre Unterhaltung, seine derartige Geschäftigkeit zu beobachten. Die Herzogin selbst, neben der er, wenn Niemand Fremdes da war, den Sitz hatte, lächelte oft darüber. Da er sich das Wort: „straf mer Gott“ angewöhnt hatte, so sprach er oft zu derselben: „straf mer Gott, Erw. Durchlaucht, das ist delicious“. Dabei hatte er eine besondere Art, zu trinken, er legte nämlich jedesmal seine Serviette unter das Kinn und zog ein großes Glas Wein aus, ohne dazwischen auch nur einen Schluck zu thun. — Um seine Digestion zu befördern, hatte er sich einen Motionsstuhl, wie er ihn nannte, fertigen lassen, auf dessen Spitze er sich mit leichter Mühe auf und nieder bewegen konnte. Ich habe diesem Schauspiel oft Viertelstunden lang in seinem Zimmer zugehört.

Die Hofdamen fühlten sich gewöhnlich bei der Mittagstafel ermüdet, weil sie mit ihrer Gebieterin sehr starke und schnelle Morgenpromenaden machen mußten. Uebrigens konnte die Frau Herzogin stundenlang über alle Waagen lustig sein, ja sie ergriff in dieser Fröhlichkeit ihre Hofdamen so heftig, daß diese laut aufschrieten. Sie liebte gern tarrock à l'hombre zu spielen und gab gewöhnlich ein- bis zweimal Thee in der Woche; dies wurde den Zutrittsdamen sowie den fremden Herren und Damen nur angesetzt,

dagegen erhielten ihrer zwei der übrigen Einladungen. Bei der Sonntagsconté aber wurde Niemand eingeladen; der ganze Adel beiderlei Geschlechts hatte unbedingt Zutritt; nur im Sommer, wenn im Freien gespielt wurde, oder bei Verhinderungsfällen erhielten die Höflichen Nachricht davon.

Wenn sich der Herzog nach seinen Landparthien wieder bei der gewöhnlichen Tafel einfind, brachte er fast ohne Ausnahme Goethe mit, der dazumal in seinen steifen Bewegungen noch gar nicht für den Hof geeignet schien und statt der herkömmlichen Complimente nur ganz kurze Kopfnieder zu machen pflegte. Die Herzogin war mit ihm immer sehr freundlich. Die großen Hunde, welche den Herzog stets begleiteten, verursachten nicht selten bei der Tafel, selbst bei der Herzogin, einigen Unwillen; ja es kam vor, daß sie die Tafel schneller aufhob, weil man gewisse Ungezogenheiten nicht länger ertragen konnte, wobei sich jedoch der Herzog vor Lachen ausschütten mochte. Er war von jener Zeit an nur etwas selten in der Kirche zu sehen; ja selbst Herder äußerte in meines Vaters Hause sein Bedenken und gab Goethe die Schuld. Uebrigens hatte Herder selbst mancherlei dadurch zu reden gegeben, daß er der Erste seines Standes war, welcher gewöhnlich keine schwarzen, sondern dunkelrothe Kleider, auch keine Perücke trug, zuweilen in das Theater ging, auf dem Eise erschien und nicht selten scharf ritt. Seine unvergleichlichen Predigten und Reden hielt er ohne die mindeste Bewegung der Hände. Allein seine würdige Haltung und der schöne Schwung seines Tones machten den kräftigsten Eindruck. Wenn in der Kirche ein Geräusch oder mehrseitiger Husten entstand, so hielt er so lange inne, bis dies vorüber war.

Jeder von den Pagen wartete gern bei der Mittwochstafel der Herzogin-Mutter auf, wozu nur einer oder zwei vom Adel, jederzeit aber mehrere sogenannte schöne Weister eingeladen wurden. Goethe, Wieland und Herder gerietzen regelmäßig in lebhaften Streit, v. Knebel und Einsiedel nahmen dann Partei; so entstand ein zwar an sich interessantes, aber oft solch lautes Gespräch, daß die Herzogin, Mäßigung gebietend, zuweilen die Tafel früher aufheben mußte, als es außerdem gesehen wäre. Neue Mittagstafeln waren mir, der ich nun wohl 14 Jahre alt war, besonders ansprechend, weil das Gespräch mehrentheils auf die gegebenen Theaterstücke und Redoutenaufzüge kam, an denen Theil zu nehmen mir gestattet wurde. Wieland und Herder pflegten diese zu kritisiren und Goethe hatte höchst schneidende Redensarten zur Hand, welche Wieland mitunter etwas unhöflich erwiderte.

Alle 8 oder 14 Tage wurden Redouten gegeben, welche die Herrschaften und der Adel jederzeit besuchten. Vor den Redouten war allemal Spiel und Abendtisch am Hof. Ausgezeichnete Fremde, gewöhnlich die Grafen und Gräfin Werther, die Gräfin Bernsdorf und mehrere dieses Standes wurden hierzu geladen. Die Herrschaften und alle übrigen erschienen in Redoutenanzügen. Fast jedes Mal kamen noch Abends spät Fremde an, sehr oft aber die fürstlichen Herren von Gotha, der Herzog Georg von Meiningen, Herr und Frau von Bechtolsheim von Eisenach. Wer nicht spielte, hielt Conversation. Nehmlicher Maßen wurde es am Hofe der Herzogin-Mutter gehalten, und nur bei besonderen Aufzügen oder sonstigen Vorgängen besuchte sie vor der Redoute den regierenden Hof.

Eine der vorzüglichsten Maskeraden war der sogenannte „Winteranzug“. In demselben wurde der Winter in einer Eisgrotte von einem graubärtigen Greise, mit einem Schneemantel bedeckt, dargestellt; ihn umgaben vorausgehend oder folgend allegorische Personen mit den Attributen alles dessen, was dem Winter eigenthümlich ist und ihn interessant macht; so z. B. das Theater in der Tragödie und Comödie, die Redoute selbst nach ihren verschiedenen italienischen Costüms, die Kälte, das Feuer und so weiter. Das Carneval, in der Person eines Hanswurstes durch den Kammerjunker von Schardt repräsentirt, dem diese Rolle bei jeder Gelegenheit zufiel, führte dabei die vier Temperamente, unter denen ich mich auch befand, an einem Karrenseil, und somit

bestand das Ganze wohl aus 50 und mehr Personen. Viele charakteristische Tänze waren hierzu einstudirt worden.

Außer diesem muß ich besonders noch eines Aufzuges gedenken, welcher nach Goethes Angabe von dem Herzog, dem Oberstallmeister von Stein, dem Lieutenant von Schardt, einer Fräulein von Vos und meiner Schwester mit vielem Beifall gehalten wurde. Ein Zauberer, in der Person des Oberstallmeisters von Stein, hatte beide vorbenannte junge Damen sein eigen gemacht und ließ sie in zwei Portehaisen von Slaven hinter sich hertragen. Natürlich fühlten sich diese Gefangenen in der Gewalt des alten Zauberers sehr unglücklich und beklagten sich in angemessener Pantomime. Nach einiger Zeit aber erschienen ihre Ritter, der Herzog und der Herr von Schardt, bekämpften den Zauberer und befreiten ihre Damen. Letzterer wurde sogleich in Ketten gelegt, in eine der Portehaisen gesteckt und durch das Gefolge der Ritter aus dem Redoutensaal hinausgebracht. Die Ritter tanzten dann mit ihren befreiten Damen einen allegorischen Tanz zum Schlusse dieses Aufzugs. Das Costüm war sehr glänzend; meine Schwester und Fräulein von Vos erhielten einen silber- und golddurchwirkten Anzug; man hatte Schwungfedern von einer solchen Länge kommen lassen, wie man sie noch nicht gesehen hatte. Das Arrangement des Ganzen war sehr sinnig und unterhaltend.

Während dieser Periode kam die Frau Markgräfin von Bayreuth, Schwester der verwitweten Frau Herzogin, auf einige Zeit zum Besuch nach Weimar. Obwohlt schon damals nicht jung mehr, zeichnete sie sich doch immer noch durch ihren schönen Wuchs und ihren stets reichen und geschmackvollen Anzug aus. Ihre Munterkeit und ihr freundliches Benehmen hatte uns Vagen ganz bezaubert, nicht weniger ihre Freigebigkeit. Ich als ältester Vage nahm das Kartengeld ein und fand, nachdem sie vom Spieltische aufgestanden war, sieben blanke Ducaten an ihrem Platze liegen. Es schien mir, als hätte sie bloß in der Zerstreung eine so große Summe liegen lassen, und ich wollte ihr die Ducaten sogleich wieder zurückgeben, allein sie streichelte mir das Gesicht und sagte: sie gehören euch, ihr guten Jungen. Siegmund Seckendorf wurde als ein Landsmann besonders von ihr beachtet. Er arrangirte ihr zu Ehren ein chinesisches Laternensfest, wobei wohl 50 bis 60 Personen in Anspruch genommen wurden. Die ganze Länge des damaligen Genbel'schen Gasthofs, der Anker genannt, war dergestalt abgetheilt, daß die eine Hälfte das Theater, die andere aber den Saal für die Zuschauer und für die Redouten zugleich ausmachte. Vor den Maskenversammlungen wurden die Bänke der Zuschauer nebst den Erhöhungen, auf welchen die Herrschaften und der Adel saßen, herausgetragen. Jenes Fest ward nun auf dem Theater selbst vorgestellt. Es war bloß von Mannspersonen ausgeführt und bestand in Pantomimen, Tänzen und Gesängen in chinesischer Tracht und Weise, wobei die unzähligen buntpapiernen Laternen eine gefällige Erleuchtung gaben. Nach geendigter Abendtafel mußten wir Vagen uns schnell zu diesem Aufzuge verfügen und die einzelnen Tänze produciren, dann durften wir auf der Redoute selbst als Chinesen unserm Vergnügen leben.

Die Feste waren jederzeit voll und belebt. Die regierende Herzogin pflegte auf denselben mit einer halben Maske vor dem Gesicht in ganz weißem Anzuge mit sogenannten Pöschchen, wie sie damals Mode waren, zu erscheinen; ihr schönes, lauges Haar, in Locken gekräuselt, ward allgemein bewundert; sie tanzte mehrentheils außer den Wennetten einige englische Tänze. Der jedesmalige Vortänzer war der erwähnte Lieutenant von Schardt. Wenn die Colonne aufgestellt war, trat sie mit ihm oben an, tanzte anerkannt schön und schwebte, die beiden Arme auf dem Rücken, wenn die Tour nicht einen derselben erheischte, mit dem ihr eigenen Anstand hindurch, trat jedoch am Ende der Reihe ab. Der Herzog, gewöhnlich in einem Tabarro, tanzte mehrentheils nur Walzer, fast ohne Ausnahme mit dem ältesten, schlanken und großen Fräulein von Vos, der man wegen ihrer zierlichen Bewegungen den Zunamen Gräce Vos gegeben hatte. Zuweilen waltzte er auch mit der Corona Schröter. Letztere zeichnete

sich jederzeit durch die Schönheit ihrer Gestalt und ihres regelmäßigen Gesichtes, durch Anmuth und Bescheidenheit, aber auch durch ausgefuchtem theatralischen Anzug aus; sie war nie ohne ihre Begleiterin, Mademoiselle Probst. Goethe pflegte sehr oft in dem geschmackvollsten Theateranzug zu erscheinen und machte sich durch seine majestätische Gestalt, zugleich aber auch durch seine steife Haltung bemerkbar; auch er tanzte sehr oft mit der Corona. Die Herzogin-Mutter erschien nicht selten in einer Charaktermaske. Unter anderen stellten beide Herzoginnen einmal zwei türkische Gefangene vor und trugen ähnerst brillante Ketten.

Noch gedenke ich eines der prachtvollsten Anzüge des Herzogs Ernst von Gotha, der einmal ganz unerwartet und etwas spät auf der Redoute erschien. Dieser Anzug war im Costüm von Henry IV. Zu seinem Begleiter hatte er den Oberstallmeister von Hardenberg als Sully mitgebracht. Dieser Fürst war bekanntlich in dem Besitze der bedeutendsten Edelsteine und hatte seinen altfranzösisch königlichen Federhut sowie die Ordenskette mit denselben so reichlich ausgeschmückt, daß es allgemeines Erstaunen hervorbrachte.

Nächst mehreren Erscheinungen von Seiltänzern und Kunstreitern kam auch zu jener Zeit eine Kunstspringer-Gesellschaft hier an, welche sich in der geschlossenen Reithahn setzen ließ. Den höchsten Herrschaften hatte ein von derselben dargestelltes künstliches Gesetzt, die Barbarenschlacht genannt, so wohlgefallen, daß sie der Herzog selbst mit noch 15 jungen Cavalieren erlernte und dergestalt einübte, daß sie mehrere Male auf der Redoute in angemessener, aber sehr eleganter Kleidung nach einer von den Springern hinterlassenen Ruslit wiederholt wurde. Das tactmäßige Anklämpfen und Anschlagen leichter, an ihrem Ende mit Blech beschlagener Keulen, welche die Streitenden mit kleinen, metallenen Schildern aufgingen, war sehr vernünftig anzuhören und anzusehen, man mußte zugleich die Geschicklichkeit bewundern, mit der jede Verletzung verhütet wurde. Wenn auf den Redouten die wenigen Tänze vorbei waren, an welchen die Herrschaften Theil nahmen, so wandelten sie gewöhnlich in den Nebenzimmern auf und ab; zuweilen spielten sie auch Karte. Der Kammerherr von Werther legte jedes Mal Bank, unser gnädiger Herr und viele Cavalieri pointirten, doch ließ sich ersterer nie tief ein. Der bei Gelegenheit eines Theatersstückes vorbenannte Hauptmann von Braun, welcher ein intimer Freund des Herrn von Werther war, machte mehrtheils den Groupier, und während dieser seiner Function geschah es eines Tages, daß ihn zwischen einer Frau von Hendrich, geb. Dofet, welche eine passionirte Pharaospielerin war, und dem Bankier selbst ein Blutschlag dergestalt rührte, daß er nicht wieder lebendig wurde.

In dem Jahre 1780 hatte die junge Herzogin dem Lande freudige Hoffnung zu erwünschter Nachkommenschaft gegeben. In Beziehung hierauf ließ Goethe ein Melodram aufzuführen, wozu der mehrgedachte Schubert die Ruslit componirt hatte. Der Gegenstand war folgender: Eine Anzahl Gnomen bewohnten einen rauhen Felsen als ihr Eigenthum; ich war das Haupt derselben und erschien mit wilden, doch nach der Ruslit geordneten Geberden. Ein mit oberer Gewalt begabter Zanberer trat herzu und verlangte, es solle dieser Felsen so lange bearbeitet werden, bis man auf eine geheimnißvolle Stelle käme, in welcher sich ein bisher unsichtbarer Schatz befände. Der Gnome gab zu erkennen, dieser Schatz gehöre ihm und seinen Geistern, und er werde ihn gegen alle Mächte zu bewahren wissen; er rief die übrigen Berggeister herbei, trug ihnen das Verlangen des wunderbaren Mannes vor, und sie erklärten sich durchaus abfällig, wegen Ersterer, wie ich mich noch erinnere, die Worte aussprach:

„Sünderst du mich, so sag' ich dir: die größte Pein, mit der ein Gnome
deines Gleichen je beladen ward, häuß' ich auf dich; in zackige Krystallen
eingeschlossen, sollst du die morschen Glieder ewig zuden.“

Der erste Act endete unter Dialogen, Pantomimen und Tänzen der Berggeister damit, daß der Anführer der Gnomen allen Anforderungen des Zauberers widerstrebte. Im zweiten Act suchte der Zauberer abermals die Gnomen durch große Versprechungen zu gewinnen, namentlich stellte er ihnen vor, sie sollten, wenn sie ihm behüßlich wären, in einen ganz andern besseren Zustand kommen und statt dieser rauhen, graufenhaften Wohnungen in die angenehmste Gegend und Lage versetzt werden. Sie bequemen sich allmählich und fangen an zu arbeiten. Mancherlei einzelne Erscheinungen zeigen sich in dem Felsen; Pantomime, Tanz, Dialog wechseln mit angemessener Musik. Der dritte Act beginnt: Felsenstücke lösen sich ab, der Zauberer und der erste Gnome regen die Arbeiter an, die Pantomime wird in ausdrucksvoller Weise fortgesetzt, man kommt endlich im Arbeiten auf die erwünschte Stelle, mit einem Male ist der letzte Stein gesprengt und ein schöner Knabe, von der feurigsten Morgenröthe sphärisch beleuchtet, liegt freundlich auf rosigem Lager. In dem Augenblick verwandelt sich das ganze Theater unter schauerlichem Getöse, unter kreuzweis vom Himmel herabfallenden Feuerstrahlen und rauschender Musik in die anmuthigste Gegend; der Himmel ist voller Genien, die Gnomen haben sich in liebliche Knaben verwandelt mit Blumentränzen um das Haupt und Festons in den Händen, zu denen sich ebenso kostümirte artige Mädchen gesellen und die fröhlichsten Tänze beginnen. Unvermerkt hatte sich eine Brücke vom Theater aus bis zu der Estrade, wo die Herrschaften saßen, über das Parterre gebildet; der reizende Knabe wird von dem sämmtlichen Theaterpersonal in einem Blumentorbe zu der Herzogin gebracht, und so endet das Spiel.

Vor mehrerer Zeit hatte die Herzogin Amalie den Etersburger Sommeraufenthalt mit dem zu Tiefurth vertauscht, wo man ähnliche schöne Tage verlebte. Von einzelnen Vorgängen kann ich nur hinsichtlich des bekannten Fischerhäufes Erwähnung machen, dem auch ich an zwei heiteren Sommerabenden bewohnte. Die Corona Schröter spielte darin die Hauptrolle und erwarb sich durch ihre Grazie und Lieblichkeit den vollkommensten Beifall. Dieser im Druck erschienenen Darstellung folgte beide Male eine zweite, von der aber, soviel ich weiß, nirgends etwas zu lesen ist. Es wurden nämlich sogenannte Ombres chinoises mit lebenden Figuren gegeben. Der Gegenstand war die Geburt der Minerva; Siegmund Sedendorf hatte die Musik dazu gesetzt und die ganze Vorstellung, bei welcher hinter einer transparenten Leinwand die Figuren, natürlich nur im Profil, erschienen und sich bewegen konnten, nahm sich doch artig genug aus. Jupiter in der Person des Malers Kranke, auf dessen Schultern ein kolossaler Pappentopf befestigt war, saß auf seinem Throne und klagte über Kopfschmerz. Seine Wenigkeit, als Ganymed auf einem Adler hinter ihm schwebend, reichte ihm den Nectar; die Kopfschmerzen vermehrten sich und ich wurde in die Lüste gezogen, um auf Befehl des Aeskulap den Vulkan zu bestellen; dieser in der Person des Hochseligen Großherzogs, in der einen Hand einen Hammer, in der anderen eine Art Brecheisen haltend und ein Schurzfell vor sich, kam nun an; Aeskulap gab durch Pantomime zu verstehen, daß nur mittelst einer Trepanirung zu helfen sei, und nach vielem Widerstreben entschloß sich Vater Jens zu dieser Operation; der Ganymed mußte ihm den Kopf halten und Vulkan setzte den Trepan auf. Nach mancherlei wunderlichen Bewegungen des Vulkans und greulichen Geberden des Patienten spaltete sich der Kopf, der Olymp verdunkelte sich, eine kleine Minerva entsprang aus dem gespaltenen Haupte, senkte sich in die Tiefe herab und vergrößerte sich vermöge einer zweckmäßigen Maschinerie von Moment zu Moment, bis sich die schlankte Gestalt der Corona Schröter als Minerva, mit ganz leichter Gaze bedeckt, dergestalt in ihrer Vollkommenheit zeigte, daß man alle Theile des schönen Körpers vortrefflich sehen konnte. Mehrere Götter des Olymp, unter anderen Apoll, erschienen und begeigten ihre Freude. Man bedeckte nun das Haupt der Minerva mit dem Helm, legte ihr die Aegide an, gab ihr die Lanze in die Hand und Ganymed setzte ihr die Ente zu Füßen. Die schöne Göttin wurde bewundert, himmlische Musik und Chorgefang ließ sich hören, und so fiel der

Vorhang vor der transparenten Leinwand nieder. Siegmund von Sedendorf hielt einen Epilog, und nach eingonnenem Souper fuhr man wieder nach Weimar zurück.

Die Annehmlichkeiten, die interessanten Besuche von hohen Herrschaften und Gelehrten, welche den ländlichen Aufenthalt der Frau Herzogin einem Ferrara zur Seite gestellt haben, hörte man im In- und Auslande allgemein rühmen. Ich für meine Person kann jedoch nichts Näheres hierüber angeben, weil die glänzendste Periode dieser schönen Tage in die Zeit meines Abganges nach Jena fällt. Von dem berühmten Senne und Zacharias Werner habe ich aber noch lange nach dem Ableben der Hochseligen Herzogin-Mutter die Huld und die glücklichen Tage preisen hören, die ihnen in Tiefsturz zu Theil geworden sind.

* * *

Im Jahre 1781 hatte sich der Trauerfall ereignet, daß die den 10. September geborene Prinzessin nach wenigen Tagen wieder verschied. Die ganze Stadt nahm aufrichtigen Antheil und beklagte die geliebte Herzogin, welche noch einige Zeit nach der Niederkunft nicht zu einer vollständigen Gesundheit gelangen konnte. Die schlafene fürstliche Kind ist in der Stadtkirche beigelegt. Nicht lange darauf wurde die ältere, wenige Jahre vorher geborene Prinzessin dem Fräulein Hofdame von Waldner zur Erziehung gegeben, die aber in ihrer Hofstelle durch das Fräulein von Kiedeser ersetzt. Letztere war wohl nicht mehr in der ersten Blüthe, allein im Ganzen noch jung zu nennen, sehr schön gewachsen, und wurde später nur Fritzchen genannt. Der Herzog sowie mehrere Cavaliere unterhielten sich sehr gern mit ihr.

Es waren auch zu jener Zeit zwei Herren von Niebeder, aus Eisenach gebürtig, ganz frisch aus Paris angekommen. Sie hatten in jener Hauptstadt einen Onkel, der sich ihrer dergestalt annahm, daß sie hier als reiche junge Leute erschienen. Der jüngste von ihnen, der besonders zuvorkommend gegen das genannte Fräulein war, schien demselben nicht unangenehm. Beide Brüder wußten viel von Frankreich, namentlich von Nobespierre, Marat und der Guillotine zu erzählen; der älteste war ein Virtuos auf der Violine, sehr gesprächig, aber weder hübsch, noch angenehm; er erhielt den Weirnamen der große Baron. Der jüngere hingegen war beides; sein zierliches und freundliches Benehmen fand überall Beifall. Sie galten hier als Modemuster. Die meisten jungen Leute kleideten sich nach ihrem Vorbilde, strifirten sich wie sie, setzten den Hut nach ihrer Weise und ahmten sogar ihre Haltung und ihren Tanz nach. Durch sie wurden die Franzosen Mode, die ich nie vorher gesehen habe. Sie erhielten das Prädikat als Kammerräthe. Ein sehr eleganter Postzug und ein Mohr in ihrem Gefolge erregten Aufmerksamkeit. Der jüngere blieb in unserer Nähe und ward jederzeit geachtet. Der ältere ging bald von hier ab und ergab sich einer unwürdigen Lebensart; er ist als Spieler zwischen Pösned und Rudolstadt vor ohngefähr zwanzig Jahren auf sehr schnelle Weise mit Tode abgegangen.

Diejenigen Fräulein, von denen ich früher erwähnt habe, daß sie oft in meiner Eltern Haus und zum Theil mit denselben verwannt waren, hatten in sehr kurzer Zeit Männer bekommen. Ein Fräulein Auguste von Rindsberg vermählte sich mit dem Kammerpräsidenten von Kalb; sie war vermögend und ihr Gemahl machte vielen Aufwand, ihre ältere Schwester heirathete den gothaischen Kammerherrn von Uchtersitz; ein Fräulein von Doppel dessen Bruder, damals in weimarischen Diensten; die zweite einen auswärtigen Oberforstmeister; das jüngere Fräulein von Isten den Rittmeister

von Lichtenberg; ein Fräulein von Lasberg hatte früher schon den Hauptmann von Rothmaler gehehlicht; Siegmund von Sedendorf bekam das schöne Fräulein von Kalb; der Kammerherr von Luck die jüngere von Kalb und Major von Fritsch meine Schwester. Auch waren nun zwei Fräulein von Vertel herangewachsen, die jüngere war hübsch und artig, entfernte sich jedoch späterhin wegen einer Unannehmlichkeit und wurde nachher die Gemahlin des Fürsten von Carolath; die älteste war sehr unterrichtet, witzig und in allen Gesellschaften wohlgesitten.

Mit dem Jahre 1782 fiel der Präsident von Kalb in Ungnade, erhielt eine Pension und verließ Weimar. Geheimrath von Goethe übernahm das Kammerpräsidium auf kurze Zeit, und es wollte verlauten, als habe Goethe einigen Antheil an dieser Entlassung gehabt. In der Wahrheit beruhet aber, daß Kalb mancherlei Verschulden hinsichtlich der Kammerverwaltung auf sich geladen, namentlich daß er bei einer Anwesenheit des Herzogs in Allstädt, wo er gleichfalls zugegen war, eine ansehnliche Acquisition von Wiesen zu seinem Gute Kalbsrieth, und zwar, wie man sagte, auf eine sehr zweideutige Weise gemacht hatte. Ebenso wahr ist es aber auch, daß man, obgleich alle diejenigen, welche Goethe nicht gern sahen, wohl geneigt waren, ihm mancherlei zur Last zu legen, doch nicht einen einzigen Fall aufzuführen kann, wo derselbe vorzüglich irgend Jemanden geschadet hätte. Schrieb man ihm auch einigen Egoismus zu, so mußte man doch jederzeit anerkennen, daß er ihn nie auf Kosten Anderer geübt hatte.

* * *

Im Frühjahr 1783 erlebte Stadt und Land die große Freude, einen Erbprinzen zu erhalten. Alle, welchen jene Zeit noch im Gedächtniß schwebt, werden bestätigen, daß Jedermann in eine Art von frohem Tannel versetzt war, wie er wohl selten erlebt wurde. Bei dem Tausfactus sah man eine solche Menge von Bürgern und Landleuten auf dem Fürstenhausplatze versammelt, daß wir Fugen Rippenstöße empfingen und aushelten mußten, um nur mit Mühe und Noth nach unserer Wohnung im gelben Schlosse zu gelangen.

Nachdem sich die Herzogin noch im Herbst laufenden Jahres von den Folgen ihrer Embindung wieder erholt hatte, veranstaltete man ein sogenanntes venetianisches Carneval, welches der Herzog persönlich anführte. Um sechs Uhr kamen die Herren auf dem Fürstenhaussaal zusammen; Pferde und Wagen hielten auf dem Hofplatze. Die Zimmer der Herzogin befanden sich bekanntlich nach dem Parke zu, wo sie von dem Lärmen und Treiben bei der Aufstellung der Rasteraden wenig oder gar nichts vernahm. Sobald der Zug an Mann und Roß in die gehörige Reihe gestellt war, durchzog man fast die ganze Stadt und kam zuletzt nach dem Fürstenhause zurück. Die Herzogin betrat den Balkon und jeder einzelne Anführer stellte sich mit seiner Umgebung und seinem Gefolge vor demselben auf; zuerst der Herzog auf einem türkischen Schimmel, welcher sich wundervoll lewirte, dann die Uebrigen in ähnlicher Art. Keinem der einzelnenzüge fehlte es an Fackelträgern, und so war es ein Schauspiel ohne Gleichen. Die Gesellschaft, welche den eingebildeten Kranken umgab, bestand, den Herrn von Hendrich ausgenommen, aus lauter Oberforstmeistern; diese hatten etwas viel Wein zur Stärkung des Patienten, jowie zu ihrer eigenen verbraucht, was dann bei dem Hoffeste, welches dem Aufzuge folgte, zu mancher lächerlichen Scene Veranlassung gab.

Da nunmehr der Zeitpunkt herbeigerückt war, in welchem ich auf Akademien gehen sollte, so ward ich den höchsten Herrschaften präsentirt und in Gnaden entlassen. Sodann ging ich nach Jena ab und bin außer Stande, etwas Weiteres von den Vorgängen in Weimar während meiner Universitätsjahre zu melden. In Jena selbst sah ich im Frühling folgenden Jahres, wie der Herzog bei einer in der Art nie wieder erlebten Wassernoth über alle Maassen thätig war und sich dergestalt aussetzte, daß er in große Lebensgefahr gerieth. Als er durch das Saalethor reiten wollte, war der Fluß so hoch getreten, daß sich der gnädige Herr sofort bis über den Kopf im Wasser befand, der ihm folgende Jagdlatki, nachmaliger Hofsäger Seidel, ergriff ihn aber sogleich beim Hocktragen, und somit wurde er, jedoch mit Mühe, wieder gerettet und in das Schloß gebracht. In diesem war nicht minder die Fluth so hoch gestiegen, daß sämtliche Pferde des damaligen Stallmeisters von Rohrscheid in ihren Ställen ertranken. In mehreren Malen sah ich zwar den gnädigen Herrn in Jena, konnte ihm aber erst wieder im Königl. Schlosse zu Berlin aufwarten, wo er mich dem Obrist Wisthoff-Werther zu einer Officiers-Anstellung übergab.

Nach meinem Abgange von Jena machte ich noch einen Aufenthalt von einigen Wochen in Weimar und erschien während dessen einige Male am Hofe; allein der Herzog war stets abwesend. Der Reisemarschall von Kintlosström hatte unterdessen Schulden halber Weimar heimlich verlassen müssen und der Kammerherr von Lud dirigitte den Hof.

Die Bellowosche Truppe war inzwischen in Weimar einheimisch geworden und ich entsinne mich, in jenen vier Wochen die Entführung aus dem Serail und am Abende vor meiner Abreise den Don Juan gesehen zu haben. Am Ende dieser Oper beurlaubte ich mich bei den Durchlauchtigsten Damen und die Herzogin Amalie trug mir Empfehlungen an den Herzog von Braunschweig an.

(Fortsetzung folgt.)





Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Konsumvereine.

Von

—♦— Wilhelm Verdrow. —♦—

In Deutschland steht die bei uns noch verhältnismäßig junge Institution des genossenschaftlich organisierten Konsumvereins augenblicklich im Mittelpunkt eines Kampfes, der nach außen hin wenig wahrnehmbar, in Wirklichkeit aber um so erbitterter ist. Es hat sich derselbe Kampf noch überall wiederholt, wo der Gedanke des Konsumvereins, der in England*) schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts Form angenommen hat, bis jetzt überhaupt in die That umgesetzt wurde, nur ist er in einigen Ländern, z. B. in England, bereits entschieden, in anderen hat er kaum begonnen. Wo er sich bisher entschied, war es zu Gunsten der Konsumvereine; wo er noch nicht ausbrach, da ist der Grund darin zu suchen, daß dieselben entweder noch nicht Wurzel gefaßt haben oder doch noch nicht weit genug erstarkt sind, um die Furcht ihrer natürlichen Gegner, der Zwischenhändler zwischen den Produzenten und Konsumenten, zu erwecken. Bei uns nun ist dieses Stadium überschritten, die Detaillisten, welche teils unter dem Druck der allgemeinen schlechten Lage, teils aber auch unter den Folgen ihrer eigenen übertriebenen Konkurrenz in der That schwer zu leiden haben, sehen in der verhältnismäßig jungen Erscheinung der Konsumvereine eine neue drohende Gefahr für ihr Fortkommen, und je weniger sie an der tatsächlichen Ueberlegenheit dieser neuen Einrichtung zweifeln konnten, um so mehr gewöhnten sie sich, ihren schweren Geschäftsstand zum allergrößten Teil, wenn nicht ganz, den Konsumvereinen in die Schuhe zu schieben und deren Ueberdrückung zu fordern. Mit den Jahren ist der Kampf heißer und heißer geworden und sein Ausgang kann, soweit es allein auf die Ueberlegenheit der Gegner ankommt, nicht mehr zweifelhaft sein. Ohne große Worte, aber in geschlossenen Reihen geht dabei die eine Seite vor: das große, den Konsumenten für die Lebensbedürfnisse im weitesten Sinne des Wortes bildende Publikum; es hat mit der Zeit gelernt, daß es nicht unbedingt nötig ist, auf jede täglich von der Hand in den Mund wandernde Ware dem Kaufmann einen Tribut zu zahlen, der sich zwischen die Produktion und den Konsum gestellt hat. Es ist vielfach zur Zahlung dieses Tributs kaum noch im stande und flüchtet sich ans dem Druck des Zwischenhandels in die Arme des Konsumvereins; aufstaut zu klagen, handelt es, und den Erfolg dieses Handelns lehren die Zahlen. Im Jahre 1864 war die Zahl der deutschen Konsumvereine, soweit sie dem Genossenschaftsverbande ausführende Abschlüsse einreichten**), nur 38 mit kaum 8000 Mitgliedern; 1871 hatte

*) Vergl. B. Hofker, System der Volkswirtschaft, Bd. V.

**) Die Gesamtzahl beläuft sich, nach den bekannten Ziffern zu urteilen, stets 3 bis 4 mal höher.

sich die Zahl der Vereine um das Vierfache, die der Mitglieder um das Achtefache vermehrt, 1881 gab es 185 genauer bekannte Vereine mit 116500 Mitgliedern, und 1893 hatten 377 Vereine mit 264185 Mitgliedern ihre Berichte veröffentlicht, während im ganzen 1339 Konsumvereine eingeschrieben waren. In den Guthabentafeln der bekannten Vereine befanden sich 1864 rund 64000 M., 1881 etwa 3 Millionen und 1893 beinahe $5\frac{1}{2}$ Millionen M. Demgegenüber haben die Vertreter der geschädigten Kaufmannschaft wohl laute, aber stumpfe Waffen, denn bis jetzt haben sie sich lediglich in Klagen, Vorwürfen und vielen bitteren Beschwerden erschöpft. — Werden diese Klagen Erfolg haben? Drei gleichzeitig von konservativer, Centrums- und nationalliberaler Seite eingebrachte Anträge oder Anregungen, noch vermehrt um einen Gesekzentwurf der Regierung, liegen der gegenwärtigen Tagung des deutschen Reichstages vor. Es sind freilich gerade keine entscheidenden Maßnahmen, welche dort gefordert werden und, wie es scheint, auch gewährt werden sollen, aber jede einzelne zielt doch darauf hin, zu Gunsten der kleinen Kaufleute den Wirkungskreis der Konsumvereine in etwas zu beschränken, ihnen hier und da durch behördliche Vorkaufsichtigung die freie Bewegung etwas einzudämmen, und demnach sollte man wohl den Schluß ziehen, daß die lauten Notrufe der Detailverkäufer, denen sich auch die Handwerker neuerdings angeschlossen haben, als berechtigt anerkannt und gewürdigt worden sind. Allein Handwert und Kaufmannschaft sind von nichts weiter erusert, als von den Absichten des Reichstages und den Ansichten der weisen Nationalökonomien. Nicht hier und da beschränkt will man die Konsumvereine sehen, sondern unmöglich, tot, vernichtet, lieber heute wie morgen. Das Verbot der Konsumvereine ist es, was schon vor den Anträgen der verschiedenen Parteien im Reichstage eine unmittelbare Eingabe der Händler an den Kaiser fordert. „Dem Unfug der Konsumvereine“, läßt sich einer ihrer Bekämpfer hören, „muß unter allen Umständen gesteuert werden, und das sehr bald, wenn nicht der Schaden so groß werden soll, daß eine Besserung fast nicht mehr möglich ist. Fort mit allen Konsumvereinen!“ — Solchen Angriffen gilt es, wenn ein Anhänger der entgegengegesetzten Richtung, z. B. Schenk, schon vor Jahren im Bericht des deutschen Gewerkschaftsverbandes schrieb: „Immer heftiger und maßloser werden die Angriffe gegen die Konsumvereine, und doch schreiten dieselben ruhig auf der Bahn weiter, welche bis dahin zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit geführt hat, auf der die sittliche und bürgerliche Entwicklung weiter Bevölkerungsfreiheit gefördert worden ist.“

Wir haben mit diesen Ausführungen Feind und Freund zu Worte kommen lassen; bevor wir selbst Stellung nehmen, sei hier die wichtigste Frage unter allen kurz erörtert: Was wollen die Konsumvereine und was haben sie erreicht? Sie sind Gewerkschaften — antwortet uns auf die erste Frage W. Köpfer in seinem unübertrefflichen „System der Volkswirtschaft“ — zum gemeinsamen Einkauf von Waren im Großen und Verkauf an die Mitglieder im Kleinen. Es sollen durch sie die Vorteile des Großbezuges auch dem kleinsten Haushalte zugänglich werden. Also in kürzester Form Sparvereine, deren Mitglieder, die übrigens, wie hier vorweg bemerkt werde, in den westeuropäischen Ländern runde drei Millionen Haushaltungen oder zehn bis fünfzehn Millionen Köpfe zählen, sich in Gruppen zusammenthun, den Einkauf und die Verteilung ihrer Lebensbedürfnisse einigen wenigen Beamten anstatt einer großen Zahl von Krämern übertragen und den erzielten Uberschuß als wohlfeile Ersparnis in die Tasche stecken. Die einzige unerlässliche Gegenleistung des Mitgliedes ist die, unter allen Umständen bar zu bezahlen, was es im Magazin des Vereins kauft, wie der Verein wiederum seine eigenen Bezüge stets bar bezahlt und deshalb nicht nur besser, sondern auch billiger kauft als die meisten Krämer. Alle übrigen Vorteile des Konsumvereins ergeben sich von selbst. Zunächst ein großer, fester Kundenzirkel, keine Abhängigkeit von den Läden des Publikums, die bei den Detailisten oft zur Abhängigkeit von den Läden der — Dienstmädchen sinkt. Dann die Ersparnis jeder Kellame, jeder Annonce. Wer da weiß, welche ungeheuren Summen heute im Verzeiwungskampfe einer fast auf

allen Gebieten übertriebenen Konkurrenz die Klamme verschlingt, wie manche Geschäfte 10, ja 20 Prozent ihres Umsatzes an Annoncen und sonstigen Reklamemitteln vergenden müssen, der allein kaum sich einen Begriff davon machen, wie sehr die heutige Form des Zwischenhandels fast alle Bedürfnisse verteuert. Endlich kommt der Konsumverein im Verhältnis zu seinem Umsatz stets mit einem geringeren Personalbestande aus, wie ihn der Händler oder die Anzahl von Händlern, welche er erzieht, beschäftigen mußten, was wiederum eine Ersparnis für die Mitglieder ist. Hier ist überall von denjenigen Konsumvereinen die Rede, welche tatsächlich selbst eintausen, eigene Läden halten und nur gemietetes Personal neben den aus der Reihe der Mitglieder gewählten Aufsichtsbearntem beschäftigen. Die in Verbindung mit gewerbsmäßigen Kaufleuten arbeitenden und von den letzteren nur einige Prozent Vergünstigung beziehenden Konsumvereine sind im Grunde genommen gar nicht als solche zu rechnen; ihr Nutzen ist, in Geldziffern betrachtet, gering, und moralisch stellen sie vielleicht eher einen Schaden vor als das Gegenteil. Ihre Mitglieder haben zwar bei denjenigen Kaufleuten, mit welchen die Vereinsleitung bezügliche Verträge abschließt und welche vom Konsumenten bar oder in Marken bezahlt werden, einen gewissen, beim Bezuge von Lebensmitteln aber meist sehr niedrigen Rabatt (2—4 %) zu gute, welcher von den Händlern an den Verein und von diesem am Jahresschluß an die Mitglieder abgeführt wird, aber es werden oft Klagen darüber geführt, daß die Kaufleute die ihnen derartig gesicherten Kunden weniger gut behandeln als die anderen. Außerdem werden die Kleinhändler auf das Zusammenarbeiten mit diesen Konsumvereinen in der Regel nur eingehen, solange sie dadurch die Entstehung eigentlicher, mit selbständigen Magazinen arbeitender Genossenschaften hintanhaltend zu können glauben; sie werfen dem Konsumenten einen Knochen hin, um in ihm nicht die Begierde nach dem Braten aufkommen zu lassen. Ein derartiges vom Zwischenhandel erprehtes Almosen aber kann, wie es materiell geringwertig ist, so auch moralisch nicht entfernt den Wert haben, der einer bedeutenden, der eigenen Kraft und Beharrlichkeit verdankten Ersparnis, welche durchaus selbständig erlangt ist und verwaltet wird, innewohnt. In der That bilden denn auch die in Verbindung mit Detaillisten arbeitenden Zwittervereine in Deutschland nur noch den siebenten Teil der näher bekannten Konsumgenossenschaften; in Großbritannien sind sie noch viel seltener vertreten.

Soweit geht der Zweck der genossenschaftlichen Konsumvereinigungen. Natürlich muß der Stand der Kleinhändler unter ihrem Anwachsen leiden. Der Verein ist fähig, dem Konsumenten mehr Vorteile in der Beschaffung seiner Bedürfnisse zu gewähren als der Krämer, er stellt eine höhere wirtschaftliche Entwicklungsform der Güterverteilung vor als der ältere Zwischenhandel und droht deshalb denselben zu verdrängen. Kann nun diese Schädigung verschmerzt werden? -- W. Roscher, ein Volkswirt von konservativer Gesinnung im edelsten Begriffe, meint: „Wenn der Kleinhandel darunter leidet, so ist das volkswirtschaftlich meistens kein Unglück, weil dieser Gewerbezweig in sehr vielen Gegenden arg überseht ist und darum zu unsolider Konkurrenz, Verkauf preisunwürdiger Waren u. s. w. neigt.“ Und ein anderer Anwalt der Konsumentenvereinigungen, Dr. F. Krüger, schreibt in den Blättern für sociale Praxis: „Mit Recht weisen die Vertreter der Konsumvereine auf alle jene Städte hin, wo kein Verein besteht, und die Händler dennoch nicht weniger über schlechte Geschäfte klagen. Wer Gelegenheit hat, die Entwicklung eines neuen Stadtteils zu beobachten, und dabei sieht, wie in jedem dritten Hause ein Laden für 'Kolonialwaren und Delikatessen' eröffnet wird, und weiß, welche traurige Rolle hier überall ein über die Verhältnisse gehender Kredit spielt, wie dem Geschäftsinhaber alles fehlt, um ein Geschäft auf solider Grundlage zu errichten, der weiß auch, daß die Ursachen für den schlechten Geschäftsgang wesentlich in dem Handelsstande selbst zu suchen sind.“ Vieles ist sicher in diesen Betrachtungen richtig und von schwerwiegender Bedeutung, aber wohl nichts in so hohem Maße, als der Hinweis auf die übertriebene Kredit- und Borgwirtschaft, welche sowohl zwischen Groß- und Kleinhändlern als zwischen den letzteren und ihren Kunden die üppigsten Blüten

treibt. Der Detaillist, der die ihm vom Großhändler oder Fabrikanten gelieferten Waren auf Borg, vielleicht kaum unter voller Sicherheit entnimmt, muß dafür teurer bezahlen oder erhält minderwertige Dinge, und genau in derselben Weise pflanzt sich das Borgverhältnis von ihm auf seine Kunden fort. Gerade deshalb sind die Konsumvereine bei den Großhändlern so beliebte Kunden, weil sie nur gute Waren kaufen und das Prinzip der Barzahlung innehalten, und nur deshalb sind die nordamerikanischen Konsumvereine erfolglos geblieben, weil sie dieses Prinzip verließen und es mit der Borgwirtschaft verknüpften.

Alle diese Betrachtungen können nun freilich nichts an der Thatsache ändern, daß der Fortschritt der Konsumvereine stets ein Schlag für den Kleinhandel bleiben wird. Mögen sich auch die stärkeren Existenzen unter den Detaillisten halten, die schwächeren sind dem Ruin, dem sie freilich auch unter dem bloßen Druck der privaten Konkurrenz, auf die Dauer nicht würden entgehen können, so um so schneller verfallen. Bedauerlich bleibt das unter allen Umständen, und mag es auch ebenso unvermeidlich sein, wie der Rückgang des Handwerks vor den Fabriken und die wenigstens zeitweise Vermehrung der Arbeitslosigkeit durch das Anwachsen der Maschinenindustrie, es bleibt doch ein Thatbestand, mit dem man sich nur versöhnen kann, wenn ihm auf der anderen Seite überwiegende Vorteile gegenüberstehen. Sehen wir denn zu, inwieweit die Erfolge der Konsumvereine bis jetzt ihren Zwecken entsprechen und ihre Existenz rechtfertigen.

* * *

Von Gegnern der Konsumvereine, namentlich von Kleinhändlern, wird oft behauptet, daß dieselben unmöglich, was ihren Geschäftsbetrieb angeht, billiger arbeiten können als der im eigenen Interesse jede Gelegenheit benutzende Zwischenhändler, ja, daß erstere oft noch kostspieliger arbeiten als der Detaillist und somit ihren Mitgliedern Geld kosten, anstatt ihnen etwas zu sparen. Prüfen wir diese Behauptung an den Geschäftsberichten der Gegner. Im Jahre 1882 hatten unter 660 deutschen Konsumvereinen 185 genauen Bericht erflattet. Sie zählten damals 116500 Mitglieder, hatten im letzten Jahre für 32½ Millionen Mark Waren umgesetzt und dabei nach Abzug aller Unkosten, Gehälter, Lohntien und Abschreibungen rund 2½ Millionen Gewinn gemacht. Dieser Reingewinn stellt die Ersparnis dar, welche dem Warenbezug und Austausch mittels Korporationen anstatt im Zwischenhandel zu verdanken war. Zehn Jahre später, 1893, gab es im deutschen Reiche 1339 Konsumvereine, von denen wiederum nur ein Drittel genau berichtet hatte. Diese besaßen mehr als eine Viertelmillion Mitglieder und vermittelten den Warenumsatz von reichlich 68 Millionen Mark; der Reingewinn belief sich auf 6¼ Millionen. Das heißt, es lassen sich beim genossenschaftlichen Bezuge der Lebensmittel (um solche und weiterhin um Kohlen handelt es sich zumeist bei privaten Konsumvereinen) mindestens 9 % des Einkaufspreises sparen; 1882 waren es erst 7½ %, während sich in der eigentlichen Heimat der Konsumvereine, in England, das Verhältnis des reinen Nutzens noch höher beziffert. Nun beziehen sich die oben angeführten Zahlen nur auf die 377 Vereine, welche unter einer Gesamtzahl von 1339 dem Vorstande des deutschen Genossenschaftsverbandes ihre Geschäftsberichte zur Verfügung gestellt haben. Im ganzen dürften die Konsumvereine des deutschen Reiches im Jahre 1893 wenigstens 15 Millionen Mark Gewinn an ihre Mitglieder verteilt haben, oder auf jede Familie eine durchschnittliche Jahresersparnis von 30 Mark, die in Arbeiterkreisen schon einem jährlichen Mehrverdienst von zwei Wochen gleichkommt. Das ist aber nur derjenige Gewinn, welcher der Preisberechnung gewissenhafter Detaillisten gegenüber erzielt wurde; ganz anders stellt sich der Vorteil der Konsumvereine, wenn man an die Verluste denkt, welche gerade dem kleinen, seine Bedürfnisse in geringen Mengen kaufenden Konsumenten durch die Preisausschläge der Kaufleute erwachsen. Nach Roscher schlagen die Krämer in den ärmeren Teilen der Städte auf diejenigen Waren, welche ihnen pfeinzig- und lotweise abgekauft werden, bis 500 % auf den sonst üblichen Preis. Es werden solche

extremen Fälle selten sein, aber für die ärmere Bevölkerung würde es schon drückend, ja unerträglich sein, wenn sie ihre Lebensmittel nur um hundert, ja nur um fünfzig oder zwanzig Prozent teurer bezahlen sollte, als die wohlhabenderen Klassen. Und eben die unteren Schichten der Bevölkerung sind es vorzugsweise, welche sich durch den genossenschaftlichen Zusammenschluß diesem Druce mehr und mehr entziehen. Im Jahre 1893 gehörten zu den Mitgliedern der deutschen Konsumvereine 4,1 % Landwirte, 4,3 % landwirtschaftliche Hilfskräfte, 3,8 % Kaufleute (!); gegen 9 % gehörten den freien Berufen (Geistliche, Lehrer, Künstler u. s. w.) an, 13,5 % dem Handwerkerstande, dessen starke Beteiligung an den Konsumvereinen in der Praxis seltsam gegen seine theoretische Kriegsstellung zu ihnen absteht, — aber gegen 44 % zählten zum Berufe der Fabrikarbeiter, Bergleute, Gesellen u. s. w., also zu derjenigen Schicht der Bevölkerung, welche in unserer wunderbar zerrissenen Zeit den Einheitsgedanken der in der Zerstreunng so schwachen Massen auf allen Gebieten am nachhaltigsten betont. Unter diesen Umständen müssen die Millionen, welche die Vereinigung den deutschen Konsumenten in jedem Jahre ersparen hilft, eine ganz andere Bedeutung erhalten. Diese 15 oder mehr Millionen würden als erspart gelten können, wenn alle Mitglieder, falls sie dies nicht wären, ihre Bedürfnisse bei rechtlichen Händlern zum Marktpreise mittlerer Quantitäten kaufen würden, aber wie viele von den Mitgliedern sind nicht durch ihren Verein aus einer drückenden Borgwirtschaft, aus den Händen sie überteuerner Krämer erlöst worden? Sie müssen jetzt ihre Bedürfnisse bar bezahlen, was schon ein Vorteil an sich ist, sie sind stets sicher, nur die Preise zu zahlen, welche der begüterte Bürger in solchen Geschäften ebenfalls zahlt, und nur gute Waren dafür zu erhalten, endlich aber am Jahres- oder Semesterluß erhalten sie etwa 9 Prozent ihrer aufgewandten Mittel bar zurückgezahlt. Welch ein Reiz zum Sparen für manchen, der sonst daran nicht denken würde! So läßt denn auch manches Vereinsmitglied seine Dividende, anstatt sie zu verbrauchen, im Geschäft stecken und sich verzinsen. Bei den genau bekannten deutschen Konsumvereinen beliefen sich diese Guthaben 1893 auf 5¹/₂ Millionen, bei allen gewiß über 10 Millionen M. Und das sind Ersparnisse, welche ohne irgend eine Entbehrung, ja vielfach verknüpft mit dem Vorteil besserer Warenqualität, lediglich durch das feste Prinzip der Barzahlung gemacht werden konnten, durch eine Angewöhnung, welche selbst ohne diese Erfolge ihre Belohnung schon in reichem Maße in sich selbst tragen würde. Es läßt sich denken, daß diese Möglichkeit, ohne merkbare Opfer nach und nach in den Besitz eines ersparten Kapitals zu gelangen, den Sparsinn sowohl als die Zufriedenheit der mittleren und ärmeren Klassen mächtig befördert. Es mag z. B. wohl mehr als bloßer Zufall sein, daß in Preußen gerade diejenigen Provinzen, welche an der Bildung von Konsumvereinen in hervorragendem Maße beteiligt sind, auch mit den höchsten Verhältniszahlen in der preussischen Sparkassenstatistik glänzen. In Sachsen, Hannover und Westfalen giebt es auf je 20000 bis 25000 Köpfe einen Konsumverein, in ganz Preußen aber erst auf die doppelte Bewohnerzahl, und dem ganz analog ist auch die relative Sparziffer, d. h. der Betrag an Sparkasseneinlagen pro Kopf der Bevölkerung, in jenen Provinzen fast doppelt so hoch, wie im ganzen preussischen Staate. Die Provinzen Brandenburg, Hessen-Kassau, Rheinprovinz entsprechen annähernd der mittleren preussischen Sparziffer, ihr Bestand an Konsumvereinen ist dagegen verhältnismäßig nur halb bis viertel so groß, wie in den vorgenannten Provinzen. Ost- und Westpreußen sowie Posen stellen ebensowenig zu den Sparkassenerfolgen, wie zu den Konsumvereinen ein nennenswertes Kontingent. Mag das eine zum Teil die Folge des anderen sein oder mögen beide Erscheinungen aus denselben Quellen entspringen, in ihrem Erfolge scheinen sie jedenfalls einander ähnlich, und es würde nicht Wunder nehmen dürfen, wenn man sie auch ferner in demselben Maße mit einander verbunden sehen sollte, als ein Zeichen, daß die Zukunft in sozialpolitischer Beziehung doch noch andere Ausichten birgt, als das so oft an die Wand gemalte Schreckbild der Socialdemokraten: enorme Reichtümer und Massenproletariat.

Welche großen Erfolge ein konsequentes Benutzen der Vorteile des Konsumvereins für den Einzelnen zeitigen kann, beweist das von Pfeiffer mitgeteilte Beispiel eines englischen Arbeiters, der 1850 mit einem Eintrittsgeld von 1 Schilling einem Konsumverein beitrug. Der Mann ließ seine Dividende stets in den Geschäftsklassen des Vereins stecken und sich verzinsen, anstatt es zu verbrauchen, und im Jahre 1861 betrug sein Anteil nicht weniger als 1973 M. — ohne ein anderes Opfer, als das der Ausdauer und Festigkeit.

Freilich gehört zu solchen Erfolgen die glückliche, im Laufe eines vollen Jahrhunderts erfolgte Ausgestaltung, wie sie die Konsumvereine in England gefunden haben. Als sich in der wirtschaftlichen Krisis der 40er Jahre die vielgenannten Pioniere von Rochdale, ursprünglich nicht mehr als 28 Weber mit je einem Pfund Kapital, zum gemeinschaftlichen Einkauf ihrer Bedürfnisse zusammenthatsen, gab es in verschiedenen Teilen des Landes bereits 37 Konsumvereine. Dennoch sind die Weber von Rochdale das Fundament der ganzen britischen Konsumvereinsbewegung geworden, welche heute hier mächtiger ist, als in irgend einem anderen Lande der Erde. Eine Million zum wenigsten beträgt heute die Mitgliederzahl der britischen Konsumvereine, und rechnet man auf jeden Hausstand nur vier Köpfe, was bei der starken Beteiligung der Arbeiterkreise wahrscheinlich zu wenig ist, so genießen bereits über 10 Prozent der großbritannischen Bevölkerung die Wohlthaten der Konsumvereine. Wieviel umfangreicher der Wirkungskreis der letzteren dort ist, als in Deutschland, geht daraus hervor, daß ihr Umsatz wohl viermal, ihre Zahl aber nur um weniges größer ist, als diejenige der deutschen Vereine. Schon 1888 setzten die englischen Konsumvereine für 735 Millionen Mark Waren um, an denen im Vergleich zu den Marktpreisen, die auch in England meist im Barverkauf anrecht erhalten werden, nicht weniger als 68 Millionen Mark Reingewinn erzielt wurden. Beinahe das Vierfache der letzteren Summe hatte sich schon in Form früherer, nicht abgehobener Ersparnisse in den Kassen der Vereine angehäuft, deren Betriebskapital durch diese Einlagen so anzuschwellen beginnt, daß die meisten Vereine ihre Ueberschüsse, und zwar viertel- oder halbjährlich, viel lieber unter die Mitglieder verteilen, als zurückbehalten. Die englischen Konsumvereine sind längst in der Lage, Gelder auszuleihen, während die deutschen ihrer Jugend wegen bisher noch vielfach mit erborgten Kapitalien arbeiten müssen.

Aber das hat wenig zu sagen gegenüber den weiteren Vorteilen, welche den englischen Konsumvereinen ihr ausgeprägter Geschäftssinn und ihre langjährige Praxis schon zugeführt haben, und welche auch den deutschen Genossenschaften offen stehen. Der eine davon ist die Selbstproduktion, vermöge deren die Mitglieder nicht allein die Ersparnis des Massenbezuges genießen, sondern einen Teil ihrer Bedürfnisse auch selbst, sei es durch diejenigen aus ihren Reihen, welche dem betreffenden Fache angehören, sei es durch gemietete Kräfte, aus den Rohmaterialien erzeugen. Fällt auch diese genossenschaftliche Produktion eigentlich durchaus nicht mehr in den Bereich und die Idee der Konsumvereine hinein, so gliedert sie sich doch an ihren Geschäftsbetrieb vortrefflich an. Mitglieder, und in den meisten Fällen auch Geld, sind bereits vorhanden, der Absatz für die zu erzeugenden Artikel ist da und in seinem Umfang leicht zu berechnen, es ist also erklärlich, daß sich aus den englischen Konsumvereinen bereits für viele Absatzartikel Produktionsgenossenschaften entwickelt haben. Der Wert der Waren, welche auf diese Weise hergestellt werden und den Mitgliedern die doppelte Ersparnis der billigeren Produktion und Konsumtion eintragen, beläuft sich jährlich auf 100 Millionen Mark, ihr Umkreis erstreckt sich vor allem auf Mehl, Brot und Fleisch, dann aber auch auf Schneider-, Schuhmachervaren und andere Dinge; Molkereien, ja auch Land zur Pflanzung mit Wohnhäusern sowie zum Ackerbau wird gekauft, angelegt oder gepachtet, und manche Vereine halten sogar Schiffe und Eisenbahnwagen, um außer am Einkauf oder an der Produktion ihrer Konsumartikel auch am Transporte noch zu sparen, was

nameutlich bei Kohlen, Getreide oder Mehl große Posten ausmacht. Derartige Unternehmungen, unter anderem auch die Anlage großer Fabriken, die oft über die Millionen kosten, würde nun vereinzelt Konsumgenossenschaften, wenn auch die größten unter ihnen bereits 30—40 000 Mitglieder besitzen, ganz unmöglich sein. Zu ihnen konnte nur eine Einrichtung führen, die in England schon so allgemein verbreitet, wie unter unseren heimischen Genossenschaften leider noch vereinzelt ist: die Zusammenschließung der einzelnen Konsumvereine zu großen Verbänden. Die letzteren bilden dabei wiederum Genossenschaften, nur daß deren Mitglieder keine Personen, sondern ganze Vereine sind. Man kann sich vorstellen, welche Gewalt durch diese, hunderttausende von Einzelunteressen zusammenschließenden Engros-Vereine ausgeübt werden kann. Diese Riesengesellschaften — die größte umfaßt 1889 über 800 Vereine mit 680 000 Mitgliedern — besitzen Mühlen in Schottland und Kohlengruben in Wales, sie haben ihre Vertreter in Ungarn, um Mehl, in Griechenland, um Rosinen und Feigen, am Rhein, um Kefel zu kaufen, sie sind über Preischwankungen und Börsenanwärt erhaben und bilden wirtschaftlich in der That eine selbständige Macht im Staate.

Aber kommen wir von dieser Höchstentwicklung der Konsumvereine wieder auf kleinere Verhältnisse zurück. In Deutschland fehlt es leider noch sehr an dem festen Zusammenschluß der einzelnen Vereine untereinander, indessen ist doch, besonders unter den landwirtschaftlichen Vereinen, bereits der Grundstein zu diesem Vorgehen gelegt. Die von den landwirtschaftlichen Einzelbetrieben hauptsächlich zum wohlfeileren Engrosbezug von Kohlen- und Düngertstoffen gebildeten Konsumvereine stehen z. B. jetzt in Pommern im Begriff, sich zu einer Centralgenossenschaft mit dem Sitz in Stettin zusammenzuschließen und durch einmütiges Vorgehen dieselben Vorteile zu erlangen, welche in anderen Provinzen und in außerpreussischen Staaten auf dieselbe Weise schon früher erreicht worden sind. Wie schnell sich solche provinziellen oder Landeskonsumverbände, einmal gebildet, zu recht umfangreicher und segensvoller Thätigkeit entwickeln, lehrt das Beispiel des 1884 begründeten Verbandes landwirtschaftlicher Genossenschaften im Königreich Sachsen. Im ersten Betriebsjahr vermittelte dieser Centralverband für seine Mitglieder Geschäfte im Umfang von 2¹/₂ Millionen Mark (der pommerische Genossenschaftsverband hatte 1893 erst einen Umsatz von 1¹/₂ Millionen), im Jahre 1893 dagegen waren die gemeinschaftlichen Einkäufe auf 16¹/₂ Millionen gestiegen, was für die Mitglieder einen jährlichen Vorteil von 1—2 Millionen bedeutet. Der erst spät vom Verbandsangehörigen gemeinschaftliche Kainitbezug z. B. betraf sich 1889 auf rund 12 000 Ctr., 1893 aber auf 783 000 Ctr. Preußen besitzt ähnliche, wenngleich minder ausgebreitete Genossenschaftsverbände bereits in Ostpreußen, Posen, Sachsen, Hannover, Hessen und anderen Provinzen, und ihr günstiger Einfluß auf die Landwirtschaft ist um so größer, als sich mit der Einkaufsgenossenschaft in der Regel auch bald eine Verkaufsgenossenschaft zur besseren Verwertung der gewonnenen Bodenprodukte zu verbinden pflegt. Der pommerische Genossenschaftsverband plant zur Erhebung des Getreidemehles bereits die Anlage von Kornmüllern in genossenschaftlichem Betriebe. Und nicht nur die mittleren und großen Betriebe genießen diese Vorteile, sondern durch den Zusammenschluß der kleineren Vereine zu Verbänden kann ihrer auch der bescheidenste Haushalt, die kleinste Tagelöhnerwirtschaft teilhaftig werden. Läßt sich doch ein Konsumverein in irgend welcher Form auf jedem Dorfe gründen. Der Lehrer eines solchen in der Nähe von Goslar z. B. berichtete über den dort vor drei Jahren errichteten genossenschaftlichen Darlehns- und Konsumverein. Derselbe umfaßt 900 Mitglieder, vermittelt den größten Teil der Geschäfte des Ortes und setzt, bei einem hübschen Gewinn für die Teilnehmer, 125 000 Mark im Jahre um. Was aber mehr für seine segensvolle Wirksamkeit spricht, ist der gleichzeitig erzielte moralische Gewinn für die Bewohner des Ortes. Ein jeder zahlt bar, was er verbraucht, während sonst gerade auf Dörfern vielfach noch die unfehlige Vorgewirtschaft im Schwange ist; ein jeder erhält am Jahreschluß seine Dividende, und die Sparrust und Fähigkeit hat erstaunliche Fortschritte gemacht.

Das sind einige, wenn auch längst nicht alle Beweise für die Wirksamkeit der Konsumvereine. Wir haben weder die französische, noch die österreichische Bewegung dieser Art in unsere Betrachtungen ziehen können, obwohl beide sich den englischen und deutschen Erfolgen mit großen Ziffern anschließen. Aber auch das Gesagte wird schon genügen. In England haben die Konsumvereine ihren Mitgliedern sicher schon über eine Milliarde, in Deutschland seit 1860 gegen 200 Millionen Mark gespart — Summen, die zum größten Teil kleinen Leuten, Handwerkern, Landbewohnern, Arbeitern zu gute gekommen sind, und die überdies den kleineren Teil des Nutzens der Konsumvereine repräsentieren, wenn man sie mit den moralischen Erfolgen vermehrter Sparsamkeit und erhöhter wirtschaftlicher Freiheit vergleicht. Sollten diesen schwerwiegenden Erfolgen gegenüber die üblen Wirkungen auf die Existenz einiger Tausend Detaillisten nicht zu verschmerzen sein? Wenn selbst der Stand der Konsumvereine in allen Ländern dieselbe Höhe erreichte, welche er jetzt in England einnimmt, so würde schlimmsten Falls der zehnte Teil der heutigen Krämer zu entbehren sein, ja nicht einmal soviel, denn auch der vielseitigste Konsumverein wird seinen Mitgliedern nicht alle ihre Bedürfnisse vermitteln. Sollte aber nicht die übertriebene Konkurrenz gerade auf diesem Gebiete schon weit mehr Detailgeschäfte über den Bedarf hinaus geschaffen haben? Die Klagen der mittleren und kleinen Geschäfte sind viel älter, als der neue Aufschwung der Konsumvereine. Man fordert die Beseitigung der letzteren unter dem Gesichtspunkte, daß der Mittelstand geschützt werden müsse, aber gehört der kleine Konsument dem Mittelstande weniger an, als der Zwischenhändler? Man hat kein Mittel zu finden gewußt, den kleinen Händler zu schützen gegen die Bedrohung, welche ihm von Seiten der kapitalistischen Verkaufskonkurrenz, von Seiten der Bazare, der Magazine und Riesengeschäfte erwächst, und man wird dieses Mittel auch schwerlich finden, weil sich in den geschäftlichen Großbetrieben eine vielleicht bedauerliche, aber unabänderliche Uebergangsform des wirtschaftlichen Lebens der Vergangenheit zu demjenigen der Zukunft darstellt. Wird man weniger Mähe haben, den Konsumvereinen gegenüber, welche nicht, wie jene Riesen-Aktiengesellschaften mit einem halben oder viertel Duzend Aktionären, auf den Vorteil Einzelner, sondern auf denjenigen von Hunderttausenden gegründet sind, — einen Schutzdamm für den gefährdeten Mittelstand zu finden, vorausgesetzt sogar, daß man volkswirtschaftlich überhaupt berechtigt wäre, einen solchen Damm zu errichten? Ist nicht gerade im Konsumverein zum ersten Male die Möglichkeit für die mittleren und unteren Klassen gegeben, den großkapitalistischen Auswüchsen des Handels wirksam entgegenzutreten? Man sehe doch die Riesenbazare, die Massenverkäufe zu Schleuderpreisen, das Angebot von Schund aller Art unter glänzender Maske, wie es sich in Berlin an allen Ecken breit macht! Die solide kaufmännische Konkurrenz ist ohnmächtig gegen dieses Treiben der Wertheim und Genossen, aber nur einmal durch ein Duzend Konsumvereine ein Keil in das wüste Handelstreiben der Großstadt getrieben, und die „Kaiser-“ nebst allen sonstigen Bazaren dürften bald den Boden unter den Füßen verlieren, wenn sie einmal einem organisierten Publikum gegenüberstehen. Man wird einwenden, daß damit dem Kleinhandel nicht geholfen sein würde, aber ist derselbe nicht dem kapitalistischen Detailhandel gegenüber ohnehin, bis auf gewisse Ausnahmen, verloren? Ist es wünschenswerter, Millionen von Konsumenten aus dem mäßigen Druck des bisherigen Zwischenhandels in den unerträglichen Druck eines Handelsmonopols in Spekulantenhänden hineinzutreiben, als es gänzlich zu befreien? Denn gegen das Ueberwuchern des unlauteren Wettbewerbs werden keine Polizisten und Gesetze schützen; sie können ihn nur raffiniert und unsahbarer machen, — androhten kann ihn nur eines, ein organisiertes Publikum, wie es die Konsumvereine schaffen. Ja, die letzteren sind sogar allein fähig, auch den Uebergriffen in der monopolisierten Produktion zu wehren, wie es die an die englischen Konsumvereine angewachsenen Produktionsgenossenschaften zur Genüge gelehrt haben. In einem großartigen Centralverband wohlorganisierter Konsumvereine würde selbst die Macht des ausgedehntesten Kartells, sei es

von Händlern oder Produzenten, zerschellen. — Sollte man diesen einzigen Schutz des kleinen Mannes gegenüber der Macht des Großkapitals unwillig zerstören, nur um der Erhaltung eines „Mittelstandes“ willen, dessen Mitglieder, soweit sie gegen die Konsumvereine Front machen, in Wirklichkeit doch nur ein geringer Bruchteil des Mittelstandes sind? Zwischen Reich und Arm eine Mitte zu treffen, ist allerdings, und mit Recht, die ausgesprochene Quintessenz der gegenwärtigen wirtschaftlichen Probleme; könnte dieser Aufgabe Genüge geschehen, so wäre schnell der socialistischen Agitation der Boden entzogen; aber dazu dürfte die Ausbreitung der Konsumvereine sicherlich mehr beitragen, als ihre Unterdrückung.

„Ein Mittelstandsproblem“, sagt in ähnlichem Sinne, wenn auch vielleicht in etwas zu begeisterter Auffassung der von ihm mit Feuer vertretenen Genossenschaftsbestrebungen, ein Mitarbeiter des Genossenschaftlichen Begleiters, — „ist allerdings die ganze sociale Frage. Aber es handelt sich nicht um die Erhaltung der alten Mittelstandselemente, die nur eine künstliche sein könnte, sondern um die allmähliche Heranbildung eines neuen Mittelstandes, der das ganze Volk umfassen und jedem Einzelnen Gelegenheit geben wird, sich dem allgemeinen mittleren Niveau der Lebenshaltung anzupassen. Das ist das treibende Moment der ganzen socialen Bewegung, das Ziel der socialen Kämpfe und das Ideal Aller, welche die Dinge von einer höheren Warte als derjenigen egoistischer Sonderinteressen betrachten. Und weil die Konsumgenossenschaft die Form ist, in der allein sich diese Entwicklung vollziehen kann, so wird sich die Befehdung derselben ganz nutzlos erweisen.“ — Man braucht nicht gerade die weitgehendsten Hoffnungen zu teilen, welche diese Aeußerung anführt, obwohl viele Anhänger der Konsumvereinsbewegung derselben Ansicht sind, aber soviel wird bald in weiten Kreisen zugegeben werden müssen, daß die Konsumvereine zur Milderung der socialen Gegensätze bereits viel gethan haben und, allgemeiner eingeführt, auch noch mehr zu erreichen fähig sein würden. Man hat auf ein socialistisches Körnchen in den Konsumvereinen hingewiesen, aber mit gleichem Rechte kann man jede Bestrebung, durch die Kraft vieler zu erreichen, was dem Einzelnen versagt ist, socialistisch nennen. Die Socialdemokraten stehen, mit einziger Ausnahme Belgiens, der Konsumvereins- wie jeder genossenschaftlichen Erwerbsorganisation sehr feind gegenüber, vielleicht weil die Form des freien Vereins überhaupt gegen ihr Empfinden verstößt, vielleicht weil sie es noch für zu früh hält, Organisationen zu begünstigen, welche die Zufriedenheit erheblich steigern würden. Aber ist das ein Grund gegen die Konsumvereine? Ist es nicht vielmehr ein Fingerzeig, der ihre Einführung nur beschleunigen sollte?





Unsere Nationalhymne.

Sage und Geschichte.

Von

G. Schröder, Generalmajor a. D.

.....

„Nationalhymne“ ist eines der Fremdwörter, die der zur Zeit mit Eifer gehandhabte Sprachreinigungs-Wesen noch nicht ausgefegt hat. Und auch nicht ausfegen sollte! Hier, wie in tausend anderen Fällen, dient das Fremdwort zur Bezeichnung einer Besonderheit innerhalb eines großen Vorstellungskreises; es bezeichnet ein bestimmtes Einzelgebilde (eine Individualität) innerhalb der Gesamtheit der „allgemein bekannten und in Gebrauch stehenden Erzeugnisse der Ton- und Dichtkunst“. Statt dieser wissenschaftlich genauen, aber zu weitläufigen Begriffsbestimmung können wir kurz und gut „Volkslied“ sagen. Der Volkslieder giebt es unzählige, die „Nationalhymne“ ist eins davon. Und zwar ist es das politische Volkslied.

Für uns ist Nationalhymne das fünfstrophige Gedicht, dessen erste Zeile lautet „Heil dir im Siegerkranz“ — gesungen (oder auch nur von Musikinstrumenten vorgetragen) nach der Melodie der englischen Nationalhymne: *God save the King!*

Wollen wir die Geschichte, d. h. Herkunft und Entwicklung unserer Nationalhymne kennen lernen, so müssen wir mit derjenigen der englischen beginnen.

Hier haben wir anscheinend einen durchaus zuverlässigen Führer und Gewährsmann in Dr. Friedrich Chrysander, dem berühmten und verdienten Händel-Kenner und Verehrer, und zwar in dessen Studie: „Henry Carey und der Ursprung des Königsgefanges *God save the King*“ im 1. Bande der von dem Genannten herausgegebenen „Jahrbücher der musikalischen Wissenschaft“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel; 1863).

Ich habe geschrieben „anscheinend“ und will in der That damit einen Zweifel an Chrysanders Feststellungen ausgedrückt haben. D. h. nicht, daß ich irgend eine der von Ch. ermittelten Thatfachen bezweifeln wollte; aber ich glaube, er ist nicht weit genug gegangen; er ist bei Henry Carey stehen geblieben und hat gänzlich die Spuren ignoriert, die mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit für französischen Ursprung der Melodie sprechen.

Ich will gleichwohl dem ersten Abschnitte meiner Abhandlung die Ueberschrift „*God save the King*“ geben, wenn ich auch geneigt bin, zu glauben, daß dieselbe treffender „*Grand Dieu sauvez le Roy!*“ lauten würde; ich will nicht so entschieden und von vornherein mit der allgemein gültigen Uebertieferung brechen. Und das hat ja auch seine Wichtigkeit: „Heil dir im Siegerkranz“ soll gesungen werden nach der Melodie von „*God save the King*“; ob diese Melodie original oder entlehnt ist, thut

nichts zur Sache, ist eine Frage für sich, mit der wir uns jedoch am Schlusse des Abschnittes eingehend beschäftigen wollen.

Der zweite Abschnitt ist dem deutschen Texte gewidmet. Hier können wir Ursprung und Entwicklung genau verfolgen, und gelangen zu bestimmten Daten, d. h. Zeitangaben.

Die ausländische d. h. nicht deutsche Melodie und der deutsche, aber gleichwohl ursprünglich auch ausländische (dänische) Text geben zusammen ein deutsches Lied, das aber durchaus nicht sofort . . . nicht einmal preussische, geschweige denn die deutsche Nationalhymne gewesen ist.

Dem höchst bedeutsamen Uebergange vom Liede zur Nationalhymne ist der dritte Abschnitt gewidmet. Ich will nicht behaupten, daß die Beweisführung im dritten so unanfechtbar und zwingend sei, wie die im zweiten; ich gebe zu, meine bezügliche Behauptung ist nur Konjektur und Hypothese, aber ich halte dieselbe für sehr wahrscheinlich. Und wenn ich recht habe, dann ist der 7. Oktober 1795 der Tag, und das Potsdamer, von König Friedrich Wilhelm II. der Stadt geschenkte Theater der Ort, wo „Heil dir im Siegerkranz“ zum ersten Male als preussischer Volks-, Vaterlands- und Königs-Gesang erklingen ist.

Und dann wäre die vorliegende Arbeit eine Jubiläumsschrift; mag sie als solche der Gunst des Lesers empfohlen sein!

I.

God save the King.

Auf ein einschlägiges Jubiläum hat schon vor etwas mehr als Jahresfrist eine deutsche Zeitschrift aufmerksam gemacht; auf die hundertste Wiederkehr des Tages nämlich (17. Dezember 1793), an dem der deutsche Text zur englischen Melodie in einer Berliner Zeitung gestanden hat. Die Zeitschrift wärnte dabei einige der laudläufigen Ursprungsfabeln auf (sie hat ihren Irrtum später bekaunt; es mag ihr daher vergeben sein und sie ungenannt bleiben), namentlich die, daß der englische Text bald nach der Putzverschmörung (1605) entstanden, aber erst hundert Jahre später von Händel in Musik gesetzt sei.

Den Nachweis, daß Händel völlig unberechtigt in den Verdacht der Urheberchaft gekommen ist, zugleich aber die Erklärung, wie der sonderbare Irrtum hat entstehen können, hatte Chrysauder gleichwohl schon 30 Jahre zuvor geführt, aber derartige Fabeln haben ein zähes Leben.

Der bereits nachgewiesene Artikel Chrysaunders zerfällt in drei Abschnitte:

1. Das Krönungs-Anthem Zadok the Priest von Händel;
2. Ueber Henry Carew;
3. Ursprung des Königs-gesanges.

Händel erhielt, seiner Stellung zu den damaligen staatlichen Musik-Instituten gemäß, den Auftrag, für die Krönung Georgs II. am 11. September 1727 und deren kirchliche Feier die Festmusik zu liefern.

Händel entsprach dem Auftrage durch die Komposition von vier „Anthems“. Dieselben (in Partitur und Klavierauszug) bilden den 14. Band (1863) der von Chrysauder (nominell von der deutschen Händel-Gesellschaft) bewirkten Gesamt-Ausgabe von Händels Werken (15 Bände in 29 Jahrgängen).

Von den vier Krönungs-Anthems (Coronation Anthems) interessiert nur dasjenige, dessen Text, wie angegeben, mit „Zadok the Priest“ beginnt.

Die meisten heutigen deutschen Leser dürften nicht wissen, was „Anthem“ bedeutet. Der Ausdruck ist nur der englischen Sprache eigen. Nicht wer ihn aus dem Munde eines Engländer's hört (er lautet annähernd wie „än—hem“), aber wer ihn geschrieben

oder gedruckt sieht, muß auf den Gedanken kommen, daß es sich um ein verdorbenes Griechisch handeln möge. „Anthem“ ist ohne Zweifel das griechische „Anathema“, aber nicht in derjenigen Bedeutung, die vielen allein bekannt sein wird, als offizielle Bezeichnung für den großen Kirchenbann, Verfluchung, Ausstoßung aus der Gemeinde. Diese Bedeutung hat das griechische Wort bei keinem klassischen Schriftsteller, vielmehr erst im Neuen Testament (und wird dort ἀνάθεμα geschrieben), während es im klassischen Griechisch (und zwar ἀνάθημα geschrieben, vom Zeitwort ἀναθέωω „weihen“, genauer: „als Weihgeschenk aufstellen“) nur eine ehrfurchtsvolle Darbringung, ein Weihgeschenk bedeutet. Die Uebertragung auf eine musikalische Ovation oder Huldigung in Form eines Chor- oder Weihgesanges gottesdienstlichen Charakters ist ohne Zweifel modern und in der verstümmelten Form „anthem“ spezifisch englisch. Anthem hat dieselbe Bedeutung wie das bekanntere „Motette“ oder „Kantate“.

Eingeführt als liturgisches Element der englischen Kirche ist das Anthem im Jahre 1551, nachdem die kirchliche Reaktion der „blutigen“, „katholischen“ Maria mit deren Tode 1558 ein Ende genommen und die anglikanische oder Hochkirche die Herrschaft zurückgewonnen hatte.

Das in Rede stehende Händelsche Musikstück hat drei Abschnitte. Der erste ist ein den Krönungszug schilderndes bzw. begleitendes Orchester-Vorpiel. Die Instrumentierung ist die zur Zeit gebräuchliche: Streichquartett; Oboen und Fagotts; Trompeten und Pauken. An das Orchester-Vorpiel schließen sich zwei Sätze für gemischten Chor (mit Orchester-Begleitung); siebenstimmig; der Tenor einfach, die anderen Stimmen doppelt.

Der erste Chorsatz schildert erzählend die Situation: „Zadok der Priester und Nathan der Prophet salbten König Salomo. Und alles Volk frohlockte und sprach ic.“

Wie im Oratorienstil überhaupt und im Händelschen insbesondere üblich, haben die wenigen Worte für zehn- bis zwanzigmal soviel Noten herhalten müssen; namentlich erfreut sich das „frohlockt“ („rejoice“) reichlicher Wiederholung. Endlich macht denn auch der Komponist seinen Doppelpunkt hinter „and said“ und läßt uns — die Tonart D-dur beibehaltend, aber in pathetischen Biervierteltakt übergehend — hören, was das Volk gesagt hat.

Wer in der Lage ist, das Händelsche Musikstück kennen zu lernen, wird sich durch den Augenschein überzeugen, die übrigen müssen auf guten Glauben die Versicherung annehmen, daß Händels „God save the King“ nichts mit der Melodie gemein hat, nach der in England wie bei uns die Haupt-Volkshymne gesungen wird.

Es erübrigt nur noch, nachzuweisen oder doch wahrscheinlich zu machen, wie Händel zu der unverdienten Vaterschaft gekommen sein mag.

Händel stand als Musiker in hohem Ansehen bei den Engländern. Die Vaughall-Wärten waren ein Hauptplatz für seine Werke. Hier ist in den folgenden Jahrzehnten (Händel ist 1759 gestorben) auch sein „Coronation-Anthem“ oder das „Anthem Zadok the Priest“ öfter und zwar ganz wiederholt worden. In den städtischen Konzerten dagegen ist nur der zweite Chorsatz zur Ausführung gekommen. Daher findet sich in den Konzert-Anzeigen und Berichten auch die Bezeichnung: „Anthem God save the King.“ So führt z. B. Christophander eine Konzert-Anzeige vom 10. März 1738 an, in der es heißt: „Zum Schluß das Krönungs-Anthem, benannt God save the King, komponiert von Herrn Händel“ (The concert to conclude with the Coronation Anthem, call'd God save the King, compos'd by Mr. Handell).

In Händels Zeitgenossen — freilich in einer ganz anderen gesellschaftlichen wie künstlerischen Sphäre lebend — gehört Henry (oder Harry) Carey, der, wahrscheinlich um 1695 geboren, etwa 10 Jahre jünger als Händel war.

Ein zeitgenössischer Kritiker (Pawkins) sagt: „Carey war ein Mann von unnterem Temperament, von Profession Musiker und ein Dichter niederen Grades (lower order). Der Umfang seiner musikalischen Fähigkeiten scheint die Komposition einer Balladen-

Melodie oder höchstens einer kleinen Kantate gewesen zu sein, zu welcher er so eben fähig war, den Bass zu finden." Wir werden erfahren, daß ihm selbst diese bescheidene contrapunktische Leistung nach eigener Erkenntnis nicht immer hat gelingen wollen, er sich vielmehr von anderen hat helfen lassen. Chrysauder stellt ihn in Hinsicht musikalischer Begabung höher als der Kritiker Hawkins; aber daß es mit seiner Sapskunst und seiner Kenntnis der Harmonielehre nur schwach bestellt gewesen ist, leugnet auch Chrysauder nicht. Wie die von Chrysauder beigebrachten Proben zeigen, ist Carey ein beachtenswertes Talent für das Finden gefälliger, volkstümlicher Melodien eigen gewesen. Hawkins kommt zu dem Schlusse: „Nur mäßig in seiner Kunst gebildet, wie Carey war, mußte der Unterricht in Mädchenschulen und in den Privatfamilien der Mittelklassen seine Hauptbeschäftigung sein.“ „Sein Talent lag im Humor und in harmloser Satire.“ Man darf Carey nach allem, was wir von ihm wissen, als Volksdichter und zugleich Volksfänger auffassen, der sich einer gewissen Popularität erfreute, ohne doch etwa in hohem Ansehen zu stehen.

Carey gilt für das uneheliche Kind eines vornehmen Mannes, wahrscheinlich des George Saville, Marquis von Halifax. Er selbst scheint an diese illegitim-vornehme Abstammung geglaubt zu haben, da er seinem jüngsten Sohne (der bei des Vaters Tode noch ein Säugling war), jene Vornamen gegeben hat. Genügt — durch Protektion oder Geldunterstützung — scheint ihm seine Abkunft nicht zu haben; er hat sich nur eben so durchgeschlagen; eine Zeitlang ist es ihm wohl leidlich, später aber schlecht gegangen. Wahrscheinlich hat er unüberlegt und jung geheiratet. Er hatte vier, nach anderen Angaben sechs Kinder, als er, noch nicht 50 Jahre alt, starb — aller Wahrscheinlichkeit nach durch Selbstmord eudend. Chrysauder citirt aus der Londoner Zeitung ‚Daily Post‘ vom 5. Oktober 1743 die Mitteilung: „Gestern Morgen stand Mr. Carey, in der musikalischen Welt durch seine drolligen Kompositionen wohlbekannt, in völliger Gefundheit vom Bette auf, wurde aber bald hernach tot gefunden“ (found dead).

Careys poetisches und musikalisches Talent hat sich früh geltend gemacht. Schon 1713, wo er höchstens 18 Jahre alt gewesen sein mag, gab er „Poems on several occasions“ („Gedichte aus verschiedenen Anlässen“) heraus. In der zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1720) bezeichnet C. unter den mitgetheilten Kompositionen elf als von ihm herrührend. In dem Subskribenten-Verzeichnis finden sich zwei berühmte Namen: Pope und Händel, woraus wohl zu schließen, daß C. ein gewisses Ansehen erworben hat, selbst bei den ersten Größen seines Faches. Zum dritten Male sammelte C. seine Gedichte 1721. Außerdem ließ er, um sich vor den „Raub-Druckern“ zu schützen, einzelne seiner selbst in Musik gesetzten Gedichte im Selbstverlage als fliegende Blätter erscheinen. Es existieren deren bis zum 12. April 1742. In keiner seiner selbstbewirkten Veröffentlichungen — gesammelten wie vereinzelt — befindet sich sein Vieh God save the King. Chrysaunders Forschungen lassen es unzweifelhaft erscheinen, daß dasselbe aus Anlaß der Abreise des Königs zur Arme, die Ende April 1743 stattfand, gedichtet und komponiert worden ist. Zwischen diesem Termin und Careys Tode liegen noch mehr als 5 Monate. Niemand weiß, in welcher Stimmung der in die absteigende Bahn geratene Dichter-Sänger diese Monate zugebracht hat; wahrscheinlich in keiner guten. Jedenfalls hat Carey selbst gegen sonstige Gephylogenheit, nichts für das Bekanntwerden dieser wahrscheinlich letzten Leistung seines bescheidenen Doppel-Talentes gethan, von der er jedenfalls nicht geahnt hat, daß sie allein seinen Namen auf die Nachwelt bringen werde.

Georg II. hatte während der ersten 12 Jahre seiner Regierung den Frieden bewahrt. 1739 sah er sich zu einer Flotten-Demonstration im Mittelmeer gegen Spanien genötigt. Dann kamen die österreichischen Erbfolgekriege. Im Jahre 1741 verpflichtete sich der König zu Gunsten der pragmatischen Sanktion, bewog das Parlament zur Bewilligung ansehnlicher Subsidien, und griff hiermit selbst zu den Waffen. Der Sieg

bei Dettingen a. Main, unweit Aschaffenburg, den er am 27. Juni 1743 über die Franzosen errang, war für Maria Theresia eine rettende That.

Händel schuf im „Dettinger Te Deum“ eins seiner bedeutenden Werke.

Wie der große Händel den Sieg, hat der kleine Carey den Auszug des Königs gefeiert. Der ursprüngliche Text ist noch kein „Heil dir im Siegerkranz“, kein Hymnus auf den König, vielmehr nur ein Gebet um Sieg.

Einer der angesehensten derzeitigen Londoner Musik-Verleger (auch ein „Kaub-Drucker“), Simpson, hat zuerst das Careysche Lied — aber ohne Namens-Angabe — veröffentlicht und zwar in „Thesaurus musiens. Eine Sammlung verschiedenartiger zwei-, drei- und vierstimmiger bisher noch nicht gedruckter Gesänge.“ Chrysauder rechnet aus, daß der Thesaurus in der ersten Hälfte des Mai 1744 erschienen sein müsse.

Careys Witwe hatte die musikalische Hinterlassenschaft zu fernerm Vertriebe dem Verleger des Thesaurus überlassen, der gar nicht gewußt haben wird, daß C. selbst der Urheber des fraglichen, bis dahin unbekanntem kleinen Liedes sei, denn dem erfahrenen Geschäftsmanne würde es nicht entgangen sein, daß das Lied mit dem immerhin gut betennunden Namen Carey mehr Aussicht auf Beachtung gehabt haben würde, als bei seinem namenlosen Auftreten mit der nüchternen Ueberschrift: „Für zwei Stimmen.“

Carey hat nur zwei Strophen gebichtet:

1.

God save our Lord the King
Long live our noble King
God save tho King.
Send him victorious
Happy and glorious
Long to reign over us
God save the King!

2.

O Lord, our God, arise!
Scatter his enemies!
And make them fall!
Confound their Politicks
Frustrate their knavish Tricks
On him our Hopes are fix'd —
O save us all*).

Zunächst blieb Careys God save the King unbeachtet. Konzert-Berichte aus dem Jahre 1745 deuten noch immer auf Händels God save the King aus dem Krönungs-Anthem.

Nach Chrysaunders Meinung (der ersichtlich die Konzert-Berichte der Londoner Zeitungen aus Händels Zeit fleißig studiert hat), ist die Careysche Komposition zum ersten Male am 28. September 1745 öffentlich vorgetragen worden, und zwar auf dem königlichen Theater in Drurylane. Die bezügliche Zeitungs-Notiz lautet: „Letzten Samstag Abend wurde die Zuhörerschaft angenehm von den Gentlemen überrascht dadurch, daß dieselben das Haus mit dem Anthem „Gott erhalte unseren erhabenen König“ bekannt machten. Die Piece mußte mehrmals wiederholt werden. „The gentlemen“ sind die engagierten Chorsänger des Theaters, die nach damaliger Bühnen-Gewohnheit auch zwischen und nach ersten Dramen (z. B. Othello, Heinrich V. u. s. w.) zur abwechselnden Unterhaltung des Publikums Gesänge vortrugen, die nicht die geringste Beziehung zum dramatischen Hauptinhalt der Vorstellung hatten; meist waren sie populär und insbesondere patriotisch. (Auch Tanz-Intermezzi kamen zur Ausführung.) Zur Zeit war ein patriotisches Lied sehr angebracht, denn die Stuart-Partei war reger am Werke (1745 laudete in Schottland der „Präsident“ Karl Eduard,

*) Hier folgt die Uebersetzung und zwar in Prosa, weil sie nur dann tren sein kann, worauf allein es ankommt:

1. Gott erhalte unsern Herrn, den König! Lange lebe unser erhabener König! Gott erhalte den König! Mache ihn siegreich, glücklich und ruhmvoll lange über uns herrschen! Gott erhalte den König.

2. O Herr, unser Gott stehe auf, Verstreu seine Feinde, Bringe sie zu Fall! Verwirre ihre Pläne; vereitele ihre böhschen Mäntel! Auf ihn ist unser Hoffen gerichtet; o! ertle uns Alle.

Sohn Jakobs, den seine Anhänger den Dritten nannten, der letzte Prinz aus dem Hause Stuart, dessen Sache nach anfänglichen Erfolgen in der Schlacht von Culloden — am 27. April 1746 — endgültig erlag).

Carey ist in dem angeführten Theaterberichte noch immer nicht genannt; aber Händels God save the King kann gemeint sein, da diese Komposition, die etwas seit 18 Jahren Bekanntes war, die Zuhörerschaft doch nicht „angenehm überrascht“ haben würde. Chrysander findet in der Bezeichnung der Novität durch die Textworte: „God save our noble King“ den direkten Beweis, daß von der Careyschen Komposition die Rede sei. In der That — „our noble King“ steht nicht in Händels Text; in Careys in Verbindung mit „God save“ zwar auch nicht, wohl aber in der zweiten Zeile: „long live our noble King!“ Jedenfalls neigt die Wage zu Gunsten Careys, wenn man nicht etwa willkürlich ein vorher und nachher unbekannt getwesenes und gebliebenes drittes God save the King annehmen will.

Seit 1744 war Thomas Augustin Arne, einer der bedeutendsten englischen Komponisten, als solcher am Drurylane-Theater angestellt, an dem seine italienisch ausgebildete Gattin als gefeierte Sängerin wirkte. Arne ist der Komponist des zweiten englischen Nationalliedes, des „Rule Britannia“^{*)}. Es wird berichtet (bei Chrysander findet sich die Angabe nicht) und ist nach Lage der Dinge nicht unwahrscheinlich, daß Arne sich um das Bekanntwerden von Careys God save the King verdient gemacht habe.

Das meiste zur Verbreitung beigetragen haben wohl die beiden (nicht verbundenen, sondern konkurrierenden) Musik-Verleger Simpson und Walsh, die im Oktober 1745 die Careysche Komposition auf einem einzelnen halben Bogen ausfliegen ließen. Simpsons fliegendes Blatt hat den Titel: „Ein patriotisches Lied. Gesungen auf der königlichen Bühne. Für zwei Stimmen.“ (A Loyal Song. Sung at the Theatre Royal; for two voices.) Eins dieser Blätter benutzte die Monatschrift „Gentleman's Magazine“ in ihrem Oktoberheft. Es findet sich die Angabe: Die Veröffentlichung im Gentleman Magaz. sei überhaupt die erste; dieser Irrtum ist hiermit auf Grund von Chrysanders Forschung berichtigt.

Die Melodie und der begleitende Singbaß sind 1745 noch unverändert aus dem Theaurus übernommen. Es ist jedoch eine dritte Strophe hinzugefügt. Als 1746 Marjshall Wade gegen die Schotten siegreich vordrang, kam ihm zu Ehren eine vierte Strophe hinzu. Dem historischen Interesse wird es genügen, zunächst die von Carey verfaßten zwei Strophen kennen gelernt zu haben, umso mehr, da der erste Zuwachs für den deutschen Text bedeutungslos ist. Später soll der Leser die nachmals zu da ner n der Geltung gekommenen zwei Strophen (angeblich von Richardson 1755 gedichtet) kennen lernen.

Noch immer war Careys Doppel-Autorschaft gar nicht oder doch nicht allgemein gekannt und anerkannt. Im Gegenteil — es entspann sich ein eigentümliches Legenden- oder man kann wohl sagen Fälschungsweesen, das den armen Carey ganz zu unterdrücken drohte.

Die öffentlichen Gesangsvorträge im Theater wurden damals als Partei-Manöver oder Reklame ausgebeutet. Auch die Jakobiten bedienten sich dieses Mittels. Sie waren so frech, den gütig aufgenommenen neuen patriotischen Song, der „loyal“ für das Haus Hannover war, zu stuartisieren! Chrysander citiert einen an Garrick — zur Zeit Miteigentümer und Direktor von Drurylane — gerichteten Brief, in dem sein Korrespondent spottend über eine auf einer Konkurrenz-Bühne stattgehabte Produktion berichtet: Zwanzig Mann seien in feierlichem Aufzuge in höchst ernster Haltung und Geberde aufmarschiert und hätten angestimmt: „God save great James our King!“

^{*)} Der Text findet sich in einem von Thomjon (dem Verfasser der „Jahreszeiten“) und Kallet gemeinschaftlich verfaßten kleinen Theaterstück „Alfred“.

Ein Partei-Manöver der Jakobiten also war es, durch das gewaltiam ein 1743 entstandenes Lied um etwa 60 Jahre, und zuletzt gar bis zur Pulververschwörung, d. h. um 138 Jahre zurückdatiert worden ist!

Es wurde verbreitet, das Lied sei ursprünglich für Jakobs II. (1685 — 88) katholische Kapelle gedichtet und komponiert worden. Nach seinem Falle habe niemand mehr das jakobitisch-katholische Lied zu singen gewagt, bis es unter der neuen Dynastie (Prinz Wilhelm von Oranien, Jakobs Schwiegerjohn, als Wilhelm III. laut Parlamentsbeschluss von 1689) wieder hervorgefucht und zeitgemäß zugerichtet worden sei.

Das neue Königspaar hatte keine Leibeserben. Maria, Jakobs II. älteste Tochter, starb 1694; Wilhelm III. 1702. Erbberechtig war nunmehr Jakobs zweitälteste Tochter (seine Lieblings-tochter) Anna. Geboren 1664, wo ihr Vater noch nicht (wenigstens öffentlich noch nicht) in den Schoß der „alleinseigmachenden“ Kirche zurückgekehrt war, wurde dieselbe in den Grundfäden der anglikanischen Kirche erzogen. Sie wurde 1683 mit einem Bruder des Dänenkönigs Christians V. verheiratet. Sechs Jahre, nachdem sie zur Regierung gekommen, wurde sie Witwe. Sie war jetzt 44 Jahre alt und kinderlos, obgleich sie siebzehn Kinder gehabt hatte. Sie gab den Bitten des Parlaments, sich wieder zu verheiraten, nicht nach. Ihr Herz war bei ihren nächsten Verwandten, zumal ihrem Bruder Jakob, den die Stuart-Partei als „our King James III.“ anerkannte und den auch Anna gern anerkannt hätte, wenn sie nicht zu schwach gewesen wäre und ein Spielball der Parteien. Wenn der Leser ein einst sehr beliebtes und noch jetzt nicht ganz verschollenes Intrigenstück von Scribe „ein Glas Wasser“ gelesen oder gesehen hat, so hat er zwar die Königin Anna nicht kennen gelernt, die dort eine junge, alberne, in einen Lieutenant verliebte Person ist, aber ihre zweierlei um die Herrschaft über sie ringenden Tyrannen, vertreten durch die Herzogin von Marlborough und Bolingbroke.

Anna starb 1714 kinderlos.

Für diesen Fall war in der mit Wilhelm III. vereinbarten protestantischen Successions-Akte von 1701 die Thronfolge in England und Irland der Kurfürstin Sophie von Hannover, Enkelin Jakobs I., und deren protestantischen Nachkommen gesichert.

Die Kurfürstin Sophie, seit 1698 Witwe, starb kurze Zeit vor Anna. Am Tage nach deren Tode (13. August 1714) wurde demnach Sophiens Sohn Georg, derzeit Kurfürst von Hannover, als Georg I. und König von England, das er bis dahin noch mit seinem Fuße betreten hatte, ausgerufen.

Die große Partei-Spaltung im Lande ist durchaus erklärlich: Wer am monarchischen Prinzip der natürlichen Erbfolge in der männlichen Linie festhielt, mußte Jakobit sein; diejenigen, bei denen die Abneigung gegen Reaktion — kirchliche und politische — überwog, huldigten der neuen Dynastie aus der weiblichen Linie; nunmehr dem Hause Hannover.

God save great { George the } King!
James our

Wem es noch nicht historisch genug war, das Lied auf James III. zu beziehen, und auf James II. (also bis etwas vor 1688) zurück zu datieren, der ging bis zu James I. und der Pulververschwörung.

Die Jakobiten ermittelten sogar angeblich den Komponisten des Liedes in John Bull (beziehungsweise den Dichter des Textes in Ben Johnson). Am eifrigsten und längsten vertreten hat die Bull-Hypothese Richard Clark, der, wie Chryxander anführt, anfangs Partei für Carey genommen hatte, später aber sich eines Besseren belehrt zu haben glaubte und dem Dr. John Bull die Autorschaft zuerkannte. Chryxander hat sich den nahe liegenden Esherz nicht verlagern können: Clark möge gedacht haben, niemand sei doch würdiger, John Bulls Leiblieb verfaßt zu haben, als ein Mann, der wirklich gelebt und den Namen John Bull geführt hat.

Derselbe soll schon unter Elisabeth Organist in deren Kapelle gewesen sein; 1596 Professor der Musik im Gresham-Kollege; unter Jakob I. Kammermusikus. 1613 hat er England verlassen und ist in Lübeck 1622, nach anderen Angaben als Organist an der Kathedrale von Antwerpen 1628 gestorben. Clark glaube sogar oder gab vor, urkundlich nachweisen zu können, daß John Bull 1607 vor dem Könige und dessen Sohne zu Ehren der Entdeckung der Pulververschwörung auf einer Orgel das God save the King vorgetragen habe. Clark hat die angebliche Original-Handschrift veröffentlicht. Gewissermaßen bestätigt das Vorhandensein eines derartigen Dokumentes Chrysanter, jedoch mit der Einschränkung, es existiere zwar ein der streitigen Melodie ähnliches Stück Instrumental-Musik, aber kein Gesang.

Darauf aber kommt es an: auf die Schaffung eines volksmäßigen Liedes! Und das ist (Chrysanter zufolge) Careys Werk, nicht John Bulls!

Dr. Johannes Schmann hat in einem Schriftchen von geringem Umfange (27 Seiten) „Veranschaulichung der Entstehung des preussischen Volksliedes: Heil Dir im Siegetranke“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung; 1878) die Ergebnisse seiner — wie er angiebt — mehr als vier Jahrzehnte umfassenden bezüglichen Forschungen zusammengefaßt. Er hat, wie er versichert, die Chrysanter'schen Forschungen wiederholt gelesen, und erklärt gleichwohl: „Auf die Ermittlungen Clarks verlasse ich mich noch heut.“ Der Vollständigkeit des Quellen-Nachweises wegen mag angeführt werden, daß Clark im Jahre 1822 unter dem Titel „An Account (ein Rechenschaftsbericht) of the national anthem“ (über den Volks-Weihgesang, betitelt God s. th. K.) herausgegeben hat, mit Belegen, entnommen verschiedenen alten Dokumenten, für deren Glaubwürdigkeit wir jetzt und hier allerdings keine Garantien haben. Genannt werden: Die Bibliothek von Siou-College, die Berichte (records) der kaufmännischen Groß-Schneider-Gesellschaft (the merchant tailor's company), das alte „cheque-book“ (doch wohl Ausgaben-Buch) von Sr. Majestät Kapelle. Clark selbst nennt sich „gentleman of his majesty's chapels royal“, d. h. angestellter Berufs-Sänger bei der königlichen Kapelle; außerdem hatte er Stellungen bei den Chören der Kathedrale von St. Paul, sowie denen der Westminster-Abtei. Er war also ersichtlich Musiker von Fach.

Wenn es kein God s. th. K. von Händel gäbe, dann könnte man stugig werden; da es aber ein solches giebt, so ist das Mißverständnis völlig aufgeklärt. Was aber den Dr. Bull betrifft, so ist nicht einzusehen, warum man sich nicht bei Chrysanter's Erklärung beruhigen soll: eine Gesangs-Komposition, die Carey benutzt haben könnte, fände sich nicht. Warum sollen wir unserm als Musikgelehrten ersten Ranges anerkannten Zeitgenossen Chrysanter weniger Glauben schenken, als dem durch nichts beglaubigten, verschollenen Domsänger Clark?

Was aus Careys Familie geworden, ist unbekannt. Nur von seinem jüngsten Sohne George Saville Carey haben wir Zeugnis, daß er für seines Vaters — den er nicht gekannt hat — Doppel-Autorruhm eingetreten ist, und in der That ein Zeugnis beschafft hat, das für den unbefangenen Beurtheiler überzeugend ist.

W. Harington war Arzt, daneben musikliebend, selbst ausübender Konzert-Sänger, besonders in Händel'schen Dratorien. Derselbe richtet unter dem 13. Juni 1795 an G. S. Carey folgenden Brief:

„Werter Herr! Ihre Angabe, nämlich daß Ihr Vater der Verfasser und Komponist der Worte aus der Musik von God save great George our King sei, ist gewiß richtig. Der sehr ehrenwerte Herr Schmidt“ (der Engländer schreibt Smith. Ein „Schmidt“ war Händel's Sekretär; es steht nicht positiv fest, ob der im Harington'schen Briefe genannte dieser Sekretär oder etwa dessen Sohn ist, kommt auch nichts darauf an; musikverständlich muß er gewesen sein . . .) „ . . . Herr Schmidt, mein würdiger Freund und Patient, hat mir oft erzählt, was folgt, nämlich, daß Ihr Vater zu ihm gekommen sei mit Text und Melodie, das Begehren äußernd, ihm den Waß zu korrigieren, von

dem Herr Schmidt ihm sagte, er sei nicht schicklich (not proper), und auf Ihres Vaters Bitte habe er (Schmidt) einen anderen in richtiger Harmonie (in correct harmony) geschrieben. Herr Schmidt, welchem ich Ihren Brief heut am 13. Juli vorgelesen habe, wiederholte obige Ansage. Sein vorgerücktes Alter und seine augenblickliche Schwäche machen ihn zum Schreiben unfähig; aber auf seine Autorität hier stehe ich für die Wahrheit. Sollte diese Nachricht im geringsten vorteilhaft für Sie ausschlagen, so würde es die aufrichtigste Genugthuung und Freude gewähren Ihrem W. Harington."

"Nachschrift. Mein Verlangen ließ mich oft nach dem Autor fragen, bevor Herr Schmidt mir Obiges erzählte" . . . "Kein gekrönter Poet (No Laureat) oder Komponist hat die Welt mit einer gefälligeren oder vollstümlicheren Schöpfung beschenkt (has furnished the world with any production more complimentary or more popular)."

An dieses älteste unbedingt anerkennende Urteil eines musikverständigen Engländers sei das von Chrysander gefügt:

"Dieses Goldstück nationalen Gesanges galt zuerst den Leuten nur etwas als ein vortrefflich der Zeitlage entsprechendes politisches Lied; seinen wahren Gehalt ahnte der Tondichter in der Stunde des Schaffens, sonst niemand — bis das gleichsam noch unerkannte, noch unverwertete Naturgold durch allgemeine, dauernde Volksgunst nach und nach seine Läuterung und sein Gepräge erhielt."

Was wir durch Harington von der Geschichte der Careyschen Komposition wissen, ist durchaus nicht geeignet, uns von dem Finder der Melodie eine große Vorstellung als Kontrapunktist, also als Musiker überhaupt, beizubringen. Wir müssen annehmen, der „Singbaß“, den wir aus dem Thesaurus kennen, ist der von Schmidt beigelegte. Derselbe ist der denkbar einfachste und konnte, der von Carey vorgelegten Oberstimme nach, kaum anders sein; er beruht auf den drei Haupt-Harmonien: Tonika, Dominant und Sub-Dominant, und besteht fast ausschließlich in der banalsten Kontrapunktierung, in Terzen- und Sextengängen; nur zum Schluß findet sich die bescheidene „Gegenbewegung“ d c h gegen h c d und | c d d | g gegen | e a g | g.

Ist dieser „Singbaß“ der Schmidtsche — allerdings „correct harmony“, aber die denkbar einfachste, nächstliegende — so muß Careys zweite Stimme geradezu fehlerhaft gewesen sein!

Daß Carey ein Talent für Melodie besessen, ist unzweifelhaft; aber ein Talent für Harmonie kann er nicht besessen haben, kaum ein Ohr dafür.

In dem mitgetheilten Schluß-Gutachten Chrysanders ist das Wort „Läuterung“ gebraucht. In der That — Läuterung hat auch noch die Melodie Careys erfahren müssen, und alle Musikfreunde würden demjenigen Forscher dankbar sein, der nachweise, wer zuerst als drittes Viertel des ersten Taktes a statt g gesungen hat; im vierten Takte den absteigenden Gang h a g statt Careys a a h, im fünften Takte a g fis statt Careys a fis g, und wer namentlich den Schluß e a g | g in das würdevolle e d c h a | g verwandelt hat.

Nachdem sie diese Läuterung erfahren, ist die Melodie von unübertrefflicher Schönheit; sie hat mit Recht, und behält voraussichtlich den ersten Platz unter unseren politisch-patriotischen Gesängen um ihrer musikalischen Vorzüge willen. Diese sind dreierlei. Erstens der pompös-pathetische Dreivierteltakt und der einfach-klare musikalische Periodenbau; zweitens die leicht ins Ohr fallende, auch für den ungeheulten Sänger leicht zu treffende und zu behaltende Intervallen-Folge, also die Melodie, und zwar in dem mäßigen, jeder Stimmlage zugänglichen Umfange von nur 7 Tönen; drittens die in der Melodie gebotene, ungezwungene und doch wirkungsvolle, abwechslungsreiche Harmonie.

Hiermit scheiden wir vom Careyschen Königsgeänge in seiner englischen Heimat. Vom „God save the King“ überhaupt scheiden dürfen wir aber doch noch nicht, wenn

wir — unserer Aufgabe gemäß — alles berühren und würdigen wollen, was an Ursprungs-Sagen aufgefunden ist.

Die englischen, die Händel-Sage und die John Bull-Sage, hat uns Chrysaander gründlich verstehen gelehrt; aber davon haben wir durch ihn nichts erfahren, daß es auch noch eine französische, eine Lully-Sage giebt.

Unlängst ging eine kurze Notiz durch die Tagesblätter, die, im Tone einer neuen Entdeckung vorgetragen, von den Tageschriftstellern wohl auch für eine solche gehalten worden ist. Sie lief darauf hinaus, daß, wie aus einem französischen Memoirenwerke zu ersehen, God save the King aus dem Französischen entlehnt sei.

Neu war diese Neuigkeit nun jedenfalls nicht; unter anderen hat Frege (1850) davon gewußt*). In den ersten Zeilen seines Vorwortes schreibt derselbe: „Die jetzt gebräuchliche Melodie hat unser deutscher Händel gegeben, doch sollen die Motive derselben einem französischen Liede entnommen sein, das schon zu Ludwigs XIV. Zeit gesungen worden, und mit dem Refrain schloß: „Sauvez le roi!“

Also mit Händel ist diese Sage verquickt! Und doch hat unser größter Händel-Kenner Chrysaander dieselbe ignoriert? Er muß sie wohl für abgethan und widerlegungswert gehalten haben. Vielleicht spricht er sich noch einmal darüber aus; für jetzt müssen wir dahingestellt sein lassen, was ihn bewogen hat, sein kritisches Messer hier nicht anzusetzen**). Die kurze und unbestimmte Notiz Freges konnte allerdings dazu nicht reizen, denn nachdem erkannt war, daß Händel nur deshalb der Urheberchaft von dem Volksgefange God s. th. K. geziehen worden ist, weil er einen Kunstgesang gleichen Titels verfaßt hat, mußte die Fregesche Notiz sinn- und haltlos erscheinen. Aber es giebt in der deutschen Litteratur einen ungleich bedeutenderen Nachweis und ausführlicheren Bericht bezüglich der französischen Ursprungssage. Derselbe ist zugleich erheblich älter als Frege, und es kann wohl sein, daß Chrysaander diesen nicht gekannt hat. Vielleicht würde niemand von uns Heutigen (Deutschen) ihn kennen, wenn nicht Dr. Dähmann bereits im Jahre 1834 (!) am Materialien-Sammeln zur Volkslied-Geschichte und -Sage gewesen wäre. Geben wir ihm daher die Ehre und citieren ihn wörtlich:

„Die von Schumacher***) mitgeteilte Ansicht über den Komponisten der Melodie, nämlich Händel, war bis in die neueste Zeit (1878!) fast allgemein verbreitet. — Indes lernt' ich das Streitige dieser Meinung schon sehr früh kennen; nämlich schon 1834 fand ich in den „Blättern der Börseuhalle“ (Nr. 947) folgendes: „Ueber den Ursprung des Liedes God s. th. K! Den Deutwürdigkeiten der Frau v. Créquy zufolge ist das Lied und dessen Komposition ursprünglich französisch; das erstere von der Frau v. Brinon, die letztere von dem Herrn Lully. So oft Ludwig XIV. nach St. Cyr kam, mußten die Töchter der Frau von Maintenon es singen. Der Text lautete wörtlich wie folgt:“ — (Um den Text nicht mehrmals zu schreiben, überspringen wir ihn hier und bringen das Citat aus den Börseuhallern zunächst zum Schluß): „Als das Haus Hannover in der Person Georgs I. den englischen Thron bestieg, da arrangierte der berühmte deutsche Komponist Händel die Musik von Lully und ließ die französischen Verse ins Englische übersetzen, wonach eins und das andere sich in den drei vereinigten Königreichen naturalisierte.“

Soweit Dähmanns Nachweis; und nun unsere Kritik desselben!

Vor allem bedürfen wir einiger Jahreszahlen.

*) „Zur Geschichte des preussischen Volksliedes“ 2c. Von Ludwig Frege (Berlin 1850; Prud und Verlag von A. W. Hahn.) Fr. war Prediger in Schöneberg bei Berlin.

***) Es ist kaum anzunehmen, daß Chrysaander die „Erinnerungen“ der Marquise von Créquy gesehen hat. Sie sprechen, wie der Leser sehen wird, so zuverlässlich und bestimmt, daß der Übersetzer der Antorschaft Carens sie nicht ignorieren durfte.

****) Schumacher wird der Leser demnächst gründlich kennen lernen.

Im Jahre 1685 gelang es der damals 50jährigen Dame Maintenon, von der Maitresse des (beiläufig 8 Jahre jüngeren) Ludwigs XIV. zur heimlich kirchlich Angetrauten zu avancieren. In demselben Jahre (nach anderen Angaben 1686) wurde auf der Maintenon Betreiben die Abtei St. Cyr in ein Fräuleinstift verwandelt, das fortan die Lieblings-Schöpfung der allgewaltigen Dame war und blieb*). Als 30 Jahre später der König starb, zog sich die Maintenon nach St. Cyr zurück und hat dort die ihr noch beschiedenen vier Lebensjahre zugebracht — völlig im Stile der Königin-Witwe, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach.

Es ist anzunehmen, daß bald nach der Eröffnung des Stiftes dessen Protektorin den König zu einem Besuche bewogen und ihn aufs Feierlichste empfangen haben wird. Daß die Damen von St. Cyr den Allerhöchsten Herrn mit einem schwungvollen Hymnus empfangen haben werden, ist selbstverständlich; ebenso, daß Lully denselben komponiert haben wird.

Lully, 1633 in Florenz geboren, kam bereits als 12jähriger Knabe nach Paris und zwar — als Küchenjunge, in dem jedoch sehr bald das Musik-Genie entdekt worden ist. 1671 wurde er Direktor der großen Oper, für die er 19 Opern komponiert hat. Man darf Lully als Vorläufer und Bahnbrecher Glucks bezeichnen. Er ist zu Paris am 22. März 1687 gestorben. Der Zeit nach hat er also sehr wohl den Königsgruß für die Damen von St. Cyr noch schaffen können.

Daß während seiner letzten 30 Regierungsjahre Ludwig XIV. von seiner Herrscherin, der klugen Maintenon, öfter zu Besuchen des Stiftes von St. Cyr veranlaßt und jedesmal mit äußerlich größter Devotion von den Damen des Stiftes mit dem allgeheiligteten Königs-Hymnus begrüßt worden ist, würde man als selbstverständlich annehmen, auch wenn es nicht in den Memoiren der Marquise von Créquy ausdrücklich aufgezeichnet wäre**).

Daneben ist zu beachten, daß Jakob II., nachdem er sich als maßlos unverständiger politisch-religiöser Reaktionär in England so mißliebig gemacht hatte, daß er schließlich nicht ohne Grund fürchten konnte, es könne ihm das Schicksal seines Vaters Karls I. zu teil werden, sich bewegen gesehen hatte, 1688 das Land zu verlassen und die Gastfreundschaft Ludwigs in Anspruch zu nehmen, die ihm derselbe durch Ueberlassung des Lustschlosses Saint-Germain gewährte. Die durch Parlamentsbeschluß von 1689 des Thrones verlustig erklärte — weil wieder katholisch gewordene — männliche Linie der Stuarts lebte von da ab in Frankreich, später in Italien im Exil und konspirierte mit der Partei der Jakobiten in England und Schottland bis zum Jahre 1746, in welchem die Schlacht von Culloden den jakobitischen Umtrieben für immer ein Ende gemacht hat.

Daß bei dem lebhaften Verkehr zwischen den Nachbarländern unter vielem andern auch der Königsgruß von St. Cyr von Paris nach London gelangt sein kann, ist einleuchtend. Der Regierungsantritt Georgs I. von Hannover (1714) und Ludwigs XIV. Abtreten vom Schauplatz (1715) fallen zeitlich nahe zusammen. Den Königsgruß von St. Cyr fernher zu singen lag kein Anlaß mehr vor; er war verfügbares Material, sein Komponist überdies seit 28 Jahren tot. Auch das stimmt, daß Händel zur Zeit (seit 1712) in England sich heimisch gemacht hatte. Es war geschehen, weil er ein Te Deum auf den Frieden von Utrecht komponiert hatte, was ihm der Kurfürst von Hannover, dessen Kapellmeister er zur Zeit war, so übel genommen hatte, daß H. sich nicht mehr

*) 250 ablige Fräulein bis zum 20. Lebensjahre wurden unentgeltlich erzogen und unterrichtet. 10 geistliche Lehrerinnen und ebenso viele Laienschwestern. Während der Revolution wurde diese „Brutstätte der Aristokratie“ selbstverständlich aufgehoben. Napoleon I. legte dafür die noch heut bestehende Militärakademie an, die unseren Kriegsschulen entspricht. Die unserer Kriegs-Akademie entsprechende militärische Hochschule (école supérieure) ist in Paris.

**) Nicht von der Marquise selbst, wie der Leser erfahren wird, aber in den — in einer Aumerkung des Herausgebers citierten — Denkwürdigkeiten der Herzogin von Berth.

nach Hannover zurückgetraute. Als dann zwei Jahre später derselbe Kurfürst von Hannover als Georg I. König von England wurde und — zum ersten Male — nach England kam, gelang es wohlwollenden Gönnern Händels, den König zu bewegen, daß er seinen Kapellmeister wieder zu Gnaden annahm. Er übertrug ihm sogar den Musikunterricht der Prinzessinnen.

Hiermit wären nun wohl die Grundlagen der Händel-Lully-Sage aufgedeckt! Aber es ist ein sehr unsicheres Fundament! Das ergibt sich, wenn wir noch eine Jahreszahl ins Auge fassen. Georg I. lebte als König von England noch 13 Jahre, und aus diesen 13 Jahren ist nichts von Händelscher Musik bekannt, das mit *God save the King* in Zusammenhang zu bringen wäre! Wir erinnern uns: Zur Krönung Georgs II., erst im Jahre 1727, hat Händel jene vier „Anthems“ geschrieben, deren Schluß-Chor den Text „*God save the King*“ u. s. w. hat.

Es sieht Händel wahrlich nicht ähnlich, daß er bei dem in Rede stehenden Auftrage auf Lully zurückgegriffen haben sollte, der jetzt bereits 40 Jahre tot war; wenn er es aber gethan hätte, so hätte er es doch eben für sein *God save the King* gethan! Für einen Zusammenhang zwischen Lully und der vollständig gewordenen, Carey zugeschriebenen Melodie ergibt sich aus dem bisher Vorgetragenen nicht der leiseste Anhalt!

Aus dem bisher Vorgetragenen! Und doch giebt es einen solchen Anhalt — eben in dem bisher nicht Vorgetragenen, in dem Aufgesparten, in dem oben ausgelassenen Texte des Königsgrußes von St. Cyr!

(Fortsetzung folgt.)





Monatschau.

Von der Kunst.

(Aus dem Tagebuche eines Kritikers.)

Eine große Kunstausstellung in Berlin, so reich und so schön geordnet, wie keine zuvor, — und das Merkwürdigste ist, daß Kritik und Publikum darüber zülich einig sind. Wie haben sich die Schaffenden und die Genießenden wiedergefunden? Ich glaube nicht daran, daß die Menge, die immer philiströs war und sein wird, plötzlich so viel kunstverständiger geworden ist, und ich sehe auch, daß die großen Künstler nicht zur Menge herabgestiegen sind. Wiedergefunden haben sie sich in der gemeinsamen Freude an der Farbe.

Wenn zwei sich an derselben bunten Natur freuen, so ist ihre Freude nicht dieselbe. Man denke sich ein leuchtendes Abendrot im Herbst und beobachtende Menschenaugen. Je nach der Grundstimmung ihrer Seelen werden diese Menschen bei diesem Anblick sehnsüchtig oder hoffnungsvoll, melancholisch oder lustig sein, und doch alle einen der Freude verwandten Eindruck empfangen. Sarah denkt an gelbe Seide mit rotem Sammet-Anspuß und an den tragischen Eindruck, den sie in einem solchen Kostüm auf der Bühne machen würde: eine Empfindungsreihe von unendlicher Perspektive und Mannigfaltigkeit. Cassandra denkt an gelbes Feuer und rotes Blut, Weltuntergang. Nebel an gelbes Gold und blutigen Schweiß, den Thron der Bourgeois. Michel fürchtet, daß es morgen wieder regnet und seine Kartoffeln verkaufen! auch eine sehr ernste Sache. Der Maler Besnard streicht sich den Bart und murmelt: „Fast so schön, als hätte ich es selbst gemacht.“ Ein ganz neuer Dichter aber greift erhabenen Humors in die Saiten und singt: „Es ist, als hätte die Köchin des großen Pan eine Schüssel mit Kartoffeln an die Messingwand des Abendhimmels geschleudert, — vielleicht im Zorn, weil ihn der große Pan nicht essen wollte.“

* * *

Mit der Farbe allein haben indes die Maler ihre Zeitgenossen nicht zurückerobert, denn sonst wären unsere bedeutendsten Koloristen nicht so lange verkauft worden. Obwohl frische, unbelümmerte Farbigeit auf alle Beschauer einen tiefen Eindruck macht, sind die meisten doch nicht damit zufrieden, angeregt zu werden, sie wollen auch wissen, was der Maler für einen ganz speciellen Zweck verfolgt hat, damit man darüber reden kann. Ueber Stimmungen läßt sich nämlich nicht reden. Man brächte sich in den Ruf, ein Gemütsmensch zu sein, ein heimlicher Lyriker, ein altes Weib. Man könnte

täglich den blauen Brief erwarten oder eine schlechte Nummer in Schimmelfengs-Ausfunkei. Zu schweigen davon, daß einem die Freunde in die Backen kneifen würden: „Holler Jüngling“. Ich kann mir wirklich keinen schneidigen Menschen männlichen Geschlechts unter den Lebenden denken, der, ohne zu stocken und zu erröten, eine Stimmungslandschaft gebührend beschreiben könnte.

Diese Schneidigkeit ist ja eine große Heuchelei. Wir sind doch Menschen geblieben, auch wenn wir kein Herz mehr zeigen. Oder gehen wir z. B. nur deshalb auf die Jagd, um Hühner und Hasen zu schlachten? Abgesehen von den Wenigen, denen Schießen und Treffen sportlicher Selbstzweck ist, benutzen die meisten Jäger den Fürschgang nur als Vorwand, um querselbdein den Intimitäten der Natur nachzuschleichen, sich in der Stille durchwehen zu lassen von den Schauern der Einsamkeit und — ohne bewußte Aufmerksamkeit, wie sie der Künstler üben muß — sich ganz dem Eindruck des Lichtes und der Farbe hinzugeben, der die Phantasie befreit und erhebt. Das Schußbuch dient dann nur als schriftlicher Ausweis für die profane Mitwelt, daß man nicht gebummelt hat.

Was dies Schußbuch für den Jäger ist, das ist die Anekdoten-Ausbente für den Ausstellungsbesucher: eine Maske, hinter der sich der wirkliche Mensch vor den ebenfalls maskierten lieben Mitmenschen versteckt. Mancher nimmt die Maske für ein echtes Gesicht und glaubt, Mensch unter Menschen zu sein, wenn seine Maske korrekt ist, genau wie die anderen Masken. Das sind die ganz Dummen. Andere stellen sich heimlich vor ein tiefgründiges Kunstwerk und verlieren sich mit allen Regungen der Phantasie in dieses Stück wohlverstandener Natur, verraten aber niemand etwas von solchen geweihten Augenblicken. Die sind klüger. Aber klug und zugleich ehrlich sein in der Freude an der Kunst, das ist noch nicht erlaubt.

Trotzdem findet die große Berliner Kunstausstellung mit ihren zahlreichen „intimen Landschaften“ viele laute Bewunderer. Ich glaube, das liegt daran, daß die meisten dieser Bilder selber ein wenig heucheln und ihren Gemüts-Inhalt hinter einer blendenden Außenseite verbergen. So läßt sich schon darüber reden: „Ja, vortreffliches Bild. Dieser braune Waldgrund, dieser blaue Wasserpiegel, dieser sahle Ton auf dem Wiesenabhang — brillant wiedergegeben.“ Im stillen denkt man sich dabei: „O wehmütiger Spätherbst mit dem großen Sterben in der Natur, dem gurgelnden Rauschen des lethargischen Waldbaches, in dem keine Blume sich mehr spiegelt, — verödeter Wiesenplan — Baumstlette — ziehende, regenschwere Wolken — Kräuschrei in der Luft — wie schauert das durch Seele und Leib — wie kälte dieser Abschied von Sonne, Licht und Leben das eigene warme Herz — ich muß mich aufwecken, um zu fühlen, daß dies nicht mein eigener Tod ist.“ Das denkt man, aber man sagt's nicht, und es fragt einen ja auch niemand nach diesen Privatangelegenheiten der Kunst und des Herzens.

* * *

Der Kritiker, der es ernst nimmt mit seinem Beruf, soll diese konventionelle Zurückhaltung mit bewußter Absicht durchbrechen. Seine oberste Pflicht ist, dem Künstler gerecht zu werden. Wenn er den Künstler nicht versteht, soll er das offen sagen; versteht er ihn aber, so soll er auch sagen, wie er ihn versteht, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Mit einem Schauspieler sprach ich über eine vortreffliche Aufführung, in der er selbst mitgewirkt hatte. Die Darstellerin der weiblichen Hauptperson des Stückes hatte den größten Erfolg gehabt. Der eine in unserm Kreise lobte dies an ihr, der andere jenes. Der Schauspieler sagte nur: „O, sie weint wunderschön!“ — und dabei stürzten ihm selbst die Thränen aus den Augen.

Ein Mensch, der nicht mit dem Künstler weinen kann, ohne sich zu schämen, soll über Kunst nicht urteilen.

* * *

Zum Weinen bietet die Berliner Kunstausstellung übrigens wenig Gelegenheit. Sie ist vielmehr erfüllt von einer heiteren Natur-Auffassung, die sehr absticht gegen den sozialen Kagenjammer, mit dem vor wenigen Jahren noch die bildende Kunst kokettierte.

Die befreienden Ideale sind freilich ganz andere geworden als zur Zeit der sogenannten idealistischen Kunst. Damals suchte man das Ideal mehr im Gegenstande und gab großen Zeiten, großen Männern, großen Ereignissen, den religiösen, mythologischen und allegorischen Vorstellungen der Vergangenheit den Vorzug. Unseren Künstlern und auch uns anderen modernen Menschen ist aber der historische Sinn abhanden gekommen. Die Gegenwart ist in der That so voller Leben, daß wir keine Ursache haben, uns zurück zu träumen. Was am Alten rein menschlich ist, kann uns ja nie gleichgültig werden. Wir sehen aber mehr mit Shakespeares Augen in die Vergangenheit, das Antiquarische mißachtend, um uns desto freudiger an dem Wollen und Empfinden der Vorfahren unseres geistigen Zusammenhanges und unserer Mutterschwandtschaft mit ihnen bemerkt zu werden. Das ist unleugbar ein Fortschritt, sogar, bei Licht betrachtet, für die historische Wissenschaft selbst. Sie klebte zu sehr am „Kostüm“, sah zu sehr auf die Formen des Lebens und Denkens; und wenn auch zuzugeben ist, daß die Form nichts Willkürliches ist, sondern sich von innen heraus gestaltet, so in Kleidung und Behausung, wie im Staat und Recht, und schließlich auch in der metaphorischen Umkleidung des Uebersinnlichen — die Hauptsache bleibt doch auch für die Wissenschaft der Mensch, der hinter dem allen steckt.

Die bildende Kunst hat es eigentlich mit diesem allein zu thun, die hohe Kunst meine ich, nicht die Zier- und Illustrations-Kunst. Wenn sie ihre Ausdrucksmittel wirklich beherrscht, muß es ihr ganz gleichgültig sein, was sie malt; sie geht dann nur darauf aus, die Phantasie des Beschauers so zu erregen, daß er unweigerlich die Empfindung reproduziert, die den Maler beherrschte, als er sein Bild entwarf.

In der Uebergangszeit, als man die neue Kunstströmung „modern“ nannte im Gegensatz zum Klassizismus, glaubten die Maler, durch strengste Sachlichkeit, durch eine empirisch-wissenschaftliche Behandlung ihres Gegenstandes zum Ziele zu kommen. Sie nahmen an, der sogenannte Empfindungsgehalt hafte den Dingen selber an, man brauche also nur „realistisch“ zu malen, am besten Dinge aus der Gegenwart, aus der nächsten Umgebung und aus dem Alltagsleben, um die Phantasie des Beschauers zu erregen und künstlerisch zu befriedigen.

Die Proteste des Publikums ließen sich mit allerlei Sophistik wohl theoretisch bekämpfen, aber nicht durch die That widerlegen. Von realistischer Malerei wollte und will auch heute noch das Publikum nun einmal nichts wissen. Von der nüchternen Wirklichkeit seine Phantasie anregen zu lassen, dazu braucht es keiner Kunst. Das kann jedes halbjährige Kind aus eigenen Mitteln.

So kam denn allmählich die Phantasielust wieder zu Ehren. Die geistesarmen Realisten unter den Malern verschwanden aus der Öffentlichkeit. Ich könnte eine lange Verzeichnisse der letzten zehn Jahre geben, hundert und mehr Namen von Malern, die in den achtziger Jahren durch ihre realistischen Schilderungen Aufsehen erregten, und die heute kein Katalog mehr nennt. Einige von ihnen haben sich noch eine Zeitlang über Wasser gehalten, indem sie ihren Wirklichkeits-Kopien einen mystischen oder spiritistischen Weigeschmack gaben; andere quälten ihren Verstand zum Ersinnen allegorischer Bezeichnungen ihrer phantasielosen Modellabschriften; noch andere suchten ihr Heil in ganz Absurden, weil sie glaubten, das Publikum könne Genie und Wahnsinn nicht unterscheiden, man brauche also nur den „wilden Mann“ zu spielen, um von vielen für ein Genie gehalten zu werden. Wirkliche Erfolge hat keiner mehr gehabt, auch nicht der konsequenteste und größte deutsche Realist Max Liebermann.

Für die Geschichte der Malerei aber hat der Realismus doch eine große Bedeutung. Einmal negativ: seine Farbenastete hat einen Farbensdurst erzeugt, der wohl

Hie und da in einem Uebermaß sich Genüge thut, aber doch gesunder und natürlicher ist als jene Vertengung alles Malerischen. Dann positiv: die Technik hat in der Vereinerung von der Tradition und in der Rückkehr zu dem Urbilde, der Natur, eine vortreffliche Schule durchgemacht; sie hat den Bereich ihrer Kunstmittel fast unübersehbar erweitert und Dinge malbar gemacht, die bisher nur in Poesie und Musik ihr Kunst-dasein führten.

Einzelne Entartungen der Malerei, wie die Nervenkunst oder Delabence-Malerei, hat man von der diesjährigen Berliner Ausstellung ferngehalten. So bietet sie zwar ein etwas idealisiertes Bild von dem heutigen Stande der Malerei, aber sie dient ja auch nicht wissenschaftlich-pathologischen Zwecken.

* * *

Etwa der siebente Teil der Gemälde auf der Berliner Ausstellung ist französischen und französisch-amerikanischen Ursprungs. Sind diese dreihundert Bilder auch durchaus nicht die Elite dessen, was in den letzten Jahren in und bei Paris Gutes gemalt worden ist, so geben sie doch einen lehrreichen Ueberblick über das Durchschnittskönnen der Franzosen. An Qualität, wenn auch nicht an Zahl, waren sie in München meist besser vertreten. Immerhin erfährt nun auch der Berliner einmal durch den Augenschein, daß die Pariser Maler sehr fleißig, sehr geschickt und nicht alle Goldbrünn sind. Gediegenheit, Gedankentiefe, Jungigkeit der Empfindung, alle die künstlerischen Tugenden, die man bei den französischen Dramatikern vergeblich sucht, sind den französischen Malern keineswegs fremd.

Sehr interessant ist es, zu sehen, wie Friß v. Uhlde auf die Vertreter der Pariser Eleganz, Jean Béraud und Guilleaume Dubufe eingewirkt hat. Der Eine holt sich aus seinem Vorbilde das Tendenzios-Sensationelle, der Andere das Weiche, Träumersche. Man kann sie aber beide nicht ernst nehmen, während an Uhlde noch niemand gezwweifelt hat.

Der Holaismus in der Malerei, die „Kunst des Charakteristischen“, vertritt in unserer französischen Abteilung fast nur Raffaeli, während sein vollkommen ebenbürtiger deutscher Rivale Liebermann der Ausstellung fern geblieben ist.

Die beiden größten Vertreter der französischen Dekorativ-Malerei, Puvis de Chavanne und Besnard, sind mit recht guten Bildern vertreten. Dem Deutschen sagt die Formenschnheit des ersteren weit mehr zu, obwohl Puvis auf Korrektheit der Zeichnung weniger Gewicht legt, als der extreme Luminist Besnard. Puvis ist ein Dichter, ein Lyriker großen Stils, seine Bilder wirken so unmittelbar auf das Gemüt wie ein gelungenes Lied. Sie führen ihr Dasein in jenem Zustand der Seele, in dem der Gedanke leise hinträumt, die Sinne nur in der Erinnerung leben, alles Konkrete sich auflöst in eine zarte Dämmerung. Wie er mit dieser sanften Harmonie doch eine große Bestimmtheit der Form vereinigen kann, das zeigt auch sein hier ausgestelltes Bild: „Der Schlummer“. Recht als ob er beweisen wollte, daß er mit dem zerfahrenen Wesen seiner unwissenden Nachahmer nichts gemein hat, stellt er auch zwei Studien ans, die für die große Sorgfalt seiner Vorarbeiten und seiner Naturbeobachtung ein berechtigtes Zeugnis ablegen. Besnard dagegen, obwohl auch Phantasiemaler und Verächter alles bloß Wirklichen, geht immer auf Kontraste aus, besonders auf kühne noch nie gesehene und nie geträumte Farbenspiele. Er will aufwecken, aufregen, überraschen, erschrecken und dann doch wieder befähigen durch irgend eine ganz besondere Naturtreue, sei es in der Form, sei es in dem Zusammenwirken der scheinbar willkürlich neben einander gesetzten Farben. Man muß vieles von ihm gesehen haben, um ihm gerecht werden zu können. Daß er kein über Farbenklecker ist, sondern ein klug berechnender Meister der Dekoration, bezweifelt in Frankreich niemand mehr. Große Staatsanträge, die früher Puvis de Chavanne sicher gewesen wären, zeugen für seine Popularität.

In Deutschland hat die luministische Richtung in allen ihren Abarten wohl bei einzelnen Künstlern wie L. v. Hofmann, Leistikow, Exter, Pietschmann u. s. w. Beifall gefunden, im Publikum aber noch nicht.

Der Amerikaner Alexander Harrison, dessen ältere und neuere Werke hier nebeneinander hängen, hat sich aus dem luministischen Sturm und Drang zu einer herrlich abgetönten Realisterei, die an seinen — ismus mehr erinnert, erhoben. Seine Seebilder sind keine geistreich-französischen *Aperçus* mehr, sondern Kunstwerke, die man noch bewundern wird, wenn die heutige Mode längst vergessen ist.

* * *

Der Zusammenhang der schottischen Kunst mit der französischen geht einem in diesen Ausstellungsjäten von selber auf.

Zwischen Whistler, Puvis de Chavanne, Alexander Roche, Eugène Carrière und Brangwyne besteht eine Familien-Ähnlichkeit, die über alle individuellen Verschiedenheiten hinweg sich geltend macht. Diese Entwicklungsreihe ist aber nun wohl zu ihrem Ende gekommen. Das allzu Raffinierte ist nicht lebensfähig. Es stirbt, weil es in der häufigen Wiederholung langweilig ist.

* * *

Werkwürdig ist mir immer, wie zahlreich in den Kunstausstellungen die religiösen Bilder sind, während in der schönen Litteratur alle positive Religion aus den „kulturtragenden Kreisen“ des Volkes verschwunden zu sein scheint.

Betrachtet man die auffallende Erscheinung ganz nüchtern, sozusagen vom geschäftlichen Standpunkte aus, so kommt man zu einer recht plausiblen Erklärung.

Die schöne Litteratur ist, soweit sie an die große Öffentlichkeit kommt, fast ganz auf den Roman und die Novelle beschränkt, und da ist die Regel, daß die neuen Werke zuerst in den Feuilletons der Zeitungen oder in Unterhaltungsblättern erscheinen. Die meisten Schriftsteller bedienen sich zum „Vertriebe“ ihrer Manuskripte der literarischen Agenten. Diese nehmen nur solche Werke in Kommission, die einen möglichst großen Markt haben, d. h. in die meist liberalen und jüdischen Zeitungen passen. Erzählungen, die „fromm sind“, scheitern also meist schon an der ersten Klippe, dem Agenten. Die spezifisch christliche Litteratur bildet in der allgemeinen Litteratur einen Kreis für sich; Schriftsteller, Zeitungen, Verleger und Leser sind immer wieder dieselben. Dieser Kreis erweitert sich, unser Sauerteig ist nicht kraftlos geworden. Aber geschlossen bleibt der Kreis dennoch. Es ist gut und schön so — für uns. Besser für die anderen wäre eine größere Publizität der christlichen Litteratur.

In der bildenden Kunst liegen die Dinge ganz anders. Nur der Katholizismus hat seine bildende Kunst für sich. Selten verirrt sich einmal ein katholisch-kirchliches Bild in eine große Ausstellung, und dann staunen wir über die weltfremde Abgeschlossenheit des römischen Kirchentums, das so stolz und selbstgenügsam, so kalt abweisend, kultur- und natur-feindlich geworden ist, als wünsche es uns anderen — wie jetzt die Politiker sich ausdrücken — von ganzem Herzen, daß uns der Teufel hole. Wen sich der Teufel schließlich aussucht, müssen wir abwarten. Christlich aber ist es nicht, die ganze moderne Kultur und Kunst zu ignorieren, immer höhere Mauern um sich zu bauen und dahinter seinen religiösen Occultismus zu treiben, wie es die katholische Kirche thut. Ich kann mir nicht helfen, ich finde das einfach feige.

Die evangelische Christenheit fühlt sich nicht so schwach, obwohl sie keine politischen Triumphe im „Kulturkampf“ zu feiern hat. Ihre äußeren Niederlagen sind ihre inneren Siege. Wie der einzelne Christ nur dann innerlich frei und froh ist, wenn er den untersten Weg gegangen ist und Unrecht ohne Murren geduldet hat, so

feiert die evangelische Kirche ihre wahren Triumphe nur im Dienem und in der Behauptung ihres göttlichen Rechtes, nach dem Vorbilde Christi zu leben.

Sie muß sich daher auch unter die Leute mischen. Und daß sie mit ihrer „guten Botschaft“ keine veralteten, unmodernen, für die heutige Zeit unpassenden Geschichten vorbringt, das bezeugt ihr u. a. die bildende Kunst, die nicht anshören kann, zu wiederholen: „Sehet, welsch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!“

Man sagt zwar oft, die religiöse Malerei sei ein neutrales Gebiet; selbst Heiden und Juden könnten sich christliche Bilder als Allegorie gefallen lassen. Um so besser. Eins aber muß doch auffallen: Der Rationalismus bringt keine Kunstwerke hervor. Er ist eben selbst ein unfruchtbares Phantasieprodukt, eine perverse Zeugung, eine geflügelte Sphinx, etwas vom Engel, etwas vom Menschen, etwas vom Tiere, kann weder laufen, noch fliegen, liegt brütend auf einem Stein und frisst den, der ihre Käse lösen will. Keinen Maler hat man wiederkehren sehen, der bei ihr künstlerische Inspiration gesucht hat. Man braucht sie gar nicht totzuschlagen, wenn einen ihre Opfer nicht dauerten. Sterben würde sie von selbst, wenn ihr der abergläubische Staat nicht seinen Menschentribut in den Rachen lieferte.

* * *

Am meisten freut mich immer E. v. Gebhardt's Evangelien-Malerei. Er ist gewiß kein univerveller Künstler. Aber wie man sich an einen Dichter und seine besondere Art so sehr gewöhnen kann, daß man die Form gar nicht mehr beachtet und nur auf den Inhalt sieht, so kann einem auch an Gebhardt's Bildern alles, was Malerei ist, gleichgültig werden über dem, was er malt. Seine künstlerische Phantasie geht in die Tiefen des Gemütes; sein Stil und seine Technik sind wohl original, aber doch so einörmig, daß sie von seinen Schülern bis aufs Tüpfelchen nachgeahmt werden können. Er muß übrigens eine imponierende Persönlichkeit sein, sonst würden sich ihm nicht zwei so tüchtige Künstler wie Louis Feldmann und Ernst Pfannschmidt ganz und gar gefangen geben. Er muß auch ein bescheidener Künstler sein, sonst würde er sich diese Imitationen verbitten.

* * *

Wo auf dieser Erde ein Tisch gedeckt wird, da werden nicht für alle, die hungrig sind und Sättigung verdient haben, Stühle gestellt. Diesmal hat die Berliner Ausstellungskommission so viel Fremde eingeladen, daß mehr deutsche Maler, als sonst wohl, draußen bleiben mußten. Die Ausgeschlossenen empfinden das als Grausamkeit. Ihnen ist die Ausstellung mehr der große Jahrmart, als ein Anschauungskursus für die Menge. Ihre Bilder sind für diesen Markt gemalt worden, oft mit Darangabe des letzten Groschens für Atelier-Miete, Modelle und andere Kosten. Ein hundertstimmiger Berzweiflungsschrei antwortete daher auf die Schlußentscheidung der Aufnahme-Kommission.

Der Kritiker ist grausam von Beruf; Mitleid würde ihn ganz unfähig machen, sein Amt zu versehen. Trotzdem bedarf auch er eines Strahles von Hoffnung für die Abgewiesenen. Mich tröstet der Gedanke, daß nun auf dem schönen Ausstellungsplatze in Berlin ein teures Monumentalgebäude gebaut werden soll, das man im Winter nicht leer stehen lassen kann. Da wird es also eine „permanente Ausstellung“ großen Maßstabes mit rasch wechselnden Bildern geben. Das schon macht eine Ausstellungs-Jury für den Winter wenigstens überflüssig, und da können sich denn auch die Kleinen, die aufstrebenden, die sonderbaren und die ganz verrückten Talente dem Publikum vorstellen.

Die verrückten Talente konnten das bisher zwar auch schon. Und gerade sie haben oft begeisterte Anhänger gefunden, Leute, die stolz darauf waren, etwas zu ver-

stehen, was kein Verständiger verstand. In der Kunst geht es aber so zu, wie im profanen Leben: Da braucht jemand nur laut und hartnäckig genug in Wort und Schrift irgend etwas ganz Absurdes zu behaupten, so findet er Gläubige genug, die mitschreien und auf Verlangen ihm auch die Taschen füllen: — das Geheimnis der Renne!

Kolonialpolitik.

Im „wunderschönen Monat Mai“ ist auch für Ostafrika die lange erwartete Entscheidung gefallen. Das Interregnum ist endlich vorüber, die Kolonie hat wieder einen Gouverneur. In kolonialfreundlichen Kreisen ist die Ernennung des Majors von Wismann mit enthusiastischem Beifall begrüßt; sie wird, so schreibt die Deutsche Kolonialzeitung, „wie wir hoffen dürfen, zu einem neuen Aufschwung unseres ostafrikanischen Schutzgebietes führen und unsere kulturellen Bestrebungen mächtig fördern“. Aber auch bei den Parteien, die der Kolonialpolitik des Reiches weniger freundlich gegenüberstehen, ist mehr Zustimmung wie Widerspruch laut geworden; überall wird anerkannt, daß der neue Gouverneur durch seine langjährige Beschäftigung mit afrikanischen Dingen, durch die fast beispiellosen Erfolge seiner großen Unternehmungen, durch die ihm innewohnende Energie mehr wie irgend ein anderer für diese Stellung befähigt ist. Herr von Wismann ist jetzt 42 Jahre alt, steht also im besten Mannesalter. Nach kurzer Laufbahn als Infanterie-Offizier ging er zum erstenmale, durch Nachtigal angeregt, 1880 als Teilnehmer der Bogge'schen Expedition nach Westafrika, entdeckte den Sankuru, einen Nebenfluß des Kongo, und durchquerte darauf 1883 Afrika bis zur Ostküste. Im Jahre 1885 war er wieder im Gebiet des Kongo, entdeckte den Kassai und legte die Station Zuluaburg an; er wirkte hier als Beamter des Kongostaates und durchquerte dann 1887 den Kontinent bis zur Sambesumündung. Seine früheren Versuche, in den deutschen Kolonialdienst zu treten, hatten keinen Erfolg gehabt, erst 1889, als die Unruhen in Ostafrika begonnen hatten, fand sich für ihn der passende Platz; er wurde, mit großen Nachvollkommenheiten ausgerüstet, dorthin geschickt und warf mit kraftvoller Hand den Aufstand nieder, stellte später auch die Ruhe am Kilima-Ndscharo wieder her. Wertwürdigerweise wurde er dann 1891, als die Diktatur geordneten Verhältnissen Platz machen konnte, nicht zum Gouverneur ernannt und lehrte zunächst nach Deutschland zurück. Ganz ungeklärt sind die Gründe seiner damaligen „Kaisstellung“ nicht; zum Teil wurde sie wohl durch eine persönliche Abneigung des damaligen Reichskanzlers, zum Teil dadurch hervorgerufen, daß seine vorwärts drängende Persönlichkeit in das bedächtige System der Caprivischen Kolonialpolitik nicht hineinpaßte.

Ungenutzt ließ aber Wismann die Zeit von 1891 bis jetzt nicht vergehen. In diese Jahre fällt die erfolgreich durchgeführte Unternehmung, den Dampfer „Hermann von Wismann“ im Auftrage des Antislaverei-Komitees nach dem Nyassa-See zu bringen, wo er jetzt als das größte und tüchtigste Schiff der afrikanischen Binnenseen munter schwimmt. Bei dieser Gelegenheit bekämpfte er auch die arabischen Sklavenräuber am Nyassa und legte die Station Langenburg am Nordende des Sees an, die nun in Verbindung mit den Niederlassungen der Brüdergemeinde und der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft im Nyassagebiet den Stützpunkt der deutschen Macht bildet.

Wenn man die Thätigkeit Wismanns seit 1880 überblickt, so ergibt sich eine Reihe von Erfolgen, die in der neueren Geschichte der Kolonisationen der europäischen Völker fast einzig dasteht. Ein solcher Mann wird zweifellos nicht nach Ostafrika gehen, um Neglements über das Grüßen der Europäer durch die Eingeborenen oder

Zollplattereien zu erfinden, mit einem Wort das *laissez aller* weiter zu treiben; er wird größere Ziele vor Augen haben und den Willen mitbringen, sie zu erreichen. Wir sind überzeugt, daß er in wirtschaftlicher Beziehung sich auf die Kultivierung der der Küste nahe liegenden Gebiete beschränken, aber diese mit aller Energie fördern wird; bei dem Vertrauen, das ihm gerade auch aus Kaufmannskreisen entgegengebracht ist, läßt sich hoffen, daß das deutsche Kapital seine Zurückhaltung aufgeben wird. Die Schwierigkeiten, die sich der Hebung des Handels in Deutsch-Ostafrika entgegenstellen, sind bergehoch. Man darf gespannt sein, ob es ihm gelingen wird, die Stellung Sanfibars, das nun leider einmal englisch ist, als Handelsemporium der ostafrikanischen Küste zu erschüttern und wenigstens einen Teil seiner Bedeutung auf Bagamoyo oder Dar-es-Salaam zu übertragen. In civilisatorischer Beziehung hoffen wir, daß er ebenso wie bei seinen früheren Expeditionen auch in seiner neuen, maßgebenden Stellung dahin wirken wird, daß die Farbigen als Menschen angesehen und menschenwürdig behandelt werden. Unser größter Wunsch ist der, daß der neue Gouverneur den Missionen, namentlich auch den evangelischen, jede mögliche Unterstützung angedeihen lassen wird; er ist ein Gegner des Muhammedanismus, er weiß, daß es sich bei der Verbreitung der Civilisation in Afrika um einen Kampf zwischen Islam und Christentum handelt — sollte ihm verborgen sein, daß nur die evangelische Mission bisher bei solchen Völkern Erfolge aufzuweisen hat, die schon muhammedanisch beeinflusst waren? Leider hat Herr v. Wismann früher die evangelische Mission ungerade und wenig freundlich beurteilt, und man kann nur hoffen, daß er im Laufe der letzten Jahre eine andere Ansicht gewonnen hat. Ob er schließlich genügendes Verwaltungstalent besitzt, ist ungewiß. Die ihm vor Jahren gemachten Vorwürfe einer ungeordneten und verschwenderischen Getwirtschafft während der Zeit seiner Diktatur sind von der Regierung im Reichstage vor kurzem formell zurückgenommen; bürokratisch angelegt ist er aber nicht, und er wird vermutlich geneigt sein, die Einzelheiten des Dienstes seinen Unterbeamten zu überlassen. Zweifellos wird er wieder solche Offiziere u. s. w. nach Ostafrika ziehen, die dort schon früher unter ihm gedient, aber nach 1891 die Kolonie zugleich mit oder bald nach ihm verlassen haben — meist tüchtige Männer, die ein Gewinn für die Schutztruppe sein werden. Wir wünschen Wismann „und seinen Leuten“ Glück und Erfolg!

Aus Ostafrika selbst gehen neuerdings oft Meldungen über Versuche zur Kultivierung des Landes ein. Im Maiheft konnten wir berichten, daß das Projekt, eine Zuckerrabrik in Pangani anzulegen, der Verwirklichung nahe gebracht ist. Heute liegt eine Nachricht vor, nach welcher der Lieutenant a. D. Bronsart von Schellendorf mit mehreren anderen deutschen Herren im Begriff steht, nach dem Kilimandscharo zu reisen, um dort Straußenzucht zu beginnen. Die „Kreuzzeitung“ bemerkt hierzu, es müsse anfallen, daß man die hoch gelegenen Abhänge des Kilimandscharo gewöhnt habe, während der Strauß ebene Gegenden liebe. Wir möchten aber doch annehmen, daß Herr von Bronsart, langjähriger Offizier der Schutztruppe, Begleiter Wismanns und genauer Kenner gerade des Kilimandscharo-Gebietes, ein solches Unternehmen nicht beginnen wird, ohne sich über die Elementarbedingungen desselben klar zu sein. Die Expedition will nebenbei auch die Ausbildung der Hebras zu Last- und Reittieren versuchen. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der neue Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg mit seiner Gemahlin, einer weimarischen Prinzessin, sich im April etwa 14 Tage in Ostafrika aufgehalten und die großen Plantagen in Letwa u. s. w. besucht hat. Bei einem so kurzen Besuch kann natürlich keine genaue Kenntnis des Landes gewonnen werden; aber der Herzog hatte sich vorher bei einem längeren Aufenthalt auf Ceylon mit dem Betriebe großer Plantagen bekannt gemacht und hat deshalb die Pflanzungen bei Tanga und in Usambara mit kundigen und geübten Augen gesehen. Es ist in hohem Grade erfreulich, daß der Herzog so regen Anteil an der Entwicklung Ostafrikas nimmt, und wir zweifeln nicht, daß das von ihm und seiner

Gemahlin, einer ebenso mutigen wie klugen Fürstin, gegebene Beispiel anregend und fördernd wirken muß; die gewonnenen Erfahrungen wird der Herzog als Präsident der Kolonial-Gesellschaft gut verwerten können. Leider hat Deutsch-Ostafrika durch Viehseuchen und Heuschrecken stark gelitten, und die Reichsregierung fordert in einem Nachtragsetat 50 000 Mark, um die Not lindern zu können. Die Summe ist nicht groß im Verhältnis zu dem dort herrschenden Elende, und wir machen deshalb darauf aufmerksam, daß auch Pastor von Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld und die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika in Berlin (Müllerstraße 160) Liebesgaben für den gleichen Zweck erbitten. —

Neben der Ernennung Herrn von Wismanns zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika haben während der letzten Wochen besonders die Ereignisse im Hinterlande von Togo die Aufmerksamkeit in Deutschland und fast noch mehr in Frankreich und England auf sich gezogen. Im „Bogen des Niger“ sind, wie schon im Maiheft erwähnt, seit einiger Zeit deutsche, englische und französische Expeditionen thätig gewesen, ganz besonders eifrig haben die Franzosen sich an die Arbeit gemacht. Ihre Expeditionen haben nicht nur südlich des Niger Verträge geschlossen, sondern sind zum Teil über den Fluß nach Sokoto vorgezogen, in der ausgesprochenen Absicht, den Einfluß der englischen Niger-Compagnie zu brechen. Deutscherseits ist die Gremerische Togo-Expedition von Misahöhe aus zunächst nach Salaga gegangen, hat hier die einseitig im englischen Interesse durch den Mulatten Fergusson geschlossenen Verträge annulliert und sich dann in nordöstlicher Richtung nach dem Niger gewendet, der auch bei Say erreicht worden ist. Dr. Gremer hat während dieses Marsches viele Schutzverträge geschlossen und zwar derart, daß eine direkte Verbindung von Togo bis zum Niger gewonnen ist, gewonnen allerdings nur dann, wenn diese Besitzergreifungen durch die anderen Mächte anerkannt werden. Der Zustimmung Frankreichs können wir ziemlich sicher sein. Der gemeinsame Gegner ist hier England. Wertwürdig ist es, wie neuerdings so vielfach in außer-europäischen Fragen unsere Interessen mit denen unserer westlichen Nachbarn zusammenfallen; gut benutzt, kann diese Gemeinschaft für uns von großem Vorteil sein. Die Streitfragen über die Besitzverhältnisse nördlich von Togo und Dahome können endgültig nur in Europa entschieden werden, und die Gremerischen Verträge bieten für uns eine geeignete Handhabe, den Besitz von Salaga und die Erweiterung des Togo-gebiets bis zum Niger, sowie die freie Schifffahrt auf diesem Strom mit seinen Nebenflüssen zu fordern. Kommt es zu einer Konferenz der beteiligten Mächte, so wird man in der Kolonial-Abteilung unseres Auswärtigen Amtes gut thun, den jetzt in Berlin weilenden Reisenden Gottlob Adolf Krause zu hören, der zweifellos der beste Kenner des Togo-gebiets, sowie der nördlich angrenzenden Länder ist. Freilich hat ihn die Kolonialabteilung bisher als *quantité négligeable* behandelt, aber seine Berichte und Angaben haben sich durchweg als zutreffend erwiesen, wenn sie auch nicht immer schmeichelhaft für die Verwaltung des Schutzgebiets lauteten. In Togo selbst hat sich in der letzten Zeit die Bevölkerung zwischen Misahöhe und der Küste, und zwar südöstlich der etwa 130 Kilometer vom Meere entfernt liegenden Station, weniger ruhig wie sonst gezeigt; die hier wohnenden Toweleute machten die Straßen unsicher, bedrohten die Station, trieben Raub n. s. w. Der Aufstand, wenn man die Sache so nennen darf, ist durch die Polizeitruppe mit Hilfe der Eingeborenen niedergeworfen und scheint beendet zu sein. —

Unter den Forderungen, die Deutschland bei einer demnächstigen westafrikanischen Konferenz geltend machen muß, haben wir vorher auch die Einräumung der freien Schifffahrt auf dem Niger und seinen Nebenflüssen genannt, also eine Beschränkung des Monopols der englischen Niger-Compagnie, das sich diese rücksichtslos und unberechtigt angeeignet hat. Die Erfüllung dieser Forderung ist für das Hinterland von Kamerun noch wertvoller wie für Togo. In letzterem Lande sind für den Handel Verbindungen

zu Lande nach dem Innern schon vorhanden, die Wasserstraße bedeutet also hier nur eine Verbesserung. In Kamerun dagegen ist die Erschließung von Deutsch-Adamaua, überhaupt der Gebiete südlich vom Tschad-See, so gut wie ausgeschlossen, wie wir schon mehrfach betont haben, wenn sie nicht vom Venue aus ins Wert gesetzt werden kann. In der nächsten Zeit wird eine deutsch-englische Kommission die Nordwestgrenze von Kamerun bereisen und im Gebiet der Delflüsse an Ort und Stelle Grenzfragen ausgleichen. Wir wollen hoffen, daß unsere Kommission hierbei nicht zu schüchtern auftreten, und daß diese Grenzregulierung womöglich im Zusammenhang mit den übrigen, noch schwebenden westafrikanischen Fragen, namentlich auch mit der vollständigen Freigebung der Schifffahrt und des Handels auf dem Niger und Venue, geregelt werden wird. Bei der Festlegung der Nordwestgrenze von Kamerun handelt es sich für uns darum, daß der zu den sog. Delfläßen gehörende Akwa Tase als zu Kamerun gehörend bestimmt und die Grenze in das Land zwischen diesen Fluß und den Kalabar gelegt wird. Die Wasserstraßen sind für das Vordringen in das Innere von hervorragender Wichtigkeit; nur sie ermöglichen einen billigen Transport der Waren, auf dem Landwege entstehen unverhältnismäßig hohe Kosten. Für Kamerun kommt hinzu, daß die Dualla und andere Stämme, um ihr Handelsmonopol zu wahren, mit allen Kräften dem Vordringen der Europäer von der Küste in das Innere entgegenarbeiten. Ihr Widerstand wird voraussichtlich erst lahm gelegt werden, wenn wir Stationen am Venue haben, und wenn die Haussa-Händler, durch uns unterstützt, aus dem Innern auch an die Kamerun-Küste kommen und im Verein mit unseren Kaufleuten die Sperre der Dualla brechen. So sehr schnell wird das aber nicht gehen; der Handel der Europäer an der Küste von Kamerun ist deshalb zunächst noch verhältnismäßig wenig umfangreich, und man wird danach trachten müssen, neben dem Handel auch die Plantagenwirtschaft in den unvergleichlich fruchtbareren Gegenden am Kamerungebirge zu heben. Denn Kamerun ist zweifellos die fruchtbarste Kolonie Deutschlands, die die glänzendsten Aussichten für die Zukunft bietet.

Wie für alle Kolonien ist auch für Südwest-Afrika die Frage von hoher Bedeutung: wie steht es mit den Verbindungen, wie gelangt man von der Küste in das Innere? Ihre Lösung ist gerade hier besonders wichtig, weil an der Küste selbst nichts zu holen ist, der breite Sand- und Steppengürtel, welcher das Meer vom Innern trennt, ist gänzlich unfruchtbar und nicht zu bewohnen. Leider ist in dieser Beziehung noch sehr viel zu thun. Zwar wird im Innern hier und da an den Wegen gebessert, aber doch mit ganz unzureichenden Mitteln; Eisenbahnen sind an verschiedenen Stellen geplant, aber von ihrer Erbauung ist noch keine Rede; für die Umwandlung von Swakopmund, dem anerkannt besten Landungsplatz der Küste, aus einer offenen Bucht in einen bruchbaren Hafen ist noch nichts Ernstliches gethan; die telegraphische Verbindung des Landes mit Deutschland ist gänzlich ungenügend, und es vergehen viele Wochen, ehe man über Kapstadt erfährt, was dort sich ereignet hat. Mit diesen Dingen hat sich der Kolonialrat im vorigen Jahre, der Reichstag und die öffentliche Meinung mehrfach beschäftigt, darüber geredet und geschrieben — Worte sind genug gewechselt, man möchte gern endlich Thaten sehen. Zur Ausführung der verschiedenen Pläne gehört allerdings Geld und man müßte doch in Erwägung nehmen, ob nicht die verschiedenen dort arbeitenden Syndikate, Gesellschaften, Compagnien und wie sie sonst heißen, zur Beschaffung der nötigen Summen herangezogen werden könnten. Eine besondere Abart dieser Compagnien ist die „Deutsche Südwestafrikanische Kolonialgesellschaft“. Für die Entwicklung des Schutzgebiets hat sie so gut wie nichts gethan, dagegen hat sie mit Geschick aus den ihr zustehenden Gerechtigkeiten Geld herausgegeben. Vor kurzem hat sie die Guanolager am Kap Groß auf 10 Jahre für 100 000 Mark an eine englische Gesellschaft verpachtet — ein für beide Teile äußerst vorteilhaftes Geschäft, denn die Kolonialgesellschaft hat nicht die geringste Arbeit davon und die Tamara-Guano-Company wird gewiß ein schönes Stück Geld bei der Aus-

beutung der Lager verdienen. Können die Südwestafrikanische Gesellschaft und die anderen, zum großen Teil englischen Land- und Bergwerks-Gesellschaften nicht zur Aufbringung der Kosten für die Verwaltung des Landes, für die Verbesserung der Wege, der Hafeneinrichtungen u. s. w., die doch gerade ihnen Nutzen bringen, herangezogen werden? Dem Reich kostet Südwestafrika fast 200 000 Mark, die Einnahmen betragen durchschnittlich bisher etwa 27 000 Mark, ein Verhältnis, das sich auf die Dauer doch nicht weiterführen läßt. Die Kolonie selbst muß wenigstens einen Teil der Kosten aufbringen. Das ist überall so, in Kamerun, Togo, Neu-Guinea; ob die Gelder durch Zölle oder direkte Steuern ausgebracht werden, ist Nebensache. Gerade den englischen Gesellschaften sollte man auf die Finger passen. Wollen sie durchaus in Südwestafrika Geld verdienen, mögen sie zuerst auch helfen, daß das Land bewohnbar und zugänglich wird.

Fast unglaublich klingt die Nachricht, die aus Hendrik Witboois eigenem Munde stammen soll, daß Cecil Rhodes ihm Waffen und Munition geliefert und ihn dadurch den langen Kampf gegen die deutsche Macht ermöglicht habe. Unmöglich ist die Sache indessen nicht, denn nirgends hat das Wort vom „perfiden Albion“ so seine Berechtigung wie in afrikanischen Angelegenheiten. So kommt jetzt die Mitteilung, daß England sich des Amatongalandes bemächtigt habe, d. h. des zwischen dem Swasilande und dem Meere liegenden Gebiets. Transvaal ist hierdurch vom Meere, dem es sich durch die Besitznahme des Swasilandes genähert hatte, vielleicht für immer abgeschlossen. Man kann den Schritt Englands als die Antwort auf das Vorgehen der Buren im Swasilande und den beabsichtigten Zusammenschluß Transvaals und des Oranje-Freistaats ansehen. Wird der Protest, den Transvaal erlassen hat, nützen? Wird Deutschland den Buren auch jetzt zur Seite stehen? England ist gegen die kleine, machtlose Buren-Republik, in der es einen Gegner seiner Ausdehnungspläne sieht, brutal aufgetreten. Mit Deutschland konnte man in Südwestafrika nicht in gleicher Weise umspringen, und vielleicht hat Cecil Rhodes auf andere Weise versucht, uns zu schaden, als er Hendrik Witbooi unterstützte. Wir wiederholen aber: es ist fast unglaublich, daß der Minister eines zivilisierten Staates einen im offenen Aufstand befindlichen Unterthanen eines befreundeten Nachbarlandes mit Waffen und Munition unterstützt haben soll, und wir wollen die Richtigkeit der Nachricht deshalb vorläufig bezweifeln. —

Wenn dieser Bericht in die Hände der Leser gelangt, tagt gerade die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft am 6. Juni in Cassel. Außer den eigentlichen Verwaltungsangelegenheiten der Gesellschaft selbst kommen u. a. Anträge auf Einführung besonderer Briefmarken für die Schutzgebiete, Leitung der Auswanderung durch die Gesellschaft nach unseren Kolonien, Erwerbung von deutschen Flottenstationen in fremden Gewässern und des Rechts der freien Schifffahrt auf dem Niger zur Besprechung. Es läßt sich erwarten, daß die Tagung anregend und belebt durch die Hoffnung auf eine günstige Entwicklung der Kolonien unter der gegenwärtigen Regierung verlaufen wird. Bedauerlich ist es, daß in dem Programm der Versammlung mit keinem Worte der Förderung der Missionen gedacht ist. Ihre Bedeutung für die Entwicklung der Kolonien, für die Kenntnis der Länder, der Sprachen u. s. w. ist allgemein anerkannt, selbst von denen, welche für die religiösen Ziele kein Verständnis haben, und die Versammlung in Cassel würde deshalb wohl geeignet gewesen sein, größeres Interesse für die Missionsgesellschaften zu erwecken. Wir hoffen, daß in späteren Jahren das Programm solcher Versammlungen auch Anträge auf Förderung der Missionen enthalten wird.

Wirtschaftspolitik.

Von dem schnellen und zunächst erfolgreichen Eingreifen Anstalts, Frankreichs und Deutschlands, das innerhalb eines Monats die ganze Sachlage in Ostasien verändert hat, verpricht man sich bei uns einen dauernden Widerstand gegen die wirtschaftliche Annexion Chinas durch Japan, England und die Vereinigten Staaten. Wer die Gefahr einer solchen Verdrängung des deutschen und des französischen Kaufmanns aus Ostasien nicht eingesehen hat, dem mag unser diplomatischer Erfolg gering erscheinen. Wir haben mehr nicht erwartet. Sollte für uns noch eine „Kohlenstation“ in den chinesischen Gewässern abfallen, würden wir natürlich nichts dagegen haben. Viel wertvoller erscheint uns aber das schon jetzt Erreichte.

Nun wird es sich darum handeln, China vor einer finanziellen Abhängigkeit von unseren Rivalen zu bewahren, und dazu gehört, daß die Reichsregierung wie die französische Regierung einer chinesischen Anleihe auf ihren Märkten keine Schwierigkeiten machen. Dies wieder bedingt aber auch, daß sie für die Sicherstellung einer solchen Anleihe alles thun, was nur möglich ist.

Denn das steht fest: Die chinesische Anleihe mag so groß, so teuer und so unsicher sein, wie sie will, Rothschild bringt sie doch an den Mann, wenn ihm die Regierungen nur freie Hand lassen; auf Seiten der Banken ist also das Interesse an einer Sicherstellung der Zinsen und der Amortisationsquoten gering. Man braucht nur den Geldmarkt zu beobachten, wie er sich jetzt entwickelt hat. Bedeutende Emissionen haben lange nicht stattgefunden; bei allen größeren Operationen der Banken handelte es sich vielmehr seit langem nur um Konversionen. Die Spekulation hat die Renten wie die Aktien so hoch getrieben, daß an deren Kurs nach oben hin nichts mehr verdient werden kann. Wo ein neues Papier auf den Markt kommt, einerlei ob fragwürdige Obligation, Aktie oder Goldminen-Share, da stürzt alles darüber her, als seien diese Papiere nur Lotterietreffer, und kaum sind sie in den Verkehr getreten, so steigt ihr Kurs um viele Prozente. Solche Zustände erlauben den Banken einfach alles. Es ist anzuerkennen, daß bisher nur einige wenige Bankiers, die keinen Ruf mehr zu verlieren haben, diese Gelegenheit zur Plusmacherei ausgenutzt haben. Die anderen alle schenen sich davor, als lehrreiche Beispiele für die Notwendigkeit einer Börsenreform durch die Akten der Ministerien und des Reichstages zu laufen oder gar bei Gelegenheit der Beratung des Börsenreform-Gesetzes von der Tribüne herab genannt zu werden. Insofern hat das Damoklesschwert der Börsenreform nicht übel gewirkt und man kann fast froh darüber sein, daß es noch an seinem Faden hängt. Kommt aber nun unter hoher obrigkeitlicher Protektion eine chinesische Anleihe an den Markt, so wird die Spekulation sie an einem Tage zeichnen, und wenn sie drei Milliarden betrüge und nur fünf Prozent Zinsen brächte. Rothschild könnte es dann der Spekulation selbst überlassen, den Kurs noch einige Zeit zu steigern und die Stücke durch die bekannten Kanäle an den Anlage suchenden kleinen Kapitalisten zu verkaufen — zu „kassieren“. Also das Interesse der Rothschildgruppe für eine solide Fundierung der Anleihe ist sehr klein.

Umso mehr müssen die Regierungen dafür sorgen, daß die Anleihe dem Nationalwohlstande nicht gefährlich wird. China ist kein Staat im europäischen Sinne. Der Staat ist dort der Kaiser. Und was der chinesische Kaiser heute unterschreibt, kann er morgen widerrufen, kein Gesetz hindert ihn daran. Die Seezölle kann der Kaiser so erhöhen, daß die europäische Ausfuhr nach China zurückgehen muß, also unsere wirtschaftlichen Vorteile aus der Anleihe-Übernahme illusorisch werden. Er kann aber auch jene Zölle ganz aufheben und so die Fundierung der Anleihe wegnehmen. Zu beiden Maßnahmen kann sich der Kaiser von China durch die Pflicht der Selbsterhaltung gezwungen sehen, denn seine Dynastie steht keineswegs auf einem rocher de bronze. Es ist sehr wohl denkbar, daß eine mächtige Volksbewegung ihn zwingt, Prohibitivzölle

gegen die Einfuhr zur See festzusetzen, oder auch im Gegenteil die Zoll-Verteuerung europäischer Waren, an die das Volk sich gewöhnt hat, zu beseitigen, — je nachdem eine Freihandels- oder eine Schutz Zoll-Bewegung die Oberhand gewinnt. Ebenso möglich ist aber auch, daß die Mandschu-Dynastie selber fällt und mit ihr die ganze Schuldverpflichtung Chinas an das Ausland.

Das alles sind Bedenken, die sich bei einer chinesischen Anleihe von selbst ergeben und die in der Presse nicht verschwiegen werden dürfen und auch nicht verschwiegen werden. Einem Emissions-Erfolg der Anleihe werden sie nicht hinderlich sein, denn die ersten Zeichner gehen nur auf den Gewinn an der nachfolgenden Kurssteigerung aus, und die späteren „Effektiv-Käufer“ haben die Warnungen entweder gar nicht gelesen oder wieder vergessen. So sollte wenigstens die Regierung von vornherein erklären, daß trotz ihrer politischen Protection Chinas diese Anleihe doch nur ein Spekulationsobjekt sei, dessen Preiswürdigkeit sich lediglich nach dem Verhältnis des tatsächlichen Risikos zu der im Kurse gewährten Risiko-Prämie richte. Das wäre vorsichtig gehandelt.

Was nun die von China zu erwartenden Handelsvorteile betrifft, so darf man sie nicht nach den Ueberschätzungen durch die Börsenspekulation beurteilen, die in den Kurfen der Hüttenwerks-Aktien schon viele Millionen Mark aus chinesischen Bestellungen eskontpiert hat. Wir wollen, wie gesagt, zufrieden sein, wenn das diplomatische Eingreifen Deutschlands den status quo gesichert hat. Wir waren im vorigen Jahre mit $6\frac{1}{2}$ Prozent an dem Handel der chinesischen Vertragshäfen beteiligt und stunden in der Reihe der auswärtigen Nationen damit an der zweiten Stelle, während das an der ersten Stelle stehende England freilich neunmal höhere Ziffern aufweisen konnte. Einer schnellen und ausgiebigen Zunahme unseres Ausführhandels nach China, besonders in der Eisenbranche, steht die auf Tod und Leben konkurrierende englische Industrie und auch die riefenhast aufwachsende, billig erzeugende amerikanische Industrie im Wege. Schritt für Schritt müssen wir uns durch Anpassung an das Bedürfnis und den Geschmack der Asiaten drüben den Markt erobern, und unsere Diplomaten können nur dafür sorgen, daß uns China den Konkurrenten gegenüber fair play gewährt. Man darf auch nicht vergessen, daß nur die an den Wasserstraßen zur Nordsee liegenden deutschen Industriebezirke nach China hin exportfähig sind. Überschlesien z. B. ist schon durch die hohen Frachten von dem internationalen Wettbewerb in Asien ausgeschlossen.

Die Geldflüssigkeit hat bisher noch keine erhebliche Abnahme erfahren, obwohl sich hier und da eine Belebung des Waarenverkehrs zeigt, der namentlich in den Mehreinnahmen der Eisenbahnen zum Ausdruck kommt. Der billige Geldstand hat den Kurs der dreiprozentigen deutschen Staatspapiere wieder nahe an pari herangebracht, während doch die vom Ausland aufgenommenen Stücke dieser Anleihen zum großen Teil nach Deutschland zurückverkauft sein sollen, und eine Konvertierung der vierprozentigen Anleihen in diesem Jahre nicht mehr zu erwarten steht. Eine Zeit lang hat sich die Spekulation, auch die deutsche, sehr lebhaft an dem Spiel in südafrikanischen Goldminen-Aktien an der Londoner und Pariser Börse beteiligt und Kapital wie Kredit in diesen Transaktionen engagiert. Hier ist nun ein Rückschlag eingetreten. Die von Paris ausgegangene neue Goldshare-Hausse scheint vorläufig ihr Ende erreicht zu haben und die englische Kontermine, die lange und mit Hartnäckigkeit das Gegenspiel gehalten hat, streicht jetzt ihre Gewinne ein.

Um so eifriger wendet man sich in England und in Deutschland der Kurstreiberi in amerikanischen Eisenbahnpapieren zu. Auch dies ist ein Gebiet, dem der Richtigengewichte grundsätzlich fern bleiben sollte. In den siebziger Jahren haben tausende von deutschen Familien ihr Vermögen in amerikanischen Eisenbahnbonds verloren, und wenn man liest, daß in den letzten 10 Jahren 347 amerikanische Bahnen mit 4½ Milliarden Dollars Anlagkapital in Zwangsverwaltung übergegangen sind, daß seit 1876, also in 19 Jahren, 593 amerikanische Bahnen mit 3½ Milliarden Dollars Anlagkapital zwangsweise öffentlich meistbietend versteigert worden

sind, so sollte man annehmen, daß unter solchen Umständen kein Kapitalist in Deutschland mehr amerikanische Eisenbahnpapiere erwerben möchte. Die letzten Wochen haben aber das Gegenteil gezeigt. Der Mangel an höher verzinslichen und steigerungsfähigen Effekten auf dem deutschen Markte ließ selbst solche vorsichtige Kapitalisten, die ziemlich genau Bescheid wissen, zu den amerikanischen Werten greifen, weil sie dieselben im Kurse steigen sahen und weil sie die stark reklamehaften Meldungen der amerikanischen Presse über die Zunahme des Handelsverkehrs in den Vereinigten Staaten für zuverlässig halten. So lehren denn diese gefährlichen Papiere wieder zu uns zurück und werden schließlich bei denen hängen bleiben, die ihren inneren Wert am schlechtesten beurteilen können, auch unter dem Verlust bei einer neuen Krisis am schwersten leiden. Wüßte ich nicht, daß zu diesen letzten Abnehmern aller von der Börse bis auf den letzten Bruchteil eines Prozentes ausgenutzten Papiere auch die Beamten, Geistliche und Gutsbesitzer aus dem Lande und in den kleinen Städten gehörten, dann könnte ich mir ja die Mühe und die Unannehmlichkeit, immer den Warner zu spielen, gerne ersparen. Ich sehe aber, wie die Börsen-Kommissionäre in England und Deutschland mit Hochdruck arbeiten, wie selbst in sonst solide redigierten Zeitungen auf die Preiswürdigkeit amerikanischer Papiere hingewiesen wird, wie also schon binnen kurzem auch diese Bewegung auf die Spitze getrieben sein wird, und da halte ich es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß ein Familienvater, der den amerikanischen Bahnen sein Geld anvertraut, sich der großen Gefahr bewußt sein soll, in die er sich und die Seinigen bringt.

Die Beratung der „Umsturzvorlage“ im Reichstage hat die öffentliche Aufmerksamkeit, mehr als gut ist, von den Kommissions-Verhandlungen über den Antrag Kanitz abgelenkt. Die Aussichten für diesen Antrag scheinen ja nicht besser geworden zu sein, doch haben die Verhandlungen wenigstens klar erwiesen, daß der Kanitzsche Vorschlag weder undurchführbar noch zweckwidrig, also das Gegenteil von einer Utopie ist. Als solche soll der Kaiser den Antrag Kanitz bezeichnet haben, nachdem er von seinen Räten über die Tendenz desselben sehr unvollkommen unterrichtet worden war. Hat sich wirklich der Monarch so gegen den Antrag engagiert, dann kämpfen wir für eine zunächst aussichtslose Sache und müssen darauf bedacht sein, bis zur Beseitigung der entgegenstehenden Schwierigkeiten andere durchgreifende Mittel zu ersinnen, die unsere Landwirtschaft noch einige Jahre über Wasser halten können. Als ein solches Mittel erkennen die Landwirte selbst den Schmollerschen Vorschlag nicht an. Professor Schmoller will die überschuldeten Güter provisorisch verstaatlichen, und wenn es eine Milliarde kostet. Mit dem zehnten Teil dieses Geldes ließe sich schneller und durchgreifender helfen, indem der Staat, wie es in Indien früher schon geschehen ist, Prämien für den Anbau von Getreide bezahlt, solange und wo der Marktpreis die Erzeugungskosten und eine Verzinsung des Bodenwertes nicht deckt. Selbstverständlich müßten diese Prämien nach der Größe des Gutes und nach der Bodenklasse abgestuft werden, für die größten Güter ganz wegsallen. Diese Prämien könnten wohl dem Bauernstande über die schlechten Zeiten hinweghelfen, wenn sie nicht zu lange mehr dauern. Eine durchgreifende Hilfe sind auch diese Anbauprämien nicht, so wenig wie das Zuckersteuer-Notgesetz oder gar die Spiritus-Glückslampe. Nur den einen Vorzug haben sie vor dem Antrag Kanitz, daß sie vor das Forum der Einzellandtage gebracht werden können, die überall mehr Verständnis für die Notlage der Landwirtschaft zeigen, als der gegenwärtige Reichstag.

Auf die Lösung der Währungsfrage mit der Agrarreform zu warten, wie die Spezialisten der Doppelwährung empfehlen, wäre sehr optimistisch. Obwohl im preussischen Landtage gegenwärtig die Stimmung günstig ist für eine internationale Remonetisierung des Silbers, wie die 210 Unterschriften unter dem Antrag Arendt und die Kammer-Verhandlungen dieser letzten Tage beweisen, so ist doch offenbar in den ausschlaggebenden Regierungen in Deutschland und im Auslande die Goldwährung ein

Richtühran. Bei allen wohlwollenden Worten für die Bedürfnisse der Landwirtschaft und der Industrie beherrschen die Interessen des internationalen Handels das ganze Denken der Regierungen bei uns und überall.

Berlin, 20. Mai 1895.

Dr. Th. Müller-Fürer.

Politik.

Es ist nun einmal in dieser unvollkommenen Welt das Schicksal auch der richtigen Zukunftsgebanten, welche in der Geschichte der Menschheit nach Verwirklichung ringen, daß sie sich nicht auf dem kürzesten Wege zum Ziel in idealer Reinheit durchzusetzen vermögen, sondern daß von rechts und links der Widerstand und die Ubertreibung den normalen Fortschritt hindern. Wie die Gedanken der kirchlichen Reformation des 16. Jahrhunderts nicht nur gegen die Papisten, sondern auch gegen die Schwarmgeister im eigenen Lager verteidigt werden mußten, so geht es auch heute den socialen Reformideen, die mit innerer Notwendigkeit aus einer gänzlich veränderten Produktionsweise hervorstuwachsen.

Welche unendliche Mühe kostet es nicht, ein besonnenes Reform-Programm in der öffentlichen Diskussion aufrecht zu halten! Mit dem Umstande, daß die Socialdemokraten den christlich-socialen Reformen und den manchesterlichen Kapitalisten in den Einen Topf der „großen reaktionären Masse“ werfen, könnte man sich abfinden. Die socialdemokratische Partei kennt jeder als die Partei des Unverstandes, kennt ihre notorischen Führer als die mehr oder minder unehrlichen Verfechter eines Zukunftsstaates, der wie die fata morgana keine andere Wirkung hat, als diejenigen zu täuschen, die dem Trugbilde nachlaufen. Was aber den Reformern das Leben am schwersten macht, sind die Excentricitäten, deren einzelne in ihren eigenen Reihen sich schuldig machen.

Wer in dringender und lebhafter Weise für Socialreform eintritt, der sollte sich auch der ganzen Verantwortung bewußt sein, die auf seinen positiven Vorschlägen lastet. Und wer dann Parole ausgiebt, wie z. B. die, daß „das Land der Masse“ gehören müsse, der vergißt, daß solche halb mißverständliche, halb grundstürzende Pläne einen Sturm der Entrüstung nicht gegen die gemeinsamen Feinde, sondern gegen Freunde und Bundesgenossen entfesseln müssen. Allen Gegnern der Reform im konservativen Lager, welche widerwillig nur der Logik der Thatsachen folgen, ist nun die erwünschte Gelegenheit zu dem pharisäischen Selbstlob gegeben, daß sie es ja gleich vorausgesagt, wie jede, auch die kleinste Geneigtheit zum Fortschritt immer nur neue Zugeständnisse an den Nihilismus nach sich ziehen müsse. Mit Zugeständnissen und Wohlwollen sei der Socialdemokratie gegenüber gar nichts anzurichten. Einzig richtige Politik sei es, ihr den Fuß fest auf den Nacken zu setzen. Und mit einem Scheine des Rechts wird noch hinzugesügt, daß durch alle bisher versuchte sociale Gesetzgebung auch nichts von Befriedigung, sondern nur eine Steigerung der Ansprüche bei den Umstürzlern erreicht sei.

In der bedenklichen Lage, Erörterungen dieser Art entgegennehmen zu müssen, sind augenblicklich der rechte Flügel der Christlich-Socialen und diejenigen Konservativen, welche ihnen nahe stehen; sie leiden unter dem Ueberreifer der „Jungen“, denen das Gros der Konservativen viel zu langsam ist, die aber vergessen, daß sie selbst parlamentarisch noch so gut wie unvertreten sind, daß also die einzige Möglichkeit für sie, etwas Erpriechliches durchzusetzen, ganz allein auf eben den Konservativen ruht, von denen sie sich mehr oder minder feierlich loszusagen. Man will schneller gehen, als es die Umstände gestatten. Die Weltgeschichte geht aber nach bekanntem Ausspruch langsam, weil sie so viele mitnehmen muß.

Ueber den hier erwähnten Konflikt ist es nun im verwichenen Monat zu lebhaften Auseinandersetzungen gekommen zwischen konservativen und christlich-socialen Organen,

zwischen „Kreuz-Blg.“, „Reichsbote“ und „Volk“, zwischen Hofprediger Stöcker und Pastor Raumann in Frankfurt a. M., dem Redakteur der vielgenannten „Hilfe“.

Es ist schwer für den Unbeteiligten, zu dieser konfliktuellen Stellung zu nehmen. Auch wir gehören zu denen, welche die mangelnde Initiative auf der Rechten beklagen, und unsere Sympathie gehört durchaus dem Eifer, der, aus warmer christlicher Brudersliebe geboren, den unterdrückten und enterbten Ständen unseres Volkes zu besseren Daseinsbedingungen verhelfen möchte. Wenn wir aber die politische Frage stellen nach dem Wege, der zum Ziel führt, so ist es jedenfalls, auch vom christlich-socialen Standpunkt aus, der bessere Modus, die Konservativen zu gewinnen, nicht aber sich von ihnen zu trennen und das immer noch gemeinsame Tischbrot zu zerschneiden. Eine Trennung würde doch dann erst berechtigt sein, wenn jede Hoffnung der Verständigung aufgegeben werden müßte. So aber liegen die Dinge noch nicht. Und wenn bei den Konservativen viel Zurückhaltung oder tastende Unsicherheit im Fortschreiten sich findet, so kann der drängenden Partei der Vorwurf nicht ganz erspart bleiben, daß sie praktikable Vorschläge nicht klar genug herausgearbeitet hat. Regierung und regierungsfähige Parteien können aber nie durch Agitation gewonnen werden, sondern immer nur durch Pläne, die auch in gefeßlich faßbare Form zu bringen sind.

Wenn wir übrigens in der stattgehabten Diskussion nicht im Stande waren, allen christlich-socialen Organen beizutreten, so haben wir auch manches in den konservativen Organen nur ungern gelesen. Die Beschuldigungen einiger Blätter, welche dem Pastor Raumann das positive Christentum absprechen, sind, soweit uns die „Hilfe“ bekannt, durchaus hinfällig; die Anklage der von der konservativen Partei herausgegebenen, aber dem Manchesterium stark zuneigenden „Badischen Landpost“, daß Raumann unter socialer Firma „theologische und religiöse Mittelparteilerei“ treibe, streift wohl hart an die Grenze der Verleumdung, denn es liegt nichts vor, was irgend jemanden berechtigte, die ehrlichen Absichten Raumanns anzuzweifeln. Aber auch wenn der „Reichsbote“ von einem Pastor erzählt, der auf der Redaktion dieses Blattes erklärt habe, er habe die „Glaubenspredigt bis an den Hals satt“ und wolle nun „social wirken“ — so kann doch unseres Erachtens der Träger einer solchen Aeußerung noch nicht als ein Typus hingestellt werden, der massenhaft oder auch nur häufig vorkäme. Und noch weniger sind wir mit der „Konservativen Korrespondenz“ einverstanden, wenn sie als „höchst bedenkliche Tendenz“ der „Hilfe“ ein „ungezügelttes Liebängeln“ nicht etwa mit den Socialdemokraten, sondern mit der „Arbeiterchaft“ bezeichnet. Wenn der „Hilfe“ nichts weiter vorzuwerfen wäre, als daß sie ihre Augen mit herzlicher, vielleicht auch „ungezügelter“ christlicher Liebe auf den vierten Stand richtet, so hätten wir wahrlich nichts an ihr anzusehen. Wer aber will es dem angegriffenen Blatt verdenken, wenn es aus so überaus mißverständlichen Aeußerungen des konservativen Parteiorgans um den Vorwurf gegen die ganze Partei ableitet, daß sie doch im Grunde nichts anderes zu treiben bereit sei, als eine Politik der bestehenden Klassen.

In dem Schlußwort der Diskussion spricht Stöcker den Wunsch aus, daß die jungen Christlich-socialen aus ihrer Sturm- und Drangperiode sich mit ihm wieder zusammenfinden möchten. Darauf erwidert Raumann: „Dieser Wunsch ist der Ton eines Herzens, dem unsere Herzen gern mit Ja antworten möchten. Wer weiß, was die Zukunft bringt? Wenn sie bringen sollte, daß die konservative Partei für freie Arbeiterorganisation, für freies Wort, für ein neues Hypothekenrecht und bessere Lage der Landarbeiter, für volle Sonntagsruhe und für kräftige progressive Einkommensteuer eintritt, wenn das kommen sollte, dann könnten wir noch einmal überlegen, ob wir von ihr etwas erwarten dürfen. Ehe das aber eintritt, bleiben uns gemeinsam christliches Aekentnis und Staatsstreue, trennt uns aber die Socialpolitik, deren erste Anregungen wir Stöcker von Herzen danken.“

Wenn die christlich-socialen Partei demnächst in Eisenach zu einem Kongreß zusammentritt, so wird man hoffen dürfen, daß sie die rechte Formel ihres Verhältnisses

zur konservativen Partei auch finden werde. Erschwerend wirkt ja freilich in dieser Hinsicht, daß im Grunde alle unsere politischen Parteien zu Interessengruppen geworden sind. Wohl zwingt das herrschende Wahlsystem, die Fiktion mit einem größeren oder geringeren Maß von Heuchelei aufrecht zu halten, daß jeder Wähler und jeder Erwählte für alle Interessen eintritt. Aber diese These wird doch kaum noch ohne Augenzwinkeln verfochten. Und wenn auch die Christlich-Socialen und die Konservativen, wie alle anderen Parteien auch, Programme vertreten, die jedem Interesse dienen wollen, so meinen doch die Einen in erster Linie das Interesse der Produktionsstände, die Andern vor allem das Interesse des Lohnarbeiters in Stadt und Land. Zumal in den laufenden schlechten Zeiten sind aber diese Interessen oft schwer genug zu vereinen.

Erleichternd wirkt auf der anderen Seite, daß endlich die verhängnisvolle Umsturzvorlage beseitigt ist, weil im Reichstage für keinen Paragraphen in irgend welcher Fassung eine Mehrheit zu finden war.

Was diese Vorlage selbst betrifft, so braucht darüber kein Wort mehr verloren zu werden. Zur Geschichte des Monats verdient aber Erwähnung die Diskussion, die sich an den Sturz des Gesetzes anknüpfte. Wir meinen da weniger den Streit darüber, wer durch das negative Ergebnis eine Niederlage erlitten, wer den Sieg erfochten habe, sondern vielmehr den Wettkampf der zahllosen Vorschläge, wie man denn nun am tapfersten und wirksamsten gegen die Socialdemokratie vorgehen könne. Fehlte es doch in dieser Richtung nicht an den radikalsten Projekten für gewaltsame Unterdrückung, selbst nicht an Empfehlung des Staatsstreichs in kapitalistisch-mittelparteilichen Organen, auch nicht an freudigen Aufforderungen Einzelner, daß durch Beseitigung der auf dem Boden des gemeinen Rechts gedachten Reform nun wieder „die Bahn frei“ geworden sei für ein frisches, fröhliches Socialistengesetz — obschon es erst wenige Jahre her ist, daß alle gesetzgebenden Faktoren das alte Socialistengesetz als oböös und dabei wirkungslos ziemlich einstimmig aufgehoben haben.

Zum Glück hat die Regierung den Kopf bisher kühl behalten und sich zu keinerlei übereilten Schritten hinreißen lassen, vielmehr hat sie den vielen energischen Ratgebern ironisch-höflich an die Hand gegeben, nicht nur für weise Gesekentwürfe, sondern vor allem für eine Mehrheit im Reichstag zu sorgen, welche die Gesetze auch annimmt. Danach ist es dann ziemlich still geworden und wird's auch wohl weiter bleiben. Denn eben die Mehrheit fehlt.

Uebrigens hat aber auch die Staatsgewalt in Deutschland, von einigen beklagenswerten Lücken abgesehen, immerhin noch Mittel genug an der Hand, sich der Anführer zu erwehren, wenn sie nur stets diese verfügbaren Mittel mit Gerechtigkeit und ohne Schwäche zur Anwendung bringt. Andererseits kann man nur wünschen, daß die immer noch von Manchen gehegte Hoffnung, die socialistischen Ideen auf dem Wege der Unterdrückung aus der Welt zu bringen, mehr und mehr als aussichtslose Illusion erkannt und der zeitweilig verlassene Weg der Socialreform mit Klugheit und Entschiedenheit von neuem betreten werde.

Eine heikle Frage auf diesem Wege ist dann freilich die Frage des allgemeinen Wahlrechts. Die Frage gehört hierher, weil unter dem gegenwärtigen Recht in der That sehr wenig Aussicht zu Reformen vorhanden ist, jeder Versuch aber, die genannte Institution „anzutasten“, von der Linken mit äußerster Energie agitatorisch verwertet wird, um die Konservativen der „Reaktion“ zu verdächtigen. Den Konservativen fällt es aber aus nahe liegenden Gründen schwer, auf die freisinnigen Anpassungen „befriedigend“ zu antworten. Wohl kann mit Recht behauptet werden, daß niemand auf der Rechten das Wahlrecht „abschaffen“ wolle, aber andererseits ist man auch von jubelnder Zustimmung sehr weit entfernt und durchaus einig darüber, daß das Wahlrecht in seiner gegenwärtigen Gestalt ein verhängnisvolles Geschenk des Fürsten Bismarck an die Deutschen gewesen, und die Frage gewiß diskutabel ist, ob es nicht möglich wäre, das allgemeine Stimmrecht beizubehalten, es aber in anderer und ge-

rechterer Weise, d. h. nach Ständen ausüben zu lassen. Sachliche Gründe, welche dafür sprechen, fehlen wahrlich nicht. Während jetzt oft die Hälfte, bei Stichwahlen auch wohl zwei Drittel der deutschen Wähler mit ihrem Votum gar nicht zur Geltung kommen, so könnte bei einer Abstimmung in Ständen jede abgegebene Stimme zur Geltung gebracht, es könnte ferner die politische Heuchelei überflüssig gemacht, die Verheißung der Parteien und Stände gegen einander vermieden und alles in allem der sociale Friede weit besser gefördert werden, als dies unter gegenwärtigen Umständen jemals möglich werden wird.

Indessen ist und bleibt ja diese Frage vorläufig eine rein akademische. Kein Mensch und keine Partei denkt daran, in absehbarer Zeit Anträge in dieser Richtung zu stellen, und nicht nur deshalb, weil sie parlamentarisch völlig aussichtslos wären.

Neben den socialen und politischen sind auch im verfloffenen Monat die rein „agrarischen“ Probleme nebenher gegangen.

Ueber verschiedene Heilmittel, welche der kranken Landwirtschaft teils eingegeben, teils angepriesen werden, wird im nächsten Bericht zu handeln sein. Zwar nicht Professor Schmollers Tausend-Millionen-Anleihe dürfte als „Riesenliebesgabe“ in die Erscheinung treten, aber Preußen will ein großes Centralinstitut für Genossenschafts-Kredit der Landleute und Handwerker einrichten. Gewiß ist es möglich und wahrscheinlich, daß ein solches Institut, wenn es richtig aufgezogen wird, noch weites Feld für eine gesegnete Thätigkeit finden werde. Nur ist klar, daß es wohl der gesunden, aber nicht der kranken Landwirtschaft helfen kann. Es kann gut situierte Leute besser situieren, aber dem Kranken könnte es höchstens bei Andauer der schlechten Konjunktur den Todeskampf verlängern. Was den verschuldeten und überschuldeten Landwirten helfen kann, ist nicht so sehr neuer Kredit als vielmehr rentable Lebensbedingungen. Wenn diese nicht zu schaffen sind — und es mag ja sein, daß es bei Andauer der Handelsverträge und der Goldwährung thatsächlich unmöglich ist, sie zu schaffen — so wird der Nutzen neuer Banken nur ein eng begrenzter bleiben. Jede Substantiation ländlicher Grundstücke, gleichviel ob großer oder kleiner, liefert doch wohl den Beweis, daß es unseren Landleuten an Kredit schon jetzt nicht fehlt, ja daß derselbe fast immer weit über die Kreditwürdigkeit hinaus in Anspruch genommen wird. Für das Handwerk liegt die Sache allerdings anders, weil dieses mit kürzeren, wenigstens mit absehbaren Kreditfristen arbeitet; hier kann der Nutzen eines gemeinnützigen Bankinstituts weit größer sein als bei den Landwirten.

Trotz alledem bleibt es leider dabei, daß das wirtschaftlich-politische Bild der Gegenwart ein trübes ist. Die Besitzenden leiden und die Arbeiter leiden. Und die Aussicht auf Besserung ist gering. Denn die Mittel, die man anwendet, helfen nicht, und die Mittel, die helfen, kann oder will man nicht anwenden.

Und doch gilt es, den Mut nicht sinken zu lassen. Liegt in der Weltkrisis, welche die Besitzenden drückt, etwas Elementares, das sich nicht abwenden läßt, so trifft es doch meistens tragfähige Schultern und bleibt für die, die es trifft, in den meisten Fällen noch erträglich. Schwerer ist es für alle die, die nichts haben, als ihre Arbeitskraft. Aber gerade für diese kann durch socialpolitische Reform noch viel gebessert werden. Beweis ist es ja traurig, daß die schon vorhandenen, immerhin bedeutenden Ansätze solcher Socialreform bisher auch nicht den leisesten Umschwung in der Denkweise der mißleiteten Arbeiter hervorgerufen haben. Aber doch hat sich deutlich genug gezeigt, daß ein Umschwung möglich wäre. In jenen denkwürdigen Tagen, als die „Kaiserdeputierten“ bei Hofe erschienen und aus hohem Munde das Prinzip der Staatshilfe proklamiert wurde, horchte die ganze Arbeiterwelt empfänglich auf, und den parteipolitischen Drahtziehern begann der Boden unter den Füßen zu brennen. Wenn den Erwartungen auf beiden Seiten Enttäuschung gefolgt ist, so sollten doch die maßgebenden und regierenden Kreise zu hoch über Stimmungen und Berstimmungen stehen, als daß sie in ihren Pflichten und Absichten schwanken könnten. Es gilt eben, in gerechter

Würdigung des Umstandes, daß es die an Bildung und Erziehung am tiefsten stehenden, also der Verführung auch zugänglichsten Volksschichten sind, welche die Wohlthat mit Undank lohnen, im Wohlthun doch nicht zu ermüden. Der christlichen Liebe Erkennungszeichen und schönste Krone ist es allezeit gewesen, sich nicht verbittern zu lassen, sondern den Glauben an den Sieg der Wahrheit festzuhalten, auch wenn man weiß, daß der Siegeszug der Wahrheit über die Erde kein Triumphzug ist. Es sind nicht die Helden, sondern die Märtyrer, welche die Weltgeschichte vorwärts treiben. Die Wahrheit siegt, aber sie siegt — am Kreuz!

In Oesterreich-Ungarn hat die kirchenpolitische Lage zu einem inneren Konflikt zwischen dem Grafen Kalnoth und dem ungarischen Ministerium bez. Parlament geführt und zu einem auswärtigen mit der Kurie. Und beide Konflikte gemeinsam haben dann den Sturz des Grafen Kalnoth verursacht. Der Urheber aller dieser Wirren ist insofern der päpstliche Nuntius Agliardi gewesen, als dieser geistliche Herr in Ungarn kirchenpolitische Kundreisen gemacht und durch offene Agitation gegen den Kulturkampf, mit dem die Bester Regierung sehr eifrig beschäftigt ist, dem Minister Banffy seine Kreise stark gestört hat. Dieser trat dann im Parlament lebhaft gegen Agliardi auf und berief sich dabei auf das Auswärtige Amt in Wien, welches bereits in Rom reklamiert habe. Kalnoth bestritt das Auswärtige Amt in Wien, welches demissionierte aber, während Agliardi, dessen Stellung unmöglich schien, einstweilen geblieben ist. Beide Diplomaten sind offenbar unvorsichtig gewesen: Graf Kalnoth, indem er den Instinkt des Ministers Banffy überschätzte, als er ihm diskrete Mitteilungen machte, die dieser, statt sie diskret zu behandeln, in läppischer Weise an die große Glocke hing; Herr Agliardi, indem er die Elementar-Pflicht außer acht ließ, welche jeder diplomatische Vertreter hat, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen, bei dem er akkreditiert ist. Zwar beansprucht die Kurie in ihrer traditionellen Bescheidenheit eine Ausnahmestellung, indem der Papst den österreichischen Katholiken gegenüber nicht als auswärtiger Souverän, sondern als Vorgesetzter gelten will. Aber die Praxis wird hier wohl stärker sein, als die Theorie. Und man wird es sich in Wien nicht gefallen lassen, daß ein Vertreter der Kurie, der so verhängnisvolle innere Wirren heraufbeschwor, dauernd in seiner Stellung bleibt.

Auch im inneren politischen Leben Oesterreichs hat der verstoffene Mai einen seit Jahren angebahnten Umschwung endlich und auffällig in die Erscheinung gebracht. Aus der Stadtverwaltung Wiens sind die Juden und Liberalen derart verdrängt worden, daß sie leitende Stellungen an die Antisemiten, speciell an den Dr. Lueger, haben abgeben müssen. Wenn man nun erwägt, daß die ganze Wiener Presse nach wie vor in Judenhänden ist, so erscheint der Umschwung der öffentlichen Meinung um so auffallender. Und man kann daraus schließen, wie ungeheuerlich die Mißwirtschaft gewesen sein muß, daß sie trotz aller publizistischen Advokaten in ihrer eigenen Fäulnis zusammenbrechen mußte. Noch vor 10 Jahren würde niemand je ein solches Resultat für möglich gehalten haben. Daß es dennoch möglich wurde, kann Mut machen in der politischen Arbeit. Eine neue Bestätigung der alten Wahrheit ist gegeben, daß alles auf dieser Erde wandelbar ist, und das wandelbarste vielleicht die oft so eigensinnige aura popularis.

Kirche.

Da Berichterstatte in den letzten Wochen durch zwei kirchliche Versammlungen stark in Anspruch genommen war, so müssen die Leser sich diesmal damit begnügen, hier einige Bemerkungen über die landeskirchliche Versammlung in Berlin vom 8. Mai zu vernehmen, die ja auch von den kirchlichen Ereignissen — nicht nur des letzten Monats — weitaus das bedeutendste war. Die Verhandlungen haben einen

würdigen Verlauf genommen, würdiger und maßvoller als manchem lieb sein mag, sowohl unter denjenigen Freunden, denen die Menzungen leichtlich „viel zu zahl“ sind, als auch unter den Gegnern, die eine gewisse Freude daran gehabt hätten, wenn eine solche Versammlung sich in unerfüllbaren Forderungen oder in bloßen Negationen oder in offenbar ungerechten und unbedingten Vorwürfen und Klagen bewegt hätte.

Aber davon war nichts zu spüren. Es ist offen erklärt: wir haben nichts gegen die Wissenschaft, wir wollen sie in der evangelischen Kirche festhalten und pflegen; auch die historische Kritik ist an der hl. Schrift zu üben (Möller'sche These 7), sie ist nur dann zu verwerfen, wenn sie die göttliche Eingebung der Schrift verkennt, und das thut diejenige moderne Kritik, welche „den darwinistischen Naturalismus auf die Theologie überträgt“. Die Theologie ist eben eine Wissenschaft, welche von bestimmten Voraussetzungen ausgeht, nämlich von der christlichen Offenbarung, von dem Glauben an die Erscheinung Christi im Fleisch zur Erlösung der Welt. — Ebenso offen und bestimmt hat sich die Versammlung auch auf den Boden geschichtlicher Entwicklung gestellt bezüglich der Beziehungen der Kirche zu den theologischen Fakultäten. Die weitgreifenden Pläne auf Herstellung freier Fakultäten sind abgewiesen, so sympathisch man dem Pastor von Bodelschwingh, der diesen seinen Gedanken persönlich in Berlin vertrat, gegenüberstand; auch dieser selbst erklärte, daß er nicht darauf bestohe, wenn man ihm andere Wege zeige, die zum Ziele führen.

Und solche Wege wurden gezeigt. Daß die Fakultäten Staatsanstalten geworden sind, ist eine historische Thatsache; wenn wir an derselben nicht rütteln wollen — und wir können es nicht, wenn wir nicht den Zusammenhang zwischen der Theologie und dem übrigen wissenschaftlichen Leben und Streben wenigstens gefährden wollen —, so giebt es nur zwei Wege, um den berechtigten Forderungen der Kirche genug zu thun, die darauf hinaus gehen, daß an diesen Staatsanstalten Lehrer angestellt werden, welche von der Grundlage des Kirchenglaubens aus ihre wissenschaftliche Arbeit betreiben. Der eine ist der, daß man nach Garantien sucht, welche die Entschliebungen der maßgebenden Staatsbehörden regeln, also nach einem Einfluß kirchlicher Organe auf die Besetzung der theologischen Professuren. Diesen Gedanken führte der erste Vortragende aus, Oberverwaltungsgerichtsrat Hahn, und der Vortrag des am Erscheinen verhinderten Professors Born. Unwiderleglich klar wurde das Recht der Kirche auf irgend einen Einfluß bei der künftigen Vorbildung ihrer Diener dargelegt und teils im Vergleich mit den Verhältnissen der katholischen Kirche, teils aus der Natur der Sache heraus nachgewiesen, daß durch solche kirchlichen Wünsche und Rechte weder das Recht des Staates, noch das Wesen der Wissenschaft verletzt werde. Wie das im einzelnen zu gestalten sei, darüber hat sich die Versammlung nicht erklärt; man konnte sich auf oft gehörte Ausführungen beziehen, sowie auf Beschlüsse von Provinzial- und Generalsynoden. Augenblicklich war es genügend, den Klagen und Wünschen den Ausdruck zu geben, den sie in der ersten der am Schluß gefaßten Resolutionen bekommen haben: „In Erwägung, daß die Kirche von den theologischen Fakultäten mit Rücksicht auf den Zweck des akademischen Unterrichts, für den Dienst der Kirche vorzubilden, die Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses erwarten muß, — daß der heutige Stand der theologischen Fakultäten, sofern sie die Autorität des Wortes Gottes untergraben und die Thatsachen des Heils zweifelhaft machen, eine schwere Gefährdung unserer Kirche und unseres evangelischen Volkes ist, fordert die Versammlung vom Staat, bei der Besetzung der theologischen Professuren neben der wissenschaftlichen Befähigung die dem kirchlichen Bekenntnis entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend sein zu lassen, und erklärt es für ein Recht der Kirche, auf die Berufung der theologischen Professoren einen wirksamen Einfluß zu haben.“

Nun möchte aber eingewandt werden — und dies ist in der That oft genug gesehen: es seien eben keine persönlichen Kräfte vorhanden, welche bei anerkannter Stellung im Schriftglauben doch die notwendige wissenschaftliche Befähigung besäßen.

Wir wissen, daß dem nicht so ist, wenn auch anzuerkennen ist, daß bei der Art des wissenschaftlichen Betriebes an den meisten Fakultäten sich junge Leute, die mit Ernst an dem Bibelglauben festhalten wollen, von dem Gedanken eines Eintrittes in jene leicht abschrecken lassen. Um aber aus der jüngeren Theologenwelt die geeigneten Kräfte heranzuziehen, wurde ein Mittel vorgeschlagen, das allgemeine Zustimmung fand und dem zweiten Teil der angenommenen Resolutionen seinen Inhalt gab. Man will nicht an der Organisation der Fakultäten ändern, man erkennt an, daß nur diese selbst die *venia legendi* erteilen könne, d. h. die wissenschaftlichen Grade und die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, aber in Anerkennung dieses Umstandes erklärte es die Versammlung für „eine dringende Aufgabe der kirchlichen Behörden und der synodalen Organe, dafür Sorge zu tragen, 1) daß geeigneten Geistlichen der Auftrag gegeben werde, gemäß den akademischen Ordnungen in den Lehrkörper der Universitäten einzutreten und an der wissenschaftlichen Arbeit sowie am Unterricht der Theologiestudierenden teilzunehmen; 2) daß denselben für die Dauer solcher Dienstleistungen von Seiten der Kirche eine ausreichende Befoldung gewährt werde; 3) daß überall an den Universitäten freie Konvikte begründet werden, in denen die Theologiestudierenden wissenschaftlich im Geiste der Kirche gefördert werden und die Konviktsvorsteher als künftige akademische Lehrer sich ausrüsten und erproben können“.

Solche Konvikte existieren bereits mehrere in Halle, in Berlin und Breslau. Sie könnten in der That ein Mittel werden, um manchem jungen Theologen dazu zu verhelfen, daß er sein Studium mit mehr Rücksicht auf seinen späteren Beruf treibe, als es meistens geschieht. Viel bedeutungsvoller aber noch könnte die andere vorgeschlagene Maßregel werden, daß nämlich im Kirchenamte bereits einigermaßen erprobte jüngere Geistliche, welche das Zeug dazu haben, für einige Jahre an die Universität gehen, sich den Licentiatengrad erwerben und Vorlesungen halten, wobei von vornherein ihre Rückkehr in das praktische Amt nach einigen Jahren in Aussicht genommen wird. Einerseits wird dies zur Hebung und Förderung der wissenschaftlichen Beschäftigung im geistlichen Stande dienen und andererseits werden dadurch Dozenten herangezogen, auf die man den Minister im Falle der Balanz einer theologischen Professur mit gutem Gewissen verweisen kann.

Es war schade, daß dieser zweite Teil der Resolution in der Versammlung selbst wenig besprochen ist, nachdem er allerdings in der vertraulichen Vorversammlung, die gegen 100 Teilnehmer zählte, und für die er durch die an derselben teilnehmenden Professoren vorbereitet war, gründlich erwogen war. In der Hauptversammlung wurde er nur durch Professor Cremer warm empfohlen und ja dann auch einstimmig angenommen. (Einige dissentierende Stimmen, 2 oder 3, kamen dem Aussehen nach von Studenten in nicht sehr hohen Semestern. Im Ganzen waren übrigens die Studenten nicht sehr zahlreich vertreten und die Nachricht eines Blattes, die Studenten hätten Herrn Professor Cremer bei dessen Auftreten mit Beifall empfangen, ist falsch; derselbe kam von der ganzen Versammlung und war ein deutlicher Beweis dafür, daß es sich nicht um einen Feldzug gegen die Fakultäten als solche handelte, sondern daß die Teilnahme der Professoren an der Versammlung mit besonderer Freude begrüßt wurde.)

Einer besonderen Erwähnung bedarf noch die Erklärung des Vorstandes, welche nach einer Pause mit Bezug auf den Vortrag des Herrn Pastor Kobelt vorlesen wurde. Dieselbe war keineswegs ein Zeichen von Uneinigkeit in der Versammlung über deren Ziele, sie war einfach deshalb notwendig, damit es nicht zu einer persönlichen Auseinandersetzung über einzelne Punkte käme, in denen Hofprediger Stöder von Pastor Kobelt namentlich angegriffen war. Diese Angriffe gingen von einer Lehre über den Glauben an die hl. Schrift aus, die zwar nicht ausführlich entwickelt wurde, die aber doch Differenzen in sich birgt mit der Ansicht der Mehrzahl der Teilnehmer an der Versammlung. Ich bin nicht der Meinung meines Freundes Kobelt, daß es notwendig war, seiner Ueberzeugung von der Schwäche des Standpunktes von Stöder,

Schlatter zc. an dieser Stelle Ausdruck zu geben. War es nun einmal doch geschehen, so blieb in der That nur übrig, entweder daß Stöcker antwortete und die Versammlung in eine Diskussion über die Inspirationslehre hineingezogen war, — oder daß der Vorstand erklärte, wie geschehen, daß er nämlich sich zu Ton und Haltung des Vortrages von Kobelt bekannte, und nur Verwahrung dagegen einlegte, daß Glieder der Versammlung wegen Äußerungen angegriffen seien, die nicht bekenntniswidrig sind.

Gehen wir der Sache aus den Grund, so handelt es sich eigentlich weniger um das Wie der Inspiration der hl. Schrift, als um den Glaubensbegriff selbst. Treffend hat Cremer in seinem durch andere Blätter weiter verbreiteten Eingekandt in der deutschen evangelischen Kirchenzeitung dies als die Hauptaufgabe der Zeit bezeichnet, die auf dieser Versammlung beiläufig nicht erwähnt werden konnte, daß nämlich die Kirche, die Geistlichkeit, die Theologie, alle Christen insgemein zu einer klaren Anschauung kommen über das Wie der Begründung unserer persönlichen Ueberzeugung von der Wahrheit der Heilsthatsachen. Die neuere gläubige Theologie, die darin nicht ohne Anregung von Bed geblieben ist, hält daran fest, daß der Weg dieser Ueberzeugung durch die persönliche, subjektive Erfahrung führt, daß also die Gewißheit auch über die geschichtlichen Thatsachen des Heils — sofern es eben Heilsthatsachen sind — eine lediglich moralische Gewißheit ist. Die alte Orthodoxie — und auch eine gewisse moderne Nachfolgerin derselben — will dem Vorstande hier zu viel beweisen und dies ist der Punkt, an dem die Ritsch'sche Theologie mit einer berechtigten Kritik eingeseht hat. Desto wichtiger ist es, daß wir alle Spuren einer falschen Gewißheit in der theologischen Theorie vertilgen. Dies ist geradezu der Dienst, den die gegnerische Theologie der Kirche leisten soll, daß sie sich auf die wahren Grundlagen der Glaubensgewißheit besinne.

Es war mir interessant, daß auf einer Pastorkonferenz in Posen, wo ich Theesen „über die Inspiration der hl. Schriften Alten und Neuen Testaments und die historische Kritik“ zu verteidigen hatte, nicht eigentlich die Inspirationslehre, sondern die Lehre von der Glaubensgewißheit den Gegenstand der Auseinandersetzung bildete. Was die erstere betrifft, so war man im wesentlichen mit dem Inhalt der These einverstanden, der dahin ging, daß die Bibel Gottes Wort zu nennen sei, darum weil Gott sie uns gegeben, um durch sie zur Menschheit zu reden, aber auch, „weil deren Verfasser vermöge übernatürlicher Beeinflussung ihres Geistes durch den heiligen Geist die Wege Gottes mit der Menschheit, seine Gebote und Zusagen, kurz alles was zu unserem Heile dient, aussprechen und alle Ereignisse und Persönlichkeiten richtig beurteilen konnten. Sie sind deshalb irrtumslos und haben für den Gläubigen absolute Autorität“. Und weiter: „Gott offenbart auf übernatürliche Weise nur, was der Mensch nicht durch natürliche Mittel erfahren kann. In allen diesen Punkten sind daher die heiligen Schriftsteller den Beschränkungen der menschlichen Persönlichkeit und des betreffenden Zeitalters unterworfen.“ Wie gesagt, es erfolgte hierzu eine allseitige und herzliche Zustimmung. Dagegen fand die These Opposition, in welcher ausgesprochen wurde: Die Ueberzeugung, daß die Bibel Gottes Wort ist, ruht nicht auf wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern auf Erfahrungen im Gewissen, die jeder einfältige Christ zu machen im Stande ist. — Hier fürchtet man, was man Subjektivismus nennt, nämlich eine Unabhängigkeit oder Lösbarkeit der subjektiven Erfahrungen von den objektiven Heilsthatsachen. Aber gerade darum handelt es sich: wie werde ich der geschichtlichen Wirklichkeit dieser Heilsthatsachen innerlich gewiß? Alles dasjenige, was ich durch wissenschaftliche Untersuchungen, durch verstandesmäßig unwiderlegliche Beweise feststelle, kann nicht mehr Gegenstand des Glaubens sein. Die Gewißheit; daß jene Thatsachen wirklich stattgefunden haben, ruht darum auf den inneren Berührungen mit Wahrheiten, die den Menschen im Gewissen richten und aufrichten, — Wahrheiten, die aber nicht gedacht werden könnten, wenn jene Thatsachen nicht wirklich wären. Natürlich können diese Thatsachen nachträglich Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung

und bis auf einen gewissen Grad auch der wissenschaftlichen Feststellung werden, wäre aber diese Thätigkeit für die Herstellung der Gewißheit des Glaubens notwendig, so würde der Glaube abhängig von der Wissenschaft und in der Kirche hätten wir einen neuen Papst, die Theologie, — der nur dadurch noch schlimmer wäre als der alte, daß er viel weniger konservativ ist als jener und die Gemeinden in fortwährender Unruhe halten würde über das, was sie nun eigentlich glauben sollen. Die Reformation hat uns aber von jedem Papsttum befreit, auch von dem der alten orthodoxen und der modernen rationalistischen Theologie.

Greifswald, den 21. Mai 1895.

M. v. Nathusius.

Zuschriften.

Sehr geehrte Redaktion!

Sie gestatten wohl einem langjährigen Abonnenten der „Konservativen Monatschrift“ eine kurze Entgegnung auf die Zuschrift des Herrn Hauptlehrers Klempt im Maiheft pag. 519 ff. Herr Kl. hebt 3 desideria hervor, von deren Erfüllung seines Erachtens die Herstellung resp. Erhaltung eines guten Verhältnisses zwischen Pfarrhaus und Schulhaus abhängen soll: 1. Fachaufsicht; 2. Vertretung im Schulvorstande; 3. ein ansehnliches Gehalt. Nehmen wir das letzte zuerst, so dürfte sich wohl unter den Pastoren kaum einer finden, der dem nicht von Herzen zustimmt. Haben sie doch selbst z. T. unter dem Druck nicht ansehnlicher Gehaltsverhältnisse schwer zu leiden und wissen es daher gar wohl zu beurteilen, wie schwer manchmal die Berufsrendigkeit unter der täglichen Sorge um des Leibes Nahrung und Notdurft aufrecht zu erhalten ist. Und daß ein Jahreseinkommen von 600 Mark, wie Herr Kl. als Beispiel anführt, für einen Lehrer nicht ausreicht, ist so selbstredend, daß es darüber keines weiteren Wortes bedarf. Sollte es also wirklich solche Schulstellen noch geben, so müßten sie ohne Frage je eher desto lieber aufgebeßert werden. Indessen möge Herr Kl. es nicht verübeln, wenn ich diese Behauptung vorläufig in Zweifel ziehe. Die Dienstanschlätze sind in dieser Beziehung wenig maßgebend, da namentlich bei den mit Land dotierten Stellen nicht die wirklichen Pächterträge, sondern nur die sogenannten Reinerträge, die bekanntlich sehr niedrig veranschlagt sind, angesetzt sind. Mir selbst ist im vorigen Sommer ein ekkontanter Fall der Art vorgekommen. Die k. Regierung hatte dem Schulvorstande von R. aufgegeben, das Schuleinkommen, das nach dem Dienstanschlage ca. 800 Mark betrug, auf 900 Mark zu erhöhen. Der Schulvorstand war auch bereit dazu, verlangte aber, daß dann im neuen Dienstanschlage die wirklichen Pächterträge eingestellt werden sollten. Da der Lehrer sich weigerte, darauf einzugehen, erbot sich der Schulvorstand, das Schuland selbst zu übernehmen und dem Lehrer alsdann ein festes Einkommen von jährlich 1200 Mark anzuzahlen. Indessen erklärte der Lehrer, auch darauf nicht eingehen zu können, da ihm die Stelle jetzt schon in Wirklichkeit gut 1400 Mark einbringe und in Zukunft voraussichtlich noch steigen werde. Man vergleiche dieses Ist-Einkommen mit dem Soll-Einkommen des Dienstanschlages, und man wird erkennen, wie wenig zuverlässig die Angaben der Dienstanschläge sind. Daß dies aber nicht ein vereinzelter Fall ist, hat sich gelegentlich der im vorigen Sommer auf Anregung der k. Regierung im ganzen Regierungsbezirk Lüneburg vorgenommenen Gehaltserhöhung herausgestellt: fast überall hat sich ein bedeutendes Plus des wirklichen Einkommens ergeben. Daß die Schulvorstände trotzdem durchgehends die geforderte Zulage bewilligt haben, ist gewiß ein ehrendes Zeugnis für ihre Opferwilligkeit, aber auch für die Selbstlosigkeit der soviel geschmähten geistlichen Schulaufsicht, die doch schließlich die Regierungsvorlage in den

einzelnen Schulvorständen — oft mit Einsatz ihrer ganzen Autorität — haben zur Annahme bringen müssen. Also vergesse man doch in Lehrerkreisen bei den Klagen über unzureichendes Gehalt nie, daß schon viel zur Aufbesserung der Lehrergehälter geschehen ist und noch geschieht, und daß es vor allem die geistlichen Ortschulinspektoren sind, die alle darauf gerichteten Bestrebungen mit hingebendem Eifer fördern und sich dadurch manches Obium bei ihren Gemeinden zuschieben. —

Was ferner die Vertretung der Lehrer im Schulvorstande betrifft, so haben wir die in der Provinz Hannover schon seit langer Zeit; jeder Lehrer ist geborenes Mitglied des Schulvorstandes. Daß das in den alten Provinzen noch nicht so ist, ist ein entschiedener Mangel, der sobald als möglich abgestellt werden müßte. —

Doch nun der Hauptpunkt: die Fachansicht! Herr K. ist selbst Hauptlehrer und als solcher vermutlich auch Schulinspektor, und zwar fachmännischer. In seinem Bezirk scheint also dieses Ideal bereits erreicht zu sein, und er und seine Kollegen dürften daher die geistliche Schulaufsicht aus eigener Erfahrung wenig kennen, sondern in der Hauptsache nur aus den Darstellungen mehr oder weniger rabidaler Lehrereitungen. Sonst könnte er die Hauptthätigkeit der geistlichen Schulinspektoren wohl kaum in das „Schulmeisterthum“ setzen. Unsere Kreis Schulinspektion umfaßt 58 Schulen mit 11 geistlichen Schulinspektoren; noch nie aber ist mir eine Klage aus Lehrerkreisen zu Ohren gekommen, daß sie von ihren Ortschulinspektoren „geschulmeisterthumt“ würden. Vielmehr sind letztere es gerade, die ihre Lehrer gegen derartiges „Schulmeisterthum“ von oben her in Schutz nehmen und manche allgemeine Verfügungen vom Regierungstische, die für den einzelnen Lehrer allerlei Härten mit sich bringen, in der Praxis nach Möglichkeit mildern, eben weil sie die tatsächlichen Verhältnisse im Einzelfalle am besten zu beurtheilen wissen. Ich glaube auch bestimmt behaupten zu dürfen, daß unsere Lehrer durchweg mit der geistlichen Schulaufsicht sehr wohl zufrieden sind. Ja, vor etlichen Jahren erklärte mir ein benachbarter Lehrer, der früher längere Zeit im Rheinland unter fachmännischer Aufsicht gestanden hatte, aus freien Stücken, er ziehe die geistliche Schulaufsicht der fachmännischen, wie er sie kennen gelernt, bei weitem vor, und wüßte sich unter keinen Umständen in die früheren Verhältnisse zurück, die ihm viel „Schulmeisterthum“, aber wenig Förderung gebracht haben. Und das ist nicht etwa ein Manschwäpker oder ein untüchtiger Mann, sondern ein gerader, ehrlicher Charakter, der seine Meinung stets offen herausragt, und dabei anerkannt tüchtig in seinem Beruf. Die geistliche Schulaufsicht dürfte also immerhin erträglich sein. Aber ich behaupte sogar, daß sie namentlich für den einzelnen stehenden Lehrer auf dem Lande nicht zu unterschätzende Vorteile hat. Es ist ja eine allgemeine Erfahrung, und Herr K. wird sie gewiß auch schon gemacht haben, daß gerade ein eifriger, pflichttreuer Lehrer, noch dazu, wenn er jung ist, sehr häufig in Konflikt kommt mit weichen Eltern, die es durchaus nicht leiden können, wenn ihre Kinder in strenger Zucht seitens der Schule gehalten werden. Ich selbst habe das mit meinem jetzigen Lehrer und lieben Freunde hier am Kirchorte erlebt. Als der vor zehn Jahren sein Amt hier antrat, war die Schule insolge Altersschwäche des früheren Lehrers sehr verwildert. Im Einklang mit meinen und des Schulvorstandes Wünschen griff er energisch durch. Die Folge davon war aber zunächst, daß ihm fast die ganze Gemeinde aufässig wurde, und fast täglich liefen Beschwerden über ihn bei mir ein, ja sogar beim Kreis Schulinspektor wurde er verklagt. Welch unangenehme Anstriche würde er nun wohl zu erleben gehabt haben, wenn die erbosten Eltern nicht eine Stelle im Orte gefunden hätten, wo sie alle ihre Bosheit und ihren Horn absaden konnten, um dann schließlich ganz befriedigt nach Hause zu gehen und sich in das Unabänderliche zu finden. Manche kostbare Stunde habe ich diesem wenig angenehmen Geschäft geopfert, all das unverständige Zeug geduldsig anzuhören, Del auf die sturmbelegten Wellen zu gießen, und so dem Lehrer den Rücken zu decken bei seinem schwierigen Werke. Und mit Gottes Hülfe ist's gelungen; seit Jahren schon ist unsere Schule im ganzen Kreisansichtsbezirke anerkannt eine der besten, und der Lehrer lebt

im besten Einvernehmen mit der Gemeinde. Würde sich wohl alles so glatt abgewickelt haben, wenn die Leute nicht bei dem Pastor, zu dem sie das Vertrauen einer gerechten Beurteilung hatten, ihr Herz hätten ausschütten können? Würde nicht andernfalls manch erregter Austritt zwischen Lehrern und Eltern, die so gänzlich vermieden wurden, vielleicht den Grund zu dauernder Entfremdung zwischen ersterem und letzteren gelegt und die Erziehungsarbeit an den Kindern wesentlich erschwert haben? Also so ganz unnütz ist die geistliche Ortschulaufsicht für die Lehrer doch nicht.

Und ebenso wenig für die Eltern. Die haben doch sozusagen auch ein Recht, ja das allererste und größte Recht an ihre Kinder, und müssen eine Garantie haben, daß dieselben in der Schule gerecht behandelt werden. Oder kommt es denn nicht oft genug vor, daß da namentlich junge, unerfahrene Lehrer schwere Mißgriffe begehen in ihren Anforderungen wie auch in der ganzen Behandlung der Kinder, und das um so eher, je eifriger und strebamer sie sind? An wen sollen sich die Eltern da wenden, um ihren berechtigten Wünschen resp. Beschwerden Gehör zu verschaffen? Der sachmännische Schulinspector, dessen Aufsichtsbezirk naturgemäß doch ein größerer sein müßte, ist ihnen in den meisten Fällen persönlich unbekannt, es fehlt ihnen daher auch das rechte Vertrauen zu ihm, sowie andererseits letzterem die tatsächlichen Verhältnisse mehr oder weniger unbekannt sind. Die Eltern werden also entweder ganz schweigen und ihren Unmut in sich fressen, um ihn dann bei gegebener Gelegenheit den Lehrer um so empfindlicher fühlen zu lassen; oder sie werden dem Lehrer persönlich zu Leibe rücken und die unerquicklichsten Scenen herbeiführen. Beides wird vermieden, wenn sie wissen, unser Pfarrer hat allezeit ein offenes Ohr für uns und hat auch die Macht, uns Recht zu verschaffen. Auch dafür könnte ich aus eigener Erfahrung manches Beispiel anführen, wie der geistliche Inspector durch liebevolle, nicht „schulmeisterliche“, sondern echt freundschaftliche Zurechtweisung und Beratung einem jungen Lehrer zurechtgeholfen und ihn in dieser Beziehung erst zu einem tüchtigen Schulmanne herangebildet hat.

Aus diesen Gründen schon halte ich die geistliche Schulaufsicht — auf dem Lande wenigstens — für ganz unentbehrlich, und würde ihre Aufhebung im Interesse der Schule selbst sehr bedauern. Auch kann meines Erachtens nur auf diese Weise das Band zwischen Kirche und Schule erhalten bleiben, ohne welches beider Wirken den schwersten Schädigungen ausgesetzt wäre. Die tatsächliche Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht würde — das ist meine feste Ueberzeugung und die wird von unzähligen einsichtigen Männern in allen Ständen geteilt — unaufhaltsam zur konfessionslosen und schließlich zur religionslosen Schule führen, womit ja dann allerdings das letzte Ideal der radikalen Geister auch unter den Lehrern erreicht wäre. Das ist auch der einzige Grund, der mich und viele meiner Amtsgenossen noch innerlich nötigt, dies Amt fortzuführen. Denn ein Vergnügen ist's doch wahrlich nicht, viele kostbare Zeit einem Nebenamte widmen zu müssen, das viel Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten mit sich bringt, auch zu manchem Konflikt mit den eigenen Gemeindegliedern führt, und sich dann noch dazu von der Lehrerpresse bald als Ignorant in Schulsachen, bald als herrschsüchtiger Pfaffe hinstellen lassen zu müssen.

Wenn Herr K. sich weiter darüber beklagt, daß dem Lehrerstande so vielfach „Begehrlichkeit, Unzufriedenheit und Unchristlichkeit“ vorgeworfen werde, so möge er doch bedenken, daß diese Vorwürfe am allerwenigsten aus Pastorentreisen kommen. Die wissen aus dem persönlichen Umgange mit ihren Lehrern, daß unter denselben gottlob! noch ein braver, rechtschaffener, christlicher Sinn herrscht, und daß die Wirklichkeit ein ganz anderes und besseres Bild von dem Einvernehmen zwischen Pfarre und Schulhaus bietet, als die radikale Lehrerpresse und die radikalen Lehrerversammlungen es darzustellen lieben. Aber ich frage ihn, wie sollen die Kreise, die keine persönliche Bekanntschaft mit den Lehrern haben, sondern nur auf die Anstimmungen der Lehrerpresse u. s. w. angewiesen sind, sich ein angenehmeres Bild von dem Lehrerstande verschaffen?

Geben doch die Auslassungen mancher, und zwar der einflussreichsten Prehorgane, wie z. B. der „Preuß. Lehrerzeitung“, an Kirchenfeindslichkeit und Erregung der Unzufriedenheit den verbissensten Demokratablättern nichts nach. Und wer für die Beurtheilung des Lehrerstandes nur auf berartige Blätter und die nicht wider die radikalen Auslassungen der „Allgem. Lehrerversammlung“ und ähnlicher angewiesen ist, der muß ja allerdings zu der Meinung kommen, die Lehrer seien durchweg unzufriedene, unchristliche, rabiate Geister, denen der Daumen an's Auge gedrückt werden müsse. Für dies ungünstige und ungerechte Urtheil haben sich die Lehrer aber lediglich bei ihrer Presse zu bedanken und bei den großen Versammlungen, wo die radikalen Geister das große Wort führen und sich so gebärden, als stände die ganze deutsche Lehrerschaft hinter ihnen.

Wenn Herr K. ferner den Absall der Lehrerschaft von der konservativen und christlichen Sache in Aussicht stellt, so wäre das ebenso bedauerlich wie kurzichtig. Vorteil würde davon am allerwenigsten der Lehrstand haben. Denn allerdings sucht der Liberalismus — insbesondere der Freisinn — alle möglichen Leute, auch die Lehrer, vor seinen Parteiwagen zu spannen, um ihn wieder aus dem Sumpfe zu ziehen. Wo er aber die Herrschaft hat, wie in den großen Städten — z. B. Berlin, da führt er eine ganz andere Sprache und tyrannisiert die ihm unterstellten Lehrer in politischer, kirchlicher und auch materieller Hinsicht in einer Weise, wie es unter geistlichem Regiment wohl nirgends vorgekommen sein dürfte.

Wenn endlich Herr K. meint, die Geistlichen tabelten ihr eigenes Werk, wenn sie den Lehrern rabiate Gesinnung vorwürfen, da die religiöse Erziehung auf dem Seminar in den Händen von Theologen läge, und wenn er uns auf die „vielen ungläubigen, jungen liberalen Theologen“ verweist, die uns näher ständen — so verweise ich ihn auf die Thatsache, daß leider! die Kirche weder auf die Vorbildung ihrer künftigen Diener noch der Lehrer irgend welchen bestimmenden Einfluß hat. Beides liegt in der Hand des Staates, und den trifft also auch allein die Verantwortung für alles, was da etwa verfäumd oder geschilt wird. Gleichwohl bringen die jungen Lehrer die radikalen Ideen in den seltensten Fällen vom Seminar mit; denen verfallen sie vielmehr erst, wenn sie täglich ihre „Preuß. Lehrerzeitung“ oder ein ähnliches Organ lesen und dadurch — falls sie nicht ganz charakterfeste Leute sind — systematisch mit dem Gift der Kirchenfeindschaft, der Unzufriedenheit u. s. w. erfüllt werden.

Auffallend ist es doch jedenfalls auch, daß die Forderungen nach Sachaussicht fast nie aus den Lehrerkreisen kommen, die noch unter geistlicher Schulaufsicht stehen, sondern fast ausschließlich aus solchen Lehrerkreisen, die bereits Sachaussicht haben und also doch die angeblichen Mängel und Schäden der geistlichen Schulaufsicht kaum aus eigener Erfahrung kennen können. — Schließlich möchte ich Herrn K. noch bitten, diese Entgegnung nicht ab irato aufzunehmen, sondern so, wie sie gemeint ist — sine ira et studio.

Adenbüttel, Kreis Gishorn, 10. Mai 1895.

F. Schulze,

Pfarrer und Ortschulinspektor.



Verichtigung.

In dem letzten (Mai-)Heft dieser Zeitschrift habe ich eine irrthümliche Erklärung abgegeben, wenn ich sagte in der Redaktionsbemerkung auf S. 521: „in der konservativen Monatschrift ist von Herrn Dr. Rathmann gar nicht die Rede gewesen.“ Es sollte richtig heißen: „In der konservativen Monatschrift ist weder gesagt noch zugetanden worden, daß die Unterschrift „Dr. K.“ als „Dr. Rathmann“ zu deuten sei.“

S., 14. 5. 95.

D. v. Dörßen.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. (Leipzig, Drunder und Humblot.) 1894.

Heft 18: Ehrenamtliche und berysamtliche Thätigkeit in der städtischen Armenpflege, von Bürgermeister Brinkmann (Königsberg i. Pr.) und Beigeordnetem Zimmermann (König a. Rh.). 69 S. 1,50 M.

Heft 19: Grundzüge über Art und Höhe der Unterstützungen, von Magistrateassessor Cuno (Berlin) und Landrat von Dehn-Rotscheller (Kassel). — Die Bestrebungen der Privatwohlthätigkeit und ihre Zusammenfassung, vom Stadtältesten Eberth (Berlin) und Bürgermeister Künger (Wosen). 117 S. 2,40 M.

Heft 20: Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 14. Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 25. und 26. Septbr. 1894 in Köln betr. ehrenamtliche und berysamtliche Thätigkeit in der städtischen Armenpflege; Grundzüge über Art und Höhe der Unterstützungen; die Bestrebungen der Privatwohlthätigkeit und ihre Zusammenfassung. 1X und 137 S. 2,80 M.

Der letzte „Armenpflegerkongreß“ — denn auch so wird die Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit und zwar vom Vorsitzenden selbst genannt — hat sich mit drei ebenso wichtigen als schwierigen Fragen beschäftigt. Bei der gesetzlichen Armenpflege nach dem Eberth'schen System oder einem Zwitтерding, das sätichlicherweise so genannt wird, haben sich gewisse Mißstände ergeben, denen man mehrfach durch die Anstellung von besoldeten Armenaufsehern, Armenwarten oder Aufsichtsbeamten abzuhelfen gesucht hat. Ueber die grundsätzliche Berechtigung dieser Maßregel innerhalb des Eberth'schen Systems, über die zweckmäßige Abgrenzung der Befugnisse solcher Berufsbeamten

und die damit gemachten Erfahrungen gingen die Ansichten ziemlich weit auseinander. Der Kongreß entschied sich schließlich für ihre Zuständigkeit nur in Groß- und Fabrikstädten zur Unterstützung der ehrenamtlichen örtlichen Organe, deren Berufserndigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl zu schätzen er mit Recht für seine wichtigste Aufgabe hält. — Ferner wurde über die Möglichkeit verhandelt, Art und Höhe der Unterstützungen grundsätzlich festzustellen. Das Referat des Magistrateassessors Cuno, welches der Debatte zu Grunde lag, enthält alles irgend zugängliche Material über diese äußerst komplizierte Frage in lichtvoller Anordnung und wurde als eine hervorragende Leistung anerkannt, obwohl es insofern zu einem negativen Ergebnis kommt, als die Aufstellung eines festen Tarifs zur Feststellung des Existenzminimums von einer Reihe noch anstehender Bedingungen abhängig erklärt wird. Der letzte Gegenstand der Besprechung war die Zusammenfassung der organisierten Privatwohlthätigkeit und ihrer Abgrenzung gegen die öffentliche Armenpflege, berührte sich also vielfach mit den Verhandlungen der 12. Jahresversammlung in Hamburg (1891). Mit geringer Majorität wurde eine motivierte Tagesordnung angenommen, welche die Frage für nicht spruchreif erklärte. Es wäre interessant gewesen, die Namen der für und wider Stimmbenden zu erfahren. Denn hier vor allem machten sich die professionellen Gegenläufer bemerkbar, da in der Rheinprovinz die mächtigen katholischen Wohlthätigkeits-(Vinenz-)Vereine eine ganz andere Stellung einnehmen als ähnliche Körperschaften in evangelischen Landesteilen. Ueberhaupt bieten die sehr lehrreichen Verhandlungen dem aufmerksamen Beobachter auch neben dem, was direkt zur Sache dient, manche Gelegenheit zu interessanten Wahrnehmungen, wie sich Stammesart, religiöse und politische Grundanschauungen, örtliche Verhältnisse, Stadt und Land, Großstadt und Kleinstadt geltend machen. Erfreulich aber ist der Gesamteindruck, daß alle diese vorhandenen und

nicht unterdrückten Unterschiede in erster Selbstsucht sich dem gemeinsamen Zweck unterordnen; die schwierigen Probleme der Armenpflege und Wohltätigkeit einer sachgemäßen Lösung näher zu bringen. Wl.

-- Fünf Briefe über Marx an Herrn Dr. Julius Wolf, Professor der Nationalökonomie in Zürich. Von Friedrich Berthou, Baumwollspinner in Zürich. 60 S. (Zena. G. Fischer.) 1895.

Prof. Jul. Wolf sagt in seinem Vorworte zu der ihm gewissermaßen zugeeigneten Schrift, auf welches ich hier nicht eingehe, da es ganz im Rahmen einer persönlichen Auseinandersetzung mit dem Sozialistenführer Engels bleibt, folgende Worte über den Verfasser: Nicht leicht wird ein volkswirtschaftliche Schriftsteller auf eine in 40jähriger industrieller Wirksamkeit gelammte Erfahrung hinweisen können, wie der Verfasser dieser Schrift. Nicht leicht ein Mann der Praxis in seinen alten Tagen das Studium des Marx aufnehmen." Das ist richtig und richtig ist es auch, daß in diesen Briefen über oder vielmehr gegen Marx ein hochgebildetes und deshalb mit seiner praktischen Erfahrung doppelt beachtenswertes Mitglied der Unternehmerklasse seine Ansichten über die Marx'schen Theorien äußert. Der Versuch, sich mit der Socialdemokratie auf geistigem Boden auseinanderzusetzen, ist auf der Seite der „Arbeitsgeber“ eine so seltene Erscheinung, daß er selbst dann erfreulich bleibt, wenn man nur zur Hälfte bestimmen kann.

Der Verfasser beläpft Marx auf zwei Gebieten zugleich: einmal sagt er fest, daß der erste Theoretiker des Socialismus unter dem ungeheuren Zahlen- und Thatachenmaterial, das sein System beweisen soll, sehr viele unrichtige oder übertriebene Ziffern bringt, dann aber behauptet er, daß auch die Konsequenzen der angeführten Thatachen auf ein bestimmtes Ziel hin willkürlich verdreht sind. Der erste Vorwurf geht auf Marxens Leichtgläubigkeit oder Sachkenntnis, der zweite auf seine Ehrlichkeit. Den ersten Beweis halte ich für erbracht, wenigstens mir die Bedeutung einiger Verdrehungen und Schlingungen für den Stand der sozialen Gerechtigkeit nicht so schwerwiegend erscheint, wie dem Verfasser. Daß die Zahlen des Marx'schen „Kapital“, ja auch die meisten, besonders die schlimmsten seiner Thatachen selbst da, wo sie nicht falsch sind, für den heutigen Stand der sozialen Frage veraltet sind, steht ja ohnehin fest. Den Versuch zum zweiten Beweis aber halte ich umso mehr für bedeutend (und in der vorliegenden Broschüre für offenbar verfehlt), als der Verfasser Marx hier und da, wo nämlich die theoretische Grundlage des Socialisten den wirtschaftlichen Begriffen des Kapitalisten allzustark ins Gesicht schlägt, offenbar gar nicht verstanden hat. Berthou, der den Marx'schen „Rehmerwert“ kurz und bündig mit dem „Reingewinn“ des Kapitalisten, d. h. mit dem Produktionsgewinn abzüglich der ausreichenden Verzinsung des Anlagekapitals identifiziert, quält

§. 40 ff. seiner Briefe sich und den Leser mit der Frage, wodurch dieser „Rehmerwert“ wohl bei Marx so groß geworden sei. Sein Ergebnis ist schließlich: Marx läßt das in die Fabrik gesteckte Maschinenkapital in einer Verrentung verschwinden, aus der es nur bei jedem Produktionsprozeß hervortraucht, um den von Marx berücksichtigten Abnutzungswert in die Rechnung einfließen zu lassen und dann wieder zu verschwinden (soll bedeuten: unterschlagen zu werden). Natürlich kann dann Marx hundert oder noch mehr Gewinnprozente aus einem Fabrikationsprozeß herausrechnen, in dem der Kapitalist Berthou, nachdem er sein Anlagekapital mit 5 Prozent verzinst hat, kaum noch 5 Prozente Reingewinn findet. „Das Problem für Marx bestand darin, einen ganz unverschämten Gewinn nachzuweisen, der so recht drastisch einerseits den schamlosen Heißhunger der Kapitalisten nach Gewinn . . . ins Licht zu stellen vermöchte.“ Die Wahrheit liegt da, daß Marx den ästhetischen Charakter des Kapitals als solches eben nicht anerkannte; die Faktoren der Wertbildung, deren Beträge das Produkt an Wert gleichkommen soll, waren ihm Rohmaterial, Löhne und Abnutzung, was darüber erzielt wird, bildet den Marx'schen „Rehmergewinn“.

Ich verdenke es keinem Kapitalisten, wenn er gegen diese Auffassung lebhaft protestiert, die allerdings ein Hohu gegen die ganze heutige Wirtschaftsweise ist, aber ein Unterkauf ist in jener Marx'schen Theorie nicht vorhanden. -- Interessant und in dem Weitesten richtig schien mir die Charakteristik Marxens im ersten Brief: „Welch disparate Elemente sind in ihm vereinigt! Spekulation, philosophische Begabung, ungewöhnlicher Scharfsinn, streng logisches Denken lassen ihn in der Studierstube ein geschlossenes, folgerichtiges System aushecken, in welchem aprioristisch deduziert wird, was nur aus der Beobachtung unzähliger einzelner Thatachen abgeleitet werden kann; ein Philosoph, vertritt er die Nationalökonomie, wo er nur Unheil ausrichten kann, gerade wie die Schüler Schellings vor siebzig und achtzig Jahren in der deutschen medizinischen und Naturwissenschaft Unheil gestiftet haben. Dazu ein Mann von titanischem Drange, nach außen zu wirken . . . ein Agitator ersten Ranges, aber unpraktisch und ungeeignet zur Leitung der von ihm inspirierten Bewegungen; ein Despot voll Herrschbegier, aber unfähig zu herrschen; ein verbitterter heimatloser Flüchtling, der in England das Nichtrecht genießt und zum Dank dafür das furchtbarste Pamphlet über die Engländer und die englischen Zustände schreibt, das je erschienen ist; ein Prophet und Apokalypstler, der die politischen und sozialen Revolutionen voraus sagt, die Zeit ihres Eintreffens normiert und das Mißgeschick erlitt, daß alle seine Prophezeiungen sich nicht erfüllen . . . Marx ist nach meinem Dafürhalten vollständig nur zu verstehen aus seiner jüdischen Abstammung heraus; er besitzt den ungewöhnlichen Scharfsinn und die spekulative Begabung des modernen Juden, die bei ihm -- ein beachtenswertes Merkmal -- oft in die Sophistik und die Rabalistik der talmudisch geschulten Rabbiner sich überschlägt. Es

finden sich aber auch noch Resten aus den alttestamentlichen Zeiten; er ergrimmt über die Ungerechtigkeiten in der Welt; die Arbeiter sind ihm die unterdrückten Gerechten, die Fabrikanten die hochmütigen, vom Schweiß und Blut der Arbeiter lebenden Ungerechten, er wettet wider die letzteren, wie der alte Propheten einer; aber er ruht nicht Jehovah an . . . die von ihm, Marx, entdeckten immensanten Gesetze werden die bestehende Produktions-Ordnung zerstören; als Herold dieser Wege ruft er die Arbeiter zur Revolution und Gewalt auf. Gewalt ist ihm auch eine ökonomische Potenz."

Und war sie das nicht oft? — Wer sich für Marx und seine gewaltige Agitationschrift interessiert, sollte auch an diesen Umständen nicht vorbeigehen. B.

— Kolonialgeschichtliche Studien von Dr. Alfred Zimmermann. (Oldenburg, Verlag der Schulischen Hofbuchhandlung.) 1895. 6 R., geb. 7 R.

Das Buch bezieht sich auf koloniale Unternehmungen, welche der Vergangenheit angehören. Soweit Deutschland dabei in Frage kommt, haben die Versuche, jenseits des Meeres Siedlungs- oder Handelskolonien zu erwerben, stets zu Mißerfolgen geführt; weder die Welser in Venezuela, noch die Brandenburger an der Westküste Afrikas oder die deutschen Ansiedler in Texas während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sind vom Glück begünstigt gewesen. Viel lernen läßt sich also aus diesen Versuchen unserer Landesleute in früherer Zeit nicht. Weit lehrreicher ist dagegen die geschichtliche Darstellung der Unternehmungen der Holländer und Engländer im Kaplande, der letzteren in Australien, der Russen in Sibirien. Dort sind mit der Zeit mächtige und reiche Kolonien, zum Teil unter großen Hindernissen herangewachsen, und es ist gar nicht schwer, Vergleiche und Nutzenwendungen aus unsern Kolonien zu ziehen. So wird z. B. die Lösung der Aufgabe, Südwestafrika zu besiedeln, den Verkauf des Kronlandes vorteilhaft durchzuführen u. s. w., durch die Benützung der früher in Australien gemachten Erfahrungen erleichtert werden; bei den bevorstehenden Eisenbahnbauten in Ostafrika wird die Art und Weise, wie die große sibirische Bahn gebaut ist, berücksichtigt werden können. Der Herr Verf. hat die Entwicklung der fremden Kolonien klar und übersichtlich dargestellt. Wie ein Roman liest sich die Erzählung von dem in den 80er Jahren unseres Jahrhunderts durch den Marquis de Rays verübten Kolonialschwindel der Besiedlung der jetzt zum deutschen Schutzgebiet der Südele gehörenden Insel Neu-Island. Alphonse Daudet hat auch wirklich die Abenteuer der Kolonisten in seinem Roman Fort-Tarascon verwendet; er läßt sie freilich glücklich enden, während in Wirklichkeit fast alle Opfer des Betrügers elend zu Grabe gingen. Herrn Zimmermanns Buch ist eine wertvolle und durchaus sachlich gehaltene Arbeit. In letzterer Hinsicht bebauern wir nur, daß der Verf. den Bemühungen der Mission

zu wenig Anerkennung widerfahren läßt und die Missionare, die „frommen Männer“, wie er sie nennt, mit einer unwerthenbaren Voreingenommenheit behandelt. Wir bebauern das umso mehr, als Herr Zimmermann in der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes beschäftigt wird. v. H.

— Das Gottesgnadentum in der Geschichte. Von Dr. W. Schwann. (Leipzig, W. Friedrich.)

Eine demokratisch gefärbte Darstellung, wie sich aus der Volksgemeinschaft, in der jeder dem anderen gleich war, das Königtum von Gottes Gnaden entwickelt hat. Der monarchischen Staatsform kündigt der Verfasser tapfer den „ewigen Krieg“ an, weil er sie für überlebt und schädlich hält. Was er eigentlich an ihre Stelle setzen will, verschweigt er, denn was soll man sich bei dem „Himmel des freien Menschentums“ denken, von dem er schwärmt? Etwas die französische Republik mit Panama u. s. w.? Der Standpunkt des Verfassers ist dem Christentum so abgekehrt, daß eine Verfindung mit ihm unmöglich ist. Sein Gott ist „die Natur, das Leben, die Wahrheit“, fürchten soll man nur den Gott, „den jeder in seinem Innern trägt“. Man sieht, die Schrift ist voll von unklaren Redensarten und hohlen Reklamationen, wie sie meist ähnlich von den Wänden der Paulstirche in Frankfurt widerhallten. v. H.

2. Kirche.

— Das Leben nach dem Tode und die Zukunft des Reiches Gottes. Von Pastor V. Dahle, Sekretär der norwegischen Missionsgesellschaft. Autorisierte deutsche Ausgabe von C. Gleiß, P. (Leipzig, Fr. Richter.) 1895. 423 S. 3.50 M.

Die etwas sensationell gehaltene Ausstattung des Umschlages wie auch der abgetrübte Titel aus demselben: „Das Leben nach dem Tode“ legen die Vermutung nahe, daß man in diesem Buche ein den bekannten Briefen aus der Hölle ähnliches Werk vor sich habe. Der Inhalt des Buches trägt jedoch einen ganz anderen Charakter. Nicht mit Hilfe der Phantasie ausgemalte Bilder aus der jenseitigen Welt bietet es, sondern lediglich eine ausführliche Darstellung der biblischen Lehre von den letzten Dingen in allgemein verständlicher Form. Bischof Deuch hat dem Buche eine warme Empfehlung mitgegeben, in welcher es heißt: „Ich lenne kein Buch, das ich so zuverfichtlich einem jeden in die Hand geben möchte, der sich auf Grund der Schrift über die letzten Dinge unterweisen lassen will.“ Dem kann man zustimmen, besonders da der Verf. es an einem Stück nicht fehlen läßt, welches leider oft in vielen Abhandlungen über die Eschatologie vermischt wird, an der rechten Mähterheit. Man liest mit Befriedigung (p. 111), daß der Verf. wohl unterscheidet zwischen dem, was wir nach der Schrift

wirklich wissen und was wir mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit vermuten können. Er sagt auch, daß diejenigen eine große Verantwortung haben, welche auch das Unsichere mit größter Sicherheit als eine geoffenbarte Wahrheit vortragen und dadurch viele dahin bringen, daß sie an allem zweifeln. Wo solche Grundsätze gelten, wird man Vertrauen fassen und sich dem Verf. gern durch das dunkle Gebiet führen lassen, freilich, wie sich hier von selbst versteht, ohne sich im einzelnen immer seiner Auffassung anschließen zu können. Dem Uebersetzer gebührt unser Dank, daß er diese Arbeit den deutschen Christen zugänglich gemacht hat. Wl.

— Herr, den du lieb hast, der ist krank.“ Ein Trostbüchlein für Kranke von Johannes Biegler, Pfarrer. 4. Aufl. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.) 120 S.

Ein treffliches kleines Buch, das wir gern empfehlen. Es zerfällt in vier größere Abschnitte. Aus den Kapitel-Überschriften heben wir folgende hervor: Du bist krank. Gott will es. Gott kann dir helfen. Die schlaflosen Nächte. Das Beispiel der Geduld. Viele haben es schlechter. Es dauert hienieden kurz. Gebet. Gottes Wort. Hl. Abendmahl. U. a. m. Der letzte große Abschnitt enthält Gebete und Betrachtungen. Das Buch kann auch Gesunden Segen bringen. Wir wünschen ihm Glück auf die Reise.

— Die Herrlichkeit des Alten Testaments. Rede, gehalten am Jahresfest der Bibelgesellschaft in Basel am 3. Juli 1894 von H. S. Dettli. (Basel, 1894. Spittler.) 8 Bf. In unserer Zeit, wo um das Alte Testament der alte Kampf von neuem in ersterer Weise geführt wird, ist dieser Vortrag zur weitesten Verbreitung zu empfehlen. Dettli war bisher Professor der Theologie in Bern und trat mit dem Sommersemester zur Vertretung des Alten Testaments in die Fakultät in Greifswald ein. Zu ihm redet ein Mann, der nicht nur mit seinem Verstande, sondern mit seinem Glauben im A. T. lebt. M. v. N.

— Auf zum Kampfe wider die liberale Theologie und für Christus und die Kirche! Ein Werdruß von Hermann Röhrich. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1895. 66 S.

Zunmer entschiedener erdönen die Stimmen, welche auf die Gefahr der modernen Theologie (Nitsch, Harnack, Wellhausen) aufmerksam machen und den Kampf gegen dieselbe auf der ganzen Linie eröffnen. Ich hoffe, die Herren Theologen werden erkennen, daß ihnen das Feld noch lange nicht allein gehört, wenn es ihnen auch durch seltene Benutzung der günstigen Umstände gelungen ist, die meisten Fakultätsstuhle für sich zu erwerben. Der Harnack'sche Apostolikumhandel und das jugendlich grüne Gebahren der Bonner Herren vom Ferienkurs hat doch seine sehr wichtigen Folgen gehabt, und zwar nicht bloß in der tiefgehenden Entrüstung der gläubigen Ge-

meinde, sondern auch in den sich daran knüpfenden theologischen Erörterungen. Denn in den Verhandlungen Zahn-Harnack und Drelli-Weinhold hat sich die kirchliche Theologie als eine solche erwiesen, die noch auf festem Grunde steht. Pastor Röhrich legt nun in dem vorliegenden, für den schlesischen lutherischen Verein gearbeiteten Referat zunächst unter reicher Benutzung der Quellen den Sachverhalt dar (die liberale Theologie zerstört 1) das Fundament der Kirche, die Autorität der heil. Schrift; 2) die kirchliche Lehre von der Sünde; 3) den Glauben an den dreieinigen Gott und besonders den Glauben an die wesenhafte Gottheit Christi und an die Heilthaten seines Lebens; 4) die kirchliche Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden allein durch den Glauben, von der unio mystica und von der Heiligung; 5) die kirchliche Lehre von den Sakramenten und vom Gebet) und erklärt dann, daß diese Theologie mit allem Ernste zu bekämpfen sei und zwar 1) durch das Kirchenregiment, 2) durch das geistliche Amt, 3) durch die Synoden, 4) durch Fürsorge für die Studenten und Kandidaten der Theologie, 5) durch die kirchliche und politische Presse und durch kirchliche Versammlungen, 6) mit Gebet und im Vertrauen auf den Sieg durch den Herrn der Kirche. — Zur Orientierung über alle einschlagenden Verhältnisse eignet sich diese Schrift vortrefflich und sei daher bestens empfohlen. J. P.

— Adolf Ronods ausgewählte Schriften. Der Apostel Paulus. — Das Weib. — Abschiedsworte. Aus dem Französischen überetzt von Dr. Ferd. Seinede. 3. Aufl. (Weidagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Br. gebd. 3 M. 50 Pf., in feinstem Geschenkband mit Goldschnitt 5 M.

Diese 3. Auflage unterscheidet sich von den vorhergehenden dadurch, daß sie unter Weglassung der kleineren Reden nur die drei Hauptwerke Adolfs Ronods bringt, nämlich Apostel Paulus, das Weib und die Abschiedsworte, und daß sie, statt in zwei, nur in einem Bande erscheint, mit entsprechend ermäßigtem Preise.

Der unvergängliche Wert der Ronod'schen Schriften, welcher das Interesse der Erbauung suchenden Weltweit immer und immer wieder auf sie zurücklenkt, verbindet sich in dieser neuen Auflage mit einem ansprechenden, vornehm einfachen Cover und zugleich sehr mäßigen Preise und sichert ihr eine erhöhte und erweiterte Verbreitung.

Außer der gewöhnlichen Ausgabe hat die Verlagshandlung auch eine fein ausgestattete Geschenk- ausgabe herstellen lassen.

— Kein Tag ohne Gottes Wort. Tägliche Andachten für das ganze Kirchenjahr von Frh. Dietrich. Mit Vorwort von Dr. theol. W. Baur, Generalsuperintendent der Rheinprovinz. Herausgegeben zum Besten des Kranken- und Diakonissen-Werthausens lutherischer Art in Frankfurt a. O. (Schwerin i. M., Verlag von Fr. Bahn.) Preis des 44 Bogen starken Buches in Leinwand geb. 4 M., 5 Cpl. für 18 M.; in

Leinwand geb. mit Goldschnitt u. Futteral 5 R., 5 Expl. für 22,50 R.

Die vorliegenden Andachten, im Hause des Verf. erprobt, werden sich schnell einen großen Kreundeckreis erwerben. Sie sind schrifftgemäß und bringen aus der Erfahrung des Lebens auf lebendiges Christentum. In klarer und warmer Sprache bezeugen sie den ganzen Reichtum der göttlichen Gnade und fordern in bezugbringender Weise den Dank rechtschaffenen Christenwandels, in psychologischer Freiheit auf die mannigfaltigen Verzweigungen des täglichen Lebens eingehend. Vorzüglich als Geschenk zu empfehlen für solche Familien, in denen die Weihe jedes neu geschenkten Tages durch ein Gotteswort bisher gelebt hat. — Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, der Preis ein mäßiger.

— Praktische Theologie. Es werden nicht viele unter unseren Lesern sein, die an dem, was man die Systematik der praktischen Theologie nennt, einen lebhaften Anteil nehmen. Unsere Zeitschrift ist auch nicht der Ort, diese Fragen eingehend zu behandeln. Doch sei eine Schrift genannt, die sich damit beschäftigt. Sie soll als Einleitung dienen für die Besprechung einer größeren Anzahl von Schriften, die sich mit den Aufgaben des geistlichen Amtes und des kirchengerichtes beschäftigen. Es ist die Grundlegung der praktischen Theologie von Fr. Zimmer, (Berlin, 1895. Neutber & Reichard. 79 S.) — Wichtig bemerkt J., daß bei der in den letzten Jahren sehr vermehrten Zahl von Lehrbüchern aus dem Gebiete der praktischen Theologie der Umstand desto unangenehmer aufsteht, daß über den Charakter dieser Disziplin als Wissenschaft und über ihren Umfang und Anordnung so wenig Uebereinstimmung herrsche. Er versucht dieselbe anzubahnen durch Entwicklung einiger Grundbegriffe, des Ausgangspunktes und der Einteilung. J.'s Schrift ist wohl geeignet, zur Klärung und Verständigung beizutragen, da er besonders in der Kritik Vorzügliches leistet (bezgl. der neuen Anordnung von Aetius, der noch immer umgebenen heidnischen Bestimmung des Kultus als darstellenden Thuns u. s. w.). Aber den von J. empfohlenen Weg kann die praktische Theologie nicht gehen; ich halte sowohl seine Unterscheidung von Technik und Wissenschaft für verfehlt, als auch die Bestimmung, daß wir hier „die Technik des Glaubens“ zu entwickeln hätten.

Dieselbe Verlagsabhandlung hat ein neues umfangreiches Unternehmen begonnen durch eine Sammlung von Lehrbüchern der praktischen Theologie in gedrängter Darstellung. In Verbindung mit Hefstiel, Köhler, Mielche, Sachse, Wurter wird sie herausgegeben von Professor Hering in Halle. Wir liegen 11 Lieferungen vor (à 1 R.), davon enthält die erste den Anfang der Homiletik vom Herausgeber selbst. Die Lieferung führt die Geschichte der Predigt bis in das Mittelalter hinein. Die Beschreibung ist sehr klar und ansprechend, und es ist besonders zu loben, daß die Drohung des

Titels, daß die Sachen „in gedrängter Darstellung“ gegeben werden sollen (etwa wie das Klostische Handbuch), ganz und gar nicht erfüllt ist. — Vollständig steigt in Lieferung 2—7 vor das Lehrbuch des deutsch-evangelischen Kirchenrechts von K. Köhler, D. theol., Sup. und Oberkonsistorialrat a. D. in Darmstadt. — Ein Kirchenrecht von einem Theologen! Aber der Verf. gelehrte und in der Verwaltung erfahrene Verfasser beweist, daß ein solches Unternehmen recht wohl möglich ist. Nach den Prolegomena giebt der erste Abschnitt einen Ueberblick über die deutsch-evangelische Kirche, die Gemeinden und das Verhältnis der Kirche zu anderen Kirchen und zum Staat; der zweite entwickelt das Kirchengeregiment, die landeskirchlichen Behörden, Presbiterien, Synoden etc. Der dritte Abschnitt handelt vom geistlichen Amt (Allgemeines, Erwerbung des Amtes, Pflichten, Einkommen, Dienstaufsicht). Im vierten Abschnitt, von den Funktionen der Kirche, werden die Rechtsordnungen für Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Seelsorge, Tronung, Beerdigung etc. beschrieben, und der fünfte handelt vom kirchlichen Vermögen. Das Lehrbuch giebt viel Material und dürfte in Bezug auf die Mitteilung der vorhandenen Verfassungen- und sonstigen Rechtsbestimmungen ziemlich vollständig genannt werden; hier und da muß der Hinweis auf weitere Quellen, nach denen man sich genauer im einzelnen orientieren kann, ergänzend eintreten. Das Buch hält also insofern durchaus, was es verspricht, als es als Orientierungsmittel sowohl für den jungen Theologen, als für den im Amte stehenden recht wohl empfohlen werden kann. Aber wir legen doch an ein Kirchenrecht von einem Theologen noch einen besonderen Maßstab an, und der erfordert in diesem Falle noch einige kritische Auslegungen. Wir erwarten hier die Befrachtung des Stoffes durch prinzipielle Gesichtspunkte, die dem Juristen nicht eigen und auch weniger zugänglich sind. Allein der Verfasser bleibt sowohl in Bezug auf die Einteilung, als auch in der Behandlung der Grundfragen zu sehr auf dem traditionellen Wege, und hat auch für die genialen Anregungen Sohms, welche gerade für den Theologen von größter Bedeutung sein müßten, nur kühle Abwehr. „Die Kirche bedarf zur Erfüllung ihrer Aufgabe eines gewissen Besitzes von irdischem Vermögen als Eigentum“ — wir begreifen es, wenn ein Jurist so seinen Abschnitt über das kirchliche Vermögen beginnen würde, aber wir begreifen es nicht, daß ein Theologe dem Geiste des neuen Testaments so naiv widerprüchlich kann, ohne das Bedauern zu fühlen, die gegenwärtigen Verhältnisse irgendwie an diesem Geiste zu messen. „Das Kirchengeregiment ist das Amt in der Kirche, dessen Geschäft es ist, die kirchliche Rechtsordnung zu erhalten und zu pflegen“ — so, nun sind wir fertig; es bedarf früher aus charismatisch Begabten und jetzt aus Oberkonsistorialräten — das wäre etwa in Analogie mit dem Paragraphen, der vom geistlichen Amte handelt, noch hinzuzufügen. Man bedenke: es handelt sich um eine Sammlung von Lehrbüchern, welche doch das Gebiet der praktischen Theologie erschöpfen sollen;

da kann eine prinzipielle Erörterung über Notwendigkeit und Recht eines Kirchenregimentes auf evangelischem Gebiete gar nicht fehlen. Denn sie das Kirchenrecht nicht enthält, wo soll sie dann hin? Aus diesem prinzipiellen Verfahren erklärt es sich auch, daß die Hauptaufgabe des Kirchenregimentes (um derenwillen es überhaupt nur existiert, cf. Steinmeyer) in § 21 unter Dienstaufsicht des Geistlichen, also in einem ganz entfernten Abschnitt behandelt wird. Ich frage ferner: wohin bringen wir das Allgemeine aus der Geschichte des geistlichen Standes (Vorbildung u. f. w.), die Geschichte der Verfassung vor der Reformation und der katholischen nach der Reformation (Papsttum, Gallikanismus u. c.? Der evangelische Theologe muß doch hierüber orientiert werden, ein Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts ist aber natürlich in der Sammlung der Lehrbücher nicht vorgesehen. Danach müssen wir urteilen, daß es besser gewesen wäre, die Anlage etwas prinzipieller und etwas weiter zu machen. Auf die Behandlung einzelner theologischer Fragen gehe ich nicht ein — es würde uns das zu Auseinandersetzungen mit der älteren Vermittlungstheologie führen, die hier nicht hergehören. Und es sei zum Schluß wiederholt, daß das Lehrbuch in Bezug auf das äußere Material bestehender rechtlicher Bestimmungen einen zuverlässigen Führer abgibt.

Niemals fertig liegt auch in Lieferung 7—11 das Lehrbuch der Jüneren Mission von Stadtpfarrer Wacker in Heilbronn vor. Eine sehr dankenswerte Arbeit. Ueber die Einteilung, welche sich mit Namen und Bräutigam der inneren Mission beschäftigt, möchte ich hier keine Kontroverse beginnen, ermähne nur, daß, wenn der Verfasser meinen Ausführungen darüber einen besonderen Abschnitt widmen wollte, er besser gethan hätte, dieselben selbst nachzulesen, anstatt sie, wie offenbar geschehen, nur nach Lic. Simons Kritik zu beurteilen. (Ich denke gar nicht daran, die innere Mission der offiziellen Kirchenregierung zu überweisen, wie mich [ener mißverstanden hat.] Am ersten Teil wird eine geschichtliche Uebersicht gegeben und dann „der normative Begriff der inneren Mission“ entwirrt, ihr Verhältnis zur Diaconie, zur Kirche, ihre Aemter und Hilfsämter, Arbeitsformen u. Der zweite specielle Teil bespricht „die einzelnen Werte der inneren Mission und Diaconie“ nach den Gesichtspunkten des Kampfes gegen vorherrschend physische Notstände, gegen sociale, gegen sittliche und gegen „religiös-kirchliche“ Notstände. Auch hier läßt sich über die Einteilung und über den Umfang des Stoffes (Osttao Adolfs-Verein) manches sagen, doch beschränke ich mich darauf, zu versichern, daß, was mitgeteilt ist, sehr gut ist, sehr vollständig und auch mit genügenden Literaturnachweisen. Es lam dem Verfasser überall so gut, daß er treffliche Vorarbeiten benutzen konnte, besonders die Artikel aus der Schöpferschen Monatschrift; er teilt darnach auch die Mängel derselben, z. B. die Lücken in der Geschichte der norddeutschen, besonders der confessionell-lutherischen Arbeit, die durch die Nichtberücksichtigung

des 1843 gegründeten Volksblattes für Stadt und Land entstanden sind.

Wir kommen zu einigen kleineren Schriften, die sich auf liturgischem Gebiete bewegen. Eine sehr gute Orientierung bietet der Vortrag auf der 31. Pastoralconferenz zu Hannover von Pastor Althaus über die historischen und dogmatischen Grundlagen der lutherischen Taufliturgie. Hannover, 1893. 8. Neesche, 1,50 M.) Der Verf. steht zwar auf dem Standpunkt, den Reccent nicht teilt, daß nämlich die Beibehaltung der Liturgie für Tausen Erwachsener auch bei der Kindertaufe das Richtige sei, und folgt darum den Konstruktionen eines Kinderglaubens, die in der lutherischen Theologie mehrfach unternommen sind — wie gesagt; ich folge ihm darin nicht, so setz ich auch an der Sticht der Kindertaufe halte —, aber ungeachtet dessen kann ich die gründlichen und besonnenen Untersuchungen, welche ihr Außen auf allen vorhandenen theologischen Quellenstudien überall durch zahlreiche Litteraturnachweise fundgeben, nur angelegentlich empfehlen. Gerade historische Kenntnisse auf liturgischem Gebiete sind für die Geistlichen nötig, wenn sie mit Verständnis und zur Verständigung der Gemeinden amieren wollen. Bezüglich der Taufe bietet Althaus eine treffliche Gelegenheit.

Das Weidtgeld verteidigt — mit Recht! — eine kleine Schrift: Ueber die Abschaffung des Weidtgeldes. Ein Gespräch zwischen drei Geistlichen auf dem Lande von einem bayerischen Geistlichen. (Münberg, Joh. B. Kausche Buchhandlung, 0,25 M.) Es ist nötig, daß sich die Geistlichen darüber klar werden, daß der Weidtgroschen, diese einzige Ruine der alten kirchlichen Opfer, etwas wesentlich anderes ist als die Stogebühren.

Der evangelische Liederschaz, seine Entfaltung und Verwertung für unsere evangelischen Christenhand von R. Postmar Wirth, Pfarrer. (Münberg, 1892. Fr. Korn. 1. Teil, 271 S.) — Eine vollständige Hymnologie. Zuerst bekommen wir eine Geschichte des Kirchenlieds: 1) heilige Gesänge (die Psalmen der Bibel), 2) kirchliche Lieder (das Mittelalter), 3) das evangelische Kirchenlied, 4) das evangelische Gesangbuch (eine Geschichte der Zusammenstellungen mit Kritik der Prinzipien), 5) die Liedererklärung. Die geschichtliche Entwicklung kann im dritten Abschnitt natürlich nur eine summarische sein. Deshalb folgen nun im sechsten Abschnitt: einzelne Liederdichter und Erklärung einiger Lieder. Hier haben wir nach dem ersten Kapitel des Abschnittes, der in diesem Bande vorliegt, nämlich über Luther — eingehende hymnologische Vorausarbeiten zu erwarten, die tief in das Verständnis der Dichter und ihrer Lieder einführen. Während die ersten fünf Abschnitte 122 Seiten fällen, sind auf Luther allein 146 vermandt. Das ganze Unternehmen ist sehr zu loben und ganz gewiß in der Kirche viel Anklang finden. Wir haben es in den geschichtlichen Partien nicht mit eigentlichen Quellenstudien, sondern mit der Verwertung der vorhandenen Arbeiten zu thun (Wodernagel, Koch,

Hoffmann II.), was aber dem Wert des Buches keinen Abbruch thut.

Eine sehr wertvolle liturgische Einzelstudie liegt uns in einem Defaktoprogramm der Leipziger theologischen Fakultät vor. Es ist: Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste bis in das 18. Jahrhundert. Geschichtlich dargestellt von G. Rietschel, Professor und Universitätsprediger. (Weisig, 1892. A. Edelmann. 78 S. in 4^o.) — Keinem Freunde lebendiger Gottesdienste wird es entgehen, daß die Orgel, so herrlich sie zur Verschönerung des Ganzen beizutragen im stande ist, doch auch recht störende Wirkungen haben kann. Ja, es dürfte nicht zu hart gerurteilt sein, daß der Gemeinbegang im großen und ganzen durch das Orgelspiel geschädigt ist und fortwährend geschädigt wird. Wie hat es sich denn in der Reformationszeit mit dem Orgelspiel verhalten? Ist der Gemeinbegang bei seiner Einführung in der evangelischen Kirche durch die Orgel gefördert? Rietschel giebt uns in seiner ebenso gelehrten wie fesselnden Darstellung eine ganz unzweideutige Antwort. Die Orgel ist in der lutherischen Kirche beibehalten, aber keineswegs, um den Gemeinbegang zu begleiten, sondern um eine selbständige Rolle zu spielen bei dem Eingang und in Uebergängen des Gottesdienstes und bei der Leitung des Fingralgesanges. Erst mit der fortschreitenden Verkrüppelung des ganzen Kirchengesanges ist die Verbindung eingetreten, die wir jetzt haben, daß nämlich ein Instrument, das zu nichts weniger geeignet ist als zur Begleitung menschlicher Stimmen, und wenn es dazu gebraucht werden soll, jedenfalls der äußersten Zurückhaltung und Wahrung bedarf, daß dies Instrument gespielt wird, während die Gemeinde ihrer Lieber singen sollte. Es ist wirklich wunderbar, daß sich bei der Art, wie meistens das „Orgelslagen“ ausgeübt wird, überhaupt noch Gemeinbegang erhalten hat. Rietschel übrigens handelt nicht von der Gegenwart, sondern verfährt rein historisch, indem er 1) die Orgel im Gottesdienst der römischen Kirche bis in das 16. Jahrhundert, 2) im evangelischen Gottesdienst bis Anfang des 17. Jahrhunderts und 3) im 17. und 18. Jahrhundert behandelt. Die Arbeit war eine sehr mühevolle, indem die Kirchenordnungen, die Gesangbuchvorreden und die weitere liturgische und musikalische Litteratur sorgfältig durchgesehen werden mußte. Aber die Resultate sind mit großer Sicherheit und Klarheit abgeleitet. Am Schluß folgen auch einige maßvolle, aber treffende Bemerkungen über den Mißbrauch der Orgel in der Gegenwart.

Nur sei hier erwähnt, daß in zweiter Auflage erschienen ist die kleine Abende von Dieffenbach; sie ist bestimmt für evangelische Lehrer und Küster zum Gebrauch bei ihren kirchlichen Amtshandlungen“. Mit Anhang: Kurze Gebetshandlungen für die Schule. (Gotha, G. Stöckmann. 1.80 R.)

Endlich erwähne ich einige Vorträge, die in das pastoraltheologische Gebiet gehören: Methodische Strömungen und Evangelisten-

arbeit in den evangelischen Gemeinden. Vortrag auf der niederheinischen Prediger-Konferenz von D. A. Kähler, Barrer in Rhend. (Güterlosh, 1893. 0.40 R.) Ein sehr wichtiges Thema, von erfahrenen Standpunkte aus und mit möglicher Objektivität gegenüber den mannigfachen gutgemeinten, aber gefährlichen Treibern behandelt. — Ferner: Ueber den Aberglauben und dessen pastorale Behandlung von Oberlehrer Dr. Freydr. (Berlin, Druck von Gebrüder Unger. 38 S.) Es sind nur in zwei Abteilungen 32 und 42 „Beisätze“, die aber den schwierigen und interessanten Gegenstand bereits annähernd erschöpfen. Denselben Gegenstand hat der lüdicke Verfasser inzwischen ausführlicher im „Beweis des Glaubens“ in den ersten Heften des Jahres 1895 behandelt. — Und: Die Predigt und das religiöse Bedürfnis der Gegenwart. Betrachtungen eines Kirchgängers von Dr. R. G. Blumstengel. (Weisig, 1895. Fr. Richter. 0.40 R.) Es ist dies eine Klage aus der Gemeinde heraus, die lange nicht alles enthält, was über die Predigten unserer Zeit zum Himmel schreit, aber doch einiges davon, und die ich deshalb jedem Prediger zu lesen und zu beherzigen rate.

M. v. N.

3. Geschichte.

— Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsiegelung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung von E. Serophim. Mit 6 Bildern, 1 Karte und Personal- und Sachregister. I. Band: Die Zeit bis zum Untergang livländischer Selbständigkeit. (Reval 1895, Verlag von Franz Kluge.) 6.50 R.

Kaum ein Land in Europa ist seit dem Mittelalter so mißhandelt und vergewaltigt, wie das einst deutsche Gebiet, auf welches sich das vorliegende Buch bezieht. Noch immer, wie seit 300 Jahren, lämpft dort ein Zweig des niederländischen Volkskommes für seine Sprache und seinen Glauben heroisch und ununterbrochen trotz zahlloser Akte der Willkür und Barbarei. Wenn irgend eines der von uns politisch getrennten Glieder unseres Volkes unsere Achtung verdient, so sind es diese Stammesgenossen an der Ostsee, in denen noch heute deutscher Geist lebt und wohnt. Ein schönes Zeugnis des Deutschtums in den baltischen Provinzen ist auch dieses Buch. Liebe zur Heimat, volles Gefühl für die innere, geistige Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Mutterlande, wissenschaftlicher Sinn spricht sich in jedem Kapitel aus. Der Verf. wollte für seinen engbegrenzten Kreis von Fachgelehrten schreiben, deshalb geht er liebevoll auf die großen Thaten der Gewinnung des Landes, auf einzelne Persönlichkeiten wie Walter von Blettenberg u. a. ein, um an ihrem Bilde sich und seine Leser zu erheben und zu erheben. Klar heben sich aus der Darstellung die Hauptabschnitte der Landesgeschichte ab: zuerst die Eroberung und Christianisierung

durch Kaufleute, Ritter und Geistliche — deutsche Bauern blieben ja dem Lande fern; dann die große Zeit des deutschen Ritterordens und das Aufblühen des Handels; zuletzt die Reformation und fast zugleich mit ihr der Verfall nach innen und außen, Streit und Hader, Verfall aller gegen alle, die eigennützige That Ketzlers und die furchtbaren Einfälle der Kuffen, denen der Orden mit seiner veralteten Wehrbewegung keinen genügenden Widerstand entgegensetzen konnte. Das Buch, in erster Reihe für die Deutschen in der Heimat des Verf. bestimmt, wird auch bei uns im Reich Interesse erwecken, ganz besonders auch deshalb, weil es den sich wieder der Nationalisierung zuwendenden Deutschen zeigt, daß unser Volk in hervorragendem Maße die Eigenschaften besitzt, welche für derartige Unternehmungen erforderlich sind. Wir können das vortrefflich geschriebene Buch warm empfehlen.

v. H.

4. Vitteraturwissenschaft.

— Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 5. Band. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 576 S. 3 M.

Der vorliegende Band, Brief 1051 vom 2. Juli 1796 bis Nr. 1424 vom 31. Dezember 1798, umfaßt den Zeitraum von 2^{1/2} Jahren, in dem Schillers Wallenstein-Trilogie, das Vieh von der Glocke, die Kraniche des Jbotts, die Bürgerhaft, der Gang nach dem Eisenhammer einer, Wilhelm Meißner und Hermann und Dorothea andererseits ruftanden sind. Am 7. Juli 1797 schreibt Schiller an Goethe: „Deswegen bin ich jetzt an mein Medicinierstudium gegangen und studiere seit gestern in Kränig's Encyclopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten ist.“ Am 30. August sagt er dem Freunde: „Bei solchen Störungen werde ich Mühe haben, Stimmung und Zeit für meine Glocke zu finden, die noch lange nicht gegossen ist.“ Am 22. Septbr. hat er sich der Notwendigkeit, die Glocke liegen zu lassen, mit der Bemerkung gesagt, daß es ihm, da es einmal so sein mußte, nicht so ganz unlieb sei. „Denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten.“ — Mit welcher Sorgfalt Schiller beim Dichten zu Werke ging, ergiebt sich am klarsten aus der Entstehung „der Kraniche des Jbotts“. Die erste Fassung der Ballade erhält Goethe mit dem anschließenden Brief vom 17. August 1797. Goethe macht von Frankfurt aus mitten 22. August namentlich wegen der Eigenschaft der Kraniche als Zugvögel eingehende Verbesserungsvorschläge. Schiller freut sich am 30. August der Naturerkenntnis und Erfahrung seines Freundes und gesteht, daß er noch nie einen Zug Kraniche gesehen habe. Am

6. September fragt er bei Karl Vöttiger an, ob in der Ballade nirgends gegen altgriechische Gebräuche verstoßen sei und am folgenden Tag und 8 Tage später erhält Goethe die Mitteilung, daß seine Vorschläge befolgt, daß Vöttiger „sehr zufrieden“ sei und „Zeit und Lokal sehr befriedigend dargestellt gefunden“ habe. — „Wilhelm Meißner“ ist eingehend von Schiller beurteilt worden. Die Art und Weise, wie er das Buch B. von Humboldt über „Hermann und Dorothea“ bespricht, beweist, wie der Herausgeber mit Recht betont, am schlagendsten „Schillers scharfe kritische Begabung“. Auch sonst läßt es der Verf. nicht an treffenden Bemerkungen fehlen, so toenn er in einem Satze Schillers über die Sucht der „Neueren“, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, während doch eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie abstrakt wahr sei, niemals eoincidieren könne, die übliche Rechtfertigung der Poesie unserer Klassiker gegenüber der unserer „Modernen“ findet.

Das vortreffliche Sammelwerk, reichlich mit Lesarten und Anmerkungen versehen, schreitet rüstig vorwärts. Den Heften des 5. Bandes sind folgende Bildnisse beigelegt: Schillers Wüste nach Dannerer, Nachbildungen der von Anton Graff gemalten Bilder der Minna Körner und ihrer Schwester Dora Stod, zuletzt ein Bild Wilhelm von Humboldt.

In einem Briefe an Gottfried Körner vom 31. August 1798 sagt Schiller: „Ich bin in dieser Rücksicht Goethen sehr viel schuldig, und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe. Es sind jetzt vier Jahre verlossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat unser Verhältnis sich immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur, und sie würde noch reicher und bedeutender geworden sein, wenn auch wir in dieser Zeit uns näher gelebt hätten.“ Das ist der Grundton, der durch den ganzen Briefwechsel Schillers und Goethes hindurchklingt.

Die äußere Ausstattung der Schillerbriefe bleibt sich in ihrer Gediegenheit, wie das von der Deutschen Verlagsanstalt nicht anders zu erwarten ist, fortdauernd gleich. O. K.

— Ernst Moritz Arndts Werke. Erste einbändige Ausgabe seiner Handschriften. Bearbeitet von Hugo Rösch. 1. Band: Ernst Moritz Arndts Erinnerungen aus dem äußeren Leben. IV und 314 S. 2. Band: Meine Wanderungen und Wanderlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein. — Blätter der Erinnerung weisen uns und aus der Banisterie zu Frankfurt. Ein abgedrucktes Wort aus seiner Sache zur Beurteilung derselben. VI u. 216 — 72 — 23 S. 3. bis 5. Bd. Gedichte. Vollständige Sammlung. Mit Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Meißner. 342 — 310 — 355 S. (Leipzig, R. F. Mau.) Preis für jeden Band

3 B., geb. 4 B. (Jeder Band ist einzeln käuflich zu 4 bezw. 5 B.)

Als der erste Band (im Januarheft 1883 angezeigt) veröffentlicht worden ist, sollten nur „ausgewählte Werke“ E. R. Krudis herausgegeben werden, bald aber „wurde es für das Zweckmäßigste und zur gerechten Würdigung des alten Krudt für notwendig erachtet, sich nicht auf eine Auswahl zu beschränken, sondern alle Schriften Krudts, deren Zahl nicht einmal irgendwo bis jetzt vollständig zusammengestellt ist, in einer Gesamtausgabe zu vereinigen und nur dasjenige nicht aufzunehmen, was entweder dem Inhalt nach nicht allgemein interessant oder zur Beurteilung des Mannes und Dichters nicht von großem Belang ist. Letzteres aber kann sich nur auf einzelne Teile seiner Meisterwerke, welche in ihren vielen statistischen Ausgaben veraltet sind, und auf kleinere Vorreden und Vesprednungen sowie auf einen dramatischen Versuch beziehen.“ Auch sollen von dem „Rotgebrungenen Bericht“ in der Amtsenthebungssache nur die Briefe mit anderen Briefen gleichen Inhalts in einem Schlussband abgedruckt werden. —

Die poetischen Werke werden 7 Bände, die Schriften zur Zeitgeschichte 14 Bände, die historischen Schriften 5 Bände, Reisen und Völkerkunde 9 Bände, die vermischten Schriften philosophischen, kulturhistorischen und literarhistorischen Inhalts 7 Bände umfassen. Von drei Schriften ist bis jetzt noch kein Exemplar ausfindig gemacht worden: „An die Breußen“ (1813), „Noch eine kleine Ausgiehung“ (1818) und „Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken“.

Der jetzige Herausgeber Heinrich Reihner ist Bibliothekar an der königlichen Bibliothek in Berlin, das dankwürdige Unternehmen, das allein aus den Jahren 1813 bis 1816 vierunddreißig Flugschriften sammelt, ist hierdurch in guten Händen. Seine Einteilungen und Anmerkungen zu den bis jetzt vorliegenden fünf Bänden erläutern vortrefflich nicht mehr verständliche Stellen in der Lebensgeschichte und in den Gedichten des großen Patrioten, der ein Mann des Lebens, weniger der Gekleinheit war, darum auch nur von seinem Erlebten aus verstanden werden kann.

Dem patriotischen Unternehmen ist der beste Fortgang zu wünschen. O. K.

— Studien zur Litteratur der Gegenwart. Von Adolf Stern. Mit 19 Porträts nach Originalaufnahmen. (Dresden, V. W. Eise, VIII u. 119 S.)

Adolf Stern ist zur Zeit einer der angesehensten Litteraturhistoriker. Sein Wahlspruch ist: Est molus in rebus, sunt certi denique fines re. Stern verhält sich nicht; er läßt sich nicht von dem Wirbel der Mode hinreißen. Von Vorwort zu seinen „Studien“ spricht er sich hierüber in sehr entschiedener Weise aus. — Von neunzehn Dichtern der Gegenwart gehören dreizehn dem deutschen Volke an. Der Anfang wird mit

Friedrich Hebbel gemacht, den der Verf. persönlich gekannt und mit dem er Briefe gewechselt hat. Dann folgt Gustav Freytag. Von den „Ähnen“ heißt es S. 57, daß der Grundgedanke „kein dichterischer, sondern weit mehr ein kulturhistorischer, politischer, ethischer war, der gegenüber jeder einzelnen Weltanschauung erst wieder in einen poetischen verwandelt werden mußte“. Der reiselustige Friedrich Bodenstedt und der an der Scholle hängende Theodor Storm werden gleichermaßen, der Schweizer Gottfried Keller allzu günstig beurteilt. Von Theodor Fontane hätte gesagt werden sollen, was von Ernst von Willenbruch ausdrücklich bemerkt wird, daß er von der Strömung der Naturalisten nicht aus Ueberzeugung, sondern aus verkehrter Hochgiebigkeit und Schwäche sich hat fortziehen lassen. Sämlich das Stern übrigen in ausbrechendem Maße dieses Sichfortreißens angebetet. — S. 168 finde ich eine Gedankenlosigkeit, die ein Schriftsteller dem andern nachschreibt. Ein Mann, der vor vielen Jahren einen Nord begangen hat, stürzt von einer Felswand und stirbt ohne Menschenhülle im Abgrund, in der Seele die tröstliche Gewißheit, daß dies Ende die Sühne seiner Schuld in der alten Heimat sei“. Sterben müssen alle Menschen, der Tod ist der Sünde Lohn, aber keine Sühne. Wie sollte ein so tragischer Tod und das Fernsein von Menschenhülle eine Sühnung bewirken können?

Scheffels „Trompeter von Säckingen“ hat ein Maß von Anerkennung und Beifall gefunden, das ihm nicht gebührt; der Verf. muß deshalb gelobt werden, daß er in seine Beurteilung den Satz hat einflechten lassen: „Gewiß durchdringt die Lust und Laune des Poeten an einzelnen Stellen das feste Gefüge des Ganzen, die ironische Reflexion, die in den Mund selbst des treuen Anton gelegt ist, schmedet gelegentlich ein wenig nach dem Humor des „Eugens“ und der „Niegenden Blätter“, im allgemeinen aber trifft Scheffel glänzend die Mitte zwischen der Hohnbeispielung einer rein subjektiven Poese und den kalten Photographien der unpersönlichen Dichtkunst.“ Scheffels Elsehard wird mit Recht in Gegenjaz gebracht zu den archaischen, antiquarischen, atypologischen Romanen unserer Tage. „Es entspricht der so vielfach alexandrinischen Bildung und Sinnesweise am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, daß zwei einander diametral entgegengesetzte literarische Dogmen um den Preis der Alleingeltung ringen. Die Beide in dem Punkte zusammenzutreffen, daß sie sich nicht sowohl auf ihr poetisches, ihr künstlerisches Verdienst, als vielmehr auf ihre angebliche wissenschaftliche Begründung und Bedeutung berufen. Die philologische-historische, die archaische Poese und Belletristik rückt sich, auf der Seite des litterarischen Idealismus zu stehen, die experimentierende und demonstrierende Societätsdichtung reißt sich meist unter die Fahne des Naturalismus, beiden aber ist die Geringschätzung der wirklich poetischen, die Ueberhöhung außerpoetischer Elemente und Triebe gemeinam.“ „Der unmittelbare Instinkt unorbildeter Naturen und die künstlerische Feinsichtigkeit jener echten

Bildung, die ohne den lebendigen Zug zur reinen und ehlen Poesie gar nicht gedacht werden kann, und ein für allemal das Lebensvolle vom Gemachten, die Unmittelbarkeit von der Reflexion zu unterscheiden weiß, wehrten die falsche Schöpfung solcher Halbproduktion glücklich ab; die Masse der Leser aber, der der Mangel vor allem, was wie Wissenschaft aussieht, tief im Blute liegt, schätzten die Paradietungen der archaischen Belletristik unbesungen als höhere Leistungen der poetischen Litteratur.“ —

Kubois Raumbach und Heinrich Seibel, zwei grundverschiedene Naturen, von denen Seibel ohne Zweifel den Vorzug verdient, werden als Dichter der kleinen Welt (Verebret Hühnchen) besprochen.

E. v. Wildenbruch wird nach kurzer Zeit verschollen sein; er hat zu wenig Stahl im Blut, er ist zu viel Rhetoriker, zu viel Dichter des Hühncheneffekts. Zu dem bekannten Trauerpiel „Der Weimonit“ macht Stern die treffende, Wildenbruchs Einseitigkeit verurteilende Bemerkung: „Weil diese Sekte den Krieg und die Bechastigkeit für sündhaft hält, weil sie nicht wie Reinhold zum Mutpanier der neuen großen Zeit emporzäumt, braucht sie doch nicht in ihrer Besamtheit Inedtschaffen, verräterisch, dem Landesfeind mit besonderer Lust unterhan zu sein. Es wäre größer, eßt dramatischer, wenn diese Eigenschaften in einem ihrer Mitglieder entwickelt würden, die anderen im Gegenteil alle ihre wahrhaftigen Tugenden aufzählten, die in dieser eheernen Zeit nicht ausreichen.“ — Vortrefflich ist die Beurteilung, die Stern dem kernegeunden P. K. Rosegger zu teil werden läßt, der die Suche der Bauern so schneidig verfaßt, weil er es in seiner heierischen Heimat erlebt hat, was es heißt, die Banern vom ererbten Grund und Boden vertreiben. — Die „modernen“ Dramatiker Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann sieht der Verf. noch mitten im Strome der Naturalisten und Sozialisten; er hofft aber, daß sie sich aus Ufer wahrer Poesie burcharbeiten werden. Hinterlich wird für dieses Schwimmen der Beifall sein, den diese „modernen“ Dramatiker immer noch ernten. Hört dieser Beifall auf, dann werden sie die Lust verlieren, neue Dramen zu dichten, die dem Geschmack des Tages widersprechen. Wegen die „Weber“ G. Hauptmanns spricht sich der Verf. nachdrücklich aus. Er findet, daß das Urteil über eine Dichtung, „die nach der Absicht des Dichters andere Einbräde als eine ästhetisch-naturalistische Sensation hinterlassen sollte“, in dem jauchenden Entzücken, in dem tobenden Beifall liegt, mit dem das Theaterpublikum die Bilder des Elends, der rajenden Zerstörung aufgenommen hat.

Von nichtdeutschen Dichtern wird zuerst Henril Ibsen besprochen, der zum Richter der gegenwärtigen Welt, zum Propheten künftiger Lebensgestaltungen nicht berufen ist. „Wenn ein Mensch die anderen führt, der selbst Weg und Ziel nicht kennt, so ist ihm nicht nur die höchste Vorsicht bei jedem Schritt geboten, sondern es wird ihm auch die innerste duhdende Milde gegen die, die auf dem Wege straucheln, zur Pflicht.“ Ibsen

hat nur Gift und Galle im Herzen, von der Milch frommer Denkart, von Brot des Lebens will er nichts wissen! Er sagt und schneidet an den lebenden Menschen unbarmerbig herum, aber er denkt nicht daran, sie zu verbinden und zu heilen. So widerwärtig der Nordländer Ibsen, so sympathisch ist einem der Südfranzose Alfons Daubet. Treffend weist Stern aber auch die Schrauben dieses Richters nach. Die Akademie, das Theatre françois, und die Revue des deux Mondes bekämpft Daubet, aber von Boris hat er sich den Sinn unnebeln lassen. — Aufgefallen ist mir, daß der Verf. Daubets Lettres de mon moulin, den migrierten Roman L'évangéliste, den dritten Teil des Tartarin und die Souvenirs d'un homme de lettres nicht in den Kreis der Erdörterung gezogen hat. — In hohem Grade lesenswert ist der Abschnitt über Tolstoi. Weil aber der Verf. den großen Kufen nicht vom Standpunkt eines bibelstübigen Christen aus beurteilt bzw. bekämpft, kann er nur mit dem humanistischen Gedanken schließen: Tolstoi ist eines der Mästel in der Menschheits- und Kunstgeschichte, das erst eine ferne Zukunft deuten und lösen kann. — Den Schluß macht Stern mit den schwedischen Dichtern Rydberg und Snoilsky, sowie mit dem Hauptvertreter des kulturgeschichtlichen Romans in England Walter Besant; drei bei uns wenig bekannt gewordene Dichter.

Wenn man auch in Hauptpunkten nicht selten ein anderes Urteil fällen muß als Kloss Stern, so ist doch aufs nachdrücklichste zu betonen, daß er die Kraft hat, von den Unlustgeboten der naturalistisch gerichteten Realisten sich frei zu erhalten, daß er keine Gelegenheit verläßt, vor der vermeintlichen Wahrheitsförderung dieser Unstärker zu warnen und daß er den Boden der christlichen Sittlichkeit zu verteidigen nicht selten einen anerkennenswerten Anlauf nimmt. (O. K.)

5. Unterhaltungsliteratur.

André Cornéris. Roman von Paul Bourget. Aus dem Französischen von Marie Lauer. (Berlin, Janke.) 308 S. Pr. 2 R.

Ein französischer Sensationseroman voll wider Leidenschaft. Ein Freund des Ehepaars Cornéris liebt die Frau. Um sie heiraten zu können, läßt er ihren Mann in einem Pariser Hotel ermorden und heiratet sie dann in der That. Nun aber hat Frau Cornéris einen Sohn erster Ehe, der von instinktivem Verdacht gegen den Mörder seines Vaters erfüllt ist. Er legt, nachdem er erwachsen, alles daran, Beweismaterial gegen den Stiefvater zusammen zu bringen. Seine Bemühungen haben Erfolg. Er kommt schließlich dahin, den Stiefvater zu überführen und vor die Alternative zu stellen, entweder sich selbst zu morden oder von ihm (seinem Stiefsohn) ermordet zu werden. Da der Verbrecher den Selbstmord verweigert, wird er erschossen. Welche moralische Begriffsverwirrung in Kopf und Herzen des

Stiefsohnes, der den Ich-Roman erzählt, also anscheinend auch des Autors, sich findet, tritt besonders in dem Moment hervor, wo er mit dem Gedanken sich vertraut macht, den Vord zu begehren. Er schenkt davor Jurid, nur weil er den Kummer fürchtet, den er seiner Mutter bereiten würde. Da plötzlich im letzten Moment „winkt ihm ein Ausweg, eine Rettung im Jreval der Weiden“, nämlich die Idee, den Vater zum Selbstmord zu zwingen. „Gott, ist es möglich“, jauchzte es in mir, „daß es nach einem Hoffnungsstimmer giebt in solch namenloser Not, daß ich meine Pflicht thun kann, ohne mein Gewissen, meine Hände mit Blut zu besetzen?“ — Also, wenn man den Vater nicht mordet, sondern nur zum Selbstmord zwingt, bleibt das Gewissen unbedeutet! — Man hat sich in Frankreich so weit von den zehn Geboten emanzipiert, daß Mord, Ehebruch, Vielthätigkeit gegen die Eltern und Selbsthätse dem Verbrechen gegenüber, wie jede andere Leidenschaft, für erlaubt gelten. Gott be wahre unser Volk davor, daß es je auf dieselbe Stufe herabsteige! D. v. O.

— Geliebt werden. Roman von Wilhelm Wolters. (Dresden und Leipzig, C. Vierjans Verlag.) 1895. 5 W.

Wie in den meisten neueren Romanen handelt es sich auch in diesem um eine unglückliche Ehe. Ein 35-jähriger Schriftsteller, früherer Schauspieler, eitel und durch und durch selbsthätig, verliebt sich auf einem Ball in ein junges, hübsches Mädchen und heiratet sie, obwohl er sie nur ganz oberflächlich kennt. Seine Wahl ist trotzdem eine gute, die junge Frau ist treu, gutberzig, liebevoll und später die sorgsame Mutter ihres Kindes. Ihr Mann erkennt ihre guten Eigenschaften, bildet sich bald ein, daß sie ihm geistig nicht gleichstehe, jängt eine Verlebei mit einer schöngeistigen jungen Amerikanerin an und wird, wenn auch nicht im schlimmsten Sinne des Wortes, zum Ehebrecher. Bis dahin ist bei dem Roman zu Grunde liegende Gebanke ganz gut durchgeföhrt, die weitere Entwicklung ist dagegen gestüfelt und schwach. Die junge Frau besüßt ihren Mann und ihre Lüge kommt schnell an den Tag, aber gleichzeitig erföhrt sie, daß ihr Gatte untreu geworden ist, und beide trennen sich mit Groll und Bitterkeit im Herzen. Die Lüge der Frau ist im Buche nicht genügend begründet, die durch sie herbeigeföhrt Eshärkung bes Weibes wirkt deshalb nicht recht. Die beiden Leute sündigen, weil ihnen der rechte christliche Glaube fehlt — das sagt der Verf. freilich nicht, wahrscheinlich, weil er es selbst nicht weiß, aber für jeden nachdenkenden Leser ist die Schlußfolgerung nahelegend. Zum Schluß bringt der Verf. die beiden Ehegatten wieder zusammen, eine Konzeilian an mittelbige Vererinnen, aber man legt das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, daß die Untreue des Mannes von neuem beginnen wird, sobald die Gelegenheit sich bietet. Als Anhänger des naturalistischen Stils geföhlt sich der Verfasser in ungeheuerlichen Wortbildungen und albernem Bergleichen; er spricht von „verheiratet-

seinmaoßenben“ Vämmern, von „rembrandtals-erzieherbraunem“ Vorkhängen, „hindutempelähnlichen“ Wandbetten u. s. w.; das Weien von Leifings Nathan nennt er „Dichter-Bibelstudium“. Der Verf. ist nicht ganz ohne Talent, er steht aber „voll und ganz“ im Banne der religionslosen Lebensanschauung, der geistige Inhalt seines Buches ist deshalb gering, die Moral oberflächlich und leicht. v. H.

— Alphonse Daudet. La Petite Paroisse. Moeurs conjugales. (Paris, Alphonse Lemerre.) 448 S. 3 Fr. 50 Cts.

Richard Féniqan, 1851 geboren, der Sohn eines Notars, ist, von dem kurzen Aufenthalt in einer Pariser Schule zu Verheiraten seines Vaters abgesehen, immer auf dem Lande gewesen. Seine temperamentvolle Mutter hat ihn ganz nach ihrem Willen erzogen. Jagd und Fischerei sind seine einzige Beschäftigung. Zu Hause hat er viel Vangeweile ausgestanden. Seine einzige Unterhaltung war der Blick auf die betete Landstraße. Am meisten freute er sich auf den Donnerstag denn an diesem Tage erschienen die Waisenmädchen von Soisy, um unter der Führung barmherziger Schwestern sich auf dem Hofen des Landgutes Les Uzelles zu vergnügen. Der ohne Altersgenossen, in der Einkamkeit großen Reichtums aufgewachsene junge Mann konnte sich nicht satt sehen an der frühlichen Jugend, unter der ihm am meisten Lydia, „die Figueurin“, um ihres vornehmen, anständigen Verhaltens willen aufst. Auf die Nachricht, daß sie den Schleier nehmen werde, hält er, mit Genehmigung der Mutter, rasch um ihre Hand an. Das Paar wird vom Bischof getraut, was recht unwahrscheinlich klingt und durch nichts begründet wird. Weil es die Mutter nicht wünscht, wird keine Hochzeitsreise gemacht. Das war Lydias erste Enttäuschung und zugleich der Anfang eines übeln Verhältnisses zwischen beiden Frauen. Jusqu'alors reconnaissantes à sa belle-mère, brusquement elle se sentit en prison chez elle et ne songea plus qu'à s'évader: quant à son mari, qu'elle était toute disposée à aimer, de le voir toujourns la tête basse, les yeux fuyants, si lâche, si enfant, derrière sa grosse barbe, elle le méprisait, s'habitua à ne plus compter sur lui. Zu den Gutsmachern der Féniqans gehört der alte Herzog von Alcantara, der auf einer Jagd Lydia kennen lernt, sich in sie verliebt und sie mit ihrem Manne in die große Oper einlät. Féniqan bleibt mit seiner Frau zum erstenmale seit 8 Jahren außer seinem Hause über Nacht. Der jetzt 24 Jahre zählende Lydia wird zwar die Wiederholung derartiger Ausflüge versprochen, das Versprechen wird aber aus Furcht vor der Mutter nicht gehalten.

Bald darauf wird der Herzog dem Schlag getroffen. Als es wieder besser mit ihm ist, begegnen sie Alcantara den Nachbarn Féniqan, denen der einzige Sohn, mit den zusammengelegten Namen des Vaters und Großvaters Charlexis genannt, vorgestellt wird. Von den



Vorfahren des achtzehnjährigen Bringen wird gesagt: nocentis et jouteurs de père en fils. Souvent un herrlich lebhafter Verkehr zwischen Großburg und Les Uzelles; müssliche Abende werden eingerichtet. Der alte General, eifersüchtig auf seinen Sohn, warnt die arglose Lydia dringend vor den Courtanereien des Bringen: le monstre a commencé jenne, il s'y entend à chiper les coeurs. Um den jungen Knau unschädlich zu machen, schickt ihn sein Vater auf eine Vorstudie von St. Cyr. Lydia läßt sich zu einem heimlichen Abschied und zu gelegentlichen Stellbischen verlocken. Die Verführung hält der Vater für durchaus wahrscheinlich auf Seiten des gründlich verdorbenen, wie ein Verbrecher fühlenden, denkenden und handelnden Bringen, dagegen ist es Daubert nicht gelungen, Lydia als so gefunten darzustellen, daß sie es über sich gewinnt, in lächer Hucht mit dem Verführer ins Weite zu geben. Der betrogene Mann wird ohne Nachricht gelassen, der Schwiegermutter aber wird geschrieben: vous m'avez prise sans rien, je m'en vais de même. J'étais en prison, je m'évade.

— Es ist ein ibles Zeugnis, das Daubert seinen Landkneuten ausstellt, wenn er sagt: Pour elle, ainsi que pour tant d'autres Françaises, bien plus mères qu'épouses, reportant sur l'enfant la tendresse refusée, dont le mari n'a pas voulu ou pas su profiter, la passion ne comptait que comme un accessoire de roman ou de théâtre, et la vie à deux n'avait été qu'une plate association. Und doch soll Richard Fénilan amoureux comme au premier jour après huit ans de mariage gewesen sein. Hier knappt nicht alles. Ich kann mich nicht näher auf eine Sache einlassen, die Daubert selbst mit distrettem Schweigen übergeht. Als der hintergangene Gatte hört, daß seine Frau, die doch alle Tage auf der Jagd, beim Fischen und Spazierensfahren um ihn war, ihn im Stich gelassen hat, wird er todkrank. Wieder hergestellt, kann er Lydia nicht vergessen. Beim Durchsuchen von Lydias Sachen erwacht plötzlich die Eifersucht in Richard. In diesem Zustande trifft er mit Napoleon Merivet zusammen, dem Erbauer der kleinen Kirche. Diese Kirche ist ein Denkmal der Verzweiflung, die er einst seiner in Untreue von ihm gegangenen, aber reuevoll zurückgekehrten und bald verstorbenen Frau in christlicher Liebe und Nachsicht, im Gehorsam gegen das Gebot: „und vergie uns unsern Schuld, als wir vergeben unseren Schuldigern“, hat zu teil werden lassen. Den Geist der Verzweiflung und Verjöhnung hat ihm ein von seinen Antsbrüdern gering geschätzter, den Armen und Nothleidenden sein ganzes Leben widmender Priester eingelöst: der Pater Gérés. Dieser heiligmässige Mann ist es auch gewesen, der die Inschrift an der kleinen Kirche Pitié, Charité, Pardon inspiriert hat. Gérés und Merivet sind die Lichtbilder, die in Dauberts Romanen regelmäßig den düstern Sittenschilderungen gegenübergestellt werden.

Charteris wollte mit Lydia auf eigener Nacht eine weite Reise von Paris aus unternehmen; da die Entführte aber der Seefrankheit zu unter-

liegen droht, begiebt sich das ehebrecherische Paar als Graf und Gräfin von Uzelles nach Monte Carlo, um alle Tage herrlich und in Freuden zu leben, d. h. dem äußeren Scheine nach. Innerlich fühlt sich nämlich das Paar bald genug gegenseitig entfreundet. Charteris wirft sein Auge auf die junge Frau eines todkranken Schweden, das muß Lydia in hohem Grade mißfallen, obgleich sie für den Entführer an sich wenig übrig hat. Mit Zug und Trug weiß es der Prinz durch einen Helfershelfer dahin zu bringen, daß Lydia nach Quiberon (Bretagne) sich begiebt, um in dieser entlegenen Stadt auf eine neue Vereinigung mit Charteris zu warten. Dieser aber giebt Lydia auf und lehrt, als ob nichts geschehen wäre, zu seinen Eltern zurück. — Was ist aus Lydia geworden? Diese Frage beschäftigt Fénilan Tag und Nacht. In einem herben, erregten Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn erklärt dieser: J'aime ma femme, tu entends, je l'aime et je lui parlois, car je suis coupable envers elle de ne pas l'avoir défendue contre toi, contre ta méchanceté. Die Mutter, vom Bewußtsein ihrer Schuld schwer gedrückt, findet in der kleinen Kirche im Gebet den Mut, umzukehren und die Liebe gegen die Schwiegertochter wie gegen alle Menschen, auch gegen die ihr bisher im höchsten Grade verhassten Bettler in ihr Herz einzulassen zu lassen. Sie reißt, ohne dem Sohne ein Wort davon zu sagen, nach Quiberon, um sich mit der Tochter zu versöhnen. Diese hat, an allem verzweifeln, durch einen Revolver ihrem elenden Faisein ein Ende machen wollen, sie ist aber schwer verwundet dem Leben erhalten worden und wird nun von der umgewandelten Schwiegermutter gepflegt und zur Rückkehr nach Uzelles bestimmt. Richard nimmt die reuige, sich wieder zurechtfindende Frau freundlich auf, kann sich aber nicht denken, daß das junge Schœufal des herzoglichen Schlosses alle Verbindung mit Lydia aufgegeben hat. Alle Betuerungen und Versicherungen der armen Frau, in rührender Einfachheit und Schlichtheit vorgebracht, machen keinen dauernden Eindruck auf ihn. Um sich über sich selbst im Umgang mit Napoleon Merivet klar zu werden, unternimmt er eine Reise nach Algier. Als er nach Monaten von dort zurückkommt — er hat der Sehnsucht nachgegeben und die Reise um einen Tag verkürzt, so daß er früher, als er erwartet wird, in die Heimat kommt —, trifft er in der Nähe seines Hauses auf eine Menschenmenge, die um die im Wald aufgefundenen Leiche des Bringen versammelt ist. Die gerichtliche Untersuchung ist im Gange, das ärztliche Gutachten wird vorbereitet. Der Untersuchungsrichter läßt sich von dem General bestimmen, Richard Fénilan, der seinerzeit beleidigende, auf Zweikampf gerichtete, äußerstenfalls die Ermordung des Bringen androhende Briefe geschrieben hat, als der Ermordung oder der Ausstiftung zum Morde dringend verdächtig, zu verhaften. Es dauert aber nicht lange, so meldet sich ein alter Jagdaufseher und zeigt an, daß er nachts, von einem Streifzug gegen Wilderer früher als vermutet nach Hause zurückkehrend, einen Mann aus dem Fenster seiner

Wohnung habe steigen und davon laufen sehen; er habe auf den Flüchtling einen Schuß abgegeben und der Betroffene sei der Prinz gewesen, der in einem neuen Ehebruch mit seiner Schwiegertochter vom Tode überrascht worden sei. Am nächsten Sonntag gehen die verübten Gatten Richard und Lydia zusammen in die kleine Kirche.

Der Leser hat ein Gefühl der Befriedigung, wenn er liest, wie der Sohn des Herzogs ums Leben kommt. Sonst ist von diesem Gefühl während der Lektüre nur selten etwas zu merken. Daudet es sich doch um ein Nachtstück aus dem Leben der modernen Gesellschaft in Frankreich. Nach außen mit Glanz und Herrlichkeit prahlend, ist das Leben — der Gebildeten wie der Ungebildeten — innerlich morisch und laun. Es kann kaum etwas Widerlicheres geben, als die Brellichkeit des alten, vom Schlag getroffenen Herzogs im Konflikt mit dem misratenen, patrie, arapean et famille misachtenden achtzehnjährigen Sohne, der einem Freunde schreiben kann: *Voyez vous, bien que très jeune encore, j'ai presque achevé mon expérimentation féminine, surtout en ce qui regarde la femme française.* Die Zeichnung des bestialischen Prinzen ist Daudet trefflich gelungen. Die Ehe der Féneligans aber widerspricht der menschlichen Natur und die Möglichkeit ihrer Störung ist in ganz ungenügender Weise geschildert. Aus purer Langeweile wird auch eine Französin nach acht Jahren nicht auf einige Wochen schlecht werden und dann wieder eine brave Frau sein. Daudet hat seine beste Zeit längst hinter sich. O. K.

— *Arbeitslos.* Eine Erzählung für junge Mädchen von B. From. (Härich, Orell Füssli.) 265 S.

Ein junges Mädchen, ohne Arme geboren, überwindet alle ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten und wird durch die Geschicklichkeit ihrer Füße eine geschätzte Porzälmalerin. Die Verf. hat keine erfundene, sondern eine wahre Geschichte erzählt, nur manches von den Nebenumständen und den Nebenpersonen entkamt ihrer Phantasie. Das Büchlein soll dazu dienen, da und dort einen hülfenden Rat zu geben, weist die Erzählung beweist, daß feste Ausdauer auch den Schwachen mächtig macht und zu hohen Zielen führt. Im ganzen habe ich das Buch gerne gelesen, schade nur, daß ein etwas starrer, sentimentalistischer Zug durch dasselbe geht, von Kirche und positivem Christentum ist wenig die Rede darin. Die Ausstattung ist schön, namentlich der Einband ist sehr geschmackvoll. J. P.

— *Drei Federn.* Von Wilhelm Haabe. 2. Auflage. (Berlin, Jantke.) 1895. 196 S. Pr. 3 M.

Nach wenn der Name des Autors nicht auf dem Titelblatt stände, könnte man den Roman sofort als von Haabe herrührend erkennen. Es ist dieselbe hüpfende, andeutende, geheimnisvolle, dem Leser Rätsel aufgebende Art und Weise, die man aus den zahllosen früheren Publicationen

des Verfassers kennt. Ob man solche Jean Paulsche Manier mag oder nicht mag, ist Geschmackssache. Die Thatfache liegt vor, daß es Freunde des mysteriösen melancholischen Haabe-Dumors noch immer gegeben hat. Wir unfererseits müssen offen gestehen, daß wir einer Belletrist den Vorzug geben, welche hinsichtlich der Aufmerksamkeit nicht ganz so hohe Anforderungen an den Leser stellt, als diese. Indessen wollen wir denen, welche auf Grund seiner früheren Bücher dem Autor Freund geworden sind, die Freude an dieser Freundschaft gemiß nicht verderben. D. v. O.

— *A yellow aster* by Tota (Mrs. Mannington Cassyn). Tanchnitz ed. 1. volume.

Dieser Roman gehört in die Kategorie derer, die man in England als den *Roman von modernen Weibe* bezeichnet. Eine englische Litteraturzeitung charakterisiert diese Romane nicht bloß als Romane von Frauen oder über Frauen geschrieben, sondern als solche, die von Frauen über Frauen vom Frauenstandpunkt aus geschrieben sind. Die meisten Romane betrachten die Frau vom intentionellen Standpunkt, d. h. vom Standpunkt des Mannes aus, ein besonderer Frauenstandpunkt war bisher unerhört. Die Frau ward an sich als eine Aul betrachtet, die erst durch die Hiffer Mann einen Wert empfängt; wichtig wurde sie nur, sofern sie des Mannes Glück schon oder vernichtet. Gerade in den Frauenromanen ist die Frau die Dienerin des Mannes, Ergänzung des herrschenden Genossen. Nun aber mit einmal findet die Frau sich selbst an sich selbst interessant und sie beginnt sich als Wesen für sich zu analysieren. „Olise Schreiner hat mit der „Geschichte einer afrikanischen Farm“ diese Litteraturgattung inaugurirt, Sarah Ward mit den *heavenly twins* ist am bekanntesten geworden, und auch Tota folgt dieser Tendenz. Das Buch ist nicht ohne larrifizierende Uebertreibungen, es ist in der Komposition manches total verfehlt und doch ist es interessant wegen des behandelten Problems und wegen des darin analysirten Frauen-Charakters. Das Ehepaar Waring lebt nur seinen Studien, Wissenschaften sind beide, dem realen Leben völlig abgekehrt. Wirkliche Menschen sind das nicht, sondern Karikaturen, die man wohl bedauern, aber nicht begreifen kann. Die Barfrau des Dorfes bemerkt mit Recht, solche Leute hätten eigentlich gar kein Recht, Kinder zu haben, denn sie verständen sie ja nicht zu erziehen. Frau Waring ist und bleibt selber nichts als ein unbeholfenes Kind, und wenn sie sich um ihre Tochter Owen überhaupt kümmern, so macht sie nichts als thörichte Erziehungsfehler. Owen ist ein reich begabtes Kind, voll unverkennbarer Sehnsucht nach Liebe. Vielleicht hat die Mutter dasselbe Sehnen, aber Mutter und Tochter gehen neben einander her und leins versteht das andere, besonders aber in der Tochter, der Heidin des Romans, verdrostet, möchte man jagen, die reich Liebedanlage, da wie die Mutterliebe gefehlt hat, sie weiß gar nicht

mehr, was Liebe ist. Das Problem des Buches besteht nun darin, zu zeigen, wie dies Karneval- und Leben und Liebe gewinnt. Begabt und schön, wird sie eine Herde der Gesellschaft und ein bedeutender Mann wirkt um sie. Man merkt, daß er ihr nicht gleichgültig ist, aber sie erklärt ihm, was Liebe sei. Wisse sie nicht, sie fühle sich eigentlich „geschlechtslos“, aber sie wolle ihn heiraten, wenn auch nur, um das „Experiment“ zu machen. Er bedrückt sie und sie sügt sich ihm, er hofft, sie werde einmal werden, was sie noch nicht ist, aber dann sich nicht entschließen, auch als sie beide in Todesgefahr sind, ihn auch nur zu küssen. Da sieht sie, daß sie Mutter werden soll: „Es ist entsetzlich, es ist eine Entehrung, weil ich so gar nichts für ihn fühle. O wie erniedrigend ist es, daß ein Mann auch nur das geringste Etwas an einer Frau so in seiner Gewalt haben kann, wenn sie ihm doch das Beste nicht geben kann, nicht kann! Was wissen Mädchen von dem, was hernach als Weisheitsforderung an sie herantritt. Würde man ihnen zuvor sagen, was sie zu opfern hätten, so würde die Ehe so lange ausbleiben, als nicht völlige Liebe sie begleitete. Nichts kann die Ehe heiligen, als volle Liebe, sonst nichts, weder Gottes noch des Menschen Weisheit. Auch für die Zukunft habe ich gesündigt. Ein unschuldig, ungeborenes Geschöpf habe ich geschändet, eine Schranke habe ich errichtet zwischen ihm und seiner Mutter. Neben mir keiner von der Schande der Frauen, die Kinder außer der Ehe haben, es ist das nichts gegen die Schande, Kinder zu haben und doch nicht zu lieben. Jene anderen haben die Entschuldigung der Schande — das ist naturgemäß, das reinigt ihre Schande, mein Leben aber, das Leben der meisten in der sogenannten gebildeten Welt, ist der Gipfel graufiger Gemeinheit.“ In der That, das „moderne Weib“, wie es im Buche steht. Aber wenigstens eins sucht die Verfasserin und klar zu machen, nämlich wie Owen wirklich ein Weib wird und lieben lernt. Zunächst erklärt er ihrem Manne, sie könne nicht bei ihm bleiben, da sie durch ihn entehrt sei, nur eins verspreche sie ihm, sie wolle ihrem Kinde eine andere Mutter sein, als ihre eigene Mutter ihr gewesen, damit das Kind nicht werde, wie sie geworden. Sie kehrt zu ihren Eltern zurück und der Mann geht auf eine Entdeckungstour nach Afrika. Die Mutter stirbt und im Todesdelirium spricht sie mit Owen zärtlich, als wäre diese ein kleines Kind, und als Owen so, während sie selbst bald Mutter sein wird, mit Tönen der Mutterliebe sich angedrückt fühlt, da „fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und ihr Herz schmolz in ihrer Brust, und das Herz der sterbenden Mutter war wie ein offenes Buch für sie; sie konnte all die Liebe darin lesen und die Reue und das tiefe Leid“. Ihr eigen Kind wird geboren, aber von ihrem Gatten hört sie nur einmal, daß er an schwerem Fieber erkrankt sei, sonst ist er wie versteinert. Sie verwaltet das Gut, sie pflegt das Kind, aber erst, als das Kind todtbraut wird, geht das letzte Eis aus ihrer Brust und sie telegraphirt an den Gatten, er möge kommen, sie und das Kind

schützen sich nach ihm. Doch das Telegramm erreicht ihn nicht, und schon gilt er ihr als ein Toter, den sie in bitterer Reue beweint, da kommt er als ein von schwerer Krankheit eben Genesender unerwartet heim. Im Fieberfriesel hört er es, wie Owen, die seine Anwesenheit nicht merkt, ihrem Kinde in liebender Schamfucht von ihm erzählt, und endlich „wandte sie ihr Angesicht zu ihm, um gelüßt zu werden, während das Kind einen Finger von ihr und einen von ihm gefaßt hatte und in unübersehbaren Worten, die aber doch mächtiger waren als die von Göttern und Kirchen, erklärte, daß diese beiden sollten hinfort ein Fleisch sein, was ja am Ende auch die eigenste Wißion der Kinder ist“. Durch große Trübsal lernt also das „moderne“ verblendete Weib, was die altmodischen Leute von sich selber wissen und von dem sie gar nicht einmal begreifen, warum man das noch erst lernen muß. Es ist ja psychologisch interessant, dergleichen Bücher einmal zu lesen, aber wenn man sie gelesen hat, möchte man jagen: Gott bewahre uns in Deutschland vor dem „modernen Weibe“.
J. P.

— The Story of a Modern Woman by
Ella Hepworth Dixon.

Marcella von Frau Humphry Ward, a yellow-aster von der pseudonymen Tota, das waren schon zwei Romane englischer Danten, aus denen wir entnehmen konnten, was in England die Frau über die Frau denkt und für sie fordert. Füge ich nun noch den Roman des Fräulein Hepworth Dixon hinzu, so mag diese Litteraturgattung wohl genügend charakterisirt sein. „Die Geschichte einer modernen Frau“ nennt die Verfasserin ihr Buch, sie hätte auch von zwei modernen Frauen reden können, denn in der That erzählt sie von zweien. Die weniger hervortretende ist die der hohen Aristokratie angehörige Alison. Für sie interessiert sich ein bedeutender Arzt Dunlop Strange, und sie ist sich darüber klar, daß sie, wenn er ihr einen Antrag macht, Ja sagen will. Er zeigt ihr sein Hospital, und als sie durch die Frauenabteilung gehen, meldet die vorstehende Schwester, es sei eben eine Dame von der Straße eingeliefert, Nummer 27, die nach einem Selbstmordversuch schwindigst geworden sei. Als man vorübergeht, wirt sich die Kranke, die ihnen bisher den Rücken zugedreht, herum und „zwei Leben bekommen eine andere Richtung“. Der Doktor tritt heran und — „sein Herz stand schier still. War dies armjetige Weib das Mädchen, in das er vor einem halben Duzend Jahren so vernarrt gewesen war, das ihn dann mit Eifersucht so gequält hatte, daß er mit ihm hatte brechen müssen?“ Alison merkt, daß etwas nicht in Ordnung ist, sie zieht deshalb Erkundigungen ein und erfährt, daß dies Mädchen zu dem, was es geworden ist, durch eben den Mann gebracht ist, dem sie selbst ihre Hand zu reichen im Begriff steht. Als seine Tischnachbarin in einer Gesellschaft giebt sie ihm zu verstehen, daß ihr alles bekannt geworden, und bricht dadurch mit ihm, denn „sie war feinerfalls ein

Mädchen, das alle erdenklichen Rücksichten nehmen wollte, nur um einen Mann zu bekommen". Also das wichtige Problem: wenn der Mann eine unberührte Braut fordert, hat dann nicht auch das Mädchen ein Recht auf einen unberührten Mann oder muß sie sich unter allen Umständen mit einem „aus zweiter Hand“ begnügen? — Die Hauptperson des Buches ist Mary Eric, Tochter eines angesehenen Gelehrten. Sie hatte des Vaters Interessen geteilt, nun stirbt er plötzlich und läßt sie mittellos zurück. Ein Mann, den sie wenigstens geru hat, macht ihr einen Antrag, doch, bevor sie heiraten können, muß er nach Indien reisen. Um später mit ihm, dem auch mittellosen Vitteraten, leben zu können, sieht sie sich nach einer Erlösung um. Sie versucht sich als Materin, doch ihr Talent reicht nicht aus, dann aber findet sie, als Tochter ihres Vaters durch ihren Namen empfohlen, durch Arbeit an Zeitschriften eben ausreichenden Lohn. Ihr Verlobter, ein schwacher Charakter, giebt sie um einer reichen Erbin willen auf und mehrere Jahre kämpft sie den harten Kampf des Lebens allein. Da begegnet sie dem früheren Verlobten, der sich in seiner Ehe tief unglücklich fühlt, wieder, und in einer leidenschaftlichen Scene will er sie überreden, mit ihm zu fliehen. Sie ringt hart und ruft endlich aus: „Niemand kann ich, niemals will ich wesentlich einer anderen Frau unrecht thun. Denk nur, wie sie leiden würde! O über die Qual in dem Leben eines Beides — wie häßlos, wie machtlos, wie leer! Und doch all wir modernen Frauen müssen einander betrachten.“ So wendet sie sich von dem einzigen Manne, den sie geliebt hat, der sie erst verliebt und nur zu verbotener Liebe sie reizen will. Ueber die Jahre, in denen noch ein anderer Mann sie etwa begehren könnte, ist sie hinaus: „fortan muß sie allein stehen und den mühseligen Lebenskampf ohne Beistand kämpfen. Und Frauen leben lange, ja — wir leben lange.“ Also das Problem des vermögenslosen, alleinstehenden Mädchens des gebildeten Standes, wohl der trübste Punkt in der Frauenfrage unserer Zeit. Gerade weil die Verf. von dem religiösen Gesichtspunkte nichts weiß, kann und ihr Buch zeigen, wie öde das Leben vor manchem alternen Mädchen liegt, das nicht in dem ihren Trost findet, der auch für ihr Leben Wege allerwegen weiß. Diese englischen Damen scheuen sich nicht, den schweren Fragen des modernen Frauenlebens mit Ernst gegenüber zu treten, und lernen von ihnen wird auch der können, der doch von einem Heilmittel wenigstens noch weiß, das sie bei Seite geschoben haben.

J. P.

G. Verschiedenes.

Vorträge im christlichen Männerverein in Schwerin gehalten von P. Bard, Oberkirchenrat. (Schwerin, Bahn.) 1894. 34 S. 6) S.

Des Verf. hervorragende Gabe für die Verteidigung des Christentums, oder besser, für Ver-

streuung von Zweifeln in den Herzen derer, die damit angefochten werden und doch ihrer gern ledig sein möchten, ist bekannt und bewährt sich auch in diesen Vorträgen. Auf seinem eigentlichen Gebiete bewegt sich der Verf. im ersten und im dritten Vortrage: „Der Grund unserer Gottesgewißheit“ und „Was wird aus denen, zu denen in diesem Leben die Kunde von Christo nicht gelangt?“, weil er beide Male kraftvoll reden kann von der Bedeutung und der Macht des Gewissens, in welchem der Mensch sich gegen Gottes Selbstbefundung in seiner unentrinnbaren Kritik des menschlichen Verhaltens erlebt. „Durch diese richtige Thätigkeit bekommt sich der lebendige Gott ausnahmslos jedem Menschen.“ So ist die Thatsache des Gewissens der eigentliche Grund für unsere Gottesgewißheit. Ob aber der hier außer Berührung geliebte Mensch am längsten Tage dem erscheinenden Herrn zufallen wird, das hängt davon ab, ob Gott im Laufe dieses Lebens durch sein Regnis im Gewissen und der Gestaltung seines Lebens die Regungen der Scham und der Trauer um die Sünde und des sehnennden Aufschauens nach Erlösung erzielte oder nicht. Der zweite Vortrag: „Bibel und Naturwissenschaft“ zeigt in ruhiger Entwicklung, wie wenig die wirklich feststehenden Ergebnisse namentlich der Astronomie und Geologie geeignet sind, unseren Glauben an die Wahrheit der Bibel zu erschüttern. Die kraftvollen Gedanken und die edle Sprache machen es zu einem Wunsch, diese Vorträge zu lesen. J. P.

— Fürst Wittgerlich im Oberlausitzer Sagenkranz. Eine Vorpiegelung sächsischer Thatsachen. Von Joh. A. Freiberger von Wagner (Johannes Menatus). Mit 12 Bildern von Rich. Dümmlenau. (Bauhen, Verlag von E. Vöbner.) 1895.

Johann Frdr. von Wagner (Joh. Menatus) ist bei den Lesern der Monatschrift ein gern gesehener Gast, und ich bin überzeugt, daß sich auch dieser 7. Band der von ihm herausgegebenen Sammlung „Alteree aus d'r Koberlausitz“ viele Freunde erwerben wird. Das nicht im Lausitzer Dialekt, sondern hochdeutsch geschriebene Buch bringt eine Menge Sagen und Märchen aus der Gegend von Zittau, Bauhen, Görlitz u. s. w., die der Verf. teils selbst gesammelt, teils in alten Büchern gefunden und der Wiederbelebung für wert erachtet hat. Ein junger Rechtsbesitzer, H. Wittgerlich, beschäftigt sich eifrig mit der Geschichte seiner Heimat, ebenso sein Freund Ulfemann; nach einem Zusammensein, bei dem Oberlausitzer Sagen erzählt sind und auch der Wein nicht vergessen ist, schläft Wittgerlich ein und erwacht im Fremtlande, besetzt einen Jauerberer, wird Gemahl einer hofbesigen Prinzessin und Herrscher ihres Landes. Das erregt sich in grauer Vorzeit. Von da an erlebt er Sage und Geschichte der Lausitz bis zum 18. Jahrhundert, immer im Bewußtsein, ein Sohn des 19. zu sein. Tiefer Ernst und tiefter Scherz liegen hier dicht nebeneinander; auch der Satire gönnt der Verf.

freien Raum, wenn er die Modetheorien unserer Zeit, die künstlichen Unarten unserer Schriftsteller, die Sucht, vergangene Zeiten als Muster für die ungeringeren hinzustellen u. s. w. derb geißelt. Kritisieren läßt sich ein solches Buch eigentlich gar nicht. Gefallen wird es denen, die noch nicht zu sehr von des „Gedankens Blässe angekränelt“ sind und nicht alle Darmlosigkeit durch Lesen Jolaischer Romane oder Jbidischer Schauspiele eingeblüht haben. Für mich ist es ein Lapsal gewesen, diese geist- und humorvollen Märchengedichte zu lesen.
v. H.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. 19, Heft 7: Arthur Schopenhauer nach seinem Charakter und seiner Stellung zum Christentum. Von Dr. Theodor Simon, Schloßprediger in Cottbus. (Stuttgart, Chr. Belfer.) 47 S. 80 Pf.

Schopenhauers Weltanschauung laßt von Widersprüchen. Der Verf. führt diesen Gedanken in klarer, gemeinverständlicher Weise aus und faßt S. 44 all das zusammen, in dem die Widersprüche zu Tage kommen. Schopenhauer hat Stücke der christlichen Wahrheit sich angeeignet, aber er ist auf dem Wege zum Vollbesitz der Wahrheit in Selbstüberhebung und Hoffart stehen geblieben. — In S. 12 muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden, indem die Schauspielerin Karoline Jagemann nicht der gefeierte Liebling, sondern die erklärte Maitresse Karl Augusts von Weimar genannt werden muß.
O. K.

— Herr von Stephan und seine Leute. Zur Lage der unteren Postbeamten im deutschen Reichspostgebiete. Nach amtlichen Quellen zusammenge stellt und bearbeitet von C. Bieth. Berlin 1894, Verlag von H. Baare.) 75 Pf.

Zu den Glückwünschen und Anerkennungs schreiben, die Herr von Stephan bei Gelegenheit seines 25jährigen Jubiläums als Leiter unseres PostweSENS zugegangen sind, gehört diese Schrift nicht. Sie ist vielmehr eine scharfe Verurteilung

der von ihm geübten Behandlung der unteren Postbeamten, namentlich der Postkassaboten und Briefträger. Der Verf. begnügt sich nicht damit, Verbesserungsorschläge zu machen, sondern er hebt die unteren Postbeamten in der verwerflichsten Weise gegen die oberen auf. Erreicht wird dadurch nichts, nur Begehrtheit und Unzufriedenheit werden durch solche Heuschriften erzeugt; es scheint freilich, als ob es dem Verf. gerade um diese Wirkung zu thun gewesen wäre. Das Buch schließt mit einer an die unteren Postbeamten gerichteten Aufforderung, sich offen der Socialdemokratie anzuschließen und in Verbindung mit den anderen, nicht im Staatsdienst stehenden Arbeitern eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen.
v. H.

— Die Frauenfrage. Eine geschichtliche Studie von Adolf Philipp. (Bielefeld u. Leipzig, Bethagen & Klasing.) 1894. 0,80 M.

Ein löstlicher Vortrag, der in durchaus gejunger Weise das Problem behandelt, natürlich weitans nicht erschöpfend, auch wohl nicht ohne eine gewisse bewußte Verschärfung des Gegenjages gegen die falsche Emancipation. Das Motto lautet in seiner Ironie gegen das unruhige Suchen mancher Kreise nach neuen Frauenthätigkeiten und Frauenrechten: „auch spielen sie nicht“.

— Die Frau und das Universitätsstudium von D. Kersten. Der Zeitfragen des christlichen Volkslebens 125. Heft. (Stuttgart, Chr. Belfer.) 1892. 0,80 M.

Unparteiische und gründliche Untersuchung 1) der Frage nach dem Ursprung der Forderung, daß die Universitäten auch allgemein dem weiblichen Geschlecht geöffnet werden, 2) der Gründe, die man dafür vorbringt, 3) der Folgen, welche diese Maßregel für die Universitäten haben würde. Das treffliche Heft bringt nicht nur viele gute Gedanken, sondern auch reiches Material aus der Statistik und der Litteratur.




 Con 12^a -

YD 29631



